Heimgarten

Peter Rosegger

Digitized by Google

902
.44
V.22

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

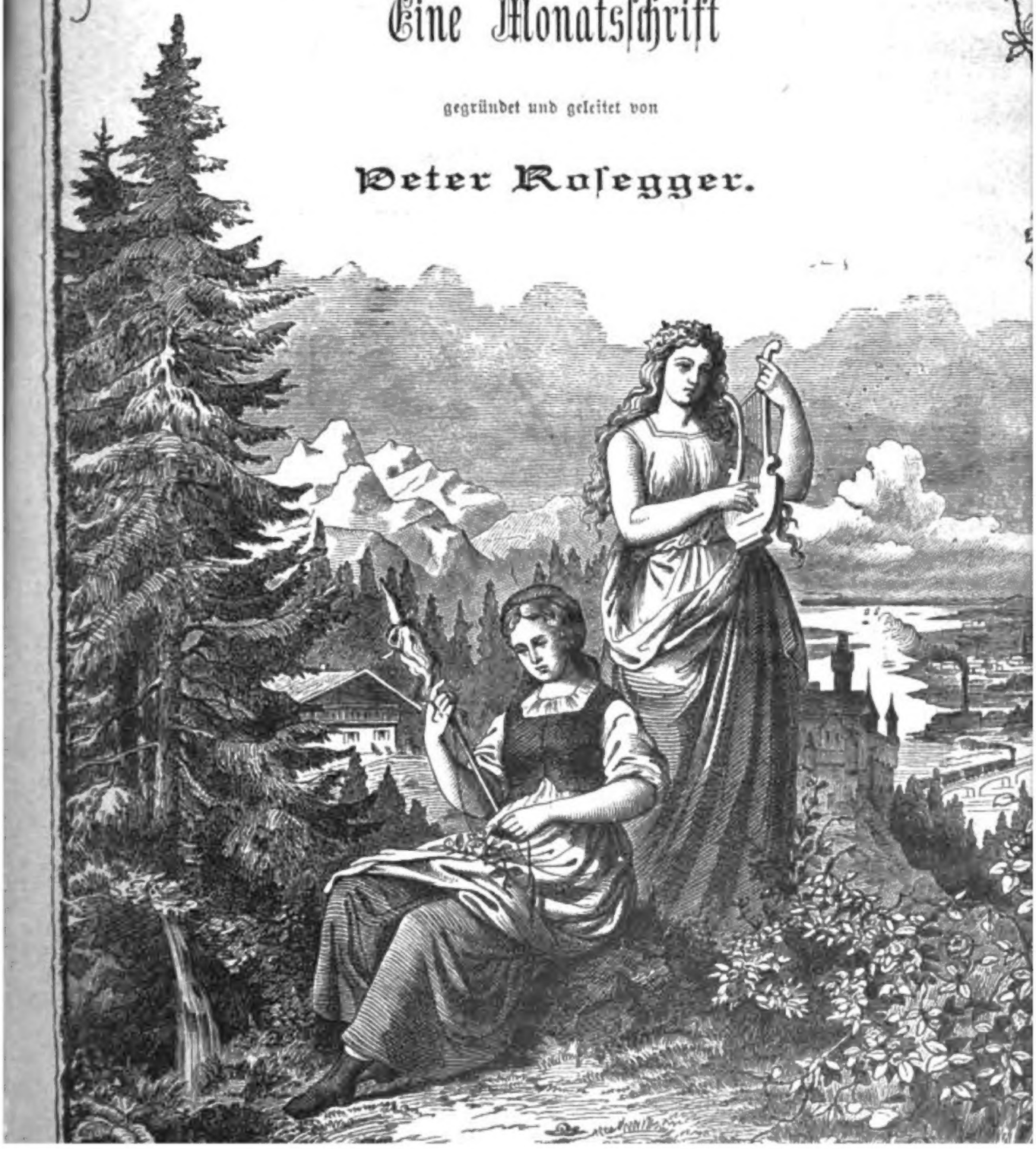
22. Jahrg. October 1897. 1. Heft

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet von

Peter Rosegger.



Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Erdsegen. Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes. Roman von Peter Rosegger	1
Mei' Dirndl. Von Josef Wichner	19
Die schlaue Almerin. Ein Jägergeschichtlein von R.	26
Schon dreißig Jahre bin ich alt! Von Rosegger	30
Andreas Rauber, der Langbärtige. Ein Sittenbild aus Steiermarks Vergangenheit von Franz Jos. Fridrich	31
Das Volk der Vereine. Von R.	36
Briefe Franz Nissels an seine Braut Serafine, Reichsfreiin Binder von Krieglstein, verwitwete Konrad	37
Eine Glocknerwanderung. Aus dem Tagebuch des Herausgebers	53
Die Welt im zwanzigsten Jahrhundert. Nach F. Bettex	60
Die Mutter. Von Heinrich Hege	67

Kleine Laube.

Wia d Liserl in Vettern sei Lehr befulgg	68
Eine poetische Geschichte vor Gericht	69
Die Brautnacht. Von Adolf Pichler	71
Das Hamerlingdenkmal in Mürzzuschlag	74
Bücher	76
Postkarten des „Heimgarten“	80

Im unterzeichneten Verlage erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Der Rathgeber
in
Grundbuchssachen.

Anleitung zur Verfassung
von
Kauf-, Tausch-, Übergabs- und Leibrenten-Verträgen, Schuldscheinen, Cessionen, Quittungen und sonstigen Verträgen und Erklärungen aller Art,
von
Gesuchen und Eingaben
in
Grundbuchs-Angelegenheiten,
als um
Eigenthums- und Pfandrechteinverleibung, Löschung, Grundtrennung, Amortisierung und Verjährung, sowie zur Durchführung der Realexecution.
Mit 83 Formularien.
Von
Gustav Neumann.
Preis brosch. (226 Seiten) fl. 1.50, mit Franco-Postzusendung fl. 1.60.

Verlagsbuchhandlung „Leykam“
Graz, Stempfergasse 4.

Digitized by Google

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

Peter Rosegger.

XXII. Jahrgang.

Graz.

Druck und Verlag von „Leykam".

1898.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXII. Jahrgang.

Romane und Erzählungen.

Seite

Erdsegen. Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes. Roman von Peter Rosegger 1, 81, 161, 241, 321, 401, 481, 561, 641, 721, 801, 881

Die Stadt der Heiligen. Von Emil Ertl 96

Die Stiefmutter. Von Koloman Mikszáth. Deutsch von Dr. Josef Julian Graf Zamoyski 149

Der Menschenfresser. Eine Jugenderinnerung von Josef Wichner 171

Zu Straßburg auf der Schanz.... Ein steierisches Volksbild von Peter Rosegger 177

Die kranken Töchter. Eins von den biederen Landsleuten 208

Der fliegende Weinhändler. Von Hans Hoffmann 251

Der Rübensaft. Eine Erzählung von Hans Malser 257

Mann und Weib. Eine Waldgeschichte aus dem zwanzigsten Jahrhundert. Von Peter Rosegger 264

Der Emporkömmling. Novelle von Max von Weißenthurn 337

„Zum wunderbar geretteten Jäger." Eine Geschichte aus dem Hochgebirge von Peter Rosegger 419

Ob Könige sterben? Geschichte von Ludwig Jacobowski 498

Der Schlaucherl vom Berg. Eine Sondergestalt von Peter Rosegger 502

Der Antiquar. Eine gedankliche Geschichte von Hans Grasberger 578

Der Reformator. Erlebnis von Hans Malser 583

Maigewitter. Eins aus dem Leben. Von Peter Rosegger 588

Als ich Schullehrer gewesen. Erinnerung aus der Waldheimat von Peter Rosegger 605

Alt. Skizze von Erich Ebenstein 655

Der Weichenwächter. Eine Erzählung aus dem Leben 664

Mein Schulmeister. Erinnerungen aus dem Leben eines Schulgehilfen. Von Konrad Katzenberger 741

Diethelm der Spielmann. Eine Geschichte aus alten Zeiten von Hans Malser . . 751

Die Sünde. Ein Vorgang vom Dorfe von Heinrich Sohnrey 783

Das geheilte Kopfweh. Eine Art Märchen von Karl Graeser 816

Der Windlicht-Friedel. Eine Gestalt aus dem Volke der Alpen. Von Peter Rosegger 830

(RECAP)

Digitized by Google

Seite
Das Dreigespann des Todes. Eins aus dem Volke 852
Auf Besuch beim Herrn Sohn. Eine Schilderung aus dem steirischen Volksleben von Adolf Frankl 895
Ein Selbstmord mit Hindernissen. Bild aus dem Wiener Volksleben von B. Chiavacci 911
Ein Unterhaltungsabend des Herrn von Gadeldom 916

Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Die schlaue Almerin. Ein Jägergeschichtlein von R. 26
Eine Glocknerwanderung. Aus dem Tagebuch des Herausgebers 53, 136
Wia d Liserl in Vettern sei Lehr befulgg 68
Wia da Raffer-Michel Ohbitt leistet 154
Auf dem Schneeberge. Aus dem Tagebuche des Herausgebers 203
Mundartliche Sprüche aus Steiermark. Gesammelt von Karl Reiterer 230
In den Bergen von Tirol. Aus dem Tagebuche des Herausgebers 280, 367
Volksglaube über die Vergeltung im Jenseits. Von Rosa Fischer 290
Von der Lässigkeit unserer Bauern 296
Ein Stück aus der Bauernbibel. Von Rudolf Greinz 300
Der Taschendrucker-Sepp. Ein leuchtendes Beispiel der Sparsamkeit 448
Almsagen und Almmärchen aus dem bayrischen und steierischen Hochland. Mitgetheilt von Alfred Hofmann 451, 533
Kegelscheiben 472
A singada Steirer. Gedichte von Franz Fraungruber 539
Sinniger Unsinn. Volksmeinungen. Gesammelt von Karl Reiterer 613
Wie es die Bauern bei uns machen! Eine volkswirtschaftliche Darstellung aus der Schweiz von R. Gutersohn 618
Meraner Volksschauspiele. Von Peter Rosegger 670
Ein armes Kind. Von Rosalia Fischer 700
Da Steirer vor der Himelthür. A Gschichtl in da steirischn Gmoansproch. (Neue Bearbeitung) 703
Eine alte Hirtensitte. Von R. Gutersohn 709
Wie man im Volke isst. Von Rosalia Fischer 710
Aus dem Hinterberger Landel. Aus dem Tagebuche des Herausgebers 770
Der blinde Berg. Aus dem Tagebuche des Herausgebers 793
Ausflug auf den Plesch. Etwas für die Grazer vom Herausgeber 838
Hütztags. Gedicht in Montavoner Mundart von Johann Baptist Biedermann . 864
Oberbayerisches Trauerspiel 910
Eine Wanderung in die Waldheimat. Aus dem Tagebuche des Herausgebers 932
Brautleute. Von Rosalia Fischer 938
Die alt Jungfara. Gedicht in Montavoner Mundart von Johann Baptist Biedermann 945

Land und Leute. Charakterbilder.

Gestalten aus dem Armenhause. Von Karl Wolf 114
Der deutsche Nachtwächter 193
Seume, der Spaziergänger in Steiermark 377
Bäuerlicher Aberglaube in Deutschland. Von O. Hütterott 546
Amul a weanch hianzisch! Gedichte von Johannes Ebenspanger 632
Gegensätze in England. Von Julius Werner 689

Digitized by Google

Seite
Leben und Glauben im Erzgebirge. Von A. Schwarz 694
Der Zankapfel im Atlantischen Ocean 708
Natur- und Volksleben in den Karpathen. Von Rudolf Bergner. 778, 843
Wie unser Landvolk singt. Von Erwin Gros 865

Cultur- und Naturgeschichtliches.

Andreas Rauber, der Langbärtige. Ein Sittenbild aus Steiermarks Vergangenheit von Franz Jos. Fridrich 31
Die Zionisten. Von R. 142
Gelehrte Idioten. Von Wilhelm Thal 226
Ein Blick auf die Novemberereignisse in Graz. Von R. 311
Ein Ausspruch Kaiser Josefs II. über den Zweikampf. Mitgetheilt von Franz Goldhann 313
Das nervöse Weib. Typen und Beispiele von Albert Moll 358
Ein vaterländisches Blatt vor fünfzig Jahren. Von M. 434
Bärte. Von Dr. Gustav Kleinert 520
Wie das Volk dichtet 610
Der Bärenhäuter, der Ursprung der böhmischen Sprache und der große Bär. Von Theodor Vernaleken 706
Die Bedeutung der Satire. Von Rocha. 761
Geschichtsunterricht vor 250 Jahren. Von K. Reiterer. 921

Über Sitten und Unsitten. Plaudersames.

Mei' Dirndl. Von Josef Wichner 19
Die Welt im zwanzigsten Jahrhundert. Nach F. Bettex 60
Was wollen eigentlich die emancipationslustigen Frauen? 145
Deutscher Kirchengesang. Eine Zuschrift. Von R. F. 153
Was nach tausend Jahren die Gelehrten über Goethe und Bismarck docieren werden . 199
Also sprach der Jodel 213
Was ist Bildung? Von R. 221
Eins aus der Schulmeisterei. Von Franz Mohaupt 273
Eine Vorlesung im „Salon" der kleinen Martha. Von Peter Rosegger 348
Ein Ruf an unsere Priester. Von Peter Rosegger 388
Der Reichshund. Ein Reiseabenteuer. Von R. 442
Wie's einem geht, wenn man kein Bier mehr trinkt. Von Ignaz Danzer 458
Deutschen Gesang! Eine Zuschrift 466
Über die Gefahren des „Zuges nach der Stadt" 473
Der Process Zola und die öffentliche Meinung. Von Hans Malser 515
Wahret die deutschen Ortsnamen! Von J. K. Lecher 526
Es kann dir nichts geschehen. Eine unzeitgemäße Betrachtung von R. 540
Heimat oder Nation? Von R. 550
Vom Adel des Könnens 596
Warum sind so viele Menschen unglücklich? Von Friedrich Kirchner 625
Über Heimat, Vaterland und Nation. Bemerkungen von Th. Vernaleken 630
Was berühmte Ärzte über die Vivisection sagen 633
Wie soll der Lehrer die Schüler behandeln? Von einem Volksschullehrer 680
Wie das bürgerliche Jahr mit dem astronomischen Jahre unauffällig vereinigt werden könnte. Von R.. 768

Digitized by Google

Seite

Wie das bürgerliche Jahr mit dem astronomischen unauffällig vereinigt werden könnte. Entgegnung von Rudolf Falb 946
Was bedeutet die Kornblume. Von R. 791
Rückkehr zur ländlichen Natur. (Antwort auf eine Zuschrift.) Von R. 835
Etwas für die Deutschen. Von M. 867
Verschönerungsvereine 868
Heimat und Nation. Von E. H. 872
Das Recht der Persönlichkeit. Von *,* 925
Des Schwaben Schmidlin Lobrede auf den Brantwein 944

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Briefe Franz Nissels an seine Braut Serafine, Reichsfreiin Binder von Krieglstein, verwitwete Konrad 37, 126, 184
Das Hamerlingdenkmal in Mürzzuschlag 74
Des „Ewigen Lichtes" zweiter Theil. Von R. 229
Zum siebzigsten Geburtstag. Eine Erinnerung 306
Über die Verwendbarkeit des Dialectes in der Literatur. Von R. 314
Ein steierischer und ein niederösterreichischer Bär 353
Was sollen unsere Denkmäler darstellen? Von Rosegger 393
Wie denken Sie über die „Moderne" in der Malerei? Von R. 394
Die Angelegenheit Hartleben-Rosegger — geschlichtet 396
Literarischer Hader 446
Richard Wagner gefunden? Von Rosegger 471
Für Schriftsteller. Von R. 474
Wie Dichter entstehen 555
Ein Steirerherz. Von Peter Rosegger 678
Was sollst du deiner Braut schenken? Von R. 711
Wie Peter Rosegger Wagnerianer wurde. Von Moriz Wirth 712
Der große Schweizer Bauerndichter. Von M. 792
Aufruf zur Errichtung eines Willibald Alexis-Denkmals in Arnstadt 879
Über Kritiker. Von M. 947
Bücher 76, 154, 234, 315, 397, 474, 557, 637, 717, 795, 876, 949

Gedichte, Sprüche.

Schon dreißig Jahre bin ich alt! Von Rosegger 30
Die Mutter. Von Heinrich Hege 67
Aus der Gesellschaft. Von Jenny v. Reuß 123
Liebeshochamt. Von Anton Renk 141
Poetenwinkel:
Der Dachstein im Vollmond. Von S. A. Weiß 144
Im Herzen des Waldes. Von Franz Floth 144
Lied. Aus dem Ungarischen des Alexander v. Endrödi übersetzt von Frusine v. Szalay 144
Der Pfannenflicker. Von B. Del-Pero 144
Gesicht des Dichters. Von Edmund Stubenrauch 224
Helle Nacht. Von Elsa Hruschka 225

Digitized by Google

Seite

Weihnacht. Von Margarethe P. 225
Spruch. Von Otto Michaeli 226
Vergebliche Mühe 469
Zwei Sonette. Von H. 469
Der Schlüssel. Von H. 470
Die Linde. Von Elsa Hruschka 470
Krank lag ich . . . Von Franz Floth 470
Die ehernen Ritter. Von Georg Mühlbach 470
Sonntag. Von Heinrich Hege 869
Sonnenwende. Von Anton Renk 869
Auch ohne Sonnenglühen. Von Franz Tiefenbacher 870
Abend-Gedenken. Von Franz Floth 870
Einst! Von Hans Fraungruber 870
An der Lohmühle. Von Josef Knely 870
Der Dichter und sein Lied. Von Margarethe Piffl 871
Stimmungen. Von Wilhelm Grab 871
Alpenröslein. Von Josef Pollhammer 871
Staudenliadl. Von Hans Fraungruber 872
A steirisches Weinl. Von R. 872

Neue Gedichte von Sophie von Khuenberg 183
Weihnachtstannen. Von Elisabeth Messerschmiedt 315
Wenn über blauen Gletscherspalten . . . Von Anton Renk 353
Das ganze Land Tirol. Von R. 377
Fasse Muth in deiner Noth! Von Franz Tiefenbacher 392
Zwei Acker-Gedichte von R. Burns, übersetzt von L. S. 415
Eins im Andern. Von R. 446
Federstiel und Wanderstab. Gedichte von Josef Schweizer 471
Osterlieder eines gefiederten Sängers. Von August L. 509
Stimmen und Bilder. Neue Gedichte von Ferdinand Avenarius 551
Warum kaufen die lieben Deutschen so wenig Bücher? Von Edwin Bormann 555
Aus der „Modernen". Gedichte von Christian Morgenstern 594
Die Geizige. Von G. Häbler 705
Sommerfrische. Von Sophie von Khuenberg 760
Mir war im Traum, die Mutter sei verschieden. Von Franz Floth 790
Sommernacht. Von Richard Zoozmann 835
Die Kameraden. Von Richard Zoozmann 921
Die Lechthaler Weiber. Von Christian Schneller 942

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke.

Eine poetische Geschichte vor Gericht 69
Die Brautnacht. Von Adolf Pichler 71
Des Oheims Weihnachtsgabe. Von R. 222
Unrecht Gut. Von F. G. 416
Der tückische Ring. Ein Märchen von Hanna Schomacker 462
Keinen Stein auf sie. Von Rosalia Fischer 466
Eine Schildbürger-Geschichte. Von H. M. 554
Nix deutsch! Von R. 632
Lustige Zeitung 716

Verschiedene Sachen.

Seite

Das Volk der Vereine. Von R. 86
Die Blumen, die blühen im Garten 148
Heimständigkeit. Von R. 176
Adelmann und Edelmann. Von Malser 347
Zweifacher Grund. Von R. 352
Billigkeit — Gerechtigkeit. Von Seume 457
Die deutsche Frau. Von Franz Goldhann 551
Einem Vivisector. Von Rosegger 551
Wie weit wir es gebracht! Von Hugo Oswald 609
Der bekehrte Tiroler 631
Selbstmorde. Von R. 669
Interessantes aus aller Welt 715
Politik 716
Harte Arbeit. Von R. 740
Unser Bettler. Von R. 794
Die Magyarin auf der Reise. Ein aufgefangener Brief 875
Selbstbeherrschung. Von Friedrich Nietzsche 943
Kleine Einfälle. Von Franz Goldhann 948
Postkarten des „Heimgarten“ 80, 160, 240, 319, 400, 479, 559, 640, 720, 800, 880, 952

Erdsegen.

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.

Herausgegeben von **Peter Rosegger.**

In der Zusen, am ersten Sonntage im Jahre des Heils 1897.

Hol' Euch der Kuckuck! Sothanen Gruß zuvor, theuere Freunde, und nun lachet! lachet! — lachet! Die ersten zwei Tage dieses Jahres waren zwei Ewigkeiten en miniature, der dritte hat überhaupt noch kein Ende genommen. Wenn aber das merkwürdige Jahr doch einmal aufhören sollte, was nach menschlicher Berechnung immerhin wahrscheinlich ist, dann werde ich lachen, ihr Herren! Und mein Lachen wird Euch wie Posaunenschall des jüngsten Gerichtes sein, falls Ihr eine Ahnung habt, was damit gesagt sein soll.

Meine actuelle Stimmung ist allerdings etwas weit vom Lachen abgelegen. Zur Stunde habe ich meinen Beruf noch nicht gefunden, aber ich sage Euch, in der nächsten Sylvesternacht tauche ich vor Eueren Augen furchtbar auf, keine Stunde diene ich nach, und sollte jetzt der halbe Januar vergehen, ehe ich's bin. Bemühen? Redlich. — In der Zusen heißt das Nest, wo ich am Wirtstisch Euch die erste Kunde schreibe. Aus zwei Bauernhöfen bin ich gestern bereits hinausgeworfen worden. Heute

0902
444
469517
Digitized by Google

ist Ruhetag. — Auf meine höfliche Anfrage im ersten Hof hieß es: „Ei schau! Im Sommer wachsen die Kirschen und im Winter die Vagabunden! Das glaub' ich, dass die Herrschaften um Neujahr gern ein warmes Nest und eine volle Schüssel haben möchten. Nachher, wenn der Schnee weggeht und die Feldarbeit anhebt, laufen sie davon. Im warmen Sommer lumpt sich's schon durch. Geh' nur zu den Socialdemokraten!" Klapps hatte ich die Thür vor der Nase. — Das war ein schönes, stattliches Gut gewesen an der Landstraße. Mir that's leid drum. Hat aber Stoff gegeben für einen volkswirtschaftlichen Artikel — die Zeile nicht unter zwanzig Kreuzern. Kostet mich selber so viel. — Als ich im zweiten Bauernhof zusprach — sogar mit dem Hut in der Hand — ob man keinen Knecht brauche, glotzte mich der Bauer an — so ein kleiner, dicker, kecker Kerl — griff dann mit seinen schlodderigen Fingern nach der gedrehten Spitze meines Schnurrbarts und sagte: „Für einen Bauernknecht passt keine Bartgabel, für den passt die Mistgabel!" Und nun war es rührend, wie meine Hände, von den Göttern zur Feder bestimmt, um die Mistgabel geworben haben. Der Bauer starrte auf diese zarten Gliedmaßen: „Sollen das auch die Werktagspratzen sein? Na, ich dank'! Für den Löffel halten sie's!" — „Herr Vater!" sage ich, „es käme nur auf einen Versuch an, wofür sie es vielleicht auch sonst noch halten möchten!" Und stelle mich mit gerüsteten Fäusten hart vor ihn hin. Er weicht natürlich einen Schritt zurück und frägt nach dem Dienstbotenbüchel. Da ziehe ich meinen Militärschein aus der Tasche: „Drei Jahre dem Kaiser gedient. Gegenwärtig möglicherweise Reserveofficier!" — „Und ich hätt' einen Ochsenknecht gebraucht!" lacht der Bauer. Natürlich habe ich mich sofort um die Ehrenstelle beworben. Er sagt, ich möchte so gut sein und ihn nicht zum Narren halten. Damit war die Unterhaltung abgebrochen.

Morgen hausiere ich weiter. Der Dorfwirt, bei dem ich heute das Dasein genieße, sucht einen Fuhrmann. Pferde! das wäre doch einigermaßen ritterlich, aber ich weiß nicht, ob Ihr es für die Wette gelten ließet, Ihr Kanaillen! Doch, Ihr sollet sehen, was ein verwegener Spass kann, wenn er Ernst wird! Ich will Euch zeigen, Ihr jammervollen Tintensclaven und Federkannibalen, dass eines Mannes Wort eines Mannes Wort bleibt selbst über den Dunghaufen hinaus! — Dieses Dorfhotel wäre für ein paar Tage erträglich, wenn anstatt dem „Neuigkeits-Weltblatt" unsere theuere „Continental-Post" aufläge. Die Expedition soll das Blatt auf einen Monat gratis schicken an den „Weißen Hirschen" in der Zusen. Hat er's erst gerochen, dann wird er's auch fressen.

Am Nebentisch sitzen drei Bauern und sprechen seit rund zwei Stunden über ein trächtiges Kalb. Als angehender Standesgenosse fühlte ich die Pflicht mitzureden, aber unsereiner, merk' ich, weiß nichts und

versteht nichts davon. Ich komme mir in diesen Kreisen recht ungebildet vor. — In einer Woche mehr von Euerem bishin hoffentlich zum Bauernknecht geschlagenen

Hans Spiridion Trauttentorffer,
volkswirtschaftlicher Redacteur der „Continental-Post".

Übermache Euch anbei meinen vollen Namen. Wickelt ihn in Seidenpapier und bewahrt ihn gut auf. Übers Jahr, übers Jahr, wenn ich wiederum komm'!

* * *

Hoisendorf, am zweiten Sonntage.

Mein sehr geschätzter College Meyer unterm Strich!

Lass Dir nicht träumen, es käme hier ein Feuilleton aus ländlichem Leben. Nicht eine Zeile! Und wenn Ihr mich etwa deshalb aus dem Paradiese getrieben habet, damit ein ständiger Externer Euch Haderlumpen von der „Continentalen" aus Bauernhöfen mit volksthümlichen Correspondenzen versorge, so seid Ihr in einem verhängnisvollen Aberglauben befangen. Man wird die „Hofnachrichten" schon so einrichten, dass sie „unmöglich" sind.

Einstweilen sind es noch sehr wehmüthige Abenteuer eines Dienstsuchers. Am Montag und Dienstag habe ich nach tagebücherlichen Urkunden bei nicht weniger als dreizehn Bauernhöfen angeklopft. Der dreizehnte — dachte ich — müsse so unglücklich sein, mich aufzunehmen. Aber auch der hatte seinen Schutzengel. Du siehst, Meyer, ich befleißige mich schon volksthümlicher Denkart. Dem einen war ich zu schlank gewachsen, dem anderen zu „herrisch" angethan, trotz meines schäbigen Touristenanzugs. Der dritte nahm mich nicht, weil ich mein Eigenthum in einem Handbündel mithätte. Und der vierte entschied kurzweg: An einem Knecht, der mit weißem Hemdkragen dahergehe, wie ein windiger Schulmeister, habe er sich schon vorwegs sattgegessen. Mehr wurzelseppartig! sagte ich mir und stolperte ins nächste Haus weitschrittig, mit gebogenen Knien und Armen, das Haar zerriffelt, die Hände mit Waldharz und Erdstaub überkleistert: Ein fleißiger Dienstbote bäte um Einstand in einen Jahresdienst. Der Hausvater: „Woher geht die Reise?"

Ich: „Aus der Garnison. Mit dem Abschied. Gottlob, dass ich wieder in der Bäuerei bin. Diese Stadt! Dieser Militärdienst! Man glaubt es nicht. Ganz krank wird der Mensch, wenn er die körperliche Arbeit entbehren muss. Arbeit ist das einzig Gute auf der Welt."

Der Bauer wendete sich um gegen ein altes Weib, das hinter ihm stand: „Geschwatz! Wer die Arbeit kennt, der redet anders."

Und sie: „Fortschicken kannst ihn doch nicht, jetzt spat abends."

„Über den Feiertag soll er dableiben, nachher werden wir's halt sehen."

Potz Blitz! War ich Bauernknecht? Nachher in der Dämmerung gieng ich noch um den Hof herum, mit Kennermiene den Schauplatz

meiner künftigen Thätigkeit prüfend. Und zur heiligen Stunde, da Ihr zu dreien oder mehreren im „Rothen Krug" sitzet beim Pils, saß ich am Leuttisch unter unsauberem Gesinde, aß mit einem breiten Blechlöffel aus der gemeinsamen Schüssel Milchsuppe mit Mehlnocken und erzählte von meinem Soldatenleben. In unnachahmlicher Bescheidenheit theilte ich den lieben Hausgenossen mit, wie ich bei der bosnischen Occupation die Hauptstadt Serajewo erstürmte, bei der Schlacht von Sedan den Erzschelm Napoleon einfieng, bei Königgrätz eine Kugel in die Brust bekam, die zum Glücke hinten wieder hinausflog, und in der Schlacht bei Leipzig einem Welschen die Fahne aus der Hand riss und damit die deutsche Sache rettete. Diese Heldenthaten waren nicht umsonst vollführt. Die Hausmutter erwog, dass ein Mann mit solch geschichtlicher Vergangenheit nicht in der Knechtkammer schlafen könne auf der Streu. Sie verordnete mir das Handwerkerbett, welches stets das beste im Hause sein soll. Da sank ich tief ins knisternde Stroh, zog die kalte mürfelnde Decke über die Nase und dachte: dieweilen du hier schläfst, Recke, wird das Jahr wieder um eine Nacht kürzer — die Stunde zu circa drei Kronen. Du siehst, ich bleibe immer Volkswirt.

Am nächsten Tage war Heiligdreikönigsfest, kamen am hellen Morgen die drei Weisen mit dem Stern, plärrten unisono ein Lied und bekamen die morgenländischen Majestäten von der Hausmutter Schmalznudeln mit Honig. Nach dem eingenommenen Dejeuner sind die höchsten Herrschaften in jugendlicher Elasticität weitergereist. Zu Mittag war ein unerhört großes Essen. Was es war, kann ich nicht beschreiben, aber viel war's. Bei manchen Gerichten stockte das Schmalz an den Rändern und klebten die gefetteten Stubenfliegen an den Klößen. Bei der Backofenhitze der Stube führen im Bauernhof diese niedlichen Thierlein auch im Winter das wonnige Dasein der Creatur, und die Fensterscheiben sind reich geschmückt von Beweisen ihrer — Pünktlichkeiten. Mein Appetit war demzufolge bald gestillt und nachmittags konnten wir Knechte uns ausruhen. Ich für meinen Theil wusste anfangs nicht recht, wovon, doch der Altknecht duschelte mir zu: „Von der morgigen Arbeit!"

Am nächsten Tage war Regenwetter, der Hausvater befahl, ich solle in der Stube bleiben und „Span machen". — Was ist denn das? In den Stall gieng ich hinaus und suchte unter dem Gesinde einen Freund, der mir sagte, was das sei, „Span machen". Die alte Kuhmagd blickte mich höchst betroffen an. Endlich schien sie doch zu begreifen, dass der Mensch in Völkerschlachten das „Span machen" nicht lernt, sie gab mir also Unterricht: Von dem Holzschoppen die Kienscheiter ins Haus tragen, dieselben über dem Herdfeuer bähen, dann von dem gezähten Scheit mit einem Schnitzger dünne Späne herabklieben, diese auf dem Ofen dörren, dass man sie anzünden könne, abends in der Stube. —

Es ist tief beschämend! Glaubt so ein Zeitungsschreiber die Aufklärung buttenweise ins Volk zu gießen und muss sich von einer struppigen Stalldirne sagen lassen, wie man im Bauernhause das Licht macht. — Strenge nach der Anweisung gieng ich vor, allein fürs erste verkohlten mir die Scheite über dem offenen Herdfeuer, fürs zweite sprangen die Späne, die ich schnitt, spröde entzwei, und fürs dritte nahm mir der Hausvater den Schnitzger aus der Hand, es wäre schade ums Kienholz, wo die Föhrenbäume ohnehin so schütter stünden im Wald! — Wie er vom Kienholz nur auf die Föhrenbäume kam! Was meinst Du, Meyer?

Meine erste Empfindung nach dieser demüthigenden Zurückweisung war: Pistolenduell! Aber als der Mann mit ruhigster Geschicklichkeit die dünnen, breiten, weich sich reifenden Leuchtspäne vom frischgebähten Scheite klob, da sah ich, dass er recht hatte. Bin hinausgegangen, habe im Zeuggelass eine Schaufel genommen, um den Schnee wegzuschaufeln, der in einer restlichen Kruste unter den Dachtraufen lag. Jetzt erschien der Altknecht: „Was machst denn da, Mensch? Das Schneehäufel irrt niemanden und geht schon selber weg, wenn's ihm zuviel regnet. Hast sonst nichts zu thun, so geh' agen reitern!"

Agen reitern! — Nun sah ich wohl, meine Politik war verspielt, es war Zeit, das Portefeuille zurückzulegen. Der Hausvater kam mir zuvor noch am selbigen Abend: „Mit Ihm wird's halt am gescheitesten sein, Er rastet sich in der nächsten Nacht noch einmal gut aus und morgen geht Er um ein Häusel weiter. An Willigkeit fehlt's nit, aber den Kopf hat Er nit dazu."

Beim Grobschmied einstmals hat's doch anders geheißen. Es wäre schade um das gute Köpfelein fürs Roheisen! Und hat mich der Onkel Bäckermeister aus dem Dorfe in die Stadt gethan, damit vom herabgekommenen Rittergeschlechte doch wieder einmal einer in die Höhe kommen könne. Nicht alle Semmelbäcker denken so überschwenglich. Mir waren zurzeit neugebackene Wecken lieber als altgebackene Adelsdiplome, wovon das meinige noch gar nicht einmal erwiesen ist. Im Gymnasium habe ich wohl auch meinen Mann gestellt, obschon mir die Vorzugsschüler als ekelhafte Streber immer sehr zuwider gewesen sind. Dass man anstatt auf die Universität zur Journalistik geht, ist allgemeine Sitte, und wenn mich die „Continental-Post" unter ihren Köpfen stets als den dümmsten gefeiert hat, so war ich doch klug genug, dazu ein pfiffiges Gesicht zu machen. Und jetzt, nach dem Ausspruche des biederen Landmannes soll es mir im Kopfe fehlen!

Übrigens kommt mir meine Vergangenheit (besonders die Grobschmiedepoche und der Militärdienst) jetzt ganz außerordentlich zustatten. Am nächsten Tage wanderte ich weiter ins Gebirge hinein, ohne auf dem Wege liegen zu bleiben, halbverhungert von barmherzigen Waldbewohnern

todtgeschlagen und in aller Stille begraben zu werden. Ganz lebendig kam ich wieder einmal zu einer Bergbauernwirtschaft. „Eine Witwe braucht einen Knecht“ hatte man dort gesagt.

Die Witwe, ein frisches, schneidiges Weib, ließ sich nicht spotten. Wie alt ich wäre? — „Fünfunddreißig Jahre, die Schuljahre nicht mitgerechnet, weil sie eine verlorene Zeit waren.“ Darauf hat sie gelacht, das Examen aber unbarmherzig fortgesetzt. — Wozu ich zu brauchen wäre? — „Bäuerin, mir ist keine Arbeit zu schlecht und keine zu gut.“ — Wieviel Lohn ich beanspruche? — „Mit allem zufrieden.“ Bezahlt, weißt du, werde ich ja von einer anderen Seite. Der Witwe schien das aber höchst verdächtig vorzukommen. Die Arme und die Beine bog ich nicht mehr krumm, das Rückgrat zog ich auch in die Länge, den Nacken hielt ich stramm und in die Augen that ich Zündhütchen, gerade zum Losbrennen, wenn sie sagte: „Knecht, du gefällst mir!“ Sie verliebte sich einstweilen aber nicht in mich, sondern sagte es gelassen und schief über meine Achsel hin: „Nau halt ja. Jeder wird es selbst am besten wissen, was er wert ist. Ich brauch jetzt niemand.“ — Hätte ich achtzig Gulden Jahrlohn verlangt, die Woche fünfmal Fleisch und ein ganzes Tuchgewand mit Stierlederschuhen, so dürfte sie mich gekauft haben. Darauf hat mich später erst ein verschlagener Holzknecht gebracht, mit dem ich eine Strecke Weges gieng.

Die Gegend ist ganz verdammt. Die Berge hoch, steil, waldig, finster. Die Schluchten so enge, dass eine Heufuhr und ein Dickschädel nicht füreinander können. Höher oben bei den letzten Hütten, wurde mir gesagt, hätten sie alleweil zu wenig Leute, weil keiner bleiben wolle, der dort nicht festgewachsen ist, wie Zerbenholz. Und sogar das Zerbenholz warte auf Lawinen, um ohne viel Umstände thalwärts zu kommen und dort etwa von einem Tischler für Stadtmöbel verarbeitet zu werden. Der unbegreiflichste Weltlauf: Um emporzukommen geht man niederwärts. Wäre nur auch bei mir die Zeit dazu schon vorhanden!

Gestern abends komme ich in ein sehr winterliches Hochthal, wo unter einer Felswand mehrere Großhöfe, etliche Hütten und ein paar rauchende Kohlenmeiler stehen, auch eine Kirche und ein Schulhaus. Ferner sind zwei Wirtshäuser vorhanden, wo man auch Tabak haben und in die Lotterie setzen kann. Der Ort heißt Hoisendorf und soll meilenweit um als Mittelpunkt der Welt gelten. Nur heimkehrende Soldaten, weitgereiste Wanderburschen und andere Fabelhänse sollen manchmal erzählen, dass Wien wenigstens zehnmal größer wäre, als Hoisendorf. Als ich im Wirtshaus eine Zeitung verlangt hatte, brachte die alte Häuserin nach langem Suchen ein zerknittertes Blatt vom Februar 1889. Neuigkeit in Hoisendorf: „Kronprinz Rudolf von Österreich ist gestorben.“ Soeben geht der Courier ab hinaus in die Vor-

gegenden, ein buckeliger Bandelkrämer mit einem Fuß und zwei Krücken. Den haben sie zum Boten gemacht. „Der geht leichter wie andere“, sagen sie, „er hat drei Beine, unsereins nur zwei“. Dieser Dreibein nimmt den Brief mit von Euerem noch immer vacierenden

Bauernknecht.

* * *

Im Adamshaus, am dritten Sonntag.

An Seine Hoheit den Herausgeber der „Continental-Post“!

Nun zerschmettere ich Dich, Imperator! Ich bin Bauernknecht! — Vorher aber lass ich mich herab, Dir und Deinem Stabe zu schildern, wie ich heraufgekommen bin.

In Hoisendorf habe ich mich zwei Tage lang aufgehalten, denn es regnete und schneite. Ein junger Mann, den ich für einen Forstgehilfen oder dergleichen hielt, half mir kartenspielen. Er hatte ein blatternarbiges Gesicht, und Ihr wisset, dass mir solche Zeichen an das glücklich ausgefochtene Duell mit dem Sensenmann allemal gefallen. Wer die Blattern überstanden, der hat frisches Blut. Nur die Augen, die blauen, waren mir an diesem Forstjungen zu sanftmüthig. Dabei waren gerade diese Augen das Anmuthigste an dem ganzen etwas vierschrötigen Burschen, der die Worte schlechter warf als die Karten und mit seinen langen Armen und Beinen alle Augenblicke irgendwo anstieß. So oft er das Spiel gewann, tröstete er mich, dass ich wohl umsomehr Glück in der Liebe haben werde. Ich in der Liebe! Du mein gütiger Gott, diese schlimmen Zeiten sind wohl vorüber. — Die Gewinnkreuzer wollte er nicht annehmen, wir hätten ja nur aus Spass gekartelt, aus Langeweile. Als ich ihm die Heiligkeit der Spielschulden darthat, die sogar jeder Lump bezahlt, und sollte er so und so viele ehrliche Leute darum prellen müssen, steckte der Bursche die Münzen zögernd in seine Westentasche, lud mich hingegen in sein Haus auf eine Schale Kaffee. Und jetzt hat sich's herausgestellt, es ist der Schullehrer, der sich selber den Kaffee kochen muss und einen ganzen Glaskasten voll Bücher hat. Weshalb er die Literatur verleugne, so dass wir in Todesgefahr der Langeweile zum Kartenspiel hätten greifen müssen? — Ja, er habe ohnehin nicht gerne gespielt, er habe sich aber gefürchtet vor dem Ausgelachtwerden, wenn er so einem Herrn Touristen von Büchern spreche.

„Sie scheinen Ihre Bände wohl auch selbst nicht oft zu benützen“, sagte ich, denn sie waren alle so ordentlich und unabgegriffen.

„Jeden Tag. Man legt ihnen halt einen Rock an.“

„Dann sind wohl Sie der einzige hierum, der liest?“

„Ja so, gewiss, das heißt —“

„Die Schulkinder?“

„Diese selten. Manchmal eins. Aber sonst — sonst ist noch jemand . . ."

Man bemerkt, dass Blatternarbige immer sehr rothe Gesichter haben. Es sind vollblütige Leute. Nach dem Kaffee bot ich ihm die Cigarre. Mein Himmel! Die zündete er am verkehrten Ende an und plagte sich redlichen Fleißes mit ihr ab, bis ich sie ihm aus der Hand nahm. „Wenn Ihnen das Laster nicht Spass macht, so lassen Sie's bleiben."

„Wenn der Spass, der manchmal dran hängt, nur auch alle Laster entschuldigen wollte!" bemerkte er.

„Nicht wahr, Herr Lehrer!"

Stieß der Junge aus lauter Verlegenheit den Kaffeetopf um, das braune Bächlein schlängelte sich über den Tisch.

„Jetzt fehlt die Hausfrau", neckte ich, „das gäbe den schlechtesten Witz, den schönsten Verdruss und bald darauf natürlich die reizendste Versöhnung."

„Wegen der paar Tropfen gibt's zwischen uns keinen Verdruss."

„Wie, Sie haben Eine?" —

Hier, meine Herren, müsste das „Fortsetzung folgt" stehen, denn wir brauchen noch eine Columne für den volkswirtschaftlichen Theil. Nicht? —

„Wüssten mir vielleicht zu sagen, lieber Herr Lehrer, ob man in den Berghäusern da herum nicht irgendwo einen Knecht brauchen könnte!"

„Und ob!" rief er aus, „wenn nur einer käme. Alles was arbeiten kann, geht davon, oder muss davon, oder es ist sonst ein Unglück. Niemand ist, der um Geringes dienen mag. Und die großen Ansprüche der Dienstboten können diese armen Bergbauern wohl nicht befriedigen."

„Ich wüsste einen billigen Knecht."

„Wahrscheinlich nichts nutz."

„Der gute Wille ist gewiss vorhanden, dafür kann ich bürgen. Gesund und stark ist der Kerl auch. Wenn er einige Nachsicht findet, wo er nicht Brauch weiß . . ."

„Da könnte ich gleich einen Platz nennen", sagte der Lehrer. „Aber ganz oben bei der Alm. Die letzten Häuser. Bei einem heißt's: Im Adamshaus. Weitläufiger Grund, Felder, Wiesen, Almen, und keine Arbeitsleute dazu. Der ältere Sohn ist bei den Soldaten. Der jüngere ist ein Krüppel, weil ihm der Jäger die Hand abgeschossen hat. Der jüngste geht noch in die Schule. Dann ist noch eine Tochter da. Vater und Mutter sind die einzigen für die Arbeit. Brave Leut'. Recht brave Leut'."

Am nächsten Tage waren trotz des Schneegestöbers mehrere Kinder gekommen, alle in Lappen eingemummt, so dass nur das rothe Näslein hervorguckte und zumeist auch ein paar frische Äuglein. Ein schlanker, etwa dreizehnjähriger Knabe hatte sogleich, als er ins Schulhaus trat, alle überflüssigen Hüllen von sich geworfen, dass der Schnee aus denselben stäubte. Er glühte im Gesicht und war voller Leben.

„Das ist einer von der Adamshausfamilie!“ So stellte der Lehrer mir den Knaben vor. „Sage es, Franzel, wie ist denn der Weg zu euch hinauf?“

„Herab gut, hinauf gar nicht“, antwortete er. Der Schlingel war auf einem Handschlittlein herabgekommen.

„Auf dem Nachhauseweg will ich dich begleiten“, sagte ich zum Schulknaben.

Auf dieses mein Anerbieten betrachtete mich der Lehrer forschend. Habe ihm redlich gestanden, dass ich selbst der Mann bin, der eine Dienststelle als Knecht sucht.

Die Bestürzung des Lehrers war nicht klein, doch wusste ich nicht, warum. Er begann heftig abzureden. Für einen Herrn, wie für mich, wäre das kein Platz im Adamshaus. Ganz unmöglich. Große Armut und Niedergeschlagenheit, um nicht zu sagen ein wahres Elend. Wer dort oben den rauhen Wind und die ungute Kost und die harte Arbeit aushalte, der müsse anders gestellt sein, als so ein besserer Herr. Nein, es wäre lächerlich, es wäre wahrscheinlich auch nur gefoppt. Übrigens gehe der Franzel an diesem Tage gar nicht nach Hause, der bleibe über Nacht in Hoisendorf, und ich würde dazuschauen müssen, thalwärts zu kommen, ehe der Schnee alle Wege vermauere.

Also habe ich mein Handbündel gebunden, meine Wirtshausrechnung beglichen (für zwei Tage und Nächte alles in allem einen Gulden vierzig Kreuzer, Einheimische bekämen es billiger) und bin fortgegangen. Aber nicht niederwärts, sondern das Hochthal hinan, genannt im Almgai, entlang dem Bächlein, das unter der Schneewölbung murmelte. Ein Poet an meiner Stelle hätte dem vom Berge kommenden Wasser allerlei Geheimnisse abgelauscht, wie es oben wohl zugehe bei den letzten Häusern. Ich habe nichts erfahren, als dass der Bach, in den meine Füße manchmal einbrachen, nass und kalt ist. Das Gestöber so dicht, dass kein Weg und Ziel zu sehen war. Dem Wasser entlang, hatten sie gesagt, das war Losung genug.

Hinter einer vereisten Mühle war das Thal zu Ende, der Bach rauschte aus einer höheren Schlucht über den steilen Hang herab. Aber wo das Wasser herabsprang, da konnte kein Mensch hinauf. Nach einigem Suchen sah ich frische Fußtapfen, die von der Mühle aus quer die Lehne hinangiengen zwischen Buschwerk und schütteren Baumbeständen. —

Weshalb das alles so genau beschrieben wird, da doch bei Privatbriefen jede Hoffnung auf ein Zeilenhonorar ausgeschlossen ist? — Darum, weil nach den vielen Irrgängen die Fußtapfen, die wir hier ins Auge fassen, wirklich einmal zu etwas führen.

Der Bergwind blies mir dichten Schneestaub ins Gesicht; aber ich sah es doch, wie unter einem Lärchbaum auf dem Schnee ein Mann

saß, der auf der Achsel ein Doppelbündel trug, eins hinten und eins vorn. Ein Mehlsack, höchst wahrscheinlich etwas schwerer als mein Handbündel, weil der Mann mit dem Handrücken sich den Schweiß von der Stirn wischte und schwer zu athmen schien. Jung war er auch nicht mehr.

„Was meint der Vater, wenn wir Bündel tauschen thäten?“ So ich zu diesem Menschen.

„Vergelt's Gott. Wer was hat, soll's auch selber tragen.“ So er.

„Der Vater kann ja kaum schnaufen!“ So ich.

„Ist wahr, ist wahr. Der Lungendampf.“ So er.

Da habe ich ihm den Mehlsack abgenommen. Vor mir ist das Männlein mit dem Stock und den unsicheren Beinen im Schnee anwärts gestiegen, und hat immer stehen bleiben müssen, um zu athmen. — Und jetzt sage ich Euch was — zu dieser Stunde hat's in mir einen Schnapper gemacht.

Wie der arme mühselige Mensch so vor mir ansteigt, entlastet, weil ich der Mühlesel bin, trifft mich urplötzlich der Einfall: Das ist's! Alles, was du bisher erlebt, erstrebt und geleistet hast, Hans, es ist nichts. Was du jetzt thust, es ist das erste Tagewerk deines Lebens. Und ist mir so warm worden hinter der mageren Geldkatz, und so helle, als hätte jemand ein Freudenfeuer angezündet in allen vier Kammern des bekannten Pumpwerkes zugleich. Hans! hat's gerufen, wie die Stimme meiner seligen Mutter, wenn sie uns Kindern aus dem Evangelium las: Hans! Den Mühseligen und Beladenen hilf tragen! — Euere „Continentale“, die aufgekrauſete, die Culturleiterin und Zeitgeistmacherin, sie ist mir in diesem Augenblicke schier ein wenig gesunken im Curse. Übrigens könnt Ihr mir das Blatt zugehen lassen an meine gegenwärtige Adresse: Hans, dem Trauttentorffer, Dienstknecht im Adamshause bei Hoisendorf, Almgai. Denn an diesem Orte bin ich gestern ins Jahr eingestanden, wie man hier sagt. — Auf Wiedersehen in fünfzig Wochen.

Hans.

* * *

Adamshaus, am vierten Sonntage des Jahres 1897.

An Herrn Professor A. Simruck, Dr. phil., in M.

Lieber, alter Freund!

Dem Zeitungsschreiber war Dein Neujahrsgruß vermeint gewesen, jetzt hat der Brief an drei Wochen im Lande herumgesucht, und wo findet er Deinen Hans? Ich bitte Dich, denke nicht gleich an Verrücktheit oder dergleichen. Es geschieht heutzutage so viel Gescheites auf der Welt, das weitaus närrischer ist, als die größte Verrücktheit. Dein Brief fand endlich in einem halbverschneiten Bauernhause des Almgaigebirges, zwei Stunden

vom letzten Weiler entfernt, einen Stallknecht, und der hieß Hans Trauttentorffer, genau wie der Name auf Deiner Briefadresse.

Jetzt danke ich Dir erst, Alfred, dass Du mir treu geblieben bist seit der Schulbank her, jetzt brauch' ich Dich erst wie der Hirsch die Quelle, wie der Sünder den Beichtvater, wie der Bruder den Bruder. Und diese Sonntagsruhe gehört Dir. Wird aber Mühe kosten, es Dir verständlich zu machen, wie das so hat kommen können. Es ist ja so viel Unsinn dabei, so viel Abenteuerliches, und ich glaube sogar, auch ein klein bisschen Tapferkeit. Sieht auch nur für den ersten Ruck so wunderlich aus, im Grunde ist es beinahe selbstverständlich. Als das eine plötzlich zufällig geschah, hat alles andere geschehen müssen.

Das Zufällige geschah in der Weinstube „zum rothen Krug", wo wir bei Deinem letzten Besuche den göttlichen Rüdesheimer getrunken haben und wo der Generalstab der „Continental-Post" immer noch sein Hauptquartier hat. Wenn die Herren in der Redaction so großartig wären, wie im Krug! Am Tage des heiligen Leopold war's, dass ich nach dem dritten oder vierten Glase Jungwein den Mund etwas voll nahm und als Redacteur des volkswirtschaftlichen Theiles mich über das Verhältnis des Bürgerthums zur Bauernschaft ausließ. „Ganz gegen meine Überzeugung muss ich im Blatte für Handel und Industrie Partei nehmen", rief ich. „Das ist eine künstliche Welt, eine mit Homunkeln. Wenn noch ein gesunder, tüchtiger, braver Menschenschlag gesucht wird, so kann man ihn nur draußen auf dem Lande finden!" Widerspruch natürlich. Ich gereizt: „Bei meiner Ehre, der Bauernknecht hat eine würdigere Existenz als etwa der Bankier, dessen Beruf es ist, schmutzige Geldlumpen durch seine Finger gleiten zu lassen, oder ein Zeitungsmacher, der seinen papierenen Mantel nach dem Winde drehen muss." Das war dem anwesenden Herausgeber der „Continentalen" zu viel, und er sprach mit einer ganz impertinenten Gelassenheit: „Den Herrn Trauttentorffer wird ja nichts hindern, die Zeitungsmacherei gegen eine Bauernknechtexistenz zu vertauschen." — „Warum nicht?" darauf ich. „Wenn die Herren glauben, dass bei mir der Mund stärker ist, als der Arm — gut!" Gleich bestellte ich eine Flasche Rüdesheimer. Denn für den Schwung dieser Angelegenheit war der heurige Landwein zu trivial. Die Herren mochten eine weitere Steigerung befürchten, die möglicherweise sogar in einem Duell gipfeln konnte. Sie suchten den Wortwechsel ins Heitere zu ziehen. Das wollte sich aber nicht beruhigen, und endlich schlugen sie eine Wette vor. „Trauttentorffer soll sich in ein Bauernhaus als Knecht verdingen, auf einen Monat!" — „Auf ein Jahr!" rief ich hitzig. Daraufhin trommelte unser Herausgeber, Doctor Stein, mit den Fingerringen leicht auf der Tischplatte und sprach: „Wenn unser Herr Trauttentorffer draußen auf dem Dorfe bei seinen Idealmenschen das kommende Jahr 1897 vom Anfang bis zum Ende

als gewöhnlicher Bauernknecht zubringt, so werde ich mir am ersten Januar 1898 gestatten, ihm eine Ehrengabe von zwanzigtausend Kronen feierlich zu überreichen. Wenn er dem Dunghaufen auch nur einen Tag früher entläuft, so wird er zwei volle Jahre lang ohne Gehalt bei der ‚Continental-Post' seinen Mantel nach dem Winde kehren!" — In Gegenwart dreier Zeugen habe ich die Wette angenommen. Erschrickst Du? —

Ich habe schon mancherlei mitgemacht auf diesem Erdballhaspel. Der Schmied hat Eisen in mein Blut gethan, der Soldat Kurasch und Gehorsam, der Zeitungsschreiber die nöthige Wurstigkeit — lauter Sachen, die dem Bauernknecht bekommen werden. Der Jahrlohn ist nicht schlecht, dann thue ich mir auf etliche Jahre einen guten Tag an.

Also anfangs anno dieses bin ich gegangen. Aber geplagt hat's zuerst, der Satan nocheinmal! Länger als vierzehn Tage umherstromern, brotlos. Gar viel länger hätt's nicht mehr gelangt, so wär's zum Betteln gewesen, oder zum Stehlen. Hab' ich mir gedacht: In Zukunft nicht voreilig lästern, wenn so ein armer Landstreicher vor dem Gendarmen daherspaziert mit dem haltbaren Armband. — Endlich bin ich doch in einem Bauernhause dran gekommen, eine Art Almwirtschaft, auch im Winter. Da sitz' ich nun in der vom anstoßenden Ochsenstall erwärmten Kammer auf dem dreifüßigen Schusterstuhl, die wurmstichige Gewandtruhe als Tisch, und schreibe Dir mit demselben Stift, der vor wenigen Wochen noch so vorwitzig und hochmüthig von Volkswirtschaft geschwatzt hat. Du glaubst es nicht, Freund, wie ganz anders es ist, als der Stadtmensch das sich vorstellt. Ich sage Dir nur, das Herz möchte einem ausbluten. Es ist ein heiliges Elend! — Mit Frevelhaftigkeit, däucht es mich jetzt, bin ich in einen Lebenskreis gesprungen, in dem vor der Größe der Sorgen und des Leidens jedes frivole Wort auf den Lippen erstarrt. Darum ist mir die witzelnde und spottende Correspondenz mit meinen Redactionscollegen zuwider geworden. Seit ich über die Schwelle dieser alten Patriarchenhütte getreten bin, muss ein Schlagbaum zwischen diese Herren und mich gefallen sein, ich verstehe meine gegenwärtige Stimmung selbst nicht, weiß nicht, bin ich krank oder gesund geworden. Vielleicht könnte es heißen: Er hat sein Herz entdeckt. Deshalb hätten deine guten Zeilen mich zu keiner besseren Zeit treffen können und deshalb bitte ich Dich, Alfred, bleibe Du jetzt fest neben mir stehen. Erlaub', dass ich Dir oft schreibe, alles Dir mittheile, was an mich prallen wird, hilf mir über dieses Jahr hinweg. Es ist ein dunkles, abenteuerliches. Wache, dass ich den Faden nicht verliere, der mich leiten und wieder hinausführen soll beim richtigen Thor. Wenn du meine Hand jetzt fassen könntest, sie hat noch nicht die lederfesten Schwielen, sie hat an der Innenseite Stellen, die sich häuten, Stellen,

die noch schmerzen. An meinen Schultern und Hüftknochen dürfest du blaue Flecke finden — und bin doch erst seit wenigen Tagen im Dienste. Mein Vorsatz, auszuhalten, steht zeitweise leidlich fest. Nur gestern abends, als ich im Holztrog auf dem Strohpolster lag, mit einem übelriechenden Kotzen zugedeckt, und von der Wand, wie von der Decke Dunstwasser auf mich niedertropfte, in meinen Eingeweiden gleichzeitig die genossenen Roggenklöße und die mit Speck geschmälzten Bohnen zwickten und krampften — da hub es in mir an zu zagen. Wie jedoch am heutigen Frühmorgen die große Sonnenscheibe heraufkam über den kahlen, flachen Almrücken und wie das weiße Wintergebirge in purer Verklärung dahingetragen stand unter dem blauen Himmelszelt, während unten in den Schluchten und draußen in den Thälern das rostbraune Geschiebe des Nebels lag — da habe ich doch jauchzen müssen. Mein Hausvater hat ein verwundertes Gesicht gemacht, dass es noch Knechte gibt, die jauchzen. Früher wäre das freilich oft vorgekommen, jetzt thäten die Leute lieber fluchen. Das hielten sie für nobler. — Offen gesagt, will ich mir auch das Fluchen nicht verschwören, wenn's eine Herzerleichterung macht, warum nicht? Ein zorniges Beten, was ist es anders? Du merkst, ich fange schon an, die bäuerlichen Laster zu vertheidigen; wenn ich mich mit der bäuerlichen Tüchtigkeit auch so leicht befreunde, dann kannst Du mich bei der nächsten landwirtschaftlichen Ausstellung gleich prämiieren lassen und in ein Raritätencabinet stellen: „Belieben hereinzuspazieren, meine Herrschaften! Hier ist das achte Weltwunder zu sehen: Ein Stadtherr, der Bauer geworden ist —. Na nu! — Nicht wahr, Alter, Du läßt es hingehen, wenn mir manchmal noch ein Journalistenwitz auskommt. Will schon fleißig mit Kuhmist desinficieren, damit das Ungeziefer nicht überhandnimmt.

Mein Hausvater hat keine Ahnung, welches Ungeheuer unter seinem Dache haust. Von diesem Hause und von diesen Leuten will ich Dir das nächstemal berichten.

Ich bitte Dich nur um Eins, Professor, theuerer Doctor der Philosophie — verlass mich nicht! Dein Hans.

* * *

Adamshaus, am fünften Sonntage.

Habe Dank, mein Freund, für Deinen Zuspruch. Weil Du mich nur keinen Narren genannt hast, so ist alles gut. An meiner Willenskraft, hoff' ich, wird's nicht fehlen. Es will mir ja noch eine höhere Macht beistehen — das Mitleid.

Damals auf der Dienstsuche gieng ich einen steilen Berg hinan. Es war Schneegestöber, ich fand einen erschöpften Mann, der unter seinem

Mehlsack zusammengebrochen war. Die Last habe ich ihm abgenommen und hinter ihm nach, hinauf in sein Haus getragen. Das war der Adamshauser. Der Hof lag schier stattlich auf der Höhe, unter einem Schachen von wetterzerzausten Ahornen. Als wir ins Haus traten, rief der Bauer, auf mich mit beiden Armen deutend, in kurzen Athemstößen seinem Weibe zu: „Der da! wenn er hätt' wollen, so hätt' er mir mit dem Mehl zum Teufel gehen können. Ich wär' ihm heut' nit nachgelaufen. Ich nit. Weil's mich wieder hat. Meinen Rauch, Mutter!"

„Wie ich halt sag", gab die Bäuerin zurück, „weltfremde Leut' sind immer einmal bessere Leut', als die lieben Nachbarn."

Dann that sie getrocknetes Kraut in eine Blechpfanne, warf glühende Herdkohlen drauf und ließ den Rauch dem Manne, der in einen Lehnstuhl gesunken war, ins Gesicht steigen. Er athmete denselben gierig ein, nach ein paar Minuten stemmte er die Hände seitlings an die Brust, athmete hoch auf und sagte: „Gott sei Dank, vorbei ist's wieder."

Nun mischte ich mich mit der Frage ein, was sie denn in der Pfanne verbrannt hätten?

„Hexenkraut!" antwortete das Weib.

„Ist nit so schlimm, wie sein Namen", setzte der Mann bei, „für den Lungendampf kein besseres Mittel. Jetzt sollet Ihr wohl Eueren Rock austhun und rasten. Und die Stiefel abklopfen, sonst thun sie so viel nassen. Endlich ist er doch da, der Winter. Das Jahr hat man schon gemeint, es kommt keiner."

„Wenn Ihr an Asthma leidet, dann solltet Ihr wohl doch anstatt Euerer einen Knecht in die Mühle schicken." So ich.

„Hab's eh gethan, hab's eh gethan." So er. „Das ist gewiss. Bin ja selber mein bester Knecht."

Sein schlichtes, schon grauendes Haar strich er mit flacher Hand über die Stirn und fast munter guckte er drein über den Spass, dass er selber sein bester Knecht sei. Bald habe ich allerlei erfahren. Der älteste Sohn ist beim Militär. Sein jüngerer liegt im Nebenstübl und wimmert.

„So viel geschossen ist worden auf ihn!" sagte das Weib.

„Lass' es gut sein, Mutter", wies der Mann zurecht. „Mir ist es lieber, wie es ist. Es kunnt auch anders sein. Er kunnt im Arrest sitzen, statt da drinnen liegen. Er kunnt sich selber vergessen haben. Wenn einer so vor dem Jäger steht! Auf ja und nein kann ihn Gott verlassen."

„Was hätt's denn gemacht?" rief das Weib in Leidenschaft. „Wenn sie den einen Buben beim Militari zum Leutderschießen einlernen, so wird der andere sich wohl auch seines Lebens wehren dürfen."

„Mußt nit wieder ſper werden, Mutter“ beſchwichtigte er. „Wenn ſie eh ſo bös brennt, die Wunden, wenn ſie eh ſo bös brennt, ſo mußt nit auch noch Scheidwaſſer drauf gießen. Koch' lieber dem da ein Milchlackerl, zahlen können wir eh nix fürs Mehltragen. Ich muſs jetzt zum Vieh.“

„Habt wohl eine große Wirtſchaft?“ So ich.

„Zum Prahlen wär ſie zu klein und zum Dermachen iſt ſie zu groß.“

„So ſolltet Ihr doch einen Knecht aufnehmen.“

Schnellte der Bauer faſt zornig die Arme empor: „Iſt ja keiner zu kriegen!“

„Manchmal gäbe es ihrer vielleicht doch.“

„Und keiner zu bezahlen! Thun einen armen Bauern ja hell brandſchatzen, die Dienſtboten, heutzutag'!“

„Zu ſchlecht iſt ihnen ſchon alles!“ rief das Weib. „Haben im vorigen Sommer zum Heuen ſo eine Gnad gehabt. Eh von der Nachbarſchaft einer. Ein ausgedienter Soldat. Beim Militari, da hat er ſich das Hungerleiden ſchön gefallen laſſen, mir hat er die Sterzſchüſſel zurückgeſtoßen: Das wär ein Freſſen für Bauernleut! Tagwerker thäten was anderes gewohnt ſein! Mein Lebtag hat mir noch keiner meinen Sterz geſchmäht. Aber dem kommt's heim! Dem kommts noch heim! Denkt's, daſs ich's geſagt hab'!“

„Thu' dich nit anzünden, Mutter. Iſt eh arm dran, ſo ein Menſch, wenn ſein ſchwacher Magen nit einmal mehr einen löffelvoll Sterz verkochen kann. Nit einmal mehr einen Sterz!“

Jetzt habe ich mir einen Rand genommen. „Bauersleut'“, ſage ich, „wenn euch mit mir geholfen wäre! Ich habe ſchon allerhand probiert auf der Welt, ſo wird mich das Bauerndienen auch nicht umbringen. Was ich nicht kann, das will ich lernen, und ein Allesbeſſerwiſſer will ich auch nicht ſein. Um Koſt und Schlafſtatt werde ich nicht greinen, und Jahrlohn, was ihr leicht könnt. Nicht etwa, daſs mir jetzt ums Winterdach zu thun wäre, ich will euch auch im Sommer dableiben und wegen keiner ſchweren Arbeit verzagen. In allem Ernſt. Bauersleute, wenn's euch recht iſt, ich bleibe gleich da.“

So, mein Freund, habe ich mich hinwerfen müſſen, iſt das nicht tapfer geweſen?

Das Weib hat darauf nichts vorgebracht, der Mann hat wie in aller Ergebenheit über dem Magen die Hände gefaltet und endlich geſagt: „Ich weiß gar nit, wie mir geſchieht.“

„Richtig wahr“, ſagte dann ſie, „mehr kunnt ein Spitzbub auch nit verſprechen.“

„Ungeſchickt, ungeſchickt, Mutter! Wenn's ein ſchlechter Menſch wär', hätt' ich den Mehlſack das letztemal geſehen, da unten auf der Brandlahn.

Weißt, wie sie voriges Jahr dem Gleimer-Stindel die Kasbutten weggenommen haben? Unser Herrgott ist hoch oben und der Schandarm weit weg."

Ein förmliches Gericht war's, das ich da über mich ergehen lassen musste. Endlich kam das Paar darin überein, ich müsse rein von der heiligen Nothburga geschickt sein, zu der sie jeden Abend beteten um Beistand.

„Machen wir's halt so", sagte der Bauer, „wenn's schon dein freier Willen ist — jetzt sag' ich halt gleich: du. Aber fürs ganz' Jahr festbinden, das nit. Heut' taugt's dir in der warmen Stuben, morgen kunnt schön Wetter sein und deine Füße frisch ausgerastet. Vierzig Gulden Jahrlohn und das Gewand hat man sonst gegeben. Das ist freilich wenig. Bleibst halt, so lang du magst." —

So, Alter, und jetzt hast Du einen Begriff, wie meine Herrschaft beschaffen ist. Dem ältesten Sohn Valentin seine Kammer im Ochsenstall ist mir angewiesen worden. Sollte er auf Urlaub heimkommen, so würde schon ein anderes Stattl für mich sein. Ich schreibe Dir auch gleich, wie mein Adamshaus auf den ersten Blick aussieht. Denke dir eine steile Berglehne, die oben von einem bebuschten Rain begrenzt wird, und hinter dem eine flachere Höhung ansteigt. Dort auf der Hochfläche liegt das Haus. Altersbraun, ganz aus Holz stehen die Gebäude da unter ihren breiten, weit vorspringenden Bretterdächern. Zwischen dem Wohnhause und den Wirtschaftsgebäuden liegt der Hof mit Holzstößen, Streuschichten und dem Brunnen. Neben dem Hause ragen große Laubbäume auf, von denen ich noch nicht weiß, sind sie dürr oder nur winterkahl. Gegen den Rain hinab, unter einer Fichte, ist ein zweites kleineres Holzhaus, für Ausgedinglent'. Jetzt steht es leer. Hinter dem Gehöfte steigt der Berg steil an und hat schütteren Wald, sie nennen ihn den Schachen. Das Wohnhaus hat niedrige Thüren und kleine Fenster, die mit einem gekreuzten Eisen vergittert sind. Auf dem Trambaum steht die Jahreszahl 1650. Der größte Raum des Hauses ist die „Stuben", die allen Hausbewohnern gemeinsam zugleich als Küche, Eßzimmer und Tummelplatz dient. Auch die Hühner sind da, zumeist aber in die Steige gesperrt, die unterhalb des Herdes in der Mauernische steht. Außerdem hat das Haus noch etliche Kammern für Schlafstuben und Vorrathsräume. — Nimm fürlieb mit dieser zaunmarterdürren Schilderung. Vielleicht kommt's später einmal saftiger. Die Ställe, Scheunen, Zäune, Thörlein und dergleichen zu beschreiben! Es gäbe kein Ende.

Als ich aufgenommen war, hat der Hausvater mich überall herumgeführt, mir die Räume und Sachen gezeigt; die ersteren sind für letztere wesentlich zu groß, das habe ich gleich gesehen. Aber einfach ist es nicht. Heu und Stroh, Getreide und Hafer, Flachs und Hanf — es

wird einige Mühe kosten, bis all die Kennzeichen und Unterschiede eingeprägt sind. Beim Vieh geht's einigermaßen leichter, obschon ich mir den Unterschied zwischen zwei weißen Ochsen oder braunen Kalben kaum jemals werde klar machen können. Es heißt, die Thiere hätten so gut ihre ganz individuellen Physiognomien, wie die Menschen, und ein Hirte erkenne aus Hunderten von Schafen jedes für sich. Meine erste Obliegenheit wurde das Abfüttern der Ochsen, Kälber und Schafe. Das ist aber nicht etwa, dass man ihnen Heu oder Gehacktes nur so vorwerfen könne. Die Ochsen bekommen dreimal des Tages Heu mit Stroh in richtiger Vermischung, die Kälber nur Heu, die Trächtigen auch noch Gehacktes aus Heublumen und Rüben, die Schafe getrocknetes Eschenlaub. Und so weiter! Imponiert Dir das, Doctor der Philosophie? Dann sage ich Dir, dass dieses Aufgezählte noch gar nichts ist, nicht einmal der Anfang. Aus den spärlichen Andeutungen, die mein Hausvater mir bisher gemacht hat, ahne ich, dass die Kenntnis des Bauernwesens eine ganz respectable Wissenschaft bildet — in allem Ernste. Und eine Kunst noch dazu. Es wird plagen. Wenn der „Volkswirt" im Zeitungsblatt einen Unsinn sagt, so rührt sich darüber keine Katz', und der Schreiber gilt für einen gescheiten Mann. Wenn der Bauer einen Unsinn macht, so fault das Heu in der Scheune, verdirbt das Korn im Sack, verreckt das Rind im Stall. Das ist ein anderes Ding.

Jetzt muss ich Dir noch vom ersten Abende erzählen. Wohnstube, Speisestube und Küche, wie Du schon weißt, ist eins. Wir setzten uns zusammen um das Herdfeuer, wer stand, dessen Haupt ragte in den Rauch hinein, der durch einen offenen Schuber in das Vorhaus steigt und dort vermittelst eines Holzschlauches durch das Dach abgeführt wird. Der Hausvater fettete ein paar derbgebaute Schuhe mit Schmer ein; die Hausmutter schmorte in der Pfanne Kartoffeln und mir war die Aufgabe zugefallen, von einem großen Laib braunen Brotes Suppenbrocken abzuschnitzeln für das bevorstehende Nachtmahl. Plaudersam waren wir gerade nicht. Mich schützte vor Langweile nur die Mühe meines Brotschneidens, das mir so durchaus nicht handlich war. Die Hausmutter sah es und sprach: „Du Knecht, wie heißt du denn?"

„Hans thäte ich heißen."

„Du Hansel, ich sag' dir was. Deine Brocken werden zu dick!"

Na, gute Nacht! dachte ich mir, wenn du das Brot nicht einmal aufschneiden kannst, wie wirst du dir's erst verdienen!

Da rief in der Nebenkammer jemand nach der Mutter. Sie gieng hinein und ließ die Thür offen. Das war ja ganz feierlich da drinnen. Wie in einer Kapelle. Ein weiß gedecktes Tischlein, auf dem in einem Trinkglas ein Öllicht brannte. An der Wandecke eine Menge Heiligenbilder, böhmische Glasmalereien. Daneben in einem hochgeschichteten Bette lehnte am Strohpolster ein junger Mensch, der nach der Mutter

gerufen hatte. Auf der blauen Decke hatte er seine rechte Hand liegen, dick mit Lappen umwunden. Das Gesicht jung, fast weiß wie Marmor, aber große dunkle Augen und an der Oberlippe ein leichter Schnurrbartschatten. Zwischen den zuckenden Lippen schimmerten gesunde Zähne, das dunkle Haupthaar üppig, verworren, es wühlte die linke Hand drin. Ein bildschöner Mensch.

„Ist die Barbel denn noch nicht da?" fragte er die Mutter. „So weh thuts wieder."

„Wart doch, ich will dir frisches Schusterpech auflegen und wieder gut einbinden."

„Dank dir Gott, Mutter, aber die Barbel kann's besser."

„Sie thut noch harkampen draußen in der Kornstuben." — Du wirst auch das nicht wissen, Philosoph, dass harkampen so viel heißt, als gebrochenen Flachs durch die Hechel ziehen, um die Agen abzustreifen.

Ich stand nun am Bett und ließ mir die Schusswunde zeigen. Knapp hinter dem Gelenke, ein rundes Loch, mit gestocktem Blut verstopft, die Haut ringsum leicht geröthet. Eben war das Pflaster mit einer schwarzen, zähkleberigen Masse losgelöst worden. Auf meine Frage, ob die Kugel schon entfernt sei, hieß es, das Schusterpech werde sie schon herausziehen.

Nun kam zur Thür das Mädel herein. Sie musste sich bücken, um nicht anzustoßen, so groß war sie. Im Arm hatte sie Flachssträhne und legte dieselben über das Bankgeländer. Auf dem Kopf hatte sie einen alten schwammigen Filzhut, den hieng sie an den Wandnagel.

„Bist schon brav, Barbel, dass du meinen Bräutigamhut so sauber achtest", sagte der Hausvater, „wohl, wohl, in dem Hut hab' ich deine Mutter in die Kirchen geführt. Selben hat ein schöner Buschen drauf gesteckt und heut' sind die Schaben dran. Herentgegen ein sauberes Gesichtel drunter, das macht auch einen schäbigen Hut schön. Na, halt ja, ein' Spass muss man auch haben!"

Dieser gemüthliche Stolz auf seinen Bräutigamhut und auf sein Töchterlein stand dem Alten gar nicht schlecht. Und jetzt besah ich mir aber auch die Barbel. — Himmelkreuzstern, Doctor, das ist ein Mädel! — — — Hans.

(Fortsetzung folgt.) [1])

[1]) Der Herausgeber, dem der Verlauf der Geschichte schon größtentheils bekannt ist, warnt den Leser vor übereilten Schlüssen. Übers Jahr dürften wir von unvermutheten Neuigkeiten sprechen können. Gegenwärtig sitzt der Hans noch auf dem Adamshause und hat keine Ahnung von der unerhörten Indiscretion, die seinen vertraulichen Briefen passiert.

Mei' Dirndl.

Von **Josef Wichner.**

Meine Kinder, das sind die Geschichten, die ich in einsamer Stube oder beim Waldgange erträume und erlebe; in meinem stillen Sinnen vergesse ich aber manchmal, dass eine Frau Tag für Tag stumm neben mir sitzt, deren Herz sich nicht ausliebt an der Brust des Mannes, deren unerschöpfliche Liebe nach den Sorgen und Kümmernissen und Mühen und . . . zitternden Freuden verlangt, die nur Kinder zu gewähren vermögen.

So ist die göttliche Ruhe sozusagen mein Lebenselement, in dem die Kinder der Muse, wie ich mir einbilde, halbwegs gedeihen; die gute Frau aber wird mir dabei melancholisch, sie sehnt sich nach dem Lebenselemente der ewigen Unruhe, und nun weiß der Leser bereits, wie's kommen wird und kommen muss! Der Mann muss eben nachgeben, und auf einmal ist die Unruhe da, und so kann ich auch einmal von unserem Kinde erzählen, wenn der Heimgartenmann nicht etwa meint, in seinem Garten dürfen nur seine Kinder spielen.

Vor einem Jahre etwa war es, da reiste meine Frau ins Böhmerland zu ihrer mehr gesegneten Schwester,[1]) und drei Tage darauf brachte sie ein sechsjähriges Dirndl daher:

„So . . . da ist's und da bleibt's; Onkel, mach' gute Miene zum bösen Spiel!"

Pipi hieß und heißt das Ding gleich einem Küchlein; so sehr hatte die kosende Mutter den Namen Josefine verschandelt.

Es sprach fließend czechisch, aber nur sehr gebrochen deutsch und böhmakelte bei der Betonung der deutschen Wörter ganz entsetzlich.

Die Kindsmädeln und die czechischen Spielgenossen seien daran schuld, wurde mir bedeutet; hoffentlich werde aber das Kind bei dem deutschen Professor bald germanisiert!

Als ob ich nichts Besseres zu thun hätte, als den . . . den böhmischen Winkel zu germanisieren!

[1]) Vergl. „Heimgarten", 19. Jahrgang, S. 602 ff.

Nun sagten die Leute, die von unserem Familienzuwachse hörten:

„Na, Herr Professor, wir gratulieren! Jetzt haben Sie wenigstens Leben im Hause und Unterhaltung und Zerstreuung!"

Das klang wie Hohn; musste ich ja mit Fausts Gretchen seufzen: „Meine Ruh' ist hin!"

Auf dass ich ja gründlich in die Vaterfreuden eingeweiht würde, fieng die Sache mit einer dreiwöchentlichen Krankheit an. Das zarte Küchlein hatte sich beim Abschiedsschmause an den verschiedenen Leckereien den Magen verdorben und auf der Reise erkältet. Das gab in der Nacht weit mehr . . . Aufstände, als ein ordentlicher Staatsbürger verantworten kann, und zudem weckte uns ein bellender Husten jeden Augenblick aus dem Schlafe, also dass ich, um meiner Tagesaufgabe nachkommen zu können, wiederholt ins fernste Zimmer auswandern musste. Dazu kam die Angst, das beklemmende Gefühl der Verantwortlichkeit nicht nur Gott, sondern auch, was fast ärger schien, den Eltern gegenüber! Bisher hatten wir nur selten einen Arzt gebraucht; jetzt kam er jeden Tag ins Haus.

Ach, es war ja wohl ein herzlieber Schatz, das Kind mit den auffallend großen Rehaugen, dem artigen Stumpfnäschen, dem kuslichen Kirschenmündchen; aber . . . meine Ruhe ist hin!

Und als das Dirndl wieder gesund war, da war's um meine Ruhe durchaus nicht besser bestellt. O ja, jetzt war Leben genug im Hause! Jetzt war die Pipi Herr im Hause, jetzt gab's da keinen Winkel, den sie nicht für sich in Anspruch nahm, kein Zimmer, in dem sie nicht hüpfte, sprang und sang, und ihr silberhelles Lachen verscheuchte die Musen, so dass ich mir oft wie ein Bach vorkam, dessen Wasser durch Wehr und Fallbrett abgeleitet ist. Und sie wollte allweil und allweil Gesellschaft haben, und wenn sich die Tante auch nur auf fünf Minuten entfernte, war sie auch schon in meinem Arbeitszimmer, um . . . mich zu zerstreuen. Entweder sie brauchte einen Esel, auf ihm zu reiten, und da holte sie mich, oder sie legte ihre schwerverwundete Puppe über meine Papiere und bat:

„Take, pane Onkel, Puperl hate gebrochen den Haxel; Pipi viel weinen, wenn pane Onkel nicht machen den Haxel!"

„Na, na . . . ich machte den Haxel oder ich kroch als Esel schwer athmend durch alle Zimmer; der Frau gegenüber ließ ich alter Brummbär mich vernehmen:

„Das Kind muss aus dem Hause!"

Und das Kind? Ei, das dachte sich wohl:

„Wir wollen einmal sehen, wer den Sieg davonträgt, das quecksilberne Bibihändl, oder der alte grantige Onkel?"

Und es gieng hin und germanisierte sich selber. Das geschah auf dem Kinderspielplatze. Es vergieng kaum ein Monat, da war die fremd-

ländiſche Betonung verſchwunden, da ſprach die kleine Hexe das unverfälſchteſte Öſterreicherdeutſch ... o ſie verſtand es gar gut, ſich bei dem Lehrer der deutſchen Sprache und dem deutſchen Schriftſteller einzuſchmeicheln.

Der Leſer merkt ſchon, wie ſie Schritt vor Schritt vom Herzen des Onkels Beſitz ergreift.

Schon lange beobachtete ich die Kleine mit Augen und Ohren der Liebe, und ihre Lebensäußerungen, ihr unſchuldiges Geplauder, ihre oft witzigen Einfälle, ihre lebhafte Phantaſie, ihr engelgutes Gemüth, das ſind alles bunte Bänder, mit denen ſie den alten Brummbären umſchlingt und an ſich feſſelt.

Ich glaube jetzt, man braucht ein Kind nur zu ſtudieren, um es ſicher liebzugewinnen.

Darf ich einiges von meinem Dirndl erzählen?

Mei' Dirndl liebt Blumen und Thiere über alles. Es kennt keine größere Seligkeit, als in Wald und Flur von Blume zu Blume zu eilen und ihre Schönheit zu bewundern und Sträuße zu pflücken. Es ſchont aber die noch nicht aufgeblüten Knoſpen, möchte jedoch alle ihre Namen wiſſen, und da kommt der Onkel mit ſeinen ſehr mangelhaften Kenntniſſen oft in Verlegenheit.

Und wie die Kleine jeglich Thierlein liebt! Letzthin ſagte ſie: „Gelt, Onkel, die Thiere muſs man gern haben ... hat ſich der liebe Gott ja auch gar ſo geplagt, bis er die fertig gekriegt hat?!"

Einſt fand das Kind im Graſe ein buntes Federchen.

„Tante", fragte es meine Frau, „darf ich das Federlein behalten?"

„Wie du willſt, mein Kind."

Da denkt die Pipi etwas nach, legt die Feder wieder ins Gras und ſagt:

„Ich will's doch lieber liegen laſſen, daſs das arme Vogerl ſei' Schwanzerl wieder find't!"

Auf einem Spaziergange längs der Donau gelangten wir in die Nähe des Dorfes Hundsheim, als die Aveglocke zu läuten anfieng:

„Nicht wahr", fragte das Kind, „jetzt gehen da die Hunden in die Kirche?"

Hie und da trifft die Kleine in dem Beſtreben, den Thieren jeden Schmerz zu erſparen, freilich nicht das Richtige. So ertappte ich ſie einmal, wie ſie gerade einen ſchädlichen Maikäfer langſam ... langſam zertrat, nur ein ſchwaches Trittlein jeweils. Als ich ſie zur Rede ſtellte, weshalb ſie das Thier nicht ſchnell tödte, meinte ſie:

„Weißt, daſs es dem armen Käferl nicht gar ſo wehe thut!"

Als ſie zum erſtenmale einen Dachshund erblickte, rief ſie:

„O, das arme Hunderl mit den abgedrehten Haxerln ... wie das ſchmerzen muſs!"

Aber nicht nur mit den Thieren, auch mit den leidenden Menschen, vorab mit den Armen und Gebrechlichen, hat die Kleine, wie wohl die meisten Kinder, herzinniges Mitleid. In der Schule sitzt sie neben einem geistig blöden Mädel, das von den unverständigen Schulfreundinnen viel gehänselt wird. Entrüstet kommt die Pipi eines Tages heim und klagt:

„Die garstigen Mädeln! Die Toni kann ja nichts dafür, dass sie dumm ist . . . sie ist krank im Kopfe . . . da darf man nicht lachen!"

Einmal sah sie ein ganz kleines, buckeltes, bereits ergrautes Männlein. Dass ein Greis so klein sein sollte, war ihr unbegreiflich; da ich ihr aber, um sie vor geistigen Getränken zu schrecken, gesagt hatte, dass selbe dem Wachsthume schaden, so reimte sie die beiden Dinge schnell zusammen und rief:

„Da schaut, der arme Mann ist auf- und abg'wachsen!"

„Wieso denn?"

„Ja . . . zuerst ist er groß gewachsen, dann hat er Schnaps getrunken und dann ist er wieder zurückgewachsen."

Sich selber liebt das Kind natürlich auch und zwar am allermeisten; Kinder, die alles bedürfen, müssen ja Egoisten sein, und manch ein Erwachsener ist's bis zum letzten Athemzuge.

Die Pipi glaubt, dass alles ihretwegen da sei, sie verlangt, dass alles ihretwegen laufe und springe, sie ist eine Prinzessin, die ihren Hofstaat haben will.

Nun . . . wir hoffen, den Handschuh nach und nach umzukehren und das Kind nicht nur auf eigene Füße zu stellen, sondern es auch dahin zu bringen, dass es im Dienen, in unermüdlicher Arbeit für andere sein Glück finde.

„Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret!"

sagt Dorothea in Goethes herrlicher Dichtung.

Auch von ihrer körperlichen und geistigen Vollendung ist die Pipi völlig überzeugt. Unlängst brachte sie bunte Reclamebildchen:

„Die hat mir der Kaufmann gegeben, weil ich so schön und so brav bin!"

Der Leser sieht, wie die Kinder von allen Seiten . . . verzogen werden.

Dass die Pipi ein Leckermäulchen und Süßgoscherl ist, will ich ihr nicht allzusehr verargen; erinnere ich mich ja, dass ich als Junge den einen höchsten Wunsch hegte, es möchten am jüngsten Tage alle Leute vor mir sterben, dass ich noch die Zuckerbäckereien plündern könnte.

Auch die Pipi hegt ähnliche Wünsche. Als ihr unlängst eine süße Mehlspeise ganz besonders mundete, seufzte sie:

„Ach, wenn ich doch eine Giraffe wäre!"

„Ja, warum denn?“

„Weil's bei ihr gar so lange gut durch den Hals hinabgeht!“

Nachdem ich ihr jüngst das bekannte Märchen von den drei Wünschen erzählt hatte, fragte ich sie, was sie sich denn wünschen würde. Die verblüffende Antwort lautete:

„Eine Büchse Sardinen und die ewige Seligkeit.“

Wie jedes Kind die drolligsten Sprachformen bildet, so auch die Pipi, die nunmehr in der Schule bereits bis zur Kenntnis des Hauptwortes vorgerückt ist. Ich bezweifle aber, ob sie in der Schule große und kleine Hauptwörter unterscheiden gelernt haben. Die Pipi macht diese feinen Unterschiede. Als ich ihr nach meiner Osterfahrt über die Adria die Größe des Meeres schilderte, fragte sie plötzlich:

„Nicht wahr, das Meer ist ein Hauptwort . . . ein gar großes, großes Hauptwort?!“

Letzthin kam sie, mit Schleier und Blumen geschmückt, in mein Arbeitszimmer:

„Onkel . . . schau einmal . . . ich bin die Braut . . . willst du nicht der Brautling sein?“

Einst wollte sie zu mir neckisch „Spitzbube“ sagen, merkte aber, da ihr das Wort schon übers Zünglein glitt, dass sich das nicht schicke. Da sagte sie, sich verbessernd:

„Du Spitz . . . du spitziger Herr!“

„Mädel“, sprach ich jüngst, „du bist urdumm!“

Darauf die verwunderte Frage:

„Ist denn die Uhr dumm?“

Als ich sie etwas zu kräftig an mein Herz drückte, sprach sie, sich sträubend:

„Onkel, das ist eine zu große Liebigkeit!“

Sie verwechselt auch unverstandene Wörter. So war vom Luftballon die Rede, den sie ja in der kleinsten Form vom Jahrmarkt her ganz gut kennt. Da meinte sie wichtig:

„Der Luftballon ist schon recht, aber das Luftschiff ist noch nicht entbunden.“

Sie hatte sagen wollen, es sei das lenkbare Luftschiff noch nicht erfunden worden.

Zu meiner Frau, die sich über ein Geräusch ängstigte, dessen Ursache nicht gleich zu entdecken war, sagte sie:

„Tante, du bist fürchterlich!“

Mit welcher Innigkeit die Kleine an ihrer Lehrerin hängt, das ist geradezu rührend und für die Lehrerin gewiss eine ideale Genugthuung für all die großen Mühen ihres verantwortungsvollen und schlecht entlohnten Amtes. Gegen ihre Autorität muss die unsere zurückweichen.

Wenn das Kind mit wichtiger Betonung erwähnt: „Das hat unser Fräulein gesagt", da darf es keinen Widerspruch geben; denn das Fräulein ist beinahe soviel wie der liebe Gott."

Aber nicht mindere Verehrung genießt ihr Religionslehrer. Auch jedes seiner Worte ist dem Kinde ein Evangelium . . . ach, wer sich den unschuldsvollen Glauben des Kindes bewahren könnte, wie glücklich wäre der!

„Nicht wahr", fragte mich die Pipi letzthin, „das Jesukinderl ist der liebe Gott?"

„Gewiss, mein Kind."

Nach einigem Nachdenken:

„Aber . . . freilich nur der kleine liebe Gott . . . wird aber schon größer werden!"

Es ist kein Wunder, dass ein Kind, das in der Schule und daheim so viel von den lieben Engerln sprechen hört, die Engerln oft leibhaftig zu sehen vermeint. Ein rosiges Wölkchen am Himmel ist ihm ein Engelsangesicht; die bösen Hornissen dürfen aber nicht in den Himmel hinein, weil . . . sie ja die Engerln in die Fußln stechen thäten.

Eine geradezu poetische Naturauffassung zeigte das Kind während eines Abendspazierganges, da ein Stern nach dem anderen aufblitzte. Es stellte sich die zahllosen Sterne offenbar als Lämpchen dar, die abends ebenso angezündet werden, wie die Gasbrenner der Straßenbeleuchtung.

„Da schau", sagte es, „wie das Engerl mit dem Kerzerl ans Sterndl hinzündelt . . . hat's halt nicht gleich getroffen!"

Als Laie habe ich kein Recht, mich über den Religionsunterricht zu äußern (?), aber das wage ich doch zu bemerken, dass die Erlernung der zehn Gebote Gottes auf der ersten Stufe verfrüht ist. Sie werden entweder nicht verstanden — unsere Pipi sagt, sie lerne „die Zähn der Muttergottes" — oder sie legen den Keim jenes Wissens, aus dem die Sünde emporwächst.

Das aber, dass unser Kind seinen Religionslehrer letzthin trotz aller sonstigen Hochachtung nicht für besonders gescheit hielt, wage ich kaum mitzutheilen.

„Nun, was erzählt euch denn jetzt euer Katechet in der Schule?" fragte ich, und die Antwort lautete:

„Ach, jetzt weiß er selber nichts . . . seit drei Wochen thut er allweil nur fragen!"

Selber thut die kleine Hexe freilich auch allweil fragen, und die Antwort ist, ach, oft so schwer! Nur ein Beispiel!

Die Eltern des Kindes haben eine Landwirtschaft, und da sieht denn die kleine Thierfreundin in den Ferien die lieben Kälblein, die auf einmal da sind, man weiß nicht wie. Dass sie der Storch gebracht

habe, kann man dem Kinde nicht mehr aufbinden . . . so ein Kalb wäre denn doch für den guten Vogel viel zu schwer. Daher auf einmal die Frage:

„Du, Tante, wo nehmen denn die Kühe die Kalberln her? Sie fressen doch nicht kleine Kalberln?!"

Was soll man da antworten?

Meine Frau sagte: „Siehst du, mein Kind, das ist alles, alles vom lieben Gott. Der schickt sie in der Nacht, dass die Kuhmütter auch Kindlein haben!"

Die Kleine war befriedigt, und also mag die Antwort wohl richtig gewesen sein.

Ganz vortrefflich versteht es die Pipi, kleinen Wortgefechten, wie sie in der besten Ehe vorkommen sollen, ein Ende und sich so als Friedensstifterin geltend zu machen.

Unlängst — es war während des Mittagmahles — waren wir über irgend eine Sache verschiedener Meinung, und ich verfocht meine Ansicht nach Art nervöser Schulmeister nicht nur mit Worten, sondern auch mit lebhafter Handbewegung. Plötzlich rief die Kleine im Tone des strengen Befehles:

„Hände auf die Bank!" Aus war's! Das Gepänkel war durch ein herzliches Auflachen erstickt.

Mich selber hat das Dirndl lange Zeit auch nur für einen Schüler gehalten. Darum oft die Frage: „Onkel, hast du deine Aufgabe gemacht?" Oder das Bedauern: „Ach, der arme Onkel muss den ganzen Tag sitzen und Aufgaben machen!"

Später dämmerte es dem Mädel auf, ich sei ein Lehrer an einer gar hohen Schule, und nun prahlte es den Freundinnen gegenüber: „O, der Onkel, der ist Lehrer an einer Schule, da lernen sie schon bis Hundert!"

Noch später gelang es meiner Frau, ihr beizubringen, dass ich schöne Geschichten mache, ja, dass ich ein Dichter sei. Da nun in meinem Arbeitszimmer zwei Schreibtische stehen, nahm sie sogleich den einen für sich in Beschlag und sagte:

„Da thu' ich dichten, wenn ich einmal groß bin, und die Tante muss uns dann das Essen bringen und . . . still sein!"

Ja, das Stillsein, das ist etwas, was sie wohl noch lange nicht zuwege bringt!

Der Freund Heimgärtner hat es gut, der hat sich in seinem Krieglach ein Blockhaus gebaut, wo er ungestört den Besuch der Musen empfangen kann.[1]) Manchmal, wenn der Lärm gar zu arg ist, wünsche ich mir auch so ein Blockhaus; mei' Dirndl aber gebe ich nimmer her,

[1]) Aber das neue Blockhaus ist auch schon wieder voll Kinder! Der Heimgärtner.

bis . . . nun, bis die Eltern ihre Rechte geltend machen und das Kind von unſerm Herzen reißen!

Mir bangt vor dem Augenblicke . . . ich hätt's nicht gedacht, daſs ſo ein kleines Ding völlig anwachſen kann!

Ich bin zwar in den Dichter Heine nicht verliebt . . . weiß man ja nie, ob ſein Herz ſingt, oder ein Spottvogel; aber mei' Dirndl ſegne ich doch mit Heines Worten:

„Du biſt wie eine Blume,
So hold und ſchön und rein;
Ich ſchau dich an, und Wehmuth
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir iſt, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen ſollt',
Betend, daſs Gott dich erhalte
So rein und ſchön und hold!"

Die ſchlaue Almerin.

Ein Jägergeſchichtlein von **R.**

„Jetzt möcht' ich ſchon wiſſen, ob dieſer Jager denn nit zum derwiſchen iſt!" ſagte die ſchöne Heidel zu ſich. Sie redete nämlich immer laut mit ſich ſelber, wenn ſie allein war, ſonſt wird es ſchon immereinmal zu langweilig, wenn der Menſch nicht ſein Discurſerl führen kann ſo unterwegs auf die Alm. Die Heidel hatte aufgepackt, ſie war um und um voll Milchreinen, die an den Henkeln zuſammengebunden über ihren Achſeln hiengen, ſo daſs man ſie wundershalber mit einem Tonplutzer vergleichen konnte, der einen hohlklingenden Ton gibt, wenn man mit dem eingebogenen Finger an ihm klöpfelt. Oder ſie hätte zur Noth auch eine aufrechtſtehende Schildkröte — eine ſehr große — vorſtellen können, bei welcher aber das Köpflein aus den Schalen frei hervorſtand, was ein großes Glück war. Gelb und roth ſteht ums Himmelswillen ja doch nicht zuſammen! Na, das wollen wir erſt einmal ſehen, ob dieſes Haar, das ſo gelb iſt, wie die reife Weizenähre im Schnitt, und dieſes Rundgeſicht, das ſo roth iſt, wie eine Mohnblume im Korn, nicht zuſammenſtimmt! Ganz curios! Und wenn man noch die Kornblumen ihrer Augen dazuthut, ſo hat man das ganze Kornfeld beiſammen und es fehlt nur der Schnitter.

„Das muſs doch derlogen ſein, daſs dieſer Jager nit zum derwiſchen iſt!" ſagte die Heidel zu ſich, und der Schreiber muſs ſchon närriſch in das Ding verliebt ſein, daſs die Beſchreibung ſo geſpreizt und confus ausfällt. Ein friſches Dirndl, das mit Milchreinen beladen auf die Alm geht — punktum, das iſt deutlich genug.

Der Jäger vorne, der zwischen jungen Kiefern und Lärchen mit seinen nackten Knien so gelenkig ansteigt, scheint wirklich nicht die Absicht zu haben, von einer jungen Almerin sich derwischen zu lassen, auch wenn sie mit den Thonschüsseln klappert. So wie sie Geselligkeit suchte, schien es ihm gerade einmal um Einsamkeit zu thun zu sein im grünen Wald. Endlich hatte sie ihn aber doch, und als er auf ihren Anruf: „Stad, Jager, stad, dass dich der Wind nit draht!" stehen blieb und zurückschaute, rief sie wie jauchzend aus: „Uh Jesseles! Na, das hat sich jetzt einmal ausgezahlt, dass ich mir schier die Lungel abgelaufen bin!" Denn der Jäger war durchaus nicht so jung, als es nach seinem frischen, geschmeidigen Ansteigen zu vermuthen gewesen wäre, er hatte einen grauen Schnurrbart und das verwitterte Gesicht konnte durch die Schatten des breitkrämpigen Älplerhutes nicht mehr mit Belang verdeckt werden.

Der Jäger blickte dieser angehenden Weggenossin lächelnd zu und fragte: „Nun sage doch einmal, was hat sich denn ausgezahlt?"

„Weil ich glaubt hab', es wär' ein Jüngerer!" rief sie hell aus, und setzte lachend, dass es nicht so schlimm gemeint sei, dazu: „Ich bin die jungen Jäger halt gewohnt."

„So! Ich glaube dir's gern."

„Wenn das Hirschel schon derschossen sein muss, so steht's alleweil nur den Jungen an. Die Alten sollen froh sein, dass sie selber leben."

„Sind nicht auch die Jungen froh, dass sie leben?"

„Na, ich denk' wohl, dass sie froh sind", sagte das Dirndl. „Dass sie halt mit dem eigenen Leben frei nit zufrieden sein mögen."

„Aha. ich verstehe dich schon", sagte der Jäger. „Sie wollen nebenbei auch noch Hirscheln erschießen und saubere Mädeln lieben."

„Derrathen hat Er's!"

„Du scheinst es aus Erfahrung zu wissen", sagte er und klopfte mit dem eingebogenen Finger an eine der Milchreinen.

„Gelt, einen hellen Klang hat sie?" versetzte das Dirndl. „Hat auch einen Zwanziger gekostet, und wenn Er einmal in meine Hütten kommt, kann Er Milch daraus löffeln. Die Jager thun's eh gern."

„Und bist wohl selbst im Besitz eines jungen Jägers?"

„Wer kunnt mir's verdenken!"

„Ich gewiss nicht."

„Wenn sie mir ihn nit weggenommen hätten!"

„Weggenommen? Dir deinen Jäger? Die Weibsleute etwa?"

„Geh', die Weibsleut'! Vor denen möcht' ich mich wohl derwehrt haben, denk' ich! Von den Weibsleuten lass ich mir keinen Jäger wegnehmen!"

„Von wem denn sonst?"

„Von einem, der ein bissel stärker ist, als unsereins!"

„Na, da wäre ich schon begierig, wer das einem so feinen Mädel zu leid thun könnte!“

„Das kann Er sich denken! Wer wird's denn sein, der allen armen Dirndln ihre schönen kernfrischen Burschen wegnimmt! Der Kaiser halt!“

„Ach ja so. Beim Militär ist dein Liebster! Na, ich gratuliere dir!“

„Ja, und ich bedank' mich schön!“

„Soldat sein für Kaiser und Vaterland ist jedem eine Ehre!“

„Ja, und 's Derschossenwerden? He? Wenn ich einen Schatz hab', so will ich ihn heiraten und nit, dass ihn die Bosniaken derschießen!“

„Pah, jeder Soldat wird nicht erschossen. Und schon mitten in der Friedenszeit!“

„So möcht' ich doch wissen, zu was der Kaiser mitten in der Friedenszeit Soldaten braucht!“

„Das ist einmal so eingerichtet, liebes Kind. Leider. Niemand kann's ändern. Ich bin auch Soldat.“

„Na, gute Nacht!“ rief das Dirndl lachend aus. „Da muss Er schon schön lang dienen!“

„Länger jedenfalls, als dein Dreijähriger.“

„Was hat Er denn lauter angestellt, dass sie Ihm den Abschied nit wollen geben!“

„Es scheint, sie brauchen mich immer noch“, sagte der Jäger, der sich auf einen Baumstock niedergesetzt hatte und an den Antworten der Almerin sein Wohlgefallen fand.

„Nachher wird Er halt so ein Öberster sein“, meinte sie, „so ein Ofizierer, oder wie sie heißen, gelt?“

„Es mag schon sein, mein Kind.“

„Und geht so im Jagern um?“

„Bisweilen.“

„Gelt, geschossen muss sein. Weil just kein Feind ist, geht's aufs Wildbret.“

„Nicht jeder Jäger geht des Schießens wegen umher. Es gibt auch andere Annehmlichkeiten dabei.“

„Mein Jager sagt's auch. Alßer lebendiger, sagt er, schaut man die Hirschlein und Rehlein lieber an, als dass man sie gleich allemal niederpufft. Thät' auch nit dürfen, ist nit dazu da, dass er schießt, es müsst ihm nur *ein* Wildschütz zu nah' kommen. Ist angestellt, dass er das Wild *thut* hegen und halten, bis die großen Jachten sind und der Kaiser selber kommt. Der Kaiser thut so viel gern jagen.“

„So kommt der Kaiser also mitunter selbst in diese Gegend?“ fragte der fremde Jäger.

„Oh, oft!“ rief das Dirndl aus. „Schier alle Jahr einmal, sagen die Leut'.“

„So hast du ihn wohl auch schon einmal gesehen?"

„Ich? Den Kaiser? Da müsst' ich lügen, wenn ich sagen wollt', wie der ausschaut. Bin erst im vorigen Jahr vom Voigthal herüber. Dort kommt er nit. Mein Franzl sagt, ein recht kommodter Herr. Und schießen! Wie der gut schießen kann!"

„So! Wirklich?"

„Freilich ist's keine Kunst, im Tag a Stuck a dreißig Hochwild strecken, wenn von der ganzen Gegend die Leut' da sind, die ihm's in den Schuss treiben."

„Würde es der Kaiser nicht manchmal vorziehen, für sich zu pürschen, anstatt dass ein ganzes Heer von Jägern und Treibern aufgeboten wird?

„Das wird er sich eh einrichten, wie er will. Und soll ihn der Herr Jager nur selber fragen, wenn er kommt zu den Jachten. Jesses, die heben ja schon in dieser Wochen an. Im vorigen Jahr ist der Franzl noch dabei gewesen, da hat's allemal ein gutes Trinkgeld gesetzt. Heut' steht der arme Kerl beim Regiment und hat er geschrieben, nix thät ihm so leid, als dass er bei den kaiserlichen Jachten nit kann dabei sein. — Wenn ich nur wen thät wissen, der sich für ihn möcht' verwenden."

„Wie heißt denn dein Jäger?"

„Ich bitt', Franz Kaltenbacher. Beim siebenundzwanzigsten Infanterieregiment. Wird sich's der Herr merken?"

„Hoffentlich."

„Thät's nit doch sicherer sein, wenn es der Herr wollt' aufschreiben? Hat Er nix kein Papierl bei sich?"

Der Jäger zog ein Notizbuch hervor und schrieb Namen und Regiment hinein. Das Dirndl klatschte in die Hände. „Jetzt krieg ich meinen Jager wieder!" jauchzte sie.

„Versprechen kann ich nichts, mein Kind!"

„Ich weiß schon, Herr Jager. Er ist ja selber ein Ofizierer und leicht mit dem Kaiser auch noch bekannt, leicht gehört Er gar zur kaiserlichen Jacht. Es braucht nur ein Wörtl."

„Versprechen kann ich trotzdem nichts."

„Aufs Versprechen steh' ich auch nit an, wenn Er's nur thut halten, dass der Franzl heimkommt. Vergelt's Gott. Und nix für übel, dass ich so keck hab' dahergeredt, wir grobe Bauersleut' versteh'ns halt nit besser. Und jetzt wünsch' ich guten Anblick und dass dem Herrn Jager kein altes Weib begegnet!"

„Es ist schon gut! Es ist schon gut!" Mit diesen Worten winkte der fremde Jäger ab und schlug seinen Weg seitslings ein durch die Lärchen.

Das Dirndl kam mit den klappernden Reinen ganz glühend auf die Alm und vertraute es den Genossinnen, was sie für eine Begegnung

gehabt habe. Mit einem Jager von den kaiserlichen Jachten sei sie zusammengekommen, der aber ganz wer anderer ist, als ein Jager, ganz wer anderer! Mehr will sie nicht sagen! Sie hat ihn wohl erkannt, wer wird ihn nicht kennen, wo ihn jedes im Geldtaschel hat! Aber sie hat sich recht einfältig gestellt und so gethan, als thäte sie ihn nicht kennen, gerade wie es in den Kalendergeschichten vom Kaiser Josef zu lesen steht. Und sie hat ihm gleich vom Franzl derzählt und dass sie ihn gern daheim hätt', tausend Gottsfreuden gern daheim! Und er hat ihn in sein Büchel geschrieben. Glück muss man haben und schlau muss man sein! —

Wie es mit dem Glücke und der Schlauheit ausgesehen hat? — Sie erwartete den Franzl schon in der ersten Wochn mit Sicherheit. Es wird ja gleich der Befehl ergangen sein: den Franz Kaltenbacher heimgehen lassen, der Kaiser braucht ihn zum Jagern und sein Dirndl zum Gernhaben! — Aber der Franzl kam in der zweiten Woche noch nicht, und er kam in der dritten nicht. Und er ist bis heute nicht gekommen. Schlau war das Dirndl freilich, aber der fremde Jager war auch kein heuriger Has.

Schon dreißig Jahre bin ich alt!

Schon dreißig Jahre bin ich alt,
Und noch allein geblieben.
Und seh' die Knaben mannigfalt
Wohl ihre Schätzlein lieben.

Ich seh', wie sie sich froh einand
Die Hochzeitskränze winden;
Ich wand're durch das weite Land
Und kann meinen Schatz nicht finden.

Ich such' ihn, wo bei Herdesglanz
Die holden Mädlein blühen,
Ich such' ihn, wo bei Kirmestanz
Die Dirnen alle glühen.

Ich seh' die Jahre rascher zieh'n,
Und fühl' die Jugend schwinden,
Und suche ihn und rufe ihn,
Und kann meinen Schatz nicht finden.

Und sie, die mir bestimmt muss sein
Für meine Lebensfahrten,
Wird irgendwo allein, allein
Mit Bangen auf mich warten.

Der Alte hier, die Alte dort
Wird einsam einst begraben,
Zwei, die sich treu und heiß geliebt
Und nie gesehen haben.

Rosegger.

Andreas Rauber, der Langbärtige.

Ein Sittenbild aus Steiermarks Vergangenheit von **Franz Jos. Fridrich.**

War da ein gar luſtiges Leben am Hofe des Erzherzogs Karl von Steiermark, und über Langeweile hatten ſich die Herren des Hofſtaates wahrſcheinlich nicht zu beklagen. — Ritterliche Übungen und darauffolgender Becherlupf wechſelten mit fröhlichem Jagen, und bannten die Unbilden der Witterung die Herren in die Zimmer, ſo fand ſich auch hier außer Tafeln, Karten- und Würfelſpiel noch manche ergötzliche Unterhaltung: wozu wäre denn ein luſtiger Rath vorhanden geweſen?! Freilich, nach unſeren heutigen Begriffen gieng es dabei nicht immer zierlich und fein zu, umſomehr, als Erzherzog Karl zu der Zeit, da dieſe Geſchichte ſpielt, noch einer Gattin entbehrte, aber man war noch nicht gewohnt, alles mit Glacéhandſchuhen anzufaſſen, ſintemal Handſchuhe, wenn nicht aus mehrpfündigem gutem Eiſen beſtehend, damals noch als große Abſonderlichkeit betrachtet wurden. Berichtet doch ein Chroniſt jener Zeit über Heinrich, König von Polen, als dieſer Kaiſer Maximilian II. einen Beſuch abſtattete:

„Weil der König aufgebrochene Händ vnd deſshalben beim eſſen und tanzen Handſchuh angehabt, hat das Frauenzimmer gefragt, obs ein Pollniſch oder franzöſiſche Höflichkeit ſey.“ —

Die Derbheit lag eben im Charakter jener Zeit; übrigens konnte auch der Körperbau der damaligen Zeitgenoſſen manch' derben Puff ertragen und man ſtand, Gott ſei Dank, nicht auf ſchwachen Füßen, außer etwa nach einem Becherturnier. Übrigens trug der Minnedienſt, deſſen man immer noch pflog, viel dazu bei, die rauhen Sitten wenigſtens etwas zu mildern und war da am erzherzoglichen Hofe, trotzdem derſelbe noch einer Fürſtin entbehrte, durchaus kein Mangel an edlen, ſchönen, zur Begeiſterung entflammenden Frauen, auf deren Wohl auch ſo manches Kleeblättlein, ein jedes aus drei, je in einem Zuge zu leerenden Humpen beſtehend, gepflückt wurde, bis ſich die hochedlen Herren ſchließlich ſtets aus Eiferſucht in die Haare geriethen, falls ſie dieſelben nicht ſchon, der ſpaniſchen Sitte folgend, abgeſchoren hatten. Aus der Schar holdſeliger Frauengeſtalten ragte aber beſonders ein Fräulein hervor, das ob ſeiner körperlichen und geiſtigen Vollkommenheit nur die ſchöne

Helena genannt wurde. Ward auch wohl um keine so viel gestritten, sei es beim klaren Osterwein, sei es mit dem Schwerte in der Hand, als um sie. — Das hatte seine besondere Ursache: Denn nicht allein verdiente das Fräulein den ihr gegebenen Beinamen in vollstem Maße, sondern sie hatte auch noch den großen Vorzug, die natürliche Tochter ihres Vaters zu sein, und dieser-Vater war niemand geringerer als — des heiligen Reiches Beherrscher, Kaiser Maximilian II. — Indes auch ihre Mutter hatte edlem Geschlechte angehört und war dieselbe Hoffräulein bei des Kaisers Mutter, Anna von Ungarn gewesen, wo sie der damalige Erzherzog kennen und lieben lernte. Hat auch der Prinz gar manche Thräne vergossen, als das Fräulein jähen Todes verstarb, und mit väterlicher Liebe wachte er über die Frucht ihrer Verbindung, die schöne Helena, die, ein Ebenbild ihrer Mutter, dem Vater durch ihre holdselige Erscheinung so manche süße Stunde der schönen Jugendzeit ins Gedächtnis zurückzauberte. Doch nicht körperliche Schönheit allein war es, die Helena zierte, es gesellten sich dazu noch ein warmes, tiefes Gemüth, ein sprudelnder, witziger Geist und eine für die damalige Zeit außerordentlich hohe Bildung, welche Eigenschaften die Kaiserstochter als eine wahre Perle unter den Frauen erscheinen ließen. Umso schwerer drückte ihren Vater daher die Pflicht, ihr, da sie nun zur Jungfrau erblüht war, einen in jeder Beziehung würdigen Gatten zu finden. Wohl war an Bewerbern um ihre Hand, wie bereits erwähnt, durchaus kein Mangel; es fühlten sich nur zu viele berufen, Eidam des Kaisers zu werden, aber nur wenige waren würdig, bei der Wahl in Berücksichtigung gezogen zu werden, denn Eigennutz verräth sich leicht. — Vielleicht wären dem kaiserlichen Vater alle quälenden Wahlsorgen erspart geblieben, wenn er deswegen seinem hübschen Töchterlein etwas auf den Zahn gefühlt hätte; wahrscheinlich war er aber davon überzeugt, dass er wohl selbst zu beurtheilen verstünde, welche Eigenschaften am Manne ein Weib glücklich zu machen imstande seien, anderseits vertraut sich auch ein Mädchen viel leichter der Mutter, als dem eigenen Geschlechte zugehörig, an, denn dem immer streng erscheinenden Vater, welchem gegenüber ein derartiges Geständnis oft nur mit fast übermenschlicher Anstrengung zu machen ist. —

Als sich nun der Kaiser einst wieder bei seinem Bruder Karl in Graz auf Besuch befand, da eröffnete er seinem lieben Töchterlein, dass er von allen Freiern nur zwei für würdig erachte, ihre Hand zu erhalten, und diese zwei seien: Don Fernando Lopez de Mello und Ritter Andreas Eberhard Rauber zu Thalberg und Reineck; nachdem jedoch beide einander ebenwert wären und er nicht durch willkürliche Bevorzugung des einen den anderen kränken möchte, so wolle er die endgiltige Entscheidung einem unblutigen Kampfspiele überlassen, dessen Siegespreis sie selber sei.

Das Mägdelein war todtenbleich, als sie des Vaters Rede vernahm, aber bei Nennung des zweiten Freiers färbten sich ihre Wangen jählings mit Purpur, und ihre Hand legte sich beschwichtigend auf das hochpochende Herz. Doch ihre Aufregung entgieng dem Kaiser, und es wurde nichts mehr über diese Angelegenheit gesprochen. Während der nächsten Tage ließ Maximilian die auserwählten Freier zu sich entbieten; mit freudiger Erwartung folgten sie dem Rufe und wurden zusammen vom Kaiser empfangen. Don Fernando Lopez de Mello, aus einem der vornehmsten hispanischen Adelsgeschlechter entstammend, war ein tapferer Kriegsmann, welcher dem Kaiser schon gar manchen Dienst geleistet hatte. — Von Statur aus untersetzt, zeigte er jene Lebhaftigkeit in seinen Bewegungen, welche dem Südländer eigen ist, und das mit einem pechschwarzen Knebelbart gezierte Antlitz verrieth unverkennbar die romanische Abkunft. — Sein Rivale, Ritter Andreas Eberhard Rauber zu Thalberg und Reineck, stand in keiner Beziehung hinter ihm zurück. Gleichfalls aus edlem Stamme entsprossend, hatte er seine Tapferkeit und Klugheit in so manchem Treffen bewiesen und ein guldenes Kettlein mit einem Ehrenpfenning daran, das an seiner Brust prangte, ließ erkennen, wie hoch ihn sein kaiserlicher Herr schätzte. Von Gestalt war er schier ein kleiner Riese, und sein hübsches Gesicht, aus dem zwei blaue Augen gar treuherzig in die Welt lugten, umrahmte ein hellblonder Bart, der nach Bericht des Chronisten vier Fuß lang herabwallte. — War der Hispanier ein Vorbild wälischer Schönheit, so war der Reinecker dasselbe ins Deutsche übertragen; schien aber ein gewisses Fräulein gar wohl zu wissen, auf was mehr Verlass sei, auf hispanische Hitze oder deutsche Stetigkeit! —

Der Kaiser verkündete ihnen seinen Entschluss und gerne erklärten sich die beiden bereit, den Kampf zu unternehmen; hätten sie sich doch auch freudig dazu verstanden, mit dem blanken Schwerte in der Hand um den Besitz der geliebten Maid zu streiten. —

Der vom Kaiser bestimmte und von drei Herzen mit Ungeduld erwartete Tag der Entscheidung war angebrochen. Schon am frühesten Morgen hatte sich eine zahlreiche Menge von Bauern und „ehrsamben" Bürgern der Stadt nach dem außerhalb der Stadtmauer gelegenen Turnierplatze, dem Schauorte des Kampfes, begeben. Auch die Ritterschaft fand sich nach und nach ein, darunter die meisten der abgewiesenen Freier, die sich schadenfroh über die Niederlage des einen der auserwählten Bewerber freuen wollten. — Ein reges Leben herrschte auf dem sonst ziemlich öden Platze. Fahrende Leute hatten sich eingefunden und vertrieben durch ihre Schwänke den Wartenden die Zeit. Auch hatte man fliegende Schenken aufgerichtet, allwo man durch ein Schlücklein Wein oder Bier Kraft zum Ausharren erwerben konnte. Dabei summte

die Menge wie ein Bienenschwarm; ein jeder wollte das Räthsel der nächsten Zukunft lösen, denn welcher Art der Kampf sein werde, das wusste man nicht, nur so viel war verlautbart worden, dass etwas sehr Ergötzliches stattfinden sollte. — Immer höher ward die Spannung, immer größer die Aufregung des Volkes, und lautes, jubelndes Rufen ertönte, als gegen neun Uhr das hohe Brüderpaar in Begleitung der schönen Helena und des gesammten Hofstaates erschien. Galt der schreiende Ausdruck der Freude in erster Linie wohl den allseits geliebten Herrschern, so hatte doch auch Helena großen Antheil daran, was die reichlichen Blumenspenden, welche man der schönen, ob dieser Ehrung hoch erröthenden Kaiserstochter überreichte, deutlich zum Ausdrucke brachten. — In der Mitte der einen Langseite des festlich mit Blumen, Tannenreisig und Schilden geschmückten Turnierplatzes befand sich eine von einem kostbaren Zelte überdeckte Plattform, zu der mehrere teppichbelegte Stufen emporführten. Der Kaiser, Erzherzog Karl und Helena, welch letztere, in griechischer Tracht gekleidet, ihre berühmte Namensschwester schier übertraf, ließen sich auf die kostbaren Stühle unter dem Zelte nieder, während sich das Gefolge um sie scharte. Maximilian gab nun das Zeichen zum Beginne, worauf zwei in den kaiserlichen Farben gekleidete Herolde vortraten und unter allgemeinem Jubel die Kampfbedingungen verkündeten, nach welchen derjenige als Sieger zu betrachten sei, dem es gelingen werde, seinen Gegner in — einen großen Mehlsack zu stecken. —

Sodann erschienen die beiden Rivalen, jeder mit einem riesigen Sacke versehen, sonst aber unbewaffnet, auf dem Platze, wo sie der Wärtel an je einer der Schmalseiten des Rechteckes Aufstellung nehmen ließ. Lautes Horngeschmetter erschallte. Langsam, Schritt für Schritt, näherten sich die Kämpfer, bis sie einander gegenüber standen. — Während nun der Reinecker gerade auf seinen Gegner losstürzte, um ihm ohne weiteres den Sack über die Ohren zu ziehen, suchte dieser durch behende Seitensprünge zu entkommen und den steierischen Ritter womöglich von rückwärts zu fassen, was den Zusehern um so lustiger erschien, als beide Kämpen den Sack geöffnet hielten, damit ja die Einsackung des Rivalen ohne weiteren Zeitverlust vorgenommen werden könne. — So sprangen sie etwa eine halbe Stunde lang herum, ohne dass irgend ein Erfolg zu verzeichnen gewesen wäre. — Endlich, als eben wieder der Hispanier wie ein gehetzter Hase einen Haken schlagen wollte, gelang es dem Reinecker, seinen Nebenbuhler bei einem Arme zu fassen; der aber, da ihm jede Flucht unmöglich gemacht worden war, packte mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit den Steirer, und nun begann ein gewaltiges Stoßen, Knuffen, Zerren, Puffen, Zwicken und Zwacken, dass den Kämpfern der helle Schweiß von der Stirne lief und ihnen schier die Sinne vergiengen, die Zuseher aber sich die Bäuche vor Lachen halten

mussten und vor Freuden wieherten; war aber auch solch eine ergötzliche Lustbarkeit noch nie geschaut worden. — Und immer schneller drehten sich die Ringenden, bis schließlich der eine im Fallen auch den anderen zu Boden zog. Aber auch hier wurde der Kampf fortgesetzt, und der aufgewirbelte Staub entzog sie oft durch längere Zeit den neugierigen Blicken. Die Erschöpfung zwang sie endlich, den Kampf zu unterbrechen, nachdem jedoch keiner die etwa errungenen Vortheile dabei verlieren wollte, so hielten sie sich fest umschlungen. — Sobald sie wieder zu Kräften gekommen waren, erhoben sie sich vorsichtig, unter steter Wahrnehmung ihrer Vortheile, vom Boden und setzten das Ringen von neuem fort, welches, in Anbetracht ihrer ziemlich gleichen Körperkräfte, kein Ende zu nehmen versprach. Und immer hitziger rang der Hispanier und immer verzweifelter griff der Steirer an, galt es doch ihr Lebensglück: die schöne Helena! — Diese aber sah pochenden Herzens dem Kampfe zu, und jeder missglückte Griff des Reinecker ließ sie erbleichen.

Da endlich, durch des Gegners mannhaften Widerstand in wahre Berserkerwuth versetzt, presste der steierische Ritter in einer kräftigen Umarmung, welche einem Bären Achtung abgewonnen hätte, die Arme des Spaniers an dessen Leib, während er ihm gleichzeitig mit der freien Linken den Sack über den Kopf streifte. Noch ein Ruck, und der Hidalgo war verschwunden. Wohl zappelte und zuckte der Don ohnmächtigen Grimmes in dem Sacke, den des Steirers Faust gleich einer Eisenklammer verschlossen hielt. Da aber half kein Sträuben mehr. Mit leichtem Schwunge warf der Reinecker den Sack über seinen breiten Rücken und trug ihn auf die Plattform, wo er die Bürde zu des Kaisers Füßen legte.

Maximilian küsste und umarmte den Sieger; soll aber diese Umarmung etwas anderer Art gewesen sein als jene, so der Reinecker dem Don Mello zukommen ließ. — Sodann führte ihm der kaiserliche Vater selbst die erglühende Jungfrau zu, deren freudestrahlende Augen nur zu deutlich verriethen, dass gerade nicht der Unrechte den Sieg davongetragen hatte. Und als der glückliche Ritter seiner Braut den Verlobungskuss auf ihre Kirschenlippen drückte, da schien der Himmel von den tausendstimmigen Heilrufen erzittern zu wollen, in welche sogar mancher der verschmähten Freier einstimmte, denn es war nicht zu leugnen, dass wohl die ganze grüne Steiermark kein zweites Paar von solcher Schönheit aufzuweisen vermochte.

Aber gar bald verdrängte die Heilrufe ein herzliches Lachen, denn nach und nach hatte sich Don Fernando Lopez de Mello aus des Sackes Innerem wieder ans Tageslicht gearbeitet, und war, da ihm der Schweiß vom nutzlosen Zappeln noch in Strömen herabfloss, auch der gerade nicht zu reine Sack sein wuthverzerrtes Gesicht mit einiger Malerei versehen hatte, der neuerliche Heiterkeitsausbruch wohl zu entschuldigen. — Wären

des Hispaniers Blicke Pfeile gewesen, der biedere Reinecker hätte stracks den irdischen Turnierplatz mit einem, etwa in der vierten Dimension gelegenen, vertauschen müssen. So aber ward abends mit großem Prunke die Vermählung gefeiert, bei der Kaiser Maximilian einer der Vergnügtesten war; strahlte doch sein geliebtes Töchterlein und nicht minder deren nunmehriger Gatte vor eitel Glückseligkeit, und soll diese bekanntlich ansteckend sein. —

Die schöne Helena aber erhielt fortan den Beinamen „die Scharsäckerin" und wird von ihr erzählt, dass sie ihren lieben lieben „Anderl" zwar nicht in einen Sack, wohl aber unter ihren zierlichen Pantoffel gebracht habe, wobei sich übrigens der Reinecker sehr wohl befunden haben soll. — Kein so gutes Schicksal ward dessen langem, schönem Barte zutheil. Zerzauste ihn während der Flitterwochen oft weidlich die Scharsäckerin, so spielten ihm später noch ärger die kleinen Reinecker und Scharsäckerinnen mit, die sich allmählich eingefunden hatten, bis endlich einmal, als es gar ernsten Kampf galt, ein Gegner dem steierischen Ritter in den Bart griff und mit jähem Rucke einen Theil davon ausriss, so dass auch ein tüchtiges Stück der Wangen und Kinnhaut dabei mitgieng; hat es aber der Reinecker wacker vergolten, indem er dem groben Bartscherer mit wuchtigem Schwerthiebe die Haare abschnitt, wobei allerdings auch der obere Theil von dessen Hirnschale in Mitleidenschaft gezogen wurde.

War dies eine seiner letzten kriegerischen Thaten gewesen. Und als anno domini 1575 Ritter Andreas Eberhard Rauber zu Thalberg und Reineck im sechzigsten Lebensjahre eines sanften Todes verblich, da segnete er noch sterbend seine treue Scharsäckerin, die ihm nach wenigen Jahren nachfolgte.

Von Don Fernando Lopez de Mello hörte man nur mehr, dass er seine sonnige Heimat wieder aufgesucht habe, wo er in einem Dominicanerkloster durch ernste Bußübungen die schöne Helena vergessen lernen wollte. Ob es ihm gelungen ist, das verschweigt uns die Chronik. —

Das Volk der Vereine.

Zur Gründung von Vereinen
Sind die Deutschen stets bereit,
Nur für eines gründen sie keinen,
Für — deutsche Einigkeit.

R.

Briefe Franz Kiſſels

an ſeine Braut

Seraſine, Reichsfreiin Binder von Krieglſtein, verwitwete Konrad.

Brief Nr. 1 an ſeine Braut im Frühjahre 1863 nach ihrer Abreiſe nach St. Georgen.

Wien, den 9. März 1863.

Theuerſte Marguerite!

Beim Abſchied war mir heute recht ſchwer ums Herz; ich bin in einer Art von Betäubung und weiß ſelbſt nicht recht, in welcher Stimmung ich mich befinde. Aber da ich Dir einmal verſprochen habe, nicht zu „desparat" zu ſein, ſo will ich Wort halten und die Dinge, wie ſie nun einmal ſtehen, von der heiterſten Seite zu nehmen ſuchen. Jetzt heißt es, nicht viel mehr grübeln, ſondern muthig durchführen, was Du allerdings ein wenig raſch unternommen haſt; ich werde zu ertragen wiſſen, was ſein muſs. Gibt es doch eigentlich nichts, was uns erſchrecken ſollte, ſolange wir uns unſere Liebe, Geſundheit und Leben erhalten! Alles andere iſt ja nur eine Frage der Zeit! Nun, was unſere Liebe betrifft, halte ich ſie für unzerſtörbar, auch ich betrachte Dich bereits als mein holdes Weib, als meine traute Lebensgefährtin und glaube, glaube zweifellos an Deine Treue; „die trübe Falte auf meiner Stirn" bezeichnete auch keine Schwankung in dieſer Richtung, es ſind eben der Sorgen noch andere, als der Zweifel an Liebe, den ich wahrhaftig niemals genährt. — Wenn Du dies leſen wirſt, biſt Du bereits in St. Georgen, und die erſten Eindrücke, die Du vom Wiederſehen empfangen haſt, ſind vorüber. Werden die Götter gelächelt haben, als Du das Vaterhaus betrateſt? ſo frage ich mich ſelbſt und harre mit Spannung der Antwort darauf, die mir Dein Brief wohl geben wird. Der Gedanke, daſs peinliche Stimmungen die Herrſchaft über Dich gewinnen könnten, macht mich bekümmert. — Doch nein, vielleicht lächelſt Du über dieſe Beſorgnis, ja vielleicht haſt Du ſelbſt den halb herben, vorwurfsvollen Gruß, der Dir entgegenkam, mit einem milden Lächeln in ein volles herzliches Willkommen verwandelt? Könnte Dich mein Geiſt jetzt umſchweben, der Geiſt der Liebe, des Friedens, der Verſöhnung, der jeden Groll entwaffnet, oder, wenn er dies nicht vermag, in ſich befriedigt, leicht erträgt. Übe ſie, jene ſeltene Tugend, die Tugend der Selbſtüberwindung und Demuth, es iſt die ſchwerſte, aber auch die herrlichſte! Miſsverſtehe mich nicht! Dieſe Worte gibt mir der innige Wunſch ein, Du möchteſt dieſe Tage heiter und in Eintracht mit den Deinigen zubringen, heiter und mit Dir zufrieden wiederkehren, weil ich weiß, daſs die Erinnerung daran Dir einſt noch unendlich wohlthun wird. Wer weiß, wann Du die Eltern wiederſiehſt? Vermeide daher alles, was ſie kränken kann. Wenn ſie Dich einen oder zwei Tage länger halten wollen — natürlich nur, wenn es aus herzlicher Neigung — brich Deinen Aufenthalt nicht meinethalben früher ab — ach, mein Herz proteſtiert gegen das, was ich da ſchreibe; nur allzu konbar iſt mir die Zeit, die ich jetzt noch in Deiner Nähe werde verweilen dürfen. Ich hätte Dir noch ſo vieles zu ſagen, aber der Brief muſs fort. Ich fürchte, Du wirſt nicht zufrieden ſein mit ihm; ich bin es

ſelbſt nicht; denn er gibt nichts wieder von dem unendlichen Gefühl der Sehnſucht nach Dir, das mich bewegt. Aber die Bewegung ſelbſt läſst mich nicht recht zu Worte kommen. Auch habe ich wenig Zeit und keine äußere Ruhe. Leb' wohl! Leb' wohl! Du vielgeliebtes, theures Weſen! Weine mir nicht zu viel um die Todten, ſo würdig ſie auch der Thränen ſind, hörſt Du — nicht zu viel — Du verſündigſt Dich ſonſt an dem Lebenden. Deine Lebensfreudigkeit iſt die ſeine, erhalte ſie ihm und ſei tauſendmal geküſst von Deinem Dich über alles liebenden, ewig getreuen

Franz.

Brief Nr. 2 nach St. Georgen.

Wien, den 11. März 1863.

Theuerſte Marguerite!

Es hat mir recht wohl gethan, zu vernehmen, daſs Du liebreich aufgenommen wurdeſt und folglich ohne Zweifel dieſe Zeit mit den Deinen in freundlicher Eintracht verlebſt. Du haſt recht gehabt, Deiner Mutter kein Geheimnis aus unſerer Liebe zu machen; ich billige alles, was Du gethan, Du konnteſt im vorhinein deſſen verſichert ſein, denn Du weißt ja, wie gern ich jeden Augenblick bereit bin, Dich vor aller Welt meine Braut zu nennen, wenn auch die gegenwärtige Situation uns jetzt noch nicht geſtattet, vor den Altar ſelbſt zu treten. Unſere Neigung iſt von ihrem Entſtehen bis auf dieſe Stunde ſo rein, von beiden Seiten ſo edel und uneigennützig, daſs wir uns ihrer wahrlich vor keinem Menſchen zu ſchämen brauchen. Daſs die Vergangenheit, die Dich jetzt mit tauſend Erinnerungen umgibt, erſchütternd an Dich herantreten würde, habe ich wohl gefürchtet. Wie konnte es denn auch anders ſein? Aber traurig würde es mich wohl machen, wenn der Gedanke an mich nicht Deinem erneuten Schmerze um die geliebten Todten den herbſten Stachel wenigſtens benehmen würde. Wie ſehr ich Deine Empfindungen in dieſer Beziehung achte, davon habe ich Dir wohl ſchon mehr als einen Beweis gegeben. Aber denke ſtets, daſs Du jetzt mir gehörſt, daſs ich jetzt Deine Seele und Dein Herz in jenem Zauberringe gefangen halte, den Du ſelbſt mir gegeben haſt, den ich wie ein heiliges Vermächtnis betrachte, ja, wie er mir jetzt ſo von meiner Hand entgegen glänzt, iſt mir, als ob des Abgeſchiedenen Geiſt mir jetzt näher wäre als Dir, und der Gedanke meines Gedichtes an Dich zieht wieder wie eine von oben bekräftigte Wahrheit durch meine Seele. Wohl haſt Du recht, Du Ärmſte, Du haſt das ſchwerſte Leid erfahren, das Liebſte auf der Welt auf immer verlieren zu müſſen. Aber denke, daſs es Dir jetzt nicht mehr das Liebſte ſein darf, ſonſt müſste der Lebende noch den Todten beneiden. Ja, mehr noch, weil Du das herbſte Leid erfahren, ſo denke daran, gegen alles zu kämpfen, was zerſtörend auf Dich ſelbſt wirken könnte, denn alles, was Dich erdrückt, erdrückt auch mich; Du biſt jetzt verantwortlich für all meine Hoffnungen. Verfalle mir ja nicht wieder in jene Selbſtvernichtungswuth, mit der Du beinahe frevelhaft prahlteſt, als ich Dich zuerſt kennen lernte. Schone Dich, theure Freundin! Traure, wenn Dich die Trauer unwillkürlich überkommt, aber reize Dich nicht ſelbſt auf! Nicht wahr, Du verſprichſt es mir, denn Du glaubſt, daſs aus all meinen Worten nicht etwa verletzte Eigenliebe, ſondern nur die unendliche Sorge um Dich ſpricht. Leb' wohl! Ich befinde mich wohl und arbeite fleißig. Auf freudiges Wiederſehen! Viele Grüße von

Deinem Franz.

Brief Nr. 3 nach Siebenbürgen.

Wien, den 1. April 1863.

Theure vielgeliebte Freundin!

Du glaubſt nicht, welch brennender Schmerz mich geſtern erfaſst hat, als ich mich kaum von Dir getrennt hatte. Solang ich noch in Dein liebes Geſicht ſchauen

konnte, verließ mich die Faſſung nicht; aber als der Zug, der Dich mir entführte, weit in die Ferne meinem Auge entſchwand, da übermannte es mich allgewaltig. Es mag Dir wohl auch ſo ergangen ſein. In tiefer Melancholie wandelte ich über die Felder nach Wagram, das weite Schlachtfeld lag vor mir, der Wind fuhr ſchneidend kalt und heftig über die Ebene, drüben über dem Kahlengebirge bildeten ſich Wölkchen, hinter denen die Sonne ſich verbarg und, als wollte ſie ſchon untergehen, nur ein fahles Licht auf die Erde herabwarf. Es war ein düſter ſchönes Bild, das völlig mit meiner trüben Stimmung harmonierte. Endlich zwang mich die rauhe Luft doch, mich in ein ärmliches Wirtshaus zurückzuziehen, wo ich an einem niedrigen Fenſter ſaß und bald auf Dein liebes Bild ſah, das ich, wie Du weißt, bei mir trug, bald in die Gegend hinausſtarrte, bis nach etwa einer Stunde das erſte Zeichen vom nahen Bahnhofe her ertönte und mich an die Heimkehr mahnte. Zurückgekehrt ſchreibe ich eilig dieſen Brief an Dich, um ihn heute noch fortzubringen, da ich weiß, wie wohl es Dir in der Ferne thun wird, ein Lebenszeichen von dem ſo ſchnell als möglich zu erhalten, der, wie Du überzeugt ſein darfſt, Dich mehr als irgend jemand auf der Welt liebt, auf deſſen Treue in Noth und Tod Du unbedingt zählen darfſt. Ach, während ich dies ſchreibe, ja noch während dieſer Brief ſchon unterwegs iſt, biſt Du noch immer den Gefahren und Unannehmlichkeiten einer ſo weiten und beſchwerlichen Reiſe ausgeſetzt. Ich werde wohl keine Ruhe finden, bis ich erfahren werde, daſs Du wohlbehalten angekommen biſt. Schreibe mir nur über alles ausausführlich, jetzt und in der Folge; ſprich immer zu mir aufrichtig, wie Du zu Gott ſprechen würdeſt, wenn Du glaubteſt, daſs er ſich mit ſo kleinen Weſen, wie wir ſind, abgibt; verhehle mir nie etwas, was Dich drückt oder beunruhigt, aus falſcher Schonung. Sei heiter und hoffnungsvoll, aber auch auf alles gefaſst, damit Dich nichts niederbeuge, nichts Deinen Muth breche. Du wirſt gewiſs die Verhältniſſe unten kleinlich finden, ſie werden Dich in mancher Beziehung vielleicht anwidern; laſs Dich dadurch nicht verſtimmen, es iſt ja nur eine kurze Übergangsperiode, auf welche ein frohes Wiederſehen und — ich hoffe es faſt zuverſichtlich — eine ſchöne Zukunft folgt. Sorgen wir nur für unſere eigene Erhaltung und ſeien wir in jeder Richtung vernünftig und tapfer, ein Ziel beſtändig vor Augen, das unſeres Glückes durch unſere Vereinigung. Leb' wohl und bleibe mir immer ſo geſinnt, wie Du es in den letzten Tagen warſt, die mir ewig unvergeſslich ſein werden. Nicht wahr, die Aufwallung meiner Sinne, die mich noch in der letzten Stunde, die wir allein zuſammen zubrachten, überkam, hat keine Verſtimmung in Dir zurückgelaſſen? Denk' nur, welch harten Kampf es mich gekoſtet hat, ſo oft dem Augenblicke des höchſten Glückes nah', das mir bis jetzt ſtets verſagt war, ihn an mir vorübergehen zu laſſen, am vollen Becher der Seligkeit mit verſchmachtenden Lippen nur nippen — ihn nicht mit vollen Zügen leeren zu dürfen. Leb' wohl! Leb' wohl und denk', denk' oft und innig an Deinen getreueſten und wahrſten Freund, an Deinen Franz.

Brief Nr. 4 nach Siebenbürgen.

Wien, Oſtermontag 1863.

Liebe, theure Marguerite!

Ich möchte ſo gerne fortleben vor Deinen Augen, gleichſam als wäre ich nicht getrennt von Dir, als lägen nicht mehr als hundert Meilen zwiſchen uns; ich möchte, daſs keiner von meinen Gedanken, keine Regung meines Gefühls, keine Stimmung meiner Seele Dir verborgen bliebe, daſs Du fort und fort ſchauteſt in meine tiefſte Bruſt. Es ſollen deshalb meine Briefe an Dich wie Tagebücher ſein, die Dir mein inneres und äußeres Leben in ununterbrochener Folge ſchildern. Hielt ich es doch einſt ſo mit meinen erſten und liebſten Freunden in jener friſchen Jugend-

ſtimmung, die ſo mittheilſam macht! — Sollte ich jetzt weniger aufrichtig und vertrauensvoll ſein Dir gegenüber, die Du mir mehr, viel mehr, als die liebſte, treueſte Freundin fürs ganze Leben, die Du mein Leben ſelbſt, die Freude meines Lebens, ja meines Lebens lichter Genius biſt, der ſich nicht von mir wenden könnte, ohne daſs auch meine ſchönſte, letzte Hoffnung verloren gienge, ohne daſs es völlige Nacht würde um mich her! Ach nein! Du wirſt Dich niemals von mir wenden, wenn es auch ſchwer werden ſollte, mit mir auszuharren. Ich bin tief ernſt geſtimmt; ich muſs und ſoll es ſein, die Zeit des ſüßen Liebesſpiels iſt vorbei, die Zeit des mannhaften Ringens, der unermüdlichen Thätigkeit iſt gekommen. Je mehr ich mich wieder in meine Arbeit hineinlebe, was in den erſten Tagen nach den Qualen der Trennung mir ſehr ſchwer fiel, deſto deutlicher wird es mir, welch harte, harte Mühe noch meiner harrt, aber ich verzage nicht mehr am Gelingen. Heute Abend machte ich einen kleinen Spaziergang, ach — denſelben, den ich noch unlängſt mit Dir gemacht — durch die Alleen des äußeren Burghofes! Mir ward recht traurig zumuthe, denn ich dachte, daſs Du im ſelben Augenblicke weit, weit von mir in den Gefilden Ungarns dahinfuhrſt, ich ſah zum halben Monde auf, der prächtig am tiefblauen Himmel ſtand, ich hätte ihm gerne einen Gruß an Dich aufgegeben, denn Du ſahſt gewiſs auch öfter auf zu ihm, d. h. wenn Du nicht vielleicht aus Ermüdung ſchliefſt. — Erinnerungen aus den jüngſt vergangenen Tagen verfolgen mich überhaupt, wo ich gehe und ſtehe. Bei uns zu Hauſe mahnt mich auch alles an Dich, der Stuhl vor dem Clavier und jener am Fenſter — mir iſt es oft, als müſste ich davor hinſinken und mit meinen Thränen benetzen. Es iſt mir oft, als ſei das alles nur ein ſeliger Traum geweſen, und nun die alte Zeit wieder gekommen, in der ich freudlos, ungeliebt mit meinem Schickſal grollte, weil es mir, mir allein das höchſte, das einzig wahre Glück verſagt! Dann aber nehme ich Dein theures Bild zur Hand und ſage mir: Nein, nein, es iſt kein Traum; ich bin geliebt, heiß, wahr und treu! An dieſem Gedanken richte ich mich immer wieder auf, wenn ich ſinken will. Nicht wahr, Du wirſt mir dieſen Gedanken nie zerſtören? Wenn Du es thäteſt, ich fürchte, dann würde es mein letzter Gedanke geweſen ſein. Vergib, wenn dieſe Worte Dich kränken, glaube mir, ſie ſollen keinen Zweifel ausdrücken, nein — nur die ungeheure Leidenſchaft, die mich für Dich erfüllt, die ich jetzt mehr als jemals erkenne und gerne ein wenig dämpfen möchte, aber nicht kann, obwohl es um meiner Ruhe willen gut wäre. Ich geſtehe Dir, daſs das Verſprechen, das ich Deiner Mutter gegeben habe, an Deinen Vater zu ſchreiben, mich drückt; es widerſtrebt mir, mich an ihn gleichſam wie einer zu wenden, der ſich vor ihm zu rechtfertigen und verantwortlich zu machen ſchuldig iſt. Denn wahrlich, verantwortlich betrachte ich mich nur Dir gegenüber, mir ſelbſt und Gott, das iſt dem ewigen Geſetze der Liebe und Treue, das ich anerkenne. — All dieſe Betrachtungen nützten aber nichts; was ich verſprochen, muſste ich halten, und ſo ſchrieb ich denn in der That geſtern an Deinen Vater, im ganzen zwar herzlich, aber doch ein wenig ſtolz; ich wollte ihm zu verſtehen geben, daſs ich das Bündnis zwiſchen uns als ſchon feſt geſchloſſen betrachte, daſs Dich Dein Wort, das Du als freie, ſelbſtändige, großjährige Witwe mir gabſt, Dich ebenſo verpflichtet, als mich das meine, daſs es mir weniger darum zu thun, ſeine Einwilligung zu erbitten, deren es nicht mehr bedarf, als ihn ſelbſt darüber zu beruhigen, daſs Du Dich einem Manne von durchaus edlen Grundſätzen anvertraut haſt, der es mit Dir wahrhaftig ehrlich meint. Du darfſt mir glauben, daſs der Ton, in dem ich ſprach, in keiner Weiſe verletzend wurde, aber entſchieden und etwas ſtolz war er — ich fühlte, daſs ich die Ehre des freien Künſtlerthums und, was mehr iſt, des freien Menſchenthums zu wahren hatte. Ich hoffe zuverſichtlich, Du wirſt mit mir ganz einverſtanden ſein; denn die

Würde des Mannes, den Du erwählt, kann Dir ja nicht gleichgiltig sein. O bleibe mir immer, immer in gleicher Liebe zugethan! Heute geht mir den ganzen Tag eine Melodie nicht aus dem Kopf: „Dass ich im Frühling scheiden soll ꝛc.“ O dass ich Deine theure Stimme bald wieder hören könnte. Unverbrüchlich der Deine.

Franz.

Brief Nr. 5 nach Siebenbürgen.

Wien.

Meine liebe, theure Freundin!

Sieh auf das Datum meines letzten Briefes und Du wirst finden, dass ich kaum einige Stunden, nachdem ich ihn abgeschickt, schon wieder das Bedürfnis fühlte, mit Dir zu plaudern; ach, ich möchte es täglich, stündlich thun, ja es kostet mich viel Selbstüberwindung, wenn ich nicht all meine Zeit darauf verwende, Dir zu schreiben und Dir nicht ganze Folianten als Billets-doux zu senden. Ich bin in diesem Augenblicke so selig, so selig, und nur durch den Gedanken an Dich! Einen solchen Moment muss ich benützen, damit Du nicht lauter Lamentationen von mir hörst und Dich überzeugst, dass ich nicht der eingefleischte Melancholiker à tout prix bin und die Dinge auch in einem heiteren Lichte betrachten kann. In mancher Beziehung bin ich mir übrigens jetzt selber ganz neu. Das erfuhr ich heute im Prater. Ja, staune — ich war im Prater. Ich wollte anfangs nicht mit, aber meine Mutter sprach im mildesten, sanftesten, ja fast traurigen Tone zu mir: „Geh' doch mit, wir werden ja nicht gar so oft mehr zusammen spazieren gehen.“ Diese Worte thaten mir wohl, weil sie mir andeuteten, dass sie anfange, unser Bündnis fürs Leben als ein fait accompli zu betrachten und sich damit abzufinden. So gieng ich mit. Die Wahrheit ist, dass es eigentlich in dem Gewühl ungeheuer öde war, dass mich aber sehr angenehme Reflexionen heimsuchten. Ich dachte nämlich an vergangene Zeiten und wie ich sonst peinlich bewegt und einen nagenden Wurm am Herzen unter den fröhlichen Menschen wie ein Verstoßener, mit dem Banne Belegter mich fühlte, wie ich schmerzlich lächelte, so oft ein liebendes Paar an mir vorüber kam und mir die Brust zerspringen wollte vor Sehnsucht, wenn ich um mich her liebliche, blühende Mädchen und edle Frauengestalten sah. Wie war das heute ganz, so ganz anders! Mit welcher Seelenruhe gieng ich im Gewühle, wie gönnte ich von Herzen jedem Galan sein Liebchen, ja, wie blickte ich stolzen Auges hin über die hübsch-n Wiener Soubretten, wie über die vornehmen Schönheiten in den offenen Carossen. Ihr alle, sprach ich bei mir, wiegt meine Marguerite nicht auf. Ja, mein Herz jauchzte auf, mein ganzes Wesen lachte, ich war selig, ich bin es noch jetzt. Das dank' ich Dir — Dir, meine theure, theure Marguerite. Die Arbeit war mir auch heute vormittags sehr gelungen, so war dies mir ein wahrhaft schöner Tag.

Heute vormittags war ich auch bei Deiner „Godl“. Da kam es denn bei allem herzlichen Wohlwollen, das sie wirklich für Dich hat, doch zu allerhand kritischen Bemerkungen über Dein Wesen und Deinen Charakter, die zwar recht gut gemeint waren, aber nichtsdestoweniger einem Tadel sehr ähnlich sahen. Allzu großer Eifer, Dich zu vertheidigen, hätte mich wohl selbst verrathen. Vor allem nannte sie Deine Heirat mit Heinrich, einem Bürgerlichen, als die größte Thorheit Deines Lebens und kam immer wieder darauf, was Du alles dadurch verscherzt habest. Ich lauschte mit Lust ihren Worten. Alles hattest Du verscherzt (wie sie es nannte) aus Liebe! Mit wahrem Enthusiasmus gedachte ich Deiner; lass' Du nur Deine Feinde oder Tadler zu mir sprechen, wahrlich, durch sie erringst Du Deine schönsten Siege in meinem Herzen! Ich liebe Dich niemals mehr, als wenn sie Dich angreifen. All diese sogenannten guten Menschen haben doch keine Ahnung von

wahrer Seelenhoheit, wahrer Güte, wie könnten sie sonst Geld und Gut über alles setzen? Nein, nein, wir taugen nicht unter sie, und lass uns frohlocken, dass es so ist. Ich bin auch kein blinder Schwärmer, sehe die Welt nicht mehr im rosigen Schimmer einer Jünglingsphantasie, weiß leider auch, dass „eine Hütte und ein Herz" im Sturm des Lebens nicht allein genügen, aber ich weiß auch, dass ein Palast *ohne* das Herz, das dem Herzen verwandt ist, nur ein weites, ödes, prächtiges *Grab* des Lebens ist; denn Glück — Glück ist doch nur allein in wahrer Liebe, und *diese* den Gütern der Erde zu opfern, heißt diese Güter selbst entwerten; denn was sollen sie uns, wenn sie uns *nicht* glücklich machen? Mir fällt dabei das banale Sprichwort ein: „Der Mensch lebt nicht, um zu essen, er isst, um zu leben." Im höheren Sinne genommen, passt es vortrefflich auf unseren Fall. Da plagen und mühen sich die Leute ab ihr Leben lang um Erwerb und Gewinn, opfern dem alles — alles — jede echte Freude und jede Regung des Herzens — und wenn sie sich am Ende der Laufbahn aufs Gewissen fragen, was sie von dem, was sie erreicht, dem sie alles geopfert, gehabt haben? — Da lautet wohl die Antwort meistens: Nichts! Da ist gewissermaßen selbst der Lump noch weiser, welcher den Augenblick nützt und genießt, wie er sich bietet, ohne nur im entferntesten an die Zukunft zu denken. Gewiss, ich wäre gern sehr reich, um Dich durch das Leben zu führen, wie durch ein irdisches Paradies, Dir jeden Deiner Wünsche aus den lieben Augen zu lesen, Dich zu pflegen und zu hegen, damit Du blühest in ungetrübter Freude, damit Du wahrhaft seligen Frieden findest nach so viel Leiden und Stürmen. Aber müßte ich Dich verlieren und würde reich wie ein Krösus — o dann würde ich wohl laut auflachen vor Bitterkeit über den Hohn meines Schicksals! Eines steht fest bei mir als unerschütterliche Überzeugung: Wohl können wir *vielleicht* nicht völlig glücklich zusammen werden, wenn Noth und Entbehrung uns heimsucht, immer aber werden wir noch manchen schönen, beseligenden Augenblick haben — aber *gewiss* recht unglücklich werden wir, wenn wir das Band zerreißen, das uns verknüpft. Nein, das wird niemals, niemals geschehen! Nicht wahr, Du fühlst wie ich, das dies unmöglich ist? O sag' es mir, sag' es mir tausendmal, es wird mir wohlthun, obwohl ich auch weiß und glaube, *dass* Du fühlst wie ich. *Ganz* so wie ich? — Wer weiß? Vielleicht ist das gar nicht möglich, denn meine Liebe ist ungeheuer, *unermesslich*! Ja, ich muss es Dir sagen: ich bin nicht nur niemals geliebt worden, ich fühle auch, dass ich nie geliebt habe.

Was sind all meine Neigungen mit all ihren furchtbaren Qualen gewesen? Nichts als die Regungen und Zeichen der unendlichen Sehnsucht nach jenem Wesen, das mich allein mit meinem Lose versöhnen kann, das allein meiner würdig und mir ähnlich. *Du* bist dies eine Wesen, und meine Liebe zu Dir muss deshalb auch fortan mein ganzes Sein umschließen bis ans Ende. Verlier' ich Dich, dann — ich fühl' es — dann hab' ich alles verloren. Darum erhalte mir Deine Liebe, erhalte mir *Dich selbst*! Ja, Du bist es mir schuldig, denn ich darf wohl auch dies noch behaupten: Du wurdest noch niemals geliebt wie von mir. Der theure Schatten, den Du verehrst, zürnt nicht bei diesen Worten, sie rauben ihm nichts; die Verehrung für ihn, in welcher wir uns beide begegnen, ist ja ein Band mehr, das uns fest umschlingt — — doch — doch wiederhole ich: Du wurdest noch niemals geliebt wie von mir; denn, um zu fühlen, was ich jetzt fühle, muss man wohl dreißig Jahre alt geworden sein und gelitten haben, was ich gelitten, man muss, wie ich, eine ganze Welt, muss die Menschheit gleich einem Christus heiß liebend in der Brust getragen haben und muss sie so, genöthigt dazu durch Enttäuschungen, hinausgeworfen haben, um einem, einem Wesen Platz zu machen. Ja, ich liebe

Dich wie Christus die Menschheit, und würde gern für Dich am Kreuze sterben. Aber ich muss für Dich leben, Dich zu erlösen von langer Pein — und ich *will* für Dich leben mit jedem Athemzug, mit jedem Gedanken. Nicht wahr, Du glaubst es mir, dass Dich noch niemand so wie ich geliebt hat? Meine Zeit ist jetzt kostbar; sie gehört ganz dem Verkehre mit Dir und meiner Arbeit. Leb' wohl für heute, meine theure Marguerite! Dein *Franz*.

Brief Nr. 6 nach Siebenbürgen.

Wien, 12. April 1863.

Liebe, theure Marguerite!

Mit ein paar angenehmen Dingen will ich dies Schreiben beginnen, hoffentlich nicht, um es mit unangenehmen zu schließen. Ich sprach Fräulein Janauschek und überzeugte mich, dass es ihr mit meiner „Dido" wirklich ernst ist; sie interessiert sich außerordentlich für die Rolle und ist sehr eingenommen für das Stück überhaupt. Sie hat mir erzählt, dass dasselbe in Dresden schon sehr bekannt ist, da sie es vielen ihrer Gönner und Freunde mitgetheilt, ja es in mehreren Kreisen, z. B. bei dem bekannten Literarhistoriker Wolfsohn, selbst vorgelesen hat. Sie sagt, es sei kein Zweifel, dass „Dido" im Herbste in Dresden aufgeführt wird. Also um eine Hoffnung mehr für meine Zukunft in dichterischer Beziehung, somit auch für das Glück unserer Liebe. Ich sehe alles in der Welt fast nur mehr von dem Standpunkte meines Verhältnisses zu Dir an; ich fühle, dass mir ohne Dich alles gleichgiltig sein würde, selbst der höchste dichterische Ruhm und die Unsterblichkeit meines Namens. Sei Du denn auch meine holde, freundliche Muse, *wolle* es sein, damit der kastalische Quell mir nicht völlig versiege.

Wenn meine Hoffnungen auf die „Zauberin" sich erfüllen und Du zur Zeit unserer Vermählung oder nach derselben kein vortheilhaftes Engagement haben solltest, die Wahl unseres Aufenthaltes also ganz von mir abhängen sollte, so wäre es wohl möglich, dass meine Wahl auf Dresden fiele; denn wir müssten uns dann eine Stadt aussuchen, die gesund, nicht zu groß ist und eine freundliche Gegend in unmittelbarer Nähe hat. Das alles trifft bei Dresden zu, das wahrhaft anmuthig an beiden Ufern der Elbe liegt. Außerdem ist dort ein sehr regsames künstlerisches Leben. *Mir* ist das leider nöthig, obwohl ich, wie Du weißt, recht gern auf alles, was sogenannter Kunstgenuss heißt, verzichten würde; Dich aber berührt es ohne Zweifel angenehm. In keinem Falle dürfte ich *Dich* auf längere Zeit in irgend ein stilles Landstädtchen mit mir verbannen; obwohl Du sagst, dass du die Einsamkeit liebst, obwohl *ich* glücklich wäre, die tiefste mit Dir zu theilen, *Du* hieltest es bei all Deiner innigen Neigung zu mir nicht aus. Dein Temperament ist zu lebhaft, in dieser Beziehung ist Dein Wesen dem meinen völlig entgegengesetzt, vergebens würdest Du es ganz zu verleugnen suchen, so wenig als ich meine Natur umkehren könnte. Da müssen wir schon in der Mitte zusammenkommen; ich werde sicher für Dich stets alle mögliche Rücksicht haben, wie ich auf Dich vertraue, dass Du mir niemals etwas wirst auferlegen wollen, was mir durchaus zuwider ist. Wohl würdest du, das glaube ich, in einem kleinen Kreis von wahren Freunden Dich behaglich fühlen und nach der großen Gesellschaft keine große Sehnsucht haben. Aber z. B. die Musik wird Dir wohl immer ein Bedürfnis sein, in dieser Richtung wirst Du Anregungen nicht leicht entbehren können. In Dresden ist es auch billiger als in Wien; auch habe ich außerdem noch dort einige Bekannte, die mir recht gut sind. Wenn mich nun ein Erfolg meiner „Dido" dort noch mehr geehrt macht, so könnte dort der Aufenthalt recht angenehm für uns werden. Kurz, die Idee — so fern und von vielen Dingen abhängig ihre Ausführung auch noch ist — hat mich eine Zeitlang sehr exaltiert

und froh gestimmt. Ich fieng schon Luftschlösser zu bauen an. Ich sah mich schon, mein liebes, holdes Weibchen am Arme über die Brühl'sche Terrasse hinwandeln, ich soupierte mit Dir bei „Helbig" an der Brücke im Freien, ich machte mit Dir einen reizenden Ausflug auf einem der hübschen Dampfschiffe, die auf der Elbe stromauf- und stromabwärts sich kreuzen, ich führte Dich hinaus in das „Waldschlösschen", da saßen wir traulich beisammen auf der Plattform und ließen die Blicke über das schöne Bild hinschweifen, nördlich über die Thürme und Giebel der Stadt, südlich über die Berge der sächsischen Schweiz, und waren so seelenfroh und drückten uns schweigend die Hände! — Ach Gott! welche seligen Stunden könnten uns noch erwarten, wenn uns das Glück nur ein klein wenig begünstigt. An all die freundlichen Orte, die ich Dir eben genannt, knüpft sich für mich die Erinnerung an die höchste Melancholie, die mich jemals beherrschte; ich war dort einsam und allein und fühlte mich recht, recht verlassen. Könnte ich sie doch wiedersehen, heiter, beglückt — an Deiner Seite! — Ich sehe, dass ich mich sehr lange bei den „Luftschlössern" aufgehalten und ganz vergessen habe, Dir das zweite Angenehme zu erzählen. Sonnenthal hat aus Berlin ein Schreiben von Kossak erhalten, in welchem ihm derselbe unter anderm sagt, dass „Perseus" einen großen Eindruck auf ihn gemacht und dass er außerordentlich bedauere, dass die Intendanz das Stück zurückgeschickt hat, dass er sich für den Dichter sehr interessiere und des Schmeichelhaften noch mehr. Das ist insofern nicht ganz ohne Bedeutung für mich, als Kossak in Berlin eine journalistische Macht ist und eine ähnliche Stellung einnimmt, wie etwa vormals Saphir in Wien. An Anerkennung fehlt es mir jetzt überhaupt nicht mehr, wenn nur der materielle Erfolg auch mit der Ehre gleichen Schritt halten möchte. Nun, vielleicht kommt das auch!

Montag, den 13. April.

Dein Brief, den ich eben erhalte, versetzt mich mit einemmale in die größte Bestürzung und Betrübnis. So ist, was ich gefürchtet, doch eingetroffen; Du bist mir krank geworden. Zwar schreibst Du: „meine Krankheit ist nichts als ein furchtbarer Katarrh", aber das ist für Dich gar keine Kleinigkeit. Thu mir jetzt wenigstens zu Liebe, dass Du die Vorsicht eher übertreibst als vernachlässigst. Lass Dich durch nichts bestimmen, eh Du völlig wieder gesund bist, Dich einer Anstrengung auszusetzen, und gienge darüber das Engagement auch verloren, besser das, als dass es zum großen, nicht mehr gut zu machenden Unglück für mich und Dich werde, besser als dass jene furchtbare Stimmung, die mich am Tage des Abschlusses überfiel, zur traurigen Ahnung gestempelt werde. Ich mache mir ohnehin schon Vorwürfe, dass ich Dich fortließ, Dich nicht mit all jener Gewalt, die meine Liebe zu Dir mir hätte geben können, zurückhielt. Gib mir nur gleich Nachricht, wenn auch ganz kurz. Ich will Dich gewiss nicht entmuthigen; Du sollst so heiter und muthig sein, als es möglich ist, sollst Dich nicht so trüben Gedanken hingeben, wie jener, da Du schreibst: „ich fürchte gleich sterben zu müssen". Nur beschwöre ich Dich, mir nichts zu verhehlen aus falscher Schonung; denn wenn Dir Gefahr droht, bedenke ich nichts mehr und komme, komme zu Dir, und wär's durch Sturm und Wetter und eigene Gefahr! Leb' wohl und werde mir gesund, Du meine theure, theure Braut, und glaub' an die Unveränderlichkeit meiner Liebe und Treue. So musste dieses Schreiben richtig mit etwas Traurigem schließen. Dein besorgter und tiefbetrübter Franz.

Brief Nr. 7 nach Siebenbürgen.

Wien, den 14. April 1863.

Theure, vielgeliebte Marguerite!

Ich sende meinem gestrigen Schreiben gleich heute ein zweites nach, nicht nur, weil es mich dazu drängt, Dir meine ruhelose, liebende Sorge für Dich zu beweisen,

ſondern auch weil ich hoffe, daſs es Dir jetzt doppelt wohlthun wird, wenn Du die Stimme des beſten Freundes, den Du auf der Welt haſt, wenn auch aus der Ferne, jetzt recht oft höreſt, damit Du Dich nicht ſo verlaſſen fühleſt, wie es in manchem Momente der Fall geweſen zu ſein ſcheint. Ja, es iſt keine Kleinigkeit, in der Fremde krank zu liegen; ich bedaure Dich recht von Herzen, du Arme, und meine Seele iſt tief betrübt, wenn ich Deiner gedenke, und ich denke ja immer Deiner; urtheile, welches nun meine Stimmung ſein muſs. Mein einziger Troſt iſt jetzt noch Frl. Winter, die ſich ſo warm Deiner annimmt und ein wahrhaft gütiges Weſen zu ſein ſcheint. Wenn ſie nicht wäre, ich weiß nicht, ob ich mich zurückhalten könnte, ob ich nicht gleich zu Dir eilte! Ja, ſelbſt ſo beſtürmt mich oft der Gedanke, es zu thun — aber ich muſs — muſs ihn noch bekämpfen — darf ihn nicht übereilt zur Ausführung bringen, eh' es heilige Pflicht wird. Und das, wie gern ich auch einen Vorwand vor mir ſelbſt hätte, der bittern Trennung jetzt ſchon ein Ende zu machen, das darf ich ja nicht wünſchen, davor muſs ich ja zittern, denn dann ſtünde es nicht gut um Dich, und unſer Zukunftglück wäre arg bedroht! Denk' an meine Vergangenheit und ihre Leiden, wenn meine große Angſt um Dich Dir übertrieben ſcheint. Ich muſs Dich wieder an Edgars Worte (in den „Jacobiten") mahnen, die ich Dir ſchon einmal zurief: „Wer iſt's, der nicht vor jedem Windhauch zittert, wann ihm das letzte grüne Blatt am Baum des Lebens hängt?" Sobald mein Glück nicht mehr bedroht ſein wird, ſobald ich es feſthalten werde im ſicheren Beſitz, ſobald wird mein ſchwankendes Sein auch wieder Boden gewinnen und alle Mannheit wieder in mir erwachen, wenn es auch nie ein wildes Aufbrauſen und ſtarre Härte, wenn es auch immer nur eine ſtille, ruhige, milde Feſtigkeit ſein wird, was meinen Charakter bezeichnen ſoll. Leb' wohl, Du mein Leben, mein Alles! ich drücke Dich im Geiſte an mein Herz und küſſe Dich! Erhalte Dich

Deinem Franz.

Brief Nr. 8 nach Siebenbürgen.

Wien, 16. April 1863.

Theuerſte Marguerite!

Dein Brief iſt nun doch da, etwas verſpätet ausgetragen. Leider kann ich Dir einen großen Vorwurf nicht erſparen. Was Du mir mittheilſt, hat den niederdrückendſten Eindruck auf mich gemacht. Drei Tage hieltest Du Dich wohl im Bette, der Huſten beſſert ſich, aber doch ohne völlig hergeſtellt zu ſein, noch fiebernd — ſo raffſt Du Dich auf, ſchleppſt Dich ins Theater und auf die Bühne, ſingſt und ſpielſt — Du hätteſt Dir den Tod holen können mit ſolchem Experimente, wer weiß, wie ſchädlich es ſich noch erweiſet. Du hätteſt das nicht thun dürfen, Du hätteſt daraut beſtehen müſſen, daſs man Dir Zeit zur Erholung gönnt. Ich ſehe, daſs meine Worte verhallen, daſs ich nichts, nichts über Dich vermag, daſs der Gedanke an mich und meine Zukunft nicht das Höchſte iſt, daſs Du mich nicht ſo liebſt, wie ich Dich liebe, nicht ſo, wie ich es verdiene. Sonſt würdeſt Du es nicht ſo leicht darauf ankommen laſſen, mir das furchtbarſte Schickſal zu bereiten, ein Schickſal, deſſen Schmerz Du kennſt, weil Du es ſelbſt erfahren haſt. Soll denn nichts Böſes, das ich ahne und fürchte, unerfüllt bleiben? Glaubſt Du ſo jenen furchtbaren Tag gut zu machen, den Du mir mit dem übereilten Abſchluſs dieſes Engagement's bereitet haſt? Die tiefe Wunde, die Du mir damals geſchlagen haſt, war ſchon zugeheilt, jetzt bricht ſie wieder auf und blutet aufs neue. Soll denn kein Kelch an mir vorübergehen? Will Deine liebe, liebe Hand ſelbſt mich ans Kreuz der Leiden ſchlagen? Sei es darum! ich bin entſchloſſen, mit Dir zu gehen, auch auf dieſe Bedingung hin; es gibt keinen Weg für mich mehr als jenen, welchen Du wandelſt, auch wenn darüber fortwährend ein ſchwarzes Gewitter ſchwebte, Blitz auf Blitz

herunterſendend mit ewiger Drohung Dich, mein Glück und mich ſelbſt zu vernichten. Es ſchmerzt mich, ſchmerzt mich tief, daſs ich Dir weh thun muſs. Ungerecht bin ich doch nicht — gegen wen möchte ich es denn weniger ſein, als gegen Dich, die ich ja gegen eine Welt der Ungerechtigkeit, des Haſſes vertheidigen würde? Ich habe Dich ja ſo lieb, ſo lieb, ich dürfte Dir auch ſchon etwas Unangenehmes ſagen. Mir geht nur eines über meine Neigung zu Dir, die Wahrheit, die Aufrichtigkeit, die Freiheit meiner Meinung. Was hätte denn auch meine Bewunderung Deiner vielen ſchönen Eigenſchaften für einen Wert für Dich, wenn ich nicht eben ſo offen es ſagte, wenn mir etwas an Dir tadelnswert ſcheint. Verdunkle nicht die Hoheit Deines Weſens durch dieſen einen Fehler der Unbeſonnenheit in einer ſo wichtigen Lebensfrage, der Verachtung ſo liebevollen, wohlgemeinten Rathes. Eben weil ich Dich ſo über alles ſchätze, möchte ich ſo gern, daſs Du Dich völlig erhebeſt zur einfachen Größe, in ſie die Genialität Deiner Natur zuſammenfaſsteſt. O daſs Du Dich lenken ließeſt durch mich dieſe Bahn!

Heute morgens träumte ich von Dir; Du warſt ſo ſchön und ſahſt mich innig an und ſprachſt: Hab' Muth! hab' Muth! — Ich habe Muth, ich für mich, aber ſorge Du, daſs ich ihn auch erhalten kann; denn was nützt er mir, wenn ich Dich verliere. Lebe wohl! Ich küſſe Dich ſo heiß wie niemals. Meine Sehnſucht nach Dir iſt unausſprechlich. Dein getreuer Franz.

Brief Nr. 9 nach Siebenbürgen.

Wien, den 17. April 1863, abends.

Liebe, theure Marguerite!

Fürchte nicht, daſs ich das alte Lied wieder anſtimme, das ich in meinem geſtrigen Briefe in etwas ſtürmiſcher Weiſe ſang, es ſoll verſtummen auf lange, auf lange — Gott gebe nur, daſs es nicht einſt als düſtere Trauermelodie wieder erwache! Ich war ſehr ſehr aufgeregt und habe großen Schmerz gehabt. Gib mir die Hand und laſs mich ſie küſſen; ich küſſe ſie, wohin ſie mich auch führe, ſei es in Nacht und Tod. Doch nein! nein! nein! Ich will nicht ſtreng ſein gegen Dein raſches Temperament und nachſichtig gegen das eigene, allzutief ſentimentale. Weg, weg mit dieſer Virtuoſität in trüben Ahnungen: ich will ſie bannen, und hätten ſie auch noch ſo guten Grund, ſie ſollen mir die eigene Kraft nicht lähmen. So lange nicht Alles verloren iſt, will ich nicht feige verzagen. Laſs unſre Herzen ſich immer der Hoffnung erſchließen, kleidet ſich doch jetzt die ganze Erde in ihr Gewand, in das lachende Frühlingsgrün. Wohl trübt auch hier wieder der Gedanke, daſs ich es nicht mit Dir kann ſproſſen ſehen, aber laſs uns doch danken, daſs ſich die Natur jetzt ſchon zu ſchmücken eile für das frohe Feſt unſeres Wiederſehens, damit die Hügel, auf denen wir zuſammen ruhen ſollen, reicher und üppiger den Teppich breiten, die Haine, in denen wir wandeln, ſich dichter belauben, um zu ſchützen vor dem Sonnenſtrahl der Sommerzeit. Ja, laſs uns lieber Luftſchlöſſer bauen, als trüben Ahnungen nachhängen. Doch muſs ich Dir geſtehen: trotz all der ſchönen Vorſätze entringt ſich meiner Seele wie ein Gebet der Aufſchrei: „Gott! Gott! ſo grauſam wirſt Du nicht ſein, daſs Du es mir verſagt, noch oft, recht oft, ja noch in manchem fernen Jahr ſo mit ihr hinzuwandeln, beſeligt durch ſie!" O ruf' ſie alle, all jene Stunden in Dein Gedächtnis zurück, die Dir in dieſem Winter die ſchönſten erſchienen — ruf' ſie alle in Dein Gedächtnis zurück, damit Du deinen Franz ſo liebeſt, wie er geliebt zu werden verdient, und ihm nicht zürneſt, wenn Du ihm vielleicht doch gezürnt haſt. Wir müſſen ja Leid wie Freude theilen. Morgen ſoll mich die Arbeit zerſtreuen. Leb' wohl, und Segen, Segen über Dich! Dein getreuer Franz.

Brief Nr. 10 nach Siebenbürgen.

Wien, den 18. 1863.

Liebe, theure Freundin!

Ich will nicht mehr hadern mit dem Loſe, das mir zutheil wird, wie es auch fallen mag. Hab' ich ſo viele Leiden ſchon ertragen, faſt ohne Hoffnung und Troſt, ſo will ich jetzt nicht klagen, da mir ja doch geworden iſt, was ich als höchſtes Glück ſo lang erſehnt: geliebt zu ſein von einem Weſen, für das ich mich wahrhaft begeiſtern kann. Ausharren heißt es denn die drei Monate muthig, vertrauensvoll, dann aber, wenn wir uns wiederſehen, dann laſs ich Dich wohl ſo leicht, ſo bald nicht wieder los und fort von mir. Ich ſehe ja, was ich ſchon wage bei dieſer einen kurzen Trennung, die mir ſchon jetzt ewig lang erſcheint! Ausharren — heißt jetzt meine Deviſe. Ich muſs nun endlich lernen, auch in trauriger und aufgeregter Stimmung zu arbeiten. Wie ſchwer es mir auch wird, ich muſs hier bleiben, bis die „Zauberin" fertig iſt und eingerichtet ꝛc. Glaube mir, daſs mich die Trennung nicht erkalten läßt. Was ich auch ſagte, ich beſorge es auch von Dir nicht. In dieſem Augenblicke durchſtrömt mich plötzlich wie heiliger Friede das Vertrauen auf Deine Liebe. Leb' wohl, Geliebte meiner Seele, ich werde ruhig ſein, wenn auch nicht heiter. Dein getreuer Franz.

Brief Nr. 11 nach Siebenbürgen.

Wien, den 19. April 1863.

Liebe, theure Marguerite!

„Ob ſie Dir wohl vergeben wird?" ja — vergeben — alles, was ich bisher geſagt zu Dir, den ſchlimmen Eindruck meiner heftigen, finſteren, ja theilweiſe bitteren Worte zu vernichten, war viel zu ſchwach; ich muſs ſagen: Vergib mir, denn ich fühle, daſs ich Dir allzu weh gethan. Miſsverſteh mich nicht; nenne dies kein unmännliches „zu Kreuze kriechen". Eins halte ich aufrecht, in Einem hatte ich ſicher recht, in Einem wanke und weiche ich nicht: daſs die Rückſicht für Deine Geſundheit jetzt die höchſte für Dich ſein, Deine eigene Erhaltung, Deine höchſte Pflicht ſein muſs. Aber wie ich es ſagte, iſt nur zu entſchuldigen durch den Sturm, der in mir tobte; daſs ich Dir jetzt, wo Du leidend und traurig biſt, harte Worte zu ſagen fähig war, Dir ſchwarze Bilder malte und Schrecken vor der Zukunft einflößte, das vergib mir, da ich es mir ſelbſt kaum vergeben kann. Wenn Du mir Gleiches mit Gleichem vergelten wollteſt, wenn Du mir jeden Vorwurf, den ich verdiene, machen wollteſt, was könnteſt Du mir alles ſagen! Du ſprächeſt zu mir: „Mich tadelſt Du ſo ſtreng? Iſt's meine Schuld, daſs Du mir noch kein anderes Los bereitet haſt? Iſt's meine Schuld, wenn Du in feiger Entmuthigung, ewiger Sehnſuchtsqual und unfruchtbarer Träumerei Deine Jahre verſäumt haſt, ſtatt zu handeln, zu ſtreben? Iſt's meine Schuld, wenn Du ſelbſt jetzt noch zur Thatkraft Dich erſt mühſam emporraffen muſst? Kann ich für die Zartheit und Schonungsbedürftigkeit Deines Weſens? Mir wirfſt Du ſo bitter den Fehler der Raſchheit, der Übereilung vor, Du haſt den ſchlimmeren der Verzagtheit, der Unentſchloſſenheit. Ich habe Dich geliebt trotz Deiner Armut, trotz Deiner Zagheit, trotz Deiner Melancholie Dich heiß geliebt — und ſo vergiltſt Du mir! Warum verdenkſt Du mir die Luſt am Theaterleben, wenn Du es mir doch nicht erſparen kannſt?" — Du ſiehſt wohl, daſs ich nicht zu jenen gehöre, die wohl den Splitter im fremden Auge, nicht aber den Balken im eigenen ſehen. Du ſiehſt, daſs ich Dir ſelbſt unaufgefordert Genugthuung gebe. Du aber, ich bin's gewiſs, Du wirſt mir oft und viel zuliebe thun. So hoffe ich, ich geſtehe es Dir, Dich oft zu lenken die Bahnen des Glücks; denn einer Lenkung, glaube ich, bedarfſt Du doch. Sieh' jeder Menſch,

der beſte ſelbſt kann ſich bisweilen ohne Schmach lenken laſſen, wenn ſich die rechte Hand nur findet, die würdig und dazu beſtimmt iſt. Glaub mir, wie ſehr der Schein dagegen ſprechen mag, in meiner Bruſt iſt kaum etwas *mächtiger* als der Unabhängigkeitsſinn — die Liebe zur Freiheit; es iſt ein großer Triumph für Dich, daſs meine Liebe zu Dir ebenſo mächtig iſt, aber *mächtiger* iſt auch ſie nicht. Dennoch würde ich mich ohne Bedenken einem in jeder Beziehung größeren, edleren Manne in vielen Dingen unterordnen; denn ſelbſtbewuſste Hingebung iſt kein Verzicht auf die perſönliche Freiheit, Aufopferung iſt oft der Freiheitsliebe herrlichſter Triumph. Auch Milde kann Stärke des Charakters ſein, wenn ſie die niedrigeren Leidenſchaften, die Wallung des Zorns, der Eiferſucht, die Verletzung des Stolzes, der Eitelkeit, Selbſtſucht und Herrſchbegierde im Dienſte der ewigen Liebe bezwingt. Ich weiß es wohl, daſs Ergebung und Sanftmuth zum ſtrafbaren Frevel werden können, wenn ſich das edlere Princip dem gemeinen beugt, daſs Kampf meiſt beſſer iſt als Märtyrerthum. Das gilt aber mehr von den allgemeinen Verhältniſſen als von den Privatbeziehungen, obwohl es auch auf dieſe nicht ſelten Anwendung findet. Wäre ich von Haus aus kräftiger organiſiert — nicht nur moraliſch, denn wie geſagt, moraliſche Kraft liegt auch in der Milde, ſondern vorzüglich phyſiſch, fühlte ich in mir den mächtigen Trotz, die unbeugſame Härte, beſäß' ich die eiſerne Stirne, dann wüſste ich wohl, wohin ich mich zu ſtellen hätte, dann wäre es gewiſs eine andere Größe, vielleicht eine erſprießlichere, nach welcher ich zu ringen hätte. Dann wäre mein Platz auf dem Schlachtfelde, wo für die Freiheit gekämpft wird gegen Tyrannei auf der Rednerbühne, mit einer Stimme wie Donner Wahrheit zu lehren, Tugend und Unſchuld zu vertheidigen, Zorn gegen Frevel zu wecken und der Unterdrückten Rechte zu wahren. So aber, wie ich nun einmal angelegt bin, muſs ein beſcheidenerer Ruhm mir genügen. Für mich gibt es nur Einen Weg zur Größe wie zum Glücke. In ſtillem Frieden, in freundlicher Häuslichkeit, an der Seite eines Weſens, das mich verſteht und liebt, mich gleichſam ſtatt der ganzen Menſchheit belohnt, muſs ich für dieſe gleichſam am Schreibpult wirken, indem ich die weltbewegenden Ideen in dichteriſche und philoſophiſche Werke faſſe. Aber Dich brauche ich ſicher dazu. Hätteſt Du an einem der vergangenen Tage in meine Bruſt ſchauen können, was da vorgieng, Du würdeſt, *müſsteſt* mich trotz meiner Fehler wahrhaft verehren, ſo verehren, wie ich verehrt ſein möchte von Einem, von dem mir liebſten Weſen.

Dein *Franz*.

Brief Nr. 12 nach Siebenbürgen.

Wien, den 21. April 1863.

Theure, vielgeliebte Freundin!

Die Wogen meiner Aufregung haben ſich endlich beſänftigt, nachdem es geſtern abends noch einmal zu 'guterletzt tüchtig geſtürmt und geblitzt hat. Ich ſehe, daſs ich wieder in einen falſchen Zirkel hineingerathen bin. Erſt mache ich Dir heftige Vorwürfe, dann zürne ich mir ſelbſt, daſs ich's gethan, dann finde ich wieder, daſs ich mich ſelbſt zu hart table, was abermals wie ein Vorwurf gegen Dich ausſieht, worüber ich mich wieder gräme, und ſo gienge es fort ohne Ende, wenn ich nicht abſchließe mit einem kräftigen Entſchluſſe. Im Grunde ſteht die Sache einfach ſo: iſt meine Angſt übertrieben, ſo haſt *Du* recht, iſt ſie völlig begründet, ſo habe *ich* Recht. Dieſe unſelige Trennung! Die iſt an allem ſchuld! Wäre ich bei Dir, ich wäre ſicher viel ruhiger, ſelbſt wenn Du ſehr leidend biſt. Auch andere „Scrupel" und „Grillen", wenn Du ſie ſo nennen willſt, fänden ihre Erledigung ſchnell in einem Blicke, in einem Worte. Der todte, geſchriebene Buchſtabe macht oft bei der beſten Abſicht einen ganz anderen Eindruck, als ſeine Beſtimmung iſt. So mag es mir bisweilen mit Deinen Briefen gegangen ſein; je öfter ich ſie bei kaltem Blute

durchleſe, deſto mehr fliehen die Wolken vom Horizonte unſerer Liebe. Sieh, es iſt eigentlich manchmal ein Unglück, wenn man ein Weſen zu leidenſchaftlich liebt, ich erfahre dies an mir ſelbſt. Wenn der Vulcan in unſerer eigenen Bruſt zu heftig tobt, zu glühende Lava wälzt, dann erſcheint uns leicht alles zu kalt, was erwidert wird, die Liebe zu klein, die wir finden. Auch das wird durch die Trennung nur auf ſolche Höhe der Überreiztheit getrieben, in Deiner Nähe iſt auch meine Liebe eine ſtillere, ruhigere, ohne deshalb minder wahr, minder groß zu ſein. Alles wird ſich in unſerer Vereinigung harmoniſch und glücklich löſen, wenn uns das Schickſal nur nicht völlig feind iſt. Gott ſei mit Dir! Ich grüße und küſſe Dich tauſendmal, Du mein höchſtes Gut auf Erden! Dein Franz.

Brief Nr. 13 nach Siebenbürgen.

Wien, den 24. April 1863.

Liebe, theure Marguerite!

Das Gute hat der Sturm, der jetzt vorübergegangen iſt, doch gehabt, daſs ich Deinen Wert mehr und mehr erkenne. Von nun an ſollſt Du mich heiter und entſchloſſen finden. Zwar ſagt ein lateiniſches Sprichwort (Du wirſt ſchon noch lateiniſch lernen, wenn Du lange mit mir correſpondierſt —) alſo beſagtes Sprichwort heißt: Naturam expellas furca, tamen usque redibit, zu deutſch beiläufig: „Man mag einem Menſchen ſeine Natur mit der Heugabel austreiben, ſie kommt doch wieder.“ Ich hoffe auch dieſem Sprichwort Trotz zu bieten. Ja, ja, ich muſs mich würdig machen, an der Seite eines ſo muthigen Weſens wie Du biſt, durchs Leben zu gehen. Du ſiehſt, ich fange ſelbſt zu merken an, daſs Deine Energie doch keine ſo unechte excentriſche iſt, ſondern gar viel Ähnlichkeit mit der wahren hat. O es thut wohl, unendlich wohl, die Dinge von der lichteren Seite zu nehmen und ich will mich fleißig üben in dieſer Kunſt. Warum nur immer das, was trübe iſt, in unſerer Lage ſehen, nicht lieber das Schöne, Erhebende, Vielverheißende? Iſt es nicht an und für ſich ein ungeheures Glück, daſs wir uns fanden und liebten? Geſegnet tauſendmal ſei die Stunde, in welcher ich Dich zum erſtenmale ſah! geſegnet jede andere, die unſern Herzensbund reifte, befeſtigte! Wenn es auch böſe Zeiten gab, freuen wir uns auch darüber, denn ſo erprobten wir unſere Treue und lernten beſſer kennen, wie innig und feſt wir an einander hängen, als es möglich geweſen wäre, wenn wir nur Lichtmomente gehabt hätten. Ein neues Leben will ich nun beginnen mit Hoffnung und Muth. Nichts will ich aus der Vergangenheit herübernehmen, als die Güte meines Herzens und den Adel meiner Geſinnungen und die dankbare Neigung für jene Menſchen, die ich bewährt gefunden habe. Und jetzt friſch an die Arbeit. Sie ſtockte auch ein wenig, nun aber wird es wieder prächtig gehen. Der dritte Act der Zauberin iſt faſt fertig, der vierte und letzte, von welchem ſchon Fragmente vorhanden ſind, iſt der leichteſte von allen; ſo wird das Stück, wenn auch nicht, wie ich gehofft, im April, ſo doch im Mai fertig. Wenn ich dann meinen Beſcheid von der Direction erhalten habe, ſchlage ich mir nur noch ſchnell den Plan zu einer Sommerarbeit zu Faden, dann zu Dir ohne Säumen. Es grüßt und küſst Dich innig Dein getreuer Franz.

Nr. 14.

Dienstag, den 28. April 1863.

Liebſte, theuerſte Marguerite!

Diesmal bekommſt Du von mir nur ein ganz kurzes Briefchen; heute bin ich nämlich ſehr in Anſpruch genommen. Mit der Arbeit geht es jetzt wirklich prächtig, ich war den ganzen Vormittag damit beſchäftigt. Ohne daſs irgend etwas Merk-

würdiges vorgefallen ist, hätte ich Dir natürlich doch vieles zu sagen, denn was fällt einem nicht alles ein, wenn man verliebt ist? Aber ich will mich heute in nichts einlassen, was bloß angeklungen leicht nicht den rechten Ton geben könnte. Nun lebe wohl und denke, wie gesagt, dass dieser Brief nichts weiter ist, als ein Lebenszeichen, eine flüchtige Mahnung an mich, ein fliegender Gruß an Dich und das Siegel darauf, ein heißer Kuss auf die schönen Lippen.

Dein getreuer Franz.

Nr. 15.

Mittwoch, den 29. April 1863.

Theure, vielgeliebte Freundin!

Ich weiß nicht, was ich Dir jetzt schreiben werde; in meinem Kopfe ist heute ein wahres Chaos von frohen und trüben Gedanken. Die letzteren sollten zwar verbannt sein; aber das verwünschte lateinische Sprichwort von des Menschen Natur behält doch wenigstens auf Momente recht, weil ihm die Sehnsucht, die immer schweigende Sehnsucht nach Dir zu Hilfe kommt. Ruhig bin ich zwar, auch fast heiter, aber froh kann ich doch nicht ohne Dich sein. Nicht dass die Stimmung, die meine letzten Briefe durchweht, forciert war. Jetzt aber hat Dein süßes Wort: „Komm bald, recht bald zu Deiner Marguerite!“ ein lebendiges Echo in meiner Brust geweckt, gern möcht' es rufen: „Ich komme, komme schon!“ aber ich muss es betäuben, denn früher will ich nicht kommen, als ich versprach, will ausharren, wenn ich's vermag — und ich werde es wohl vermögen — zu dulden und zu harren bin ich ja so gewohnt; sonst musste ich es ohne jede Hoffnung. — Freilich ist's eine Wahrheit, dass sich der Mensch in das, was er muss, weit besser findet, als in das, was er ändern könnte; möglich wäre es sogar, dass ich nicht nur dem inneren Drange folgen, nein, auch viel weiser handeln würde, wenn ich die Lage änderte, in welcher ich mich jetzt befinde, da sie ja doch der alten, düsteren, schädlichen, wie sehr auch die Hoffnung sie mildere, factisch in vielen Stücken so ähnlich ist. Aber kurze Zeit muss ich sie doch noch ertragen, weil Gründe ernster Art mein Verweilen noch fordern, nämlich die laufende Arbeit und ihre Verwerthung. Im Mai reich' ich die „Zauberin“ wohl jedenfalls ein, aber ich muss darauf gefasst sein, dass die Frist bis zu Laubes Bescheid, Änderungsvorschläge ꝛc. den ganzen Juni noch in Anspruch nehmen. Länger kann es nicht währen, weil er dann selbst Wien verlässt. Noch also muss ich stark sein, stark im Ertragen, Dir fern zu sein. Aber Glück auf! der dritte Theil der bitteren Trennungsfrist ist schon vorüber. Tausend Küsse von Deinem Franz.

Nr. 16.

Samstag, den 2. Mai 1863.

Liebe, gute Marguerite!

Gestern abends war ich in einer jener Stimmungen, die Du an mir schon kennen gelernt hast; ich war so tief bewegt, ich möchte sagen von heiliger Sehnsucht ergriffen, so selig zugleich und so unendlich bang. Ich hätte zu Deinen Füßen liegen mögen und langsam, langsam sterben vor Deinen Augen. Ach, wenn man da wirklich niedersinken kann vor dem geliebten Wesen und das vom Rausche enthusiastischer Ideen betäubte, schwere Haupt ausruhen lassen kann am Herzen, das freundlich entgegenschlägt, da ist es wie ein süßer, süßer Tod. Aber wenn man allein ist, fern und getrennt, dann überwiegt doch das Quälende, Beängstigende in solchen Empfindungen. Ich glaube, dass diese Stimmung hervorgebracht wurde durch die abermalige Durchsicht Deines letzten Briefes. Ich hatte Dich also doch gekränkt, Du konntest mir doch einen Augenblick zürnen! Ich wollte Dir wieder schreiben, aber ich fand keine Worte, ich fühlte mich bewegt und fürchtete, Dich abermals zu kränken. Darf ich denn nicht auch traurige Gedanken und Gefühle Dir mittheilen, darf ich

denn nicht mein ganzes Herz, ob es nun Freude, ob Leid es erfülle, ausgießen in das Deine? Es thut mir so wohl, Dir keine seiner Regungen zu verbergen, auch solche nicht, die Dich verletzen könnten. Absichtlich verletze ich Dich ja niemals, will niemals Dir weh' thun. Du weißt es ja, wie groß ich von Dir denke, aber eben deswegen, weil Du mir eine so herrliche Erscheinung bist, sage ich es Dir, wenn ich auch nur den Schatten eines Wölkchens darüber hinschweben sehe. Du musst mir das Recht schon einräumen, der treue Wächter Deiner selbst zu sein. Eines weiß ich, dass ich niemals nach Vorurtheilen selbst urtheile, sondern immer den Maßstab des rein menschlichen Ideals anlege. Und bin doch selbst so unvollkommen, so unvollkommen! strebe selbst so vergebens nach jenem Ideale, das ich in mir selbst zu verwirklichen dachte. Fürchte übrigens nichts von meiner Manie, veredeln zu wollen, was mit mir in Berührung kommt. Sie hat ohnehin stark abgenommen und ist nur mehr der schwache Überrest von meinem Weltreformationsgedanken, der aber doch in all seinen Grundzügen richtig war, wie es auch wirklich und gewiss die Bestimmung der Menschen ist, sich in jedem Verhältnisse zu einander gegenseitig zu erheben und zu veredeln. Ja, ja, Du hast Dir einen rechten Prediger erwählt, musst schon Geduld mit ihm haben; wenigstens wird er nie seinen Text auf die heilige Bibel, die Traditionen der Kirche, noch auf die Satzungen und künstlichen Sitten der Gesellschaft basieren, sondern immer nur auf die erhabene Natur und die Stimme des Herzens. Aber ich schweife ab und lasse Dich am Ende wieder in leichter Erregung über die vielen „Schatten und Wölkchen", die über Deine Erscheinung schweben sollen. Freilich bemerke ich sie, liebes, liebes Herz! Du bist kein gewöhnliches Wesen, deshalb geniert mich so leicht was an Dir. Solchen Tadel kannst Du übrigens als Lob gelten lassen und Dich desselben umso mehr freuen, als Du Dich überzeugen kannst, dass ich kein Schmeichler bin, selbst nicht in der Liebe. Da ich fühle, wie mein eigenes Wesen oft von vielen schwereren Wolken überschattet wird, sehe ich es sogar als ein unverdientes Glück an, dass Du so innig, so treu an mir hängst. Herz meines Herzens! Denn das bist Du mir, bist der innerste Pulsschlag meines Lebens! Lächle mir freundlich zu! Heute ist der Alp weg von meiner Brust, ich fühle mich leicht und freier. Auch habe ich niemals, niemals an Dir gezweifelt; ich zweifle nur noch ein wenig an meinem Schicksale. Es ist immer die Geschichte von dem letzten grünen Blatt am Lebensbaume. Aber auch das wird vorübergehen, sobald ich wieder bei Dir bin. Zum Schluss noch die gute Nachricht, dass ich jetzt bis über die Ohren in meiner Arbeit stecke. Lebe wohl, meine liebe, theure Marguerite!

Dein Franz.

Nr. 17.

Wien, den 3. Mai 1863.

Theure Marguerite!

Ich wollte den heutigen Tag vorübergehen lassen, ohne Dir zu schreiben, und doch sitze ich schon wieder am Schreibtisch, die Feder in der Hand, und theile Dir meine Gedanken mit. Sie von Dir abziehen wollen? Vergebliches Bemühen! Sie sind immer und immer bei Dir, ja selbst während der Arbeit. Es ist Aprilwetter bei mir, bald Sonnenschein, bald Wolken und Sturm. Das kommt daher, weil meine Sonne mir zu entfernt ist, mein Frühling ist erst da, wenn ich wieder bei Dir bin. Dann sollen schöne, schöne Tage kommen. Lass' es bis dahin immerhin ein wenig Schauer und manchen nassen Niederschlag geben, das Stück blauen Himmels, das Deine Liebe mir schon gegeben hat, wird sich doch immer vergrößern, bis es der ganze Himmel ist. Glaube nicht etwa, dass Deine Liebe so wenig mildernde und erheiternde Wirkung auf mich ausübt; dann ahntest Du eben nicht, wie arg die Zerrüttung meines Gemüthes war, als Du erschienst. Ich bin wie ein Kranker,

deſſen Heilung, die Du mit zärtlicher Hand ſchon begonnen haſt, zwar langſam fortſchreitet, aber doch fortſchreitet. Halte Dir gegenwärtig, daſs mein „Edgar" nur einen Theil des Leidens zur Anſchauung bringt, dem mein ganzes bisheriges Leben zum Opfer fiel. Ich habe nicht nur unendliche Sehnſucht getragen und den Schmerz gefühlt, nie geliebt zu werden, nicht nur mein Herz muſste bluten, weil es kein Herz fand, nicht nur meine Sinne empörten ſich, weil ich ſie bändigen muſste, ich hab' auch um größere Dinge gelitten — um das Elend der Menſchheit, die Vernichtung der Freiheit, um die Zertretung von ganzen Nationen, um den moraliſchen Tod meiner eigenen, um die Verachtung des Heiligſten, um die Herrſchaft des Vorurtheils und der Thorheit, um die Verfolgung der Edelſten meiner Zeit. Schaffotte, auf denen die Beſten der Sterblichen bluteten — das waren die Eindrücke meiner Jugend, für die mich keine Freude entſchädigte. Noch mehr, ich muſste auch die größten eigenen Gedanken in mir erſticken (ich meine hier nicht die reformatoriſchen, die waren inſoferne Irrthümer, als ich moraliſch und phyſiſch nicht der rechte Mann für ſie war), nein, auch als Dichter muſste ich gewaltſam ſelbſt mein ganzes Weſen herunterdrücken. Das alles zu tragen in ununterbrochener Eintönigkeit bei früher Entwicklung, durch volle fünfzehn Jahre, und doch nicht ganz untergehen, doch noch die Kraft und Möglichkeit der neuen Erhebung, ja ſelbſt des Glückes zu bewahren — das muſst Du anerkennen, wenn Du mich auch manchmal wanken ſiehſt. Spuren müſſen wohl bleiben von ſolcher Jugend!

Aber jene Kraft zu Ruhe und Glück habe ich doch bewahrt, ich fühle es und will verſuchen, es auch zu beweiſen. Aber ein Weſen muſs ſich mir völlig weihen, mich begreifen und mir anſchmiegen ganz und gar; denn eine Grenze hat jede Kraft, meine Grenze iſt die, daſs ich nicht mehr allein meine Bahn gehen kann und auch nicht mehr, ohne ſie mir ſelbſt zu beſtimmen mit ſchöpferiſchem Willen; ich werde die äußeren, mir feindlich entgegenſtehenden Elemente nur dann überwinden, wenn was in meiner Nähe weilt und was ich liebe, ſich mir unbedingt fügt, ohne daſs ich deshalb ein Tyrann zu ſein brauche; aus Liebe muſs ſich mir das Weſen, das ſich mir weiht, unterordnen. Ich muſs von nun an Herr meines Schickſals ſein.

Die Paſſivität hat mich beinahe an den Rand des Abgrundes gebracht, die Activität muſs und wird mich retten. Sieh', das iſt nun mein und Dein Verhängnis, fügen wir uns ihm nicht beide, ſo ſind wir beide verloren; benützen wir es weiſe, ſo winkt uns das ſchönſte Glück. Ich ſpreche das alles ruhig, heiter, ja fröhlich aus, ich bin mir in dieſem Augenblicke völlig bewuſst und klar, es iſt, als ob ein helles Licht mich umſtrahlte, ich fühle mein eigenſtes Selbſt, wie lange nicht mehr, mit unendlicher Liebe für Dich iſt mein Herz erfüllt, aber auch mit unendlichem Vertrauen auf Dich. Doch fürchte ich auch nicht das Verderben, das uns ereilen würde, wenn ich — wenn Du Dich gegen jenes Verhängnis ſträubteſt, ich gehe auch lächelnd in den Tod an Deiner Hand; aber alles, alles ſagt mir, daſs uns ein neues Leben beginnt, und dieſer heilige Enthuſiasmus, der mich jetzt durchſtrömt, ſagt mir deutlich, daſs meine Geſchicke noch nicht erfüllt ſind. Ich fühle mich gleichſam wiedergeboren, jetzt erſt völlig. Das iſt Dein Werk, die Wirkung Deiner Liebe! Ich bin ſo voll Zuverſicht, mein Geiſt regt ſich mächtiger als je und ich glaube, daſs er noch lange nicht erlöſchen kann, nicht eh' er alles geleiſtet, was er ſoll, und daſs er noch viel und Großes leiſten ſoll; ich glaube, daſs Du mir wie von der ewigen Vorſicht geſpendet wardſt, mich aus dem Labyrinthe zu führen, in das ich gerathen war. Ich trete ſchon hinaus, ich bin im Freien. Aber Du, holde Ariadne, ich laſſe Dich nicht und verlaſſe Dich nicht, wie Theſeus die ſeine auf Naxos, ich hebe Dich mit mir auf meinen Dichterthron, meine Königin, meine Muſe! Dein Franz.

(Schluſs folgt.)

Eine Glocknerwanderung.

Aus dem Tagebuch des Herausgebers.

I.

Ein Alpenmensch im Zeitalter der Touristik muss doch auch den Großglockner in sich haben. Der weiße Riese ist zwar etwas schwer hereinzukriegen und unterzubringen, um so fester bleibt er dann im Menschengehirne eingeprägt — der Große als unveräußerliches Eigenthum des Kleinen.

Weitere Bergpartien beginnt man bei schlechtem Wetter, damit man bei gutem ans Ziel kommt. Als ich in Begleitung meines jüngeren Sohnes abreiste, war das Wetter schwül, dunstig; über der Veitsch sanken Gewitterwolken nieder. In Leoben begann es bereits zu tröpfeln; bei Friesach kam die Metnitz schon als wilde Gieß daher und überschwemmte die Wiesen. Bei Villach war es wieder so licht, dass der Mittagskogel und der Mangart klar in den weißen Himmel aufragten. Auf dem Dobratsch lag ein plumper Wolkenbalken, der sich sachte an den Schründen nieder auszufransen begann. Bei Spital peitschte ein heftiger Regen die Waggonfenster, aber nur auf der einen Seite. Über dem Möllthale braute bleigrau, trostlos unendlicher Regen, hier vorne aber guckte durch Wolkenlöcher ein winziges Goldscheibchen hernieder, lichtes Gewölk aus höheren Regionen, wo die Sonne schien. Bei Sachsenburg regenloser Nebel und lebhafter Luftzug. Bei Greifenburg hatten sich die bereits abendlichen Wolken gehoben über die höchsten Bergspitzen und zeigten eine so lichtrothe Färbung, dass die spiegelnde Drau wie flüssiges Gold war. — Man denke sich, wie durch solche Erscheinungen die zwei Glocknertouristen hin- und hergeworfen wurden zwischen Hoffen und Zagen. Das letztere gewann in Dölsach Oberhand, denn dort gieng der „schlechte Wind" aus Süden. Trotzdem ließen wir uns in dem Gasthause zum Eder bei prächtigem Braten und köstlichem Tirolerwein recht wohlgeschehen. In Dölsach spricht der Fremde natürlich nur von Franz Defregger, der dort geboren ist, hoch oben am Berghang im Ederhofe, als Bauernsohn. Der berühmte Künstler kommt jedes Jahr einmal in sein Heimatsdorf, das er sehr liebt, für das er viel Gutes thut, und wo er angebetet wird. Vor Jahren hatte er sich auf der Alm seines

Vaterhauses, dem Ederplan, ein Sommerhaus gebaut, wo er mit seinen ältesten Söhnen jährlich einige Wochen zubrachte und von einem Bauernburschen sich stets die Lieblingsgerichte seiner Jugend kochen ließ. War er doch schon zwanzig und etliche Jahre alt gewesen, als er den Pflug mit dem Pinsel vertauscht hatte. Aber man ließ dem Meister keine Ruh' und Rast auf dem Ederplan; die Besuche der Einheimischen wären ihm schon recht gewesen, mit den Bauern, Hirten und Holzern unterhielt er sich prächtig, aus ihnen zog er Kraft und Stoff für seine genialen Volksgestalten. Aber die Fremden, die Fremden! Besonders Damen von weit her. Als sie vernahmen, der Maler Defregger wäre da oben auf der Alm zu sehen, stiegen sie hinauf, umlauerten, umschwärmten das Haus, sprachen zu und überhäuften ihn so lange mit Lob und Complimenten, bis sie ihn glücklich hinauscomplimentiert hatten. Er schenkte das Haus dem österreichischen Touristen-Club, der es als Touristenheim verwenden konnte, und suchte eine andere, entlegene Stätte im schönen Land Tirol, wo er unbelästigt seine Sommer verleben kann. Wo es ist, das sage ich nicht! —

Wisset ihr wie das ist, wenn man nicht schlafen kann, weil man nicht Zeit hat dazu, weil man daliegen und warten muss auf das Einschlafen? Es ist sehr närrisch, und es ist doch richtig. Man sehnt sich nach Schlaf, um morgen frisch zu sein, man arbeitet mit allen Mitteln, um einzuschlafen, und erlebt trotzdem offenen Auges das erste Tagen. Ich gieng ans Fenster. Zeit genug, um zu schlafen den ganzen Tag, denn der Himmel ist verschmiert, an den Bergen hängen schmutzige Nebel, es regnet. Ergeben kroch ich ins Bett zurück und werde nun ein wenig geschlummert haben. Etwa nach einer Stunde schlug mir greller Schein ins Auge, hoch an den gegenüberstehenden Felsbergen leuchtete Sonnenschein.

„Hans! Hans! Auf! Schön Wetter!"

Eine Viertelstunde später waren wir reisefertig. Während der Ederwirt Ross und Wagen bereit stellte, giengen wir hinauf zur Kirche. Vor uns die Steintreppe hinan stiegen Männer in kurzen Lederhosen und Weiber in altweltischen Spitzhüten; von der Kirche herab tönte sanfter Orgelklang; die hohen Berge, die Unholden geheißen, standen voller Alpenleuchten in den blauen Himmel hinein — es war ein Sonntagsmorgen, wie man ihn stimmungsvoller nicht denken kann. In der neu und geschmackvoll eingerichteten Kirche das interessanteste Stück ist der linke Seitenaltar mit dem Bilde „die heilige Familie". Ich glaube, dass dieses Bild den Tölfachern besonders gnadenreich sein wird. Denn einer der Ihrigen, ein gläubiger, treuer Alpensohn, hat es geschaffen — Franz Defregger.

Nach der Kirche einen guten Kaffee, und dann in der Morgenfrische auf dem Wagen davon. Die Straße steigt in Windungen den Berg

hinan; immer hat man die lichten Dolomitwände der Unholden gegenüber und unter sich das grüne Thal, das gegen Kärnten hin in eine Schlucht ausmündet, und dort oben bei dem freundlich hingelagerten Lienz sich zweigt in das Iselthal und in das Pusterthal. Zwischen diesen Thälern liegt ein grüner, vielkuppiger Alpenzug mit der Weißen Spitze, die 2960 Meter hoch in die Lüfte steigt.

Wir kamen zu unserem Bergpass, die Wacht, wo ein Wirtshaus steht. Hier haben Tiroler Bauern einst das Vaterland vertheidigt gegen die anstürmenden Franzosen. Und hier haben sie später mit Fünfziggulden-scheinen ihre Tabakspfeifen angezündet. Darob von der Polizei zur Verantwortung gezogen, haben sie einbekennen müssen, dass die verbrannten Geldscheine nicht echt, sondern falsche gewesen waren. Wer sie gemacht, haben sie allerdings nicht gesagt, da trat der Eder Franzl vor und stellte sich als den Schuldigen. Er habe es „nur wissen wollen, ob die Saggra nachzumachen wären", und dass man sie nachher als Fidibus benutzt, sei wohl ein Beweis, dass keine schlimmen Absichten obwaltet hätten. Außer einigen Laufereien zu den Behörden nach Lienz hatte das weiter keine Folgen. Wie traurig, wenn Defregger anstatt Bildermaler ein Banknotenmacher geworden wäre!

Hinter dem Wirtshause auf der Wacht, auf dem höchsten Punkt der Straße, steht ein alter, absonderlich geformter Lärchbaum, der sein Geäst weit über die Straße hereinbreitet, und auf diesem Geäste junge Lärchenstämme trägt, gleichsam als halte er seine ganze Familie auf den Armen. Diesen Baum hat Defregger gekauft, er darf nicht geschlagen werden. Sollte der kleine Franzl von dieser Lärche nicht einst die Rinden genommen haben, aus denen er so gerne Hirschen und Gemsen geschnitzt hat?

Nun hinab ins Möllthal, dessen unterer Theil sich östlich zwischen hohen Bergen viele Stunden lang hinauszieht bis zur Drau, während der obere Theil gegen Norden geht, im Hintergrunde schon einen Gletscher zeigend — den auf dem Sonnblick, wo in der meteorologischen Anstalt „das Wetter gebraut wird", wie ein Tiroler Bäuerlein versicherte. Aus den paar lichten sonnberandeten Wölklein, die zur Stunde darüber schwebten, schlossen wir auf ein gutes Gebräu. Wo das Möllthal sein Knie macht, dort kamen wir zu Thal, dort liegt Winklern, das sich hübsch für Sommerfrischler geschmückt hat. Unser Wagen rollte rasch weiter zur gletscheriggrauen, tobenden Möll hinab, und dann derselben stundenlang entgegen. Diese Möll! Von hunderten von Sturzbächen und Wasserfällen gespeist, wallt sie wie ein wildlebendiges Gebirge heran, mit raschen schweren Wogen, die Steinkolosse ihres Bettes überflutend. Bald hinter Winklern links von der hohen Bohn herab ein großer Wasserfall. Wir bestaunten ihn, doch unser Fuhrmann meinte, wir möchten unsere Bewunderung für Wasserfälle aufsparen.

Zu Mörtschach, einem Hirtendörfchen an der Ausmündung des schluchtartigen Astenthales, traten wir ins Wirtshaus ein. Alles öde und leer. Nach einer Weile fand sich ein hausknechtartiger Mensch, der uns mittheilte, dass alles in der Kirche oben sei, auch die Wirtin, dass er aber nach den Keller- und Vorrathskammerschlüsseln suchen werde, um uns einen Imbiss zu verschaffen. Sofort trat er auch seine Forschungsreise an durch das weitläufige Haus und war sehr von Glück begünstigt. Er brachte Milch, Butter, Käse, Wein, Brot, Salami, Speck, Eier und lud uns ein, nach Belieben auszuwählen. Auch gutes Bier habe er im Fass, sollten wir aber Gegner des Bauchgrimmens sein, so rathe er uns davon ab, denn es laufe schon seit länger denn eine Woche vom Zapfen und seien bereits ein paar Holzknechte davon wimmernd geworden; er glaube nicht, dass Touristenmägen abgehärteter wären. Wir stimmten sehr bei, verzichteten auf sein gutes Bier und aßen uns an Rothwein und Brot. Nachher stellte es sich heraus, dass wir es mit dem Herrn Wirt selbst zu thun hatten; der Mann war nachgerade gehobener Stimmung über das Gelingen der Gasterei ohne Hausfrau mit den Schlüsseln. Ich laufe übrigens Gefahr zu vermuthen, dass er die Sachen vom Nachbarswirtshaus her geholt hat.

Weiter hin bei Döllach und Putschall wird das Thal immer enger, das Gebirge immer höher, das aus allen Schluchten hervorbrechende Gewässer immer rasender. Kein Wunder, dass die Drau bei Marburg unten so groß und müde dahin liegt — es ist das Grab der wilden, zerschmetterten Wasserfälle. Aber nicht ans Unterland wollen wir jetzt denken, inmitten des hohen Birgs. Rechts und links leuchten Schneefelder nieder — das Gradenkees, das Klammerkees wird sichtbar und das Eis des Altecks und des hohen Sonnblicks. Von der Langtolspitze herab ist der schneeweiße Faden eines Baches, der sich dann aus einer Klamme in riesigem Wasserfall entladet. Wie er so aus dem Gestein in gewaltigem Bogen, unter welchem ganze Häuser stehen könnten und trocken bleiben würden, hervorbricht, da ist er zu sehen wie ein ins Ungeheuerliche vergrößerter Bergquell, durch eine Rinne in die Lüfte geleitet. Der Jungfrauenfall. Eine jungfräuliche Almerin soll sich einst da oben, vor einem begehrlichen Jäger flüchtend, über den Wasserfall herabgestürzt haben und unversehrt geblieben sein. Trotzdem scheint es seither keine mehr nachgemacht zu haben, denn die Almerinnen sind noch oben und die Jäger auch, und am Riesenbrunnen wäscht sich keine.

Nach fünfstündiger Fahrt waren wir endlich dort, wo die neue Straße in guter Art hügelan steigt. Dann stand es da vor uns, das weltbekannte Bild: Rechts an der Lehne das Dörfchen im Tirolerstil, das hohe Kirchlein mit dem spitzen Thurm, und im Hintergrunde zwischen dunklen hohen Bergen alles überragend die scharfe lanzenartige Gletscher-

ipitze. Heiligenblut mit dem Großglockner. — Dem Recken ist kaum beizukommen, sei es im Süden oder im Norden oder im Osten, stets sieht man den Glocknerzug, aber die höchste Spitze „ist allemal noch weiter hinten". Nun hatte ich sie, nun entrann sie mir nicht, und die leichten Wölklein, die sie umgaukelten, verflüchtigten sich bald im Himmelsäther. Aber eins hat mich höchlich überrascht: da Heiligenblut doch im Süden der Hohentauernkette liegt, so denkt man, von hier aus den südlichen Abhang des Glockners zu sehen. Und nun hat man den nördlichen vor sich! Denn der Großglockner steht nicht eigentlich in der Reihe der Tauernkette, sondern südlich derselben, von ihr getrennt durch die Möllschluchten, an denen wir hinaufkommen, und das Gletscherthal der Pasterze. Es geziemt sich auch, dass der General nicht in Reih und Glied steht, sondern der Mannschaft gegenüber. — Heiligenblut selbst liegt gar tief herunten, nur 1280 Meter hoch, liegt auf grüner Alm viel sonniger da, als es die Bilder zeigen. An den Lehnen und Höhen, auf blühenden Matten malerische Bauernhäuser und Halterhütten. Wo von den Bergen Sturzbäche niederfahren, den Hang hinan ganze Reihen von Wassermühlen. Im Orte selbst Touristenhäuser und ein paar Sommerfrischvillen anmuthig aus Holz gebaut. Wir verabschiedeten uns hier von Herrn Eder aus Döllsach und seinen braven Rösslein, in der Zuversicht, nicht das letztemal mit ihnen gefahren zu sein. Im Rubertihaus kehrten wir ein, das feinste und vornehmste Touristenheim, das ich je gesehen. Die Innenräume mit Zirmholz und kostbarem Gemöbel prächtig ausgestattet, mit Büchern, Bergkarten, Zeitungen versehen, mit aufmerksamer Bedienung munterer Kellnerinnen versorgt. Vorderhand interessierten wir uns am meisten für das Mittagsmahl, und das war — ganz abgesehen von gutem Touristenappetit — so, dass es bei Sacher in Wien nicht besser hätte sein können. Als es zum Zahlen kam, bangte ich ein wenig um die Gemüthlichkeit, der Preis aber war ein äußerst mäßiger, und ein Zimmer zum Ausruhen bekamen wir als Draufgabe. Von meinem Ruhebette aus sah ich gerade vor dem Fenster ein schönes Wasser niedergischten, so dass die Hochgebirgsstimmung auch im feinen Obdache vollkommen blieb.

Südlich von Heiligenblut erhebt sich grausig steil der 2490 Meter hohe Kreuzkofel. Am nächsten Tage sollten wir nicht mehr zu demselben hinauf, sondern *hinab* blicken!

Über die Kirche zu Heiligenblut wäre ein Buch zu schreiben. Das soll ein anderer besorgen. Ich registriere nur ein paar Gebirgsweiblein, die zu jener Mittagsstunde vor dem uralten Hochaltare gemeinsam ein lautes Gebet sprachen, um einen gedeihsamen Viehstand und um Genesung der Schweine von der Seuche. Ihr lacht? Ist das nicht dieselbe Gefahr um ihr ganzes Eigenthum, als wenn bei einer Feuersbrunst die lodernden Schindeln

über euer noch unversehrtes Haus fliegen? So rührend andächtig haben die alten Mütterlein gebetet, dass auch ich mich einen Augenblick darein mischte mit einer Gedankenbitte: Herrgott, erhöre sie! — Ob der Herrgott mir nicht den Gedankenbescheid gab: Bete du für dich selber, Stadtchrist, diese Frauen will ich schon trösten. — Vor der Kirche auf dem Friedhofe ruht manches Opfer des Hochgebirges, besonders fällt das Grabmal jenes Grafen Pallavicini auf, der vor eilf Jahren hoch an der Glocknerwand verunglückt ist. Auf sein Grab nieder leuchtet der Gletscherschild des Unbändigen.

Um halb vier Uhr machten wir uns auf nach dem Glocknerhause. Es war ein heißes Wandern in der Hochsommersonne. Zuerst stiegen wir hinab zur grauen brandenden Möll, die wir ein paarmal auf schlechten Brücken überschritten. Dann, im Winkel, gieng's rechts bergan den rohgepflasterten Weg, zwischen Holzzäunen, an Gehöften vorüber, an steilen Wiesen quer an. Nachher führte der Weg, immer an geweihten Wegsäulen und Martertaferln vorüber, in den Wald und in Windungen empor bis zur Anhöhe, wo es eben über die Alm hinein geht und wo naive Neulinge das Glocknerhaus zu finden glauben. Es ist aber durchaus nicht dort. Eine Sennhütte stand da, vor derselben schüttete die Almerin einen Zuber köstlicher Milch in den Schweinstrog, von den grunzenden Thieren lebhaft umworben. Auch ich ließ mir einen Becher geben und schaute wärend der Labung der fleißigen Sennin zu, wie sie die Milchzuber mit heißem Wasser brühte, dann mit einem Besen ausscheuerte und schließlich wie Mehlnocken in den großen Kessel warf, der über dem prasselnden Herdfeuer kochte und gewiss auch den letzten Rest von Unrath an den Holzgefäßen verzehrte. Bei einer, die es mit der Reinlichkeit so ernst nimmt, ist es gut Milch zu trinken.

Wir wanderten weiter den Saumweg, immer höher hinan, sachte immer höher. Die Glocknerspitze war uns längst aus den Augen gekommen, die Vorberge gaben zu schaffen. — Dort am grünen Hang steht eine gemauerte Kapelle. Da ist in alten Zeiten aus dem Morgenlande ein Rittersmann gereist gegen Norden, seine Heimat. Und hatte ein Fläschchen des Blutes bei sich, das wunderbar aus dem Bildnisse des gekreuzigten Christus geflossen war. Aber als er über die Alpen reiste, verließ ihn die Kraft, an dieser Stelle, wo jetzt die Kapelle steht, brach er im Schneesturm zusammen und wurde todt gefunden. Auf einem Ochsenkarren wollte man den Leichnam hinausschaffen ins Möllthal, aber als sie zwei Stunden lang gefahren waren, brachten die Thiere den Karren nicht weiter. Nun fand man bei dem Todten auch das heilige Fläschchen und die Urkunde, die sich bestätigte. So hat man nachher an der Stelle eine Kirche gebaut und in derselben das heilige Blut beigesetzt. Das war der selige Briccius, und so lautet die Sage von Heiligenblut.

Gegenüber der Bricciuskapelle, jenseits der tiefen Schlucht, in welcher die Möll wüthet, ist der Leiterfall. Das Wasser geht oben hinter dem Berge herum und kommt hoch und weit vom südlichen Glocknergletscher herab. In seinen schweren weißen Tüchern fällt es in mehrfacher Thurmhöhe langsam nieder am schwarzen Gewände. Sein ewiges Tosen erfüllt die Schlucht, vom Beben der Luft zittern die Blätter der Sträucher.

Unser Weg ist schon schmal geworden wie ein Ziegensteig und nun kommt er zu einer Stelle, die einmal recht ungemüthlich gewesen sein muss. Von dem wildschründigen Wasserradkofel herab bis tief in die Schlucht geht eine Felsplatte, die man in mehreren hundert Schritten durchqueren muss. Sie ist glatt und steil wie eine Kirchendach und ein breites Wasser schießt an ihr nieder, wie eine Wolkenbruchflut über das Dach. Aber unser Fußsteig ist gut eingemeißelt und das Wasser mehrfach überbrückt. Es wäre aber doch eine hübsche Rutschpartie in die Ewigkeit, da hinab mit dem Wasser in die Schlucht zur schäumenden Möll!

Wir haben — dass ich's nur endlich sage — Drahtstangen bei uns, eine Telephonleitung, die in das Hochgebirge hinaufführt zu den Gletschern! Diese Stangen steigen nun ganz übermüthig empor an den kahlen Hängen der Albitzen, und wir müssen ihnen nach, obschon die drei Stunden, die man uns zum Glocknerhause prophezeit hatte, längst überschritten sind. Wir blicken nach dem Glockner aus, aber die Sonne, die gerade dort niedergeht, will das vorwitzige Gucken nicht leiden, sie sticht uns so sehr in die Augen, dass alle Farben spielen und ich mir denken muss: Wenn einer in diesen Hochwildnissen plötzlich erblindete!

Wir überschritten einen Rücken, die Sonne war hinter das Gebirge gesunken und nun war alles da — schrecklich, herrlich nahe. Die gewaltige Glocknerpyramide in unversehrtem Weiß, der Pasterzengletscher mit seinen grünlichen Schrammen und Brüchen, und gleich daneben in der grünen Thalmulde das Glocknerhaus. Wir mussten sogar ein wenig zu ihm niedersteigen, wir mussten zum Gletscher hinabgehen, statt hinauf. Der Himmel war heiter, die Luft lind und leicht, der Wind, welcher von den nördlichen Höhen herblies, kühl, so dass wir endlich — jetzt erst — unsere Mäntel anzogen. Von einem Führer, der vor dem Hause herumstand, ließen wir uns den Weg erklären bis zur rund 3800 Meter hohen Spitze des Einzigen. Vom Glocknerhause noch neun Stunden bis zu jener alles überragenden Nadel, die „nahe wie zum Greifen" dasteht, und deretwegen man, um sie anzusehen, den Kopf hübsch weit in den Nacken zurücklegen muss! — Den Führer Bernhard haben wir gleich aufgenommen für den nächsten Tag, zur Gletscherwanderung.

Und zur Abenddämmer, als das enge Bergrund mit seinen Schneefeldern und Wänden und Spitzen, die matte Farbe der Nacht angenommen hatte, und über dem Kreuzkofel bei Heiligenblut der Vollmond aufstieg, traten wir in das Schutzhaus, um 2143 Meter über dem Meere zu übernachten. — Das Weitere im nächsten Hefte.

Die Welt im zwanzigsten Jahrhundert.

Nach X. Bettex.

Die Keime der Zukunft liegen in der Gegenwart. Betrachten wir die logisch voraussichtliche Entwicklung dieser Keime und sehen wir von allen socialen Fragen, ihrem Einfluss und ihrer Lösung ab, so lässt sich unschwer ein annäherndes Bild von der materiellen Entwickelung der Welt im nächsten Jahrhundert entwerfen.

Vor allem wird der Verkehr eine von uns nicht geahnte Größe erreichen. Breitspurige elektrische Bahnen werden entstehen, auf denen nicht mehr rasselnde Züge mit Rauch, Ruß und Geräusch sich bewegen, sondern einzelne, palastartige Wagen alle zehn Minuten sanft und geräuschlos abgehen werden, die bei Geschwindigkeiten von hundertfünfzig bis zweihundert Kilometer per Stunde, dank fünfzig Centimeter hoher mittlerer Führung und breiterer Spur, doch unentgleisbar sein werden, mit einem Zonentarif verbunden, der, wie Dr. Perrot projectiert, gestatten wird, um eine Mark durch ganz Deutschland zu reisen. Von Schottland nach Ceylon, von London nach Peking, von Petersburg nach der Capstadt werden anstatt der kleinen, schmalen jetzigen Eisenbahnen, auf denen, in Kistchen verpackt, wir bequem zu reisen wähnen, Weltlinien entstehen mit Spurweiten von zehn Meter und mehrfachen Schienen, die jede Entgleisung unmöglich machen und kolossale Geschwindigkeit ermöglichen. Darauf werden sich mit allem Comfort eingerichtete Hotels bewegen, und dazwischen oder hinten angehängt die fahrende Zukunftsvilla. Aus Aluminiumbronze oder Nzium oder auch aus Papiermaché aufgebaut, mit wärme- und kältedichter Celluloidwandfüllung, mit reizendem Gärtchen und Laube auf dem terrassenförmigen Dach, inwendig luxuriös eingerichtet, natürlich elektrisch beleuchtet und geheizt, aber auch mit Kälteröhren gegen die tropische Hitze versehen, auf Bestellung innerhalb acht Tagen um drei- bis viertausend Thaler von berühmten Firmen lieferbar, wird sie dem Privatmann, dem Ingenieur, dem reisenden Geschäftsmann gestatten, sich mit Familie auf irgend einen Punkt der Erdkugel zu versetzen, ohne dass die Frau von ihrem Sitz im bow-window, noch der

Mann von seinem Bureau aufzustehen braucht. In mittlerer Höhe des Kilimandscharo oder an der Meeresküste Ceylons angelangt, wird die Villa ausrangiert, an hübsche Lage geschoben und kehrt nach beliebigem Aufenhalt für die Saison nach Berlin oder Paris zurück. Dass sie auch sammt Inhalt auf transatlantischem Dampfer zu kurzem Sommeraufenthalt unter den Eisbergen des Nordpols oder zum Walfischereisport am Südpol Passage nehmen kann, versteht sich von selbst.

Und daneben werden noch andre massivere Linien mit haushohen Magazinen und Reservoirs, mit Behältern von tausend Cubikmeter Inhalt, für Korn, Öl, Wein, Petroleum u. s. w., den Welthandel besorgen, wobei die nicht pressanten Producte, wie Eisenerze, Bauhölzer aus Sibirien, Granit- und Porphyrblöcke sich auf manchen Linien, so von Polen nach Peking (mit Ausnahme des Urals) der billigsten Kraft, der regelmäßigen Winde, bedienen werden. Wie auf dem Land, werden auch auf dem Meer die Hauptverkehrswege sich immer mehr accentuieren, und es werden Hauptmeerstraßen entstehen, so zwischen London und der Capstadt, Bordeaux und Panama, New-York und Liverpool, von je fünfzig Seemeilen entfernten, festverankerten, schwimmenden Leuchtthürmen aus Stahl oder besser Tobinbronze beleuchtet, die durch weiße Strahlen auf einer Seite und rothe auf der anderen den hin- und herfahrenden großen Seefahrern den Weg weisen werden, während kleinere sich auf den See-Trottoirs zu halten haben, das einzige Mittel, um Zusammenstöße zu vermeiden. Zugleich werden diese Thürme als Reservemagazine, Nachrichtenbureaux und Rettungsstationen dienen. Neben fahrenden Palästen und riesigen Magazinschiffen, die sturmsicher regelmäßig die Producte eines Continents dem anderen bringen, werden die Oceane auch immer mehr von eleganten Jachten befahren, die, den Schwimmkäfer nachahmend, bald leicht auf den Gewässern tanzen, bald bei Annäherung des Sturmes oder um die Wunder der Tiefe zu erforschen, Segel und Masten einziehen und wasserdicht verschlossen auf den Boden sich senken werden und weiter krabbeln; die aber auch, vermöge ihres Dynamos, ans Land steigen können, sich den Stahlbahnen anpassend, um vermittelst des Windes oder der Elektricität die Länder zu durcheilen, und endlich auf den Eisbankisen des Nord- und Südpols hitzige Wettrennen einzugehen.

Dazu auf alle hohen Berge Elevaturen, wobei man sanft an elektrischem Kabel in bequemstem Luftcar hinaufschwebt; in die Tiefe aber, in das dreitausend Fuß tiefe Eisenbergwerk von Falun und in Wielizkas Salzberg, in den Krater des Mauna Loa und des Kilimandscharo werden eben solche Tiefcars mit Asbestanzügen hinabsteigen, ein Höhen- und Tiefensport.

Auch für die Touristen wird bestens gesorgt. Nicht nur werden ihnen Touristenkarten, je für die alte oder neue Welt auf ein Jahr für

alle Verkehrsmittel giltig und auf der anderen Seite mit Hotelmarken für je vierundzwanzigstündige volle Verpflegung (davon drei Classen: I blau, II roth, III gelb), das Reisen sehr erleichtern, sondern die Hotelbesitzer der Zukunft werden sich in lockenden Plakaten überbieten:

Großes Spitzbergpolarhotel. — Von den ersten Architekten im riesigen Eisberg kunstvoll gehauen. Alles blaugrünes und krystallhelles Eis. — Kältecur nach Prof. Pictet. Für Brust- und Magenkranke sehr zu empfehlen. — Junge, gezähmte Eisbären besorgen die Bedienung unter sorgfältiger Aufsicht.

Luftcurort Dawalaghirispitze: Durch Kehrtunnel absolut sicher zu erreichen. — Comprimierte Luft, schönste Aussicht der Welt. — Bei günstiger Witterung täglich Luftschiff nach Kalkutta.

Panzerjagdhotel in den Dschunggeln! Für Sportsmen. — Beweglich mit sechstausendpferdigem Motor. — Filialhaus am Tschadsee. — Selbst Kinder und Frauen können jederzeit gefahrlos daraus Tiger, wilde Büffel und Rhinoceros schießen. — Jagdexcursionen im Gitterkäfig mit Dynamopropeller.

Großes unterseeisches Meerhotel mitten in der durch ihre Korallen- und Spongienbildung so berühmten Adria. — Aus den aus Glas gegossenen Eckthürmchen wundervolle Aussicht auf Algenwälder und Madreporenbauten. Taucheranzüge mit unterseeischem Gewehr für Gäste stets vorräthig. Stete Verbindung mit der Oberfläche vermittelst Patenttaucherglocke. — — Und so weiter!

Hoffentlich wird auch nach und nach bei dieser riesigen Entwicklung des an sich unproductiven Weltverkehres ein regelrechter Anbau der Erde platzgreifen in Erfüllung des göttlichen Gebots: Bebauet die Erde! Denn alle nationalökonomischen Theorien und Systeme können an der Thatsache nichts ändern, dass der Mensch schließlich nicht lebt und noch nie gelebt hat von Steinkohlen, Gussstahl, noch geschliffenem Glas, nicht von Erwerb, noch Kunst, noch Industrie, sondern dass er Korn, Wein, Öl, Milch und Fleisch zu seiner Nahrung, Wolle und Baumwolle, Flachs, Hanf und Leder zu seiner Kleidung bedarf, dass also Ackerbau, Viehzucht und auch Fischfang den eisernen Bestand der Menschheit beschaffen müssen. Da wäre es gar schön, wenn die Völker auch nur anstatt des ewigen einen fünfzigjährigen Frieden schwören würden. Es könnten dann die Millionen von kräftigen Jünglingen, die jahraus, jahrein sich in der edlen und kostspieligen Kriegskunst üben, sich nützlich beschäftigen, wie früher, theilweise wenigstens, die römischen Soldaten; könnten ganz Mesopotamien zuerst durch Anpflanzung von ein paar Millionen Eukalypten entfiebern, dann nach altem und bewährtem Plan canalisieren, endlich ein paar Weltstädte und einige Dutzend andere darauf bauen und das Land wieder zu dem machen, was es einst war, eine Kornkammer und ein Garten

der Welt; worauf man auf Staatskosten in diesen internationalen Staat die Hunderttausende von unthätigen, unproductiven und vielfach versauerten Menschen verpflanzen könnte, die unsere Länder überfüllen, und darin keinen Platz an der Sonne mehr finden. Ist das geschehen, so könnten diese Regimenter ebenso an den Wiederaufbau Karthagos und Colonisation des einst so fruchtbaren Nordafrikas gehen. Auch hier könnten einige Millionen Menschen sich niederlassen. Darauf gienge es an die Bewässerung der Sahara durch artesische Brunnen und Bepflanzung mit Dattelpalmen (die Franzosen haben mit fünfhundert Brunnen und einer halben Million Palmen den Anfang gemacht); so dass ein Sack von dieser nahrhaften und gesunden Frucht und Gemüse billiger würde als ein Sack Kartoffeln. Endlich bliebe die Urbarmachung von so ziemlich ganz Südamerika, Anlegung von Wasserstraßen und Eisenbahnen in den unübersehbaren Wäldern zwischen Orinoko und Amazonenstrom und Bebauung der Pampas vermittelst elektrischer Pflug-, Säe- und Erntemaschinen. Dann hätte man Übervölkerung auf einige Jahrhunderte nicht mehr zu befürchten; hat man ja berechnet, dass die Erde, wenn anständig bebaut, Platz und Brot für vierzigmal mehr Menschen böte, als sie jetzt beherbergt. Und zur Zierde der Welt und zum Nutzen der Menschheit ließen sich schließlich einige tausend Millionen Obstbäume verschiedenster Gattung, von der Kokospalme und Banane bis zur Mostbirne, auf Inseln und auf Heiden, in Prärien und Steppen und an Bergabhängen anpflanzen! — Diese Krieger könnten daraufhin verschiedene nützliche Canäle graben. Vor allem den von Panama, worauf der größte Stapelplatz der Welt an diesem Kreuzungspunkte für sämmtliche Producte von vier Welttheilen, Süd- und Nordamerika einerseits und Asien und Europa andrerseits, entstehen wird, eine Stadt der Speculation und des Mammons, der Habgier und des materiellen Gewinns, auch geistig ein Antipode des wahren Mittelpunkts der Welt, Jerusalem. Aber auch von Bordeaux nach Marseille, von Triest und Venedig nach Genua, von Leith nach Glasgow wären abkürzende Wasserstraßen wohlthätige Unternehmungen; ebenso zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer, zwischen diesem und dem Kaspischen; und auch zwischen dem Schwarzen Meer und dem Persischen Meerbusen. Paris, Berlin, Rom werden, wie schon London, riesige Seehäfen, gegen feindliche Landung durch Stahlpanzerung geschützt. Endlich ließen sich verschiedene gigantische Brücken aus Nrium (dem Metall der Zukunft) zweckmäßig ausführen. Zuerst, wie schon projectiert, eine über den Canal von Frankreich nach England, in zehn je zehntausend Meter spannenden Bogen mit fünfhundert Fuß hohen Pfeilern, also wie die Thürme des Kölner Doms, wobei Stahlkabel, durch Löcher der Stahlblöcke gezogen, Mörtel und Cement ersetzten. Dann von Italien nach Sicilien, sodann eine schöne und kühne, etwa aus einem Bogen,

über den Bosporus, und ebenso von Indien nach Ceylon und auch von Gibraltar nach Marocco hinüber. — Wird alles das auch schwerlich auf diesem Wege geschehen, so könnte immerhin einiges davon durch Actiengesellschaften zustande kommen, die ihren Actionären schöne Dividenden versprächen.

Nach der Entwickelung des Verkehrs wird es das Associationsprincip sein, das erstaunliche Früchte zeitigen wird; denn wir haben kaum angefangen zu realisieren, was es heißt, das Geld, den Einfluss, den Willen von zehntausend Menschen auf ein Ziel zu concentrieren. Auch im Privatleben wird die Stadt der Zukunft dieses Princip durchführen. Sie wird sich immer mehr uniformieren und nach einheitlichem Bauplan und polizeilichen und hygienischen Verordnungen zu einem stattlichen Häuserblock werden. Bis zu fünfundzwanzig und dreißig Etagen hoch werden gleichmäßige Bauten durch elegante Brücken und fire escape verbunden sein, und auf ihren terrassenförmigen Dächern werden prächtige Gärten sammt Lauben und Springbrunnen entstehen, in denen es Sitte wird, sich gegenseitig zu besuchen in zweihundertfünfzig bis dreihundert Fuß Höhe über der dem geschäftlichen Verkehr überlassenen, ganz mit Glas gegen Regen und Schnee bedeckten Straße. Ja, vielleicht werden einzelne Städte der Zukunft, etwa an der Euphratsbahn, aus einem einzigen fünfhundert Fuß hohen und dreitausend Fuß langen Hausblock bestehen, unter riesigem domartigem Glasdach stehen, mit vergoldeten Kupferspitzen funkelnd, die die Elektricität der Luft und der Gewitter zum ungeheuren Centralaccumulator von hunderttausend Pferdekraft leiten werden, das Herz, aus dem Licht, Wärme, Kraft in den ganzen Bau fließen wird. Und dieser massiven Stadt des Geschäfts entgegen wird sich die zierliche, unter Laub und Blumen versteckte, aus Bronze und Glas aufgebaute Villastadt als Stadt des Vergnügens entgegenstellen, wie beide Typen schon in Chicago und Arcachon entstehen. Immer mehr nähert sich jetzt schon die moderne Stadt mit ihrer Abzugscanalisation, dem Kreislauf in ihren Wasser- und Gasröhren, und ihrem nervenähnlichen, elektrischen, von einem Centralpunkt aus Kraft überallhin verbreitenden Netz dem Bau des menschlichen Körpers als ihrem Ideal. — Alle diese Vermuthungen wird die Zukunft noch weit übertreffen. Wie wurde noch vor nicht hundert Jahren über die ersten Eisenbahnen gespottet: eine abenteuerliche, verrückte Idee! nie ernstlich zu verwerten; dazu gefährlich, auch für die Feldfrüchte; man sollte diese Bahnen durch hohe Bretterverschläge gesetzlich einschließen! Und ebenso über die ersten Dampfschiffe; noch vor fünfzig Jahren hieß es: brauchbar allenfalls auf Flüssen und Seen; aber nicht auf dem Ocean; zwischen Europa und Amerika stets unmöglich! — Der Mensch ist nicht nur im Göttlichen, sondern immer und überall ein Kleingläubiger.

Auch im täglichen Leben und im Hause werden die Resultate der Association sich fühlbar machen. So in der Abschaffung der Privatküchen. Man wird es im Jahr 2000 nicht begreifen, dass in einer Stadt von hunderttausend Bewohnern einst täglich in zehntausend Küchen zehntausend Mägde mindestens viermal des Tages zehntausend Zündhölzchen, also vierzigtausend verbrauchten, um mit Mühe und Noth vierzigtausend Feuerlein in zehntausend Herden anzuzünden, wobei ein ungeheures Capital an Küchenbau und Küchenraum, Küchenherden und Küchengeschirr, Brennmaterial und auch an Köchinnenunterhalt und Lohn verloren gieng, um mit Lärm, Ruß, üblen Gerüchen, Spülicht, Asche und Abfällen aller Art, unvollkommen und langsam das zu kochen, was eine große Centralkochanstalt, besonders mit elektrischen Schnellkochern, mit höchstens zweihundert Köchen zweckmäßiger, schneller, besser und vor allem weit billiger für die ganze Stadt besorgen könnte, wie jetzt schon auf einem Kriegsschiff mit siebenhundert Mann Besatzung, oder in großen Volksküchen zu sehen. So kann in der Küche des neuen Reichstagsgebäudes in durchaus sauberem Raum, am blanken, fünf Meter langen Herd, mit zwei Bouillonkesseln à je dreihundertzwanzig Liter und sonstigem Zubehör, von wenigen Köchen ein Festessen für dreitausend Theilnehmer mit Gas, ohne Rauch noch Ruß, bereitet werden. Bedenkt man, dass diese Leistung im bürgerlichen Leben von dreihundert Küchen mit dreihundert Herden und Feuern und dreihundert Köchinnen kaum, und jedenfalls weder so schnell, noch so gut, noch so billig zu erzielen wäre, so sind hier die Vortheile der Association einleuchtend!

Vielleicht interessiert's eine Hausfrau, sich diese Zukunftshaushaltung vorzustellen. Um sieben Uhr morgens erscheint im Rähmchen an der Wand in Teloschrift die Speisekarte, je nach Abonnement I, II und III, fünfzig Speisen à zehn Pfennig die Portion enthaltend. Die Frau wählt und tupft elektrisch daraus die Zahl der Speisen an, die ihr abonnementsmäßig gestattet sind. Um fünf Uhr abends (um zwölf Uhr kalter Lunch) läutet's im eleganten Speisekasten; da steht, durch elektrischen Elevator befördert, das ausgezeichnete Essen. Nach der Mahlzeit wird das Geschirr in den Kasten gestellt und ebenso geheimnisvoll wieder abgeführt. — Wie einfach! Dabei weiß die Zukunftsfrau stets genau, wieviel sie für die tägliche Nahrung ausgibt, der Herr kann sich nicht mehr über schlechtes noch verspätetes Kochen beklagen; die Wohnung bleibt sauber, und auch darein, dass die Köchin abgeschafft ist, wird sich die Frau schicken. — Ja! was sollen wir Frauen dann mit unserer Zeit anfangen? rufen vielleicht einige. Nun, unsre Großmütter meinten auch einst, wenn sie nicht die ganze Leib-, Tisch- und Bettwäsche selber spännen, dazu ein- oder zweimal die Woche Brot buken und ebenso große Wäsche und Bügelei hielten, so sei ihr Leben leer und zwecklos! Frauen wissen

ſchließlich immer ſich mit vielem oder mit wenigem zu beſchäftigen. — Daſs von Ungeheuerlichkeiten, wie Wäſche und Bügelei im Zukunftshaus, nicht die Rede ſein kann, iſt klar, ſchon wegen der Papierwäſche; vielmehr wird ein echter Waſchzuber oder ein Bügeleiſen vom Antiquitätshändler oder Curioſitätenſammler theuer bezahlt.

Auch betreffs der Heizung ſtehen wir mit unſeren ſo unvollkommenen, rauchenden, rußigen und riechenden, Aſche und Schlacken hinterlaſſenden Öfen nach am Abc der Heizkunſt. Große, prächtige Opakglasgloben, wahre Sonnen der Wohnung, in denen, wie oben bemerkt, durch Elektricität zerſetztes Waſſer brennt, dieſe abſolut reinliche, mit bloßem Druck einzuleitende und regulierbare Heizung wird nicht mehr lang auf ſich warten laſſen, und Kamine und Kaminfeger werden bald in Bilderbüchern von unſerer Nachkommenſchaft mit einiger Scheu als unheimliche Anhängſel „eines finſtern neunzehnten Jahrhunderts“ betrachtet werden.

Der Zukunftsſchule wird es nicht einfallen, ihre Schüler gründlich von allem, was je in der Welt Merkwürdiges paſſiert iſt, noch von allem, was alle weiſen und klugen Menſchen zu allen Zeiten darüber gedacht und geſagt haben, zu unterrichten, und ebenſowenig von wiſſenſchaftlich gebildeten Lehrern ihnen deren geiſtreiche Anſichten über Welt und Menſch und bewährte Denk-, Rede- und Schreibformen und Formeln zur Ausbildung, Ausſchmückung und Ausdruck ihres Gemüths- und Seelenlebens beibringen zu laſſen. Sondern der zwölfjährige, ſchon ſelbſtändige, wahl- und geſellſchaftsfähige Zukunftsſchüler wird zu ſeinen Lehrern ſagen: „Sie haben mir um Geld praktiſche und handliche Waffen für den Kampf ums Daſein zu liefern; alſo Facta, Data und Zahlen; zuerſt die Geſetze der Mathematik, dann die der Natur, daneben ein paar Weltſprachen, und drittens etwas Sociologie. Und das kurz und klar beiſammen, am beſten in Fragen und Antworten, deren ich mir täglich ein beſtimmtes Quantum einprägen kann; zehn verwertbare Data per Stunde, à fünf Stunden täglich; macht jährlich fünfzehntauſend. Und nur nicht geiſtreich! Das Leben, die Welt iſt nicht geiſtreich. Mit Ihrem Geiſt kann ich nichts anfangen, und habe ich ſelber welchen, ſo bedarf ich des Ihrigen nicht. Auch für Theorien und Syſteme, Anſichten und Anſchauungen, Conſequenzen und Folgerungen danke ich; kann mir ſelber welche machen; und ebenſo für Ihre Aufſätze und Stilübungen; habe ich einmal einen Gedanken, ſo will ich ſchon das Wort dafür finden. Was Griechen, Römer, Scythen und Chineſen je über Gott und die Welt dachten, und wie es ihnen dabei ergieng, iſt mir unendlich gleichgiltiger, als was ich darüber denke und wie es mir dabei geht; alſo weg mit dem. Ich will in kürzeſter Friſt, je nach Umſtänden und Belieben, eine Eiſenbahn, eine Feſtung, ein Haus bauen können, eine Maſchine oder einen brauchbaren Apparat erfinden oder verbeſſern, oder ein Schiff, ein Regiment, eine Schule

commandieren, oder eine Fabrik, ein Bank- oder Geschäftshaus leiten, oder auch Land colonisieren, Schafzucht en gros oder Seefischerei treiben. Dazu brauche ich keine Ideale und keine philosophische Weltanschauung, sondern Energie, praktische Gewandtheit und positive Kenntnisse. Die muss ich mir mit fünfstündiger Arbeit täglich, alles in allem, aneignen; denn meinen Sport will ich haben. Die Pflege meines Gemüths- und Herzenslebens aber ist meine Sache." —

So viel der heiteren Ironie aus dem Werke „Naturstudium und Christenthum" von F. Bettex. (Siehe „Heimgarten", Seite 76.)

Die Mutter.

O wer nicht liebt des Himmels Blau, erträgt getrost der Wolken Flor!
Und wer nicht weiß, was er besaß, der weiß auch nicht, was er verlor.
Ich kannte meine Mutter nicht. Sie starb, als ich vier Monde kaum.
Man pflanzt' ein Bäumchen ihr aufs Grab. Das ist jetzt schon ein großer Baum.

Dort schläft sie schon so lange Zeit! Am Grabe steht ein Leichenstein,
Der sagt mir: Die da unten ruht, das ist die todte Mutter dein.
O hätt' ich trauern nur gekonnt, da ich an ihrem Grabe stand!
Doch nicht bemeinen kann mein Herz ein Wesen, das es nie gekannt.

Wie oft wohl einst ihr blasser Mund an meinen jungen Lippen hieng!
Wie oft für mich aus ihrem Aug' der Segen einer Thräne gieng!
Wie oft gelehnt mein junges Haupt an ihrem fiebernden Gesicht!
Doch keine Thräne fällt für sie, denn ach, ich kannte sie ja nicht!

So wie der Blindgebor'ne fragt: O sag', wie ist der Sonne Schein?
So fragt mein blindgebornes Herz: Was mag die Mutterliebe sein?
Und eine Ahnung sagt in mir, sie sei ein namenloses Glück,
Das Höchste sei's, was ich verlor und das mir niemand bringt zurück.

Doch wenn nach Tages Müh' zur Ruh die mattgewordne Seele geht,
Ein blasses Weib mit blondem Haar des Nachts an meinem Lager steht.
Sie schaut mich wie ein Märchen an und schaut mir bis ins Herz hinein.
Sie winkt mir traurig mit der Hand. — Soll das die todte Mutter sein?

Heinrich Hege.

Kleine Laube.

Wia d Liſerl in Vettern ſei Lehr befulgg.

's Duſel-Dirndl kunt heint noh a friſch Röſerl ſein, wans ihrn Vettern — in Zenzl-Vettern — nit unrecht vaſtondn hät. Weil s n ober unrecht vaſtondn und ſei Lehr gor zguat gholtn hot, ſo is s a wurmſtichigi Hetſchn.

Wia long mogs dan aus ſein? Über a drei a vier Jahrl, daſs n hoamgſuacht hot, 's Dirndl in Vettern, ſchön d Hond bußt und nahm mit ihri braun Guggerln treuherzig in d Augn gſchaut. Er hot ihr an Wein auftrogn, a Germbrod und Nuſſn zan dazuaknuſpeln, aſt hot er ihr noh an Thola gſchenkt an oltn und hot gſogg: „So, Liſerl, däs ghört dein, gholt da 's auf, ſei ſchön brav, thua deina Bäurin fleißi fulgn, wans da wos ſchofft, und pfüat dih Goud!“

Aſtn, wia s obi geht übern Onger in ihrn rothn Kiderl und mit der weißn Kreſerlpfoad, de s noh va da Firmung her hot, do denkt er ihr noch, da Vetta: Wan hiaz dei Muada, mei ſeligi Schweſter, aus ihrn Grob guggn kunt af dih, wiaſt groß biſt worn und ſauba! Mudlſauba biſt worn — a ſaggariſch Dirndl! — Und wiar er ihr a ſo noch denkt, do ſteht er gor auf und lafft ihr noch. „Liſerl!“ ſchreit er, „du Liſerl, geh wort a wenk. Seh, ich gib da nöh a Scherzl Germbrod mit, daſs d wos zan Kieſeln hoſt intawegn. Wickl da s in dei blows Hondtüachl ein, ſou! Hoſt eh dei Soch ſauber in Urdnung, ja weit. — Wos ih da noh ſogn möcht, Liſerl. Glab in Monsbildern nix. Ih denk, du vaſtehſt mih ſcha. Loß dih nit onſeiſn (anplauſchen). Wan ah imer oana nouh ſa liab thuat, daſs oan zimbb, wunda wia guat daß er da s moant — glab eahm nix! Aſn Kirchweg ſchau Koan on und jo nit eppa, daſs d dih von a ſo an Buabn mit in a Wirtshaus lockn liaßaſt! Hüat dih, Dirndl! Und ba da Nocht, ſpür dei Komathürl ollamol guat zua, vagiſs nit drauf. Dein Unglück kunts ſei. Bitt dih g o r ſchön, liabs Schweſtakind, vagiſs nit, wos ih da ſog und glab koan Monsbild nix.“

's Dirndl hot n oltn Vettern zuerſt groß ongſchaut, nochha hots 's Köpferl gnoagg, ſie wullt ihr's ſcha mirkn. Aſtn is s ſuat gloſſn owi über d Wieſn.

Steht nit go zlong on, hört ma: 's Duſel-Dirndl hät ſih ah veranert, ober nit grod zan Guatn. Aſn Kirchweg ſtellt ſa ſih broad auf und gofft in Buama

noch und imeramol geht s mit oan ins Wirtshaus, eh dass ers mithoaßt. Und wer's nit glaubn will, der sul nochschaun — 's Thürl is offn Tog und Nocht.

Wia de in Vettern sei Lehr befulgg, do kon sa sih nit fahln! — Steht ah richti nit go zlong on, kimbb s Dirndl zan Vettern. A Gwondbinggerl bringgs mit und in Schwitz muaß s ihr ohwischn, wias auffa steigg übern Onga. Hasn schwar und vazogg steiggs daher und wia s n Vettern siacht, hebbs gleih ihr Schürzerl auf und slent.

„D Liserl!" ruast da Vetter aus, „is dos nit d Liserl? Wos is s dan mit dir? Hörst dan du nouh nit bold auf zan worn?"

„Vetta", stugazts durchs Schürzerl aussa, „ih woaß ma hiaz amol nit z helfn. Ih hon koan Plotz. Se wölln mih ninaschta gholtn. Weils holt a wenk wos ontrogn hot ba mir . . ."

In Vettern stößt däs Wort urndlih zrugg, er schreckt sih frei ztodt.

„A — a sou wars mit dir?!" sogg er ast nochha gonz dumpa, „und a sou host du mein Lehr befulgg!"

Sie zupfelt ba da Foltn um, schaut aufn grean Wosn owi und moant: „Befulgg hät ihs eh saweit."

„Hon ih nit gsogg, du sulst koan Monsbild nix glabn?"

„Ih hon dei Lehr holt a wenk gor z guat gholtn", sogg sie, s Wasser in Augnan, muaß s noh lochn dabei. „Dos is jo mei Vaderbn, mei liaba Vetta, dass ih dir nix glabb hon."

Eine poetische Geschichte vor Gericht.

Es sind Berufungsverhandlungen vor dem Landesgerichte. Etwa ein Dutzend oder mehr, für einen Vormittag. Aufgerufen wird die Strafsache gegen Friedrich Niederhofer ob Übertretung des § 491 Strafgesetz, begangen dadurch, dass er wiederholt gegen Christine Helmer die Zunge ausgestreckt und ihr die lange Nase gezeigt, sie somit dem öffentlichen Spotte ausgesetzt hat, wofür er zu vierundzwanzig Stunden Arrest verurtheilt wurde. Erschienen ist Friedrich Niederhofer, die Klägerin ist abwesend.

Der Präsident sagt zum Verklagten: „Sie haben gegen dieses Urtheil berufen — was haben Sie vorzubringen?" „Gethan hab' ich's, ich möchte nur um eine Geldstrafe bitten", sagte der Verklagte, ein bildhübscher Bursche. „Das geht leider nicht", erwidert der Präsident, das Bezirksgericht hat ohnehin das außerordentliche Milderungsrecht angewendet, es ist also eine Umwandlung nach dem Gesetze unmöglich." Sohin wird das Urtheil bestätigt, und die Verhandlung ist aus.

Das ist aber keine poetische Geschichte! Allerdings nicht, aber es steckt doch was dahinter, wie hinter so vielem, was ernst und trocken im Gerichtssaal verhandelt wird. Einer, der die Sache gehört hatte, sah sich diese genauer an, fragte dann einiges, und schließlich kam eine kleine Geschichte zum Vorschein.

Es war einmal ein kleiner, schwarzer Schlosserbub, dessen Eltern weit draußen, neben dem Bahnhofe einer Stadt wohnten. Nicht weit vom Bahnhofe war das erste Wächterhaus, und der Bahnwächter hatte ein kleines Mädl, das hieß Christl und spielte oft mit dem schwarzen Schlosserbuben, der hieß Hans und war um fünf Jahre älter als die kleine Christl. Einmal saßen die Kinder Sonntags beisammen, Hans erzählte eine Geschichte, die Christl hörte aber nicht recht zu und sagte plötzlich: „Du Hans, wenn ich dich aber heiraten soll, musst du was anders werden, ein rußiger Schlossergesell ist mir zu wenig." Hans erzählte seine Geschichte fertig, gieng

heim und schlief die nächste Nacht sehr wenig. Dann ließ er sich in die Gewerbeschule aufnehmen, lernte fleißig, und als er seine Schlosserlehrjahre fertig hatte, wurde er Locomotivheizer. Mit Christl war er viel beisammen, es waren seine schönsten Stunden, wenn er mit der Christl sein konnte, aber einmal, als sie etwa zwölf oder dreizehn Jahre alt war, machte sie ihn sehr traurig, als sie wieder plötzlich sagte: „Hans, unser Bahnwächterhaus ist so enge, und ich möchte höher hinaus!"

So oft er mit der Locomotive am Wächterhaus vorbeifuhr, war die Christl da und er warf ihr eine Blume zu; einmal war sie aber nicht da, und als Hans endlich aus dem Dienste kam und fragte, so hieß es, die Christl sei Schülerin beim Ballett. Er war trostlos, bat und flehte, die Christl solle ihm das nicht thun, es war vergebens. Jetzt sah er erst, wie wunderschön die Christl sei, sie schüttelte den Kopf und sagte: „Hans, verzeih' mir, ich will, ich muss höher hinaus." „Wenn du Tänzerin wirst, dann heirate ich dich aber nicht", rief Hans im größten Schmerz, und die Christl sagte: „Ich kann nicht anders."

Bald darauf wurde Hans Locomotivführer, er genoss die Achtung aller, die ihn kannten, er war aber immer ernst und traurig, und die Christl war schon lange fort.

Hans lernte dann eine wohlhabende Witwe kennen, er musste für seine geliebten, alten Elten sorgen und beschloss, die Witwe zu heiraten. Am Tage seiner Hochzeit bekam er einen großen Brief aus St. Petersburg; drinnen war eine große Photographie mit dem süßen Gesichtchen der Christl, und rückwärts stand: „Lieber Hans! Zu Deiner Vermählung sende ich Dir die heißesten Glückwünsche, und wenn ich es könnte, gäbe ich Dir den größten Theil von Heil und Segen, den mir vielleicht der Himmel bestimmt hat. Hätte ich Dir gefolgt! Deine tief traurige Christl."

Wieder vergieng einige Zeit, Hans war wohlhabend geworden, aber braver Locomotivführer geblieben, und als er einst beim ersten Wächterhaus vorbeifuhr, stand eine schöne, elegante Erscheinung vor dem niedrigen Wächterhaus, seine Christl. Die berühmte Tänzerin war auf Urlaub und wohnte bei den Eltern im Wächterhause, das ihr einst zu enge war.

Hans hatte damals einen jungen Heizer, einen bildhübschen und kreuzbraven Burschen, der hieß Fritz, und Hans ließ sich seine Ausbildung zum Locomotivführer besonders angelegen sein, wofür der junge Heizer seinen Führer wie einen Abgott verehrte. So oft sie nun aus der Station fuhren, übergab Hans dem Fritz den Hebel und ließ ihn die Locomotive führen, bis sie weit über dem Wächterhause waren; Hans lehnte aber traurig auf der anderen Seite und sah zu den fernen Bergen, nie aber zum Wächterhause.

Nach einigen Tagen fragte Fritz einmal schüchtern: „Herr Führer, hat Ihnen die schöne Bahnwächterchristl was angethan?" „Ja", sagte der Hans, „die hat mir einmal etwas angethan."

„Na wart", brummte Fritz vor sich hin, „dir werd ich helfen"; und von da an streckte er die Zunge heraus und zeigte die lange Nase, so oft sie bei der Bahnwächterchristl vorbeifuhren. Die Christl schrieb und bat, er solle sie nicht so verächtlich machen, es half nichts, und endlich musste sie klagen. Und so wurde Friedrich Niederhofer ob Übertretung des § 491 Strafgesetz zu vierundzwanzig Stunden Arrest verurtheilt. „Von Rechtswegen" haben die Alten gesagt.

Die Brautnacht.

Von Adolf Pichler.[1])

Um alle persönlichen Deutungen zum vorhinein abzuschneiden, unterlasse ich es, die Namen, den Ort und die Zeit dieser Geschichte anzugeben, und beschränke mich überhaupt darauf, sie mit den einfachsten Umrissen zu zeichnen, weil jeder Schmuck ihre Wirkung stören könnte.

Der Tod hatte einen Professor von einer unglücklichen Ehe befreit, und obschon er die vierzig überschritten, war er gar wohl noch für eine zweite Heirat geeignet, aber nicht dazu geneigt. Da ist eine Nichte seiner Frau; erst noch zwischen Kind und Jungfrau, wächst sie allmählich in seine Liebe hinein, ohne dass er es ahnt. Er wird sich derselben bewusst, als ein Freier auftritt, aber einen Korb erhält. Das schlichte Mädchen gewinnt auch ihn lieb; er erfährt es, als er sich vor einer kleinen Reise verabschiedet und ihr, wie es bei den Verwandten Sitte, einen Kuss gibt, der nicht mehr von dem Kinde, sondern von der Jungfrau erwidert wird. Rasch entschlossen von Natur sagte er: „Du sollst mich begleiten, in drei Tagen ist Hochzeit." Die Mutter, eine Witwe, war erst verwundert, stimmte aber sogleich freudig zu, denn vor dem Professor wären die Thüren der besten Häuser aufgeflogen, wenn er als Werber angeklopft hätte. Das Mädchen erschrak zwar anfangs, aber der Mund widersprach dem Herzen nicht. Der Professor, ein Feind jeden Gepränges, wollte, dass die Feier so schlicht als möglich abgethan werde, und so vereinigte abends nach der Trauung ein kleines Mahl die Verwandten. Auch einen Vetter konnte man nicht umgehen, der, nachdem ihm der Trunk zu Kopf gestiegen, eine Glocke zu ziehen begann, die man nicht bei der Messe zu läuten pflegt, und dadurch der jungen Frau die Röthe bis zur Stirn emportrieb. Um ihr aus der Verlegenheit zu helfen, verfiel eine Base auf das Brautstehlen. Da ich nicht weiß, ob dieser Brauch überall besteht, will ich ihn hier schildern, wie er in manchen Gegenden Süddeutschlands geübt wird. Man versucht, die Braut hinter dem Rücken des Bräutigams zu entführen und er muss sie dann einzuholen trachten. Hat er sie endlich gefunden, so geht die lustige Gesellschaft in ein nahes Wirtshaus und beginnt dort aufs neue zu trinken und zu schwärmen. Das war nun hier allerdings nicht beabsichtigt. Die Base gieng in die Küche und ließ durch eine Magd die junge Braut unbemerkt hinausrufen. Es gelang ihr leicht, sie zu bereden, auf den Spass einzugehen, den sie von den Hochzeiten ihrer Freundinnen gar wohl kannte, sie führte dieselbe aber nicht in die eigene Wohnung, wo man sie bald erwischt hätte, sondern zu einer Freundin.

So war die Zeit des Aufbruches der geladenen Gäste gekommen; als man nach der jungen Frau rief, erschien sie nicht, und man zerstreute sich unter allgemeinem Gelächter. Der Gatte suchte sie nun in den Zimmern und setzte sich, als er sie nicht fand, noch einmal zur Mutter an den Tisch, über deren Antlitz bereits eine Wolke leisen Unmuthes flog. Da schlug es zehn Uhr; er stand auf: „Das Haus bleibt nicht mehr lang offen; ich muss hinüber, sonst werden wir hinausgesperrt und das wäre doch zu komisch; geleite sie, wenn sie kommt, alsogleich zu mir. Sind das alberne Späße, soll ich erst bei allen Verwandten anklopfen?" — Er wünschte gute Nacht. Erst wartete er auf dem Flur seines Hauses, dann wurde er nach und nach aufgeregt und trat auf die Gasse, um nach allen Richtungen auszuschauen, aber niemand kam. Elf Uhr! — Er hörte die Pantoffeln des Hausmeisters über den Gang schlürfen; um jeder Frage auszuweichen, eilte er die Treppe hinauf, wo ihn die Magd mit dem Licht erwartete. Er hieß sie, das Schloss in die Klinke zu legen und schlafen

[1]) Aus „Jochrauten". Neue Geschichten aus Tirol von Adolf Pichler. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1897.)

zu gehen. Die Hausthüre ſchlug dröhnend zu, ſeine Finger ſchloſſen ſich krampfhaft. Eine Weile gieng er auf und ab, dann öffnete er die Thür ſeines Schlafgemaches angelweit, um ja das Schellen der Hausglocke ſogleich zu hören — zwölf Uhr! ſie läutete, er ſprang hinaus, ein Officier kam aus dem Kaffeehauſe, er verwunderte ſich ſehr, den neuvermählten Profeſſor in vollem Anzug auf der Schwelle zu treffen, und bot ihm lächelnd: Gute Nacht!

Die Baſe, um ihren Spaſs zu haben, ſuchte die Frau durch allerhand Reden hintanzuhalten, und dieſe zögerte auch, vielleicht aus Schalkhaftigkeit, oder weil ſie das, was ſie erwartete, mit banger Ahnung erfüllte. Endlich drang die junge Frau darauf, fortgeführt zu werden. Sie hoffte ihren Gatten noch bei der Mutter zu finden und wurde ſehr betroffen, als ſie dieſe mit heftigen Vorwürfen empfieng: Jetzt möge ſie die Baſe zu ihrem Mann geleiten. —

Sie kamen an die geſchloſſene Thür, ſchon wollte die junge Frau läuten, die Baſe hielt ſie zurück. „Weil er dich nicht erwartet, ſoll er dich heute gar nicht haben. Du übernachteſt bei mir!“ Die Frau wagt aus Schamgefühl nicht zu widerſprechen, zögert zwar, geht aber dennoch mit.

Eins, zwei! Der Profeſſor ſteht beim offenen Fenſter, weit vorgebeugt ſchaut er die Straße auf und ab, alles ſchweigt; er hört den Schlag jeder Viertelſtunde, zur Unruhe geſellt ſich endlich der Zorn. Um fünf Uhr morgens, als es ſchon zu dämmern beginnt, ſchlägt er klirrend das Fenſter zu, bricht die Bettſtatt ſeiner Frau ab, ruft die Magd und befiehlt ihr, alles in die Dachkammer zu tragen. Dieſe gehorcht verwundert, getraut ſich aber nicht zu fragen. Dann ſperrt er die Zimmer, ſteckt die Schlüſſel ein und ertheilt den gemeſſenſten Auftrag, daſs niemand die Wohnung zu betreten habe. Nachdem er noch einiges angeordnet, nimmt er ſeinen Handkoffer und geht auf den Bahnhof, von wo er unmittelbar nach Italien fährt.

Aber auch die junge Frau hatte kein Auge geſchloſſen. Kaum war es licht, erhob ſie ſich und weckte die Baſe. Dieſe meinte: „Jetzt kannſt du ihn beim Frühſtück überraſchen!“ Nachdem ſie endlich jede Maſche angenadelt, gieng ſie mit Anna, denn ſo viel dürfen wir vom Namen nachträglich verrathen, auf die Straße. Obwohl ihr der Boden unter den Füßen brannte, folgte ſie doch der Baſe, die den Profeſſor noch aufziehen wollte, nicht in das Haus desſelben, ſondern eilte beklommenen Herzens zur Mutter. Als dieſe beide eintreten ſah, erſchrak ſie auf das heftigſte, ſchob die Baſe, ohne auf ihre abgeſchmackten Witzeleien zu hören, heftig beiſeite, warf einen Shawl über den halben Morgenanzug und führte die Tochter alſogleich am Arm zur Wohnung des Gatten. — Sie läutete. Nun erzählte die Magd alles, was geſchehen. — Anna erblaſste, die Mutter rief: „Recht geſchieht dir, da haſt du es, dieſe dumme Gans von einer Baſe, ich könnte ſie zerreißen! Nun ſieh' zu, wie dieſe Sache noch in Ordnung kommt.“ — Sie kannte ihren Schwager, ſie wuſste, wie ihn manchmal die Aufwallung hinreiße und daſs er kaum je zu bewegen war, einen Schritt, den er ſo gethan, zurückzuthun.

Nun folgten ſehr traurige Tage: die beiden Frauen konnten nicht ausgehen, ohne zwiſchen den böſen Jungen Spießruthen zu laufen, man munkelte allerlei Ehrenrühriges; da müſſe es einen Haken ganz eigener Art gehabt haben, und die Schadenfreude, daſs eine ſo gute Partie geſcheitert, labte ſich am gemeinſten Klatſch. Beſonders leiſteten die edlen Frauen hier das Erdenklichſte, wie es denn überhaupt nichts Ungroßmüthigeres, nichts Grauſameres gibt, als das Weib gegen das Weib.

So vergiengen etliche Wochen. Die Mutter erwartete, daſs ſchließlich doch die wahre und aufrichtige Liebe zu ihrer Tochter ſiegen werde, ſie erwartete einen Brief mit den gereizteſten Vorwürfen, wie der Landmann ein Donnerwetter nach langer Trockenheit. Entſchuldigungen konnten ihn, wie es bei ſolchen Temperamenten nicht

selten der Fall ist, noch mehr aufregen; sie bedachte nicht, daſs es Wunden gibt, die stumm schwären und so den ganzen Leib unheilbar vergiften. Die junge Frau, so sehr sie ihr Unrecht einsah, konnte doch ein Gefühl der Bitterkeit nicht unterdrücken, daſs er sie auf so brüske Weise sitzen gelassen, und es steigerte sich noch, als ihr wohlwollende Freundinnen all das Geschwätz zutrugen, das in der Stadt umlief. Die Base durfte sich nicht mehr blicken lassen; ihre Pflicht wäre es eigentlich gewesen, den Sachverhalt aufzuklären und Verzeihung zu erbitten; sie trotzte aber, wie dumme Weiber stets zu thun pflegen, wenn sie unrecht haben.

Wohl gieng der Professor zu Florenz nie aus, ohne auf den Briefträger gewartet zu haben; er war ja der Gekränkte, der tief Beleidigte, und hatte daher das Recht, zu fordern, daſs man sich ihm nähere, ihn versöhne, ja er wollte bereits schreiben, da hielt ihn die Erinnerung an die Erlebnisse seiner ersten unglücklichen Ehe ab; er sagte sich, wenn du den ersten Schritt thust, dann bist du für immer geschlagen! — Seine Phantasie malte ihm allerlei Spuk vor, er erinnerte sich an Äußerungen von Freunden: „Das kleine Änuchen kann froh sein, daſs du sie nimmst, wo dürfte sie je Anspruch auf eine solche Partie machen?“ — Er schüttelte zwar den Kopf und meinte: „Das gleicht sich aus, weil sie mich, den älteren Mann, liebt, und — redet, was ihr wollt — sie ist ein prächtiges Mädel, wie es keiner von euch verdient.“ — Da fiel ihm nun leider ein, es drängte sich in den Vordergrund des Gedankens, und endlich gewann es der böse Dämon über ihn: „Sie hat nicht dich, sondern die glänzende Partie angenommen!“

Es war gerade ein Monat verflossen. Die Frauen saſsen traurig beisammen und überlegten, daſs endlich doch etwas geschehen müsse. Da klopfte es, der Geschäftsfreund des Professors trat ein, mit pochendem Herzen erwarteten sie, was er zu eröffnen habe. Aus seiner Förmlichkeit konnten sie schlieſsen, daſs es etwas Wichtiges sei. Er zog aus der Brusttasche ein Schriftstück: „Sein Client habe ihn angewiesen, der Frau Anna, geborenen Meyer — der Name lautete anders! — monatlich eine Summe auszuzahlen, wie sie eine solche als Witwe zu standesgemäſsem Unterhalt bekäme.“

Die junge Frau lieſs die Hände in den Schoſs sinken und sagte tonlos: „Also ist er todt für mich!“ Die Mutter schrie auf: „Diese namenlose Beleidigung haben wir nicht verdient, jetzt ist es aus für immer!“

Beide lehnten das Anerbieten kurz ab. Der Geschäftsfreund, trocken und kühl wie immer, erwiderte, er habe das wohl vorausgesehen, den Verzicht von seinem Kanzlisten gleich aufsetzen lassen, und erlaube sich, denselben hiermit zur Fertigung zu überreichen. Anna unterschrieb, wenn auch zitternd, doch trockenen Auges, und zwar nicht den Namen ihres Gatten, sondern den angeborenen ihres Vaters. Sie lebte von nun an zurückgezogen wie eine anständige Witwe; er lieſs seine Professur an eine andere Universität übertragen, man trifft von ihm hier und da in juridischen Fachschriften einen gelehrten Aufsatz, so daſs sein Ruf allmählich sich überall verbreitete. Den Namen seiner Frau hörte niemand von ihm, wie er auch keinen Trauring trug. Später einmal versuchten Freunde einen Ausgleich herbeizuführen, er schnitt ihnen bitter lächelnd das Wort ab: „Ich habe das fünfzigste Jahr überschritten und brauche jetzt überhaupt keine Frau mehr.“

Ich besitze die Photographien des unglücklichen Paares, wie sie zwei oder drei Tage vor der Hochzeit angefertigt wurden. Welche Ruhe, welche Befriedigung schimmert in dem dunklen, cholerischen Auge des Professors, welche Süſsigkeit schwebt auf ihren bräutlichen Lippen! Arm in Arm! — Jetzt wandeln sie einsam, und kein Gruſs fliegt mehr von einem zum andern. Das ist das Elend des Lebens.

Ohne Zweifel wird diese Geschichte Widerspruch erfahren. Nicht wegen ihrer Glaubwürdigkeit, sondern wegen des Verhalten des Ehepaares, indem die einen

für den Mann, die anderen für die Frau Partei nehmen: — die Männer und die Frauen!

Ein Freund, der für die Katastrophe leider zu spät kam, meinte unwillig: Wär' ich dabei gewesen, so hätt' ich beide beim Schopf genommen und zusammengestoßen, bis sie sich geküsst hätten."

Den Beifall der Leser werde ich mir wohl kaum erworben haben, denn ich schließe mit einem Missklang. Mir kann das gleichgiltig sein, indem Gefühle dieser Art jenseits der künstlerischen Aufgabe liegen. Die moralische Rechnung zu ziehen verbietet ohnedem die moderne Ästhetik, und so könnte man höchstens noch die Legende des heiligen Alexius, dessen Fest wir am 17. Juli feiern, zum Vergleich herbeiziehen. Auch dieser verließ die Braut vor dem Hochzeitsbette, ohne sie zu berühren; er wanderte durch die Welt, um dann als Bettler unter der Stiege des väterlichen Hauses zu sterben und als Leiche den Geruch eines Heiligen zu verbreiten. Das Mittelalter ist jedoch allen Concordaten und dem Culturkampf zum Trotz so ziemlich vorüber; für den modernen Menschen ist eine solche Askese unverständlich und bleibt als Grund des Handelns ausgeschlossen; so lassen wir den Knoten, welchen Schuld, Dummheit und Bosheit der Menschen und des Schicksals geschlungen, ungelöst; möge jeder die Sache deuten, wie es ihm beliebt.

Das Hamerlingdenkmal in Mürzzuschlag.

Mürzzuschlag voran — Graz hinten dran! Beim Hamerlingdenkmal nämlich. Durch kräftige und werkthätige Anregung eines verdienten Mürzzuschlager Bürgers — Toni Schruns, Besitzers des Hotels „Post" — ist in der Au bei Mürzzuschlag ein Hamerlingdenkmal entstanden. Eine überlebensgroße Büste in Medaillenform, vom heimischen Bildhauer Josef Einspinner meisterhaft ausgeführt, zwischen mächtigen Bergen in Waldesdunkel an einer hohen Felswand angebracht, zu Füßen die rauschenden Wellen der klaren Mürz — wohl das eigenartigste und stimmungsvollste Monument, das die Steiermark besitzt.

Die Enthüllung hat stattgefunden am 15. August dieses Jahres unter Beisein einer großen, herzgehobenen Volksmenge. Gelegentlich dieses schönen Dichterfestes hat der Hamerlingforscher Professor M. M. Rabenlechner eine Festschrift herausgegeben, die an vornehmer Ausstattung und an poetischem Inhalt wertvoll ist. Dieselbe enthält das Bild des Denkmals, ferner eine bildliche Darstellung, wie der Dichter auf seinem Besuche des Ortes Mürzzuschlag im Jahre 1867 sinnend an einem Baumstamm lehnend die herrliche Gegend betrachtet, und andere dem Text sich anschließende Illustrationen. Der Festschrift, die auch Originalbeiträge von Hamerling selbst enthält, sind die folgenden Huldigungsgedichte entnommen.

Manenopfer!

Wo du schauend einst gewandelt, zwischen Fels und Wiesenplan,
Zünden treue Enkelscharen dankend dir das Opfer an.

Nordlichtgleich die Flamme züngelt; als Fanale, goldig-rein
Über Thal und Bergeshöhen schweift der mächt'ge Widerschein;

Schweift bis an des Dachsteins Zinne, weckt im Horst den Steireraar:
Stolz das Aug' — entrauscht der Adler her zum heiligen Altar! . . .

Betend flüstert die Gemeine, die auf ihren Knien ruht:
„Kind und Kindeskinder streuen Weihrauch noch in diese Glut."

Michael Maria Rabenlechner.

* * *

An Robert Hamerling.

Heil dir, mein Robert Hamerling,
Du kostbar edler gold'ner Ring
In deutscher Dichtung Kette:
Gelobt wirst und geliebt du sein,
Solange Donau noch und Rhein
Stolz zieh'n in ihrem Bette.

Solange nicht das Häßliche,
Das Ekliche und Gräßliche
Als Kunst gilt Deutschlands Söhnen:
Solange Schillers, Goethes Geist
Die schöne Wahrheit leuchtend weist
Als Ziel des wahrhaft Schönen.

Felix Dahn.

* * *

An Robert Hamerling.

(Zum 24. März 1880.)

Ein halb' Jahrhundert ist verrollt
Dir Priester der ewigen Schöne,
Heut' möcht' ich dem klingenden Saitengold
Entlocken die reichsten Töne.
Ein hohes Lied zu deinem Preis
Voll Andacht möcht' ich singen,
Ein immergrünes Lorbeerreis
Um deine Locken schlingen.

Es werden and're mit Lorbeerzier
Dir Stirn und Schläfe schmücken;
Nur wilde Blumen blühen mir,
Die will ich für dich pflücken.
Es werden and're mit Hochgesang
Dich Sängerhelden preisen. —
Das Lied, das meiner Brust entsprang,
Du wirst's nicht von dir weisen.

Du dienst der Muse am Hochaltar,
Ich nur in der Seitenkapelle.
Darf reichen dir die Rechte dar
Ein fahrender Geselle?
Es haben an deinem Ehrentag
Auch Stimme die kleinen Geister. —
D'rum lass ich's schallen wie Finkenschlag:
Heil dir, du wack'rer Meister!

Adolf Baumbach.

* * *

An Robert Hamerling.

Lang wollt' ich es, doch stets geschah es nicht
Und ward dem nächsten Tage übertragen,
Dank sagen wollt' ich dir für manch Gedicht
Du Edler, Großer; eine Brücke schlagen
Vom Meer zum Fels, vom Strand zum Alpenthal:
Denn uns erwärmt derselben Sonne Strahl,
Denn uns erfreut derselben Sterne Schein,
In unser'm Becher perlt derselbe Wein,
Der hoch im Norden mich, wie dich im Süd
Mit süßer Sangestrunkenheit durchglüht.

Nicht d'rum zur Seite will ich mich dir stellen;
Dich ehr' ich unter Deutschlands Dichtern allen,
Du ragst ein Felsen aus dem Spiel der Wellen,
In das zurück die meisten klanglos fallen.
Ein Ahasver, wird auch Deine Name schreiten
Und nicht erlöschen auf der Bahn der Zeiten,
Der Nachwelt, die da sichtet Wert und Schein,
Wird er ein König einst in Zion sein.

Doch mir verstatte, dir die Hand zu reichen,
Als der Verehrung, als der Liebe Zeichen.
Mich treibt's. Dem Einsamen, der seinen Fuß
Nicht in den Lärm der Tageswirren setzt,
Der mehr die Kunst, als Gunst der Menge schätzt,
Entbiete, einsam selbst, ich meinen Gruß.
Die karge Gabe, die ich heut' dir sende,
Nimm freundlich d'rum. Wie einst auf Jovis Knie
Der Menschen Schicksal, lege still ich sie,
Gleichwie ein Dankgeschenk, in deine Hände.

Flensburg, 25./5. 1870. Wilhelm Jensen.

* * *

Musenheim.

Sei mir, Stille, gegrüßt, musenbesuchtes Heim,
Wo von Pappeln ein Paar winkt aus der Ferne schon,
Hier am friedlichen Waldthal,
Dem nur selten ein Mensch sich naht.

Sei mir doppelt gegrüßt, Herrlicher, welcher hier
Manch ein leuchtendes Bild wieder dem Grab entreißt, —
Siehst du öfter die Schatten
Dir nicht dankenden Fußes nah'n?

Einſam ſingeſt du wohl, wie die Cicade ſingt,
Auf ſtill lauſchigem Plan, nimmer geſeh'n und doch
Fernklingendes Tones,
Mehr als einem zu höchſter Luſt.

Kühn durchſchweifen die Welt, wie es Odyſſeus that,
Mühſal bringt es ſo viel, nur der Erinn'rung ſchön;
Doch wir ſehnen uns immer
Nach dem Rauche des heim'ſchen Herds.

Ach, und was wir in Noth rangen dem Schickſal ab,
Lohnt ſich's aller der Müh'n, lohnt es der Thränen ſich? —
Längſt ſchon kannte die Menſchen,
Wen zum Prieſter die Muſe rief.

Wer den Himmel erſtrebt, Stille der Einſamkeit
Bleibt ſein irdiſches Los. — Hätt' ich doch erſt mein Boot,
Nachtumdunkelt, geſteuert
In ſo friedliche Schattenbucht!

Oskar Linke.

* * *

Robert Hamerling.

Was von den Wundern hehrer Zeit
Fortblühte, ſchwand, vernichtet,
Zu ew'ger Pracht und Herrlichkeit
Haſt du es neu erdichtet.

Georg Eberz.

* * *

Hamerling an der Mürz.

Tannen und Fichten, hochragende Wände,
Ein rauſchender Waldbach von grünlichter Helle,
Vom Waldberg herab die ſpringende Quelle;
Hinziehend, unten, ein lieblich Gelände.
Darüber die Kuppen der Berge ragen,
Die Felſen und grüne Matten tragen.

Da wandelteſt du vor dreißig Jahren,
Haſt Heil und Erquickung da gefunden;
Du prieſeſt in jenen glücklichen Stunden
Den Erdenflecken, den wunderbaren,
Und hauchteſt dein Lieben, Sehnen und Dichten
Hinein in die heiligen Schatten der Fichten.

So ſei auch dein Bildnis da feſtgehalten! —
Die Dichterweihe kein Sturm verweht,
Der ragende Denkſtein nimmer vergeht,
Nimmer — gleich deiner Dichtung Geſtalten. —
Und Wellen eilen und Volk und Zeit
Vorbei an deiner Unſterblichkeit.

Toni Schruf.

Der Fremde, der über den Semmering zu uns hereinkommt, wird nun gleich an der Schwelle der Steiermark ein Scheffeldenkmal und ein Hamerlingdenkmal finden, und er wird eine gute Meinung gewinnen vom Nationalgefühl der deutſchen Steirer, die ſo innig und ſtolz ihre deutſchen Dichter ehren.

Bücher.

Naturſtudien und Chriſtenthum. Von F. Vetter. Dritte Auflage. (Bielefeld. Velhagen & Klaſing. 1896.)

Dieſes merkwürdige Buch unternimmt nichts Geringeres, als das Chriſtenthum — und zwar das dogmatiſche — mit der modernen Naturwiſſenſchaft in Einklang zu bringen! Mit warmer Freude an jedem Fortſchritt, der die Menſchen glücklicher macht, mit redlicher Begeiſterung für die Wiſſenſchaften, die uns ein tiefes und weites Licht aufgethan haben über Erd' und Himmel, mit kindlichem Glauben an die Gottheit Chriſti und die Unſterblichkeit unſerer Seelen im evangeliſchen Sinne führt er den Leſer dort hin, wo ihm wohl iſt. Wohl iſt ihm, wo der Zwieſpalt aufhört und der Einklang anhebt. Nicht die glücklichſten Stellen ſind jene, wo er Dogmen wiſſenſchaftlich begründet, darum eilt der Verfaſſer ziemlich flüchtig darüber hinweg und begnügt ſich mit dem negativen Beweis. Den Materialiſten ſetzt er hart und erbarmungslos zu. Er behauptet, der Materialismus im Sinne eines Vogt, Häckel und anderen ſei gar nicht wiſſen-

schaftlich, sei nur ein Glauben. Denn beweisen lasse es sich nicht, dass kein Gott sei, dass der Mensch nach seinem leiblichen Tode ganz aufhöre zu sein. Die wissenschaftliche Wahrscheinlichkeit spreche vielmehr für die christliche Annahme und endlich sei ja jedes menschliche Wissen irgendwo zu Ende, wohinter das Reich des Glaubens beginnt. Er sagt, dass die naturgemäße Wissenschaft der Bibel nicht widerspreche und er sagt weiter: Wenn ich zwar nicht in gewöhnlichem Sinne beweisen kann, dass Gott und ein ewiges Leben ist, so könnt ihr Materialisten ebensowenig beweisen, dass er nicht ist. Über einen einzigen bösen Punkt, über den keiner hinauskommt, ist allerdings auch unser glühender Bekenner der Gottheit und ewigen Gerechtigkeit nicht hinausgekommen. Sein Dreieck, mit dem er schließlich Welten und Ewigkeit misst, heißt Glaube, Liebe und Hoffnung.

Nach diesen Bemerkungen glaubt der Leser am Ende, dass wir es mit einem zelotischen Kirchenwerke zu thun haben. Dann beschwöre ich ihn, dass er es lese, damit er zu seiner Freude überzeugt wird, dass dem nicht so ist. Es ist ein weltfroher, lebenslustiger, himmelaufjauchzender Geist, der uns hier begegnet. Seine Vertrautheit mit allen Wissenszweigen ist bewunderungswürdig, noch bewunderungswürdiger aber seine Art, wichtige und schwierige Dinge der Wissenschaft auf eine so herrlich einfache Weise zu sagen, mit so viel Humor und heiterem Glanze auszustatten, dass auch für jeden Laien das Lesen ein wahrer Genuss ist. Dieses Heft enthält an anderer Stelle aus dem Capitel „Evolution und moderne Weltanschauung" einen Auszug unter dem Titel „Die Welt im zwanzigsten Jahrhundert", in welchem mit prächtiger, liebenswürdiger Ironie die Ideale der modernen Menschheit gegeißelt werden. Übrigens bietet das Werk viele und große Partien, in welchen unseren Wissenschaften und Entdeckungen ein ehrliches Loblied gesungen wird, und zwar mit der Wärme eines Deutschen und mit dem Esprit eines Franzosen. Diese Ausflüge in die Naturgeschichte — gehen sie nun ins unendlich Große der Astronomie, oder ins unendlich Kleine der Chemie, in den Geist der Sprache oder in das Getriebe des Socialismus ein — dürften für viele die wertvollsten Partien des Buches sein. Nicht nachstehen jene, wo der Verfasser zum Sittenschilderer und Bußprediger wird. Aber menschlich und poetisch sind die Capitel am wertvollsten, in welchen dem Guten und Schönen und der Gottheit ein hohes Lied gesungen wird. Bei der Flut von religionsphilosophischen Schriften verwirrten und verwirrenden Sinnes, die in unseren Tagen wieder auftauchen, betrachte ich es für mich nachgerade als ein Glück, dass mir dieses Werk „Naturstudium und Christenthum" von F. Vetter in die Hand gekommen ist. Es war mir ein Licht und eine Labe zugleich. Und damit es das auch anderen werde von solchen, die guten Willens nach dem Wahren und Seligmachenden ringen, darum, mein Leser, sei dir das Buch aufs angelegentlichste empfohlen. R.

Steierische Geschichten. Von Hans Grasberger. (Leipzig. Verlag von G. H. Meyer. 1897.)

Hans Grasberger ist fruchtbar geworden, und ein Buch nach dem anderen legt er uns auf den Büchertisch.

Diesmal sind es drei steierische Geschichten, die einen stattlichen Band füllen. Sie tragen im großen Ganzen alle drei das Gepräge von Grasbergers Eigenart an sich: eine empfindsame Einfachheit, die allem unnöthigen Aufputz ängstlich aus dem Wege geht und mit ruhigen, wohlüberlegten Strichen und feinen, gutangebrachten Schnörkeln den erfassten Stoff zierlich darstellt.

Sie tritt umso günstiger hervor, je besser der gewählte Stoff sich zu dieser Behandlung eignet — und da muss ich sagen, dass Grasberger mir doch noch mehr als berufener Schilderer des Altmodischen erscheint, während er den modernen Menschen und Kämpfen weniger siegreich gegenüber steht.

Rococo, Barock, Biedermeierzeit — das sind ergiebige Quellen für seine feingegliederte, decente und dennoch schalkhafte Muse.

Der feuchte, steirische Waldboden hat zu viel derben Erdgeruch für ihr zartes Näschen, ist zu ungeebnet für ihren schlanken Fuß.

Und so kommt es, dass sie oft spielend über Dinge hinwegtrippelt, wo ein fester Bundschuh sich schonungslos einhacken würde.

Sie geht überhaupt tieftragischen Conflicten gern aus dem Wege und wo sie dennoch eine packende Lösung herbeiführen muss, wie in der Erzählung: „Die schöne Castellanin", da thut sie es mit einer geheimen Scheu, mit einer gewissen Zurückhaltung, als wenn es ihr im Innersten widerstrebte.

Die junge, eitle, nach Schönheit dürstende Frau, die furchtlos in die alte Schlossgruft niedersteigt, um sich von der längst verstorbenen Comtesse den Schmuck für eine kleine Abendgesellschaft auszuborgen, und dann, als nach Tagen der Verdacht der Leichenschändung auf sie fällt, sich am Fenster erhängt — das wäre eine ergreifende, großartige Gestalt geworden, wenn sie ihr Schöpfer mit noch kühnerem Pinsel gemalt hätte.

Vor allem hätte die Liebe, die leidenschaftliche Sehnsucht, einem Einzigen zu gefallen, sie zu dieser Unthat mitverleiten müssen. Aber Grasberger gibt der Liebe selten die führende Rolle in seinen Büchern, und wo es der Fall ist, wie in der „Frau mit der weißen Leber", da spielt doch ein gut Stück Bauernklugheit mit und macht ihr den Rang streitig. Übrigens

eine muntere, lehrhafte Geschichte, — die „weiße Leber", die als Symbol der Männersüchtigkeit gilt, verwandelt sich zur rechten Zeit in ein braves, verliebtes Weiberherz und der bäuerliche Aberglaube hat wieder einmal unrecht gehabt.

„Der Strohwisch" hält die Mitte zwischen den beiden anderen Erzählungen. Da gibt's weder Gruseln, noch rechnende Klugheit, — sondern ein ehrlich „normales Zusammenkommen" von zwei netten Liebesleuten. Eine ruhige Bauerngeschichte in fröhlicher Beleuchtung.

Gewidmet ist das Buch dem Freunde des Verfassers: Peter Rosegger, und der Verleger hat auch sein Verdienst an diesem neuen Werke Grasbergers: es ist reizend ausgestattet.

S. v. K.

Geschichten aus Tirol. Von Karl Wolf. Dritte Sammlung. (A. Edlinger. 1897.)

Dorfgeschichten gelten sonst als Hausmannskost. Die Karl Wolf'schen gucken mich an wie Leckerbissen. Ich pflege auf einmal nicht viel davon zu nehmen, denn in den meisten einzelnen Stückchen ist schon alles enthalten, was unserem literarischen Gaumen wohlthut. Eine zumeist originelle Thatsache, die erzählt wird, ein Bauerndialect, so würzig wie Wildkirschen und ein köstlicher Humor, wie er eben so aus der Sache herauswächst. Auch in dieser dritten Sammlung seiner „Geschichten aus Tirol", welche eine Menge kleiner, vorwiegend heiterer Stücke enthält, finden sich alle Vorzüge des Meraner Erzählers und Schilderers wieder, ja mich dünkt, seine Urfrische hat nicht ab-, seine Meisterschaft aber noch zugenommen.

R.

Berthold Sigismunds Kind und Welt. Für Eltern und Lehrer, sowie für Freunde der Psychologie mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Chr. Ufer. Zweite vermehrte Auflage. (Braunschweig. Friedr. Vieweg & Sohn. 1897.)

Ein kleines, aber bedeutsames Büchlein, längst anerkannt als einzig und bahnbrechend in der Literatur über die Kinderwelt. Das Büchlein schildert die Entwickelung des Kindes von der Geburt bis zum Lächelnlernen, Sitzenlernen, Laufenlernen, Sprechenlernen. Die Einleitung und Anmerkungen des Herausgebers erweitern den Gehalt des Werkchens wesentlich. Doch wünschten wir einen zweiten Theil: die geistige Entwickelung des Kindes etwa bis zum fünften Jahre fein beobachtet, mit warmem Humor, reich mit Beispielen aus dem Kindesleben versehen. Wer schreibt es?

M.

Stephan Milow. Eine literarische Skizze von Max Morold. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1897.)

Die mit dem Bildnisse Milows geschmückte Schrift enthält in wärmsten Worten eine eingehende Würdigung des Dichters und seiner Werke. Wir hätten dieser philosophischen Seite der Schrift gerne auch eine eingehendere Biographie Milows beigefügt gesehen.

M.

Allerhand Volk und Land. Guckkastenbilder von Floridus Blümlinger. Mit dem Porträt des Verfassers und vielen anderen Bildern von Bertrand Zallinger. (Urfahr-Linz.)

Hübsche, zumeist humoristisch gefärbte Genrebildchen aus dem Volksleben, denen Josef Wichner, zu dessen Schule sie gehören, ein empfehlendes Vorwort geschrieben hat. Der schlichte muntere Stil Blümlingers, sowie seine leichtfasslichen, stets sittlichen Stoffe dürften dem Büchlein viele Freunde verschaffen, besonders in katholischen Kreisen. Der Verfasser ist ein oberösterreichischer Ordenspriester, aus dem Volke hervorgegangen, das er gründlich versteht, in seinen Alltagsgestalten prächtig schildert und dadurch für dasselbe ein richtiger Schriftsteller geworden ist. Das Büchlein bringt ein Bild des Verfassers und sonst noch manches zum Angucken.

M.

Das „edle Weidwerk" und der Lustmord. Von Magnus Schwantje. (München. August Schupp. 1897.)

Wer ohne Rücksicht auf die heutigen Sitten und Vorurtheile darüber nachdenkt, worin die Freude am Jagen bestehen mag, der muss erkennen, dass es nur die Lust zum Tödten, also die Grausamkeit ist, welche die Jagd zum Vergnügen macht. Der Einwand, dass der Aufenthalt in der schönen freien Natur, die Körperübung, die Gefahren u. s. w. die Ursache der Freude wären, ist windig, all diese Vergnügungen sind auf andere Art besser und reiner zu erreichen, und die Nothwendigkeit zum Jagen hört auf, sobald die Hegung der Thiere aufhört. Das Jagdvergnügen, wie alle Grausamkeit, ist mit dem Geschlechtstrieb in engem Zusammenhang. Den Auerhahn gerade in seiner geschlechtlichen Obliegenheit zu schießen, ist für den Jäger die höchste Lust. In ähnlichen Gedanken bewegt sich das ausgezeichnete Schriftchen Schwentjes, dann schildert es die Abscheulichkeiten der Parforcejagden, z. B. wie das Wildschwein vorher eingefangen wird, um ihm den Stoßzahn auszubrechen, und wie man das Thier dann wieder frei lässt, um es von Hunden bis zur Ohnmacht hetzen zu lassen; nachher wird es von einem Jäger noch am Hinterlauf gehalten, damit sich die Hunde dran sattbeißen können. Aber Hubertus war ein Heiliger und doch auch ein Jäger. Ja wohl, Hubertus war ein grausamer Jäger, bis er durch die Erscheinung eines Crucifixes zwischen den Hirschgeweihen sich bekehrte und den abscheulichen Sport aufgab. Sehen die Herren Jäger nicht den Widersinn, dass sie sich einen Gegner der Jagd, einen Bekehrten, zum Schutzpatron ihrer schmählichen Lust gemacht haben? —

Dieſes Büchlein „Das ‚edle Weidwerk' und der Luſtmord" ſollte ſehr verbreitet werden, damit es endlich dem Volke klar werde, welch einen ſchändlichen, wenn auch wohl zumeiſt unbewuſsten Urgrund das Jagdvergnügen hat! Und daſs es Zeit wäre, die Ausübung dieſer rohen und wilden Leidenſchaft gebürend zu beſtrafen. R.

Allerlei Hobelſpäne aus meiner Werkſtatt. Geſammelte Aufſätze allgemein pädagogiſchen, ſowie didaktiſchen Inhalts, geſchrieben für Lehrer und Erzieher. Von Franz Mohaupt. Mit einer Vorrede von Dr. Otto Willmann. (Böhm.-Leipa. 1897.)

Man wird wohl wenige Bücher finden, die für Lehrer und Erzieher ſo überaus empfehlenswert ſind, als dieſes. In einer warmen, oft heiteren Weiſe ſagt hier ein tüchtiger und wackerer Schulmann ſo viel Wahres und Wichtiges, daſs ich beſonders jungen Lehrern die Anſchaffung des Buches nicht genug ans Herz legen kann. M.

Das Liebesleben Napoleons I. Nach Äußerungen der Zeitgenoſſen von Joſef Turquan. Übertragen und bearbeitet von Oskar Marſchall von Bieberſtein. (Leipzig. Heinrich Schmidt & Karl Günther 1897.)

Dem deutſchen Publicum liegt hier ein Werk vor, welches als eine wertvolle Ergänzung von Friedrich Maſſons vielgeleſenem „Napoleon und die Frauen" aufzufaſſen iſt. Was Herr Maſſon verſchwiegen hat, oder in ein wohlthuendes Halbdunkel rückt, um ſeinen Helden nicht zu verunglimpfen, das erzählt Joſef Turquan ohne Rückhalt: was an Poeſie verloren geht, gewinnt die hiſtoriſche Wahrheit!

Gewaltthätig im Frieden wie im Kriege, als Herrſcher wie als Schlachtenheld, war Napoleon auch den Frauen gegenüber, war er auch als Liebhaber ein gewaltthätiger Menſch. Bezeichnet wird dies durch die Worte, welche er an eine Pariſer Schauſpielerin richtete, und die er zu einem Beſuch in ſein Garçonlogis nach den Tuilerien hatte auffordern laſſen — es ſind die brutalen Worte: „Déshabillez-vous!"

Das Werk lieſt ſich wie der ſpannendſte Roman. V.

Die Rixdorfs. Von Hermann Heiberg. (Leipzig. Guſtav Fock.)

Unter obigem Titel ein Roman, der zunächſt in ergreifender Weiſe ſchildert, wie Habſucht, Gier und Herrſchſucht, von Jugend auf ſich ſelbſt überlaſſen, die Seele eines bedauernswerten Menſchen zerreißen. V.

Unter dem Titel **„Unſerer Vöglein Noth"** (Berliner Thierſchutzverein) hat die bekannte Münchener Schriftſtellerin Anna Mayer-Bergwald eine Frage, die in den weiteſten Kreiſen Beſorgnis erregt, die Vertilgung unſerer Vögel, in einem Cyclus von Gedichten behandelt.

Niemand wird ohne Ergriffenheit die warmen Klänge vernehmen, und wer ſie zu ſeinem Herzen ſprechen läſst, wird gewiſs beſtrebt ſein, mitzuhelfen, daſs unſeren, mit völliger Vernichtung bedrohten Vögeln Rettung gebracht werde — in letzter Stunde. V.

In dem dritten Heft der bei Karl Fromme in Wien unter der Leitung von Dr. J. W. Nagl und Profeſſor J. Zeidler erſcheinenden **„Deutſch-öſterreichiſchen Literaturgeſchichte"** wird der intereſſante Beweis geliefert, daſs die alte Nibelungenſtrophe in den heutigen ſogenannten Doppeltänzen der oberöſterreichiſchen Bauern erhalten iſt. An Ländlermelodien wird gezeigt, daſs es heute noch möglich iſt, die alte Strophenform nach der volksthümlichen Weiſe zu ſingen. V.

Der Markt Hopfgarten im Brixenthal und ſeine Umgebung, mit beſonderer Berückſichtigung der Hohen Salve von Joſef Steiner. (Fremdenverkehrs-Comité Hopfgarten. 1897.)

Das Werkchen iſt in ſeiner überſichtlichen Eintheilung und knappen Beſchreibung des dem Fremden Wichtigen muſterhaft, mit guten Bildern, einer Karte und einem vortrefflich gezeichneten Panorama verſehen. M.

Büchereinlauf.

Oſtſeemärchen von Hans Hoffmann. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1897.)

Phantaſtiſche Geſchichten. Drei Novellen von Fritz Zilcken. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1897.)

Furcht vor dem Heim und andere Novellen. Berliner Geſchichten von Max Kretzer. (Leipzig. A. Schumann.)

Chiemſee-Novellen von Emma Merk. (Leipzig. A. Schumann.)

Aus dem Verlage E. Pierſon in Dresden:

Singvogel — ſing! Gedichte von Paul Albers.

In den Tag hinein. Novellen von Balduin Groller.

Ritter, Tod und Teufel. Komödie in einem Act von Rudolf Lothar.

Ein Königsidyll. Luſtſpiel in drei Aufzügen von Rudolf Lothar.

Moderne Menſchen. Skizzen von T. Sybrand.

Hynaſt. Ein Sang aus Rübezahls Bergen von Karl Schwell.

Primula veris. Gedichte von Gotthold A. Reeff.

Sophroſyne. Neue Gedichte von Paul Lanzky.

Hammond, Frank, Artillerist 1. Kl. 1. 4. 1. 4. 1. 4

Ebbga.
Nach einer Zeichnung von Ernst Stückelberg.

Ebbga, die Tochter des Königs Brinnarius, die im Jahre 537 n. Chr. Geburt, als Gemahlin des Königs Theudebert I. von Austrasien (533—548) und Regentin für ihren unmündigen Sohn Theudebald (548—555) eine bedeutende Rolle spielte, ist eine der interessantesten Frauengestalten der Merowingerzeit. Sie war eine Enkelin des Königs Chlodwig I. und seiner Gemahlin Chrodechild, der Tochter des burgundischen Königs Chilperich. Ihr Vater Brinnarius Baudulfus, der sich, wenn man Gregor von Tours Glauben schenken darf, nicht durch Tugend auszeichnete, war ein Sohn des Königs Chlothar I. und der Ingunde, einer Tochter des Königs Garibald von Bayern. Ihre Mutter Wisigarde, die Tochter des Herzogs Wacho von Langobardien, war eine Schwester der Gemahlin des Königs Theudebert I. Ebbga hatte also zwei Brüder zu Vätern und zwei Schwestern zu Müttern. Ihr Vater Brinnarius Baudulfus, der sich, wenn man Gregor von Tours Glauben schenken darf, nicht durch Tugend auszeichnete, war ein Sohn des Königs Chlothar I. und der Ingunde, einer Tochter des Königs Garibald von Bayern. Ihre Mutter Wisigarde, die Tochter des Herzogs Wacho von Langobardien, war eine Schwester der Gemahlin des Königs Theudebert I. Ebbga hatte also zwei Brüder zu Vätern und zwei Schwestern zu Müttern.

Hand, da lacht er und ſchalkt und ſchaut ihr ſo treuherzig ins Geſichtlein, daſs ich alle Wand- und Thürfugen preiſe, trotzdem manchmal der Wind durchzieht. Ich für meinen Geſchmack wüſste keinen feineren Guckkaſten.

Kniete ſie geſtern vor dem Bette, ſtreichelte ſeinen verbundenen Arm und ſagte voller Zärtlichkeit: „Armes Handerl, du! Geh', ſei geſcheit, und thu nit weh! Ich will dir nachher zu Lohn was Schönes ſchenken."

„Wenn das Kügerl nicht heraus will!" meinte der Burſch.

„So ſoll's drinnen bleiben. Hat der Menſch ſo viele Knochen im Leib, wird er wohl auch biſſel ein Blei vertragen mögen."

„Was halt nit hineingehört, das thut kein gut", ſagte er traurig.

„Muſst nit verzagt ſein, Rocherl", tröſtete ſie. „Immer eins hat was in ſich, was nit dazugehört. Darf auch nit verzagen . . ."

Und das hat ſie plötzlich mit einer ſo großen Traurigkeit geſagt, daſs mir ganz kalt worden iſt über den Rücken. —

Am Tage vor Lichtmeſs war aus Hoiſendorf herauf ein alter Mann gekommen, der hatte an der Hausthür einen Spruch aufgeſagt, den ich zur Hälfte nicht verſtanden, zur anderen Hälfte wieder vergeſſen habe. Ich glaube, von der Mutter Gottes hat er gehandelt und die Pointe war — Geld. Der Alte gieng zu den Häuſern umher, um Geld zu ſammeln für die Altarkerzen im Hoiſendorfer Kirchlein, damit dort bei allen Gottesdienſten des Jahres die Lichter brennen können. Zuerſt gieng er zum Hausvater und hielt ihm ein blauangeſtrichenes Trühlein vor: „Unſere liebe Frau ſchickt mich in Euere ehrengeachtete Hütten und laſst um ein frommes Lichtmeſsopfer bitten!"

Der Hausvater holte von der Wandleiſte ein altes Lederbeutlein herab, neſtelte eine Münze heraus, küſste ſie ehrerbietig und legte ſie in das Trühlein. Der Alte kläubelte es wieder heraus, beguckte es von beiden Seite und ſagte: „Adam, du haſt ſonſt allemal ein Zwanzigerl gegeben."

„Iſt eh eins, iſt eh eins." So der Bauer.

„Sein thut's eins, aber was für eins! Sonſt waren's zwanzig Kreuzer, heut' ſind's zwanzig Heller. Du hörſt, Bauer, Nickel nimmt keine Weih' an."

„Und Silber haben wir keins mehr", antwortete mein Hausvater bedächtig. „Bei den ſchlechten Zeiten wird wohl auch die Himmelmutter in der Meſs mit ein paar Kerzen weniger zufrieden ſein müſſen."

„Paar Kerzen weniger? Das thät's nit. Gelt, Bäuerin, ehrengeachtete, in deiner Hütten! Auch dich laſst unſere liebe Frau um ein frommes Lichtmeſsopfer bitten." Damit wandte er ſich an die Hausmutter.

Dieſe gab einen Nickelzehner, unter beſonderer Bedingung, daſs in der Kirche beim Schutzengelbild eine Kerze geſtiftet werde.

„Eine Kerze geſtiftet? Für das da? Du biſt ſpaſſig, Bäuerin."

Nach dieser geringschätzigen Rede trat der Mann in die Kammer an den Rocherl, der auf seinem Bette saß, und sagte denselben Spruch.

Der Bursch wurde ganz roth im Gesicht, so blass er sonst war, schaute hilflos um sich und blieb stumm. Denn, wie mir schien, er besaß nichts.

Da mischte sich die Barbel ein: „Wartet ein wenig. Ich hab' sein Geld in Verwahrung." Aus ihrem blumigen Gewandkasten holte sie ein Münzlein hervor. Der Alte sah's, schnalzte mit der Zunge: „Hau! da ist ja noch eins! Adamshauser, zu deinem schönen Töchterl sind sie gelaufen, die Silbernen. Ich glaub's. Ich thät's auch. — Vergelt dir's Gott, Jungfraulein, viel Glück und Segen! Einen sauberen Mann! Und viel Kinder daneben!"

Das Mädel wandte sich rasch seitab.

„Schau, da ist ja noch einer, den die Mutter Gottes grüßen lasst!" Damit wendete sich der Sammler an den Schulknaben, den Franzerl, der in seinen weißen Hemdärmlingen so lange unvorsichtig herumgestanden war und sich an dem possierlichen Bettler ergötzt hatte, bis das Schicksal nun auch ihn antrat. Er machte aber nicht viel Umstände, griff in den Sack und gab zwei Heller. Das that er mit solcher Sicherheit, als ob der ganze Hosensack voller Schätze wäre. Es war aber das einzige Geldstück gewesen, das er wahrscheinlich je besessen, er hatte es tagsvorher vom Schullehrer erhalten, als Botenlohn für ein ausgerichtetes Brieflein.

Endlich, als alle übrigen abgeschabt waren, stand der alte Kracher auch vor mir fest und sagte: „Gibt der nichts?"

Ich reichte ihm einen Zwanziger: „Auf ein kleines Trinkgeld, Alter!"

Nun, Freund, da kam ich aber an!

Er hielt die Münze in der flachen Hand: „Auf ein Trinkgeld? Wieso? Glaubst du, ich geh' Trinkgelder betteln wie ein Hausknecht im Einkehrhaus? Du Racker, du! Was bist denn für einer, dass du kein Licht brauchst beim Herrgott! Du Dusterer-Mannl, du! — Heb's weg, das Zwanzigerl!"

„Na, na, so schlimm ist es ja nicht gemeint gewesen", wollte ich begütigen.

„Heb's weg, sag' ich!"

„Soll auch von mir als christliche Gabe der Kirche vermeint sein!"

„Wir brauchen's nit!" schrie er und schleuderte das Geldstück zu Boden, dass es ein paarmal ganz entrüstet aufhüpfte.

Und hat mich jetzt der Hausvater in Schutz genommen: „Musst nit, Schragerer, 's ist der neue Knecht. Ein Zugereister. Weiß nichts vom heiligen Brauch. Beten thut er eh fleißig."

Hat der Mann den Zwanziger doch aufgehoben, ins blaue Trühlein gethan, hat wieder einen gereimten Spruch halb gesagt, halb gesungen, und ist endlich fortgegangen.

Als letzte Post ist es mir übrigens gar rührend vorgekommen, dass die armen Leute Geld zusammenschießen für das Licht am Altare. Und am Lichtmesstag, als ich mit dem Hausvater nach Hoisendorf hinabgegangen, ist die ganze, bescheidene und doch so würdige Feierlichkeit zu sehen gewesen, wie bei vielen brennenden Lichtern vom Curaten die neuen Kerzen geweiht wurden, wobei auch der junge Lehrer, ein Licht in der Hand, laut lateinische Sprüche sagend, behilflich sein musste.

Was nun aber mein Hausvater über mein „fleißiges Beten" sagt, das unterschreibe ich nicht bedingungslos. Ein Mensch, der zur Abendstunde, wo er gewohnt ist, im Bierhause bei Pilsner und Rostbraten zu sitzen, im Kreise ausgelassener Gesellen, der, sage ich, nun zur selben Abendstunde täglich auf dem Schemel knien, die Ellbogen an die Tischkante stützen und gemeinsam mit den Hausgenossen das Rosenkranzgebet murmeln muss! Du kannst Dir's vorstellen. Es dauert mit allem Drum und Dran eine halbe Stunde lang. Mein sackvoll Stadtsünden, die ich mitgebracht — sie sind alle verbüßt. Nicht durch das Beten, denn das meinige dürfte nicht viel gelten, auch nicht durch das Hocken auf dem Brett, wobei Knie und Ellbogen die vier Ständer sind, auf denen der ganze Kerl basiert, als vielmehr durch das Ankämpfen gegen den abscheulichen Lachreiz. Wie Bauersleute beten, hast Du das schon einmal gehört? Ernstlich betrachtet ist ja gewiss nichts Komisches dran, aber so ein Stadtbengel ist das Ungezogenste, Frivolste und Intoleranteste der ganzen Schöpfung. Erst nach und nach, o Freund, habe ich das blutende Herz gesehen, womit sie unter gefalteten Händen und geschlossenen Augen beteten, diese bekümmerten Menschen! Immereinmal geschieht's wohl auch, dass sie den geistlichen Rath „Bete und arbeite" gleichzeitig zur Anwendung bringen; thut während des Rosenkranzes der Hausvater Späne klieben, die Hausmutter kochen, die Barbel spinnen, der Rocherl und der Franzel auf dem Tische Bohnen klauben und säubern, die wir am nächsten Tage zu essen bekommen. Und ich? Ich hocke halb sitzend und halb kniend auf der Bank, murmele mit und trachte es zu vertuschen, dass mir weder das Vaterunser noch das Avemaria wörtlich bekannt ist. Diese Unwissenheit könnte mir den Dienst kosten.

Meine Aufführung hat mir ohnehin schon einige Rügen eingetragen. Die Ungeschicklichkeit in der Arbeit, die ich Dir nächstens beschreiben will, wird mir bis jetzt nicht schwer aufgemessen, aber dass der „zugereiste" Knecht weder vor noch nach dem Essen ein Kreuz macht über Stirn, Mund und Brust, dass er beim Nockenessen die Gabel mit der linken Hand zum Mund führt, dass er die Suppe nicht aus der gemeinsamen

Schüſſel eſſen will, ſondern ſich auf einen Teller herausſchöpft, daſs er ſich täglich mit Seife wäſcht und ſogar mit einer kleinen Bürſte die Zähne ſcheuert, daſs er ſonntags wie werktags das gleiche Gewand am Leibe hat, daſs er ſeine Bartwildniſſe ſtehen läſst, anſtatt ſich allſamstägig ſäuberlich zu raſieren, und andere Unarten — das hat mir der Hausvater ſchon ein paarmal in aller Güte vorgehalten, die Hausmutter mit ſchärferen Worten verwieſen.

„Hanſel", ſagte ſie vor zwei Tagen, „mit deiner Hoffart wirſt du uns noch die Kinder verderben! Wo die jungen Leut' jetzund eh allerhand Dummheiten im Kopf haben, fehlt ſo ein ſchlechtes Beiſpiel juſt noch. Du, ich ſag' dir's, Hanſel, ſobald mir der Schulbub ſo ein grausliches Zahnbürſtel heimbringt, nachher kannſt dir um einen anderen Platz ſchauen. Ich leid's nit."

Ja, mein Guter, bei den Bauern braucht man nicht erſt die „Fliegenden Blätter" zu leſen, da gibt's auch ſo blutigen Humor genug.

Statt einer Zahnbürſte ſcheuert ſich der Hausvater hierorts den Mund mit einem Hanflappen, denn er dann allemal wegwirft. Statt des Kammes ſtrählt er ſich das Haar mit den fünf Fingern. Als Trinkgefäß am Brunnen benützt er die aufgebogene Hutkrempe. Nichts Nothwendiges entbehren dieſe Leute und wiſſen ſich in allem zu helfen. Unſereiner ſieht überall den Mangel. — Zweimal iſt der Menſch bedürfnislos, im Naturzuſtande und im höchſten Grade der Bildung. Was dazwiſchen liegt — daſs Gott erbarm'! Jeder Wunſch gebärt im Augenblicke der Erfüllung ſieben neue, und vor lauter Wünſchen kommen die Leute zu keinem Genießen. — In voriger Woche war ſo ein Agent für alles da, der Hausmutter wollte er ein rothgepolſtertes Sofa anſchwatzen, ſie gab zur Antwort, auf der Bäuerei brauche man kein Lotterbett, er ſolle ſich ſelber drauf legen! — Hierauf beklagte ſich der Handelsmann über den Mangel an Bildung bei dieſen Leuten, kam mit mir in ein Geſpräch und behauptete, Bedürfnisloſigkeit ſei ein Zeichen der Lebensroheit, je höher die Cultur, deſto mehr Bedürfniſſe. Ich wäre am liebſten ſo ungebildet geweſen, ihn zur Thür hinauszujagen. Iſt nicht das die höchſte Cultur, in der der Menſch *genießt*, anſtatt vermiſst, in der er möglichſt einfach im richtigen Verhältnis zu der ihn umgebenden Natur ſeine Fähigkeiten bethätigt, ſeine Sinne ſättigt? Die Schaffung künſtlicher Bedürfniſſe iſt die Schaffung von Unzufriedenheit; ein Ablenken vom urſprünglichen harmloſen Natur- und Lebensgenießen, der daraus hervorgebende Zuſtand iſt ein ödes Überſättigtſein und Ungeſättigtſein zugleich. Wenn das Cultur iſt, dann ſchützet mir die Wilden. Dieſe Cultur erzeugt alle denkbaren Dinge und dem Menſchen tauſend Organe, um ſie zu faſſen, aber nicht tauſend Herzen, um ſie zu genießen. *Ein* Herz ſoll mit all dem möglichen und unmöglichen Tande fertig werden — und

dann wundert man sich über die Verflachung, Unbeständigkeit, Treulosigkeit, Blasiertheit und den Lebensüberdruss des modernen Menschen. Bedürfnislosigkeit ist Reichthum und Unabhängigkeit. Der vollkommene Mensch besitzt nichts und genießt alles. Wer auf jedem Holzbalken und Steinboden so gut ruht, wie auf einem rothgepolsterten Sofa, dem ist die ganze Welt voll Sofas. Wem ein Trunk Wasser an der Quelle so gut schmeckt wie feine Johannisberger Auslese, dem sprudelt aus jedem Berg- und Waldbrunnen edelster Rheinwein. Wer sich an seiner schlichten Berufsarbeit und ihrer Hervorbringung erfreuen kann, der hat Tag für Tag mehr Freude und Genuss, als — alle Wetter! Doctor! Professor! Philosoph, ich werde moralisch! Aber man kann sich nicht helfen, solche Gedanken kommen einem. Allerdings nur vorübergehend, denn zeitweilig, ich sage es Dir im tiefsten Vertrauen, Freund, zeitweilig leide ich den schrecklichsten Hunger nach Welt, nach Dingen, die man hier nicht haben kann. Das heißt, ich leide an den Segnungen der Cultur, ich habe Bedürfnisse, womit ich bin

Dein unseliger Hansel.

* * *

Am siebenten Sonntag.

Lieber Freund und Philosoph!

Ich weiß nicht genau, kann ich Dir dienen mit dieser Ware, oder solltest Du mir jetzt beistehen mit etwas Philosophie! Es ist doch kein Spass, diese Bauernknechtschaft!

Was treibst Du um drei Uhr morgens? Vielleicht kehrst Du jetzt um solche Stunde von einem Balle heim, oder stoßest in einem Kaffeehause die Billardkugeln hin und wieder. Oder liegst Du doch schon in den Federn und bereitest Dich durch das Werk eines modernen Philosophen und durch eine wohlabgelegene Cigarre auf ein sanftes Einschlafen vor? Bei mir im Adamshause macht sich diese späte Abendstunde dadurch bemerkbar, dass mein Dienstgeber mit einem Holzscheit an die Kammerwand pocht: Zum Aufstehen wär's! Anfangs habe ich dieses Scheit furchtbar tragisch genommen und bin aus dem Stroh gesprungen, als wäre eine Feuersbrunst vorhanden. Jetzt lass ich den guten Adam schon zweimal pochen, gestern sogar ein drittesmal, bis er auch noch ausruft: „Hansel! Ich denk', jetzt wär's nimmer zu früh!" Meine Taschenuhr zeigte thatsächlich schon ein Viertel auf vier! — Von der Kälte spricht man im Bauernhofe nicht viel, hat auch keinen Barometer. Nach der warmen Milchsuppe spitzt sich ein lebhaftes Verlangen, vorher heißt's aber auf der Tenne drei Stunden lang Hafer dreschen. Der Kerzenleuchter hängt am Wandnagel, der Boden ist vollbelegt mit Hafergarben; unser vier: der Hausvater, die Hausmutter, die Barbel und ich, haben jedes einen Dreschflegel in der mit wollenen Fäustlingen bekleideten Hand und hauen rhythmisch wie eine Klopstock'sche Ode auf das Gestrohe los.

Die Erlernung der Kunst, Stroh zu dreschen, hat dem alten Journalisten verhältnismäßig wenig Anstrengung gekostet, ich bin bereits Meister drin. Weil bei dieser tiefsinnigen Arbeit alles sehr schweigsam ist, so habe ich in meinem Innern sogar schon ein Gedicht gemacht im Dreschflegeltakte. Ich habe darin meinem Ärger Ausdruck verliehen, weil die Barbel immer noch gar so stolz thut. Freilich bin ich ein armer Knecht, ein zugereister, aber ich würde ihr, des könnte sie versichert sein, nicht sofort eine Liebeserklärung machen, wenn sie den Namen Hansel einmal über die Lippen brächte. Übrigens spricht sie auch mit den anderen sehr wenig, was nicht immer so gewesen sein muss, weil es die Mutter wunder nimmt. Am Ende, trotz alledem, wer kann's denn wissen? Am Ende ist das Mädel verliebt! Etwa gar in einen niedrigen Knecht, in einen zugelaufenen — die einzige Tochter des Hauses! Im Gebirge ist die Romantik noch nicht ausgestorben. Wenn aus der Thorheit ein Roman entstünde! Doctor! Doctor!

Um sechs Uhr pfeift der Rocherl zum Frühstück. Weil er nicht dreschen kann, so hat er das Suppenkochen besorgt. Herrgott, wenn es Kaffee wäre! Schon den Namen möchte ich hinabschlucken. Aber es ist hoffnungslos. Vor vielen Jahren soll eine Nähterin einmal Kaffee gekocht haben in diesem Hause. Eine Art Zeitrechnung datiert davon. „Dazumal, wie wir den Kaffee gegessen haben!" „Im selbigen Jahr, wie der Kaffee ist gewesen!" — Vorlauter Weise habe ich einmal bei Tische erzählt, dass es in großen Städten Kaffeehäuser gibt, wo jahraus jahrein nichts gekocht wird als Kaffee. Darauf antwortete mir der Hausvater, aber dabei gutmüthig lächelnd, dass es nicht weh thun möchte, ich hätte doch ein Fleischhauer werden sollen, weil mir das Aufschneiden so gut von statten gienge. — So weit, mein Freund, sind wir hier entfernt vom Kaffee! Du denkst, dass frische Milch ihn vollauf ersetzen wird? Die Buttermilch steht seit Wochen in großen Kellerkübeln aufbewahrt; denn im Winter bei dürrem Futter hat nicht jede Kuh Lust, das weiße Brünnlein zu geben. Nun mit Mehl eingekocht, wohl gesalzen und mit Brotschnitten bebrockt, ist die Milch noch gewürzt damit, dass „der Fuchs den Schweif in die Suppen hat gelegt", das will heißen: sie ist angebrannt und rauchelt. Der Rocherl ist immer froh, wenn wir beim Suppenessen vom Raucheln sprechen, dann hat eben diese flüssige Nahrung keinen anderen Fehler. — Pfui, ich bespöttele da die Kost, und beim Löffelabwischen — wir wischen sie am Tischtuch ab! — sage ich doch allemal „Vergelt's Gott!" — Nach dem Frühstück gehe ich zu den Ochsen, Barbel zu den Kühen, Rocherl zu den Schafen, um sie zu füttern und an die Tränke zu treiben zum Brunnen, der zwischen Haus und Stallung steht und den der Hausvater mittlerweile mit einer Hacke von der nächtigen Vereisung befreit hat. Denn wir haben kalte Tage.

Die Hausmutter trachtet den kleinen Franzel flügge zu machen für den Schulweg. Dann kommt wieder das Dreschen, um eilf Uhr das Mittagessen — sauere Milchsuppe, gespecktes Kohlkraut, Roggenklöße und Rauchfleisch. Das geht an. Die Lebensmittel sind an Gehalt ungleich besser, wie in der Stadt, wo sie durch die Zwischenhändler die gewagtesten Änderungen erfahren; wenn auch ein wenig Kochkunst dazukäme, so würde der Bauer einen weitaus vornehmeren, nahrhafteren Tisch führen, als der Baron in seinem Stadtpalais. Nachmittags wieder Haferstroh dreschen, wir wollen mit dem Vorrath noch in diesem Monat fertig werden. Die Körner werden dann durch Siebe und Windmühle von Spreu gereinigt, hernach entweder in der Mühle zu Mehl gemacht, oder an den Händler verkauft, oder dem Mastvieh gefüttert oder als Feldsamen aufbewahrt für das Frühjahr. Ums Dunkeln stiehlt sich die Barbel von der Tenne fort und in den Stall, um die Kühe zu melken, soweit sie jetzt nicht spröde sind. Wenn ich am Thore lausche, höre ich das Brünnlein ruckweise in den Zuber sprühen. Dann versammeln wir uns drinnen um das Herdfeuer, jedes mit kleinen Arbeiten beschäftigt. Magst dir wohl denken, wie froh ich bin, wenn ich was angreifen, wo aushelfen kann. In den Stuhl einen Fuß machen, in die Leiter eine Sprossel treiben, Hausmesser wetzen, Werkzeug schleifen, beim Jochriemzeug was ausbessern, rostige Thürklinken einfetten — und was eben so Basteleien sind, da trachte ich mich nützlich zu machen. Wenn alles andere arbeitet und ich weiß nichts zu thun, als ihnen im Weg umstehen — das ist zum Todschämen! Ich habe mich nirgends noch geschämt auf der Welt, nicht wenn der Feldwebel mich mit den üppigsten Kasernblüten besang, nicht wenn der Chefredacteur plötzlich sagte: „Erlauben Sie, Herr Trauttentorffer, da in Ihrer Arbeit finde ich eine Laus!“ und mir einen unzweideutigen Schreibfehler vorhielt. Ich war ganz entzückend verstockt. Hier aber — hier schäme ich mich. — Stund sieben ist's zum Nachtmahlen — Milchsuppe mit Kartoffeln und Mehlbrei, oder an geraden Wochentagen Sterz. — Da hättest Du unser Wintertagwerk. An Sonntagen fallen außer den Stallfütterungen für die Mannsbilder alle Arbeiten weg. Ich gehe im Freien umher oder schreibe meinem Alfred. Um acht Uhr suchen wir unsere Lagerstätten, das ist zur Zeit, da bei Euch Stadtmenschen der Tag eigentlich erst recht anhebt. So rufe ich Dir auch jetzt vor meinem Einschlafen „Guten Morgen!“ zu.

Dein Hansel.

* * *

Am achten Sonntag.

Mein Lieber und Getreuer! Mein Beichtiger und Tröster!

Diese vergangene Woche hatte einen ganz besonderen Freitag. Es war Holzarbeit im Walde, denn der Winter hat die Brennholzstöße gelichtet ums Haus herum. Der Hausvater hatte in der Mühle zu thun, so sollten

die Barbel und ich hinaus in den Wald. Ob nicht der Rocherl mitgehen könnte? Ganz beklommen fragte ich es. Aber der Elefant ist in diesen Bergen ein unbekanntes Thier.

„Zu was Ihr nur den Rocherl brauchen thätet, möcht' ich wissen!" rief die Hausmutter scharf, „Ihr werdet doch mit den paar Bäumlein Holz allein fertig werden!" So giengen wir, ich mit der breiten Baumsäge, das Mädel mit Axt und Keil. Der Schnee war hoch, wir sanken bis an die Knie ein; die Barbel gieng schweigend hinter mir und wand sich mit großer Geschicklichkeit durch den Schnee zwischen Struppwerk, über Gestocke. Ein so zartes Wesen mitten in dieser Rauheit! „Wir hätten auch zu einer besseren Zeit können holzschneiden gehen", sagte ich. „Es ist heute auch gut", sagte sie, dann schwiegen wir uns wieder vorwärts. Wir kommen zu den kahlen Baumstämmen, die im vorigen Jahre entästet und entwipfelt worden waren, damit sie sich gut ausdörren konnten. Wir setzen die Säge an den Stamm, ich hüben, sie drüben das Heft fassend, und jetzt stelle Dir vor, Doctor, es geht nicht. Sie unterweist mich, wie die Säge zu halten, anzusetzen, zu führen sei, aber es ist ganz verdammt. Die gezähnte Stahlplatte sperrt sich; ziehe ich an, so geht's nicht vorwärts, schiebe ich zurück, so baucht sich das platte Ungethüm und gurgelt höhnische Laute, wie ich sie nie gehört. Die Bärbel erklärt mir nochmals in aller Güte und Geduld, wie die Sache zu machen sei. „Kunst ist's wohl keine", sagte sie, „mit dem kleinen Franzel habe ich schon die größten Bäume gefällt. Du bist halt ein bissel ungeschickt, Hansel, aber es wird schon besser werden." — O Professor, was ich mich da geschämt habe! — „Ei was!" rief ich in künstlicher Entrüstung über ein äußeres Missgeschick, „wir brauchen die dumme Säge überhaupt nicht. Ich fälle den Baum mit der Axt!" Und begann wie ein alter Germane zur Zeit der Hermannsschlacht im Teutoburgerwalde mit hochschwingendem Beile zu hauen an dem Stamme, dass die Barbel weit weggehen musste, um von den fliegenden Spänen nicht angesprüht zu werden. Sie sollte nur einmal sehen, welch ein Urmensch in mir steckt, der das neumodische Zeug, wie Säge, Keile und dergleichen gar nicht bedarf. Eiserne Zähne sollen sich die Greise anschaffen, unsereiner hat noch Mark und Schneid in den Armen. — Jetzt hub mir aber dieses Ding von einem Mädel zu kichern an. Es war nicht ohne, dieses Kichern, ich hätte es gleich in Musiknoten fixieren mögen, weil's ja gar so selten vorkam. „Wenn wir mit dem Ofenheizen warten müssen, bis du diesen Baum mit der Hack' niederbringst, dann mag's schon sein, dass an der Suppenpfann' das Wasser friert und an der Nase die Eiszapfen wachsen." Diese Rede kam mir überaus bösartig vor und rasch gab ich drauf: „Meinetwegen! Ich bin die Kälte schon gewohnt. Es gibt Leute, die mitten in den Tropen stehen mögen, und es fällt Reif,

so oft sie einen Athemhauch thun." — Da schaut sie mich an, hat sicherlich nicht gewusst, was aus meiner Bemerkung zu drechseln wäre. Und ich mache die Erfahrung, dass so ein alter Fichtenbaum immer härter wird, je tiefer man hinter den Splint kommt. Wir sollten noch einmal probieren mit der Säge, schlägt sie vor, aber auch jetzt zeigt es sich: Holzschneiden kann ich nicht, und ich kann es nicht.

„Du, Hansel", sagt sie plötzlich, „ich denk', es ist das Gescheiteste, wir gehen heim."

Daheim schalt ich über die schlechte Säge. Die Barbel sah mich an, schweigend — und sehr mitleidig.

Doctor, ich bitte Dich, diesen Brief zu verbrennen. Dein unglücklicher

Hansel.

* * *

Am neunten Sonntag.

Mein Doctor!

Gestern mittags, just nach Tisch, als ich soweit gesättigt war, stellte mir die Hausmutter in einer unzweideutigen Sprache das Davonjagen in Aussicht. Aber nicht etwa, weil ich nicht holzschneiden kann, sondern weil ich einen so abscheulich langen Bart hätte. Wenn ich mich nicht ordentlich tragen wolle, wie es eines Christenmenschen anständig sei, so solle ich halt in Gottesnamen sagen, was ich glaube, dass sie mir für die etlichen Wochen auszuzahlen hätten. Jetzt sei das Frühjahr bald in Anzug, da brächte ich mich schon weiter.

Demüthig hat der Knecht entgegnet, er besäße keine Haarscheere und kein Rasiermesser, und er könne sich selber weder scheeren, noch rasieren. Wenn der Hausmutter mein langes Haar schon gar so zuwider sei, so müsse sie mich halt rupfen. Darüber hat sie aufgelacht: „He, he, 's ist wahr, man kann ihm nit feind sein. Geh', Vater, nimm den Hansel zwischen die Knie und schneid' ihm den Pelz herab. Da hast die Schafscheer."

Der Hausvater kauerte im Lehnstuhl, hatte eben seinen „Lungendampf", aber als er wieder Hexenkrautrauch eingeathmet, ward ihm wohl und er gieng an die Arbeit. Mein schönes, nussbraunes Mähnenhaar! Es ist noch dasselbe, das Du, ich glaube, in der Secunda war's, mit einem tadellosen Distichon besungen hast — es ist dahin. Unter den Füßen der Barbaren lagen die herrlichen Locken herum, bis die Hausmutter dieselben mit kecklichem Griff zusammenraffte, um sie draußen unter den Dachtraufen zu begraben. Das kannst Du Dir bei dieser Gelegenheit auch merken, denn in Deinen hochweisen Büchern steht das Wichtigste doch nicht enthalten: Wer vor Kopfschmerz sicher sein will, der soll sein Haar unter Dachtraufen begraben. — Dann aber gieng es an meinen Teutonenbart. Die rostige Scheere biss und rauste und quickste um Backen

und Kinn, dieweilen der Kopf eingeschraubt war zwischen den spießigen Knien meines vielgeliebten Hausvaters.

„Hansel", sagte er auf einmal, während seine Finger die eine Schnurrbartspitze festhielten, „wirst du brav sein? Wirst du uns auch im Sommer bleiben, wenn's zum Heuen und zum Enten ist? Wirst, Hansel?" Auf seinen komischen Ernst meine Antwort: „Ich gelobe es!" — „Gut, so lass ich dir den Schnauzbart stehen. Sonst hätt' ich ihn weggezwickt." — Jetzt weißt es. Jetzt ist's bei meinem Barte geschworen.

Als wir fertig waren, machte ich eines der Stubenfenster nach innen auf, so dass hinten die schwarze Wand war. Das ist in den alten Bauernhäusern der Spiegel. — Freund, ich erschrak wirklich. Erstens hätte ich meiner Tage nie gedacht, dass man hinter dem Barte so hässlich werden kann. Mein Jugendantlitz, soviel ich mich erinnere, war leidlich. Und jetzt ist das Ungethüm fertig.

„Vater, Ihr habt mich ganz unglücklich gemacht!" rief ich aus, die Hände faltend. Das musste sehr kläglich gesagt sein. Denn der Hausvater wurde starr vor Schreck. Der Rocherl lachte. Das war wenigstens ein Erfolg meiner Verstümmelung, denn er lachte recht selten mit seiner wehen Hand. Dann sagte er: „Die Wildnis ist ausgerottet, jetzt muss halt der Boden glatt gemacht werden, dann wird er schön sein, der Hansel." Die Sache war, dass der Hausvater mich noch einmal in Arbeit nahm. Er seifte mich mit grober Unschlittseife ein, er schliff sein Rasiermesser am ledernen Beinkleid und er kratzte mir die Stoppelfelder glatt im Gesicht. Dabei stellte es sich heraus, dass der Schnurrbart ungleich war, rechts hatte er das Schöpflein, links hatte er keins, also weg mit dem Besen. Und nun war vollends die Sträflingsfrisur fertig. Mit einer neuen Kette war ich festgeschmiedet an den ländlichen Beruf, denn mit dieser Visage in die Stadt zurückzukehren, wäre undenkbar gewesen. Ob der alte Schlaukopf, der allfort gar so harmlos that — ob er mich nicht mit heimlicher Absicht so hergerichtet hatte!

„Jetzt schaut er aus wie ein Pfarrer!" meinte der Rocherl. Das etwa auch noch! Dass mit dem Haar und Bart die Maske gefallen wäre! Dass sie an mir nun den studierten Stadtmenschen durchschauten, was meine Stellung aufs äußerste erschüttern müsste!!

Was war denn heute morgens? An Sonntagen kommt das Klopfscheit nicht, aber der Hausvater kam heute in meine Kammer.

„Hast recht, Hansel", sagte er, „dass du dir's noch gut geschehen lassest im Bett. Unser Herrgott will es, dass der Arbeitsmensch sich am Sonntag ausraset. Aber in die Kirchen gehen sollst du nachher! Ich bin verantwortlich für meine Leut', dass sie die christlichen Gebote halten. Wir sind auf der Welt bei einander und wollen auch im Himmel bei einander sein. Gelt, Hansel!"

Das hat mich geärgert und gefreut. Das erstere, weil er mich in der Sittlichkeit bevormunden will, was einem Cavalier natürlich ganz unmittelbar gegen die Ehre geht; das letztere, weil mich diese Leute doch ein wenig lieb haben müssen, wenn sie auch im Himmel mit mir beisammen sein wollen. Es kann ja sein, dass er im Namen seiner ganzen Familie spricht . . . Ich könnte mir den Himmel zur Noth ohne Adamshaus denken, allein, wenn das Mädel auch fehlen sollte, dann hätte er ein Loch.

„Was hast denn da für Papierwerk?" fragte der Adam plötzlich, weil er unter dem Kopfkissen mehrere Nummern der „Continental-Post" entdeckte, in denen ich abends bei der Kerze zu lesen pflege und auch gestern gelesen hatte. „Geh', Hansel, auf so was liegt man ja schlecht. Es werden doch nit Zeitungen sein!" —

Fortsetzung folgt von Deinem Hans.

* * *

Am zehnten Sonntag.

Lieber Freund!

Habe ich dir nicht das vorigemal geschrieben, dass der Alte mich bei der Zeitung erwischt hat?

„Soll's doch wahr sein!" sagte er. „Es ist mir schon lang nit recht vorgekommen. Nachher glaub' ich's freilich, dass in deinen Kopf kein ordentlicher Verstand hineingeht, wenn du ihn mit so Zeugs anfüllst. Das darf wohl nit sein, Hansel. Hab' weiters keine Klag' gegen dich, bist kamodt und willig, bist genügsam, gleichwohl es bei uns immereinmal recht gefrettig hergeht, und im Sommer, verhoff' ich, wird dir auch die Arbeit besser von statten gehen. Im Sommer ist's lustig bei uns da heroben. Aber wenn du mir mit Zeitungen umthätest! Einen Knecht, der Zeitung liest, kunnt' ich wohl nit brauchen. Sind eh lauter Heiden, die Zeitungsschreiber. Sei froh, dass der lieb' Herrgott dir einen ehrengeachteten Stand gegeben hat und dass unsereins mit den lumpigen Faxen nichts zu thun hat. Wenn du lesen willst, so findest du in der Stuben drin das Leben Christi-Buch, die Legend' der Heiligen und die Hausgebeter."

Darauf der Knecht, der zugereiste, ganz bescheidentlich: „Möchte ich doch fragen, Vater, warum Euch die Zeitungen so zuwider sind?"

„Weil sie Gift sind fürs Bauernhaus!" rief er, und härter, als es sonst seine Gewohnheit ist, war's gesagt.

„Weil sie Gift sind! Hast gleich ein Beispiel beim Nansen in Hoisendorf. Der nichts als alleweil Zeitung lesen. Wahr ist's, er hat fortweg mehr gewusst, als wie andere, wie's in Preußen hergeht, und in Frankreich, und was die Herren im Reichsrath einander für Grobheiten sagen und sonst allerlei Geschichten. Aber wie er seine Wirtschaft

betreiben soll, das hat er bald nimmer gewusst. Allerhand neue Sachen, wie sie in den Zeitungen angelobt werden, hat er gekauft, ums theure Geld gar eine Kornsäemaschin', obschon er nichts mehr zum Aussäen gehabt hat. Und zuletzt kauft er Dir sogar Kunstdünger! Denk Dir's, ein Bauer, der um Bargeld Mist kauft! — Richtig, jetzt ist er fertig, der Nans, das Gut steht unter dem Hammer."

Du siehst, Doctor, dass mein Hausvater ein ganzer Kerl ist. Ob er recht hat oder nicht, das steht aus, aber er gründet auf etwas, und das freut mich. Er hat nicht bloß Hände zur Arbeit und einen Magen zum Verdauen — er hat auch einen Kopf. Natürlich habe ich es ihm gehorsam zugesagt, dass er bei mir keine Zeitung mehr finden soll. Das war dem geradsinnigen Bauer genug, und dem abgefeimten Culturkinde auch. Finden soll er keine mehr bei mir, ich werde mich hinter den Hoisendorfer Schullehrer stecken, dass er die „Continentale" heimlich vermittelt. Denn auf die Zeitung verzichten! Nicht um die Welt. Ich muss Dir's ja gestehen, Freund, dass mir von meinem jetzigen Standpunkte aus die Journalistik von Tag zu Tag windiger vorkommt. So wie ich mit meinen Collegen eine regelmäßige Correspondenz nicht mehr führe, weil mir das schofle Gewitzel manchmal zuwider wird, so missfällt mir auch an der Zeitung bald dies, bald das, worauf ich vor drei Monaten noch selbst geschworen habe. Und der volkswirtschaftliche Theil! Du lieber Himmel! — Trotzdem aber entbehren mag ich die Zeitung so wenig, wie der Raucher die Cigarre, obschon ihm manchmal davon übel wird.

Als folgsamer Knecht habe ich also heute die alten Zeitungen in den Ofen werfen wollen. Die Hausmutter wehrte ab: „Nit Hansel, es thät' stinken!"

Dann bin ich in die Kirche gegangen nach Hoisendorf und habe mich dort in die Bank des Adamshauses gesetzt, weil jedes Haus seine besondere Bank hat. Aber es muss für den Platz jährlich neun Kreuzer bezahlt werden. Meine Herren von der „Continentalen" würden über dieses Logenabonnement wieder sehr feine Witze machen. — Die Kirche ist jetzt in Trauer; die Altarbilder sind mit blauen Tüchern verhüllt. Wir sind in der Fastenzeit. Vom Carneval ist gar keine Rede gewesen im Adamshaus. Früher soll um diese Zeit viel gepraßt worden sein, es soll auch hier Bälle und Maskeraden gegeben haben. Dies Jahr hätte — erzählt der Schullehrer — im Hoisendorfer Wirtshaus nur ein sogenannter Holzknechtball stattgefunden, wobei ein paar Theilnehmer zu Krüppel geschlagen wurden. Aber nicht um Weibsbilder ist gerauft worden. Was meinst Du, Philosoph, wofür die Holzknechtschlacht entbrannt hat? Für Gott und Vaterland! Die Agrarier, Socialdemokraten und die Christlichsocialen! Die Agrarier, das sind die Holzleute und Jäger der kaiserlichen Waldungen, und die Socialdemokraten Arbeiter der Montan-Union, die aus dem Untergai heraufkamen. Die Christlichsocialen bestehen aus

Kleingütlern und Bauernknechten, an deren Spitze der Curat steht. Am vorigen Mittwoch hat er ihnen Asche auf die Stirn gerieben: „Du bist von Staub und Asche und wirst zu Staub und Asche!“ Ganz freimüthig materialistisch bekennt die Kirche den Kreislauf der Natur, trotzdem prügeln sich diese Aschenkinder und Aschenväter mit ungebrannter Asche. Es ist die Natur, die nicht immer Asche, sondern auch einmal Stecken sein will.

Dreihundert Meter höher als dieses Hoisendorfer Wirtshaus mit seinen socialpolitischen Kämpfen liegt die uralte, patriarchalische Ansiedelung des Adamshauses. Ob er nicht doch recht hat, mein Hausvater, wenn er die Zeitung verbannt? Es ist in seinem Hause ja die große Bedürfnislosigkeit vorhanden, aber auch ein großer Frieden. Glaubst Du es mir, dass ich fast mit Vergnügen wieder heraufgestiegen bin?

Dir ist — wie Du schreibst — das „Odeur“ meiner Briefe aufgefallen. Das wird in der linderen Jahreszeit anders werden. Jetzt muss, der Kammerwärme wegen, die Thüre offen bleiben in den Stall hinaus zu meinen braven Öchslein. Es stehen unser fünfe, die mit ihrer thierischen Wärme auf einander angewiesen sind.

Du fragtest mich das vorigemal nach dem Hausgeschirr, aus dem ich jetzt esse, und nach der Reinlichkeit. Darüber kann ich Dir zum Glücke nichts Besonderes sagen. Die Holzschüssel und Holzlöffel sind jetzt hier größtentheils ein überwundener Standpunkt, auch die von Bauern selbst aus Rindshörnern hergestellten Beinlöffel und Gabeln, obschon der Hausvater deren noch etliche Paare aufbewahrt, von den Vorfahren her. Am Herdfeuer stehen die Blechpfannen und glasierten Thontöpfe. Der Adam soll seinem Weibe schon seit langem die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches versprochen haben, den Ankauf eines eisernen Suppentopfes; einstweilen sind hiefür die Vermögensverhältnisse nicht günstig genug. Jährlich ein paarmal geht die Hausmutter mit einem Buckelkorb nach Ruppertstein zum Töpfer um Häfen und Schüsseln und Milchreinen, bringt auch Blechlöffel, Tischmesser, Eisengabeln und dergleichen mit heim. Wenn durch Unvorsichtigkeit irgend einmal etwas zerbricht, dann gibt's Sturm. Hat die Hausmutter sich ausgewettert, dann wirft sie die Scherben auf den Dunghaufen, und alles ist wieder gut. Was aber ganz bleibt, das wird reinlich gehalten. Abends, wenn wir alle schon zur Rast gegangen sind, ist die Hausmutter noch stundenlang beschäftigt mit Waschen und Reiben. Der Eßtisch wird wöchentlich einmal gescheuert. Löffel und Gabeln erfahren diese Huldigung allerdings nicht, für sie ist das Tischtuch bestimmt, in das jeder nach dem Essen sein Zeug abwischt, bevor er es in seinen Wandhenkel steckt. Hemden und Betten, wenn sie einmal in die Wäsche kommen, werden gebacken und gesotten und dann mit Holzklappen gründlich durchgeblänt. Solltest Du den tiefen Sinn dieser Urkunde nicht vollends erfassen, so zweifle wenigstens nicht, dass sie einen solchen besitzt.

Und zum Schlusse heut' noch ein bisschen Politik. Der kretensische Krieg? Nein, den überlasse ich den Zeitungen, die haben ihn nothwendiger, als wir im Almgai. Vom Adamvater ein Wort, der heute so politisch heimkam von der Kirche. Als am ersten Fastensonntage war er bei der Beichte gewesen. Der Curat soll sonst nicht so sein, diesmal hat ihn aber doch der Teufel mit dem Schwanze gekitzelt. Soll er meinen Hausvater plötzlich gefragt haben: „Adam, wie hältst du es mit den Wahlen, die vor der Thür' sind? Wirst doch keinen Socialdemokraten wählen, keinen solchen Gottesleugner, Umstürzler, Hurer und Lumpenkerl!" Sagt darauf mein Hausvater: „Ehrwürden, ich denk' halt, das gehört nit in den Beichtstuhl."

Nachher daheim hat er mich gefragt, wie es der Herr Pfarrer gemeint haben könnte. Darauf spreche ich weise wie ein Leitartikel, wer die Socialdemokraten sind, was sie wollen, und dass ihnen der Kaiser das Wahlrecht zugeschrieben hätte. Diese Leute wären deshalb so giftig auf die anderen, weil man sie bisher nicht hatte aufkommen lassen, obschon sie auch was leisten. Haben sie erst, was ihnen gebürt, dann werden sie auch in Ordnung kommen. Diese Leute machen fortwährend Revolution, solange sie politisch rechtlos sind, haben aber das Zeug in sich, im Lande vieles zu verbessern, sobald sie mit allen anderen gleichgestellt sind. Von dieser Gleichheit sprechen sie gerne, und das wird von ihren Feinden so verdreht, als wollten sie in allen Ständen Gütergleichheit, Ranggleichheit, Weibergemeinschaft und was weiß ich, einführen. Heute ist ein großes Gesindel mit darunter, bei den Socialdemokraten, aber gerade darum muss man sie in die Gesittung und Bildung einführen. Wir können diese Tausende von Verwahrlosten doch nicht aufgeben und verlassen, da ja Christus selbst lieber mit den Armen und Sündern verkehrt hat, als mit den Protzen und Pharisäern. Es ist in diesen Leuten ein weit größerer Durst nach dem Göttlichen, als sie selber wissen. Sie kommen von unten herauf, vom dunklen, fruchtbaren Erdboden, sie haben noch viel Erdsegen in sich; ihr Geist ist noch naturfrisch, noch nicht verbraucht. Hinter der Roheit steckt recht oft ein feiner Menschenkern. Sie mögen weniger empfindsam sein, weniger Rücksicht haben, als Höherstehende, aber ein großes Gerechtigkeitsgefühl haben sie, ein festes Zusammenhalten, und damit kommen sie empor, heute oder morgen, dagegen hilft keine Kanone und kein Beichtstuhl. Und gut, dass es so sein wird, denn es sind ja Menschen aus unserem Volk, aus unseren Häusern, sind unsere leiblichen Schwestern und Brüder, haben, wie wir alle, dieselben Freuden und Leiden, dasselbe Arbeiten und dasselbe Streiten, dieselben Größen und dieselben Laster. Genossen nennen sie sich — sie sind auch unsere. —

Sollte ich das alles so meinem Adam gesagt haben? Pflügen auf diesem Felde seine Gedanken? Um ihm zum Beispiel einen leibhaftigen Socialdemo-

kraten zu zeigen, müsste man jetzt eine halbe Tagreise machen. Geworben wird freilich auch unter den bäuerlichen Wählern stark für die Partei. Mein Hausvater hat mir ziemlich hilflos zugehört und dann recht ruhig gesagt: „Mag eh sein, mag eh sein. Ich versteh's nit. Wählen thun wir halt einen Bauern. 's ist mir nur zuwider gewesen, dass er's im Beichtstuhl hat gesagt."

Abgesehen vom Beichtstuhle — kommt Dir die Beeinflussung bei Wahlen überhaupt richtig vor? Mir nicht. Proselyterei taugt nicht. Warum einer gerade bei der Wahl — nicht die Wahl haben soll, das ist eine jener Chinesereien, woran unser Abendland jetzt schon bald reicher ist, als das Reich der Mitte. — „Muh!" sagt mein Nachbar, der Ochs.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt der Heiligen.

Von **Emil Ertl.**

Die Mittagsonne brannte auf die Landstraße, da bewegte sich ein kleiner Zug aus dem Thore des Städtchens und tauchte in die Glut. Wie ein länglicher dunkler Käfer kroch er durch den Staub, langsam und missmuthig. Es waren Mönche in braunen Kutten, die einen beladenen Esel mit sich führten.

Als einer der letzten trottete Bruder Elias. Müde, aufgelöst durch die Hitze, keuchte er unter der Last seines Körpers, das rothe, fleischige Gesicht in grimme Falten gelegt. „Was zum Kuckuck hat er vor?" murrte er. „Will er uns todtjagen? Schön kühl wär' es gewesen zwischen den Mauern. Und behaglich zu verweilen, denn die Leute sitzen im Wohlstand, das konnte man merken. Er aber — zu einem Thor hinein, zum anderen wieder heraus! Rein als ob ihn der Teufel reitet! Ist da Vernunft darin? Sag es selbst, Bruder Ruffinus, ist da Vernunft darin?"

Bruder Ruffinus, der etwas schwer von Zunge war, machte nur begütigend: „No, no, no! . . ." Erst in einer Weile, nachdem er sich in seinem langsam arbeitenden Gehirn die Sache zurechtgelegt hatte, sagte er, ohne den demüthigen Blick vom Boden zu heben: „Bruder Elias, mein Verstand ist kurz. Er wird schon wissen, was er thut!"

Er, den sie meinten, blieb in diesem Augenblicke stehen. Die hohe, hagere Jünglingsgestalt wendete sich und ließ das Auge auf der kleinen

Schar ruhen, das tiefe dunkle Auge eines Schwärmers, aus dem zugleich eine himmlische Milde leuchtete.

„Hier wollen wir bleiben", sagte er und zeigte auf ein verstaubtes Pinienwäldchen knapp an der Straße. „Bruder Esel wird müde sein. Schwer hat er zu tragen, während wir frei gehen gleich Herren. Nehmt ihm die Körbe ab!"

Sie gehorchten und lagerten sich in dem spärlichen Schatten, nachdem sie das Thier von seiner Bürde befreit. Still saßen sie da in Gedanken an Gott. Nur Elias hatte weltliche Anfechtungen zu bestehen. Der Groll in seiner Brust wollte sich nicht sänftigen, so hart er auch mit ihm rang. Schon ein paarmal hatte er ihn niedergekämpft, aber immer wieder erhob der böse Feind, mit dem schwachen Fleische verbündet, das struppige Haupt.

Und so fuhr er auf einmal los: „Nicht einmal ein Quell ist in der Nähe! Sind wir Hunde? Warum sind wir nicht in der Stadt geblieben, Franciscus?"

Der Angeredete erhob den Arm und streckte ihn nach der Stadt aus. „Geh!" sagte er ruhig. „Geh! . . ."

Elias machte keine Miene zu gehorchen. Er rührte sich nicht vom Fleck, fuhr aber fort zu murren. „Es ist nicht für mich, dass ich rede", sagte er. „Ich habe noch was zum Zusetzen. Aber andere, die sind rein am Auslöschen! Ruffinus und Ägidius und du selbst! Ganz hohläugig schaut ihr, verhungert, verdürstet, erschöpft. Zum Auslöschen mit einem Wort, wie ein Licht, wenn der Talg verzehrt ist. Und wozu? Wären wir in der Stadt geblieben, so könnten wir's gut haben."

Der heilige Franz warf ihm einen strafenden Blick zu. „Sind wir gesendet, dass es uns gut gehe?"

„Je — man hat doch auch sein Leibliches an sich!" sagte Elias. „Wenn wir jetzt in der Herberge säßen bei einem kühlen Trunk — wär' das gerade eine Sünde?"

„Diebstahl wäre es an den Armen", sagte Sanct Franciscus sanft... „Und unter einem Dach mit solchen Sündern? Habt ihr nicht bemerkt, wie sie in prunkenden Gewändern gehen? Wie sie buhlerisch die Augen werfen, Männer und Weiblein? Wie sie den Cult der Sinne pflegen und ihres Seelenheils vergessen? Ach, der einzige kurze Gang durch die Straßen hat mich belehrt, dass diese Stadt die schlimmste ist, die Gottes Erde drückt, und dass es nur der Langmuth des Allerbarmers zu danken ist, wenn sie bis jetzt vom Lose Sodoms und Gomorrhas bewahrt geblieben ist. Aber wird diese Langmuth sich nicht endlich erschöpfen? Morgen schon kann das furchtbare Gericht hereinbrechen, das sie in der Blüte ihrer Sünden hinrafft. Und niemand ist imstande, sie zu retten, wenn wir es nicht thun. Bedenkt, stellt euch nur vor, in unsere

Hand ist das Seelenheil all dieser Menschen gelegt! Wenn sie sterben, ohne Buße gethan zu haben — und heute Nacht noch können sie sterben — wir haben sie der ewigen Marter überliefert, weil wir das süße Wort nicht fanden, das sich in ihre Seele einschmeichelt, das Licht der Wahrheit und des Heils darin zu entzünden! Seht, darum suche ich die Einsamkeit und versage unsern Leibern Speise und Trank, damit der Geist Gottes, wenn er in einem von uns stark werden will, keine Hemmnis am Fleische finde! Denn unser Leib ist wie Bruder Esel: Geißeln muss man ihn, dass er nicht störrisch werde. Und nun bitt' ich euch, Brüder im Herrn, versenkt eure Gedanken in die allerheiligsten Wundmale und lasst uns in Gottergebenheit harren, ob über keinen die Kraft komme, dass er hingeht und das Wort verkündet!"

Die Worte des heiligen Jünglings rührten alles Gute auf, das in Elias war. Er seufzte demüthig und dachte: „Richtig wird schon sein, was er sagt. Aber doppelt leicht haben es die andern, den Geist in sich stark werden zu lassen, weil sie kaum die Hälfte meines Leibesumfangs messen. Dreifach leicht dieser Ruffinus, der der Hagerste ist unter allen und immer seinen Strick noch enger schnürt! Wollte Gott, dass das Verdienst jedes einzelnen nach der Schwierigkeit des Kampfes, und nicht nach der Größe des Sieges abgeschätzt wird! Sonst könnt' es mir geschehen, dass ich ins höllische Feuer geworfen würde — trotz aller Buße."

Und mit dem inbrünstigen Willen eines folgsamen Kindes saß er zwischen Bruder Bernhard und Bruder Massäus von Marignano, redlich bemüht, Hunger und Durst und Müdigkeit zu vergessen und nur an die allerheiligsten Wundmale zu denken.

Mittlerweile waren Bettler herausgekommen, zerlumptes Volk, das das Lager der Mönche erspäht hatte. Sie näherten sich um Almosen flehend und schalten den Geiz und die Härte der Reichen in der Stadt. Franciscus befahl ihnen auszutheilen, was in den Körben war, Brot und Gewänder, und entließ sie unter Umarmungen und Küssen, nachdem sie gekleidet und gesättigt waren. Aber es bekümmerte ihn tief, dass sein hartes Urtheil über diese Stadt aus dem Munde der Armen, die er für bevorzugte Kinder Gottes hielt, Bestätigung gefunden hatte.

Während er so mit gramerfüllter Seele dasaß und vom Himmel Rath und Erleuchtung erflehte für das schwierige Werk der Bekehrung, gewahrte er den Bruder Ruffinus, der nicht mit den andern im Schatten lagerte, sondern preisgegeben den glühenden Strahlen der Sonne in einiger Entfernung auf und nieder schritt, seinen Leib zu züchtigen. Da wendete der gute Sanct Franciscus sich zu den Genossen und frug sie: „Sagt mir, welche, glaubt ihr, sei die heiligste Seele, so Gott der Herr in der Welt habe?" Und jene entgegneten und sagten, sie vermeinten es wäre die seinige.

„Allerliebste Brüder", sprach da Franciscus, „ich für mein Theil bin der unwürdigste und geringste Mensch, so Gott in der Welt hat; aber seht ihr den Bruder Ruffinus, der in der Glut des Tages wandelt und seinem Leibe keine Ruhe gönnt? Gott der Herr hat mir geoffenbart, dass seine Seele die heiligste der Welt ist. Und ich sage euch, dass ich kein Bedenken trüge, ihn heiliger Ruffinus zu nennen in seinem Leben, denn seine Seele ist in der Gnade gefestigt und im Himmel angeschrieben von unserem Herrn Jesus Christus."

Dieses Lob hörte auch Bruder Elias, da konnte er nicht länger an sich halten. Schon eine ganze Zeit lang hatte es wiederum in ihm gekocht, seit er mit angesehen, wie die Armen allen Mundvorrath aufzehrten, während er selbst und seine Mitbrüder Hunger litten. Jetzt wuchs ihm der Ärger zum Halse heraus, und er sagte: „Im Kasteien ist Ruffinus groß, das wissen wir alle. Aber macht das allein einen Heiligen aus? Mir ist es nicht entgangen, dass er durch stete Beschauung so sehr in Gott versenkt ist, dass er schier gefühllos und stumm geworden ist und nur viel selten redet. Auch hat er bei seiner schweren Zunge zu predigen nicht Gnade, noch Kühnheit, noch Wohlredenheit, und nützt uns gar Geringes in unserem Werke."

„Auf die Zunge kommt es nicht an!" entgegnete der heilige Franz. „Das sollst du noch heute klar erkennen!"

Und darnach rief er sogleich den Ruffinus und befahl ihm, dass er in die Stadt hineingienge und predige dem Volke dasjenige, so Gott der Herr ihm eingäbe.

Sprach dagegen Bruder Ruffinus ganz erschrocken: „Ehrwürdiger, ich bitte dich, mir zu verzeihen und mich nicht zu senden, anerwogen ich, wie du weißt, der Einfältigste und Unwissendste bin von allen, und nicht Gnade habe zu predigen."

Da sagte Sanct Franciscus: „Dieweil du nicht hurtig hast gehorcht, befehl' ich dir durch den heiligen Gehorsam, dass du nackend ohne Kutten und bloß mit den Lumpen angethan, so jene Bettler zurückgelassen haben, hinein gehest und also in eine Kirche tretest und predigest dem Volke."

Auf dieses Geheiß zog Bruder Ruffinus sogleich die Kutte aus, hüllte sich nothdürftig in die elenden Lumpen und gieng von dannen. Als er in die Stadt kam, trat er in die erste Kirche, die er fand, und nachdem er vor dem Altar sich niedergeworfen, gieng er auf die Kanzel und hub an zu predigen. Da fiengen alle, die da waren, jung und alt, zu lachen an und verbreiteten schnell durch die ganze Stadt, dass ein halbnackter Bettler auf der Kanzel stehe und predige. Und alles strömte nach der Kirche, das seltene Schauspiel zu sehen, geputzte Weiber mit ihren Cavalieren und viele vornehme Müßiggänger, von Neugier getrieben, und Handelsherren und Gewerbsleute und sogar die

Spitzen der Stadt in ihrer Würde, also dass ein gewaltiges Drängen entstand und die geräumige Halle schier zu eng wurde.

Und Ruffinus predigte, so gut er es konnte, aber der Anblick der vielen vornehmen Menschen, die ihm zuhörten, machte ihn noch schüchterner und zaghafter, als er sonst war, so dass er in ein verwirrtes Stammeln und Stottern verfiel und keinen vernünftigen Satz mehr hervorbrachte. Da begannen die Leute ungeduldig zu werden und sich über ihn lustig zu machen, und als er um des heiligen Gehorsams willen fortfuhr zu sagen, was ihm gerade auf die Zunge kam, weil er hoffte, Gott würde ihm schon das Rechte eingeben, da kümmerten sie sich nicht weiter um ihn, sondern fiengen an, in der Kirche ganz laut zu plaudern und sich mit einander zu unterhalten, als befänden sie sich an irgend einem unheiligen Vergnügungsort.

Mittlerweile fiel es dem guten Sanct Franciscus schwer aufs Herz, wie willig Bruder Ruffinus gehorcht und sich gedemüthigt hatte, der doch aus den edelsten Leuten von Assisi war. Und er fieng an sich selbst zu tadeln und sagte: „Von wannen kommt dir also große Vermessenheit, o Sohn des Pietro Bernardone, du elendes Menschlein, und befiehlst Bruder Ruffinus, dem Nachkommen vornehmer Geschlechter, dass er gehe dem Volke zu predigen in schmutzigen Lumpen, wie ein unweiser Narr? Bei Gott, so sollst du an dir selbst erfahren, was du andere heißest thun!“

Und alsogleich im Eifer des Geistes legte auch er seine Kutte ab und eilte, in noch schlechtere Lumpen gehüllt, desselben Weges in die Stadt. Als er in die Kirche kam, wo Bruder Ruffinus predigte, fiengen die Leute an ihn zu höhnen und sagten: „Seht, da ist noch so einer, der unweise geworden und von Sinnen gekommen ist durch allzugroße Buße!“

Da stieg Franciscus auf die Kanzel und begann zu predigen von der Verachtung der Welt und der heiligen Buße, von der willentlichen Armut und von den unsichtbaren Fallen des Teufels, Ehrgeiz, Liebe zum Besitz und fleischlichen Begierden. Und wie die Welt Gott entgegen sei und Gott der Welt, und beide nichts mit einander gemein hätten, denn Armut, Niedrigkeit, Verhöhnung, Durst und Hunger habe Gottes Sohn sich erwählt, die Welt aber Ehre, Reichthum und Lüste. Und er predigte von dem Lobe der Enthaltsamkeit und Keuschheit, von der Sehnsucht nach dem Tode und nach dem himmlischen Reich, von der Blöße und Schmach und Pein unseres Herrn Jesu Christi. Und alles, was er sagte, war so wunderbar und eindringlich, dass sämmtliche Menschen, die anwesend waren, beide, Männer und Frauen, in großer Menge anhuben gar laut zu weinen in Andacht und Zerknirschung des Herzens. Und nicht nur in der Kirche selbst, sondern in der ganzen

Stadt geschah am selbigen Tage großes Weinen ob Christi Leiden, und so sehr waren alle Bewohner erbaut und erschüttert, dass sie sich die prunkenden Gewänder vom Leibe rissen und heilig gelobten, Buße zu thun in Sack und Asche und aller Weltlust hinfür zu entsagen.

Sanct Franciscus aber gieng in seinen Bettlerlumpen still und bescheiden aus der Kirche, Gott lobend und preisend, dass er ihm Gnade gegeben, sich obzusiegen und durch Verachtung seiner selbst die Herzen der verlorenen Schäflein zu rühren und dem göttlichen Worte aufzuschließen. Und die Ergebenheit des Volkes gegen ihn war so groß, dass sich für glücklich erachtete, wer seine elenden Kleider berühren durfte. Er aber kümmerte sich nicht darum, sondern kehrte mit Ruffinus demüthigen Herzens vor die Stadt zurück, wo die übrigen Brüder seiner harrten.

Auf der Landstraße begegneten sie einem Knaben, der mehrere Turteltauben gefangen hatte und zu Markte tragen wollte. Franciscus, der immer absonderliche Zärtlichkeit gegen Thiere hegte, betrachtete sie mit mitleidigem Auge und sagte: „Guter Knabe, ich bitte dich, mir diese Tauben zu geben, dass also sanftmüthige Vöglein nicht in die Hände der Grausamen kommen, so sie zu tödten gedenken."

Als der Knabe den heiligen Mann also reden hörte, willfahrte er ihm sogleich und gab ihm, angetrieben von Gott, alle Turteltauben, die er hatte. Darauf segnete ihn Sanct Franciscus, dankte und trug sie erfreut zu dem Ruheplatz unter den Bäumen. Dort nahm er sie in seinen Schoß und hub an, viel traut mit ihnen zu reden. „O Schwesterchen mein", sagte er, „ihr einfältigen und unschuldigen und keuschen Täubchen, warum lasst ihr euch greifen? Nun will ich euch retten vor dem Tode und euch Nester machen unter diesen Bäumen, dass ihr euch des Lebens erfreuet nach dem Geheiß eures Schöpfers."

Und er baute ihnen Nester und siedelte sie an in dem Wäldchen, das den Brüdern zum Aufenthalt diente, und die Turteltauben verbarrten zutraulich und blieben bei ihm und den andern, gleich als wären es Hühner.

Früh am nächsten Morgen erwachte Sanct Franciscus von dem ängstlichen Gurren und Flügelschlagen der Tauben, und als er sich aufrichtete, sah er den Bruder Elias, wie er ihnen nachstellte und sie haschen wollte.

„Elias, was thust du?" rief er ganz erschrocken.

Elias aber sagte: „Ehrwürdiger, es ist Zeit, dass wir unsern Hunger stillen. Wir halten's nicht länger aus. Und dieweilen du gestern den Armen all unsern Vorrath aufgetheilt hast, so bleiben uns nur die Turteltauben, die du mitgebracht."

Da erzürnte sich Franciscus und rief: „Meinst du, ich hätte den Tauben das Leben gerettet, damit wir selbst sie verspeisen? Sogleich

ſteigſt du vom Baume herunter und läſſeſt die guten Thierchen in Frieden! Sodann legſt du dem Eſel die Körbe über und gehſt mit ihm nach der Stadt, einzuſammeln, was dir an milden Gaben gereicht wird."

Bald nachdem Elias ſich entfernt hatte, kam ein alter Mann von der Stadt heraus, der begehrte Sanct Franciscum zu ſprechen. Er ſchleppte ſich mühſam auf Krücken und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn, ſeufzte gottsjämmerlich und ſchüttelte den Kopf wie einer, der an einen ſchweren Schickſalsſchlag noch nicht glauben kann. Ihm zur Seite ſchritt ein blaſſer Jüngling, ſchön und kräftig, aber düſter blickend und im Büßerhemde. Und als die beiden dem Heiligen gegenüber ſtanden, da hub der Greis zu ſprechen an und ſagte: „Frommer Bruder, was haſt du angerichtet! Sieh' hier meinen Sohn, die Stütze meines Alters! Er war es, der mich kleidete und nährte durch ſeiner Hände Arbeit; nun will er mich verlaſſen, dem Hunger und Elend preisgeben, weil er ſagt, es ſei der Geiſt über ihn gekommen."

„Welch ein Geiſt?" verſetzte Sanct Franciscus ſtrenge. „Der Geiſt des Aufruhrs? Laſs dich nicht blenden von Dämonen, Jüngling! Kennſt du das oberſte der Gebote nicht: Ehre Vater und Mutter, auf daſs du lange lebeſt und es dir wohlergehe auf Erden?"

„Heiliger Mann", ſagte der Jüngling beſcheiden und demüthig, „es iſt nicht der Geiſt des Aufruhrs! Es iſt der Geiſt Gottes, der mich ruft. Und ſteht nicht geſchrieben im Evangelium: So jemand zu mir kommt und haſſet nicht ſeinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schweſtern, auch dazu ſein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger ſein?"

„Wie ein Fieber kam es über ihn!" jammerte der Alte. „Verwirrt durch deine Predigt gieng er hin und ſchenkte alles Hab und Gut den Armen. Und als ich mit Bitten und Vorſtellungen in ihn drang, da rief er aus: „Ich habe keinen Vater als meinen Vater im Himmel, und wer mich hindern will, mein Seelenheil zu erlangen, der iſt mein ſchlimmſter Feind!"

Während der letzten Worte des Greiſes, und noch ehe Sanct Franciscus antworten konnte, hatte ſich ein Häuflein von Männern genähert, die ebenfalls aus der Stadt gekommen waren. Dieſe Leute, die die Tracht der Soldaten, aber keine Waffen trugen, warfen ſich dem Heiligen zu Füßen und küſsten den Saum ſeines Kleides.

„O leih' uns deinen Beiſtand, heiliger Mann!" flehten ſie. „Wir können nicht länger Waffen tragen gegen unſere Brüder um der Liebe Chriſti willen! Aber die Behörde, die uns gedungen hat, verſagt uns unſere Entlaſſung und will uns zwingen, dieſes kurzen und nichtigen Lebens wegen den Himmel zu verlieren. Darum haben wir uns zu dir geflüchtet, daſs du uns in deinen Schutz nehmeſt."

Und während Sanct Franciscus noch überlegte, was er sagen sollte, da näherten sich viele Vornehme und Reiche, die brachten gestickte Kleider und Juwelen und Geschmeide und andere Kostbarkeiten und baten, ob sie es ihm zum Geschenk anbieten dürften?

„Was soll mir der irdische Tand und Flitter?" rief Franciscus erzürnt. „Geh't hin und schenkt es den Armen!"

Da nahm der Vornehmste unter ihnen das Wort und sprach: „Herr, es sind keine Armen mehr, die etwas nehmen. Sie höhnen unsere Gaben und weisen sie verächtlich von sich. Sie hätten einen Schatz im Himmel, sagen sie, da kein Dieb zukommt, und den keine Motten fressen. Wollt ihr uns reich machen, riefen sie uns zu, damit auch von uns gilt, es gehe eher ein Kameel durch ein Nadelöhr, eh' dass wir das Himmelreich erlangen? Wir können nicht zweien Herren dienen, Gott und dem Mammon. Behaltet nur euer teuflisches Gut und sehet zu, wie ihr euch helft! Wir aber wollen arm bleiben, denn den Armen ist das Evangelium gepredigt. So sprachen sie und nahmen nichts von unserm Überfluss. Aber auch wir, o heiliger Mann, wollen das Himmelreich erlangen. Darum möchten wir hingeben alles, was wir haben, wie Jesus Christus den reichen Jüngling thun hieß. Denn wir erkennen, seit du uns das Wort gepredigt, wie sehr die Sorge um irdische Dinge den Menschen von seinem wahren Seelenheil ablenkt."

Sanct Franciscus stand verwirrt und rathlos, als er solches hörte. Er wusste nicht, wem er zuerst antworten, noch was er antworten sollte. Zu viele Dinge stürmten auf ihn ein.

„Lasst mich meine Gedanken sammeln, Brüder im Herrn", sagte er, „und still im Verkehre mit Gott eure Anliegen prüfen, auf dass ich euch recht berathe. Einstweilen aber kehrt ruhig nach der Stadt zurück, wie ihr gekommen, und harret meines Bescheides. Denn ich bin ein allzu schwacher und sündiger Mensch, als dass der Herr meinen Geist sogleich wie durch einen Blitz erleuchte."

Da giengen sie murrend von dannen, enttäuscht und unzufrieden, und ließen ihn mit seinen Brüdern allein.

Spät am Nachmittag kam Bruder Elias zurück, den Esel vor sich hertreibend. Er begann sogleich zu fluchen und rief ärgerlich: „Diese Stadt ist des Teufels! Wär' sie doch vom Erdboden vertilgt worden wie Sodom und Gomorrha! Denn wahrlich, sie verdient kein besseres Los! Denkt euch, Brüder, nichts als altbacken Brot! Hartes, gestriges Brot, um sich die Zähne dran auszubeißen."

Verwundert horchte Franciscus auf und sagte: „So heucheln sie nur Bekehrung und verschließen ihre Herzen gegen die Armut nach wie vor?"

„Nein", sagte Elias. „Wenn's nur das wäre! Weit schlimmer! Selbst haben sie nichts, das ist die Sache. Die Bäcker haben kein Brot

gebacken, die Krämer und Metzger ihre Laden gar nicht aufgethan. Als ich einen zur Rede stellte, antwortete er mir mit den Worten der Schrift: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; ist nicht das Leben mehr denn die Speise? Sehet die Vögel unter dem Himmel, sie säen nicht, sie ernten nicht, und euer himmlischer Vater nährt sie doch! Und ein anderer, den ich sprach, sagte mir: Wer wird fürder noch ein Gewerbe betreiben um des Erwerbes willen, seit wir erkannt haben, dass das Ziel alles Erwerbs, der Besitz irdischer Güter, vom Übel ist und nur allzu leicht das Seelenheil gefährdet!?"

„Bah", sagte Bruder Massäus, „das werden so einige Schwärmer sein!"

„Nein", versetzte Elias, „so denken sie alle, alle, soweit ich herumgehorcht habe. Männer sind aufgestanden aus ihrer Mitte, die ziehen von Kirche zu Kirche, von Straße zu Straße, schreien wie die Zaunbrecher, predigen Umkehr und Buße und malen die Hölle in grelleren Farben, als es je einem von uns geglückt. Und es ist niemand, der seine Ohren vor ihnen verschließt. Alle schwören sie, der Welt zu entsagen, einen großen Scheiterhaufen haben sie aufgerichtet inmitten des Marktplatzes, da schleppen sie zusammen, was Wert hat, Einrichtungsstücke und Bilder und Gewänder, alles was sie besitzen. Denn die Armen weisen jede Gabe zurück, und die Wohlhabenden und Reichen wissen nicht, wie sie sich sonst ihres Gutes entledigen sollen. Und wenn alles beisammen ist, dann soll der Scheiterhaufen angezündet und alles verbrannt werden."

„Recht so!" rief Bruder Ägidius; „der Mammon mag umkommen! Wenn sie nur auch die Demuth des Herzens hätten!"

„O, demüthig sind sie", entgegnete Elias, „so demüthig, dass ich es nicht glauben könnte, hätt' ich's nicht mit eigenen Augen gesehen! Niemand will mehr befehlen, alle wollen sie gehorchen, jeder möchte der Geringste sein und späht emsig nach einer Gelegenheit, sich vor den andern zu erniedrigen. Auf der Straße sah ich zwei der reichsten Leute sich begrüßen, die früher einander spinnefeind gewesen waren, weil jeder den andern an Prunk und Aufwand überbot. Jetzt trachteten sie sich an Demuth zu übertrumpfen, der eine verneigte sich höflich vor dem andern, geschwind verneigte sich der andere ein wenig tiefer, da machte der erste einen krummen Rücken, dass er fast den Boden berührte, und als der zweite sogleich auf die Knie fiel, legte sich der erste gar auf den Bauch, um jenem die Füße zu küssen, bis schließlich beide sich im Staube wälzten, jeder ebenso emsig bestrebt, den andern auf irgend einen demüthigenden Körpertheil zu küssen, als eifrig bemüht, den Kuss des Gegners abzuwehren. Ich sag' euch, Brüder, es war zum Krauklachen!"

„Demüthig sein ist viel", sagte Bruder Leo von Perugia; „aber das Verdienstlichste ist die Keuschheit. Sprich, Elias, wie halten sie's in diesem Punkte?"

„O, mit der Keuſchheit“, fuhr Elias fort, „da nehmen ſie's beſonders ſtreng! Züchtig blicken ſie zur Seite, wenn ſie ein Weib nur von weitem kommen ſehen und ſchwören, lieber zugrunde gehen zu wollen, als jemals wieder ein Ehebett zu beſchreiten, von ſonſtiger Unzucht ganz zu ſchweigen. Viele ſcheiden ſich von ihren Frauen und nennen die heiligſte Jungfrau Maria ihre Braut, die roſiger als die Roſe, weißer als die Lilie ſei. Einige behaupten, jedesmal den Kuſs ihrer Verlobten zu ſpüren, wenn ſie fünfzig Ave Maria hintereinander gebetet haben, und unter den Frauen ſind welche, die zu ſterben wünſchen, weil Chriſtus ſie im himmliſchen Brautgemach erwarte. Alle aber, die Kinder beſitzen, empfinden Scham und Reue darüber, und ſie bitten Gott deswegen um Verzeihung und verſprechen, daſs dergleichen nie wieder vorkommen ſoll. Mit einem Wort, Franciscus, Heilige ſind ſie geworden über Nacht, alle miteinander und jeder für ſich, Heilige genau ſo wie wir ſelbſt, einfach eine ganze Stadt von Heiligen!“

So berichtete Bruder Elias, und die Mönche hörten ihm zu und ſchüttelten verwundert die Köpfe. Nicht einmal Franciscus ſelbſt konnte rechte Freude gewinnen über eine ſo wunderbare und gründliche Bekehrung, denn die bange Frage, was nun weiter werden ſollte, quälte ihn ſehr. Den ganzen Abend ſaß er ſtill für ſich und bat Gott um Erleuchtung, wie er ſich zu dem allen zu verhalten habe, und in der Nacht konnte er kein Auge ſchließen in Sorgen und Gedanken.

Am andern Morgen riefen ihn einige Brüder an, er möge kommen und ſchauen. Alle ſtanden auf einem kleinen Hügel neben dem Wäldchen und ſchauten nach der Stadt hinüber. Und als Franciscus zu ihnen trat, da ſah er eine mächtige Rauchſäule aufſteigen über den Dächern, breit und hoch wie ein Kirchthurm. Unten war der ſchwarze Qualm vom Schein des flackernden Feuers angeglüht, daſs es ausſah, wie wenn düſtere Blitze in Gewitterwolken zucken. Und bis zum klaren Morgenhimmel ragte die gewaltige Säule empor, als müſste ſie ihn ſtützen, daſs er nicht zuſammenfalle.

„Seht, wie ſie den Mammon verbrennen!“ frohlockte Bruder Ägidius.

„Eine koſtſpielige Fackel!“ bemerkte Elias trocken.

Stumm und nachdenklich betrachtete der heilige Franz das düſtere Schauſpiel. Endlich ſagte er: „Sie übertreiben im Guten, wie früher im Böſen. Ich bin irre geworden an mir ſelbſt und weiß nicht, ob Gott an ſolchen Dingen Freude haben kann.“

Am Nachmittag ſahen ſie auf der Straße von der Stadt einen Zug von Kindern herankommen, wohl an die hundert, Knaben und Mädchen, Blond- und Schwarzköpfe. Ein langer dürrer Menſch, der ein Kreuz an einer Stange trug, ſchritt ihnen voraus und wendete ſich von

Zeit zu Zeit mit bellender Stimme zu den Kleinen zurück, wenn sie das Vaterunser, das er ihnen vorsagte, nicht fleißig nachbeteten. Die Kinder aber sahen betrübt aus, und viele von ihnen weinten, so dass sie den eintönigen Text nur mit schluchzender Stimme wiederholen konnten. Als die seltsame Procession an dem Lager der Mönche vorüberzog, pflanzte sich Elias in seiner ganzen Breite am Saum des Wäldchens auf, und beide Hände in den Taschen seiner Kutte, rief er in herausforderndem Tone den dürren Vorbeter an.

„He, was ist denn da wieder los?" fragte er.

„Kinder, die ins Nonnenkloster gebracht werden!" schnarrte der Dürre.

„Und wo sind denn die Eltern, wenn man fragen darf?"

„Die fasten und beten und thun Buße wegen ihrer Unkeuschheit."

„Recht habt ihr, dass ihr die Kinder austreibt!" sagte Elias; „denn viel Gutes konnten sie von euch nicht lernen!"

Darauf der Dürre: „Je, wir wollen die Folgen unserer Sünde nicht immer vor Augen haben!"

„Da sieht man", rief Elias ärgerlich, „dass ihr von unserm Herrn verlassen seid; denn Christus sprach: Lasset die Kindlein zu mir kommen!"

Der Dürre warf ihm einen bösen Blick zu, und im Weiterziehen fuhr er sogleich wieder fort, sein Paternoster zu leiern und herrschte die Kinder an, sie sollten mitthun. Und wie sie sich langsam entfernten, hörte man schwächer und schwächer den Chorus der zarten und traurigen Stimmchen, bis er allmählich in der stillen Schwüle des Tages verhallte.

Dem heiligen Franciscus liefen die Thränen aus den Augen. Er rang die Hände und sagte: „Das war der unglücklichste Tag meines Lebens, an dem wir in diese Stadt gekommen sind. Rathet mir, Brüder, helft mir, was ist da zu thun?"

Da sie aber stumm blieben, fuhr er fort: „Ich kann es nicht länger mitansehen, wie sie das Wort Gottes missdeuten! Es muss einer in die Stadt gehen und ihnen Mäßigung predigen. Einer, der fest im Glauben ist, aber auch die Forderungen des Lebens kennt!"

Als er darauf schwieg und fragend in die Runde blickte, wen er auswählen möchte, da prickelte es den Bruder Elias auf der Zunge, so dass er sagen musste: „Vielleicht der heilige Ruffinus?"

„Nein, kein Heiliger!" versetzte Sanct Franciscus sanft. „Wie wäre es, wenn du selbst es übernähmst, Elias? Du kennst nun die Leute schon, und Gott wird dir das Rechte eingeben. Ich bitte dich, geh' und predige!"

„Mit tausend Freuden!" rief Elias, sprang in die Höhe und begann sogleich sich zu rüsten. „Der Aufgabe fühle ich mich gewachsen! Du sollst sehen, wie ich ihnen die Köpfe zurechtsetze! Es wird mir eine wahre Erleichterung sein, einmal frisch von der Leber weg zu sprechen."

Und damit wanderte er vergnügt von dannen und begab sich in die Stadt. Es war aber kaum eine Stunde vergangen, so kam er zurück, mehr gerannt als gegangen, erschöpft und in einem jämmerlichen Zustand. Sein Gesicht war zerkratzt und zerschunden, und die Kutte hieng ihm in Fetzen vom Leibe. Keuchend erzählte er, auf dem Hauptplatz, wo der Scheiterhaufen noch rauchte, habe er alles Volk versammelt gefunden und sofort zu predigen begonnen. Es hätten sich auch alle herangedrängt, begierig seinen Worten zu lauschen. Aber schon nach den ersten Sätzen, die er gesprochen, habe ein wilder Tumult sich erhoben, er sei von der Plattform der Kirche, von wo aus er gepredigt, herabgezerrt und mit Schlägen und Steinwürfen zur Stadt hinausgejagt worden.

„Daraus werde klug wer kann!“ rief Sanct Franciscus bekümmert. „So wollen sie das Wort des Herrn nicht mehr hören?“

„O doch!“ entgegnete Elias. „Wettern und fluchen mögen sie gerne hören von der Kanzel, nur meine Rede war ihnen nicht genehm. Ich sagte, jeder Verständige wisse, dass der Mensch aus Leib und Seele zusammengesetzt sei, und dass Essen und Trinken Leib und Seele zusammen halte. Darum müsse man vor allem an gute Speise und einen kräftigen Trunk denken, um nicht zu sterben und die schöne Gemeinschaft zwischen dem Geistigen und Körperlichen, wie Gott sie eingesetzt habe, nicht zu stören. Schon gegen diese einfachen Wahrheiten erhob sich ihr Widerspruch. Als ich aber muthig fortfuhr und erklärte, dass Gott die Menschen erschaffen habe, um die Erde zu bevölkern, und dass es bald keine Menschen mehr geben würde, wenn alle der Keuschheit fröhnen wollten, da brach ein Ungewitter los, wie ich es kein zweitesmal erleben möchte. Johlend drangen sie auf mich ein und riefen, der Teufel habe mich gesandt, sie zu verführen. Schlagt ihn todt, den Antichrist! schrien die Wildesten und packten mich mit rohen Fäusten, dass ich meinte, mein letztes Stündlein habe geschlagen. Aber mitten in der Todesangst fühlte ich mich leicht und frei, weil ich ihnen gesagt hatte, was mir schon längst auf dem Herzen lag, und ich empfand, wie beseligend es sein muss, für seine Überzeugung den Märtyrertod zu erleiden. Nun, zum Glück kam es nicht so weit, sie ließen mich laufen, nachdem sie mich ordentlich zerzaust hatten. Jetzt aber bin ich fertig mit ihnen. Mögen sie treiben, was sie wollen, ich habe das Meinige gethan, sie zur Vernunft zurückzuführen, die auch eine christliche Tugend ist. Hat es nichts genützt, so ist es meine Schuld nicht gewesen. Wenn du aber, Franciscus, wieder einmal etwas auszurichten hast in dieser Stadt, dann sende gefälligst einen andern. Ich bin es satt, mich mit solchen Narren herumzuschlagen!“

Als Bruder Elias geendet hatte, nahm Ägidius das Wort und sagte finster: „Gleich einem Zöllner hast du gepredigt, Elias, und nicht als ein Diener des Herrn! Wie der Wolf im Schafspelz kommst du mir vor in deiner Kutte.“

Bruder Leo von Perugia und Bruder Maſſäus nickten zuſtimmend, und Ruffinus, der Schweigſame, that ſogar den Mund auf, um etwas zu ſagen. Aber dann blieb er doch ſtumm und neigte nur mit einem ſchmerzlichen Ausdruck das Haupt, indem er vorwurfsvoll auf Elias blickte.

Der aber kümmerte ſich wenig um die Miſsbilligung der Brüder, ſondern ſtreckte ſich gemächlich in den Schatten eines Baumes, um ſich von ſeiner Mühſal zu erholen.

Auch Sanct Franciscus hatte ſchweigend mitangehört, was Elias zu berichten wuſste. Eine Weile ſaß er ſtill, das Antlitz in den Händen verborgen. Dann ſtand er auf und begab ſich in einen nahen Wald, wo er in völliger Abgeſchiedenheit ſieben Tage und ſieben Nächte verweilte, durch Faſten und Beten ſeine Seele zu ſtärken. Denn bange Zweifel laſteten auf ihm und drückten ihn ſchier zu Boden.

Während dieſer Zeit hörten die Mönche nur wenig von der bekehrten Stadt, außer daſs von früh bis ſpät die Glocken geläutet wurden, und daſs hie und da ein Trupp von Auswanderern, die mit der neuen Ordnung der Dinge nicht zufrieden waren, die Straße entlang zog und in der Ferne entſchwand. Auch allerhand Geſindel aus der Umgegend kam ſtadtwärts vorüber, das erzählte, es gehe der Ruf, daſs man jetzt durch Betteln in einem Tage mehr verdienen könne, als ſonſt durch Arbeit in vielen Jahren. Es ſeien noch immer Leute genug, die etwas übrig hätten, und man müſſe ſich ſputen, ihnen ſo viel wie möglich abzunehmen, ſolang die neue Mode vorhalte und jeder ſich ſeines Beſitzes ſchäme. Und wirklich ſahen die Mönche ſie des Abends mit Beute beladen wieder heimwärts ziehen, johlend und angetrunken, denn der Wein ſei jetzt wohlfeiler als Waſſer, berichteten ſie, und jeder Wirt froh, wenn man ihm helfe ſeine Fäſſer leeren, damit er ſelbſt nicht in Verſuchung falle.

Am ſiebenten Tage, ſeit Franciscus in der Einſamkeit weilte, wurde ein mächtiges Gewühl von Menſchen ſichtbar, das aus dem Stadtthor hervorwirbelte und ſich langſam auf der Landſtraße näherte. Gleich einer finſtern Gewitterwolke wälzte es ſich heran, und ſchon von ferne konnte man ein dumpfes Murren und Grollen hören wie die gedämpfte Stimme des Donners, alſo daſs den Mönchen angſt und bang wurde und ſie den Bruder Ägidius nach dem Heiligen ſandten, er möge um Gottes willen zu ihnen kommen, ſie fürchteten ſich.

Und wirklich machte die Menge, als ſie unter immer lauter anſchwellendem Gewirr von Stimmen herangekommen war, vor dem Ruheplatz der Mönche halt und erhob ſogleich ein wüſtes Geſchrei nach Sanct Franciscus. Zum Glück erſchien dieſer ſoeben mit Ägidius am Saume des Waldes und näherte ſich eilends dem Orte, erfreut, daſs die Leute ihn ſuchten, und voll Hoffnung, daſs er ſie auf dem rechten Wege finden

würde. Denn in der Weltflucht und Entsagung seiner letzten Tage hatte er's über sich kommen gefühlt wie eine tröstliche Mahnung, sich aller Sorgen zu entschlagen und die Zukunft dieser Menschen, die eines so guten Willens waren, getrost Gott anheimzustellen.

Als er aber auf eine kleine Bodenwelle vor dem Pinienwäldchen trat, um die Menge zu überblicken, da erschrak er heftig, denn aus tausend abgemagerten Gesichtern grinsten ihm Hunger und Elend entgegen. Wie der verlorene Sohn bei den Säuen, so sahen sie aus, herabgekommen, schmutzig und zerlumpt. Und wie sie ihre hageren Arme, Männer und Frauen, gegen ihn ausstreckten und mit ausgetrockneten Kehlen um Brot flehten, da hätte man glauben können, eine Horde von Straßengesindel vor sich zu sehen, das in Ausschweifungen und Sünden jeden sittlichen Halt und alle Selbstachtung eingebüßt hätte.

Sanct Franciscus war durch den Anblick aufs tiefste erschüttert und erkannte, dass das Gute ebenso vom Übel sein kann wie das Böse, wenn es mit Übertreibung und Unverstand geübt wird. Betrübt erklärte er, dass weder er noch seine Brüder Brot hätten, es ihnen zu geben. Da ballten sich plötzlich die Hände, die eben noch flehend ausgestreckt waren, und in entfesselter Wut schrien alle durcheinander, er habe sie beredet, des Irdischen zu vergessen, er müsse jetzt ein Wunder wirken und Brot aus Steinen schaffen. Er habe ihre Männer zum Müßiggang verführt! kreischten die Weiber; er habe sie zu Mönchen gemacht, die die Ehe missachteten und ihre Familien der Noth und dem Hunger preisgäben! Er habe Erwerb und Besitz zur Schmach gestempelt, riefen die Männer, und das blühende Gemeinwesen zugrunde gerichtet. Alle habe er gleich gemacht, schrien wieder andere, alle zu Bettlern, das Ansehen der Obrigkeiten untergraben und eine Willkürherrschaft des Pöbels herbeigeführt! Nein, riefen wieder andere, das sei schon recht gewesen, dass er die Reichen und Vornehmen gedemüthigt hätte, aber den Armen hätte er gerecht vertheilten Besitz nicht verleiden sollen. Jetzt habe niemand etwas, alles sei verbrannt oder verschleppt! Noch andere fragten, wo jetzt der Gott sei, der die Vögel nähre und die Lilien kleide? Und die Erbittertsten schrien, man solle ihm die Kutte vom Leibe reißen und mit dem Strick, den er um die Mitte trage, seinen Rücken stäupen!

Gleich heulenden Wölfen stürzten sie sich auf den Heiligen und wollten sich an ihm vergreifen. Aber die mehr Besonnenen legten sich ins Mittel, um Gewaltthaten zu verhindern. Da entstand ein heftiges Drängen und Balgen, erbittert prallten die Parteien gegen einander, und ohne dass er es wehren konnte, entwickelte sich vor den Augen des Heiligen ein wüthiges Handgemenge. Wie wilde Katzen bissen und kratzten die Weiber um sich, die Männer hieben mit Stöcken und Fäusten auf einander ein, und während ihnen Thränen des Jammers und der Qual

über die Backen liefen, suchten sie ihrer Unzufriedenheit, ihrem Grimm und ihrem Hunger durch Knüffe und Schläge Luft zu machen, die jeder blindlings an diejenigen seiner Mitbürger austheilte, die ihm gerade am nächsten standen. Wie ein Hagelschauer im Sommer niederrauscht, so prasselten Püffe und Prügel von allen Seiten auf die Köpfe und Rücken der bedauernswerten Menschen nieder, ein jeder hieb und ein jeder wurde gehauen, und der allgemeine Zustand der Nothwehr zwang selbst die friedlichsten, sich ihrer Haut zu wehren und mit Armen und Beinen um sich zu schlagen wie toll. Und je mehr geschwollene Nasen, zerkratzte Wangen, Beulen und blutrünstige Augen es setzte, umsomehr erhitzten sich die Gemüther, ein taumelnder Rausch bemächtigte sich der durch Entbehrungen und religiöse Extasen gereizten Sinne, so dass das Prügeln allmählich zu einer Art von Wollust wurde und alle mit derselben wilden Verzückung dreinschlugen, als gäben sie sich einem zügellos ausschweifenden Tanze hin.

Machtlos stand Sanct Franciscus diesem Schauspiel gegenüber. Seine Worte verhallten in dem ohrenbetäubenden Wuth- und Schmerzgeschrei, das sich mit jauchzenden Lauten rasender Lust vermischte. Es blieb ihm nichts übrig als abzuwarten, bis diese wehevolle Orgie sich erschöpft hätte. Wie hilfesuchend blickte er um sich, da gewahrte er eine von den Turteltauben, die er unter den Bäumen angesiedelt hatte, und als er in seiner Seelenangst die Hand nach dem unschuldigen Geschöpfe Gottes ausstreckte, flog sie sogleich herzu und setzte sich zutraulich auf seinem Haupte nieder. Wie die Leute das sahen, ließen sie nach und nach von einander und starrten verwundert auf Sanct Franciscus, denn sie meinten nicht anders, als dass der heilige Geist in Gestalt einer Taube über ihn gekommen sei. Die müden Arme sanken ihnen nieder, und zugleich mit ihrer Wuth und Raserei verließen sie auch die letzten Kräfte, also dass sie beschämt und zerknirscht in eine dumpfe und thränenreiche Stimmung versanken, wie wenn ein tobender Orkan sich plötzlich legt und ein trostloser, eintöniger Landregen an seine Stelle tritt.

Mittlerweile waren noch mehr Turteltauben herzugeflogen, die sich auf die Schultern und Arme des heiligen Franz niederließen, und also, umgeben von dem Sinnbild der Unschuld und Sanftmuth, erhob er in der großen Stille, die jetzt eingetreten war, seine Stimme und sagte erfüllt vom Geiste: „Wollet mir, geliebte Brüder im Herrn, Aufmerksamkeit schenken, dass ich euch ein Gleichnis erzähle. Es war einmal ein Mann, der Besitzer eines ausgedehnten Ölberges, der besaß auch eine Anzahl Esel, die ihm die reiche Ölfrucht zu Thale trugen. Dabei hatte er oft die Erfahrung gemacht, dass die Esel von Natur störrische Thiere sind, denn wenn er einem eine Last auflud, die ihn zu schwer dünkte, so warf er sie zur Erde oder schlug mit den Hufen nach seinem Herrn

oder legte ſich ſelbſt auf den Boden und weigerte ſich, den Sack zu tragen. Einmal nun bekam er einen neuen Eſel, dem lud er eine gewaltige Bürde auf den Rücken und dachte: Wenn es ihm zu ſchwer iſt, ſo wird er ſich dagegen wehren, wie es Brauch iſt bei dieſen Thieren! Der neue Eſel aber war eifriger und williger als die andern und gab durch kein Zeichen zu erkennen, daſs ihm der Sack zu ſchwer war, ſondern ſchleppte ihn eine gute Strecke, bis er unter der Laſt, die weit über ſeine Kräfte gieng, zuſammenbrach. Da erkannte der Herr zu ſpät, daſs er ihm zu viel zugemuthet hatte. Sehet, Brüder, ſo iſt es mir ergangen mit euch. Wie oft muſste ich erfahren, daſs die Menſchen nur einen geringen Theil von dem erfüllten, was ich zu ihrem Seelenheil von ihnen forderte, und daſs ſie abſchüttelten, was ihnen zu ſchwer ſchien. Ihr aber hattet den guten Willen, alles zu erfüllen, was ich euch zugemuthet habe, und jetzt erſt, da ſich zeigt, daſs die Bürde der Entſagung für eure Schultern zu ſchwer geweſen iſt, erkenne ich mit Reue, daſs ich allzu viel von euch gefordert habe. Denn nur wenige Menſchen ſind geſtärkt und alſo gefeſtigt in ihrem Glauben, ein Leben der Entſagung und Buße zu führen, wie wir es thun, die Gott der Herr, ſo unwürdig wir auch ſind, berufen hat, die Sünden ihrer Mitmenſchen auf ſich zu nehmen und zu ſühnen, wie Jeſus Chriſtus einſt die Sünden der Menſchen auf ſich genommen und am Stamme des Kreuzes gebüßt hat. Ihr andern aber gehört dem Leben, nach dem unerforſchlichen Rathſchluſs der Vorſehung. Jedoch ſoll es kein Leben ſein, wie ihr es vordem geführt in Sünde und Lüſten, ſondern wie dieſe Turteltauben ſollt ihr leben, die ich unter den Bäumen angeſiedelt habe. Emſig bauen ſie an ihren Wohnungen in den Zweigen und fliegen aus, Futter zu ſuchen und bringen, was ſie finden, heim in ihre Neſter, allwo ſie Frucht tragen und ſich mehren nach dem Geheiß ihres Schöpfers. Und ſind doch die unſchuldigſten unter allen Thieren, mit welchen in der Schrift die keuſchen und ſanftmüthigen und gläubigen Seelen verglichen werden. So ſollt auch ihr mit Fleiß und ohne Habſucht euren Geſchäften nachgehen und eure irdiſche Pflichten erfüllen, dabei aber Gott im Herzen tragen und eurer ewigen Pflichten nicht vergeſſen. So ſollt ihr Güter der Welt ſammeln, ohne eure Herzen allzuſehr daran zu hängen. So ſollt ihr Herr ſein, jeder in ſeinem Neſte, und doch in brüderlicher Eintracht und Liebe mit einander leben. So ſollt ihr Nachkommen zeugen ohne Unkeuſchheit und euch eurer Frauen und Kinder erfreuen in Sanftmuth und Einfalt des Herzens. Alſo hat Gott es mir geoffenbart und verkündet es durch meinen Mund. Darum gehet hin, jeder zu den Seinigen und in ſein Haus und an ſeine Arbeit, und trachtet in Gottesfurcht den Platz auszufüllen, auf den ihr in dieſem Leben geſtellt ſeid.“

Nachdem der heilige Franz also gesprochen, verharrte die Menge einige Augenblicke in Schweigen. Dann aber erhob sich die Stimme eines der ärgsten Schreier aus dem Volke, desselben, der früher zu Thätlichkeiten gegen den Heiligen angeeifert hatte, und der rief: „Wir wollen nicht arbeiten, wir wollen Brot! Wir sind Diener Gottes so gut wie andere und wollen von Almosen leben, und nicht von Arbeit."

Aber der allgemeine Unwille, der sich sogleich gegen ihn erhob und ihn zwang zu schweigen, zeigte, dass er nur im eigenen Namen gesprochen und niemanden auf seiner Seite hatte. Vielmehr bekundeten gar viele laut und fest ihre Zustimmung zu den Worten des Heiligen und forderten ihre Mitbürger auf, heimzukehren und wieder ein geregeltes Leben zu beginnen. Auch war beinahe keiner, der nicht mit Freuden dazu bereit gewesen wäre; jedoch die Sorge, wie sie die augenblickliche Noth überwinden und für eine so große Menge von Menschen die nöthigsten Nahrungsmittel rasch herbeischaffen sollten, bekümmerte alle. Und wie in einer gemeinsamen Eingebung knieten sie nieder und gelobten in heißem brünstigem Gebete, in aller Zukunft den Weg zu wandeln, den Sanct Franciscus ihnen gewiesen, wenn Gott nur diesmal noch sich ihrer erbarmen und ihnen aus der gegenwärtigen Schwierigkeit heraushelfen wollte.

Wie eine wunderbare Erhörung ihres Gebetes musste es demnach allen vorkommen, als plötzlich einer aus ihrer Mitte sich erhob, der weitaus nicht so verhungert aussah als die andern, auf einen Steinhaufen an der Straße stieg und also zu reden begann: „Liebe Mitbürger, seid getrost, denn Gott der Allmächtige hat die erflehte Hilfe schon in Bereitschaft, und ich schwacher, unwürdiger Mann bin zum Werkzeug seiner Weisheit und Güte ausersehen. Ihr werdet euch vielleicht daran erinnern, dass ich, als der Taumel der Weltflucht und Entsagung über die ganze Stadt kam, zu den wenigen gehörte, die ihre warnende Stimme zu erheben wagten, und dass ich damals, was jetzt eingetroffen ist, ungefähr voraussagte, wenn ich mir's auch nicht ganz so schlimm erwartet habe, als es in Wirklichkeit gekommen ist. Als ich allmählich einzusehen begann, dass alles, was ich sagte, in den Wind gesprochen war, und dass ich nicht nur mein Ansehen, sondern sogar mein Leben gefährdete, wenn ich mich der allgemeinen Strömung widersetzte, so gieng ich scheinbar auf eure Absichten ein, und meine angebliche Bekehrung wurde mit großem Jubel von euch begrüßt. Ihr wisst, dass ich meines Standes Kaufmann bin, und dass Gott meinen Fleiß und meine Redlichkeit durch reiche Glücksgüter gesegnet hat. Jetzt schenkte ich, wie es im Rausche jener Tage gefordert wurde, mein Hab und Gut, das ich in jahrelanger Arbeit gesammelt hatte, den Armen oder verbrannte es auf dem Scheiterhaufen. Oder vielmehr, um aufrichtig zu sein, zum Glück that ich es nicht wirklich, sondern gab nur vor, es zu thun, um euch

zu gefallen. In Wahrheit behielt ich das meiste und wertvollste zurück und versteckte es in meinen Kellern. Auch die Lebensmittel und Vorräthe, die in meinen Magazinen aufgespeichert waren, wanderten zum größten Theil in einen geheimen Keller meines Hauses, und ebendort befindet sich auch der Inhalt meiner Kornkammern, die ihr noch jüngst durchsucht und leer gefunden habt. All diese reichen Güter will ich nun, da ihr mit Gottes Hilfe wieder Vernunft angenommen habt, von Herzen gerne mit euch theilen, unter der Voraussetzung natürlich, dass ihr später, wenn ihr durch Fleiß und Arbeit wieder zu Besitz gekommen seid, den Wert getreulich vergütet. Einstweilen mag der Magistrat der Stadt, den wir doch wohl wieder einsetzen und anerkennen werden, die Bürgschaft übernehmen und jeden Sack Getreides und alles, was sonst verzehrt wird, auf einer richtigen Urkunde ordnungsmäßig vermerken. Sollten aber die besagten Vorräthe, die ich in richtiger Voraussicht der kommenden Dinge für diese böse Zeiten zurückgelegt habe, nicht für alle reichen, die jetzt hungrig sind und darben, so kann ich euch verrathen, dass mir noch wenigstens ein Dutzend wohlhabender Bürger bekannt ist, die es genau ebenso gemacht haben wie ich, und dass, wenn mich nicht alle Zeichen trügen, auch unter den andern, von denen ich es nicht gerade weiß, sich noch mancher finden wird, der sich auf ähnliche Weise geholfen hat. Denn wer im Schweiße seines Angesichts sich ein Wohlständchen errungen hat, der schwärmt für Entsagung und Gleichmacherei nicht leicht mit derselben Begeisterung, wie der Besitzlose. Im Namen aller dieser glaube ich nun euch das Versprechen geben zu können, dass sie jetzt nach eingetretenem Wandel der Dinge ihre Mitbürger ebensowenig im Stiche lassen werden als ich. Und nun lasst uns heimkehren und unsern Hunger stillen!"

Ein unbeschreiblicher Jubel folgte diesen Worten. Einmüthig priesen alle die Klugheit des Mannes, und mit neu erwachten Kräften hoben ihn einige auf ihre Schultern und trugen ihn unter dem Volke umher, das sich begierig herandrängte, seine Hände, seine Kleider zu küssen. Stürmisch verlangten sie, er solle die Zügel der Stadt ergreifen, es gäbe keinen besseren, keinen, der umsichtiger die Interessen der Allgemeinheit wahrzunehmen wüsste. Und als er nicht nein sagte, da riefen sie ihn sogleich zum Bürgermeister aus und brachten ihm ein donnerndes „Hoch" ums andere. Dann löste sich die dichtgedrängte Menschenmasse auf und zog in freudig bewegten Gruppen eilends nach der Stadt zurück.

In Gedanken versunken stand Sanct Franciskus und schaute der Volksmenge nach, die, in eine große Staubwolke gehüllt, sich entfernte. Die untergehende Sonne durchglühte den aufgewirbelten Staub der Straße, dass es aussah, als zögen rauchende Feuersäulen dahin.

Als die letzten Menschen hinter dem Stadtthor verschwunden waren, wendete sich der Heilige zu seinen Brüdern und befahl, dem Esel die

leeren Körbe aufzulegen und zum Aufbruch zu rüſten. Und noch ehe die Sonne ganz hinter den Bergen verſchwunden war, bewegte ſich das kleine Häuflein brauner Kutten über die ſtaubige Landſtraße fort und entfernte ſich langſam von der Stadt, die ihnen ſo viel zu ſchaffen gemacht hatte, erſt durch das Übermaß der Sünde, dann durch das Übermaß der Tugend.

Ernſt und traurig ſchritt Franciscus fürbaſs. Elias, der neben ihm wandelte, beobachtete ihn von der Seite. Nach einer Weile fragte er liebevoll: „Ehrwürdiger, warum biſt du ſo traurig?“

„Ach, Elias“, ſagte Franciscus weich, „mir iſt ſo unſagbar weh ums Herz; denn ich habe neuerdings erkannt, wie ſehr die Seele der Menſchen an die Erde gekettet iſt, alſo daſs ſie die Heiligung nicht erlangen kann, ſolange ſie im Leibe wohnt.“

Und gutmüthig, wie man zu einem kranken Kinde ſpricht, verſetzte Elias: „Gräme dich nicht zu ſehr darüber, Bruder Franz! Sieh, die Welt iſt nun einmal nicht anders. Und das haſt du doch jetzt ſelbſt geſehen: Wenn alle Menſchen Heilige wären, dann hätten wir die Hölle auf Erden!“

Geſtalten aus dem Armenhauſe.

Von **Karl Wolf.**[1])

I. Der Oanſtützel.

Wenn ich auf meinen Studienreiſen, welche ich mit Schnerfſack, Stock und auf des Schuſters vortrefflichen Rappen von Zeit zu Zeit zu machen pflegte, hinaus in ein Dorf komme, ſo mache ich ganz beſtimmt drei Beſuche: Der erſte gilt der Kirche — ich will mich durchaus nicht mit dem Glorienſchein der Frömmigkeit umgeben, aber ſo eine Dorfkirche hat auf mich von je her ſchon einen ungemein heimelnden Eindruck gemacht; der zweite dem Friedhof und der dritte der „Lotterhütt'“.

Die „Lotterhütt'“ iſt im ſüdlichen Tirol, was man in der Stadt ein Pfründner- oder Armenhaus nennt. Da werden die Ärmſten der Armen untergebracht. Leute, welche wegen Alter oder allerlei Gebrechen nicht mehr betteln können; Leute, denen die Faulheit ſchon faſt zur zweiten Natur geworden iſt und welche lieber auf dem harten Lager und bei der ſchlechten Koſt der „Lotterhütt'“ fortduſeln, als ſich ihre Lage durch Arbeit zu verbeſſern, und oft auch verarmte Bauern, welche die „Gmuan der Schand' halber“ erhalten will, oder beſſer geſagt, erhalten muſs.

[1]) Aus „Geſchichten aus Tirol“ von Karl Wolf. Dritte Sammlung. Innsbruck. A. Edlinger. 1897.

Unter den Bewohnern der Lotterhütt' fand ich so mannigfaltige Gestalten, dass ich mir vorgenommen habe, eine kleine „Sammlung" derselben anzulegen, welche vielleicht manche Lücke in den so mannigfachen Beschreibungen der „Tiroler Leut'" ausfüllen dürfte.

Die Lotterhütt' hat, wie alle anderen Gesellschaftskreise der Welt, auch ihre Haute-volée, welche mit einem gewissen Achselzucken auf die anderen Einwohner des Hauses niederschaut, ja sogar die Engel des Elends, die barmherzigen Schwestern, welche zumeist in diesen Häusern die Wirtschaft führen, ungefähr so behandeln, wie eine heruntergekommene Gräfin ihr früheres Kammermädchen, das, nun eine angesehene, vermögende Bürgersfrau, zu ihr noch immer „Küss' d' Hand" sagt. Eines Tages betrat ich wieder einmal eine „Lotterhütt'" und fand im Hofe den „Oanstützler" sitzend auf einer Bank mit seinem Pfeiflein. Er wurde so genannt, weil er im Feldzuge 1859 sein rechtes Bein verloren hatte. Das dankbare Vaterland überließ die Ehrenpflicht der Gemeinde, für den armen Krüppel zu sorgen, und er bekam eine Stelle in der Lotterhütt'.

„Grüß' Gott, Oanhaxl", so grüßte ich und setzte mich zum Alten.

„Jetzt, wenn sie mir lei mein' rechtschaff'nen Namen verschandeln, zelm enten hat der Zimmermann 's Loch g'lassen. Der Zimmermann halt freili nit g'rad, weil 's Thor eigentli lei a Loch in der Mauer ist. Aber die narrische Welt hat halt a mal den Spruch aufgebracht, und i bin nit berufen, an neuen zu erfinden."

„Bist ja völli' grantig heut'", entgegnete ich lachend.

„I wissen's, sell muss ma sein, wenn man a so wichtig's Amt hat, wie i. Thorwart'l in der Lotterhütt'! Wie i z'sammeng'schossen hoam kemmen bin von der Walsch, hat der Gmoanausschuß einstimmig b'schlossen, zum Thorwart'l machen's mi in der Lotterhütt', und der erste Ausschuss, der Bruggenschneider hat g'meint, 's G'wand'l müss' a mit einbezogen werden. 's käm nit so hoch, weil i lei ein' Hosenschlotter brauchen thu. Aber mit'n G'wand'l bin i durchgefallen, sell muss i bettelweis' aufbringen, und mit 'n Thorwart'l ist's a lei so a Sach'. Kein Thor haben mir nit in der Lotterhütt'."

„Ja was seid's denn früher g'west, ehvor 's habt einrucken müssen", begann ich nun auf den Busch zu klopfen.

Da schaute der Krüppel lange vor sich nieder. Endlich sagte er: „Ehvor? Ja zelm bin i a Lump g'west, a nichtsnutziger, und ins Zuchthaus hat i taugt, rein ins Zuchthaus."

Verwundert schaute ich auf den Alten. Sein Gesicht hatte einen so grundehrlichen und rechtschaffenen Ausdruck, dass ich nicht glauben konnte, er sei in seiner Jugend auf unrechten Pfaden gewandert.

„Sell werd schon so sein", sagte er, ohne auf mich zu achten. „Wenn a Knechtl seine Augen auf die erste, die schönste und reichste

Bauerntochter wirft, fell kann man ihm nit verwehren, 's G'schau und Herz hat der liebe Herrgott an jeden Menschen gleich eingerichtet, sei er zum Bettler bestimmt oder zum reichen Bauer. Da kannst nichts machen. Wenn aber so a Knecht, so a niedriger, nichtsnutziger und tauglicher Mensch, so a reiche hochgeborne Dirn a dazubringt, dass 's Fensterriegerl mit Schmalz g'schmierbt ist, dass 's nit ochezt, wenn man's aufschiebt, dass selb' Diandl der Hausdirn sagt, 's Holz soll sie von der andern Seit' nehmen, weil sonst der Stoß zu nieder wurd' unter ihrem Fensterl und der Schatz nit aufreichet auf a rechtschaff'nes Bussel, vom Einischlüpfen gar nit zu reden, und wenn er das Diandl gar dazu bringt, dass 's frischweg „Na" sagt, wie der reiche Müller vom Sand kummt und mit die Elternleut' schon alles ausgemacht und ausgehandelt gehabt hat und z'letzt halt a so nebenher, Brauch's halber, das Mad'l fragt, ob sie a mag, na dös ist lei a Mensch, der von Rechtswegen ins Zuchthaus gehört."

Der alte Mann war erregt geworden und hatte seinen schlappigen Hut vor sich in den Sand geworfen, dass der kahle Schädel der Sonne ausgesetzt war. Da humpelte ein altes, eingeschrumpftes Weiblein, mit rothen, entzündeten Augen herbei, nahm den Hut und setzte ihn dem Alten wieder auf.

„Bist schon wieder narrisch", keifte sie, „du nichtsnutziger Mensch. In d' Sunna sitzen und Schädelweh bekummen, gelt sell kannst, Esel oanhaxeter. Und mi schickt die barmherzige Schwester nachher wieder Umschläg z'machen, stundenlang, wenn d' wieder die kopfhitzige Krankheit bekummst. Und dass d' einem a Budele Brantwein dafür zahlest? An Schmarrn, du, du, oanhaxeter Ochs, du!"

Verdrossen kauerte sich die Alte hinter ihm in den Schatten.

Der Oanstützel nahm keine Notiz von der Keiferei; wie in Erinnerung schwelgend sagte er, mehr für sich, als für mich erzählend:

„Und das Lenerl war so a sauber's, so a grundbraves Diandl. Wie haben sie die Leut' schlecht gemacht, weil's an armen Knecht ihre Lieb' geschenkt hat, und wie haben die Leut' mi schlecht gemacht, weil i zu ihr aufgeschaut hab', wie zu einem Engel im Himmel. Aber in Schmutz und Dreck haben sie unsere Lieb' herumgezerrt, weil sie nit wissen, dass die reine Lieb' ist, wie a bethaut's Röserl, das ma verdirbt, wenn ma's angreift. Mein Bauer hat mi verjagt, und im ganzen Dorf hab' i kein Platz finden können, denn der Vater vom Lenerl war mächti' und ang'seh'n. Der Müller am Sand hat g'lacht über die Abfertigung vom Lenerl und hat g'sagt: „Hab nit g'meint, dass dein Diandl in der Sach' a was d'rein zu reden hätt', Bauer. Aber, dös macht nix. Über den dalketen Knecht druck i a Aug' zu und du legst no a fünfhundert Gulden zu, oder a Paarl masttaugliche Ochsen. Oder

ist dir der Knecht a so zu theuer?" — Mir ist die Red' hinterbracht worden am Sonntag und alle haben auf mi eing'föppelt. Grad kummt der Müller am Sand bei der Gaststubenthür' einer, wie's mi so aufzieh'n. I steh' auf, geh' hin und schlag 'n nieder, so mit der Faust auf ein Schlag. „Dös ist für 'n Ochs, Mensch", sag' i. 's muß 'n fein brummt haben im Grind, dem Müller, weil die Stadtdoctor außertüpfelt haben, so auf drei Monat Kerker reichet der Schlag. An an Sonntag früh bin i wieder frei geworden im Kreisgericht, und wie i heim kumm, ist g'rad die Predig' aus. I stell mi vor der Kirch' ans Guckfenster, und da fangt der Curat g'rad mit 'n Verkündnen an. „Zum heiligen Sacrament der Ehe haben sich entschlossen" — 's Lenerl und Müller am Sand verlest er. I hab' g'wartet bis nach 'n Hochamt, und wie die Leut' alle außerkommen, geht mitten d'rein der Müller mit 'n Lenerls Vater. I geh' d'rauf zu und schlag'n Müller wieder nieder, wie zelm in der Wirtsstuben. Schön ist er z'sammenpurzelt, sag i Ihnen. Diesmal hat's sechs Monat kostet. Wie i dann wieder außerkummen bin, ist g'rad Kriegszeit an'gangen g'west in der Walsch d'rein. I hab mi anwerben lassen, — hat mi g'wundert, dass so an Hauptlumpen g'mögt haben, — und am 24. Juni, g'rad so um der Marendzeit, hat mir einer unversehens die Hax abg'schossen. Solferino hat die Ortschaft geheißen. Mei, lange Zeit hab' i mi in die Spitäler ummerzogen, und nachher bin i mit a Ziehorgel g'reist. Aufmachen hab' i nit können, d' Leut' haben mir für 's Aufhör'n alleweil was zahlt. Hie und da bin i a auf 'n Schub heim kommen und wie sell der Gmein endli' zu theuer kummen ist, hab' i den Ehrenposten da erhalten."

Der Alte schwieg. Ich dachte mir, die Liebe zu dem ehemaligen Knechte wird im Herzen der Müllerin doch nicht ganz erloschen sein, und sie wird ihres Freundes im Armenhause doch auch manchesmal mit einer Gabe gedenken.

„Und 's Lenerl?" So wagte ich die Frage.

„Wie ihr Vater g'storben ist, hat sich's 'zeigt, dass auf 'm Anwesen mehr Schulden sein, als Schindeln auf 'm Dach, und dem Müller am Sand, dem war die Mühl' zu trocken. Der hat sie versoffen, rein ganz versoffen."

„Und 's Lenerl?"

„O, der thut's gut geh'n, sie ist gut aufgehoben. Lei ein' Ärger hat sie, dass sie mir kalte Umschläge machen muss, wenn i die kopfhitzige Krankheit bekumm."

Erschrocken deutete ich auf die keifende Alte.

„Ja, ja, freili', freili'", lachte er, „dös ist mein Engerl, 's Lenerl! Gelt Schatzl?"

II. Der Kaiſer.

In der Lotterhütt' von M. da kannte ich ein Männlein, das nannte man den Kaiſer. Nicht etwa, daſs er ein Ausſehen gehabt hätte, welches einen ſolchen Namen rechtfertigte. O nein! Er war ein kleiner, magerer Mann mit einer mächtigen Hackennaſe, vorſtehenden Backenknochen, unter welchen die Wangen wie zwei leere, lederne Beutel hiengen, denn die Zähne waren ihm ſchon längſt ausgefallen. Seine Haltung war gebückt, und mitten auf dem Rücken hatte im Sommer die Weſte, im Winter der Rock eine ſcharf mitgenommene Stelle, weil es ſeine Gewohnheit war, immer an den Mauern und Wänden herumzulehnen. Den Kaiſer nannte man ihn, weil er den Spruch hatte: „Ja halt der Kaiſer, wenn i ſein thät'!"

Eines Tages kam ich nach M. und machte pflichtſchuldigſt meine Aufwartung in der Lotterhütt'. Der Schweſter Oberin war ich ſchon bekannt und mit liebenswürdiger Freundlichkeit ſtellte ſie ein Waſſerſchaff von einem Stuhl auf den Boden, wiſchte mit ihrer blauen Schürze den Sitz ab und lud mich ein, in der Küche platzzunehmen. Die Küche iſt in der Lotterhütt' zumeiſt der Converſationsſalon, der neutrale Boden, und da verſammeln ſich die Inſaſſen des Hauſes gerne zu einem Plauſch. Ein mächtiger Herd mit offenem Feuer, darüber ein Rauchmantel, einige alte Schränke, an der Wand Pfannen, Kochgeſchirr auf einer Stellage und, als ſehr beliebter Sitz auf dem Herde an der Wand, eine Hühnerſteige.

Da ſaß auch der Kaiſer und nickte mir vergnügt zu. Die Wärme liebte er ungemein.

„Grüß' Gott", ſagte er, „a wieder a mal des Weges? Fein iſt's heunt, ſchun ſaggeriſch fein. Der Kaiſer wenn i ſein thät', a Kuchel thät' i mir auf mein G'ſchloſs bauen, mit an Herd und a Hennenſteigen mit an polſterten Dach drauf, weil's für ſo an durren Menſch, wie i einer bin, z'wider iſt, a ſou auf 'n Brett zu hucken und da auf 'n Herd; eig'ne Leut' müſſet'n da ſein und alleweil a Feuer erhalten aus trucknen Fichtenholz, daſs 's nit racht", dann dachte er eine Weile nach und ſagte: „Halt polſtert braucht die Hennenſteige nit zu ſein, weil bei ſo a Koſt, wie i 's als Kaiſer hätt', würd' ma ſchon rund und fett und erſitzet's leicht auf 'n blecketen Brett."

„Ja, wenn du der Kaiſer wärſt", ſagte ich, „du thäteſt dir's fein einrichten?"

„Fein? Fürnehm thät' i mir's richten", ſagte der Kaiſer mit funkelnden Augen. „Z' Morget Knödelſupp' und Würſt', auf Halbmittag Würſtlen, auf Mittag Knödel und a Ing'macht's und auf z' Nacht a a ſchweinernes Bratl und derzwiſchen ini Kaffee mit Brezidebrezeln und neben mir müſſet a Panzele Wein ſtehen mit der Pipp dran und a

Krug drunter. So richtet i mir's, wenn i halt der Kaiser sein thät'." Wieder folgte eine Pause, und der alte Mann stopfte sich sein Pfeifchen, langte einen Span aus dem Feuer und zündete den Tabak an, wobei seine faltigen Wangen beim Einziehen des Rauches förmliche Gruben bildeten. „Und zwei Federbetten. Eins unten eini, eins über", sagte er nach einer Weile, dann dachte er lange nach, was es vielleicht noch geben würde auf dieser Welt, tauglich für einen Kaiser. „Im Winter Patschen", brummte er und nickte dann auf seiner Hühnersteige ein, so dass ihm das Pfeifchen wie ein welker Zweig aus dem Munde hieng.

Die Schwester Oberin lächelte und warf auf den alten Mann einen freundlichen Blick. „Es wäre kein Unglück, wenn der Mann ein Kaiser geworden", sagte sie, „denn er hat ein Herz, so gut und erfüllt von Nächstenliebe, wie kaum ein zweites zu finden ist. Arm, wie eine Kirchenmaus, findet er doch immer Mittel und Wege, seinen Mitmenschen Gutes zu thun. Jeder ‚Lotterhüttler' bekommt von der Gemeinde aus im Winter ein paar Schuhe. Da haben wir im Hause einen rohen, gewaltthätigen Menschen, der viel herumstrolcht auf Bettelei oder sonst noch Schlimmerem. Der reichte mit den Schuhen nie aus, und ich sah schon immer mit Sorgen der Zeit entgegen, wo der Mann zu Hause bleiben musste, weil ihm das Schuhzeug fehlte. Was thut der Kaiser? Er geht zu unserem Schuster und klagt, die Schuhe würden ihm immer zu klein gemacht und drücken ihn fürchterlich. Und als dieselben abgeliefert wurden, verwahrte er sie sorgfältig in seiner alten Truhe. Sowie nun der Strolch mit seinen Schuhen zu Ende war, steckte er ihm die seinigen zu, und, um mit einem Paar zwei Jahre auszukommen, lief er den ganzen Sommer auf des lieben Herrgotts Sohlen."

„Und wie ist denn der arme Teufel in die Lotterhütte gekommen?" frug ich die Oberin.

Da blinzelte mir der Alte freundlich zu und schmunzelte: „Herentgegen, mei' Lieber, bin i nit bettelweis' da. O baleib; mit meine eig'nen Groschen inkafter bin i, Freunderl, mit meine eig'nen Groschen. I bin a Sarlgüter Sohn und sell halt der Jüngere. Und zur Zeit, wenn's einem unter der Nas' gitzlt, weil die Haarlen durchistechen und a Bart werden will, schaut der Mensch um, ob nit a Goscherl zu finden war zum Bartriebeln. Und i hab' eins g'funden, dös hätt' mir taugt. Aber mei' Vater hat g'sagt: ‚Bist rein narrisch, dös Diandl ist nit für di, dös ist für'n Bruader. Bist ja der Jüngere.' Un nachher der Hof, da hat's geheißen: ‚Mei, muckst' di nit, der Hof, der ist ja für'n Bruder, bist ja der Jüngere.' Und mei Bruader hat 'n Hof übernommen, und mei' Diandl hat er übernommen, und an Knecht hat er fortg'schickt und hat g'sagt: ‚Kannst schon bleiben, hat er g'sagt, weil i an Knecht fortschick'', hat er g'sagt. Und da bin i blieben. Und wie mei' Bruader

alleweit ſchlechter gehaust hat und alleweil ſchlechter gewirtſchaftet, da hat er g'ſagt: ‚Du', hat er g'ſagt, ‚du muſst mit dem aug'ſchriebenen Geld z'ruckſteh'n', hat er g'ſagt, ‚daſs ia a Capital aufnehmen kann', hat er g'ſagt, ‚biſt der Jüngere'. Und mit dem Z'ruckſteh'n iſt's ſo a dreimal kummen, und da hat ſi die Gmoan d'reingemiſcht; i kummet um mei' ganze Sach', hat die Gmoan g'meint. Und mir haben ſie an Gerhab aufg'ſtellt und auf 'n gach iſt der Hof verſteigert worden. Da hat mei' Gerhab aus der Sach' mein' zweihundertdrei Gulden außerg'würgt, und i hab' mi da einkauft. Bin alsdann nit lei ſo bettelweiſ' da, in der Lotterhütt'. O baleib, bin a privatweiſer Menſch, und mei' Bruader muaſs tagwerken, der Häuter."

Lange ſchaute der Alte ſinnend in das Feuer. Es mochte ihm vielleicht das Bild ſeiner Jugendliebe und das ſeiner verlorenen Heimat vorſchweben.

„Die jüngeren Buaben, wenn i halt der Kaiſer ſein thät', ſchaffet i ab", brummte er.

III. Die Weihbrunnſpritzerin.

Dieſe Geſchichte habe ich von einem alten Weiblein auf einem Friedhofe zu hören bekommen. Wo, das werde ich nicht ſagen, denn ſonſt könnte der eine oder andere Neugierige hingehen, um dasſelbe „auszufratſcheln" und am Ende doch nichts verſtehen.

Alſo es war an einem Sonntag, da ſtand ich vor der Dorfkirche und lauſchte auf den wunderlichen Geſang, der vom Chor auf die Straße klang. Ein Tenor und ein Baſs wechſelten ab und ſangen zum Schluſs ein Duett, ganz nach Art der Volksſänger in einer Reſtauration. Doch es muſste ſchon ſo üblich ſein in dem Orte, denn die Leute, welche der heiligen Meſſe vor der Kirchenthüre anwohnten, machten keine beſonderen Geſichter. Sie ſahen aus, daſs man merkte, ſie denken an alles eher, als an den lieben Herrgott.

Als ſich das Kirchlein leerte und ich noch ſinnend zwiſchen den Grabkreuzen herumſtieg, bemerkte ich ein altes Weiblein, welches Gebete murmelnd den kleinen Friedhof durchwanderte und mit der gebogenen Hand, wo ſich nur Gelegenheit bot, Weihbrunnen ſchöpfte und links und rechts über die Gräber ſprengte. Sie verſah dieſes fromme Liebeswerk mit einem ſolchen Eifer, daſs ſie gar nicht merkte, daſs ich ihr folgte, um ſie in ihrem Thun und Treiben zu beobachten. Dabei hörte ich, daſs ſie immerwährend vor ſich hinmurmelte, gerade als wollte ſie mit der ſtillen Geſellſchaft da unten allerlei Zwiegeſpräche pflegen. Sie hatte ſchon lange die Runde gemacht auf dem kleinen Gottesacker und faſt kein Grab wurde überſehen.

Sie schritt dem Ausgange zu, und wie ein schelmisches Lächeln huschte es über ihr runzeliges Gesicht und gar vergnügt funkelten die Äuglein. Da wendete sie sich noch einmal um und schaute auf ein Grab hin, welches ein eisernes altes Kreuz schmückte.

„Mei, hast glaubt, vergessen thu' i auf di, Gruaber? O mei na, o weitaus na! Lei a weng tratz'n thua i di, woaßt, a weng tratz'n." Dann humpelte sie noch einmal zurück, nahm eine tüchtige Handvoll Weihbrunnen aus der Marmorschale neben der Thüre der Kirche und besprengte damit das erst absichtlich übersehene Grab. „Da hast dein' Sach', Gruaber, da hast sie. Gott g'seng's dir und lass dir's als Trost zukemmen."

„Aber Muatterl", stellte ich nun die Alte, „zwegn was thuast denn in Gruaber so tratz'n mit 'n Weichbrunnen?"

Da sah sie mich erst von oben bis unten groß an, wischte sich mit dem Rücken der rechten Hand ein Nasentröpflein ab, wendete sich um und gieng, mich keiner Antwort würdigend, von dannen. Schüchternheit steht jedoch nicht in meinem Programm, und so ließ ich mich nicht auf diese Weise abspeisen. Mit ruhigen Schritten folgte ich der Alten und sagte: „Zwegn dem, dass d' grantig werst, nimm i von meiner Red' koan Silb' z'ruck. A arme Seel' tratzt ma nit."

„Und zu ar ehrbar'n Jungfer sagt ma nit Muatterl", entgegnete die Alte giftig, „und sein Nasen steckt ma nit in ander Leut' Angelegenheiten, und nachher, a Ruah will i haben."

„Die Ruah lass i dir schon, wenn d' miar sagst: zwegn was tratzt 'n denn, in Gruaber? Gott hab 'n selig."

Eine solche Zudringlichkeit wurde denn der Alten doch zu viel. Entrüstet setzte sie sich auf eine lange Bank, die am Eingange des Friedhofes angebracht war, und eiferte: „Jetzt geh' i schun stark auf die neunzig los, aber so a zudringliche Wanz'n ist mir no nia unterkemmen."

„Mei", lachte ich und setzte mich an ihre Seite, „zelm ist's die höchste Zeit, dass d' mi g'funden hast, sonstern hättest's gar nimmer darlebt. Aber jetzt sein mir fein mit einander und g'wundrig bin i schun amal, und jetzt erzählst miar, zwegn was thuast 'n Gruber mit 'n Weichbrunnen tratz'n?"

„Nit nachgeben thuat er, der Mensch, rein nit nachgeben. Die G'schicht hab' i selber schiar vergessen, und wenn i mi dran b'sinn, grabbelt's miar heutigstags nou im Herzen ummer. Alsdann, i bin a Diandl g'west wie halt hundert andere a. Mei, schau an Marschanzger Apf'l an. Wenn d'n in Herbst brockst, zelm hat er Wängerln wie a nuier Dachziegel und in Langes ist er runz'lig und trucken. A son ist's bei den Diandlen a. Meine Wangen san amal g'farbelt g'west, gar nit schlecht, und sist bin i a sauber g'west. Die Zöpf, zwoamol haben sie

ummerglangt um mein Kopf. Wie die Vögerln in Wald und Feld paar'n, wenn im Langes alles blüht und duftet, a ſou haben's die Leut' a, wenn ihr Langes da iſt. An mei'm Fenſterl hat oft z' Nachtzeit a Vögerl geſungen gar fein und kluag:

„Steig' i aufi ans Fenſterl,
Klopf' an mit mein' Ring:
Mei herzigs ſchian's Diandl
War i bei dir drin."

Mei Antwort in der Sach' war aber alleweil:

„Bua, moch dir koa Müah,
's tragt dir's nit aus,
Steig' obi beim Loatal,
Sinſt kugelſt obaus."

Und ſo hat's halt a G'red geben: mei, dös iſt a G'ſchnappige, dös iſt a Stolze. Dererweil iſt aber die Sach' anderſt g'weſt. An Schatz hab' i ſchon an g'funden, aber a ſou ſtillverſchwiegen fein miar g'weſt, daſs kuan Menſch was derfragt hat. Und a ſou iſt 's Lieben fein, ſag' i dir. Mei Schatz war gor a ſauberer, und wenn wir einand am Weg begegnet ſein, kuan Blinzler haben mir g'macht. Deſto feiner iſt's g'weſt, wenn miar ins im Wald troffen haben, auf an Platzl, das kuan Menſch g'wuſst hat ſonſtern. Aber alles in Ehrn. Zwegn dem hab' i mi a ſou gift, wia's mi mit Muatterl ung'red't hab't. Und a ſou iſt a glückliche Zeit verrunnen. Um die ganze Welt hab' i mi nit kümmert, weil mein' Welt mein' Liab' g'weſt iſt, und der Gedanken, andere Zeiten könnten kummen, mei, gar nia iſt er mir aufg'ſtiegen. Und derweil! Mei Schatz iſt der oanzige Suhn g'weſt und ſei Huamath a wolten arg verſchuldet. Dös, muan i, haben die Bauern von die hoachgebor'nen Leut' abg'ſchaut. Wenn ſie verſchuldet ſein, daſs ſie kuan Hund mehr unbellt, werd die Famil' mit ar Heirath wieder ang'friſcht. Auf die Braut werd nit g'ſchaut, lei auf 'n Geldbeut'l. A ſou iſt's beim Gruaber g'weſt. A Kropfete haben ſie ihm ausg'ſucht. Aber ſo groß wie der Kropf is a der Geldbeutel g'weſt. Und der dumme Zoch, verkaft hat er ſich mit Leib und Seal. Er hat nit die Kuraſchi g'habt, daſs er g'ſagt hätt': Nehmt's enkere Grütz'n, i brauch' ſie nit. Meine Arm und mein Schatz ſeine Arm ſein beſſer als a verſchuldeter Hof mit an giftigen, kropfeten Weib."

Die Alte ſchwieg. Sinnend ſchaute ſie hinüber zum Friedhofe und machte mit ihrer Hand die Bewegung, als wollte ſie Weihbrunnen ausſprengen. Dann fuhr ſie mit dem Rücken der Hand zum Geſicht empor, es galt diesmal zwei ſalzigen Thränen, die über ihre runzeligen Wangen rollten.

„Und nachher?" So ermunterte ich die Alte.

„Nachher? Nachher iſt die G'ſchicht aus. Hochzeit iſt g'weſt und i bin erkrankt, ſchwar und hart, ſo daſs i heut' noh nit g'ſund bin.

Manchsmal däucht mir, 's Herz sei brochen. Der Gruaber ist g'storben und a schön's Kreuz haben's ihm g'setzt. Und weil er mi mit da Liab' tratzt hat, tratz i ihn mit 'n Weichbrunnen."

„Ja, wenn er aber den Weichbrunnen nimmer brauchet? Wenn er schon im Himmel wär'?"

„O baleib", lachte die Alte. „O baleib, sell ist er nit! Die Höll' hat er schon auf der Welt g'nossen, zelm kann er nach 'n Absterben nit sein. In Himmel ist er net kemmen, weil er sell um mi nit verdiant hat, und a so muan i halt, bratet er im Fegfeuer, bis i stirb'."

Wieder rollten ihr die salzigen Tropfen über die Wangen, langsam auf die gefalteten Hände nieder.

„Und dass mi da liabe Herrgott a sou alt werden lasst, muass es schun a groaße Sünd' sein, a Diandl betrüag'n. J, o mei, i hab' 'n längst schon verziehen."

Nach diesen Worten humpelte sie wieder zum Friedhofe hin, nahm eine tüchtige Handvoll Weihbrunnen und segnete das Grab, in welchem der Mann schlummerte, der ihr ganzes Leben vergiftet hatte.

Aus der Gesellschaft.

Diamanten in den Ohren,
An den zarten Handgelenken
Und im reichen Haarschmuck blitzend,
Strahlend in Brocat und Spitzen,
Mit fast königlicher Haltung
Stieg herab die breite Treppe
Ihres Ringstraßenpalastes
Stolz des reichen Kaufherrn Gattin.
Eine Hand hob auf die Schleppe,
Und der rief'ge Straußenfächer
Ruhte lässig in der andern
Auf dem rothen Sammt des Mantels,
Des mit Blaufuchs reich verbrämten,
Der die nackten Schultern deckte.
Schweigend folgte nach der Gatte,
Wohlbeleibt und selbstzufrieden
Mit dem Air des biedern Wieners,
Das er gar zu gern zur Schau trug,
Seit die Taufe er empfangen
Und der Allerfrömmsten einer
Saß im Rath des Consistoriums.
Unten, an des Hauses Schwelle
Dienstbeflissen, tief sich neigend
Stand Frau Fink, ein junges Weib noch,
Das die Arbeit that, die grobe,
Und zugleich den Dienst des Pförtners.
„Küss' die Hand", knixt sie voll Demuth,
Fassend nach der Hand der Gnädigen.
Halb entrüstet, halb mit Ekel
Zieht die Dame rasch zurück noch
Ihre Hand, die fein gantierte,
Dass des niedern Weibes Lippen
Nicht besudelnd sie berührten.
Freundlich nickend grüßt der Hausherr.
Beide steigen in den Wagen,
Dessen leicht behufte Braune
Funken aus dem Pflaster stäubend
Auf den Zungenschlag des Kutschers
Nicht mehr länger warten wollen.
Nun beginnt der Dame Unmuth
Sich in Worten zu entladen:
„Ich begreif's nicht", sagt sie zürnend,
„Wie so freundlich du dem Gruße
Der Person noch danken konntest.

Eine Schande iſt's und ſträflich,
Daſs wir ſie im Hauſe dulden.
Heißt's nicht Thor und Thüren öffnen
Gaſtlich frei der Unmoral noch,
Wenn wir dies Geſchöpf behalten,
Das — ich ſchäme mich's zu ſagen —
Offen lebt mit einem Manne,
Deſſen Namen ſie nicht führet?"
„Allzu ſtreng hältſt du Gericht ab,
Liebes Kind, will mich bedünken",
Wagt der Gatte einzuwenden.
„Niemals hatten wir im Hauſe
Noch ſo tücht'ge ſtille Menſchen,
Die's mit ihrer Pflichterfüllung
Alſo ernſt und eifrig nahmen,
Niemals waren Flur und Treppe
So gefegt und rein gehalten." —
„Nein, ich will's nicht länger dulden",
Unterbricht ihn ſtreng die Gattin,
„Die Perſon muſs aus dem Hauſe,
Dieſe ſchlechte, ſittenloſe,
Eh' ſie uns in üblen Ruf bringt
Bei den Freunden und Bekannten,
Die, wie dir doch wohl bewuſst iſt,
Gern die ſchärfſte Kritik üben.
Und ich ſelbſt find' es horribel." —
„Nun, ich muſs es ſchon geſtehen",
Tönt des Kaufherrn Gegenrede,
„Ich verarg's der jungen Frau nicht,
Daſs ſie ihrem Mann nicht treu blieb,
Der ein Säufer war und Raufbold,
Der ſie gröblich hat miſshandelt,
Elend ließ und Hunger leiden,
Um ſie ſchließlich zu verlaſſen.
Iſt ihr Leben mit dem andern
Nicht das Muſter eines Haushalts?
Dieſer Mann, von früh bis abends
Schafft er emſig, unermüdlich
Für das Weib und für die Kinder,
Die nicht einmal ſeine eig'nen.
Und ſie liebt ihn, hält ihm Treue,
Scheut nicht Arbeit, Müh' noch Plage
Und verſchafft ein trautes Heim ihm.
Ach, es könnten manche Ehen
Sich daran ein Beiſpiel nehmen." —
Spöttiſch lächelnd meint die Gnädige:
„Wahrlich, einen wärmeren Anwalt
Könnte das Geſchöpf nicht finden;
Sah dich ſelten ſo begeiſtert,
Beinah' werd' ich eiferſüchtig."
Und ſie lachte ſchrill und ſchneidend.
Er, im ärgerlichen Tone
Wagt noch einen letzten Einwand.
„Soll ich dieſe braven Leute
Plötzlich auf die Straße werfen,
Ohne daſs ſie was verſchuldet?
Ich, als reicher Mann und Chriſt jetzt
Muſs vor allem auch human ſein." —
Wieder klingt ihr ſpöttiſch Lachen,
Während auf den Gummirädern
Ohne Stoß, nur ſanft ſich wiegend
Das Coupé blitzſchnell dahinflog.
„Laſs, ich bitte dich", ſo ſpricht ſie,
„Die Ideen von Socialismus,
Denen einſt du zugeäugelt,
Nun als reicher Mann beiſeite.
Du wärſt wahrlich doch der letzte,
Der, wenn es zur Theilung käme,
Sich von ſeinem Gelde trennte.
Und wie reimt ſich das zuſammen —
Armenrath und Kirchenvorſtand
Und in ſeinem eig'nen Hauſe
Schützer dann der freien Liebe?" —
Arg betreten ſchwieg der Kaufherr,
Blickte eifrig aus dem Fenſter
Ins Getümmel auf der Straße,
Wo, vom Opernhaus genüber
Wagen ſich an Wagen drängte,
Und ein dichter Strom von Menſchen
Unaufhörlich ſchier dahinfloſs.
„Nein, das Weib muſs aus dem Hauſe",
Wiederholte ſie noch einmal,
„Länger duld' ich den Scandal nicht,
Morgen gleich muſst du ihr künd'gen." —
„Meinetwegen", gab zur Antwort
Endlich der Gemahl ihr kleinlaut
Und erſtickte raſch im Keime
Einen abgrundtiefen Seufzer. —
— — — — — — — — —
War die Laune unſ'rer Dame
Juſt nicht roſig bei der Hinfahrt,
War ſie es doch ſpäter doppelt,
Als ſie wieder heimwärts fuhren.
Ach — es war doch gar zu reizend!
Und die Gräfin war entzückend!
Wie ſie's glänzend doch verſtanden,
Dieſen Thee zu inſcenieren,
Wo zu wohlthätigem Zwecke
Man ſich glänzend amüſierte!
„Sahſt du's wohl", ſo ſprach die Gnäd'ge,

„Wie ſie mich heut' ausgezeichnet!
Denke dir, höchſt eigenhändig
Hat ſie lächelnd am Buffet mir
Eine Taſſe Thee credenzet.
Und zuletzt ſchritt Arm im Arme
Sie mit mir gar durch den Saal noch.
Oh — die andern Damen alle,
Die zerplatzten auch vor Neid faſt.
Und ich freute mich darüber,
Wenn ſie mich mit Blicken ſpießten,
Mich die heute Auserkor'ne,
Der die Ehre ſie nicht gönnten,
Und doch kamen ſie und drängten
Sich um mich dann doppelt freundlich,
Da der Gräfin Gnadenſonne
Mich ſo ſtrahlend hell beſchienen.
O, ich kann es gar nicht ſchildern,
Wie ich hoch beglückt mich fühle!
Nun erſtreb' ich nur noch eines —
Den Empfang in ihrem Hauſe —
Und ich hoffe, es gelingt mir."
Schweigend in der Wageneck'
Lehnt der Hochbeglückten Gatte.
„Nun, ſo ſprich doch", drängt ſie,
„nicht wahr,
Sie iſt reizend, dieſe Gräfin?"
„Ja, 's iſt eine ſchöne Dame",
Gibt gelaſſen er zur Antwort,
„Doch ich meine, du juſt ſollteſt
Ihre Gunſt ſo hoch nicht ſchätzen,
Die du deine Nebenmenſchen
Sonſt ſo ſtrenge doch beurtheilſt." —
„Ich verſteh' dich nicht, was meinſt
du?" —
„Nun ſo will ich aus dem Leben
Dieſer vielumworb'nen Dame
Dir ein paar Details erzählen,
Die ein öffentlich Geheimnis.
Ihrer ſchönen Stimme Wohlklang,
Den in Liedern edler Meiſter
Oft begeiſtert du bewundert.
Stellte einſt ſich in die Dienſte
Einer minder hohen Muſe:
Auf dem „Brettel", das ſo manchem
Auch ſchon eine Welt bedeutet,
Sang die Gräfin einſt mit Verve
Keck Couplets und Chanſonnetten.
Sie errang das Wohlgefallen
Eines hohen Herrn vom Hofe,
Eines Herzogs oder Fürſten,
Trug bald theure Toiletten,
Echten Schmuck und fuhr in eig'ner
Eleganter Equipage.
Alles, was ihr Herz begehrte,
Kaufte gern der hohe Freund ihr,
Ja, er kaufte — möcht' man's glauben —
Nach ein paar vergnügten Jährchen
Ihr ſogar auch noch den Grafen,
Dem das reich dotierte Weibchen
Zur Vergoldung ſeines Wappens,
Das die Würmer ſchon zernagten,
Wirklich äußerſt à propos kam.
Alles dies geſchah vor Jahren
Weit von unſ'rer Reſidenzſtadt
Irgendwo im deutſchen Reiche,
Und man thut, als wär's vergeſſen.
Daſs Baron von X. ihr Freund jetzt,
Kann wohl jedermann errathen,
Doch nimmt keiner daran Anſtoß.
Wenn ich ſo nun den Vergleich zieh'
Zwiſchen Dame der Geſellſchaft
Und dem Weibe aus dem Volke,
Das du früher ſo verurtheilt: —
Doch — du biſt ſo ſtill geworden?" —
Schweigend in der Wageneck'
Lehnte jetzt des Kaufherrn Gattin.
„Deinem Wunſche", ſpricht er weiter,
„Werde ich natürlich folgen,
Morgen zeitig ſoll Frau Fink ſchon
Ihre Kündigung erhalten."
Schweigend hört ihn an die Dame,
Schweigend ſteigt man aus dem Wagen.
Als Frau Fink, die ſtets bereite,
Flugs geöffnet hat die Hausthür
Und die Treppe man emporſteigt,
Sagt die Hausfrau leiſ' zum Gatten:
„Ich — hab' anders mich beſonnen,
Mag die Frau im Hauſe bleiben!"
Um des Kaufherrn Lippen legt ſich
Ein ironiſch feines Lächeln — —

Jenny v. Reuß.

Briefe Franz Nissels

an seine Braut

Serafine, Reichsfreiin Binder von Krieglstein, verwitwete Konrad.

(Fortsetzung statt Schluss.)

Nr. 18.

Wien, 12. Mai 1863.

Liebe, theure Marguerite!

Es ist eigentlich recht gut, dass ich, in Anspruch genommen durch die Arbeit, erschöpft von derselben und gedrängt durch die Geschäftsangelegenheiten, auf Deinen letzten Brief bis jetzt nicht ausführlich antworten konnte, es wäre sonst unter dem unmittelbaren Eindrucke desselben von meiner Seite vielleicht wieder eines von jenen stürmischen Schreiben entstanden, die auch in Deiner Seele größeren Sturm anzufachen nicht verfehlen. Jene nervöse Aufregung nämlich, die sich Deiner bemächtigt hat, jener dringende Ruf nach mir — mag er mich noch so beglücken, weil er mir spricht von deiner heißen Sehnsucht — er hat doch auch was Beängstigendes, weil er gar so verwandt einem Nothschrei ist. Die Unruhe in Deinem Wesen, jene bitteren, erneuten Klagen über die Menschen, jenes Auftauchen düsterer Erinnerungen an jene Gefahren, die Dir die Trennung einst schon bereitet hat — das alles war wohl geeignet, meine Stimmung zu trüben. Aber das hielt nicht an; ich fühle mich jetzt im Ganzen zu erhoben, zu geistig gekräftigt und vertrauensvoll, als dass ich mich so leicht zu Boden werfen ließe. Aber ich kann doch nicht umhin, in Deiner Haltung etwas Räthselhaftes, Geheimnisvolles zu finden. Was ist es, das diese ungeheure Beängstigung erzeugt? Ist es die Sehnsucht allein? Oder bist Du vielleicht doch leidender, als Du mir eingestehen willst? Oder ist Dir sonst Schlimmes begegnet? Aber das kann nicht sein, weil Du mir ja selbst sagst, dass Du mir nichts verhehlen willst und einer Unwahrheit bist Du nicht fähig — obwohl man nicht jede Zurückhaltung Unwahrheit zu nennen berechtigt ist. Oder zweifelst Du an Dir selbst? — zweifelst Du gar an mir? Jetzt ist es an mir, Dir zuzurufen: „Hab' Muth! hab' Muth!" Ich glaube jetzt an den Sieg im Kampfe mit dem Geschicke, weil ich die unverwüstliche Kraft meines Geistes nie so lebendig fühle wie jetzt, nie mit solcher Klarheit, ja, nenne es Stolz, aber es ist mir manchmal, als ob ein Gott in mir waltete, trotzdem ich mich physisch oft sehr ermüdet fühle, die Willensstärke hält mich völlig aufrecht und wie gesagt, ein fester Glaube an den Sieg erfüllt mich. Und er wird mich nicht täuschen, wenn Du ihn nur von ganzen Herzen theilst, mir vertraust und Dich ganz von mir lenken zu lassen entschlossen bist. O Theure! vertraue mir, liebe mich, fasse Dich in Geduld und lass den Frieden Deiner Seele durch nichts zerstören. In einer Richtung thut mir Deine Erregung und jene quälende Sehnsucht nach mir unendlich wohl; denn sie macht alles, alles wieder gut, was mich einmal verletzte — ich meine jene Leichtigkeit, mit welcher Du die Trennung anfangs auffasstest, als Du noch nicht einmal wusstest, dass ich darauf bedacht sein würde, sie so viel als möglich zu kürzen. Jetzt fühlst Du selbst und ebenso lebendig wie ich, dass sie recht, recht schwer zu ertragen ist. Doch sollst

Du von jetzt an jene „Ruhe“, die Dich zuerst an mir anzog und die allerdings etwas trügerisch war, nicht mehr so leicht vermissen; ich brauche sie, ich darf die Besonnenheit nicht einen Augenblick mehr ganz verlieren, denn ich muss wie ein treuer verlässlicher Pilote das Schiff unseres Glücks nicht nur, wenn Sturm entstehen sollte, lenken, ich muss es auch mit Geschicklichkeit zwischen den kleineren Klippen und Sandbänken hindurch führen, bis es im Hafen ist; denn völlig im Hafen und ganz geborgen wird es noch einige Zeit nicht sein, auch dann, wenn unsere Verbindung selbst vor der Welt schon vollzogen ist. Leider muss ich schon schließen, sonst kommt am Ende wieder das Paket mit meinen Bilde nicht fort. Halte mir aber auch die kleinen Photographien in Ehren, denn ich finde sie beinahe besser; erhalte also wenigstens das eine, das andere mag meinetwegen, da Du schon so tolle Ideen hast, an Deinem Herzen den Feuertod und Kreuzestod sterben (eigentlich Nadeltod). Weißt Du, Du liebe Hexe Du, dass einstens die Zauberer, wenn sie jemandem an Leib und Seele schaden wollten, sein Bild mit Nadeln zerstachen? Ich will hoffen, dass Du mir nicht in Kronstadt Stiche versetzest, die ich in Wien spüren müsste. Aber Spaß à part, Du bist ein recht liebes, ungezogenes Mädchen! Du gefällst mir als solches recht wohl — dennoch möchte ich nicht, dass Du die edle, ernste, höchst interessante junge Frau ablegtest, als die Du mir zuerst entgegentratest. Leb' wohl, nun ist auch schon die halbe Zeit der Trennung um.

Dein getreuer Franz.

Nr. 19.

Wien, den 15. Mai 1863.

Liebe, theure Marguerite!

Könnte man doch alles erdenkliche Liebe und Herzliche in ein einziges unendlich zärtliches Wort zusammenfassen, ich würde mich heute darauf beschränken, Dir dies eine Wort aus voller ganzer Seele zuzurufen, denn ich kann nicht viel schreiben; ich fühle mich nämlich seit gestern physisch sehr erschöpft von dem fortwährenden Schreiben, welches mir jetzt obliegt, nachdem die geistige Arbeit zu Ende ist; in einigen Tagen wird auch die Abschrift der „Zauberin“ beendigt sein, dann habe ich wieder Lust und gehöre ganz dem Gedanken an Dich. Ist doch auch meine Arbeit im Grunde genommen Dir geweiht. Küsse und Grüße, so viel Du nur haben willst von

Deinem immer getreuen Franz.

Nr. 20.

Wien, den 19. Mai 1863.

Liebste, theuerste Marguerite!

Bald werde ich mich selbst überzeugen können, wie es mit Deiner Gesundheit steht, vorderhand will ich hoffen, dass Dein Unwohlsein recht bald vorübergehen wird; denn ich will mir die schöne Stimmung, in der ich jetzt bin, durch nichts zerstören lassen, was nicht ein absolutes Unglück ist. Du liebst mich ja mit aller Glut Deiner Seele! welcher Gedanke hat denn Raum neben diesem? Wie wir das Glück, das uns winkt, am besten sichern werden, das sei die Sorge der Zukunft. Die Abschrift und Verbesserung der „Zauberin“ fesselt mich immer noch; doch mit dieser Woche wird es abgethan sein. Dann muss ich noch zwei bis drei Tage damit zubringen, einige Änderungen und Kürzungen an der „Dido“ vorzunehmen, da ich sie bis Ende Mai der Janauschek versprochen habe. Im Juni will ich dann gleich wieder an eine neue Arbeit gehen und einige Studien über Siebenbürgen machen; in den ersten Tagen des Juli hoffe ich dann bei Dir zu sein. Ich sollte eigentlich gar nicht kommen, da Du mir sagst, dass Deine Liebe durch die Trennung sich so ins Unendliche steigert. Vielleicht verliere ich, wenn ich bei Dir bin! Ich freue mich

oft wie ein Kind auf unser Wiedersehen, wenn ich auch manchesmal mit einem gewissen Ernst an diese große Wendung meines Schicksals denke, wie es dem Manne, der schwere Pflichten auf sich nimmt, wohl auch geziemt. Eins dank ich Dir schon jetzt, dass ich, was auch kommen mag, nicht mehr mit meinem Schicksal hadern darf; denn es hat mir zwar spät, aber doch endlich in aller Fülle das Höchste gewährt, was Sterblichen an Freude gegönnt ist — die echte Liebe eines edlen Weibes.

Donnerstag war ich mit meinem Freunde B. und G. im Schwarzenberggarten und wir sprachen natrülich auch von Dir. Chemisch und anatomisch annalysiert wirst Du bei solchen Gelegenheiten allerdings, es geht prächtig. G. ist Chemiker — B. weiß das Seciermesser zu handhaben; aber glaube nur ja nicht, dass mein Urtheil über Dich nicht völlig selbständig sei. Was ich von Dir zu denken habe, weiß ich schon selbst: ein Drittheil Kobold, ein Drittheil Dido, ein Drittheil Julia! liebenswürdig in jeder dieser Gestalten, aber beisetzen muss ich boshafter Weise — gar kein Gretchen! Nun regt sich manchesmal der Wunsch in mir, diese Gestalten nicht so sehr abwechseln zu sehen, sondern in glücklicher Liebe zur einfachen Größe heiteren Ernstes und ernster Heiterkeit zu vereinigen, weil ich glaube, dass Du Dich dann weit wohler fühlen wirst. Leb' wohl, es währt nicht lange, so werd' ich sagen dürfen: Auf baldiges Wiedersehen! Dein getreuer Franz.

Nr. 21. Wien, 23. Mai 1863.

Liebste, theuerste Marguerite!

Ich habe jetzt wirklich viel zu thun, ich bin mehr Abschreiber als Mensch. Frl. Janauschek hat mir auch von Königsberg geschrieben und drängt mich wegen den Änderungen an der „Dido", außerdem muss ich mit ihr und Dawison darüber correspondiren; das wird fortdauern, so lange der Monat Mai währt. Dann wird eine ruhigere, geregeltere und angenehmere Thätigkeit eintreten, die ich dann auch, wenn ich bei Dir bin, fortsetzen will und muss. Freilich muss ich in nächster Zeit auch auf Quälereien von Seite Laubes gefasst sein. Und so dürfte ich erst in Deinen Armen völlig aufathmen. Du hast unrecht, aus jenem Briefe von mir, der über materielle Dinge und künftigen Haushalt handelte, auf eine Entmuthigung zu schließen. Es ist recht gut die Dinge nicht gar zu rosig zu sehen, sondern sich auf Kämpfe gefasst zu machen oder vielmehr auf ein sehr, sehr bescheidenes Loos. Unser Muth muss darin bestehen, was auch da kommen möge, an einander festzuhalten und am Glück nie zu verzweifeln. Der schlimmste Fehler ist der, den ich hatte, den ich aber schon fast so gut wie abgelegt habe: alles immer gar zu schwarz zu sehen. Wäre ich noch der unverbesserliche Pessimist, ich hätte ja gar nicht den Muth, in ein so ernstes Verhältnis zu treten, wie es das unsere ist und sein soll.

25. Mai.

Es ist kein Brief von Dir gekommen! Da sehe ich nun wohl, wie trügerisch die heitere Ruhe meiner Seele ist, ein Windhauch darüber hinstreichend, verwandelt ihren glatten Spiegel in einen sturmbewegten See. O diese unselige Trennung, es regte sich wieder etwas in meinem Herzen wie ein schmerzlicher Vorwurf. O dass wir von der Spanne Jugendzeit, die uns noch bleibt, von der Spanne Zeit, die das Leben des Sterblichen überhaupt ist, noch einen so kostbaren Theil wie dieser schöne Frühling opfern müssen. Doch Du bist ja mein für immer, trotz Trennung und Entfernung, mein durch den allmächtigen Zug des Herzens! Ich darf mir das sagen. Die glühend zärtlichen Worte, die Du mir jetzt unaufhörlich zurufst, berechtigen mich ja dazu, wenn ich nicht ohnehin schon lang dazu berechtigt wäre. Ja schon lang! denn seit dem Tage, an dem Du mir nach dem Geständnis meiner Liebe die liebe

Hand reichteſt und mir erlaubteſt, Dich mit dem ſüßen „Du“ zu begrüßen, ſeit jenem Tage warſt Du mein durch jedes göttliche Recht und durfteſt Dich nimmermehr von meinem Herzen losreißen; denn Du hätteſt es mit in Stücke geriſſen und wäreſt ſelbſt in einen Abgrund geſtürzt, aus dem Dich Niemand mehr gerettet hätte, denn das Bewuſstſein, mich vernichtet zu haben, hätte Dir keine Ruhe mehr gegönnt. Und Du hätteſt mich vernichtet, wie Du mich jetzt vernichten würdeſt, wollteſt Du mich einer Erinnerung opfern. Und doch, Du böſes Weibchen, ſagteſt Du mir in einem Deiner Briefe: „die Trennung war mir nothwendig, wer weiß, hätte ich Dich je ſo geliebt, wenn ich immer um Dich geblieben wäre. Vielleicht hätte jenes Gefühl (nämlich die Erinnerung an das Verlorene) doch die Oberhand behalten und ehe ich zum Erkennen Deines Wertes gekommen, hätte ich Dich meinen Phantaſien geopfert.“ Sei froh, daſs ich dieſe Deine Worte nicht immer mehr ganz buchſtäblich nehme, ſonſt würde meine Seele bei dieſen aus tauſend Wunden geblutet haben und der Gedanke, daſs ich in ſo großer Gefahr geſchwebt, würde mich auch vor der Zukunft zittern machen; ich würde glauben, Du ſeiſt in der Liebe wie die Welt iſt gegenüber dem Dichter, dem ſie erſt Monumente baut, wenn er nach namenloſem Leid und unbelohntem Ringen hinübergegangen iſt. Nein, Du darfſt nicht ſein wie ſie, Du muſst den Dichter entſchädigen für alles, was ſie an ihm ſündigt und ſündigen wird. Nein, Du darfſt mir nichts dergleichen mehr ſagen, ſondern muſst mich verſichern, daſs jene Worte nur ein vorübergehender toller Gedanke waren; denn ſonſt verlieren auch Deine glühend zärtlichen Worte die Kraft über mich, wenn jene Küſſe, die Du mir täglich gabſt, *nicht* bedeuteten, daſs Du ſchon mein ſeiſt ganz und ohne Umkehr. Wohl mir, daſs Du mich gar nicht opfern *kannſt*, weil Du wohl fühlſt, daſs Du mich ſtießeſt in ewige Nacht, von der kein Rückweg mehr zum Licht wäre. Ich glaube faſt, Du ahnſt nicht die Raſerei der Leidenſchaft, deren ich fähig bin. Fienge ich je zu zweifeln und zu verzweifeln an Dir an, dann würden in mir alle Dämonen erwachen, dann wäreſt auch Du mit mir verloren, denn Du ertrügeſt es nicht, was Du verſchuldet haſt. Doch ich weiß ja, daſs es thöricht von mir wäre, zu fürchten, es könne etwas, den Tod ausgenommen, Dich und Deine Liebe mir rauben. O Du denkſt gewiſs wie ich mit ſüßer Rührung all der Stunden, die wir zuſammen hier verlebt, bald ſelig, bald wehmüthig bewegt; wenn auch manches in der Entwickelung unſerer jungen Liebe nicht recht geweſen iſt, ſo iſt doch ihr ungeheures Wachsthum unläugbar, ſie hatte ſich in unſer Leben ſchon feſt eingewurzelt, bevor wir ſchieden, glaube mir, ſonſt hätte ſie die Trennung nicht gekräftigt und noch vermehrt. Du biſt eben ein wunderlich eigenthümliches Weſen voll von Widerſprüchen, wie Du ſelbſt ſagſt, aber Du muſst darnach ſtreben ſie auszugleichen, denn wahres Glück iſt nur in der Einfachheit, in der geläuterten, ſchönen, wie ſie in der bewuſsten Hingabe an die als Höchſtes erkannte Natürlichkeit beſteht. Ich meine nicht ſpießbürgerliche Beſchränktheit, noch bewuſstloſes Naturleben, denn über dieſes ſind wir geiſtig hinaus; jenes widerſtrebt unſerem Weſen in jeder Beziehung. Vor Einem müſſen ſich hochangelegte Menſchen beſonders hüten: vor *falſcher* Genialität, die von der Welt freilich meiſt für die wahre genommen wird, aber faſt immer dem Frieden der Seele gefährlich wird; *dieſer* findet ſich nur in ſteter Harmonie mit der Natur, die ja die Offenbarung Gottes iſt. Es iſt heut' zu Tage ſchwer und verdienſtlich genug, ſie zu bewahren.

Ich bitte Dich ſchließlich, Geduld und Ruhe des Gemüthes zu bewahren und mir Deine Liebe ungemindert zu erhalten. Ich liebe Dich ſo unnennbar, ſo unausſprechlich, daſs mir beinahe bange vor mir ſelbſt und meinen eigenen Gefühlen wird.

Die Abſchrift der „Zauberin“ iſt nunmehr vollendet, die Einreichung erfolgt übermorgen.

Dein *Franz*.

Nr. 22.

Wien, 31. Mai 1863.

Theure Marguerite!

Wäre die Entfernung nicht eine Entschuldigung für Deine falsche Auffassung meiner jetzigen Lage und Stimmung, so könnte es mich leicht kränken, oder gar verletzen, dass Du mich oft so missverstehst. Du bist zu rasch in Deinem Urtheil über mich und nennst auch gleich alles „Schwarzseherei", wenn man auch mit dem ruhigsten Gemüthe und der größten Fassung von ernsten Dingen doch im ernsten Tone spricht und nicht den ganzen Himmel voller Geigen sieht und bist doch selbst so leicht verzagt, so zugänglich düsteren Ahnungen und Verstimmungen! Weil ich Dir schrieb, dass in meiner Umgebung jetzt alles traurig und finster ist, schließest Du gleich daraus, dass ich mich davon anstecken lasse und in meinen alten Zustand zurück gerathe. Dass ich herzloser Weise nicht gleichgiltig dabei bleiben kann, wenn ich ein junges Mädchen, welches meine Schwester ist, einer traurigen Zukunft entgegen gehen sehe, das kannst Du mir doch nicht verdenken. Ich möchte Dich warnen vor einer Dir und mir gleich gefährlichen Täuschung. Du sagst mir unter anderm: „Die große Güte Deines Herzens lässt Dich die Schwächen der Menschen, umsomehr die Deiner Umgebung übersehen." Das ist der Satz, der mich mit Besorgnis erfüllt, dass Du Dich einer Täuschung über mich hingeben könntest. Ich übersehe gewiss nichts — im Gegentheil, das Ideal des wahren Menschen, welches immer vor mir steht, lässt mich sehr leicht Fehler und Schwächen an anderen wie an mir selbst entdecken, davon hast Du Dich selbst schon überzeugt, ich übersehe nichts, aber ich kann viel, unendlich viel entschuldigen und verzeihen. Wozu denn hätte ich Jahre lang über die Natur des menschlichen Wesens nachgedacht, wie wäre es möglich, dass ich zum Dramatiker geboren bin, wenn ich so schwach in der Seelenkunde wäre, mich in meinem Urtheile über Charaktere so leicht verblenden ließe. Im großen Ganzen theilen sich die Menschen in zwei Gattungen ein, bei den einen dominiert der Verstand, bei den andern das Herz; jene beurtheilen schärfer und fühlen kälter, die andern fühlen warm und lassen daher ihr Urtheil durch Neigung und Abneigung stark beeinflussen. Bei mir ist das ganz anders, mein Herz ist des höchsten Enthusiasmus der Liebe fähig, und doch bleibt mein Urtheil selbst da noch klar, wo mich die rasendste Leidenschaft erfüllt. Ich verhimmliche selbst das Wesen nicht, das mir das Liebste auf der Welt ist, ich verhimmliche nicht einmal Dich, aber aus eben diesem Grunde brauchst Du niemals zu zittern, es könnte gleich meiner unendlichen Liebe Abbruch thun, wenn ich diesen oder jenen Fehler an Dir entdecke oder Dir sage, dass mir dieses oder jenes an Dir nicht gefällt. Du kannst mich deshalb nicht der Blindheit aus Güte des Herzens beschuldigen. Aber es ist noch etwas in Deinen Worten, was so aussieht, als besorgtest Du, die Meinen könnten einen Dir schädlichen Einfluss auf mich gewinnen. Wenn Du das glaubtest, würdest Du mir sehr wehe thun; denn das wäre, als ob das Sprichwort Les absents ont tort auf mich besonders anwendbar wäre. Nein, nein, so wenig Vertrauen hätte ich nicht um Dich verdient. Mein Herz ist weich und leicht gerührt, aber mein Geist lässt sich nie, nie unterjochen. Er ist es, der von mir begehrt: „Sei nicht zufrieden, wenn sie Dich von ganzem Herzen und mit allen ihren Sinnen liebt, sei nicht zufrieden, wenn sie Dir nicht auch die ganze Seele hingibt! nicht auch den Willen Dir zu eigen gibt." Ein Weib nicht ganz besitzen, heißt, sie nicht besitzen, und ich will Dich besitzen. Du missverstehst mich wohl nicht und bist nicht beleidigt von alledem, was ich Dir sage? Du willst auch mein werden völlig mit Deiner Seele und Deinem Willen, nicht wahr?

Dein ewig treuer Franz.

Nr. 23.

Wien, 2. Juni 1863.

Theure, geliebte Marguerite!

Mit welcher Zärtlichkeit ich heute Deiner gedenke, können Worte Dir gar nicht sagen. Ja lass mich immer nur unter der Eingebung heiliger Liebe mild und freundlich zu Dir sprechen, meine arme Marguerite! Nichts von Vorwürfen, nichts von Unzufriedenheit. Wo ist der Mensch, der sich in seinem Leben nie übereilt, geirrt, selbst geschadet hat? Ach, wir sind doch alle nur schwache ohnmächtige Spielzeuge des Schicksals, wir hören es nur dann zu sein auf und werden groß, wenn wir dem Schicksal nimmermehr uns beugen, lächelnd die härteste Prüfung ertragen und nur dann weinen, wenn alles verloren ist, weil wir den Muth nicht bis zur Herzlosigkeit treiben *wollen*. So weit sind wir, Gott sei Dank, noch nicht, aber die traurige Thatsache müssen wir uns leider eingestehen, dass man *selbst* lenken nicht allzuviel von seinem Schicksal kann. Ausharren und fest bleiben, das ist die ganze Kunst des Lebens, damit die günstige Chance, wenn sie doch endlich einmal kommt, uns nicht gebrochen finde. Vor allem müssen wir klug sein, damit wir uns nicht selbst Unheil bereiten. Der Monat Juni hat für mich einen schlimmen Anfang gehabt; gestern fielen die Schläge wieder hageldicht auf mein so oft gequältes, etwas müdes Haupt, aber ich hielt es doch aufrecht. Morgens kamen die Vorwehen; mein letzter Brief an Dich that mir recht leid, denn ich dachte, er wird Dich betrüben, obwohl ich nichts geschrieben habe, was ich wirklich bereuen müsste. Aber es war doch ein leichter Vorwurf drin und ich sagte mir, dass arme Pechvögel, wie wir es sind, sich eigentlich nie gegenseitig auszanken sollen, weil ihnen die andern Menschen ohnehin weh genug thun! In dieser Stimmung wollte ich Dir gleich wieder schreiben, da kam von Dir ein Brief, der mich aus derselben heraus in eine weit schlimmere hineinwarf. Der ganz zerrüttete Zustand Deiner Gesundheit war mir nun enthüllt. Es ist nun meine heilige Pflicht, Dir zuzurufen: Mach dem Leben, wie Du es jetzt führst, ein Ende! Ich hatte Recht zu glauben, dass Du in diesem Sommer nur ein ganz ruhiges, stilles Leben führen darfst, um Dich ganz zu erholen. Und es wäre möglich gewesen, Dir ein solches zu verschaffen. Welk' mir nicht hin, Du meine holde Blume, mein einziges Gut, wenn Du es hindern kannst, welk' mir nicht hin, ich habe mich doch noch gar so wenig an Dir erfreut und bin der Freude so bedürftig. Vor allem opf're mich ja nicht der Theaterlust! Ich will Dir ja die einzige Freude, die Du jetzt hast, nicht vergällen, ich gönne sie Dir ja, so lang sie sich mit Deiner Gesundheit und meinem Glück verträgt, aber ich fürchte, fürchte doch oft, dass Du ihr alles opfern wirst, alles, Dich selbst und mich. Das aber wäre bitter, sehr bitter für mich, wenn mein Herz Dir völlig weiche und Deines theilen müsste mit eitlem Tand. Freilich ist es ja eigentlich gut, wenn es mir auch peinlich ist, wenn Dir die Nothwendigkeit zum Vergnügen wird, ich muss es eben büßen, dass ich ein armer, armer Dichter bin und so wenig für Dich thun kann. Aber wenn Du Dich selbst und Deine Arbeitskraft zerstörst, dann ist's keine Nothwendigkeit, die Dich ans Theater fesselt, dann ist's eine Thorheit. Thu, was Du verantworten kannst. Möge ein freundlicher Genius Deine Entschließungen lenken, dass Gutes aus ihnen entspringt!

Auf mein Kommen baust Du alles. Wenn mich nicht tausend Sehnsuchtsqualen ohnehin zu Dir zögen, so würde dieses Wort schon alle heißen Wünsche meiner Seele auf unser baldiges Wiedersehen richten. Desto schmerzlicher ist es, dass ich nicht nur nicht gleich zu Dir eilen kann, sondern dass sich mein Kommen überhaupt über Gebür zu verzögern droht, ja dass jetzt wie mit einem Male all meine Pläne verwirrt sind. Das kommt von dem zweiten großen Schlag, der mich

gestern getroffen hat. Die angestrengte Arbeit mehrerer Monate, besonders anstrengend in den letzten sechs Wochen, hat doch ein trauriges Resultat gehabt, ich muss sie fast als völlig fruchtlos betrachten; die Unternehmung auf die ich das meiste, auf die ich die nahe Möglichkeit unserer Verbindung baute, ist beinahe schon wie gescheitert. Laube hat meine „Zauberin" zwar sehr schnell gelesen, aber sogleich zurückgewiesen mit der Bemerkung, dass sie in dieser Form hoffnungslos sei, dass sie umgearbeitet werden müsste, und zwar unter Bedingungen, die geradezu Unmöglichkeiten sind. So erliege ich wieder wie früher schon so oft der Tyrannei des Unverstandes und Vorurtheils. Dadurch aber ist die Aussicht auf einen ausgiebigen Cassenerfolg im nächsten Winter so gut als zerstört, wenn ich nicht neue, außerordentliche Thätigkeit entfalte. Ich muss nun meine Ideen erst ordnen, eh ich weiß, was zunächst geschehen soll. Wie aber meine Reise nach Siebenbürgen sich mit alledem vertragen soll, weiß ich nicht und muss, obwohl ich darüber in Verzweiflung gerathen könnte, sogar darauf gefasst sein, dass sie am Ende zur Unmöglichkeit wird. Für jetzt bin ich jedenfalls festgehalten. Auch deshalb, um meinetwillen wäre es im höchsten Grade wünschenswert, wenn Du herauf kommen könntest, denn das würde mir erst die volle Ruhe geben, deren ich jetzt bedarf, so dringend bedarf. Setze ich mich aber leidenschaftlich über alles hinweg und eile zu Dir, so wird, fürchte ich, neues Unheil daraus entstehen. Es gilt jetzt mehr als jemals besonnen zu handeln, nicht leidenschaftlich im Seelensturm. Ein Dichter von meinem Temperament ist so leicht aus der Arbeit herausgerissen. Möglich, dass ich doch alles überwinde und komme; denn in Verzweiflung lasse ich Dich nicht allein! Wüsste ich nur, dass Du Fassung und Ruhe gewinnen wirst, ich würde sie gewiss auch bewahren. Thu' mir nur das nicht an, dass Du etwa glaubst, meine Liebe zu Dir sei vermindert geworden, weil mein Kommen jetzt so in Frage steht. Ich würde es nicht ertragen, so verkannt zu sein, und am Ende so übereilte, unüberlegte Schritte thun, dass sie sich gewiss bitter an uns beiden rächen würden. Ich darf jetzt aber einige Wochen an nichts als an erneute Arbeit denken, Die, wenn ich ihr allein lebe und sie mir gehörig eintheilen kann, mich nicht zugrunde richten wird, sondern erheben. Erst wenn sie wieder eine Weile glücklich in Gang gebracht ist, kann ich weiter daran denken, wie unser Wiedersehen möglich ist. Versprechen kann ich jetzt noch nichts, ehe ich die Lage völlig überblicke. Muss ich nicht alles dran setzen, unsere Liebe an ein glückliches Endziel zu führen? Dass unsere Verbindung nicht ins Nebelhafte hinausgeschoben werde? Und ich glaube, glaube noch an den schönsten Sieg, wenn Du Dich mir erhältst und wenn ich Zeit gewinne, nach ihm zu ringen. Es wird ja doch auch uns noch ein Glücksstern aufgehen! Dein getreuer Franz.

Nr. 24.

Wien, 6. Juni.

Liebe, theure Marguerite!

Mein letzter Brief mit seinen bösen Nachrichten wird Dich tief betrübt haben. Und ich möchte Dir so gerne nur Freude bereiten! Wenn ich es nicht kann, so ist es nicht meine Schuld! Gestern wollte ich Dir schon schreiben, aber die Stimmung, in der ich mich an den Schreibtisch setzte, gefiel mir nicht. Ich will, dass sich der Sturm in Dir erst lege, will selber erst ruhiger werden, nicht Aufregung auf Aufregung häufen. Sei nicht verzagt, in einigen Wochen zerstreuen sich vielleicht die schwarzen Wolken wieder, die jetzt den Horizont ganz verdunkeln. Der Schlag, der mich als Dichter getroffen hat, war wohl ein harter, aber er hat mich doch nicht zu Boden geworfen. Solang ich mich selbst nicht verliere, ist noch nicht alles verloren. Viel schwerer erhol' ich mich von der Angst, die Du mir machst, obwohl ich auch in dieser Hinsicht jetzt gefasster sein muss, weil Du mich nun einmal dazu

zwingſt. Aber ich bleibe dabei, Dir dringender als jemals zur Löſung Deines Engagements zu rathen. Auch Deine Mutter beſchwört mich, ich ſoll Dich an Deine Pflicht gegen mich mahnen, da Du mir Dein Leben ſchuldeſt. Wahrlich, es brauchte der Aufforderung nicht, ich habe gethan, was mir möglich war; nun muſs Dein eigenes Gefühl, Deine Liebe Dir den rechten Entſchluſs eingeben. Verſprachſt Du nicht Dein Leben mir zu weihen? Darf ich nicht fordern, daſs Du die üblen Folgen des Schrittes, den Du gethan, abzuwenden, ihn — wenn es irgend möglich iſt — zurück zu thun den Muth habeſt. Thuſt Du das nicht, opferſt Du lieber Dich dem Theater, als dieſes mir, muſs ich nicht fürchten, daſs Du an ihm mehr als an mir hängſt? Und könnte ich dies ertragen? Du ſelbſt muſst ſagen: Nein! Selbſt eine gemeine Natur würde es nicht ertragen. Wenn jeder Mann von dem Weibe, das er liebt und das ihm angehört, begehrt, daſs er demſelben alles ſei, ſoll der edlere darauf verzichten? Und zu den Edlen, ja Edelſten zähl' ich mich und bin mir tief bewuſst, daſs ich damit keine Anmaßung begehe, weil ich ja doch dabei fühle, wie weit entfernt vom Ideal ich bin und welcher Wurm vor der Gottheit. Aber unter den Menſchen darf ich mein Haupt ſtolz erheben, welches auch meine Fehler ſind. Dich aber habe ich erwählt, mein Weib zu ſein — ich kann wohl ſagen: erwählt, obgleich wir uns wie unwillkürlich zuſammenfanden — ich ſag' doch: erwählt, weil ich Dich nicht allein mit dem Herzen, weil ich Dich auch mit vollem Willen, weil ich Dich auch mit meinem Geiſte liebe. Daſs wir uns ſo fanden, iſt mir faſt wie die Bürgſchaft unſeres Glückes und unſerer Zukunft; denn es liegt darin beinahe etwas, das wie Vorſehung ausſieht. Lächle nicht bei dieſen Worten. Dies iſt nicht ganz Aberglaube. Du freilich haſt Anlage zur Atheiſtin, die Menſchen und Deine Schickſale haben Dich zu ſehr verwirrt, faſt jeden Glauben in Dir zerſtört. Aber denke an unſere Liebe! Iſt nicht in ihr etwas Göttliches? Wäre ſie denn nicht lächerlich? läge nicht in der Gemeinheit die einzige Vernunft, wenn alles nur im Materialismus läge? Aber das führt mich zu weit. Mir iſt nur, als ob ich nicht untergehen könnte, ohne noch Großes geſchaffen zu haben, mir iſt, als könnte eine Natur wie die meinige nicht ſo umſonſt in die Welt geworfen ſein, bloß um ſich elendiglich ſelbſt zu verzehren. Da ich nun aber fühle, daſs Dein Verluſt ganz ſicher meine Vernichtung wäre, ſo glaube ich auch nicht an Deinen Verluſt, glaube an unſern dauernden Bund, ſobald Du ſelbſt nicht ſeine Bedingungen zerſtörſt, indem Du nicht der Einen Sendung: mein guter Engel zu ſein, alles opferſt. Aufjubeln würde ich, und eine Felſenlaſt wäre von meiner Bruſt genommen, wenn Du jetzt in meine Arme eilteſt zum Beweiſe, daſs ich der einzige Magnet bin, der Dich anzieht. Das alles ſieht recht träumeriſch und ſchwärmeriſch aus und dennoch iſt es auch praktiſch, weil es Dich zur Erholung, mich zum Glücke, zur Kraft führt, durch welche ich alles beſiegen werde.

Nachmittags.

Dein Brief von Sonntag iſt nun auch gekommen, ein ſehr verzweifelter Brief, welchen Du unter dem Eindruck meiner ſchlimmen Nachrichten ſchriebſt. Gib Dich nicht düſteren Ahnungen hin, alles wird ſich noch zum Guten wenden. Der Ausſpruch des Arztes, daſs Deine Lunge ganz geſund ſei, tröſtet mich ſehr, denn damit wäre wenigſtens die unmittelbare Gefahr beſeitigt. Aber ich glaube doch, daſs auch ein Nervenleiden durch die fortwährenden Erregungen des Theaterlebens gereizt und vermehrt wird und daſs Du einige Zeit der Schonung ſehr bedürfteſt. Wenn ich nur dieſem Briefe Flügel geben könnte, daſs meine Zärtlichkeit ſchnell, ſchnell Deine finſteren Gedanken verſcheuchte! Sage nicht mehr, daſs es beſſer wäre, Du wärſt nicht geboren, oder wenn uns beide ein Blitzſtrahl erſchlüge. Laſs uns geſcheit ſein und uns, komme ſpäter was kommen will, nicht die Gegenwart ſelbſt vergällen.

Ich gedenke dem Schicksal noch manches hartnäckige Treffen zu liefern und will doch sehen, ob ich nicht Sieger bleibe. Erhalte mir in Dir nur meinen Siegespreis, deshalb sei heiter, denn Heiterkeit heilt. Ich fasse jetzt Hoffnung für die „Jacobiten". Vertraue nur immer auf meine Liebe und Treue, nie, nie wirst Du Dich täuschen in

Deinem Franz.

Nr. 25. Wien, den 12. Juni 1863.

Meine liebe, theure Marguerite!

Ich habe Dich doch wirklich recht gequält in der letzten Zeit. Sei mir nicht böse. Da haben wir's! Schon wieder diese drei Worte, die so oft in unseren Briefen vorkommen. Ist es nicht eigentlich komisch? Wir fürchten uns völlig vor einander und rufen einander unaufhörlich zu: „Sei nicht böse", während wir uns so innig lieb haben, dass wir uns eigentlich gar nicht im Ernst böse sein können. Es wäre wirklich an der Zeit, dass wir uns ein wenig selbst auslachten. Du wirst mich glücklich machen und zum Beweise, dass Du es vermagst, machst Du mich jetzt schon glücklich. Ja, ja — ich bin doch ein ganz anderer durch Dich. Meinst Du, dass etwas anderes als meine Liebe zu Dir es macht, dass ich doch so schnell wieder moralisch auf die Beine gekommen bin? Sonst, wenn ein Schlag wie der letzte mich traf, gieng ich wochenlang finster umher, fluchte dem Dichterlos und wollte die Feder von mir werfen. Ja ich schrieb wirklich aus Unmuth ein paar Jahre nichts, wofür ich jetzt die gerechte Strafe erleide. Diesmal aber bin ich schon wieder guten Muths, trage mich schon wieder mit neuen Arbeitsplänen, obwohl ich eigentlich viel niedergeschlagener sein sollte als sonst, weil ich jetzt den Erfolg noch viel nöthiger brauche. Aber aus Liebe zu Dir, durch den Gedanken an Deine Liebe zu mir, raffe ich mich gleich wieder auf. Ja meine Pflicht, Dich zu erheitern, erfüllt mich mit Riesenmuth. O lass es mir doch gelingen, dann werde ich recht froh sein; denn die erfüllte Pflicht beseligt doch. Wie unangenehm war mir die Stipendiumsgeschichte; Du weißt, wie ich kämpfte, und in der That — obwohl mir alle Leute gratulieren, als ob ich ein Millionär geworden wäre — ist es doch eine Demüthigung für mich, dass ich eine „Unterstützung" brauche. Aber jetzt freu' ich mich selbst dieser Demüthigung, weil ich mich ihr aus den reinsten Motiven unterzog. Und seinen Stolz mit Willen aus höheren Rücksichten beugen, ist doch die größte That der Kraft. Fast hätte ich es versäumt, mich so zu überwinden. Alle Überredung hätte wohl schwerlich geholfen, wenn eine inn're Stimme nicht in mir geflüstert hätte: „Thu's, gedenk' der ernsten Pflichten, die Du nun übernommen hast, denk, dass Du jetzt für das Geschick eines zweiten Wesens, das sich Dir anvertraut hat, mit verantwortlich bist; verschmähe die Unterstützung nicht — wie leicht kann ein Unglück geschehen, schmiede die Waffen gegen das Unglück — es könnten ja von Deinen Unternehmungen doch welche scheitern" u. s. w. Und wirklich scheiterte die wichtigste. Irgend ein Stück von mir wird doch übrigens in der nächsten Saison gegeben werden. Und trägt es auch nicht gleich Tausende, so dass ich z. B. das Tresdner Luftschloss, welches freilich schön war, realisieren könnte, so kommen doch Hunderte ein, was zum Stipendium geschlagen, mich doch in den Stand setzt, bis zum Frühjahr längstens Dich zum Altar zu führen; ich hoffe aber doch noch, dass es schon früher, etwa zu Weihnachten geht. Bis dahin ist es ja doch schon so, als ob wir verbunden wären, wir sind's ja auch; was liegt uns daran, ob eine leere Formel früher oder etwas später dazu tritt, unauflöslich verbunden sind wir schon und glaube mir, seien wir froh, dass es so ist, denn innerlich muss der heilige Zwang, sich anzugehören, bestehen — die äußere Formel wäre weder für mich, noch für Dich eine Fessel, wenn wir uns nicht so liebten. Nur die Liebe ist eine Fessel, und was ihr entspringt. Folglich sind wir mit

tausend Ketten aneinander geschlossen, mit Ketten, die wir gern und freudig tragen. Also recht heiter sein und keine trüben Gedanken mehr; es steht gar nicht schlimm genug. Neulich erzählte mir Förster, dass er längere Zeit mit Weib und Kind zusammen von zwanzig Thalern monatlich lebte und dass ihm dies doch eine glückliche Zeit war. Würden wir uns beschämen lassen? Nein, nein, wir sind tapfer wie irgendwo und können im schlimmsten Falle zusammen alles ertragen. Also Muth und vorwärts! Vielleicht gehört uns noch die ganze Welt. Glück auf, mein Herz! Dein getreuer Franz.

Nr. 26. Wien, 15. Juni 1863.

Liebe, theure Marguerite!

Du wirst Dich inzwischen hoffentlich beruhigt und überzeugt haben, dass hinter jenem „räthselhaften" Briefe, der Dich erschreckt und geängstigt hat, nichts gar so Arges zu suchen war. Ich meinte nur, dass ich nicht wieder in jene heftigen Vorwürfe ausbrechen wolle, die ich Dir ja schon öfter gemacht, wenn mich die Angst um Dich erfasste, heftige Vorwürfe, weil Du nicht vor allem auf Deine Erhaltung für mich denkst. Sie entspringen aber der unendlichen Tiefe meines Gefühls für Dich. Kalte Menschen haben es leicht, ruhig und folglich stark zu sein. Und was die ernsten Betrachtungen betrifft, mit welchen ich Dich bedrohte — denn fast für eine Drohung scheinst Du es in Deiner Bestürzung genommen zu haben — habe ich kaum mehr recht Lust, sie anzustellen. Nur damit Du Dir nicht etwa Scrupel in falscher Richtung machst, sage ich Dir, dass sie sich hauptsächlich auf jenen Zweifel beziehen sollten, den Du wohl auch schon längst bei mir herausgefühlt hast — den Zweifel, ob nicht vielleicht Deinem Wesen, so edel es durch und durch, so leidenschaftlich zärtlich es in der Liebe ist, doch jene höhere Hingebung fehle, auf die kein Mann von bedeutender Anlage jemals ohne Schmerz verzichten kann, ob nicht in deinem Naturell, ohne dass Du es ahnest, das „Selbst" so scharf markiert sei, dass es die Fügsamkeit in ein anderes Wesen ausschließt, jene Fügsamkeit, deren gerade ich so unendlich bedürfte, eben weil ich eine so reiche Natur bin, die eben deshalb die höchste und zarteste Rücksicht fordert, weil sie es opfermuthig verschmäht, sich gewaltsam zur Geltung zu bringen und wenn sie nicht völlig gewürdigt wird, hineingeräth — niemals in Sclaverei, denn eine edle Seele trägt keine Ketten! — wohl aber in ein freiwilliges Märtyrthum, welchem sie bald erliegt. Ein solches aber wäre eine noch viel größere Gefahr für Dich als für mich. Aber ich glaube, Du hast das jetzt schon selbst aufgefasst und tief eingesehen, dass du nur dann ganz glücklich werden und wahren Frieden finden wirst, wenn Du Dich mir ganz anschmiegst in jeder Beziehung und jener Zweifel, der einem unseligen Tage, nicht entsprang, wohl aber sein Wachsthum verdankte, ist nun glücklich beseitigt, da Du mir sagst, dass meine liebe Marguerite mir alles zu Liebe thun wird, was ich von ihr begehre und noch mehr dadurch, dass ich sehe, wie sehr Dich der Gedanke, ich sei gekränkt oder zürne Dir, mit Angst erfüllt. Wahrhaft gerührt ergreife ich Deine Hand und drücke sie innig zum Danke. Ich glaube Dir, glaube an meine Macht über Dich, will daran glauben bis zu jener Zeit — die ja doch früher oder später kommen wird — wo wir wieder zusammen sein werden und Du Gelegenheit finden wirst, mir durch die That zu beweisen, dass ich mich nicht getäuscht in diesem Glauben. Also jetzt weg mit dem Zweifel meinerseits, weg mit der Angst Deinerseits. Mit allen Sinnen, mit allen Gedanken, mit Leib und Seele gehört Dir auf ewig

Dein Franz.

(Schluss folgt.)

Eine Glocknerwanderung.

Aus dem Tagebuch des Herausgebers.

II.

Die erste Stimmung, als wir ins stattliche Glocknerhaus eintraten, war nicht eigentlich die behaglicher Gemüthlichkeit. Der Speisesaal war überfüllt von biertrinkenden, rauchenden, lärmenden und renommierenden Touristen. Wir zogen uns in ein ruhigeres Nebenzimmer, das düster und etwas frostig war. Dort saß nur ein alter Holländer in feierlichem schwarzem Tuchanzug, die großen Brillen auf der Nasenspitze waren in den Bädeker vertieft. Später verhandelte er unter mißtrauischer Vorsicht mit mehreren Führern über die Partie nach Kals, nahm thatsächlich für den nächsten Tag deren ein paar auf, verbot ihnen aber, an diesem Abende Bier zu trinken, damit sie morgen helle wären. Dann feilschte er mit der kleinen, umsichtigen Hausmutter um den Preis des Schlafzimmers, der mit dem in seinem Bädeker nicht stimmen wollte. Im Ganzen war er wohlgemuth und erzählte uns seine Eindrücke aus Steiermark, das er bereist hatte; besonders entzückt war er von Graz, das weit schöner sei, als er nach Bädeker erwartet hatte. — Mancher Reisende würde die Welt viel unbefangener genießen, wenn er kein Reisebuch mit sich führte.

Das Glocknerhaus, eines der vornehmsten Hochalpenasyle, steht in dem, was es bietet, auf der Stufe eines vortrefflichen Landgasthofes, man speist gut, stattliche Portionen bei mäßigen Preisen. Ein Bett im gemeinsamen Schlafsaal kostet allerdings 1 fl. 60 kr., ein Zimmer mit zwei Betten 6 fl., aber die Betten sind ganz vorzüglich, und ihren hohen Preis entschuldigt der hohe Berg. Weitaus lieber, als im Speisesaal bei den Salontirolern, war es mir in der Führerstube, wo die prächtigsten Gestalten und Charakterköpfe zur Auswahl standen, wohl ausgerüstet mit Pickel, Seil und Steigeisen für Hochtouren. Die Touristen pflegen hier nach oben und unten auszugehen, auf die Almen, auf die Felsspitzen, auf die Gletscher — am Großglockner selbst aber drücken sie sich gern sachte vorbei. Zur Zeit waren trotz des schönen Sommers im selben Jahre erst drei Partien auf der Glocknerspitze gewesen. Hoch oben, auf der östlichen Kante der Glocknerpyramide, die Adlersruhe genannt, steht aus rohen Steinen fast ins Eis hineingebaut, platt an den Felsen geschmiegt, die Erzherzog Johann-Hütte. Dort pflegen die Glocknerbesteiger zu über-

nachten. Die höchste Spitze mit dem scharfen Grat des Großglockners ist für gewöhnliche Menschenkinder nicht geschaffen. Bestiegen wurde sie das erstemal im Jahre 1800, veranlasst durch Cardinal Salm. Seither ist sie manchem zum Schrecken und manchem zur Wonne geworden. Die Fernsicht von der schlanken Nadel des Großglockners, die selbst an Schönheit ihresgleichen sucht, ist unermesslich. Die ganze Ostalpenwelt, vom Hochschwab bis zum Ortler, von der Ostriza bis zur Zugspitze — sie liegt in ihren tausenden von Kuppen und Zinnen zu deinen Füßen.

Der beliebteste Ausflug vom Glocknerhause ist die eine Stunde entfernte Franz-Josefshöhe. Das ist der abfallende Bergrücken des Freiwandecks, der zwischen dem Glocknerhause und der oberen Pasterze vorgeschoben steht. Von dort aus freier Blick in die Gletscherwelt bis hin zum blendend weißen Johannisberge und den weiten Eisfeldern der hohen Riffel. Gerade gegenüber hat man, hier schründig und zerrissen, dort weiß und glatt wie Elfenbein, den eigentlichen Glocknerstock mit dem Hohenwart, dem Glocknerkar, der Glocknerwand, der Hofmannsspitze und der Glocknerspitze. — Man ist starr vor Staunen über den Anblick — es ist wie eine Offenbarung der Ewigkeit.

Im Glocknerhause habe ich recht gut geruht. Um Mitternacht wurde ich wach und horchte dem Rauschen der hinter dem Hause niedergießenden jungen Möll. Auf meinem Bette lag ein weißer, seltsamer Schein; dem kam ich auf den Grund, als ich durchs Fenster zur Glocknerspitze emporblickte, deren Schneefeld im Vollmonde wie ein ungeheuerer, weißleuchtender Gottvatershut in den dunklen Himmel aufstand. Dieses Licht brachte den Widerschein in die dunkle Kammer. Vier Stunden später lag auf meinem Bette Rosenhauch. Die Glocknerspitze glühte in der Morgensonne!

Es war ein Morgen, wie er nach den Aussagen der Glocknerhausleute seit langem nicht gewesen. Der Himmel tiefblau, ganz wolkenlos, die Umrisse der Berge, die Wände und Eisfelder überaus scharf und klar gezeichnet, die Luft ruhig und angenehm kühl. Es war zum jauchzen, so selig. Alle Wonnen des Bergrausches waren über mich gekommen. — Der Kaffee dampfte, das Wasserglas schwitzte, der Führer Bernhard that Fleisch, Brot, Käse, Wein und Cognak in den Rucksack und um fünf Uhr begannen wir den Anstieg zur Pfandelscharte, um von Kärnten über den Hochtauern ins Salzburgische zu wandern.

Mir zitterten anfangs doch wohl ein wenig die Beine, denn drei Stunden Schlaf nach früheren schlaflosen Nächten und nach angestrengtem Marsche ist etwas wenig Erholung. Der Führer meinte, es würde bis Ferleiten im Fuscherthal zwar eine sechsstündige Tour geben, mit einer größeren Gletscherwanderung verbunden, aber er fürchte nichts. Ob ich ausgeschlafen hätte oder nicht, der Strapazen gewohnt wäre oder nicht,

die Hauptsache sei das lebhafte Verlangen hinüber zu kommen. Und es zeigte sich bald, dass dieses freudige Verlangen einen Fonds von Kraft in sich trug. Je höher wir an dem Schlangensteige emporkamen, desto frischer fühlte ich mich. Das kümmerliche Gräslein, das hie und da noch stand, war bereift. Die Wässerlein hatten dünne Eiskrusten. Das Glocknerhaus war längst in der Tiefe verschwunden. Die Glocknerspitze hatte sich allmählich hinter der Freiwandspitze versteckt, es gieng in ein anderes Bereich. Auf einmal standen wir vor der Moräne eines Eisfeldes. Es war das Pfandelscharten-Kees. Dasselbe lehnt rechts an den Schründen des hohen Spielmann und senkt sich in einer mäßig steilen Mulde nieder. Das Eis war bedeckt mit gefrorenem Schnee, auf dem es sich gut gieng. Nur an steilen Stellen mussten wir mit Vorsicht unsere unbeschlagenen Schuhe in die Fußtapfen früherer Wanderer setzen. Stellenweise hieb uns der Führer treppenartige Ansätze aus. Auf meine Frage, wo wir denn einen Gletscher sehen könnten, schaute er mich verwundert an und sagte, wir giengen ja eben auf Gletscher schon seit einer halben Stunde. „Das weiß ich, aber man sieht keinen." — „Weil er überall mit Schnee bedeckt ist, der in den letzten Jahren nicht mehr schmilzt, sondern sich auch vergletschert." — „Wie mächtig kann dieses Pfandelscharten-Kees sein?" — „Wenigstens hundert Meter tief."

Zu beiden Seiten ragen die dunklen Massen des Bärenecks und des Spielmanns, die eine 2872, die andere 3028 Meter hoch. Zwischen diesen Bergen senkt sich eine tiefe Scharte mit scharfem Gletscherrücken — die 2665 Meter hohe Pfandelscharte. Da hinan gieng unser Weg. Er wurde steiler, der Gletscher fiel stärker ab, unsere Vorsicht verdoppelten wir. Ich bin steile Schneelehnen allerdings aus früheren Zeiten her gewohnt; meinem Hans war das etwas Neues, aber er schwieg und hielt sich wacker. Oben auf der Schneide tauchten von der anderen Seite her Männer auf, mit ihren in das Firmament hineinragenden Conturen wie Riesen anzusehen. Sie jauchzten, als das Hochthal mit dem Glocknerstock plötzlich vor ihnen dalag. Es waren ihrer zehn oder zwölf Personen, auch Frauen darunter, mit Steigeisen und Schneebrillen ausgerüstet. Einige kletterten in armseliger Stellung, mit sehr jämmerlichen Geberden niederwärts, so dass unser Führer zu mir sagte: „Herr, gegen die da sind Sie ein Mont-Blanc-Besteiger!" Ich hinwiederum beneidete die Touristen, Norddeutsche waren es, nicht um ihren Führer, einen alten, mürrischen Patron, der aber plötzlich der unsere wurde. Denn die beiden Führer verständigten sich, die Partien gegenseitig umzuwechseln, so dass unser Bernhard mit den Norddeutschen wieder zu seinem Standquartier, dem Glocknerhause, der von der Fuscherseite mit uns wieder nach Ferleiten gehen sollte. Natürlich mit Einwilligung von uns Touristen. Nicht sehr gerne, aber den wesentlichen Vortheil der beiden Führer ermessend, habe

ich eingewilligt, den Bernhard mit den bedungenen 4 fl. 50 kr. entlohnt, sowie auch der andere von seiner Seite abgefertigt wurde und beide nachher von ihren neuen Partien nichts mehr zu fordern hatten. Dieses Führerwechseln bei sich begegnenden Touristen soll häufig vorkommen, ist aber für die Reisenden nicht recht zu empfehlen, weil sie an unbekannte Personen ausgeliefert werden, mit denen sie sich nicht vorher in allem selbst verständigt haben.

Ich hatte mich während des Handels nur mit Mühe vermittelst Bergstocks auf dem Gletscher festgestemmt und als wir dann den letzten steilen Hang auf Eisstufen hinanstiegen, rechts die Schneewand, links den Abgrund, hat sich unser neuer Führer verdammt wenig um uns gekümmert. — Aber wir waren auch schon oben. Mit einem Schritte überstiegen wir den scharfen Gletschergrat, der die Grenze bildet zwischen den zwei Kronländern. Einen kurzen Augenblick standen wir still auf diesem höchsten Punkt der ganzen Glocknerwanderung, der sich um fast 400 Meter über das Haupt unseres Hochschwab erhebt. Einen kurzen Blick noch auf die Franz-Josefshöhe und den schon halb versteckten Glocknerstock, dann fliegt das Auge jenseits hinab in das tiefe schattendämmernde Fuscherthal, durch dessen ferne Scharte herein die Lofererberge und das Steinerne Meer blauen. An diesen Bergen hiengen weiße, wagrechte Nebelstreifen, und Nebelflocken umflatterten lustig auch das große Wiesbachhorn, das mit seinen weiten Schneeflächen herüberleuchtete. Vom Glocknerhause bis zur Passhöhe waren wir nicht ganz zwei Stunden gegangen. Nun mussten wir über den langen Spielmanngletscher, der stellenweise eine wesentliche Neigung hat, gegen die Tiefe hinab. Anfangs gieng das schwer, denn unsere glatten Sohlen glitten fortwährend aus. Sehr bald verstanden wir's aber, diese Eigenschaft uns zunutzen zu machen, indem wir mit angestemmten Bergstöcken sausend abfuhren. Das war sehr lustig, und der Führer wollte mit seinen genagelten Schuhen zurückbleiben, bei dem gieng die Rutschpartie nicht von statten.

Mitten auf dem Kees ragte, von einem Eissockel getragen, eine viereckige Steinplatte wagerecht, wie ein Tisch. Dieser Tisch war von der Sonne ganz warm, ich fand, dass wir uns drauflegen und frühstücken sollten, was denn auch geschah. — Dieses Tafeln auf dem Gletscher, mitten im großartigsten Hochgebirge, in einsamer Stille, nur von fernen Wasserfällen durchtönt, war vielleicht der Glanzpunkt der Partie. Wir sprachen nicht, jeder empfand schweigend für sich die Göttlichkeit der Stunde, und wenn mein Sohn Hans einst achtzig Jahre alt sein wird, dieser Gletschertisch aus fernen, lichten Jugendzeiten wird noch wunderbar in seinem Gedächtnisse stehen.

Wir ergriffen wieder die Stöcke und fuhren rasch hinab, bis das Kees ans rauhe Gestein stieß. Nun sahen wir, dass innerhalb unseres

Gletschers ein vielarmiges Wasser niedergeflossen, welches hier am unteren Rande rauschend zum Vorscheine kam. — der Pfandelbach. „Wir hätten ja können durchbrechen", sagte ich zum Führer. „Man bricht nicht durch", antwortete er. „Wenn man aber doch einmal durchbricht!" — „Nachher bricht man halt durch." Ganz nah am Eisesrand blühten weiße und rothe Blümlein, wovon wir uns einige an den Hut steckten. Ich weiß ihre Namen nicht; heute ruhen sie als dünne Pflanzenmumien zwischen zwei Papierblättern und die Grabschrift dabei: „Leise, leise! Sie träumen von seliger Jugend am ewigen Eise!"

An den felsigen Hängen der Schwarzen Leiten stiegen wir nieder, der Pfad zwischen dem Gestein war mit schwarzer Erde weich gebettet. Aber unser Führer setzte sich zusammenkauernd auf einen Steinblock und bekannte, dass er Leibgrimmen habe. „Da wird zu helfen sein, Vetter, wir haben Cognac bei uns." Jedoch, als er den Rucksack danach durchsuchte, stellte es sich heraus, dass unser Cognac im Sacke des Führers Bernhard vergessen worden war. Dann gieng es auch ohne.

Nach einer Stunde kamen wir hinab auf die Almen des Pfandelbodens und bald hernach zum Traunerhause, einem schön gelegenen Touristenhaus am Fuße des Maßfeldes. Hier ist der hinterste Winkel des Fuscherthales und gegenüber dem Alpenhause der Hochgebirgskessel, genannt das Käserthal, mit seinen starren Wänden und den gewaltigen Fernern des Fuscher Eiskares und des Wiesbachhornes. Und dort an der blauenden senkrechten Wand sinkt wie eine ewige Schneelawine ein über zweihundert Meter hoher Wasserfall nieder, ich meine, der größte und schönste der ganzen Gegend. Es ist die Fuscherache, die vom Eiskar, immerwährend stürzend und springend, herabkommt, bis sie hier in einem gewaltigen Bogen über die letzte Wand niederdonnert. Auf dem Söller des Traunerhauses habe ich die Wasserfälle gezählt, die man von diesem Punkte aus sieht. Es sind deren zwölf, die kleineren Rieseln nicht mitgerechnet, die in weißen Fäden von allen Höhen niederstreifen. — Auf einmal erschien an der Thür unser Führer mit der Meldung, er bleibe im Traunerhaus, er habe uns einem andern Mann übergeben und dieser Mann werde jetzt gehen. In der That stand ein junger, etwas blödsinnig dreinglotzender Mensch da, mit unseren Mänteln bepackt. Nun musste ich aber diese Herren, die Einen so leichthin von Hand zu Hand gehen lassen, doch daran erinnern, dass wir bis Ferleiten einen ordentlichen Führer aufgenommen und bezahlt hätten und dass der Führer sich nach uns zu richten hätte, nicht wir uns nach ihm. Das ließ unser neuer Pionnier schweigend gelten, trotzdem behielt er unsere Mäntel auf seinem Buckel und so kamen wir bis Mittag nach Ferleiten, ohne unterwegs weiteres Tauschobject zu werden.

Ferleiten, das früher nur von einigen Almhütten gebildet wurde, besteht heute aus zwei Touristenhotels, dem Tauernhaus und dem Gasthof

des Lukas Hanſel. In letzterem kehrten wir ein und fanden die urwüchſigſte und ſchneidigſte Wirtin, die wohl im ganzen Salzburgerlande aufzutreiben iſt. Das rührige Frauchen mit der Adlernaſe und den Schnurrbartanflügen ſchüttelte uns gleich die Hand wie alten Bekannten und als ſie das geringe Gepäck ſah, das wir mit uns hatten, verſicherte ſie lebhaft, wir wären die geſcheiteſten Touriſten, die ihr je untergekommen, dafür ſollten wir ein pikfeines Zimmer haben, denn wer von der Scharte herüberkomme, der ſtehe lieber auf dem Buckel, als auf den Beinen. Wir ſollten es uns nur bequem machen, bei ihr wäre es gut, aber theuer. Der Menſch reiſe nicht, um Geld zu erſparen, ſondern um Geld auszugeben. Einen Wagen bis Zell am See könnten wir auch haben, aber der koſte das Vermögen eines alten Kohlenbrenners, hingegen würden wir fahren wie Grafen. Es ließ ſich derb warteln mit ihr, aber die Preiſe waren nicht ganz ſo ſchlimm, als ihr Ruf. — Dieſe Wirtin iſt unter dem Namen „die ſchwarze Marie“ bekannt im weiten Lande. Wir haben uns heimlich gefühlt im Hauſe.

Bevor wir am Nachmittage von Ferleiten abreisten, gab es noch einen faſt betrübten Abſchiedsblick hinein in das Hochthalwinkel, wo die Berge aus tiefer Niederung buchſtäblich himmelhoch aufſtiegen, wo die weiten Schneefelder herabhiengen zwiſchen den Kuppen, und wo in mächtiger Höhe die vergletſcherte Scharte war, auf der wir acht Stunden zuvor geſtanden. Und dann durch das ſtundenlange Thal hinab der Salzach zu und der Eiſenbahn, um heimwärts zu fahren und die zwei herrlichen Tage mit der Gier eines Geizhalſes zu dem Schatze der Erinnerungen zu legen.

Liebeshochamt.

Hand in Hand geht man im Walde,
Du mein blondes Sommerkind;
Danken wir dem blauen Tage,
Daſs wir ſo voll Sehnſucht ſind.

Sommerhochamt: Lichterfunkeln,
Wälderweihrauch, Klängeweh'n,
Und den Kelch erhebt die Liebe,
Gnadenſpendend ungeſeh'n!

Laſs dich küſſen und dir ſchauen
Tiefbeſeligt ins Geſicht:
Und der Wald mit Orgeltönen
Heilig, heilig, heilig ſpricht.

Anton Renk.

Kleine Laube.

Die Zioniſten.

Eine der Urſachen, warum man jetzt, in der nationalen Strömung, die Juden wieder ſo haſst, beſteht darin, daſs die Juden international ſind. Nun gibt es aber viele Juden, die ſo denken: Wir ſind ja nicht gern international, wir ſind's nur, weil wir kein eigenes Land haben, um in demſelben als Nation leben zu können, wir ſind's, weil wir unter allen Völkern zerſtreut leben müſſen, keine Einigung und keine Heimat haben. Wir ſind überall fremde Knechte, die man heute braucht und morgen verſtößt. Es iſt ja unſer größtes Unglück, daſs wir ſo international ſein müſſen.

Solche Juden nun, die ſo denken und ſicherlich auch ſo empfinden, haben ſich vor kurzem in Baſel zuſammengefunden zu einem nationalen „Zioniſtencongreſs". Mit dieſem Congreſs iſt eine neue, verwunderliche Bewegung eingeleitet worden mit der Hauptaufgabe, die Juden ſollen der Türkei das alte, ſehr ſchwach bevölkerte Paläſtina abkaufen, dasſelbe wieder zu einem Judenreiche einrichten, in dem ſich alle Juden der Welt, die ſich nach der Väter Heimat und Nationalität ſehnen, verſammeln könnten.

Bei dieſem Baſeler Congreſs iſt auch ſchon das Programm ausgearbeitet worden, wie die ganze Sache zu bewerkſtelligen wäre. Von dem bisher gebräuchlichſten Mittel, ein Land zu gewinnen, nämlich von der kriegeriſchen Eroberung, ſehen die Juden ab, weil ſie ja kein geſchloſſenes, wehrhaftes Volk ſind; ſie wollen das Land nicht mit Gewalt nehmen, ſie wollen es kaufen. Dazu müſste ihnen freilich die europäiſche Diplomatie als ehrliche Maklerin beiſtehen, dafür aber gienge den Völkern ein heißgeäußerter Wunſch in Erfüllung — ſie brächten die Juden los.

Die Sache iſt ſo klug ausgedacht und die Verhältniſſe ſind ſo zugeſpitzt, daſs die Realiſierung des merkwürdigen Planes als nicht ganz unmöglich ſcheint. Nur einen Haken hat's, und das einen großen: die Juden wollen ſelber nicht.

Die vornehmeren, idealeren wollen allerdings, dieſe ſind der babyloniſchen Gefangenſchaft unter fremden Völkern und der unendlichen Demüthigungen ſatt, ſie

möchten wieder pflügen und ernten auf dem heiligen Boden ihrer Väter, um den sie einst so unselig gekommen sind. Aber jene Juden, welche in anderen Ländern eine „große Culturarbeit“ machen zu sollen wähnen, wollen nicht. Und am allerwenigsten die Geld- und Handelsjuden, die trotz alles Antisemitismus behaglich in der europäischen Wolle sitzen. Diese wollen nicht. „Es sind das“, sagen die nationalen Juden, Zionisten genannt, „die niedrigsten unter uns, die vor keinem unserer Propheten bestehen können, die auch unter den Juden als Schmach und Unheil empfunden werden.“ Diese wollen nicht fort von ihren egyptischen Fleischtöpfen, um dort, wo es nicht viel zu holen gibt, einfache Landwirte oder Gewerbsleute zu werden. Diese Schacher- und Börsen- und Zeitungsjuden sind's, die sich beeilen, den Auswanderungsbeflissenen, sowie der ihnen sehr zuwideren Idee die größten Hindernisse unter die Füße zu werfen. Hohn, Spott und Geifer haben sie für die Zionisten und stellen ihren Vorschlag als das Tollste und Hirnverbrannteste hin, was in einem phantastischen Judenhaupte je geboren wurde.

Das wundert mich nicht. Aber etwas anderes wundert mich. Nämlich, dass es auch Antisemitenblätter gibt, die ganz erbost sich den Zionisten entgegenstellen und ihnen das Beste an jeder jungen Bewegung, den Optimismus zu zerstören suchen. Hamerling hat in seinem „Homunkel“ gesagt, dass Europa die Juden wohl nach Palästina verjagen werde, um sie dann wieder zurückzurufen. Nun zeigen aber jene gewissen Antisemitenblätter, dass man die Juden gar nicht einmal ziehen lassen will!

Wenn es sich so verhält, wie sie sagen, dass ein gutes Zusammenleben von Christen und Juden gegen die Natur ist, dann haben wir's hier ja mit etwas Elementarem zu thun. Und ich glaube wirklich, dass die Judenfrage bis zu einem Grade gediehen ist, wo man alle Schimpfereien und geflissentlichen Feindseligkeiten sein lassen soll und nur mit gegenseitigem Ernste und Wohlwollen trachten, möglichst anständig auseinander zu kommen. Wenn es schon ganz unmöglich ist, dass sie sich vertragen, so sollen doch insoferne Christen und Juden, Völker und Fürsten zusammenhalten, um die Scheidung zu vollführen. Theodor Herzl hat in seiner Schrift „Der Judenstaat“ die seinerzeit im „Heimgarten“ besprochen wurde, den Plan nach allen Seiten hin erörtert. Wenn die Juden, mit Ausnahme der reichen, die in Europa sitzen bleiben, so viel Geld aufbringen, um der Türkei die Staatsschulden zu zahlen, wenn die Türkei um diesen Preis ihnen Palästina überlässt, wenn die alten Bewohner des Landes zusammenrücken und für eine Million Einwanderer Platz machen können, wenn der Boden imstande ist, eine so zahlreiche Bevölkerung zu ernähren, wenn es den Juden ernst ist mit ihrer Staatbildung und aller dazugehörigen Arbeit, und wenn die europäischen Cabinette ihre Mitwirkung und ihren Segen dazu geben — dann kann's ja möglich sein. Es wäre aber etwas in der Geschichte noch nicht Dagewesenes, es wäre ein Wunder im Stile der Bibel, etwa, wie Manna vom Himmel fällt, oder wie durch Posaunenschall die Mauern von Jericho stürzen, oder wie die Sonne still steht, so lange, bis Josue gesiegt hat. — Und das wäre auch im Stile der Juden, wenn sie sich ein Vaterland fürs Geld kauften — das schönste Geschäft, das sie je gemacht!

In dem Augenblicke, als es ihnen gelungen sein wird, eine Nation zu sein, ein Vaterland zu haben, ein Königreich mit der Hauptstadt Jerusalem-Zion aufzustellen, werden sie das umworbenste Volk Europas bilden. Mancher Staat, der nicht selber Pfeffer baut, wird sich dann sehnen nach diesem „Salz der Erde“. R.

Poetenwinkel.

Der Dachstein im Vollmond.

Auf den Dachstein streut wie eine
Riesenlampe breit der Vollmond
Seine weißen Strahlengarben,
Und die beiden Felsenzinken
Greifen wie zwei Geisterarme
In den Himmel hoch hinauf.

Einsamkeit und tiefe Stille!

Ringsumher die hohen Berge
Nehmen aus sich wie Vasallen,
Die dem großen Alpenkönig
Neidlos ihre Huld'gung bringen:
Und der steht in ihrer Mitte
Da mit hoch erhob'nem Haupte
Wie ein Patriarch der Urzeit
Unter jüngeren Geschlechtern,
Die voll Andacht seiner grauen,
Hunderttausendjähr'gen Weisheit
Lauschen und in tiefer Demuth
Schweigend beugen ihre Knie
Vor dem greisen Bergmonarchen.

Bergmonarch! Ja! Denn soeben
Hat er angelegt die lichte
Hermelinumwund'ne Krone
Und den weiten Sternenmantel,
Wie er so ins Luftmeer aufstrebt
Und die weichen Mondlichtfluten
Lind an ihm herniederrinnen.

Wunderbares, hehres Bild!

Stille kommt mir in die Seele,
Da ich dir, Natur, ins hohe
Antlitz wieder durfte schauen —
Du bist streng und mild zugleich!

Dort der steingefügte Riese,
Tausendjähr'ger Stürme Zeuge,
In dem Glanz der vollen, runden,
Silberhellen Mondesscheibe
Scheint er fast ein menschgeword'ner
Warmdurchströmter Urgesteinblock,
Der geformt ins Ungeheure
Aufragt wie ein Stammverwandter
Uns'res eigenen Geschlechtes,
Und ich möcht' ihm fühlend sinken
An die harte Felsenbrust!

Da mit einemmal vom Grunde
Flattert auf ein großer Vogel,
Fliegt noch spät verirrt zum Neste
Und dann wieder schweigt die Nacht.

Einsamkeit und tiefe Stille!

E. A. Weiß.

* * *

Im Herzen des Waldes.

Das Bächlein plaudert mir Märchen vor,
Die Vöglein zwitschern dazu im Chor.
Hier waltet der Friede, so stille und sacht,
Die Fichten, die halten getreue Wacht —
Ich bin im Herzen des Waldes.

Weltferne ruh' ich im Moose aus,
Die Freundin Sorge, die eilt nach Haus.
Sie hat für die Märchen des Baches nicht Zeit,
Und läßt mich allein in der Einsamkeit,
Allein im Herzen des Waldes.

Franz Floth.

* * *

Lied.

Aus dem Ungarischen des Alexander v. Endrödi übersetzt von Frusine v. Szalay.

Aus der fernen Wüste
Kam ich her zu dir:
Tiefer blauer Himmel,
Leuchte über mir!
Kommet nun gezogen,
Wieget mich in Traum:
Leuchtend blaue Wogen!
Glänzend weißer Schaum!

Keine laute Weise!
Singet sachte heut'!
Mich begleitet leise
Die Vergangenheit!
Rauschet Wogen, Schäume —
Bin so trüb, so bleich,
Alte, süße Träume
Wie bewein' ich euch!

* * *

Der Pfannenflicker.

Nichts zu flicken, gute Leute?
Pfannen, Töpfe — meiner Treu,
Alles mach' ich wieder neu!
Schiebt auf morgen nicht das Heute!
Tik tak, tik tak! flicke fort,
Heute hier und morgen dort.

Alles gut? Ei seht, ans Sterben
Muss ja glauben alt und jung —
Kaum zu sehen war der Sprung,
Doch das Krüglein brach in Scherben.
Tik tak, tik tak! flicke fort,
Heute hier und morgen dort.

Jeder Topf, den ich erbeute,
Hält für mich ein Stücklein Brot,
Wehrt von Weib und Kind die Noth — —
Nichts zu flicken, gute Leute?
Tik tak, tik tak! flicke fort,
Heute hier und morgen dort.

V. Del-Pero.

Was wollen eigentlich die emancipationslustigen Frauen?

In seinem Werke „Natur und Gesetz" kommt F. Vetter bei dem glänzenden Abschnitte „Mann und Weib" näher und gründlich auf die Feministen zu sprechen, auf die Verfechter der Frauenemancipation. Und da heißt es unter anderem:

Es wird behauptet, dass das Weib von jeher und überall bisher eine vom Mann ausgebeutete, von ihm absichtlich in Unwissenheit gehaltene Sclavin war. Hören wir den schweizerischen Frauenemancipator Charles Secretan, von G. Gerok citiert (Frauenabende, Seite 104): „Die Thätigkeit der Frau, indem sie sich vergrößert, würde eine gesündere werden, während bis jetzt der weibliche Einfluss, wo er zutage tritt, eher schädlich erscheint, als der eines eitlen, von Vorurtheilen strotzenden, von Gerechtigkeit absolut nichts wissenden Geschöpfs, Gebrechen, die der Männer eigenes Werk sind, und ohne welche die Frau nicht einen Tag lang das Leben ertragen könnte, das ihr die Männer geschaffen haben." Welche unerträgliche Übertreibungen! — Und dazu welche unwürdige Schmähung der Frau! — Man braucht aber nur die biblische und die Weltgeschichte zu durchblättern, um zu sehen wie unwahr. — Beide zeigen uns von jeher Tausende von hochgeehrten und selbständigen Frauen und hunderte von Königinnen und Kaiserinnen, denen schon im grauen Alterthum und selbst bei wilden Völkern tausende von Kriegern aufs Wort gehorchten, wie noch in neuer Zeit in China die Kaiserin-Mutter, in Madagaskar eine Königin, in Tahiti die Pomare, und ebenso im britischen Reich Frauen die Krone tragen. Die Geschichte zeigt uns schon am Anfang die Helena, um deretwillen Troja zehn Jahre belagert wurde, die Andromache, Iphigenie und Elektra, die Penelope, die keiner der Freier durch Wort oder Blick zu beleidigen wagte, die Fürstin Dido in Karthago, die Königin Ägyptens, der ihr Gemahl Amenemha III. als Nadelgeld die dreitausenddreihundert Thaler täglich betragenden Fleischeinkünfte des Meromsees schenkte; ein wahrhaft königliches Geschenk! Sie zeigt uns die stolzen Frauen Spartas und Persiens, wo selbst Kambyses beim Eintritt seiner Mutter vom Thron aufstand, sich tief verbeugte, um sie dann zu einem höheren Thron als dem seinen zu führen (siehe auch Salomo, 1. König 2, 19), und so viele andere prächtige, edle Frauengestalten und Königinnen des Hauses zu allen Zeiten und bei allen Völkern, wie in der Bibel die Sarah und die Mirjam, und die Prophetin Deborah, die von Lemuels Mutter geschilderte Frau, und die Königin von Saba: dazu die keltischen Priesterinnen, die Velleda, die germanischen Thusnelden, Kriemhild und Brunhild und Gudrun und so viele andere Heldinnen der deutschen Sage bis auf Luthers „Herr Käthe", Königin Luise und die Fürstin von Bismarck, von der ihr Mann, auf sie weisend, öffentlich sprach: „Ohne diese Frau wäre ich nicht geworden, was ich bin." — Sind das lauter arme, unwürdig be- und misshandelte Sclavinnen? — Und so gab es von jeher und heute noch auf der weiten Erde Millionen von Frauen, die von ihren Männern geliebt, von ihren Kindern verehrt sind, und deren Wort etwas gilt; und auch, und selbst unter Negerstämmen und wilden Völkern, wie im Deutschen Reich eine nicht unbeträchtliche

Anzahl, die ihre Männer unter ſanfter Pantoffelherrſchaft halten und ſie durch energiſche und wiederholte Gardinenpredigten zu allem Guten leiten.

Überhaupt kennt das Reich des Geiſtes keine Entſchuldigungen. Man iſt, was man iſt, man kann, was man kann, man wird zu dem, wozu man taugt, und erntet gerade ſo viel Erfolg, Anerkennung, Anſehen und Freiheit, als man verdient. Nur feige und ſchwache, durch eigene Schuld miſsrathene Menſchen klagen die Umſtände und ihre Mitmenſchen, ihre Erziehung und ihre Eltern, die Welt- und Gottesordnung, die Geſellſchaft und die verrotteten Zuſtände ihrer eigenen Erbärmlichkeit an. Der rechte Menſch nimmt voll und ganz auf ſich die Verantwortlichkeit ſeines Seins und Thuns und ſpricht dann: Gott ſei *mir Sünder* gnädig! — Das gilt auch von der Frau. Nicht Geſetze, nicht die Umſtände, nicht der Mann hat ſie unterjocht, ſondern ſie ſelber hat ſich von jeher ihre Stellung geſchaffen, hat hohe Ehre oder Verachtung, liebreiche Behandlung oder Rückſichtsloſigkeit ſich verdient. Auch ſie hat ſtets geerntet, was ſie geſäet. So in Rom und Sparta, Mexiko und China, Ägypten und Aſſyrien. Die Liebenswürdige wird geliebt, die Achtbare wird geachtet, die Edle bewundert, der Guten weiß man Dank, und die Reine taſtet auch der Unreine nicht an. Auch das iſt Geſetz und Recht im Reich des Geiſtes.

Feminiſten behaupten ferner, daſs noch heutzutage das Geſetz die geiſtige Entwicklung der Frau hindert und brachlegt. — Die Geſchichte lehrt, daſs, wie die ſtärkſten Völker ſich von jeher die härteſten Geſetze gaben, ſo auch die Frauen den größten und beſten Einfluſs dort ausübten, wo ſie unter ſtrengſter Zucht ſtanden, ſo in Sparta und in der römiſchen Republik. Und das ohne Wahlrecht, noch wiſſenſchaftliche Ausbildung. Denn das ganze Wirken der Frau iſt ein ſo directes und perſönliches, wir möchten ſagen ein ſo magnetiſches, daſs es durch alle Geſetze durchdringt. So konnte die Frau bei den alten Germanen allerdings geſetzlich verkauft und verſpielt werden, ſo ſelten es auch wirklich geſchah, und doch übte ſie dort den bekannten großen und heilſamen, ſittlichen und ſocialen Einfluſs aus, den Tacitus rühmt und bewundert.

Wird aber jetzt das deutſche Weib nicht geſetzlich und polizeilich ebenſo geſchützt wie wir? — Darf ſie nicht über jedes Unrecht ebenſo Klage führen? — Gilt ihr Zeugnis nicht vor Gericht? — So ſchreibt Rechtsanwalt Mainzer (Schwäbiſcher Merkur, 1896): „Seit 1828 gilt der Satz, daſs die Frau privatrechtlich dem Manne gleichſteht und jedes Rechtsgeſchäft giltig abſchließen kann. Auf keinem Gebiete ſchließt das Recht die Frauen von der Concurrenz gegen den Mann aus. Die Frau gilt als voll privatrechtsfähig, ob verheiratet oder nicht. Sie genießt ſogar Sonderrechte. So wird der Mann erſt mit dem einundzwanzigſten Lebensjahre volljährig, die Frau in Württemberg mit der Eheſchließung, die ihr vom ſechzehnten Jahre an erlaubt iſt.“ — So beſtimmt allerdings und mit Recht das bürgerliche Geſetzbuch, daſs der Mann, dem es wiederholt die Pflicht auferlegt, „ſeiner Frau Unterhalt zu gewähren“ (§ 1360), dafür das Recht hat, die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten zu regeln und den Wohnort zu beſtimmen; aber ſelbſt dieſen Entſcheidungen des Mannes „iſt die Frau nicht verpflichtet, Folge zu leiſten, wenn ſich die Entſcheidung als Miſsbrauch ſeines Rechts darſtellt“ (§ 1354). — So heißt es im allgemeinen, das Vermögen der Frau wird der Verwaltung und Nutznießung des Mannes, „*der den ehelichen Aufwand zu tragen hat* (§ 1389) — unterworfen“ (§ 1363). (Über dieſe ordnungsmäßig zu führende Verwaltung muſs er auf Verlangen der Frau Auskunft ertheilen [§ 1374].) — Aber ſofort wird feſtgeſtellt (§§ 1364—1371), daſs *das Vorbehaltsgut* ihm nicht unterſteht. Und zwar iſt Vorbehaltsgut, was durch Ehevertrag als ſolches erklärt (§ 1368); ferner, was die Frau durch ihre Arbeit oder durch Erwerbsgeſchäft erwirbt (§ 1367); was ſie erbt oder was ihr vermacht

wird als solches (§ 1369); was zu ihrem persönlichen Gebrauch dient (§ 1366). Über das alles der Frau voll und ganz, Capital und Zins, angehörige Vorbehaltsgut *steht dem Manne weder Verwaltungs-, noch Nutznießungsrecht* zu! — Überhaupt geht das Gesetzbuch, wie es § 1359 sagt, die Ehegatten haben bei den gegenseitigen Verpflichtungen mit derjenigen Sorgfalt einzustehen, die sie in eigenen Angelegenheiten anzuwenden pflegen, und dem Manne die Verpflichtung auferlegt, die Kosten der Vertheidigung der Frau in einem gegen sie gerichteten Strafverfahren zu tragen (§ 1387), von der humanen und gerechten Annahme aus, dass der von der Frau frei erwählte Mann ihr natürlicher Freund und Beschützer ist, und nicht, wie eine verhetzende und verbitterte Schar von meist ledigen Feministinnen es in die Welt schreit, ihr geborener Feind und Unterdrücker.

Was Vormundschaft betrifft, so ist auch die uneheliche Mutter als Vormund *vor* den Großvätern wählbar (§ 1900), ja, „*eine Ehefrau darf zum Vormund ihres Mannes auch ohne dessen Zustimmung bestellt werden!*“ (§ 1900, S. 409). Ebenso erkennt das Gesetzbuch die volle Geschäft- und Processfähigkeit der handeltreibenden Frau.

Aber wir können, anstatt in stets unerquickliche Rechtsdiscussionen zu gerathen, die Sachlage mit offenem Sinn und gesundem Menschenverstand übersehen und fragen: Wo ist heutzutage ein Gesetz, das dem Weibe verbietet, ihren Mann zu lieben, ihre Kinder in Gottesfurcht zu erziehen, ihre Haushaltung treu zu verwalten, wohlthätig und gastfreundlich zu sein, für das Haus, in Freundeskreis und in Gesellschaft einen wahrhaft guten und feinen Ton anzugeben, ihre Wohnung zu schmücken, dazu ihren Geist und ihr Gemüth auszubilden, ja Kunst und Wissenschaft zu treiben, kurz, alles zu sein, was vor Gott und den Menschen wohlgefällig ist? — Oder will sie das nicht, so darf sie ja, das verbietet ihr leider kein Gesetz, ebenso schlecht und liederlich sein, als irgend ein Mann. Sie darf ihren Mann durch ihren Aufwand oder schlechtes Haushalten ruinieren, oder durch ihren Eigensinn oder ihre Wunderlichkeit, ihren Leichtsinn und ihre Koketterie das Leben verbittern, davor schützt ihn kein Gesetz! darf ihren Kindern das Elternhaus verleiden und auch selber davonlaufen; sie darf unsittliche Romane und fade und dumme Novellen schreiben, öffentliche Vorträge, wie A. Besant, oder Brandreden halten und drucken, wie Madame Severine, Luise Michel u. a., oder sich im Theater oder Circus pröducieren, oder an der Börse und in Monte Carlo spielen, und sich, wie sie nur mag, feilbieten! — Wer oder was hindert die Frau, zu heiraten oder ledig zu bleiben, oder auszuwandern, oder, so sie Geld hat, und das können wir Männer auch nicht, sich, wie manche es thun, wo sie will, in Nizza oder in Neapel, oder Maideira, die schönste Villa mit Park und Gärten anzulegen oder zu kaufen, oder wie Fräulein A. Tinne mit großem Gefolge durch Afrika zu reisen, oder wie einzelne Engländerinnen, ihre Yacht selbst zu befehligen und damit auf allen Meeren der Welt herumzusegeln. — Kann man noch freier sein? — Oder sie darf, wie Elisabeth Frey, die Gefängnisse besuchen, wie Kathe Marsden die Aussätzigen in Sibirien pflegen und durch öffentliche Vorträge dafür Geld sammeln, oder, wie eine andere, auf eigene Faust in Tibet missionieren. — Wer verbietet dem Weibe, Salons zu eröffnen und darin so exclusiv sie will zu regieren, oder jeden Sport oder Kunst zu treiben, zu malen wie Rosa Bonheur oder Frau Parlaghi, und goldene Medaillen und Orden einzuernten, oder zu singen wie eine Patti oder Lucca, und an einem Abende mehr zu verdienen, als tausend Männer und Familienväter im ganzen Tag; oder Schulen und Spitäler zu gründen, oder jedes beliebige Geschäft oder Gewerbe zu treiben und sich dadurch oder durch Handel, wie die Gründerin des Bon Marché in Paris und andere Französinnen, Millionen zu verdienen und sie nach Belieben auszugeben? — Wo bleibt da noch

die arme Sclavin, die tyrannisierte! rechtlose! depossedierte Frau, die phrasenhafte und confuse Feministen und sentimentale Feministinnen uns vormalen?

Glauben denn diese, dass wir Männer frei sind zu thun und zu lassen, was uns nur einfällt, und dass wir nur so spielend und nach Gutdünken unser und unserer Familie Brot verdienen? — Nein, sondern Millionen von unter der unerbittlichen Militärzucht Tag und Nacht stehenden Soldaten und Matrosen in Europa und ebenso von Civil-, Eisenbahn-, Post- und Staatsbeamten, durch Eid und Pflicht, Disciplin und Hierarchie gebunden, von Arbeitern in Berg- und Eisenwerken, dem Reglement und der Arbeitsordnung Tag für Tag unterworfen, sind weit weniger frei, als die zu Hause über Kind und Magd, in Kammer und Küche ziemlich nach Belieben schaltende Frau. Und tausende von Frauen würden, wenn sie heute mit uns Männern tauschten, sich sehr bald aus der einförmigen Arbeit des Comptoirs und des Bureaus, der Werkstatt und des Arbeitszimmers in ihre frühere und freiere Thätigkeit zurücksehnen.

Die Blumen, die blühen im Garten.

Im „Heimgarten" einundzwanzigster Jahrgang, Seite 944, sind Bruchstücke eines steirischen Volksliedes „Die Blumen, die blühen im Garten" abgedruckt worden. — Nun theilt uns ein Freund des Blattes mit, dass dieses Lied auch in Westfalen nach einer schönen Arie gesungen werde und er es dort in seiner Jugend sehr oft gehört habe. Der westfälische Text lautet so:

Die Rosen blühen im Thale,
Soldaten ziehen ins Feld;
Ade nun, mein Liebchen, du Feine
Ja, ja, du Feine,
Von Herzen gefällst du mir.

Und als er wieder nach Hause kam,
Feinliebchen stand hinter der Thür,
Gott grüß dich, du meine, du Feine,
Ja, ja, du Feine
Von Herzen gefällst du mir.

Was brauch' ich dir zu gefallen,
Ich habe schon längst einen Mann
Der ist viel schöner, viel feiner,
Ja, ja, viel feiner,
Der mich ernähren kann.

Was zog er aus seiner Tasche?
Ein Messer war's, blank und spitz,
Das stieß er Feinsliebchen ins Herze,
Ja, ja ins Herze,
Das rothe Blut neben ihm spritzt.

Und als er wieder heraus es zog,
Das Messer war blutig und roth,
O Herrgott im siebenten Himmel,
Ja, ja, im Himmel,
Feinliebchen und das war todt.

So geht's, wenn zwei Knaben ein Mädchen lieb haben,
Das thuet ja selten ein gut,
Mir beiden, wir haben's erfahren,
Ja, ja erfahren,
Was falsche Liebe thut.

Solche Volkslieder, im Osten wie im Westen deutschen Bodens gleich daheim, sind beredte Zeugen unserer Zusammengehörigkeit.

Die Stiefmutter.

Von Koloman Mikszáth. Deutsch von Dr. Josef Julian Graf Zamoyski.[1])

Eines Tages verstarb im Kindbette die junge, schöne Frau eines Composſessors[2]) Namens Lörincz von Gáthy.

Die Frau wurde beweint und begraben; der Säugling, ein schöner, gesunder Knabe, verblieb am Leben.

Da war eine ältliche Base des jungen Witwers, die nahm den verwaisten Säugling auf den Arm, und so viel sie beim Leichenbegängnisse an Thränen erübrigt hatte, das vergoss sie nun über dessen Wiege: „Du arme verlassene Waise! Was soll aus dir werden? Ohne mütterliche Pflege musst du ja zugrunde gehen."

Warum sie wohl so gesprochen hat? Denn ohne Grund hält heutzutage niemand Discurse, nicht einmal mit einem dreitägigen Säugling.

„Was aus ihm werden soll? Ein braver Mann", sprach der Vater und küsste zartlich die rosigen Wangen des Kleinen. „Sei ohne Angst, mein Sohn, deine Mutter ist fort, aber sie wird wiederkommen. Ich lasse dich nicht ohne Mutter."

„Nur wird es nicht die rechte sein, Vetter Lörincz."

„Ich verschaffe ihm die rechte."

„Die liegt dort draußen für alle Zeiten", stöhnte die Base; „die, die du bringen kannst, wird doch nur eine Fremde sein, — eine Stiefmutter."

Nach dem Leichenbegängnisse fuhr Herr Gáthy nach Pest, nahm den Knaben mit sich und ließ ihn dort. Er war ein strenger, verschlossener Mann, der darüber weiter nicht sprach und den auch niemand darum befragte. Die Leute zuckten nur die Achseln: „Er hat es in Pflege gegeben."

Nach zwei Wochen kehrte er zurück, und nach weiteren drei Wochen heiratete er die Schwester des herrschaftlichen Directors, die Frau Barbara Zehernye. Das war damaliger Zeit die schönste Witwe der Gegend.

Auch diesmal zuckten die Leute die Achseln: „Seht, seht! Er hat den Rangen aus dem Wege geschafft. Er ist doch ein schlechter Mensch."

Bald darauf, vielleicht etwas zu bald darauf (ich habe eben keinen Kalender bei der Hand) beschenkte ihn seine zweite Frau ebenfalls mit einem Knaben.

Frau Barbara hatte ihr Wochenbett noch nicht verlassen, so brachte Herr Lörincz auch diesen zweiten Knaben nach Pest.

Die Leute machten große Augen: „Was soll das heißen? Kaum, dass der Storch sie bringt, trägt sie der Vater fort!"

Geheimnisvolle Redereien entstanden, es wurde hin- und hergerathen: „Was er mit seinen Kindern nur anfängt? Wem er sie wohl in Pest anvertraut und weshalb? Er wird doch nicht etwa die armen unschuldigen Würmer — Gott verzeih uns die Sünde — — dort bei den Engelmachern —?"

Und während so hinter dem Rücken des jungen Ehepaares ein ganzer Legendenkreis von Tratschereien die Runde machte, widerhallten die sonst so stillen, freundlichen Mauern des alten Castells von lauten Klagen und Jammerrufen. Die junge Mutter war in Verzweiflung, forderte ungestüm ihr Kind, sprach von Trennung, Scheidung, bald drohte, bald flehte, bald fluchte sie an dem Bildnis des Gekreuzigten, um gleich darauf wieder auf den Knien rutschend ihm abzubitten!

Aber Herr Gáthy, dieser Sonderling blieb unerbittlich.

---

[1]) Aus „Intimes aus dem Menschenleben". Leipzig. Georg Heinrich Meyer 1897.

[2]) Theilbesitzer eines Herrengutes.

„Der Knabe ist gut aufgehoben, eines Tages erhältst du ihn wieder zurück. An der Leiche meiner ersten Frau habe ich ein Gelübde gethan, ich werde dasselbe nicht brechen."

So vergiengen fünf Jahre, während welcher das mütterliche Herz vor bitterem Weh oft zu brechen drohte.

Sie hatte alle Mittel und Wege versucht, doch ohne den geringsten Erfolg. Der „grausame Vater" fuhr wohl häufig nach Pest „nach den Kindern zu sehen"; doch er theilte der Frau nicht viel mehr mit, als dass sie sich eben „wohlbefinden".

Im fünften Jahre endlich — es war die Woche vor dem Tage Barbara — trat Lörincz Gáthy vor seine Frau hin: „Also Frau, koche und siede und brate, bereite ein Festmahl zu deinem Namenstage vor, ich fahre nach Pest und bringe dir die Kinder."

Mit einem lauten Freudenschrei stürzte sie an seine Brust, dieses eine Wort verwehte alles, alle Leiden und Qualen von fünf langen Jahren. Und wie süß wären doch eben diese ersten fünf Jahre dem zärtlichen Mutterherzen gewesen. — Fünf Jahre! Das ist die schöne Zeit vom ersten Lallen, vom ersten Schmollen bis zum ersten rothen Gilet. — Welche Freude, zu beobachten, wie es die ersten Gegenstände erkennt, wie sich seine Begriffe entwickeln, und wie diese wunderbare Maschinerie, Geist genannt, in Bewegung geräth: zuerst rührt sich eine Feder, dann dreht sich ein Rädchen und dann noch eins, — und wenn sie alle los sind, — was das für ein Gepolter abgibt!

Da war ein Knabe in der Gegend, dessen erster Busenfreund ein Thier war, eine Katze. Ihr Name war es, den er zuerst stammelnd lallte: „Czicza, Czicza!" War das ein Ereignis im Hause! An jenem denkwürdigen Tage erhielt auch die Katze eine Tasse Kaffee.

Als er dann in der Wanne gebadet wurde, war ihm der Schwamm, weil er sich weich wie Pelzwerk anfühlte, auch „Czicza". Und als man ihm einen Löffel Suppe, worin sich ein Nudel befand, aufnöthigte, erkannte er in der Nudel, die — gleich dem Schwamme in der Wanne — im Löffel herumschwamm, auch eine „Czicza".

Dann kam der Winter und die ersten Schneeflocken wirbelten im weiten Raume wie zarter Flaum umher, — da rief er freudig auch: „Czicza, Czicza!"

Einmal fiel er hin und beschmutzte sich sein Kleidchen, da rief er: „Mama, ein anderes Kleid!" Und als er wieder einmal hinfiel und sich das Ohr aufschlug, schrie er auf: „Mama, ein anderes Ohr!" Und diese Begebenheit wurde während dreier Monate in der ganzen Verwandtschaft colportiert, wurde jedermann mündlich erzählt, in Briefen schriftlich mitgetheilt, — ja, sie steht sogar gedruckt in dieser Geschichte.

Wenn er lächelt, lacht das ganze Zimmer und ein rosiger Schimmer scheint durchs Fenster hereinzudringen. Und gar erst, wenn er laut auflacht! Das ist Musik, gleich Sphärenklängen in den Lüften, als ob eine Schar von Vögeln im grünen Laube zwitscherte und tausende von Zigeunern dazu aufspielten!

So hat jedes Kind seine süße, kleine Geschichte, reich an mannigfaltiger Abwechslung. Ist das Kind klug, dann bildet seine Klugheit die Wonne der Familie; ist es nicht klug, dann ergötzt man sich an seiner Dummheit.

Und eben dieser ersten fünf Jahre hatte Lörincz Gáthy seine Frau und sich beraubt.

Aber alles war vergessen in der Stunde, als am Tage der heiligen Barbara eine Chaise in den Hof rumpelte und der Vater zwei rothbackige, lebensfrische Knaben aus einem großen Wolfspelze herauswickelte.

Freudestrahlend, hochklopfenden Herzens stürzte ihnen die Mutter mit offenen Armen entgegen. Blitzartig streifte ihr Blick prüfend die beiden Knaben, ihre Gestalt, ihre Züge.

„Mama!" schrie der eine, und flog ihr an den Hals.

„Mama!" schrie der andere und umarmte sie.

Wessen Kuss war der süßere? Frau Barbara wurde nachdenklich, sie konnte sich darüber keine Rechenschaft geben.

Der Vater nannte den einen Laczi, den anderen Pali. Die Gestalt war die gleiche, die Züge ähnlich, beide schienen gleichmäßig entwickelt, war doch der Altersunterschied ein gar geringer.

Die Frau zog ihren Gatten hastig beiseite und frug ihn hastig: „Welcher ist der meine?"

„Welch kindische Frage", lächelte der Gatte, „ich habe doch die beiden Knaben nur deshalb heimlich taufen und in der Fremde aufwachsen lassen, damit du nicht erfährst, welcher der deine ist und dass du den beiden die gleiche Liebe zuwendest."

„Mann, bedenke, was du thust!"

„Ich habe es wohl bedacht. Gedulde dich. Wenn sie das Alter von zwanzig Jahren erreicht haben werden, wo sie der mütterlichen Liebe schon leichter entrathen können, sollst du es erfahren."

Es blieb ihr nichts übrig, als beide Knaben in gleichem Maße zu lieben und zu pflegen.

Aber das Mutterherz ruht nimmer, es forscht und spürt und — waffnet sich. Sie beobachtete die Knaben in wachem und schlafendem Zustande, stellte sie vor den Spiegel, bald den einen, bald den anderen, sie selbst stellte sich auch davor und suchte irgend eine Ähnlichkeit zu finden. Hie und da war ein Blick, ein Zug, ein Wort, eine Geberde, die in ihr den Gedanken aufblitzen ließen „dieser ist es!" Aber dabei war nur der Umstand, dass es das einemal der Laczi, das anderemal der Pali war.

Und das Mutterherz, von dessen magnetischer Spürkraft empfindsame Poeten so viel zu faseln wissen, sagte es ihr denn gar nichts? Nein, wirklich nicht; es offenbarte ihr ebensowenig als den Knaben, die schon erfahren hatten, dass einer von ihnen eine Stiefmutter besitze, aber jeder in ihr seine erste Mutter sah.

Beide waren brave, liebe Burschen, wuchsen und studierten und befanden sich dabei ganz wohl.

Eines Tages erkrankte Herr Gáthy. Gleich war die Frau dabei, diesen Umstand auszunützen; wenn der Körper schwach ist, wird es vielleicht auch der Geist. Sie umschmeichelte ihn mit katzenartiger Geschmeidigkeit und wurde nicht müde, ihn durch unausgesetztes Bitten und Flehen zu ermüden.

„Zeige mir meinen Sohn, — sei gut, sei barmherzig, mein süßer Mann. Ich schwöre es dir beim lebendigen Gott, beim Andenken meiner Mutter, nur ich allein werde davon wissen, nie soll es mein Stiefsohn erfahren. Ich will sie beide auch fortan gleichmäßig lieben."

„Nun gut denn", sprach der Gatte, „da du es geschworen, so will ich — —"

In diesem Augenblicke betrat Pali die Stube.

„Dieser ist es", flüsterte Gáthy. Die Mutter lief auf ihn zu, umarmte, küsste ihn, legte sein Haupt in ihren Schoß und streichelte und ordnete sein blondes Seidenhaar.

Zu Mittag war Palis Apfel der schönere, und abends drang das Messer tiefer in den Kuchen ein, als sie das Stück für Pali abschnitt. Und als man im Gartenhause, in dessen Nähe die Knaben Ball spielten, eine zerbrochene Fensterscheibe entdeckte und die Knaben sagten: das habe „niemand" gethan, — da errieth die Mama sogleich, dass „gewiss Laczi dieser niemand gewesen", — und eigentlich war es Pali.

Das gieng so von Tag zu Tag.

Der Vater bemerkte es. „Ei, ei, liebe Frau!"

„Was meinst du, Lörincz?"

„Du machst mich lachen, Frau; aber so seid ihr alle. Ich habe nur eine Saite deines Herzens berührt und schon wird die Stimme der Stiefmutter vernehmbar. Du hast die Probe nicht gut bestanden."

„Welche Probe?"

„Die Probe mit den Kindern. Ich hatte mir damals vorgenommen, dir denjenigen als deinen Sohn zu bezeichnen, der zuerst das Zimmer betreten würde."

„Ungeheuer!" schrie die Frau erzürnt auf; „du hast mich betrogen."

„Vielleicht. Aber du, thatst du nicht dasselbe? Du hast seither Laczi vernachlässigt und Pali auffallend begünstigt. Du bist eine schlechte Mutter."

Barbara sank erschöpft auf das Sofa; sie war vernichtet. Und seither getraute sie sich nicht mehr, ihren Gatten zu befragen, — es wäre auch vergebliche Mühe gewesen. Sie klammerte sich an die verheißungsvolle Zukunft, — das zwanzigste Jahr; dann wird sie es ja erfahren.

Und dieses Jahr rückte immer näher heran.

Die Linden im Hofe begannen ihre Blätter abzuwerfen; zu solcher Zeit wurden die Knaben zur Schule geschickt. Und wenn die Linden wieder dicht belaubt in voller Blüte standen, kamen sie wieder heim. Das gieng so fort durch mehrere Jahre.

Aber einmal kam ein Jahr, wo die Linden im Hof vergeblich ihre Blütenkelche öffneten. Die Knaben kehrten nicht zurück. Sie waren von der Schulbank weg dahingezogen, wo rothe Rosen, — Blutrosen aufs grüne Gras fallen.

Ihr Professor trat eines Tages wie gewöhnlich in die Schule, nur war seine Miene ungewöhnlich feierlich; und der Pedell, der gewöhnlich die Bücher hinter ihm hertrug, keuchte unter der Last einer großen, schweren Flinte.

„Kinder", hub der hochwürdige Herr vom Katheder an, „legt eure Bücher beiseite. Das ist alles nur Dummheit. Wir leben schwere Zeiten. Sehen wir einmal, welcher von euch imstande wäre, dieses Gewehr zu tragen?"

In schweren Zeiten wird das Gewehr leicht. Alle konnten sie's tragen.

Die ganze Classe zog ins Feld, auch die Gebrüder Gáthy. Ihr Professor führte sie an.

Im Kriege fiel der eine; nur Laczi kehrte heim ins väterliche Castell.

Das war damals nichts Besonderes, wenn einer fiel, man machte nicht viel Aufhebens davon. Das Merkwürdige war, wenn einer nicht fiel; er schämte sich fast dessen und entschuldigte sich beinahe.

Zuhause freute man sich des heimgekehrten jungen Helden, wenigstens ist der verblieben. Gott hat ihn gegeben, Gott hat ihn genommen, den anderen. Auch die Mutter fieng an, sich nach und nach zu beruhigen. „Und wenn eben dieser ihr Sohn wäre? Aber wie, wenn der andere — ?"

Gáthy hatte bisher geschwiegen, und es war doch schon das zwanzigste Jahr.

Endlich eines Tages betrat er mit ernster Miene das Zimmer seiner Frau.

„Barbara, heute ist ein denkwürdiger Tag."

„Was für ein Tag?" fragte sie mit gleichgiltiger Miene, ohne von ihrer Stickerei aufzublicken.

„Heute ist der zwanzigste Geburtstag unseres jüngeren Sohnes."

Ihr Herzschlag stockte, glühende Hitze stieg ihr in die Wangen, welche gleich darauf erbleichten.

„Was willst du damit — — ?" fragte sie wie erstarrt mit dumpfer, erstickter Stimme.

„Mein Versprechen will ich einlösen; du hast ein Recht dazu. Du sollst endlich erfahren, welcher dein Sohn ist." Und er zog einige Documente aus der Tasche.

Wie der Blitz sprang sie auf, stürmte auf ihn ein, verschloss ihm den Mund mit der Hand: „Still, still! Kein Wort mehr!" schrie sie, „ich will nicht, ich will

es nie erfahren." Tieftraurig strich sie sich über die Stirne: „So bleibt doch die Hälfte des Knaben mein."

Gáthy sann einige Zeit nach: „Du hast vielleicht recht, Barbara; aber was machen wir nun mit diesen Documenten?"

„Ins Feuer mit ihnen, — ich beschwöre dich."

Es brannte eben im Kamin; Gáthy warf die Documente hinein: die Glut flammte auf und verzehrte die Papiere.

Die auflodernden Flammen beleuchteten das Antlitz der Mutter, als ob ein Glorienschein darüber hinwegzöge.

Deutscher Kirchengesang.

Eine Zuschrift.

Sehr geehrte Redaction!

In seinem Aufsatz „Kirchenmusik auf dem Dorfe" [1]) hat der Heimgärtner seinem heimatlichen Volke wohl aus der Seele gesprochen. Ja gewiss, wir lieben das deutsche Kirchenlied und begrüßen es mit Herzensfreude, wo wir es zu hören kriegen.

Sehr gut weiß ich mich zu erinnern, mit welcher Erbitterung insbesonders die Bauersleute in den Wirtshäusern und auf den Wegen kritisierten, als plötzlich das deutsche Messlied, der Volksgesang in der Kirche verboten wurde.

„Gar nit eini geh i mehr in die Pfarrkirchn", sagte man erbittert, „geh' halt ins Kloster zu der „halberachti Mess".

Und noch mehr sagten sie, viel mehr, aber ob weiter, höheren Ortes eine Beschwerde einlief, weiß ich nicht, doch ist es gewiss, dass noch heute zu der „Halb acht Uhr-Messe" in der Kapuzinerkirche alles mit Freuden hindrängt, weil dabei vom Volke das deutsche Messlied, hauptsächlich: „Hier liegt vor deiner Majestät", gesungen wird. Und kann man nun sagen, was man will, wahr ist es, dass dieser schlichte Volksgesang zu Herzen geht, und einem, wenn man ihn lange Zeit nicht gehört hat, die Augen übergehen. Es ist eben eine unvergängliche Erinnerung an vergangene Zeiten, und es liegt in diesem gemeinschaftlichen, gläubigen Gesange ein heiliger Gedanke, ein weihevoller Hauch der Verbrüderung, der Zusammengehörigkeit aller, die zugleich im Liede, singend oder lauschend ihr Herz zu Gott erheben.

Mir kommt immer ein so sonderbares Gefühl, wenn ich, was nur selten möglich ist, sonntags in die Klosterkirche zur Segenmesse gehe. Schon wenn beim Glockenzeichen plötzlich die plaudernden Menschen herunten in der Allee kehrt machen und freudig die Stiegen hinansteigen, und dann, wenn sie Schulter an Schulter in der Kirche stehen und alle zusammen das traute, alte Messlied singen im hundertstimmigen mächtigen Chor, da scheint es mir immer, als sei ich lange Zeit fremd gewesen und als halte ein enges Band gläubiger Andacht, Eintracht und Zusammengehörigkeit diese katholische Gemeinde zusammen umschlungen.

Nicht nur in Dorfkirchen, wo der lateinische Gesang bei schwachen Kräften eben auch nur schwache Leistungen aufweisen kann, auch in städtischen Kirchen, wo ja gewiss lateinische Messen aufgeführt werden, die auch der Nichtmusikkenner als wunderbar kunstreiche und schwierige Werke schätzen muss, auch da hat das Volk, das Menschenherz nichts davon.

Was hilft es, wenn der Geist auch die Bedeutung einzelner Worte kennt, in das Herz dringen sie nicht, so wie sie nicht aus dem Herzen der Sänger kommen. Ja, wenn es deutsche Worte wären, deutsche Jubelgesänge, die bei einem so besonders feierlichen Festgottesdienste durch die Kirche hallen und zum Himmel jauchzen!

---

[1]) „Heimgarten", 21. Jahrgang, Seite 853.

Art. 1. Les dispositions de l'article 1er de la loi du 30 juillet 1913 sont applicables aux immeubles bâtis ou non bâtis situés dans les communes ou parties de communes déclarées dévastées par application de la loi du 17 avril 1919.

Art. 2. Le présent décret sera publié au Journal officiel de la République française et inséré au Bulletin des lois.

Fait à Paris, le 30 décembre 1921.

ALEXANDRE MILLERAND.

Par le Président de la République :

Le Ministre des Finances,
LOUCHEUR.

Rue du Boulevard-Haussmann.

Le Président de la République française,

Sur le rapport du Ministre des Travaux publics, des Transports et du Ravitaillement,

Vu la loi du 30 juillet 1913 portant fixation du budget général des dépenses et des recettes de l'exercice 1914, et notamment l'article 105 ;

Vu la loi du 17 avril 1919 relative à la réparation des dommages causés aux propriétés privées par les faits de guerre ;

Vu le décret du 30 décembre 1921 portant règlement d'administration publique pour l'application de l'article 105 de la loi du 30 juillet 1913 ;

Vu le décret du 30 décembre 1921 déclarant dévastées par application de la loi du 17 avril 1919 les communes ou parties de communes ci-après désignées ;

Vu l'avis émis par la Commission départementale des Régions libérées, dans sa séance du 15 décembre 1921 ;

Vu l'avis émis par la Commission supérieure des Régions libérées, dans sa séance du 20 décembre 1921 ;

Le Conseil d'État entendu,

Décrète :

Art. 1er. Les immeubles bâtis ou non bâtis situés dans les communes ou parties de communes ci-après désignées sont soumis aux dispositions de l'article 1er de la loi du 30 juillet 1913 :

Département de la Meuse.

Arrondissement de Verdun.

Canton de Dieue-sur-Meuse.

Commune de Dieue-sur-Meuse.

Art. 2. Le présent décret sera publié au Journal officiel de la République française et inséré au Bulletin des lois.

Fait à Paris, le 30 décembre 1921.

ALEXANDRE MILLERAND.

Par le Président de la République :

Le Ministre des Finances,
LOUCHEUR.

ANNONCES LÉGALES ET JUDICIAIRES

Les Annonces légales et judiciaires sont insérées dans le Journal officiel et dans les journaux désignés à cet effet par les préfets.

Les Annonces légales et judiciaires sont insérées dans le Journal officiel et dans les journaux désignés à cet effet par les préfets.

men, Bedürfnis sich zu bewegen, scheint die Sache anders zu stehen. Allein auch diese Triebe zeigen wesentlich dieselben Eigenschaften wie die erworbenen. Professor Luciani hat durch Beobachtungen an dem Hungerkünstler Succi nachgewiesen, dass vollständiges Fasten schon nach kurzer Zeit das Hungergefühl gänzlich beseitigt. Freilich geht der Fastende schließlich an Kräfteverfall zugrunde, aber auch der Morphinist, der durch eine gewisse Reihe von Jahren an ausgiebige Gaben des Giftes gewöhnt war, geht zugrunde, wenn man ihm das Morphium plötzlich entzieht. Erst durch das Essen wird in dem längere Zeit Fastenden das Hungergefühl wieder erweckt oder neu geschaffen. Auch die Art der Nahrung wird durch Gewöhnung beeinflusst, und ein Wolf, der mit Kartoffeln aufgezogen ist, zieht es vor zu hungern, bevor er Fleisch anrührt. Auch das Bedürfnis nach Körperbewegung und das Bedürfnis zum Athmen werden durch Bethätigung gesteigert (Turnen, Touristik, Lungengymnastik). Vererbte Neigungen lassen sich also ändern wie anerzogene, und zwischen angeborenen und erworbenen Trieben bestehen keine Verschiedenheiten anderer Art, als zwischen den einzelnen erworbenen, weshalb die Annahme gerechtfertigt erscheint, dass beide auf einen gleichen Ursprung zurückzuführen sind. Alle ererbten Triebe, also auch die Geschlechtsliebe, haben ebenso wie die erworbenen Triebe ihren Grund in Gewohnheiten, aber in Gewohnheiten der Voreltern. Die besonderen individuellen Neigungen in der Liebe sind durch Besonderheit der Abstammung zu erklären. Eines Mannes Liebe wird am leichtesten und heftigsten von demjenigen Weibe erregt, das am deutlichsten die Züge der Geliebten und Gattinen seiner Väter zeigt. Eine solche Ähnlichkeit ist aber nach naturwissenschaftlicher (entwicklungstheoretischer) Erfahrung nur möglich durch gleiche Abstammung, durch Blutsverwandtschaft — wenn auch im tausendsten Glied. Mann und Weib vergangener Jahrhunderte treten einander in ihren jugendlichen Nachkommen wieder gegenüber, und aus dem unbewussten Dunkel verschollener Menschenschicksale springt der Funke der Leidenschaft. Kurz und schön bemerkt der jeder schwungvollen Redensart sonst abgeneigte Verfasser hiezu: „Es ist ein weltgeschichtliches Leben, das jedes echte Liebespaar gelebt hat, und durch die Liebe fällt in die Seele ein Abglanz der Anfangslosigkeit alles Daseins.“ Nun ist doch die Menschheit in steter Entwicklung und Umwandlung begriffen, und es könnte befremden, dass der Geschmack des Mannes bei der Wahl einer Gattin instinctiv dem Geschmack vergangener Generationen Rechnung trägt. Reisser leugnet auch keineswegs eine stetige Umwandlung dieses Geschmacks, sucht vielmehr die Richtung, in der diese Veränderung erfolgt, klarzustellen. Wie er diese Erklärung auf ein psychologisches Experiment stützt, das gehört zu den klügsten und überraschendsten Wendungen des Buches. „Wenn man hintereinander eine größere Anzahl von Gewichten hebt, von denen jedes etwas schwerer ist als das vorherige, und mitten in der Reihe befindet sich ein Gewicht, das genau so schwer ist wie das vorhergegangene, so hält man es nicht für gleich schwer, sondern für leichter als das vorhergegangene.“ In der Reihe von Veränderungen, die im Menschengeschlecht vor sich gehen, mache sich nun das gleiche Verhalten der Seele bemerkbar. „Um den Wünschen eines Mannes volle Erfüllung zu verheißen und seinem Ideal weiblicher Schönheit ganz zu entsprechen, muss deshalb ein Weib nicht nur vom Schlage der weiblichen Vorfahren des Mannes sein, ihre Eigenschaften müssen außerdem dasjenige Mehr oder Weniger aufweisen, das das Gattungsgedächtnis des Mannes auf Grund der bisher in der Körperbildung seiner Ahnen eingetretenen Veränderungen erwartet.“ Das Ergebnis der Untersuchung, die Reisser noch durch zahlreiche gut gewählte Einzelheiten aus der Seelen-, Körper- und Völkerkunde zu stützen weiß, ist also im Wesentlichen die wissenschaftliche Begründung der Thatsache, die Goethe, vom Seelenwanderungsgedanken ausgehend, in einem Liebesgedicht an Frau v. Stein angedeutet hat:

„Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.“

Eine solche Auffassung der Liebe hat manches für sich. Reisser verfällt aber in den Fehler, den Begriff „Liebe“ nicht immer in demselben Sinne zu gebrauchen, und scheint gelegentlich sagen zu wollen, dass die Bethätigung des Geschlechtstriebes mit all seinem physiologischen Umundauf auf ererbter Gewohnheit beruhe. Dies scheint theils paradox bei einem Triebe, ohne den man sich Leben überhaupt nicht denken kann, theils ein Gemeinplatz, wenn es nichts anderes heißen soll, als: Die Menschen sind heute so, wie sie sind, weil sie Söhne ihrer Väter und Glieder in der Kette organischer Wesen sind. Wertvoll ist nur der Nachweis, dass der große Complex aller jener gröberen und feineren Triebe, Gefühle, Sehnsuchts- und Wehmuthsräusche, die der Dichter „Liebe“ nennt, auf ursprüngliche körperliche Zusammengehörigkeit zurückzuführen sei, also eine ernsthafte materielle Begründung der platonischen Zweiseelenlehre. Und das ist, ohne ein müßiges Paradoxon zu sein, auch neu. Es ist aber auch schwer zu fassen und hätte eine beiweitem breitere und bestrickendere Ausführung vertragen. Die Kürze und Prägnanz des Ausdrucks, die der Verfasser beliebt, ist selten und vornehm, aber wenn uns unerwartete Gedanken wie Felsblöcke an den Kopf fliegen, so drücken sie uns allzuleicht zu

Boden. Neissers Hauptgedanke, wenn er richtig ist, nähert sich an Bedeutung und Tragweite beinahe mancher jener Darwin'schen Ideen, die Säulen neuer Anschauungen auf vielen Lebensgebieten geworden sind. Material läßt sich bei so einem Unternehmen gar nicht genug herbeischleppen, und ein dickes Buch, das zu schreiben für den Verfasser nicht schwieriger, sondern leichter gewesen wäre, hätte uns milder und allmählicher überredet. Die Beschränkung, die sich der Autor auferlegt hat, läßt ihn in der dritten Abtheilung des Buches sogar sein eigentliches Thema, die Liebe, verlassen und auf das Gebiet der Gewöhnung überhaupt eingehen. Mit Interesse lesen wird man auch dieses Capitel, zumal es, wie das ganze kleine Werk in einer von Fremdwörtern reinen, klaren und wohlerwogenen Sprache geschrieben ist, die sich vom landläufigen Philosophenjargon vortheilhaft unterscheidet. Dasselbe gilt vom letzten Capitel, das eigentlich ein Anhang ist und aus Aphorismen besteht, von denen zum Schluss einige mitgetheilt seien, da wir in einer Zeit leben, in der Literatur und Weltweisheit sich mit Vorliebe in Gedankensplittern ausleben.

„Wenn sich zwei Liebende jahrhundertelang nicht gesehen haben, können sie einander völlig vergessen haben. Sie finden sich überhaupt nicht wieder, man kann sich auf der weiten Welt auf ewig verlieren."

„Die Venus von Milo, dieses wunderbar edle Werk, bildet noch immer eine ideale Verkörperung weiblicher Schönheit. In fünfzigtausend Jahren dürfte diese Venus kaum mehr als das Zerrbild eines Weibes sein. Übrigens ist ihr Schädel im Verhältnis zum Rumpf schon jetzt etwas zu klein. Es ist fast zu bedauern, dass ihr nicht auch noch der Kopf fehlt."

„Wenn die Ameisen nicht weiser sind, als die Menschen, so theilen sie die lebenden Wesen ein in Ameisen und Thiere."

„Die meisten Probleme in der Geschichte der Wissenschaften sind nicht dadurch aus der Welt geschafft worden, dass sie gelöst, sondern dadurch, dass sie fallen gelassen wurden."

Man sieht, dass diese Aphorismen — Neisser vermeidet übrigens auch dieses Fremdwort und wählt in seiner einfachen Art die Überschrift „Allerhand Bemerkungen" — mit dem Gegenstand des Buches nur lose oder gar nicht mehr zusammenhängen, dass sie aber oft treffend und gescheit sind. Dr. E.

Martin Greifs „Gesammelte Werke". Mit dem vor kurzem erschienenen dritten Bande ist nun die Gesammtausgabl [1]) der Werke Martin Greifs vollendet. Der letzte Band enthält die Hohenstaufen-Dramen („Heinrich der Löwe", „die Pfalz im Rhein", „Konradin"), ferner das vaterländische Schauspiel „Ludwig der Bayer", das Trauerspiel „Agnes Bernauer" und endlich das als Festspiel gedachte Schauspiel „Hans Sachs". Wenn wir von dem letztgenannten Stücke absehen, das eine Jugendarbeit des Dichters ist, die dieser zur vierhundertjährigen Festfeier des wackeren Meistersingers aus dem Schreibtisch-Verliese hervorholte, so sind in diesem Bande alle jene Dramen Greifs vereinigt, deren Stoffe der deutschen, zum Theile speciell der bayrischen Geschichte entnommen sind. Er nähert sich in der Ausführung seiner Stoffe, wie ich dies schon zu wiederholtenmalen betonte, jener Art der dramatischen Schöpfungen, welche die Engländer unter histories verstehen, wobei dem Dichter in Betreff des Aufbaues der Handlung und der Charakterzeichnung der Personen ein ziemlich freier Spielraum gegönnt ist. Über die einzelnen Stücke habe ich mich im „Heimgarten" zur Zeit ihres Erscheinens ausführlich geäußert, heute bleibt mir nur weniges hinzuzufügen. Martin Greif gehört nicht zu den Glücklichen, die sich mit einemmale Publicum und Bühne erobern; es dauerte lange, ehe der Lyriker, ehe der Dramatiker Greif weitere Beachtung errang. Dann kam wohl eine Zeit — das war, als er sich zum dauernden Aufenthalte in Wien niederließ — da schien sich ihm eine helle, wolkenlose Zukunft zu eröffnen, seine Stücke wurden häufig gespielt, sie fanden Anerkennung, und jedes neue Werk wurde mit Spannung erwartet, bei jedem erschlossen sich neue schöne Seiten seines Talentes. Aber der Umschwung blieb nicht aus, seine Stücke verschwanden, wenigstens von den österreichischen Bühnen, und doch ist der „Prinz Eugen" ein Schauspiel, von dem Ludwig Speidel schrieb, „wann immer Österreich sein Selbstgefühl auf eigenem Boden bewirten will, wird es Greifs ‚Prinz Eugen' herbeirufen". Greif war eben gezwungen, Ibsen und den „Jungen" zu weichen. Nun, seine Zeit wird wieder kommen.

Trotz dieser Zurücksetzung hat sich der Dichter den ihm gebürenden Platz erobert; Otto Lyon und S. M. Prem haben in gehaltreichen Schriften auf den bedeutenden Wert seiner Dichtungen hingewiesen, und wenn auch die gegnerischen Stimmen nicht vollends verstummten, so mag eben in dem Umstande, dass die Ansichten über den dichterischen Gehalt von Greifs Werken so weit auseinandergehen, die Versicherung liegen, dass diese Poesien etwas mehr als Mittelgut bedeuten, denn nur über das Alltägliche und Gewöhnliche stimmen die Meinungen überein. Was jedoch trotz des leidigen Streites von allen Freunden Greifs mit Freuden zu begrüßen ist, bleibt die Thatsache, dass der Dichter nicht den Muth verlor; mag ihm vielleicht zu Zeiten der Mangel an Anerkennung ans Herz gegriffen, mag ihm der Kampf gegen offene und versteckte Gegner bittere Stunden bereitet haben, er wich und

[1]) Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.

wankte nicht. Bewunderungswert ist es, daſs sein Talent nicht verkümmerte, sondern immer neue, frische Blüten trieb. Eben in den letzten Jahren schuf er eine Anzahl bühnenwirksamer Dramen — es sind die im dritten Bande enthaltenen — sie zeigen, daſs sein Talent den höchsten Aufgaben gewachsen ist. Martin Greif gehört seinem poetischen Bildungsgange, seiner Anschauung und seiner Empfindungsweise nach der älteren Schule an, aber durch alle seine Gedichte und Dramen pulsiert frische Ursprünglichkeit, aus jedem Verse tönt uns der volle Ton echter Jugendkraft entgegen, um den ihn mancher „Moderne" beneiden kann. Nicht vergessen sei schließlich das wahrhaft Volksthümliche, das uns an seinen Dichtungen bald rührend, bald schalkhaft anspricht und das Greif zu einem wahren Volksdichter adelt.

Die neue Gesammtausgabe, die es, nebenbei bemerkt, durch ihre Billigkeit ermöglicht, daſs Greifs Dichtungen in die weitesten Kreise dringen, gewährt ein volles Bild von des Dichters Thätigkeit; sie wird gewiſs dazu beitragen, daſs seine Schöpfungen die größte Verbreitung finden, daſs seiner Muse neue Freunde und Anhänger erwachsen und daſs der Kranz, welcher dem Dichter als einem ehrlich Kämpfenden gebührt, ihm dauernd um die Stirn gewunden bleibe.

Noch eines! Die Gesammtausgabe bezeichnet selbstverständlich nur einen Ruhepunkt, und keinen Abschluſs in Greifs dichterischer Thätigkeit. Womit er uns zunächst erfreuen wird? Vor Jahr und Tag wies ich ihn auf das Feld des historischen Lustspiels, und er versprach, sich an ein solches zu machen, aber das Versprechen ist noch heute nicht eingelöst. Nun, Freund Greif, ich poche auf meinen Schein — heraus mit dem historischen Lustspiel! Emil Soſſé.

Anzengruber. Von Anton Bettelheim. Zweite, vermehrte Auflage. Vierter Band der „Geisteshelden", herausgegeben von A. Bettelheim. (Berlin. Ernst Hofmann & Co.)

Seitdem wir seinerzeit dieses Werk zu würdigen Gelegenheit hatten, ist es in einer sehr vermehrten Auflage wieder erschienen. Doch macht es noch immer nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Sein besonderer Wert und Reiz liegt in der Intimität, in der der Verfasser zum Dichter steht und durch die er eben wieder auch Intimstes discret zu bringen vermag. Anzengruber war als Mensch und Dichter eine Charaktergestalt ersten Ranges, und als solche bringt sie der Biograph den Lesern. Aus der Menge von Einzelnheiten baut sich einheitlich das Bild auf, das nicht bloſs den Literaturfreund, sondern auch jeden einfacher Leser zu fesseln geeignet ist. M.

Natur und Gesetz. Von F. Vetter. (Bielefeld. Velhagen und Klasing. 1897.)

Jemand hat den Stuttgarter Schriftsteller F. Vetter den deutschen Mantegazza genannt, jedenfalls dazu verleitet von der Vielseitigkeit und dem glänzenden Stil; im übrigen würde mit diesem Vergleich dem gründlichen, hochidealen Vetter das größte Unrecht geschehen. Das vorliegende Werk behandelt die weltlichsten Dinge unbefangen im Geiste des Christenthums. Ist schon nicht für jeden modernen Leser die Bibel, auf die der Verfasser sich stets beruft, maſsgebend, so gründet dieser seine treffenden Anschauungen und Urtheile auch auf Natur und Geschichte, und es ist eine Freude, hierin dem Mann zu folgen durch hochinteressante Fragen der Gegenwart. Ich habe über den Gegenstand „Mann und Weib" bisher noch nichts Gründlicheres, Beweisenderes, Feineres und Anziehenderes gelesen, als den gleichnamigen Abschnitt in dem neuen Buche von Vetter.[1]) Was werden die emancipierten Weiber dazu sagen? Sie müssten rasend werden über eine solche Zurechtweisung — oder entzückt sein über die Würde, zu der unser Autor das Weib erhebt. R.

Bauernbibel. Von Rudolf Greinz. (Berlin. Schuster und Löffler. 1897.)

Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat bekanntlich Theile des alten Testamentes humoristisch in steirischer Mundart behandelt. „Der Ähndl Noah", der „Abraham", der „Alt Moises" sind davon die bekanntesten. Darob ist ein Theil der clericalen Kritik sehr böse geworden und hat eine Profanierung und Gotteslästerung erblicken wollen in dem Umstande, daſs die biblischen Helden und selbst der Gottvater in Bauernmundart sprechen und sich mitunter drolliger und nicht sehr gewählter Ausdrücke bedienen. Und nun kommt ein Mann, der besonders als Verfasser des „Krippenspiels von der glorreichen Geburt unseres Heilandes" selbst bei den Clericalen als ein durchaus christlicher Schriftsteller gilt, und bringt eine „Bauernbibel" daher, in welcher er das alte Testament in lustiger Tiroler Bauernsprache umgedichtet hat, voll von komischen Anachronismen, drolligen Anspielungen und lecken Späſsen — ein Buch zum Todtlachen! Wir hoffen, man wird dem lustigen Buche nichts in den Weg legen, man wird sich erinnern, daſs der Herrgott einen Spaſs versteht, besonders wenn es ein gutmüthiger Bauernspaſs ist, der übrigens auch recht derb sein mag. Den alten Jörg läſst Greinz die Bibel so gewiſs aus Langeweil in seiner entlegenen Alpenhütte schreiben, von der Erschaffung der Welt an bis zur Geburt Christi. Daſs der alte Jörg vorher die

[1]) „Mann und Weib" ist seither als selbständiges Buch erschienen im Verlage von Velhagen & Klasing.

Roseggerische Bearbeitung gelesen hat, ist ihm nicht zu verdenken, dass er aber stellenweise ein bisschen vorsichtiger gewesen ist, als der wildbäuerliche Steirer, dient ihm zur Empfehlung. In welcher Art die Greinz'sche „Bauernbibel" gehalten ist, zeigen wir nächstens durch einen kleinen, recht gemüthlichen Auszug. M.

Literarisches Scherbengericht von A. Breitner und H. Bergmeister. (G. W. Fleischmann. Nürnberg. 1897.)

Diese eigenartige Sammlung von kleinen satirischen Zeitgedichten ist kein Buch, sondern eine Urne mit Scherben, auf welchen die Sprüchlein von fünfundvierzig deutschen Dichtern stehen. Die eine Seite der Scherben enthält den Spruch, die andere das Porträt des betreffenden Dichters in Umrissen. Scherben, wie Urne sind aus Papiermaché verfertigt, ganz nach antikem Muster. Die Idee ist köstlich und die Urne ein wunderlich schöner Schmuck für das Zimmer. In den Epigrammen urtheilen die literarischen Richter über unsere Zeit. Zum Beispiel:

Was sagst du zu der Künstlerschaft
Von neuster Art und ihren Sachen? —
Weil ihr zum Kunstwerk fehlt die Kraft,
Verlegt sie sich aufs Kunststück machen.
Rittershaus.

Symbolisten.
Kein Blumenkohl, kein Rosenkohl
Ist solch ein Kohl, wie dein Symbol,
Versteh' mich wohl,
Ich meine Kohl
Als das Symbol von dem Symbol.
Stinde.

Musik entbehrt der süßen Melodei,
Den holden Duft verlor die Malerei,
Die Dichtung ihren reinen Klang,
Um diese Künste wird mir angst und bang.
Wertens.

Halt, stachelt nicht den Schwarm zu sehr,
Was könntet ihr damit bezwecken?
Das nenn' ich keinen Fortschritt mehr,
Die Bestie im Menschen wecken. Milow.

Die Zeit, die soll ich runderbutzen
Und diesen Vasendopp benutzen?
Urnee,
Herchee,
Denn, wenn ich mal im Schimpfen bin,
Recht so ä Deppchen längst nich hin!
Bormann.

Eine Cadettengeschichte. Von L. v. Ploetz. (F. Fontane & Co. Berlin.)

Dieser kleine Roman aus dem Leben eines Cadetten bietet Einblicke in das Seelenleben eines Knaben, dessen Befähigung und weiches Wesen nicht geeignet waren, die militärische Familien-Tradition aufrecht zu halten. Im Kampf zwischen Pflicht und Neigung unterliegt er. V.

Der Ehe Ring. Novellen. Von Ernst Clausen. (F. Fontane & Co. Berlin.)

In origineller Weise behandeln die Novellen Clausens Eheprobleme und dürften in Kreisen, die sich für die Frauenfrage im allgemeinen und die „moderne Frau" im besonderen interessieren, besonderen Anklang finden. V.

Erlebnisse eines reisenden Handwerksburschen. Wanderung durch Deutschland und Dänemark vor fünfunddreißig Jahren von Julius Pfeiffer. (Stuttgart. Robert Lutz. 1897.)

Einfach und schlicht zwar ist das Buch geschrieben, die Sprache ist diejenige eines Mannes aus dem Volke, aber so umwoben ist sie vom Hauche echter Bescheidenheit, so durchtränkt von einem ungekünstelten Humor, dass der Dichter, der in der Sprache der gebildeten Laien zu reden wünschte, sich an ihr ein Beispiel nehmen könnte. Am höchsten aber in diesem Buche steht die Beobachtungsgabe des Verfassers, die einzelne Capitel zu Culturbildern von Wert macht. Namentlich sind seine Schilderungen aus dem alten Stuttgart, der Reichsstadt Frankfurt, den Hansastädten Hamburg und Lübeck vor der Zeit der heutigen Freizügigkeit vorzüglich gelungen. Auch ohne die Kenntnis der Schicksale des Verfassers würde man dem Buche nachhaltigen Genuss abgewinnen und gestehen müssen, dass an sich gewöhnliche Verhältnisse hier in außergewöhnlich reizvoller Weise erzählt sind und dass das Werk unter allen Umständen als ein originelles und die Lectüre lohnendes bezeichnet werden muss. H. F.

Mein Spaziergang nach Paris. Wanderbilder aus Frankreich von Adolf Hagen. (Verlag von Dr. Adolf Harpf, Leoben.)

Der Verfasser hat offene Augen für Vorzüge sowohl, wie für Schwächen der fremden Nation, deren nicht immer gern gewährte Gastfreundschaft er auf seinem im Ganzen elf Tagwanderungen umfassenden Spaziergange in Anspruch nahm. Aus der oft auffallend burschikosen Wanderbeschreibung geht hervor, dass Adolf Hagen und die Franzosen an einander keinen besonderen Geschmack gefunden haben. Überrascht hat uns an dem Büchlein, dass der Verfasser darin mehr als einmal ein gewisses Interesse und Verständnis für deutsche Dialecte äußert... M

Aus der Hoamat. Niederbairische Gedichte von Elise Beck. (Leipzig. Walther Fiedler.)

Aneldotenhaftes nach der Schule Stielers in recht guterhaltener Mundart, für Freunde eines harmlosen Humors. M.

Karten und Skizzen aus der Geschichte des Alterthums, des Mittelalters und der neuen Zeit von Professor Dr. Eduard Rothert. (Düsseldorf. A. Bagel.)

Von den vielen höchst anerkennenden Stimmen über dieses Werk heben wir die folgende hervor: Die zeichnende Darstellung

erobert ein Gebiet nach dem andern; mit dem vorliegenden Werke aber wird ein ganz bedeutender Schritt nach vorwärts gethan. Man besitzt allerdings schon längst eine Reihe historischer Atlanten für den Schulgebrauch, die dem Geschichtsunterrichte wesentlich zur Erleichterung dienen.

Dasjenige aber, was bisher fehlte, ist die Veranschaulichung der Feldzüge und der Kriegslage für besonders wichtige Zeitpunkte und eine ausreichende Anzahl von Schlachtplänen.

Solche „Diagramme" werden im vorliegenden Werke in höchst übersichtlicher Ausführung geboten, und zwar ist alles in ausreichender Weise mit den nöthigen Erläuterungen versehen.

Man mag die Karten über den dreißigjährigen Krieg, über die Raubkriege Ludwigs XIV. und den spanischen Erbfolgekrieg, über den nordischen Krieg, über die Kriege Friedrichs des Großen oder Napoleons betrachten, überall wird die Situation mit einem Schlage klargelegt.

Abgesehen davon, dass der Geschichtsvortrag durch diese Zeichnungen erst zum richtigen Verständnis und zur vollen Klarheit gelangt, liegt in diesen Veranschaulichungen zugleich ein wirksames mnemotechnisches Hilfsmittel. Der Lehrer braucht nur zu fragen, und das entsprechende Kartenbild steht sofort vor dem geistigen Auge des Schülers, der jetzt nur abzulesen braucht, was er vor sich sieht. Es ist ja eine bekannte Erscheinung, dass das Gedächtnis ganz außerordentlich durch räumliche Beziehungen unterstützt wird. Was man so mit Hilfe der Karte dem Gedächtnis eingeprägt hat, ist gerade das Wesentlichste und bedeutet weit mehr, als auswendig gelernte Jahreszahlen und Regententabellen.

Das von Herrn Rothert dargebotene Hilfsmittel ist etwas ganz Vortreffliches. Möge ihm die verdiente Verbreitung beschieden sein. Holzmüller.

Von dem **Hausschatz moderner Kunst**, den die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien herausgibt, sind vor kurzem die Lieferungen zwei und drei erschienen. Wir nennen Schindlers sonnige, träumerische Landschaft „Aus dem Süden", die in einer Radierung von W. Unger erscheint; das ergreifende Tendenzbild von Gabriel Max „Der Vivisector"; Knehls „Lübecker Waisenmädchen", ein Bild, dessen coloristische Eigenart die Stichradierung von Krüger vortrefflich wiedergibt; Rottmanns „Griechische Meeresküste" und Schwinds phantastischen „Rübezahl". Dankenswert ist es, dass der Hausschatz nicht nur Reproductionen von Bildern, sondern auch Originalradierungen bringt. V.

Theoretisch-praktische Anleitung zur Erhaltung und Ausbildung einer vollkommenen **Finger- und Handfertigkeit** von Dr. A. Kupferschmid. (Berlin. Max Richter.)

Für alle, die eine kräftige, zu künstlerischen und gewerblichen manuellen Thätigkeiten ausgebildete Hand benöthigen, oder überhaupt mit Handarbeit jeder Art ihr Brot sich verdienen müssen; für alle an Bewegungsstörungen der Hände und Finger Leidende (Neurosen, [Schreibkrampf] nervöses Zittern, Muskelschwäche, Lähmungen ꝛc.).

Auf Grundlage einer reichen Erfahrung und selbständiger Anschauungen behandelt dieses Buch in streng wissenschaftlicher und origineller Weise den vorliegenden Arbeitsstoff.

V.

Büchereinlauf.

Allgemeine National-Bibliothek. (Wien. E. Daberkow):

Ungedruckte Briefe von Robert Hamerling.

Die Braut des Gelehrten. Von Ferdinand Kürnberger.

Maria Magdalena. Von Friedrich Hebbel.

Nach uns die Sündflut. Roman von E. von Wald-Zedtwitz. (Wien. Rudolf Lechner & Sohn. 1897.)

Die Exclusiven. Von Edith Gräfin Salburg Erster Band der Roman-Trilogie: Die österreichische Gesellschaft. (Leipzig. Grübel & Sommerlatte.)

Satura. Ausgewählte Satiren des Horaz, Persius und Juvenal. In freier metrischer Übersetzung von Hugo Blümner. (Leipzig. B. G. Teubner. 1897.)

Ein Buch von deutscher Art. Von Heinrich Wastian. (München. J. F. Lehmann. 1897.)

Die Alldeutsche Bewegung und die Niederlande. Von Fritz Bley. (Der Kampf um das Deutschthum. Elftes Heft.) (München. J. F. Lehmann. 1897.)

Berthold Sigismunds **Kind und Welt.** Für Eltern und Lehrer, sowie für Freunde der Psychologie mit Einleitung und Anmerkungen neu herausgegeben von Chr. Ufer. (Braunschweig. Friedr. Vieweg & Sohn. 1897.)

Aus dem Verlage Georg Weiß, Heidelberg. 1897:

Novellen aus Österreich. Von Ferdinand Saar. Erster und zweiter Band.

Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen von Heinrich Hansjakob. Neueste, verbesserte und erweiterte Auflage.

Aus kranken Tagen. Erinnerungen von Heinrich Hansjakob. Zweite, verbesserte Auflage.

Dürre Blätter. Zweiter Band. Von Heinrich Hansjakob. Dritte, durchgesehene Auflage.

Der Petrusglaube und die Kirche. Von C. Ecke. (Halle a. d. S. J. Fricke. 1897.)

Stilpe. Ein Roman aus der Froschperspective. Von Otto Julius Bierbaum. Mit dem Bildnisse des Verfassers. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1897.)

Verse. Von Karl Maria. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1897.)

Mirabeau. Schauspiel in drei Aufzügen. Von Edith Gräfin Salburg. (Leipzig. Grübel & Sommerlatte. 1897.)

Mann und Weib. Von F. Better. Erweiterter Abdruck aus des Verfassers Natur und Gesetz. (Bielefeld. Velhagen & Klasing. 1897.)

Aus Weimars schönen Tagen. Bei Schiller und Goethe in Weimar. Genrebild von Gustav Kröner. (Leipzig. Gust. Kröner.)

Stundenrufe und Lieder deutscher Nachtwächter. Gesammelt von Josef Wichner. (Regensburg. Nationale Verlagsanstalt. 1897.)

Heimatschutz. Von Ernst Rudorf. (Leipzig. Fr. W. Grunow. 1897.)

Karo und der Blinde. Von Julius Zähler. Mit zehn Illustrationen von Siegwald Jahl. (Berliner Thierschutzverein.)

Da Franzel in da Fremd. Ein Gedicht in modern österreichischer Mundart. Von Koloman Kaiser. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1898.)

Das Testament eines Dichters. Von Dr. G. Harbler. (Dresden. E. Pierson.)

Die Tanzlection auf der Alm. Dramatischer Scherz in zwei Acten, mit Gesang. Von Dr. Isidor Müller. (Innsbruck. Selbstverlag des Verfassers. 1897.)

Die friedliche sociale Revolution am Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts. Ein Zukunftsbild von einem Menschenfreunde. (München. August Schupp.)

Österreichs deutsche Jugend. Geleitet von Franz Rudolf, Bürgerschullehrer in Reichenberg. Vierzehnter Jahrgang. (Reinholds Erben. Reichenberg.)

Grazer Schreibkalender für das Gemeinjahr 1898. Mit Illustrationen. 114. Jahrgang. (Graz. „Leykam".)

Postkarten des „Heimgarten".

* Der deutsche Kaiser hat in Budapest eine die Ungarn verhimmelnde Tischrede gehalten. Diese Tischrede kritisierte die Berliner „Zukunft" (2. October 1897) mit entzückendem Freimuth. Sie kommt zu dem Schluss, dass von des deutschen Kaisers Wilhelm II. „schwungvoller Rhapsodie kaum ein einziger Satz im grellen Licht der Geschichte haltbar sei". — Der menschliche Irrthum des Kaisers wird aber reichlich aufgewogen durch die Großmuth des Herrschers, der den Artikel der „Zukunft" nicht confiscieren ließ.

M. G., Wien: „Der Abgeordnete Wolf hat den Grafen Badeni schwer beleidigt, zur Strafe dafür hat Badeni sich die Hand durchschießen lassen." Mit diesen knappen Worten des „Arbeiterwille" ist der Duell-Unsinn klar genug bezeichnet.

K. K., Graz: Ihr Aufsatz über die Socialdemokraten ist für den „Heimgarten" nicht zu brauchen. Auch ich bin mit mancher Forderung der Arbeiter nicht einverstanden, doch sie als Räuber und Mörder zu behandeln? Sie, die unseres Volkes, unseres Blutes sind, die wie wir die gleichen Fähigkeiten, Wünsche und Ansprüche haben, den gleichen Rechtssinn und das gleiche Recht! Dass sie sich bisher international gaben, kommt davon, weil sie in der eigenen Nation ihr Recht nicht fanden. Werden sie dieses bei ihrem Volke in dem Maße, wie andere Staatsbürger, gefunden haben, dann werden sie es auch mit ihrem Volke halten, und gerade aus dem Arbeiterstande werden der Nation die frischesten und patriotischesten Kräfte hervorgehen. Was Sie heute „umstürzlerisch" nennen, wird nach etwa fünfzig Jahren das erhaltende Element sein. — Es nimmt den Verlauf wie bei allen geschichtlichen Bewegungen. R.

Spatz: Selbstverständlich. Ist ja Ihr Eigenthum. — Die Jugendschriften erschienen bei Hartleben in Wien. Das neue Buch für junge Leser von fünfzehn bis siebzig Jahren betitelt sich „Waldjugend" und erscheint demnächst bei L. Staackmann in Leipzig.

W. R., Hettlingen: Ganghofers Werke sind aller Beachtung wert und geben passenden Stoff für einen volksthümlichen Vortrag.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Ansichtskarte Heimatgruß aus Ostpreußen
Kartengruß der Elche Königsberg
1930er Jahre

Zitty.

Wenn in einem Bildungsroman eine Frau Hauptfigur ist, die Zitty heißt, dann ist das ein Hinweis darauf, dass sie sich nicht entwickeln wird. Zitty ist ein Name, der nicht zu einer Frau passt, die sich entwickelt. Zitty ist ein Name, der zu einer Frau passt, die sich nicht entwickelt. Zitty ist ein Name, der zu einer Frau passt, die sich nicht entwickeln will. Zitty ist ein Name, der zu einer Frau passt, die sich nicht entwickeln kann. Zitty ist ein Name, der zu einer Frau passt, die sich nicht entwickeln darf. Zitty ist ein Name, der zu einer Frau passt, die sich nicht entwickeln soll. Zitty ist ein Name, der zu einer Frau passt, die sich nicht entwickeln muss. Zitty ist ein Name, der zu einer Frau passt, die sich nicht entwickeln kann, weil sie schon fertig ist. Zitty ist ein Name, der zu einer Frau passt, die sich nicht entwickeln kann, weil sie schon fertig ist, und zwar seit ihrer Geburt.

Der Rocherl zupft mit Mühe. Die eine Hand hat er auf dem Truhenrande liegen, sie ist wulstig umwickelt bis auf die Finger, in denen er die Wolle festhält, um sie mit der andern Hand zu bearbeiten. Als ich den schönen blassen Menschen so von der Seite ansehe, wie er arm und betrübt dasitzt — ein Krüppel für sein Lebtag lang — da stelle ich die Frage, wieso es denn gekommen sei, das Unglück?

Der Bursche schlägt sein seelenwarmes Auge zu mir auf und sagt, gleich als wäre er in einem schwermüthigen Traum: „Ein Reh ist schuld dran gewesen." Dann kommt er zu sich, lacht auf und setzt bei: „Ein Reh! Hab' ich gesagt, ein Reh? Siehst du, Hansel, wie schlecht ich bin! Was kann das Reh dafür, dass ich's hab' schießen wollen!"

Dann ich: „Es ist die alte Geschichte. Ihr Bauern wisset euer kümmerlich gepflegtes Getreide und Kraut vor dem Wilde nicht zu schützen. Natürlich kein anderes Mittel, als den Hirschen, das Reh, den Hasen niederzubrennen. Und nachher schießt so ein gottverdammter Jäger auf den armen Bauern, der sich nur seines Eigenthums wehrt."

Sagt der Rocherl: „Nein, Hansel, so war es nicht. Mir ist ganz recht geschehen. Mitten im Winter frisst das Reh kein Korn und kein Kraut. Gelustet hat's mich. Und wenn mich einmal was lustet, nachher nix denken, wild drein. Eine ganze Woche lang bin ich die halben Nächte gestanden, oben hinter dem Schachen mit der alten Flinte. Das einemal wär' ich gut zu Schuss gekommen, da hat's das Kapsel abgeschlagen, iste nit losgegangen. Das zweitemal, wie ich hinziel aufs schöne Thier, du Hansel, da geht's los, aber nit bei mir. In der Hand hab' ich's gehabt, dem Jäger sein Blei, da drinnen, wo's heut noch steckt. Ich hab' dazumal weiter nix gesehen. Wie ich wieder munter bin, lieg' ich im Bett, steht der Pfarrer neben mir und ist vom Sterben die Red'. Ist mir auch alles eins, hab' ich mir gedacht und bin wieder eingeschlafen. 's Kugerl hat's schon gmacht, dass ich nit verschlafen hab."

„Jetzt, wer hat denn eigentlich geschossen?" So ich.

„Der Jäger Konrad hat halt geschossen, dieser höllverfluchte Menschkerl!"

„Du hast doch eben gesagt, dass dir recht geschehen ist."

„Recht geschehen ist mir freilich", drauf der Rocherl, „weil ich gewildert hab'. Aber der Jager hat nit recht gethan, weil er geschossen hat. Der hätt' mir die Büchsen können wegnehmen, das hätt' er können. Wenn ich mich wehr', hätt' er auch schießen dürfen. Aber so nit! So nit! So ist's ein Mörderschuss gewesen. Weil er mir feind ist gewesen. Das soll er sich merken! Der Kulmbock-Bauer sagt, ich hätt' ihn klagen gehen können! Na, für ein paar Wochen Einsperrenlassen ist mir meine Hand nit feil. Die verkauf' ich theurer, mein Lieber! Theurer oder ganz schenken! Er hat eh gleich Angst bekommen, der Jäger. Ist noch am

selben Tag nachfragen gekommen, wie's mir geht. Hat gesagt, er hätt' mir nur den Flintenlauf wollen aus der Hand schießen und hätt' unglücklicher Weise meine Hand getroffen. Es wär' nit so schlimm vermeint gewesen, hat er gesagt, und ich sollt' weiter auf ihn nit bös sein. Bin auch weiter nit bös auf dich, hab' ich gesagt. Es wird schon wieder heilen. Das Pech zieht's schon heraus."

Wie mich dieser Bursch erbarmt! Sprießt erst auf zum Leben, soll hart den Daseinsstreit ringen mit der gefräßigen Welt und ist ohnmächtig zur Arbeit und zur Wehr. Und schaut so treuherzig, hoffnungsfroh in die trüben Nebel seiner Zukunft. Was übrigens sein Verzeihen anbelangt, das hat er noch nicht los. Es ist nur ein auswendiges Verzeihen, „weil's der Pfarrer bei der Beicht verlangt hätt?" Inwendig juckt's noch, das merke ich wohl.

„Rocherl", habe ich an diesem Tage noch zu ihm gesagt, „ich möchte dich nicht unruhig machen, deine Hand wird schon heil werden. Aber nach meiner Meinung ist das Schusterpech kein Pfropfenzieher. Da muss ein Arzt dazu."

Antwortet er: „Wir haben eh die alte Marenzel gefragt, die was die Salbensiederin ist. Die hat gesagt, nur keinen Doctor, so Leut thäten gleich die ganze Hand wegschneiden. Da ist mir eine luckete Hand doch alleweil noch lieber, wie gar keine. Und die Kugel kommt schon herfür, sagt sie. Dreimal der Vollmond muss halt drauf scheinen." — Da ist's mir auch deutlich geworden, weshalb vor drei Wochen der Junge des Abends immer vor der Hausthür gestanden ist und sein armes Pfötlein dem aufgehenden Mond entgegengehalten hat.

„Es wird wohl eh so für mich am besten sein", fuhr der Rocherl noch fort zu sprechen. „Ein Wielddieb, das heißt nichts. Und bändigen hätt' ich mich nit können. Du glaubst es nit, Hansel, wie das ist, wenn einer so im Dickert was kreispeln hört, was laufen sieht. Das fahrt in die Hand. Und wenn du eine Heugabel bei dir hast — an die Wang' fahrst damit!"

„Und das unschuldige Thier erbarmt dir nicht? Das gerade so gerne lebt wie du? Denkst denn nicht dran?"

„Denkt der Jäger dran, der schlechte Lump?" frägt er auf. „Oh na, zum Denken ist keine Zeit, sonst lauft's dir davon. Man ist halt rein wie verhext, anders kunnt ich's nit sagen. Ich weiß halt nix auf der Welt, was so lustig wär', wie 's Reherlschießen!" Die letzten Worte hatte er im singenden Ton gesagt, wie ein Volkslied.

Und während er so sprach, zupfte er mühevoll die Wollschüppchen auseinander, dabei zog er manchmal das Gesicht schief, wenn bei der leisesten unrechten Handbewegung die Wunde schmerzte. — Dabei ist er voller Sorgfalt für die Thiere, kümmert sich um die richtige Fütterung

der Ochsen, ob die Schafe stets ihre gute Streu haben, füttert die Hühner mit Brosamen und streut sogar den Spatzen Haferkörner auf das Dachbrett. Nur um den zweiten Stall sorgt er sich nicht, dort sind die Kühe, und die werden von der Schwester Barbel betraut. Die Barbel macht's schon recht. Was die Barbel thut, das erscheint dem Rocherl als vollkommen. Auch er fühlt sich in ihrer Nähe geborgen. Vor einigen Tagen hatten wir ein Donnerwetter mit Blitz und Hagel. Es war wie in einer Hochsommernacht. Noch nie so um diese Jahreszeit, sagen sie. Ich wurde ins Haus gerufen, um vor der geweihten Kerze den Wettersegen mit beten zu helfen. Es knatterte und schmetterte ganz grauenhaft. Ich hätte das jetzt, da noch der Schnee auf dem Anger liegt, nicht für möglich gehalten. Der Rocherl kauerte zitternd in bloßem Hemde am Herd, hielt sich Ohren und Augen zu und begehrte nach der Schwester. Sie wurde geweckt, kam in die Stube, da war er ruhig. Sie sagte kein Trosteswort, sie sagte gar nichts, schaute nur traumhaft drein, wie immer. Draußen rollte der Donner — aber alle Gefahr war vorüber. Es war, als hätte sie dem Sturme geboten. Nächstens mehr. Dein treuer Knecht.

Notabene: Du fragst, was das für ein Sprachstil wäre, dessen ich mich in meinen Briefen befleißige? Möge Dein ästhetisches Urtheil mir gnädig sein! Wenn man müde ist und doch so manches denkt und so viel zu sagen hätte, da schlägt man nicht die schönen gewundenen Spaziergänge durch den Rosengarten der deutschen Kunstsprache ein, da nimmt man den kürzesten Weg durch Strauch und Strupp. Wenn einer tagsüber den Dreschflegelstiel schwingen muss, da wird's ihm am Feierabend etwas schwer, den Goethestil zu handhaben.

* * *

Adamshaus, am zwölften Sonntage.

Ich hätte nicht geglaubt, lieber Freund, dass in einem Bauernhause so viel von der gepriesenen Ware zu finden ist, die auf den Marktplätzen der Städte, in den glänzenden Auslagkästen und Bazars so vergeblich gesucht werden. Herzenstakt und Seelengröße. Mit Ausnahme der reschen Hausmutter, die bisweilen Salz in die Butte streut, ist in diesem Hause alles voller Sanftmuth und Rücksicht gegeneinander. Wird der Vater von seinem Asthma geplagt, so ist alles um ihn bestrebt, Erleichterung zu schaffen. Freilich vermag alle Sorgfalt und Wartung der ganzen Hausbewohnerschaft in dieser Sache nicht so viel, als ein Quentchen Hexenkraut. Aber letztens war das ausgegangen, die alte Marenzel, die sonst das Haus mit allerhand Gekräute und Gewurzel versorgt, war auf Bettel aus und der Rocherl musste sie suchen gehen und hat die Nothhelferin auch glücklich zuwege gebracht. „Die Athemnoth ist freilich nit leicht",

ſagte der Vater, „dank dir's Gott, Rocherl! Wenn mir nur deine Hand nit ſo weh thät!“ Die durchſchoſſene Hand des Burſchen iſt der wunde Punkt der ganzen Familie, aus dem gleichſam alle bluten. Valentin, der Soldat in der weiten Welt, iſt ihre Sehnſucht. Seit Wochen erwarten ſie von ihm Nachricht, daſs er auf Urlaub kommen wird. Zu Weihnachten hat er von ſich eine kleine Photographie heimgeſchickt, die hat der Rocherl zu den Bildern des Hausaltars hinaufgehängt und der Vater hat ſie wieder herabgenommen. „Man denkt beim Beten ſo ſchon zu viel an den Buben; wenn das Bildl auch noch vor Augen hängt, nachher iſt's gar aus. Heiliger iſt er derweil doch noch keiner.“ Der kleine Franzel iſt des Hauſes Stolz. Der Schullehrer hält nämlich große Dinge von dem Knaben und es iſt die Rede davon, daſs er nächſtes Jahr in ein Seminar ſoll. Der heimliche Augapfel, ja das Herzblatt dieſer Leute iſt —. Sagen thut's keines aber anmerken thut man's jedem. Wenn die Barbel nicht da iſt — wo iſt ſie denn? Wenn ſie im Stalle Streu faſst oder vor dem Hauſe Holz ſchichtet — wird's ihr wohl nit zu hart? Wenn ſie bei Tiſch den Löffel weglegt — was haſt denn, Kind, daſs du nit iſst? Und haſt wohl warm bei der Nacht, Barbel? Und thut dir wohl nichts fehlen, Barbel? — Am Joſefitage, während die Barbel in der Kirche war, habe ich die Mutter gehört ſagen zum Mann: „Ich weiß nit, Adam, mir iſt immereinmal ſo hart, und weiß nit warum.“

„Du thuſt halt zu wenig greinen, Weibel“, verſetzte er. „Muſst dich beſſer ausbrummen, wenn dich was druckt.“

„Das kannſt ſein laſſen, Alter. Fürs Foppen bin ich jetzt nit aufgelegt. Ich hab' dich nur einmal fragen wollen, ob 's dir nit auch ſchon aufgefallen iſt. So viel traurig kommt ſie mir vor.“

„Wer kommt dir traurig vor?“

„Lachen will ſie nimmer, die Barbel.“

„Die Barbel? Nit lachen? Du, das fallt mir jetzt auch auf. Sonſt haben wir ja alleweil geſagt, ſie iſt das Glöckerl im Haus.“

„Gelt? Und jetzt nimmer. Jetzt ſchon lang nimmer“, ſtieß ſie hervor. „Himmliſche Mutter Gottes, wenn's mit dem Kind was hätt'! Wenn ihm was thät ſein!“

„Weib“, ſagte er, „ich kann mir's ſchon denken, was ihr weh thut. Halt auch dem Rocherl ſeine Hand.“

„Mein Gott, freilich legt ſie ſich's ſo ſchwer, wegen ſeiner. Und ſagt nichts. Und mir geht's nit beſſer. Und der arme Haſcher ſelber ſtellt ſich luſtig. Und iſt nit ſein Ernſt, ſo wenig wie dir. Daſs uns das hat müſſen treffen!“

„Mein Gott, Traudel, wir ſind halt auf der Welt. Wo du hinſchauſt, Kreuz und Elend. Wollen denn wir allein den Himmel ſchon im Almgai haben? Narrl, da thät ja das Abſterben zu hart ſein! Freilich

wohl, der arme Bub! Aber danken wir unserem Herrgott, dass die anderen Kinder frisch und gesund sind!"

So haben sie am Vormittag mit einander gesprochen, beim Herd. Und zu Mittag, wie die anderen von Hoisendorf heimkommen, bringen sie den Brief mit. Vom Soldaten. Vom Valentin. Die Hausmntter hat uns für denselben Mittag Leinölkrapfen bereitet gehabt. Sie haben uns nicht geschmeckt. Der Valentin liegt krank im Spital zu Laibach im Krainerland. Was ihm fehlt, das schreibt er nicht, immer an Heim muss er denken. Immer an Heim. — Der zuerst anhebt zu brüllen, das ist der Franzel. Den Rocherl stoßt's an der Brust. Die Mutter lehnt sich an die Ofenwand und schluchzt in die Schürze hinein. Der Vater hat rothe Augenlider bekommen. Nur die Barbel steht ganz ruhig am Winkelkasten, sie ist nur noch blasser als sonst, und ihre Augen sind noch größer. Die Hände hält sie vor sich über den Körper gefaltet.

Jetzt, Knecht, mache dich einmal nützlich! denke ich und fange an zu trösten. „Spital! Was ist's weiter? Bin ich zweimal im Militärspital gewesen, einmal vier, einmal sechs Wochen lang. Da fehlt einem gar nichts, als das Bissel Gesundheit, hat sein warmes Bett, sein Stückel Fleisch, seinen Doctor, seine Medicin. Braucht nicht Wacht zu stehen, nicht zu exercieren, und die Dienstzeit vergeht doch! Oft geht's im Spital recht lustig zu, karteln, Tabak rauchen, feinsten Commisstabak, billigen. Geschichtenerzählen zum Todtlachen. Ich kann das sagen: manchem ist gar nicht gut, wenn ihm wieder gut ist, dass er heraus muss!"

Ich glaube, Philosoph, diesmal habe ich mir mein Mittagsmahl redlich verdient, denn die Gesichter heitern sich ein wenig auf. „Ich denk' ja auch, dass es nit so schlimm wird sein", meint der Vater.

„Dass er nit doch recht nothleiden muss!" gab die Mutter zu bedenken. „So einen armen Soldaten lassen sie ja immer einmal schier verhungern."

„Wenn er nur Hunger hat im Spital, nachher bin ich schon zufrieden", sagte der Vater.

„Schreibt er um Geld?" fragte die Mutter. Der Rocherl, der den Brief gelesen, verleugnete die kleine Zeile ganz unten am Rand, denn der Vater hatte ihm ein trauriges Zeichen gegeben, dieselbe der Mutter nicht mitzutheilen.

„Noch nit einmal hat er um Geld geschrieben?" so die Mutter.

Die verleugnete Zeile aber hieß: „Nur um zwei Gulden, wenn ich bitten dürfte, liebe Eltern!" — Der Vater wollte sich erst mit seinen Kindern besprechen, wo sie jetzt diese Summe auftreiben würden, bevor sie der Mutter die Bitte mittheilen konnten.

Gestern war der Steuerbote dagewesen, schon das drittemal seit sechs Wochen, der hatte den Rest des Sparpfennigs mitgenommen und

gedroht, dass er nicht wieder komme! Wenn bis Ostern die letzte Quote nicht bezahlt wäre, kämen andere um eine Kuh oder ein paar Kalben, oder was eben da sei. Dieser fürsorgliche Besuch des Herrn Staates hatte meinem guten Hausvater einen Asthmaanfall gebracht. Nun war das alles vergessen, und wenn der Steuerbrief die Lunge angriff, so gieng nun der Soldatenbrief ans Herz.

Jetzt merkte ich aber, dass die Barbel anhub, ein frohes Gesicht zu machen.

„Braucht der Valentin Geld?" fragte sie mit ihrer milden Stimme.

„Na freilich wird ein Soldat nie zu viel Geld haben", sagte der Vater einlenkend.

„Geld genug!" rief das Mädel und eilte ins Kämmerlein.

Nach wenigen Minuten brachte sie ein zierlich mit bunter Wolle besticktes Mapplein. „Da kann er gleich heimreisen, wenn er mag", sagte sie. Acht oder zehn glatt zusammengefaltete Papiergulden that sie hervor.

„Dirn!" schrie die Mutter, „wo hast du das Geld her!"

„Geh Närrisch, als ob sie's gestohlen hätt'!" beschwichtigte der Vater. „Ihr Kresengeld wirds halt sein." Das Taufpathengeld, meinte er, aber das war's nicht.

„Habt Ihr denn auf die Hetschen-Muhm schon ganz vergessen?" fragte die Barbel, und jetzt war ihr länglich rundes Muttergottesgesichtlein fast ein wenig schalkhaft. „Die Muhm' hat mir ja was vererbt, ihr wisset es doch, Mutter."

„Und dass du's in die Ruppertsteiner Sparcasse solltest legen. Jetzt denk' ich dran, die Hetschen-Muhm', Gott tröst' ihre Seel'! Die hat dir für die Sparcasse was vermacht. Ja, Dirn, hast es nit hinausgeschickt?"

„Was will ich denn die Ruppertsteiner Sparcasse, wenn ich selber eine hab', eine so schöne!" Damit that sie den letzten Schein aus der Mappe hervor.

Ich werfe auf das Geld einen Blick und erschrecke ganz abscheulich. Sind es lauter Papiergulden, die schon seit zwei Jahren keine Giltigkeit mehr haben. Und dieses Geld wollen sie jetzt dem Valentin schicken. Da habe ich mir wohl gedacht: O Adam! Adam! Bisweilen wäre doch auch im Bauernhause eine Zeitung gut.

Jetzt aber frage ich Dich, Alfred! Du bist zwar ein tapferer Mann, schon auch darum, weil Du so treu zu dem zugereisten Bauernknechte stehst, aber die Hand aufs Herz! Hättest Du den Muth, es diesem Wesen zu sagen, dass es wertlose Fetzen in der Hand hat! Während sie selig ist im Glauben, mit ihrem Ersparten den kranken Valentin gesund und glücklich zu machen, reißt man ihr mit einem einzigen Worte das Geld aus der Hand wie ein Erzräuber, ein gottverfluchter. — Na, so rücke ich mich auf meiner Bank einmal ein wenig gegen die Tischecke hin. —

„Du Bärbel“, sage ich, „lass einmal sehen. Acht Gulden hast du da. Papiergeld. Hörst du, das werden sie dir auf der Post schwer annehmen. Geld kann man neuzeit nur mehr durch Postanweisungen schicken, und da muss man Silbergeld einzahlen. Ja, Dirndel, du glaubst es nicht, was so eine kaiserkönigliche Post für Caprizen hat. Ist aber leicht geholfen. Ich wechsle dir die Papiergulden gegen Silberlinge um. Hab' ihrer einen ganzen Teufel im Hosensack, da genieren sie. Mir ist Papier lieber und der Post das Silber, und so ist uns beiden geholfen.“

Gelogen wie gedruckt, aber ich hoffe, der Herrgott, wenn er sich überhaupt um einen so durchtriebenen Strick noch kümmert, wird mir manche Zeitungsschwindelei dieser einen Unredlichkeit wegen gnädig nachlassen.

Und so haben wir heute dem hinkenden Bandelkrämer zu Hoisendorf die Geldsendung übergeben und einen schönen Brief dazu, dass die Heimatberge nach felsenfest stehen, dass Eltern und Geschwister frisch und gesund sind und alle Tage beten für den Valentin auf eine baldige, glückliche Heimkehr. Die durchschossene Hand ist ihm verschwiegen worden. Wenn er ohnehin selber im Spitale krank liegt, da kann er keine durchschossene Hand brauchen.

Dieser einundzwanzigste März! Heuer stehen wir gar nicht an auf ihn, die Veilchen, die Primeln, die Schwalben sind schon da! Und doch ist's ein besonderer Tag. Hast Du nie gehört oder gelesen, dass der einundzwanzigste März ein besonderer Tag ist? Tag- und Nachtgleiche, wie mich dünkt. Frühlingsanfang! Professor, das stimmt! Frühlingsanfang! Frühlingsanfang! Dein Hans.

* * *

Adamshaus, am dreizehnten Sonntag.

An die Redaction der „Continental-Post“.

Lasset es gut sein, meine Herren. Ich bin für Eure privaten Geistesentladungen nicht mehr aufgelegt. Der Spass ist Ernst geworden. Ihr verzeihet schon. Ich fange an zu ahnen, was Menschenleben heißt. Wenn Ihr mir das Blatt noch weiter zugehen lassen wollet, so geschehe es nur durch die Adresse des Herrn Guido Winter, Schullehrer zu Hoisendorf, ob Ruppertstein. Da, bei mir daheim, wird keine Zeitung geduldet, weil sie beim Verbrennen zu viel Gestank macht, sagt meine Hausmutter. Hier hebt jetzt Erdgeruch an aus dem Boden zu steigen. Weihrauch, Pulver und Druckerschwärze habe ich schon in die Nase bekommen seit meinen Tagen. Erdgeruch ist besser.

Machet Euch um mich weiter keine Sorgen. Ich finde mein Auskommen, und wenn das Jahr um ist, werde ich mich schon melden.

Mit vielen Grüßen Hans Trauttentorffer.

* * *

Am vierzehnten Sonntag.

An Dr. A. Simruck, Professor.

Lieber Freund!

Nie habe ich eigentlich gewusst, was das heißt: Fastenzeit. Und habe auch nie darüber nachgedacht. Jetzt bin ich mitten drinnen. Die Erbsenwoche ist vorüber. Da hat uns die Hausmutter fast nichts anderes aufgetischt als Erbsen. Nun sind die Wasserwochen, da gibt's des Morgens, Mittags und Abends Wassersuppen, mit dem Unterschiede, dass sie an Montagen, Dienstagen und Donnerstagen mit Rindsfett geschmälzt sind, an Mittwochen, Freitagen und Samstagen nicht. An Sonntagen hatten wir bisher noch Klöße mit Speck, das soll sich in der Palm- und Charwoche auch aufhören. Die Barbel kann schneidern und hat mir schon Jacke und Weste enger machen müssen; was aber die Körperkraft anbelangt, so merke ich kein Sinken, eher ein Steigen. Es ist merkwürdig, die gute Luft und die Mäßigkeit und die körperliche Übung ist doch kein leerer Wahn. Die Schwielen meiner Hände thun mir schon lange nicht mehr weh. Das Schuhwerk war schlecht, der Hausvater hat mir gleich gesagt: „Ja, ja, Hansel, lass sie nur wieder einmal wichsen, deine Kalbshäutenen, oder was sie sind, sie verdienen nichts besseres. Du wirst dir in ihnen die Zehen erfrören!" Heute trage ich ein Paar vom Valentin; die bestrümpften Füße werden noch mit Stroh umwunden, dass sie die Räume auch nur halbwegs ausfüllen. Auch andere Kleider trage ich von meinen Hausleuten, mein Touristenanzug muss geschont werden, falls ich mit ihm je wieder einmal in die Stadt einreiten will. Das heißt *falls*. Es ist noch nicht ausgemacht.

In dieser Zeit erst, mein lieber Philosoph, habe ich die Weihe des Bauernstandes empfangen. Bin durch mancherlei Arbeiten und Obliegenheiten endlich avanciert bis zum Dunghaufen. Wir führen den Stalldung auf die Felder, das geht dies Jahr schwerer, sagen sie, weil wir keinen Schnee für Schlitten haben. Man macht die Fuhrwerke so viel als möglich zu Schlitten, da geht's ungleich leichter, als zu Karren. Und wenn der Stadtmensch meint, der Schnee müsse auf dem Lande ein Verkehrshindernis sein, dann irrt er auch hier, wie sonst so oft, und so grob. — Anfangs hatte ich vor genannter Arbeit keine geringe Angst; nichts fürchtete ich sosehr, als den Dunghaufen. Als ich mit der dreizinkigen Gabel das erstemal hineinstechen musste, werde ich ein ähnliches Gefühl gehabt haben, wie der Soldat, wenn er das erstemal ins Feuer muss. Ich habe übrigens während meiner Militärzeit das Glück nicht gehabt, es zu erproben. Es muss doch die Baronin Suttner dahinterstecken, dass es zu so gar keinem ordentlichen Krieg mehr kommen will. Für die Zeitungen wird dieser Zustand schon zu einer Calamität. Meine Hausmutter betet freilich jeden und jeden Abend vor dem Einschlafen ein

Vaterunser, dass Gott den lieben Frieden wenigstens so lange erhalten möge, bis der Valentin seinen Abschied bekommt. In dieser Sache findet man bei den Bauern nicht um einen Groschen Patriotismus.

Nun aber zurück zur Goldgrube. Sie riecht, das wird niemand leugnen. Aber lange nicht so schlimm, als ich gefürchtet. Wenn man will, sogar würzig! Da ist meine Nase in den Stadtsalons manchem Dufte begegnet, der ihr für die Länge übler bekommt, als diese gährende und dampfende Schichte von Abfällen und feuchter Streu. Weißt Du, woran das gemahnt? An Dessert nach feinen Mahlzeiten, wenn die Käse kommen. Übrigens —.

Hast Du die Geschichte gelesen, die sich vor ein paar Jahren irgendwo im Lande zugetragen? Vom Reserveofficier, der während seiner Urlaubszeit daheim auf seinem Angute Landwirtschaft trieb und auch Dünger ausführte? Der ist deswegen gerichtet worden. Nicht just standrechtlich erschossen, aber ähnlich. Moralisch hingerichtet. Er ist degradiert worden vom Oberlieutenant zum — Gemeinen. O Freund! Bist Du nicht betrübt, wenn Du betrachtest, auf welchen Abwegen Dein Hans wandelt?

Mein Hausvater schmunzelt. Das Zeug ist heuer hübsch fett, das kann ein gutes Kornjahr werden, wenn uns die Wetter verschonen. Bislang siehst Du die grauen Felder nur schwarz punktiert von den abgeladenen Häuflein, dann kommt die Barbel mit der Gabel und streut die Sachen flach auseinander — und dabei ist sie immer gleich schön. Ein Dichter älterer Schule könnte sagen: Alles, was sie berührt, blüht in Blumen! Sie streut Rosen aus! — In der That streut sie Früchte aus, so Gott will! — Ja, wenn Gottes Willen! Das Wort wird einem hier geläufig. Es ist so eigen, eigentlich ganz zum Verrücktwerden eigen, wie der Bauer inmitten von lauter Wundern steht. Das Jahr hat dreihundertfünfundsechzig Tage, und was geht vor in dieser kurzen Zeit! Das Ungeheuerste geschieht. Eine sechzehn Stunden lange Nacht, und in wenigen Monden ein sechzehn Stunden langer Tag. Und in diesem Ringe ein Keimen, ein Blühen, ein Reifen, ein Sinken, ein Starren. Welch lange Zeit des lachenden Grüns, welch lange Zeit des kalten Schnees, und doch alles innerhalb eines kurzen Jahres.

Wenn ich am Feierabende draußen vor dem Wetterkreuz stehe, ist es zu hören jetzt, wie in den Bergen die Lawinen donnern. Hoch oben sammeln sich überall unterhalb der Schneedecke die Wässerlein und gießen unten in trüben Fluten dahin. Die Berge stehen klar und scharf, die fernen wie die nahen, und der Himmel hat eine dunkelgraue Decke. Ein lauer Hauch weht über die Höhen her, und mein Hausvater leidet mehr als sonst an Athemnoth.

Der Fernblick von unserem Hause ist weit, aber lauter schneebedeckte Gipfel. In den Thälern werden schon die jungen Gräser sprossen und

die Weiden ihre Kätzlein treiben — wir sehen nicht hinab. Bei Euch werden jetzt die Concerte sein mit den blädernden Fächern und den gelangweilten Gesichtern dahinter. Die Gärtner werden den Parkrasen säubern, die trockenen Winde werden den Straßenstaub darüber wehen, die Schneider werden mit irgend einer Modethorheit die Saison einleiten, und der verwunschene Bauernknecht in der Hütte kann das lächerliche Treiben noch immer nicht ganz vergessen.

Du schreibst, mein guter Alter, deine Verwunderung darüber, dass der Bauernknecht trotz seines „Heugabelstiles" so viele Fremdwörter braucht. Freund, das sind die Schlacken. Bis das Fegefeuer mich erst ganz gereinigt hat, werden sie hoffentlich wegfallen, und aus einem deutschen Leben der Einfachheit und der Arbeit wird eine deutsche Sprache hervorgehen. In den Mundartwörtern meiner jetzigen Lebensgenossen läge ja der reichste Ersatz für die Fremdwörter, aber die Gewohnheit, Freund! Diese vermaledeite Knechterin der Einsicht! Doch Rom ist nicht an einem Tag erbaut worden, und aus einem Großstadtbewohner kann wohl erst allmählich ein natürlicher Mensch werden. Glaube nur, dass sich redlich Mühe gibt

Dein Hans.

(Fortsetzung folgt.)

Der Menschenfresser.

Eine Jugenderinnerung von **Josef Wichner**.

War das eines Tages ein Auflauf im „Studierstädtlein", allwo ich mich eben ins Meer der unregelmäßigen lateinischen Zeitwörter gestürzt hatte und, ein schlechter Schwimmer, des öftern unter Wasser gerieth, ja ... das war ein Auflauf!

Auf einmal hieß es: Ein Menschenfresser ist da, aus dem kohlrabenschwarzen Afrika hat man ihn gebracht, in der Neustadt am Fuße der Schattenburg wird er die Ehre haben, sich zu producieren.

Ein landsfremder Mann mit struppigem Barte und stechenden Augen, mit rothem Rocke und rother Kappe, von der eine schwarze Troddel herabbaumelte, gieng mit lärmender Trommel gemessenen Schrittes durch die wenigen Straßen des Städtleins und schrie die Geschichte vom Menschenfresser, den er dem Negerkönig Kalkilqualquil um schweres Geld abgekauft und mit eigener Lebensgefahr nach Europa gebracht habe, mit weithinhallender Stimme in alle Fenster:

Da liefen Krämer und Kunden, Wirte und Gäste, auf die Straßen und Plätze, um das Schrecknis zu besprechen, da lief alles, was Kind hieß,

dem fremden Manne nach, als sei er der Rattenfänger von Hameln, da lief alles, was Mutter hieß, den Kindern nach, um sie dem Negermagengrabe zu entreißen.

Die guten Leutlein logen aber damals, das ist vor etwa einem Vierteljahrhundert, höchstens alle heiligen Zeiten einmal, und also glaubten sie auch zumeist alles, was man ihnen mit gebürendem Ernste vortrug, und also hielten sie auch die Märe vom Menschenfresser für bare Münze.

Auf dem Kirchenplatze sammelten sich die entrüsteten oder geängstigten oder neugierigen Leute, und die gar Gescheiten, die mit ihrem Maul alles besser machten, als der tüchtigste Minister und der erprobteste Gemeindevorsteher, die führten das große Wort.

Da war zum Beispiel der alte Dobler, ein Original, das wir Studenten weitaus lieber studierten, als den alten Cicero. Der alte Dobler, ein ehrsamer Kleinbauer, war fromm und jähzornig in einem, und so pflegte er Gebete und Flüche gar wundersam ineinander zu mischen. Ein Tischgebet von ihm anzuhören, wobei er seine Kinder zur Andacht ermahnte, war einfach gräulich: auf jede Bitte des Vaterunsers oder jeden Absatz des englischen Grußes folgte ein ellenlanger pädagogischer Fluch, vor dem Kinder und Fenster erzitterten. In der Kirche freilich bezähmte er seinen Jähzorn und fuhr höchstens mit etlichen klatschenden Ohrfeigen unter uns Studentlein, die wir nun einmal kichern mussten, wenn er in der allgemeinen Stille mit dem Ministranten plötzlich überlaut Amen schrie, oder wenn er als Vorbeter der lauretanischen Litanei die Mutter Gottes eigenmächtig als „Königin der Engländer" bezeichnete.

Dieser alte Dobler nun begehrte auf:

„A Spott und a Schand ist's, dass der da (er deutete verächtlich mit dem Daumen zu einem Fenster des großen Rathhauses hinauf) das da zulassen thut! Himmelsacra . . . heilige Maria, verzeih' mir den Fluch! . . . meint denn der da, ich hab' die da (er zeigte auf vier Rangen, die in Hose und Hemd barfuß vor ihm standen und der Näslein Überfluss über die Unterlippen hängen ließen), dass sie der dort (er wies gegen die Neustadt hin) nur so zusammenfrisst?!"

„Recht hat der Dobler", mischte sich da eine krächzende Stimme ein, die dem todtmageren Tabaktrafikanten und Lottocollectanten Stäble gehörte; „was braucht sich der Kerl gerade bei uns zu producieren? Unsere Kinder sind uns zu lieb, als dass sich so ein schwarzer Heide an ihnen sollt' anmäßen! Aber warum sich der da droben (er reckte den unendslangen rechten Arm gegen den bischöflichen Palast aus) nicht drein legt, das . . . das . . ."

Da kam der alte Grass, das goldgestickte Hauskappel auf dem ergrauenden Haupte, die Hände in den Hosentaschen, gemüthlich durchs Bregenzerthor hereingeschlendert. Der alte Grass war Bärenwirt und

Bierbrauer, und was er für ein Bier braute . . . o mein Gott . . . wenn er's drüben eine Ewigkeit lang trinken muſs, iſt er fürchterlich geſtraft! Er begriff's oft ſelber nicht, wie die Leute ſo ein „G'ſchlader" trinken konnten, und er ſchlug gar oft die Hände vor Verwunderung überm Kopf zuſammen, wenn nach irgend einem Feſte fünfzig leere Fäſslein im Hofe herumkollerten. Viele hielten den alten Graſs für einen Freimaurer. Darum erfaſste uns Studenten bei ſeinem Anblicke ein Gruſeln; aber die Monatgelder, die er als Studentenfreund reichlich ſprendete, verſchmähten wir doch nicht . . . nur ein gar frommer Kamerad tauchte das erhaltene Silberſtücklein jedesmal gewiſſenhaft in den Weihbrunnkeſſel der nahen Kapuzinerkirche, bevor er's zu den ehrlichen Münzen ſeines Ledertäſchleins legte. Sonſt aber war der alte Graſs ein Mann voll trefflichen Witzes, der die aufgeregten Gemüther wiederholt durch einen hineingeworfenen Spaſs beruhigte.

Auch jetzt trat er in aller Seelenruhe zu der erregten Gruppe, maß den langen Stäble mit ſpöttiſchen Blicken und ſagte ſchmunzelnd:

„Hab' nur keine Angſt, alte Lotterieſchweſter, Knochen friſst er nicht, und Stadtkinder darf er auch keine verſchnabulieren, das iſt ihm polizeilich unterſagt worden. Drum hat er allweil eine Hühnerſteige voll kleiner Möhrlein bei ſich . . . die iſt er g'wohnt . . . na . . . mir iſt a G'ſelcht's auch lieber als ein fader Weißfiſch. Na . . . Leutle . . . ſo ſollten wir halt die G'ſchicht anſchauen . . . es ſind ſo wie ſo nur Heiden, die er zuſammenbeißt."

Nur wenige merkten die Ironie des humanen Mannes; in den meiſten erwachte die Neugierde, und es gieng das Gefrage los:

„Ja, wo thut er's denn freſſen und wo thut er denn ſein? Was thut es denn koſten und iſt es nicht g'fährlich?"

Natürlich . . . wenn er nur Heiden fraß, da konnte man ſich den Genuſs des Gruſelns ſchon gönnen!

Da wuſsten nun wir Studioſi Beſcheid:

„Im leeren Laden des Mehlblers (Mehlhändlers) Körnle, dem ſie alles verſteigert haben, thut er ſein, und an die Mauer iſt er geſchmiedet mit einer Kette, und koſten thut's ein Zehnerlein."

Alſo pilgerte alles, was Füße hatte, in die Neuſtadt und in den leeren Verkaufsladen des Körnle, der abgehaust hatte, und der Mohrenherr machte ein glänzendes Geſchäft.

Die Schau brachte allerdings eine nicht geringe Enttäuſchung: mit den Möhrlein war's . . . leider . . . nichts! Dafür war eine Steige voll ſchöngefiederter, fetter Tauben zu ſehen. Die Mohrenſendung aus Afrika ſei ausgeblieben und vor vier Wochen kaum zu erwarten, erklärte der Rothrock; darum müſſe ſich der Wilde einſtweilen mit lebenden Tauben begnügen, und gleich werde er eine verſpeiſen.

Na ... so schlecht gieng's ihm allweil noch nicht, wie dem Teufel, der bekanntlich in der Noth Fliegen frisst, indes hier wenigstens genug Tauben waren!

Eisenstein, der Schmied, verwahrte sich übrigens gegen die Unterschiebung; er sei des Mohrenfraßes halber gekommen, er verlange sein Zehnerlein zurück. Die meisten jedoch gaben sich schließlich auch mit der weniger schauerlichen Leistung zufrieden und gafften das Ungeheuer ebenso verblüfft an, wie etwa ein Kalb dreinschauen mag, das zum erstenmale den Mond in einem Wasserschaffe erblickt.

Der Wilde, ein Kerl, so schwarz, als sei er kopfüber in einen Tintensee oder in ein Hollermus gesprungen, stand, nur mit einer Schwimmhose bekleidet, an der Mauer und trug um den Leib einen Eisengurt. Drei Schritte vor ihm war der Raum durch eine Schutzwehr abgegrenzt, auf dass er ja nicht ein sich vordrängendes Bürgerlein haschen und im Handumdrehen abtödten möge. Der Mann hatte schrecklich große Goldringe in den Ohren und einen noch größeren in der Nase, den er aufstülpen musste, wenn die Mahlzeit herankam. Er fletschte allweil die Zähne und verdrehte die Augen, dass man nur das Weiße sah, und er trampelte mit den Füßen und langte mit den Händen nach uns aus, dass der Herr sich genöthigt sah, ihm mit einem merkwürdigerweise mehrfach gespaltenen Stocke wiederholt auf die Arme zu schlagen, dass es nur so klatschte.

Und nun ... nun holte der Herr eine ahnungslose Taube aus dem Käfig, nun ... fuhr der Afrikaner wie ein Buhi (Uhu) drauf los, und ... schwupps ... hatte er den Kopf auch schon abgebissen und unter die aufkreischende Menge gespuckt, und nun ... sog er mit gierigen Zügen das Blut aus dem warmen Körper und riss, nachdem er das Thier gerupft hatte, das dampfende Fleisch mit gierigen Zähnen von den Knochen.

Einigen Weibern wurde „ungut" bei dem grauslichen Anblicke, einige schlossen die Augen, einige murrten darüber, dass man auch Kinder zuschauen lasse ... die naturalistische Kunstrichtung war eben dazumal noch nicht erfunden; wer aber heute ein paar naturalistische Romane oder Dramen im Leibe hat, dem sind Grausen und Ekel unbekannte Dinge!

Doch ... wie's im Menschenleben schon geht, nach acht Tagen waren auch die Leute im Studierstädtlein abgestumpft, und der Mohrenbesitzer musste eine Finte anwenden, um seine Bude wieder zu füllen.

Ich weiß nicht, wie es kam ... wahrscheinlich war der Menschenfresser der ewigen Tauben überdrüssig geworden, er hatte sich „abgegessen", und also riss er sich eines Tages mit übermenschlicher Anstrengung von der Mauer los und rannte, von allem, was Muth und Füße hatte, verfolgt, unter lautem Gebrülle durch die Neustadt und über den Kirchenplatz in die Herrengasse und in die Marktgasse, bis er endlich „aufm Saumarkt" über einen Sandhaufen purzelte und wieder eingefangen wurde.

Jetzt ließ sich wieder mancher das Zehnerlein nicht gereuen, nur, um zu sehen, ob er auch gut angekettet sei, und richtig, der Schwarze trug jetzt auch Ketten an den Füßen, und der Unternehmer . . . rieb sich die Hände, und das gieng fort, bis sich die Obrigkeit eines Besseren besann und den Rothrock mit seinem Aschanti über den Arlberg ins Tirolerland verwies.

Das machte damals die gute Nachbarschaft: die Tiroler schickten uns ihre Dörcher oder Karrenzieher, wir schickten ihnen alles landfahrende Gesindel übern Hals.

Nun trug sich gerade damals das Angenehme zu, dass die Vacanz, bekanntlich der schönste Theil des Schuljahres, herbeikam, und weil mein Vormund im Klosterthale zwei Geißen zu kaufen gedachte, gab ich ihm, in der Hoffnung auf ein Glas Apfelmost, die drei Stunden Weges bis Talaas das Geleite. Richtig verstand der Vormund deutsch und lenkte seine Schritte, nachdem er zwei gute Milchgeißen erworben hatte, dem Posthirtshause zu, vor dem der Tiroler Stellwagen seiner Insassen harrte, die in der kühlen Stube das Mittagessen einnahmen.

Bald stand ein Krüglein des grüngelben erfrischenden Trankes vor mir, und indes ich die Nase ins Glas steckte, ließ ich die Blicke durch das getäfelte Gemach schweifen, bis sie auf zwei Männern hafteten, die eine Maß Wein um die andere tranken und eine gehäufte Schüssel voll lieblich duftenden Kalbsbratens dazu aßen und demnach gar sehr guter Dinge waren.

Wo sollte ich die beiden Männer nur hinthun? Ei, der eine hatte zwar keinen Bart mehr, aber er hatte den stechenden Blick und die Stimme des Mohrenherren, und, ei, der andere mit der Stumpfnase und den geschwollenen Ohrläppchen, der war heilig niemand anderer, als . . . der Mohr, der sich gewaschen hatte!

Da ich meinem Vormunde auf dem langen Marsche die erschreckliche Geschichte ausführlich erzählt hatte, genügte ein sanftes Anstoßen mit dem Ellenbogen und ein geflüstertes Wort vollständig, um ihn über meine Vermuthung aufzuklären, und als entschlossener Mann der That machte er wenig Umstände.

Er nahm sein Glas, gieng auf die Männer zu und sagte:

„Zum Wohl, ihr Herren, und schmeckt dem Menschenfresser der Kalbsbraten?"

Da fuhren die Männer erschreckt auf; sie fassten sich aber bald, stießen mit meinem Vormunde auf gute Freundschaft an, und der Mohrenherr sagte lachend:

„Na freili', Herr Vetter, schmeckt er meinem Spezi! Lassen Sö Ihna amol a Wochen in Schwimmhosen und in aner Ketten angaffen und fressen Sö amal a Wochen lang jeden Tag vier Tauben, nachher

werden S' alle zehn Finger a'ſchlecken nach an urndlichen Kalbsbraten, der ſei' warme Röhren g'ſehen hat!"

„Aber . . . aber", ſagte der Vetter Vormund, „da ſeid ihr ja ganz verflixte Schwindler!"

„Schwindler hin, Schwindler her . . . das Volk will ang'ſchmiert ſein! 's Handwerk hat'n goldenen Boden verloren, und alsdann. . ."

„Ja, und was ſeid ihr denn eigentlich außer der Menſchenfreſſerei, wenn's erlaubt iſt, zu fragen?"

„I bin a Schneiderg'ſöll aus Hernals", ſagte der „Impreſario".

„Und ich bin a Suſte aus Tabor, wos iſe glei' bei Wien", ſagte der Wilde, der noch nicht vollkommen deutſch konnte.

„So . . . entgegnete der Vetter Vormund und nickte bedenklich, „und jetzt will ich euch auch etwas ſagen: wie wir vor einer halben Stunde über die Alvensbrücke ſind gangen, haben wir zwei Gendarmen eing'holt . . . was nur die da herin wollen?"

Da traf uns wieder der ſtechende Blick des Schneiders; er ſagte lachend:

„Gengen 's z' Fuß? Nachher können S' uns . . . wir fahren mit'm Stellwagen und in Stuben nehmen wir a Extrafuhrwerk . . . 's hat ſi' ſcho' aus'zahlt im Landl!"

Alſo fuhren die zwei Gauner über den Berg, und die Nemeſis hinkte ſchwerfällig nach, und . . . wir trieben die Geißen heimwärts . . . hü, Weiße, gehſt weiter, Schwarze!

Nach drei Wochen aber ſind ſie doch erwiſcht worden in Schwaz oder Kufſtein, wie die Zeitungen gemeldet haben.

Heimſtändigkeit.

Nur Bäume, die ſich mit mächtigen Wurzeln an die Scholle klammern, erheben ihre Häupter hoch gegen Himmel. Nur ein Volk, das ſich tief in ſeinen Heimatboden gründet, kann ſich zur höchſten Vollendung entwickeln.

R.

Zu Straßburg auf der Schanz....

Ein ſteieriſches Volksbild von **Peter Roſegger.**

Schon zur Sommerszeit war die Hütte kaum zu finden. Von der Hochſandalm aus ſah man über das Gewände eine ſcharfe Runſe niedergehen, als ob der Berg dort einen Sprung hätte. Wer die Schroffen hinanſtieg, der ſah, daſs in dieſer Runſe ein kleiner grüner Grasboden lag, faſt eben, mit einigen alten, ſturmzerzausten Fichten beſtanden. Und unter dieſen Fichten lag halb in den Boden eingeſunken die Halterhütte. Man nennt die Gegend das Hundsthor.

Nun im Winter war zudem noch alles eingehüllt in Schnee und Nebel. Und zur Stunde auch in Nacht. Da durften ſich die beiden Geſellen ſchon auseinanderthun in der Hütte und das Herdfeuer anmachen. Jetzt konnte ſie der aufſteigende Rauch nicht verrathen. Der Kleine, ein rothbärtiger Glatzkopf, weidete eine Gemſe aus; der andere, ein ſchlanker hagerer Menſch mit langem, ſchütterem Schwarzbartanflug im blaſſen Geſicht, warf Schnee in einen Holzzuber und ſtellte ihn auf den Herd, damit Waſſer werde. Die beiden Männer ſahen an Gewand und Körper ſo verkommen und bedenklich aus, daſs man ihnen die Wahl dieſes unwirtlichen Aufenthaltes gern glaubte. Der Rothbärtige hatte eine lange, verſchliſſene Lodenkutte über die vergilbten Leinwandlappen gehüllt. Der hagere Schwarze hatte einen Mantel um, aus grauem Tuch, mit ſchwarzen Aufſchlägen und großen Meſſingknöpfen. Und auf dem Kopfe eine graue Holzmütze. Die Aufſchläge waren urſprünglich gelb geweſen, aber mit Kohlenruſs ſchwarz gemacht worden. Die Knöpfe waren ſchon ſo ſehr verblindet, daſs man ihnen die militäriſche Herkunft nicht mehr anſah.

„Du, Fölzl", ſagte der Rothe mit einer ſchier zarten Fiſtelſtimme, „nächſt Jahr kommt die Faſtenzeit früher!"

„So!" ſagte der andere, dieweilen er Zirmäſte in das Feuer warf, daſs die Funken bis ins Gebälk aufſprangen.

„Ja, Fölzl, wir müſſen ſparſam ſein. Das iſt die letzte." Er meinte die Gemſe. „Der Widl kommt nicht mehr, weil er kein Geld kriegt, das Pulver iſt verpufft und ich ſoll des Hungers ſterben, deinetweg, Geizhals du, verdächtiger! Oder willſt mich lebendig braten, weil du das Feuer ſo ins Dach jagſt?"

„Die Hütten soll niederbrennen", sagte der Fölzl missmuthig. „Mir wär' es schon am liebsten, meiner Seel'. Todt möcht' ich sein. Oder — wieder einmal Leut' sehen."

„Da steht einer!" so der andere und stellte sich mit ausgespreiteten Beinen vor ihn hin.

„Ist noch eine Frage, ob du wirklich ein Mensch bist."

„Bis da herauf kann ich dafür gutstehen", sagte der Rothe und legte die Hände an die Knie.

„Hörst, Rückli, wenn du weiter hinauf ein Vieh bist . . ."

„Sprich dich aus, sprich dich aus. Wird schon richtig sein, was du dir denkst."

„Ich mag dich nicht mehr. Jetzt, wenn Weihnachten kommen, gehe ich hinab ins Thal. Will doch endlich wieder einmal — weißt Rückli — mich plangt's immer einmal nach einer Kirchenglocke."

„Und mir nach einem Wirtshaus. Ja, Fölzl, wir gehen miteinand. Aber nimm deinen Geldsack mit, dass man dich unterwegs berauben kann."

„Deine Späße sind ranzig", sagte der Schwarze im Soldatenmantel. „Du weißt, dass ich den letzten Thaler nicht hergebe. Er ist meiner Mutter Taufthaler."

Der Rückli hielt die baumrindenfarbigen Hände über den Bauch zusammen und sagte zärtlich: „Der Taufthaler, der von Muttern! Eine Freude, was du für ein frommes Kind bist! Und unschuldig wie die Engel! Nur dass du dich vor den Gendarmen fürchtest, macht dich noch liebenswürdig."

„Fürchtest du sie nicht, Schweizer?" sagte der Fölzl und goss den aufgelösten Schnee in eine rostige Pfanne, die er ans Feuer that.

Der andere zerstückte mit einem Taschenfeitel das Wild und warf die Stücke vor die Thür auf Eis.

„Ich mich fürchten! Lächerlich! Wegen Verheimlichung gefundener Sachen. Wenn man auf dem freien Feld Kartoffeln und Kohlköpfe findet, hetzen sie gleich die Polizei wie auf einen Dieb!"

„Du hast mir doch erzählt, dass du vom Bahnhof den Postbeutel gestohlen hättest!"

„Gestohlen hättest — ! Grober Flegel! Weil ich gemeint hab', es könnt' ein Brief für mich dabei sein. Nichts Ordentliches drin gefunden, habe ich den Beutel redlicherweise auf die Straße geworfen, wo ihn jeder Postknecht aufheben kann."

„Besser bist dran wie ich", bemerkte der Fölzl, während er getrocknete Pilze in das Wasser warf. „Mich, wenn sie derwischen, bringen sie bloß ein bissel um."

„Geh', Prahler!"

„In allem Ernst. Weil es schon das drittemal ist."

„Das drittemal, sagst?"

„Dass ich ihnen durchgegangen bin."

„Also hast dich schon ein paarmal einfangen lassen? Dummer Kerl!"

Der Schwarze schwieg und rührte mit einem Aststrunk die Schwämme um im kochenden Wasser. Der andere stutzte ein wenig, dann sprach er in betrübtem Tone: „Jetzt bist schon wieder beleidigt. Dummer Kerl, das sagt man doch nur zu seinem besten Freund. Ich kann ja auch Euer Wohlgeboren sagen. Bin ja ein verbindlicher Mensch — ein gelernter Seiler. Und du musst nicht vergessen, wie christlich ich dich liebe seit Allerheiligen, wo ich dich in dieses mein Schloss aufgenommen und an meine Tafel gezogen habe."

„Weil du selber nicht kochen kannst."

„Kochen kannst, ich bitt' dich! Mach' dich jetzt nicht noch wichtig. Mit deiner Hausfrauenwürde! Die Pilze primseln ja doch schon wieder, weil du zu wenig Wasser in der Pfanne hast. Na doch, wir wollen keinen ehelichen Zwist aufführen. Geh', Fölzl, sei wieder gut und erzähle mir, wieso du zweimal ein dummer Kerl gewesen bist, Euere Excellenz!"

Nun theilte der Schwarze einiges mit. „Das erstemal zu Graz, wie ich heim will, da haben sie mich nach ein paar Stunden schon erwischt, unterwegs bei Köflach. Eine Woche Stockhaus. Das zweitemal voriges Jahr im Krieg. Auf dem Rückzug von Königgrätz denke ich mir: Die schönste Gelegenheit — ohne Urlaub heimzu, ins Gebirg. Kein Hahn kräht danach. Glücklich über Linz her. Da hat mich ein Weibsbild verrathen. Ja, ein Weibsbild. Weil ich mir von einer anderen das Essen hab' in die Höhle tragen lassen. Dazumal, Freund, haben sie mich auf der Stell' wollen erschießen. Fahnenflucht. Als ob damals nicht — pfui Teufel, das primselt! — Das Salz ist auch aus."

„Schnupftabak in die Suppen! — Gelt, Herr, kaiserlicher! Fürstlich geht's her bei mir im Vergleich zur Soldatenmenasch!"

„Wie gut ist es mir ergangen gegen jetzt!" seufzte der Schwarze auf. „Und doch, doch hat's wieder müssen sein. — Wenn du noch einmal desertierst, hat er damals gesagt, der Hauptmann, dann wirst du erschossen ohne Pardon! — Ein halbes Jahr später bin ich halt wieder fort."

„Gelt, Fölzl, weil's lustiger ist in der Wildnis — ein Raubthier — wie bei den Kaiserlichen in der Kaserne, das gute Gewand, die Herrenkost all' Tag! Muss ganz abscheulich sein."

„Nicht! das nicht!"

„Also wesweg laufst denn allemal davon?"

„Rückli, das verstehst du nicht."

„Hätt' ich meinen Leibschaden nicht, mein Lieber!" zog der Rothe jetzt auf. „Freiwillig zur Armee! Oberst könnt' ich sein! Anstatt Tagedieb. — Tagedieb, auf Ehre! Damit du siehst, ich kann eine Wahrheit

vertragen. Bin überhaupt ein großartiger Charakter, muſs ich dir gestehen. Bloß schade, schätzbarster Freund, daſs du ein so schäbiger Filz bist."

„Das Nachtmahl ist fertig!" verkündete der Fölzl und nahm aus der Wandritze ein paar breite Holzlöffel hervor. Sie kauerten sich an den Steinhaufen, Herd genannt, und verzehrten den Sud.

Draußen in den Felsen pfiff der Wind.

Am nächsten Tage war der Weihnachtsabend. Die beiden Flüchtlinge verhandelten miteinander. Sie wollten nach Oberklausen hinabgehen, ins Dorf. Der Fölzl war bereit, dem Rückli seinen Silberzehner zu geben, das einzige Geldstück, das er nebst dem Taufthaler noch besaß. Dafür muſste der Rothe Mantel tauschen, so daſs er den Soldatenrock, und der Soldat den Lodenrock anzog. Zur größeren Sicherheit. Weiter bedingte der Fölzl sich aus, daſs der andere sich nicht an seine Fersen hänge, sondern ihn allein gehen lasse. Für diesen Dienst wollte der Rothe noch einen Zehner haben, der Schwarze zeigt ihm den leeren Lederbeutel.

„Pfui", rief der Rückli, „den Thaler in den Hosensäckel, und den leeren Beutel aufzeigen! Na, gib ihn her! Höhlerei, miserable! Sonst bleib' ich unterwegs bei dir, denn ich hab' dich viel zu gern, als daſs ich dich allein gehen lassen mag ohne Vergütung! — Dann wirst mir morgen oder übermorgen doch wieder die Ehre erweisen da heroben in meiner Residenz. Ja, das ist schön von dir. Jetzo aber, Bruder, wollen wir uns zwei beide auf den Glanz zusammenrichten zur heiligen Weihnachtszeit."

Der Hirt hatte im Herbste wohl die Schafscheere vergessen, die auf der Wandleiste lag. Mit dieser Scheere schnitten sie nun einander die Bärte weg. Dann kam ein großes Waschen mit Schnee. Nach dieser Verschönerung hatte der Rückli unter dem breiten Glatzschädel ein lächerlich kleines, krebsrothes Gesichtlein, eine winzige Stumpfnase drin und zwei Luchsaugen, die unerhört nahe aneinander standen. Der Fölzl hatte ein fast schönes, jugendliches Antlitz, nur eingefallen, die Wangen waren beim Scheuern mit Schnee rosig geworden. Die runden Augen aber blieben in ihrer Schwermuth.

Dann sind sie hinabgegangen stundenweit ins Thal. Der Fölzl für sich allein, der hielt sich stets an die Wälder, und als er Oberklausen vor sich liegen sah, wartete er die Abenddämmerung ab, ehe er hinschlich zur Kirchhofsmauer.

Unterwegs hatte er die Gegend angesehen, daraufhin, ob es sich dann verlohne, so sehr Heimweh zu haben nach ihr. Draußen in der fremden Welt alleweil weh . . . alleweil weh nach daheim. Und ist man da, so ist's auch nichts. Keine Verwandten, keine Freunde mehr, nur das enge Thal und die hohen Berge, die nichts haben für unsereinen als die größte Entbehrung. Baum und Stein, alles so fühllos, mitleidslos, nicht anders wie draußen in der weiten Welt. Und doch anders! — Was ist es denn?

Du heiliger Gott, was ist es denn, dass ich euch so lieben muss, ihr finsteren, ihr harten, wilden Berge! Dass ich sterben muss, wenn ich euch nicht sehe! Und sehe ich euch, so seid ihr nichts als wüste Massen und habt weiter keinen Sinn. Und muss euch doch lieben, mehr als je einen Menschen, und muss euretwegen Ehr' und Leben verscherzen! . . .

So sind es seelenversengende Gedanken gewesen, die den armen Burschen gepeinigt haben, auf diesem Wege zur Christmette.

Aber die Kirche, in der er als Knabe an seiner Eltern Seite so oft gesessen! Die mitternächtige Weihnachtsfeier, die er in seligem Glauben an den eingebornen Gottessohn einst mitgenossen! — Er sehnt sich, diese Kirche wiederzusehen. Das Marienbild über dem Altare hatte immer Ähnlichkeit mit den Zügen seiner Mutter gehabt. . . .

Er möchte doch wieder einmal in Gemeinschaft gläubiger Menschen sein. Es ist so kalt, so öde — ausgestoßen zu sein. Ist es denn wirklich ein Verbrechen! Alles von sich zu schieben, nichts zu thun und nichts zu verlangen von Kaiser und Reich, als ein armes, kummervolles Leben im Gebirge! Und deswegen verfolgt, geächtet! —

Im blätterlosen Gestrüpp an der Mauer kauerte er. Das war nicht weit von der Stelle, wo seine Eltern ruhten. Die Füße grub er tief in den Schnee, dass sie nicht erfrieren konnten. — Friedsam war die Nacht. Die Sterne waren wie silberner Sand an den Himmel hingestreut. An den Berghängen die Lichter der Häuser, in denen heute niemand schlief, und solche Lichter auch glitten thalwärts und wieder bergwärts, der Kirche zu, die über dem Dorfe auf dem Hügel stand. Nahe an ihm giengen sie vorüber, und die hohen schmalen Kirchenfenster bekamen allmählich den rosigen Schein, der sich zu einer lichten Glut steigerte, weil drinnen schon die Hunderte von Kerzen brannten. Leise und in hoher Feier begann das Tönen der Orgel.

Dem armen Flüchtling wurde warm in der Brust. Fast fühlte er es wie eine Sättigung in der Heimatsuche. Es war nicht so, wie oben in der verlassenen Hütte. Hier schien es sich wirklich zu lohnen, dass er da war. Nur hätte er sich nicht fragen dürfen, warum? Denn eigentlich zitterte er vor Frost. Denn eigentlich war er nichts als ein Wicht, der kein Anrecht hat an Heimat und Gemeinde. — Und doch will er jetzt hineingehen, ganz hinten im dunklen Thurmgewölbe. — Da drinnen, wo der Vater einst georgelt, die Mutter gesungen hat, ist er so recht ganz daheim. . . .

Jetzt siffelt etwas über den Schneeboden heran, an der Mauer hin und zischelte beständig: „Fölzl-Bruder!" Das war der Rückli. Der Flüchtling hüstelte.

„Ah, da bist ja", sagte der Rothe, „aber dass du dir nichts einbildest! Es ist schon wieder Nachfrage nach dir. In aller Wahrheit, die

Einhörner sind unten im Wirtshaus. Nur zwei. Mich haben sie wollen beehren, weil ihnen der Rock bekannt vorkam. Nur hat ihnen der alte Lump nicht gefallen, der drin steckt. Dich wollen sie haben und meinen, herfürgegangen könntest du sein, auf die Weihnachten. Solche Nasen! Sie kommen zur Kirche her, das hab' ich dir stecken wollen. Guten Abend!"

In die Kirche also nicht, das wäre heute ein zu gefährlicher Ort. — Da trachtete der Flüchtling nach einem besseren Versteck. In einem Winkel des Kirchhofes war das Beinhaus. Es war halb verschüttet, verschneit und mit Struppwerk umgeben. Zwischen dem Wust guckte das schwarze Loch einer Wölbung hervor. Da hinein kroch der Fölzl, aber es war ein ungutes Kauern auf den harten Knochen und Todtenschädeln und fiel es ihm noch ein, wenn die Häscher kämen, mit diesen Sachen könnte er sie bombardieren.

Nein. Auf Todtenschädeln kann sich der Mensch doch wohl im Frieden niederlassen. Das ist auch ein Daheim, ein sicheres. Und von solcher Schädelstätte aus sah er durchs Kirchenfenster gerade die vergoldete Statue des heiligen Apostels Paulus, die er als Knabe so oft betrachtet und von der ihm sein Vater, der Schullehrer, gesagt hatte, es wäre das Bild des großen Weltapostels. Der hatte das Schwert und stützte sich darauf. Als ob das Christenthum mit dem Schwerte ausgebreitet werden müsste. Das ist ja nicht, das darf ja nicht sein! Vielmehr ist es, dass die Apostel des Heiles durch das Schwert umkommen. Wunderliche Welt! —

Aus solchem Brüten weckte ihn der Festgesang: „Stil — le — Nacht! — Hei — li — ge Nacht!" . . . Mit zarter Violinbegleitung sang es auf dem Chor eine Frauenstimme. Eine Stimme, die —. Was ist denn das? Diese traute, süße Stimme? — Das ist die Mutter! Das ist die Mutter! — In glühender Erregung aufsprang der Bursche, dass die Knochen kollerten, und mit wenigen Sätzen war er am Kirchenthor.

Dort standen sie. Der eine fasste ihn am Arm, der andere leuchtete ihm mit einem Streichholz ins Gesicht.

„Ich glaube er ist es", sagte der Gendarm.

„Wollen Sie uns Ihren Namen sagen?"

„Der Rechte wird's schon sein", antwortete der Flüchtling in trüber Gelassenheit.

Jetzt haben sie ihn mit dem Stahlkettlein geschlossen. Er hatte die Hände gleich selbst dazu gekreuzt, er war ja schon Sachverständiger darin.

„Meine Herren!" sagte er, „machet euch die Mühe kurz. Ihr wisst, was mit mir jetzt geschehen wird. Mir ist es recht, nur daheim — daheim machen wir's ab. Da gleich hinter der Mauer. Ich bitte drum! Ich bitte drum!"

„Was wollen Sie? Keine Umstände jetzt. Wir marschieren ab."

Da hub der arme Bursche an, gar sonderbar zu reden.

„Nicht wahr, ihr guten Herren", sagte er, dieweilen sie selbander schon hinabschritten die Kirchtreppe, in kalter Sternennacht, „aus diesen schönen Gewehren habt ihr schon immer einmal einen Schuss gethan, der dem nicht gut ist gewesen, den er getroffen? Habt ihr keinen barmherzigen im Rohr? Schenket mir ihn! Seid gut, seid gut. Schenket mir ihn! Nur dass ich — daheim kann schlafen. — Ihr dürft nicht?"

„Lassen Sie derlei Späße. Marsch!"

„Ihr dürft nicht? — Na gut. Dann weiß ich ein Mittel, dass ihr dürft."

Kaum die letzten Worte gesprochen, machte er einen weiten Sprung die letzten Stufen hinab, und in großen Sätzen über das blinkende Schneefeld dahin.

„Halt! — Halt! — Halt!"

Er hielt nicht, da knallte der Schuss.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Gendarm hatte sich schwer zu rechtfertigen. Er hatte schlecht getroffen. Nach dem Bein hatte er gezielt, den Hals hatte er durchbohrt.

Im halb verfallenen Gewölbe, auf den Knochen, von da aus er vorhin in Erinnerung an seine selige Kindheit die Christmette mitbegangen hatte, lag jetzt sein kalter Leib.

In der Morgendämmerung des Christtages stand der Strolch sinnend davor und erwog, in welcher der Taschen wohl der Taufthaler stecken mochte. Endlich wendete er sich ab, schüttelte den Kopf und gixte bei sich: „Nein, dieses Geschäft wär' mir denn doch zu schmutzig."

Neue Gedichte

von **Sophie von Khuenberg.**

Lerchenkost.

Und hab' ich verscherzt mir so manche Gunst,
Viel Glück zu Grabe getragen,
Bleibst du mir nur treu, du liebe Kunst,
Dann hat es nicht viel zu sagen!

So steigt wohl zwischen den Gräbern hervor
Die Lerche der Sonne entgegen
Und trägt in ihren Liedern empor
Vergangenen Liebessegen!

Im Bett der Mürz.

Im Bett der Mürz ein großer grauer Stein,
Daran sich schäumend jede Welle bricht.
Er mahnt mich, ach, an meiner Seele Pein,
Die lastend ruht im wilden Drang der Pflicht.

In Kampf und Arbeit schäumt das Leben hin,
Es überstürzt sich unruhvoll die Zeit,
Doch unbeweglich, wie der Stein da drin,
Ragt aus der Flut empor mein graues Leid.

* * *

Moderne Ehe.

Anonymes Briefgeschreibe,
Hier und dort ein Stelldichein,
Immer träumt er nur vom Weibe,
Und fällt immer wieder 'rein.

Rothe Locken, blasse Wangen,
Schlanke Taille, enggeschnürt,
Ach, im Reiche solcher Schlangen
Bleibt kein Edler unverführt.

Wenn er endlich satt von Festen,
Seine Seele grau in grau,
Nimmt er mit blasierten Gesten
Eine unschuldsvolle Frau!

Briefe Franz Nissels

an seine Braut

Serafine, Reichsfreiin Binder von Krieglstein, verwitwete Konrad.

(Schluss.)

Nr. 27.

Wien, 16. Juni 1863.

Theure Marguerite!

Von nun an möchte ich wünschen, dass eine frischere Strömung in unsere Correspondenz käme, damit sie uns stärkt und erhebt, statt uns zu drücken und zu entmuthigen. Ich meinerseits will daher auch weniger mit Betrachtungen, die sich auf längst oder jüngst vergangene Zeit bezieht, sondern mehr mit dem beschäftigen, was der Augenblick bringt oder erfordert. — Die drei Tage, die ich jetzt draußen in Baden bei Schlesinger zubrachte, vergiengen mir unter wechselnden Eindrücken. Zuerst fühlte ich mich sehr unwohl; ein halbstündiger Gang vom Bahnhof bis in die Karlsgasse hatte mich so erschöpft, dass ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Es verstimmte mich, weil ich sah, dass ich der körperlichen Ruhe und Schonung noch immer und wahrscheinlich mein ganzes Leben bedürftig sein werde. Was aber wird mein theures Weibchen dazu sagen? Wird sie nicht physisches mit geistigem Wesen verwechseln? Nein, nein, gab ich mir selbst zur Antwort. Aber es kränkt mich doch, dass sie um meinetwillen ihrem überaus lebendigen Temperament manche Zügel wird anlegen müssen, statt dass ich sie auf starken Armen jubelnd durchs Leben tragen könnte! — Ich hatte mit Schlesinger viel zu besprechen. Er las nämlich meine „Zauberin“ und ich berieth mich mit ihm über die Möglichkeit einer Umarbeitung im Sinne Laubes, obwohl mein eigenes Gefühl dieselbe negierte. Aber auch Schlesinger war meiner Meinung, dass, was man von mir begehrt, beinahe einem literarischen Selbstmorde gleichkommt, indem gerade das Beste am Werke, das, was ihm eigentlichen Wert verleiht, vernichtet werden müsste. Somit ist jede Hoffnung, das Stück auf die Bretter des Hofburgtheaters zu bringen, als verloren zu betrachten. Es ist eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, denn Du darfst mir glauben, dass es mir sehr gelungen ist. Du weißt, wie klar ich mir selbst und wie weit entfernt ich von Arroganz bin. Dann besprachen wir andere Projecte. Ich will nämlich lieber die „Jakobiten“ theilweise umarbeiten und verbessern, namentlich in die letzten zwei Acte, denen es noth thut, noch mehr bühnlichen Effect bringen. Ich hoffe, dann führt sie Laube auf, da Lanscoronsky, der sich ihnen widersetzte, todt ist. Das wird eine Arbeit von höchstens vier Wochen sein. Hilft auch das nicht, so versuche ich die Wolter für „Dido“ zu interessieren, gehe aber dann zugleich an ein neues historisches Schauspiel, dessen Plan ich schon theilweise entwickelt habe;

damit kann ich auch bis Ende November fertig werden. So müſste es alſo doch mit dem Teufel zugehen, wenn nicht doch im Laufe der Winterſaiſon eine Novität von mir in die Öffentlichkeit käme. Dann aber iſt der Schaden doch größtentheils erſetzt und alles wieder in Ordnung. Untergehen kann ich doch nicht mehr als Dichter, ſo viel Ruhm hat mir mein „Perſeus“ doch eingebracht. Seien wir alſo nicht zu verzagt — alles kommt nur auf die Erhaltung unſerer Geſundheit und auf die Ausdauer unſerer Liebe an. — Ein einſamer Spaziergang allein am Ufer des Baches hinauf, verſetzte mich in ungeheure Wehmuth. Weißt Du, welche Erinnerungen da auftauchten? Die ganze Kindheit meiner Schweſter zog an mir vorüber, mir ward ſo weh ums Herz. — Ich kehrte in Schleſingers Wohnung zurück; ſie waren in heiterer Stimmung durch die Freude an ihrem Kinde, das ſie herzen und küſſen den ganzen lieben Tag. Der Anblick dieſes Familienglückes that mir wohl und Hoffnung zog in mein Gemüth ein, daſs ich es vielleicht auch noch einmal erleben werde. Mit dieſem Lichtbild will ich diesmal ſchließen. Sei mir gegrüßt, gegrüßt und geſegnet, du mein Lebenslicht! Es ſtrahlt mir aus der Ferne — ach — aus gar weiter Ferne! Dein Franz.

Nr. 28.

Dienstag, den 16. Juni, abends.

Meine liebe gute Marguerite!

Eine angenehme Nachricht kann ich Dir nicht früh genug mittheilen; ich thue es daher, kaum daſs ſie mir ſelbſt zugekommen iſt. Der berühmte Profeſſor der Äſthetik in Berlin Dr. Hote hat an meinen Agenten Kratz geſchrieben und ihn aufgefordert, mein Trauerſpiel „Perſeus“ der Commiſſion, die gegenwärtig in Berlin tagt, zur Prüfung der jüngſt erſchienenen Dramen einzuſenden, damit es in die Preisbewerbung mit einbezogen werden kann, da es leider auf der Hofbühne nicht zur Darſtellung gekommen ſei; man habe ſo viel Gutes von meinem Werke gehört, daſs man es kennen zu lernen wünſche. Nun muſst Du wiſſen, daſs der König von Preußen bei Gelegenheit der Schillerfeier einen Preis von 4000 Gulden geſtiftet hat, welcher alle drei Jahre dem während dieſer Zeit erſchienenen beſten dramatiſchen Werke zuerkannt werden ſoll. Nun will ich mich zwar nicht der allzu kühnen Hoffnung hingeben, den Preis ſelbſt davon zu tragen, denn das wäre ein ſo ungeheures Glück, daſs ich gar nicht daran glauben kann; aber wenn mein „Perſeus“ auch nur unter jenen Werken genannt wird, die der Preiszuerkennung zunächſt ſtanden — und das glaube ich hoffen zu dürfen, ſo iſt das eine ſo große Auszeichnung für mich, als einen der jüngſten Dichter, daſs gewiſs alle Bühnen von Deutſchland ſich beeilen werden, mein Werk und auch ſpäter folgende Arbeiten aufzuführen; ſelbſt Laube wird mehr Reſpect vor mir haben und „Perſeus“ auch wieder ins Repertoire aufnehmen. Jedenfalls zeigt mir der Vorfall, daſs die Anerkennung meines Talents ſich doch in immer weiteren Kreiſen geltend macht. Freue Dich recht mit mir und denke recht an Deine Erhaltung für mich, damit ich ja den ſchönſten Preis nicht verliere. Heute überfiel mich wieder die Sehnſucht nach Dir ſo gewaltig, daſs ich glaubte, mein Herz müſſe brechen; da kam zum Glück jene Nachricht und erhob mich aus meiner Wehmuth. Ich weiß gar nicht, wie mir war; es überſtrömte mein Gefühl für Dich. Ich bin ein Narr geweſen, wenn ich oft an meiner Macht über Dich zweifelte. Einer Liebe, wie die meinige, könnteſt Du gar nicht widerſtehen, auch wenn Du wollteſt — o ſie iſt unermeſslich, unermeſslich. Laſs ihre heilige Flamme Dir leuchten zum Glück, ſei nicht traurig, nein, juble, juble! Dir gehört das größte Herz, nein, klage nicht, Du biſt doch auserwählt unter vielen, auch ich will nicht klagen, was auch kommen mag, denn auch ich habe in Dir eine Perle gefunden,

so kostbar, wie sie nur selten einem Manne zutheil wird. Was wollen wir neben dieser schönen Thatsache bedauern, die Schwäche der physischen Natur, die fehlenden Glücksumstände? Nein, so klein sind wir nicht! Diese Sachen können sich bessern und werden es hoffentlich; was aber nicht so leicht wieder zu finden ist, das ist eine Liebe, wie die unsere, ein Bund zweier Wesen, wie wir es sind. Wenn ich nur jetzt mit dem Sturmwinde zu Dir fliegen und einen Kuss auf Deine theure Stirn drücken könnte! Wenn Du heraufkommen könntest — Du würdest einen, vielleicht dummen Streich oder Unheil verhindern. Denn wie *ich* zu Dir kommen soll, ohne meine Angelegenheiten gründlich zu vernachlässigen, weiß ich wahrlich nicht und wie ich die Trennung ertragen werde ohne tiefen moralischen und vielleicht auch physischen Schaden, weiß ich auch nicht, obwohl ich Dir, wenn es *sein muss*, verspreche, all' meine Kraft zusammen zu nehmen und auch Dich bitte, meinetwegen nicht zu sehr in Angst zu sein. Entmuthigt bin ich zwar gar nicht, was die Zukunft betrifft, aber die Gegenwart ist recht bitter und freudenlos. Wenn Du heraufkommen *könntest*! Nun ich vertraue Dir ja jetzt! Durch mein *Vertrauen* zu Dir will ich Dich lenken, so lenkt man edle Seelen! und Du wirst mein Vertrauen nie, niemals täuschen! Darauf bau' ich ja all mein Glück; denn sieh', was ich auch oft sagen mag, wenn es in mir gährt und tobt, ich habe doch ebensowenig Talent zum Tyrannen als zum Sclaven und werde nur dann zufrieden sein, wenn Du Dich mir *freiwillig* ganz hingibst, auch mit dem Willen. Doch ist nur diese Prüfungszeit vorüber, so wird alles hell und heiter werden. Ich sollte eigentlich zufriedener sein, als ich bin, weil sich mein Schicksal doch im Grunde, so peinlich, misslich und gefährlich manches in meiner Lage auch ist, dennoch seit dem letzten Herbste entschieden zum Bessern gewendet hat. Der Erfolg meines „Perseus" hat mir doch wieder Lebensmuth und den Boden gewonnen, auf dem ich wieder, wenn auch unter neuen Kämpfen, fortbauen kann; ein edles Frauenherz hat sich mir geöffnet und hingegeben, auch jener Fluch, nie geliebt zu werden, ist von mir genommen. Wohl hat sich dann des Bitt'ren viel ereignet, aber die Tendenz zum Besseren ist mir doch geblieben; ich habe mich aufgerafft und wieder ein Werk vollendet, zwar habe ich jetzt wenig Lohn dafür, aber ich zweifle nicht mehr an meiner Kraft, die fast schon am Erlöschen war. Kurz, ich bin doch aus moralischem Tode zum Leben erwacht. Das ist viel, sehr viel! Man muss nicht alles auf einmal verlangen. Muth, Hoffnung, Lebenslust! das sei uns're neue Devise! Dein *Franz*.

Nr. 29.

Wien, 20. Juni 1863.

Meine liebe, theure Marguerite!

Es ist zweifellos, dass ich nur dann wahrhaft glücklich sein kann, wenn ich in möglichster Zurückgezogenheit, in stillem Frieden lebe und großer physischer Ruhe genieße; auch manchmal zu träumen ist mir Bedürfnis. Da wächst mein Geist und entfaltet sich mächtig, da wird mein Herz gesund (besonders wenn ein liebes Wesen mir zur Seite steht, denn ohne dieses ist ja alles öde und traurig). So wie man mich aber herausdrängen will zur äußeren Beweglichkeit, ins Weltgetümmel, in die große Gesellschaft, in die körperliche Anstrengung, da fange ich zu schwanken an, mein Geist umdüstert sich, mein Herz, allzu weich, blutet bei allzu vielem, ich werde grämlich und klein. So ist mein Wesen, das sich entweder *nie* ändert, oder nur allmählich unter dem Einflusse lang dauernden Glückes; wahrscheinlich aber nie — und es ist auch gar nicht nothwendig. Das Ideal, welches ich mir von unserer Zukunft mache, sieht doch immer den Dresdner Luftschlössern ähnlich. Ja, beginnen wir jetzt, uns statt Pechvögeln für Glückskinder zu halten, das ist sehr, sehr vortheilhaft, die feste Einbildung hat sicher Zauberkraft, besonders über die Nerven

und auf die Gesundheit. Wenn wir einmal vereinigt sind, wenn ich Dir in das liebe Auge sehen kann, dann werde ich kaum je mehr in die Höhe fahren und heftig werden, wenn mir auch was nicht recht ist. Dann wird der Sturm, wenn einer entstehen sollte, innerlich bleiben. Aber „mit der Feder", da ist's was and'res, da ist's gefährlicher, weil da das Innere herauskommt und jedes Wetterleuchten sichtbar wird. In Deiner Nähe wird wohl nie ein ganzer Sturm mit aller Gewalt hervorbrechen, denn dann müsste es schlimm stehen, so schlimm, wie es bei Deiner zärtlichen Liebe zu mir gar niemals stehen kann und wird. Mit mir ist gut leben, wie mit keinem and'ren Menschen. Glaubst Du nicht? Du wirst schon sehen. Nur die „Federn" räume mir aus den Weg, wenn ich anfange, die Stirn zu falten. Dann bist Du sicher. Dich zärtlich küssend Dein getreuer Franz.

Nr. 30.

Pest, den 16. Juli, abends.

Theuerste Marguerite!

Du siehst, dass ich auf dem Wege zu Dir bin. Endlich! wirst Du sagen — aber wirst Du auch beseligt lächeln, wird es Dich glücklich machen, wenn ich komme? Ich glaube es; denn wäre es nicht so, ich würde lieber gleich wieder umkehren. Vergib mir, wenn mich ein melancholischer Gedanke überkommt, während ich mich Dir nähere. Ich habe so lang nichts von Dir hören können, das beängstigt ungeheuer, es ist mir manchesmal, als steuerte ich ziellos hinein in die Wüste, als wärst Du gar nicht dort, wo ich Dich suche, als fände ich Dich auf der ganzen Welt nicht und müsste umherirren endlos. Ich weiß wohl, das sind Kindereien. In wenig Tagen werde ich Dich umarmen O der Gedanke macht mich fast trunken. Wär' ich doch schon bei Dir! Aber wir müssen uns fassen, damit die Freude uns nicht von Sinnen bringt. Ich küsse Dich diesmal noch bildlich, bald in Wirklichkeit. Auf freudiges Wiedersehen! Dein Franz.

* * *

Briefe nach Ischl im Herbste 1863.

Nr. 31.

Wien, den 30. September.

Meine theuerste Marguerite!

Kaum nach Hause zurückgekehrt, zwingt es mir völlig die Feder in die Hand, Dir zu schreiben, denn sicher wird es Dir wie im Frühlinge eine wohlthuende Empfindung bereiten, gleich bei der Ankunft in Ischl schon einen Liebesgruß von Deinem Franz zu finden. Es ist mir ein lieber Gedanke, dass diese Zeilen Dich einholen und so, ohne dass Du es ahnst, mit Dir reisen werden. Lange sah ich in die Richtung, in welche Dich der Zug entführt hatte. Vom Bahnhof heimgehend, passierte ich natürlich die Mariahilfer Straße. Dein Geburtshaus grüßte ich mit einem zärtlichen Blicke. Doch, mich schon jetzt an den eigentlichen Zweck meines Zurückbleibens und der immerhin doch empfindlichen Trennung erinnernd, gieng ich mehrere meiner dramatischen Pläne im Kopfe durch und war zufrieden damit, dass ich mich für die Gestalten meiner Phantasie wieder wie einstens in meiner begeisterten Jugendzeit erwärmen konnte. Ich glaube, dass ich das Dir verdanke und erwarte mir jetzt eine fruchtbare Zeit, die mich geistig stärken und unser nicht gar fernes Wiedersehen noch freudiger machen wird.

Nachmittags.

Ich las in Deinem Tagebuch. Da ich mich so viel mit Dir beschäftigte, wurde mir denn doch sehr weh zu Muth, wenn ich Dich fern von mir dachte. Aber

weg mit solchen Stimmungen, sie schaden der Thatkraft, deren wir bedürfen. Leb' wohl, sei muthig und überzeugt, dass Dein Franz mit unzerstörbarer Liebe und Treue an Dir hängt. Dich tausenmal küssend Franz.

Nr. 32. Baden, den 2. October 1863.

Theuerste Marguerite!

Ich bin in Baden, wie Du siehst. Gestern kam Moriz Löwy und bestimmte mich, ihn hinauszubegleiten, da auch er nicht mehr lange bleibt und ich ihn wahrscheinlich sehr lange nicht wiedersehen würde. Hier ist es noch sehr lieblich, ein mildes Frühlingswetter begünstigt mich, alles ist heiter und strahlend, ich möchte auch recht fröhlich sein — aber Du bist nicht bei mir. Gott sei Dank, steht die Zeit nicht still und bringt mich jede Secunde Dir näher. Du kannst Dir gar nicht denken, wie Du mir abgehst. Es ist noch viel ärger als im Frühjahr. Oft möcht' ich aufspringen und fort zu Dir! Aber die Liebe, die mich erfüllt, ist auch ungeheuer, ich möchte den letzten Tropfen Blut für Dich hingeben. Was daraus werden soll, weiß ich nicht. Wir verbrennen noch alle beide in dieser Glut. Wie schwach auch meine Kräfte sind, ich will doch für Dich kämpfen gegen eine Welt, wenn es sein muss. Grüße mir meine Berge. Was mag der Traunsee Dir gesagt haben? Sprach er nicht von Deinem Franz? Leb' wohl, Du mein Leben, mein Alles! Nie waren diese Worte weniger Phrase. Dein getreuer Franz.

Könnten wir fern von dem Theatertreiben beide dort in schöner beseligender Zurückgezogenheit leben! Aber das neidische Schicksal gönnt mir kein vollkommenes Glück, der arme Dichter muss zufrieden sein, wenn er, ein Spielball der Launen des Schicksals, doch ein Wesen gefunden hat, das liebend an ihm hängt! Du liebes Herz, wisse, dass ich selbst die Sorgen liebe, die meine glühende Leidenschaft für Dich mir zuweilen bereitet.

Zwei Tage bleibe ich noch hier in Baden bei Löwy, in welchem ich noch immer den alten, echten Freund besitze, der er mir stets gewesen ist. Jawohl, ich darf doch nicht klagen, ich darf stolz sein auf die Menschen, die an mir hängen; mir schlagen die treuesten Herzen! Im großen ganzen müssen wir uns ja jetzt glücklich fühlen; nur darfst Du es mir nicht verübeln, wenn es mir manchmal im Kopfe herumgeht, dass ich Dich nicht aller Mühen und Sorgen entheben, Dir jene friedliche, stille, zurückgezogene Häuslichkeit verschaffen kann, die mir so wohlthätig wäre und die auch Dir jene ungetrübte Heiterkeit geben würde, die ich Dir so sehr wünsche. Das Streben nach diesem schönen Ziele werde ich niemals aufgeben!

Nr. 33. Wien, den 7. Oktober 1863.

Meine vielgeliebte Marguerite!

Gestern beschäftigte ich mich fast in einem fort mit — Marcus Pemflinger. Verschiedene Ideen tauchten nämlich in mir auf, welche diesem schon fast aufgegebenen Stoffe wahrhaft dramatisches Leben verleihen, ihn mit romantischer Handlung bereichern und mich für denselben ganz im Ernste begeistern. Namentlich entwickelte sich in meinem Kopfe der Charakter seines Freundes, der endlich auch von ihm abfällt, sehr schön, so wie jener eines Mädchens, das Pemflingers Tochter werden soll. Kurz, ich halte es jetzt wirklich für angezeigt, an diese Arbeit zu gehen. Mein Geist war in den letzten Jahren so thätig in der Gestaltung dramatischer Pläne, dass ich jetzt eigentlich an einem embarras de richesse leide. Marcus Pemflinger, der Troubadour, Rudolf von Erlach, das persische Drama und Mahomet ziehen mich gleichmäßig an, alle sind in meiner Phantasie wieder lebendig geworden.

Aber eine Wahl muſs getroffen werden, und ich entſcheide mich zunächſt für Pemſlinger — dann kommen die andern der Reihe nach daran. Ich bin jetzt recht vertrauensvoll und animiert, ich fühle, wie meine ganze Schöpferkraft wieder in mir erwacht und keine kränkliche ungeſtillte Sehnſuchtsqual wird ſie mir mehr zerſtören, Laſs uns hoffen, daſs mein Genius durch eigene Kraft ſich herrlich entfalte zu hohem Flug des Ruhmes und des Glückes, daſs ich, in Wahrheit Dein Schutzgeiſt, Dich mit mir erheben könne und Dich lehren, nur in mir allein zu leben. Ich bin nun einmal ein unverbeſſerlicher Idealiſt und mache der Wirklichkeit nur ſchwer Conceſſionen, kann mich nur ſchwer daran gewöhnen, daſs nicht alles ſo ſein kann, wie es ſollte. In der Ordnung wär's freilich, wenn ich Dein Schickſal ganz auf meine Schultern nehmen könnte und Du nur in mir zu leben brauchteſt — aber wie die Situation nun einmal iſt, ſegne ich Deine Talente, glaub' mir, ich ſegne ſie und verkenne nicht das Verdienſt Deines Ringens. Aber der Fehler, daſs ich ein unverbeſſerlicher Idealiſt bin, darf Dich nicht zu ſehr ärgern, denn er wird mich auch ſtets verhindern, ſo weit herab zu ſinken wie die meiſten Menſchen — und mein höheres Weſen, mein edleres Selbſt ganz zu verlieren an die Wirklichkeit. Ich bin auch Idealiſt in der Liebe und liebe Dich daher mit aller Schwärmerei, die Du nur wünſchen kannſt. Meine Gedanken weilen bei Dir und den Erinnerungen dieſes Sommers. Das herrliche Bild von Kronſtadt tritt vor meinen Geiſt; es ergriff mich beinahe etwas wie Heimweh. Es war doch eine zaub'riſche Zeit, die wir dort zuſammen zugebracht, nun ſie vorüber iſt, erkenne ich erſt ihren ganzen Reiz. Wo biſt du, nied're walachiſche Hütte, in welcher ſich zum erſtenmal der Himmel der Liebe mir erſchloſs! O möge unter Deinem heiligen Dache fortan nur Glück und Frieden wohnen! Alle freundlichen Bilder, die noch auf Elöpatak folgten, ziehen an mir vorbei. Der Bund, den wir dort ſchloſſen in ſeliger Glut, iſt ewig, und gleich ſchöne Stunden winken uns wohl noch in Zukunft. Wir haben uns gefunden, gehören einander ganz an. Wo haben wir denn noch ein Recht zur Klage? Mein Dank kennt keine Grenzen — keine! Früher war ich ein beſcheidener, recht verzagter Kumpan — jetzt bin ich kein Edgar mehr, jetzt zitt're ich nicht mehr vor jedem Windeshauch und fürchte, daſs er mir das letzte grüne Blatt vom Baum des Lebens reißt, o nein, jetzt ſeh' ich noch ein ganzes Paradies von Hoffnungsgrün vor mir liegen. Und ſelbſt wenn ein Gewitter uns drohte — ja wenn an Deiner Seite mich ein Blitz zerſchmetterte, ich würde aufjubelnd mit dem Gedanken zugrunde gehen, daſs mir das ſchönſte Los geworden iſt, das ich mit keinem andern tauſchen möchte. In dieſen Tagen hatte ich die Freude, den erſten Druckbogen von meiner „Dido" zu ſehen und die Nachricht zu erhalten, daſs ſie in dieſer Woche fertig wird. Kratz, mein Agent, iſt ganz „bezaubert" von der „Zauberin"; er läſst ſie gleich auf ſeine Koſten drucken. Er ſprach ſeine Entrüſtung über Laube aus und prophezeit den Erfolg des Stückes in Norddeutſchland. Gott gebe es! Gar ſo vertrauensſelig bin ich nicht, glaube aber doch, daſs es gut gehen wird. — Lies doch „Nimrod" von Kinkel; es iſt ein vielbedeutendes Werk. In dieſer Dichtung weht mein Geiſt, wahrlich, ſie könnte von mir ſein, ſie iſt mir aus der Seele geſchaffen. — Meine „Dido" kann erſt im December in Dresden gegeben werden, weil die Janauſchek erſt Ende November eintrifft. Nun gute Nacht, mein ſüßes Herz! Dein Franz.

Nr. 34. Wien, 17. October 1863.

Liebe theure Margarethe!

Geſtern war ich eigenthümlich weh geſtimmt des wunderſchönen Wetters wegen; der gold'ne Sonnenſchein, der tiefblaue Himmel, die laue Luft mahnte mich ſo an die herrlichen Stunden des Sommers; dann ſtand das Bild von Iſchl vor mir und ich

dachte mit einer Art von Bitterkeit, daſs diese Zeit — die letzte, die im Jahre freundlich zum Genusse winkt, von Dir entfernt mir verloren ist und daſs des Menschen Leben doch so kurz ist, daſs ihm kein seliger Augenblick verloren gehen sollte. Doch kann ich ja doch nicht zu Dir eilen. So lange „Dido“ und die „Zauberin“ nicht in Druck erschienen sind und in die Öffentlichkeit durch die Zeitungen eingeführt, bin ich leider an Wien gefesselt und muſs mich mit dem Gedanken trösten, daſs der rauhe Winter an Deiner Seite mir auch manche Stunde seliger Gemüthlichkeit an traulichen Abenden im gastlichen, warmen Stübchen gewähren wird. Heute hatte ich die Befriedigung, daſs im Plan des „Marcus Pemflinger“ der dritte Act sich mir durch einige Gedanken lebendiger gestaltete, als ich dachte. Ich habe jetzt nur noch den vierten und fünften zu entwerfen. Dann kann ich an die Ausarbeitung gehen.

18. October.

Heute empfieng ich Deinen Brief. Mein armes, gutes Gretchen! mit welchen thörichten Sorgen quälst Du Dich! Ich sollte Dich eigentlich recht ausschelten, aber ich bin von tiefer Rührung ergriffen und danke Dir für Deine Worte, für diese Angst, mit welcher Du die Zeichen meiner Liebe beobachtest und zitterst, wenn der Ton meiner Rede einmal minder warm ist als das and'remal, ja, ich danke Dir dafür, denn ich sehe daraus, wie unendlich Du mich liebst. Vor wenigen Tagen vielleicht hätten mich solche Beweise davon peinlich berührt, heute aber haben sie mir unendlich wohlgethan; denn ich war seit gestern in einer fast desparaten Stimmung und von ähnlichen Zweifeln gefoltert wie Du. Daran war die Lectüre Deines Tagebuches schuld — nemlich der letzten Briefe. Der herzzereißende Ausdruck Deines Gefühls darin warf mich zu Boden und machte einen ähnlichen namenlosen Schmerz mich durchzucken, wie damals auf dem Friedhofe zu Sanct Georgen, wo ich mich plötzlich im Angesichte eines Grabes in Nichts versinken sah und mir sagte, daſs ich durch einige Minuten nicht für Dich existierte, während ich gehofft hatte, Du würdest Dich an meiner Brust ausweinen und unsere gemeinsame Klage um den edlen Todten ein neues Band werden würde, das sich um unsere Seelen schlingt. Ich trat, Deinen Schmerz ehrend, mit verzweifelter Resignation zur Seite. So schlimme Eindrücke empfieng ich auch gestern; Entsetzen erfaſste mich bei Lesung Deiner Briefe. Ich rief: So lieben kann man nur einmal — sie liebt mich also nicht mit aller ursprünglichen Kraft ihrer Seele! Dank Dir, Du hast mich aus so tollen Grübeleien herausgerissen durch Deine angstvollen, fast vorwurfsvollen, aber doch von Liebesinnigkeit überströmenden Worte. Ja, ja, ich glaube Dir — ja, Du kannst noch einmal so lieben, wie Du einst geliebt. Du liebst mich mit allem Enthusiasmus Deiner Seele und ich verliere nichts dabei, daſs ich der Zweite bin, den Du liebst. Nein — Du hast recht — ich kann stolz sein, da ich aus dieser Asche noch so viel himmlische Glut schlagen konnte. Ja, ja, Dein Vater soll wahr gesprochen haben — ich will, ich muſs Dein Schutzengel sein und will, wenn es sein muſs, mit flammendem Schwerte die Dämonen bannen, die aus der Vergangenheit Dich bedrohen. O lächle! lächle! sei froh! sei glücklich! ich will diese Zauberkraft haben, daſs Du bei diesen Worten von seliger Freude — mehr noch von stillem, himmlischem Frieden erfüllt werdest. Stern meines Lebens — denn Du bist es! — Ja auch wenn ein göttlicher Wille mich noch zu Größerem bestimmt hätte, als ganz in Liebe mich einem edlen Weibe zu weihen — selbst dann wärst Du der Stern, den er erwählen müsste, mir zu leuchten, mir die Wege zu weisen zum Ruhme — denn fielest Du von meinem Himmel, dann umfienge mich ewige Nacht, aus der mich keines Gottes Hand mehr retten könnte. Also blinke mir hell und freundlich, mein lieblicher Stern!

Unrecht ist's doch eigentlich von uns beiden, dass wir uns von düsterer Leidenschaftlichkeit beherrschen lassen. Du besonders solltest Dich freuen, wenn heitere Ruhe und stiller Frieden mich erfüllt (und das ist doch jetzt im Durchschnitt der Fall), denn sie sind ja eben die wahren Zeichen des Glücks und ich verdanke sie Deiner Liebe — Du solltest sie mir von Herzen wünschen und gönnen, nicht Ruhe als Kälte auslegen. Ruhe der Seele ist ja der höchste Triumph wahrer Liebe. Wir sollten beide darnach ringen, denn wir brauchen sie beide; aus ihr entspringt echte Energie und dauernde Lebenskraft. Soll es denn jetzt auch sein wie im Frühling, wo wir uns gegenseitig quälten? Wo wären dann die Errungenschaften dieses herrlichen Sommers? Meine liebe Marguerite muss vernünftig sein und an mich glauben. Und doch — alles erklärt sich durch ein einziges Wort: Trennung! Ohne Qualen geht's eben nicht ab, wenn man sich lieb hat und von einander entfernt ist. Doch wie wunderlich Du auch in Deiner Liebe sein magst, ich sehe immer nur die Liebe, nicht die Wunderlichkeit, und schlage meinerseits auch an die Brust und bekenne meine Sünden. Doch musst auch Du bei mir in allem nur die Liebe sehen. Also weg mit den Falten auf Deiner lieben Stirn!

Du solltest doch schon wissen, dass ich nicht immer so lebhaft äußere wie Du, was ich fühle, und dass oft der Sturm am heftigsten in mir tobt, wenn ich recht ruhig scheine — so ist's bei mir im Schmerz wie in der Freude — das Höchste macht mich gewöhnlich verstummen. — Was die Photographie betrifft, danke ich Dir von Herzen, aber wenn Deine Züge nicht in dieses eingegraben wären, der Ischler Photograph hätte nicht die Macht, sie mir ganz zu vergegenwärtigen, denn das ist ja nur kaum ein Schatten von Dir — aber ich liebe auch Deinen Schatten.

Auf immer Dein getreuer Franz.

Nr. 35. Wien, den 21. October 1863.

Meine geliebte Marguerite!

Soeben kamen zwei Briefe zu gleicher Zeit, einer erfreulicher als der andere. Der eine von der Mutter enthält die Nachricht, dass Lina in München engagiert ist, nachdem sie ein Probesingen bei Orchester glücklich überstanden hat. Du kannst Dir denken, welch eine Centnerlast von Sorgen damit von meiner Brust gewälzt ist. Aber nicht genug dieser Freude — der zweite Brief von der Jananschek an mich ist so herzlich, so voll Verehrung, so voll der Versicherung, dass ich auf sie jetzt und in Zukunft immer zählen könne, dass ich über diesen edlen Ausdruck von Anerkennung aus dem Munde einer echten Künstlerin laut aufjubeln möchte. Wärst Du nur hier, wie würde ich Dir jetzt um den Hals fallen, mein angebetetes, herzliebstes Gretchen! Ich bin ganz außer mir vor Entzücken, möchte tanzen und springen — aber vor allem Dich herzen, herzen, bis nichts mehr ganz von Dir bliebe. Lebe wohl und juble mit Deinem Franz.

Nr. 36. Wien, den 25. October.

Meine theuerste Marguerite!

Ich will Dir versprechen, heiter und sorgenlos zu sein — durch Geistes- und Willenskraft hab' ich schon manches erreicht in Bezug auf die Stimmung; denn von Haus aus, mein liebes Herz, bin ich gar nicht ruhig, sondern ebenso heftigen, leidenschaftlichen Gemüthes wie Du. Auch Dein Lob meiner Selbstbeherrschung verdiene ich gar nicht, sondern bekenne mich reumüthig ganz als den Sünder, der ich doch manchmal war. Bis jetzt war ich nur immer der Entsagende, wenn ich nicht anders konnte, wie der Fuchs, dem die Trauben zu hoch sind. Ich bin in fast gar nichts besser wie Du — vielleicht sogar das Gegentheil. Meine Praxis

heißt auch nichts — nur mein Geist ist klarer und macht sich selbst niemals ein X für ein U vor. Darin und in meiner Güte besteht mein ganzer Wert, obwohl diese mir selbst und anderen oft mehr schadet als nützt. Aber ich bin auch nur ein armes Menschenkind, das selbst durch seine Vergangenheit etwas verstört und überreizt worden ist; mit mir auch treiben die Nerven oft ein wunderliches Spiel — dann seh' ich überall Gespenster wie Du. Sieh, die allgemeine Idee hat auch eine furchtbare Macht, die Du vielleicht nicht begreifst und abgesehen von der verzehrenden Sehnsucht, war es der große Dichterschmerz, der noch größere Weltschmerz, der seine Geierkrallen so oft in mein Herz schlug. Eins gibt mir Hoffnung und Muth, trotz aller meiner Schwächen und Wunderlichkeiten, dass ich doch glaube, unter allen Menschen derjenige zu sein, der für Dein krankes Herz am meisten taugt; denn wenn ich Dich auch einmal kränke, so hat das immer nur die Folge, dass ich mir vornehme, mit mehr und immer noch mehr Liebe Dir zu begegnen und auch die letzte selbstische Regung aus meiner Seele zu reißen. Ich weiß schon, was uns beide heilen könnte: eine stille, abgeschiedene, aber angenehme und stabile Häuslichkeit. Aber ein solches Dasein hat uns das Schicksal einmal versagt, und wir müssen uns unterwerfen. Sei tausendmal gegrüßt von Deinem getreuen Franz.

* * *

Brief nach Salzburg.

Nr. 37.

Wien, den 31. October 1863.

Liebe theure Margarethe!

Wie Du es hoffst und wünschest, soll Dich in Deiner neuen Heimat gleich ein Wort von mir begrüßen, Dein Franz soll Dich in ihr willkommen heißen, wie Du in nicht ferner Zeit ihn willkommen heißen wirst. Also willkommen, mein liebes Herz, willkommen in Salzburg! Möchtest Du dort viele — unzählige schöne Stunden erleben und ich mit Dir — denn anders kann es ja gar nicht mehr sein; wir sind so eng verbunden, dass nichts unser Schicksal mehr zu trennen vermag; das Eine kann nicht mehr froh sein, ohne dass das Andere lächelt, das Eine kann nicht mehr trauern, ohne dass das Andere mitleidet. Also Glück, viel Glück uns beiden in Salzburg! Hier ist alles recht unerquicklich! Meine Situation, Laube gegenüber, ist eine unglückselige und das Burgtheater mir vielleicht auf einige Zeit verschlossen, mithin meine wichtigste Erwerbsquelle verstopft. Auf diese Weise wird ein Dichterlos verbittert. Übrigens habe ich denn doch einige von den Zwecken erreicht, um deren willen ich mich abermals auf einige Wochen von Dir trennte und in Wien zurückblieb. Meine beiden Stücke sind der Herausgabe nahe, die Correctur bis auf zwei Bogen besorgt, der Plan meines Trauerspiels „Marcus Pemflinger" entworfen, ein Theil des ersten Actes schon fertig, mithin alles so geordnet, dass ich nun auch entfernt von Wien werde weiter schaffen können. Nur noch eine Anzahl von Gängen sind zu machen, die vielleicht der Vorbereitung und dem Erfolge meiner zwei Stücke nützlich sein können. Den 19. November muss ich jedenfalls mit Dir zubringen, vielleicht aber komme ich noch früher, denn ich sehne mich so nach Dir wie ein müder, erschöpfter Wanderer nach dem freundlichen Obdach.

1. November.

Übermorgen reise ich, abends bin ich bei Dir. Sei tausendmal geküsst — zum letztenmal im Geiste. Dein getreuer Franz.

* * *

Brief nach Salzburg 1866.[1])

Nr. 38.

Wien, den 17. November 1866.

Theuerste Marguerite!

Ich will Dich doch wieder so nennen; der Name ist mir theuer, denn er erinnert mich an die erste schöne Zeit unſ'rer Liebe, deren Gedächtnistage jetzt wieder kommen — leider schon zum zweitenmale, ohne dass wir sie zusammen feiern können. Es waren merkwürdige, inhaltschwere vier Jahre seit jenem verhängnisvollen 19. November, da Du zum erstenmale in der Dämmerung unsere Wohnung betratest. Sie enthält auch sehr traurige Momente, diese Zeit — aber ich möchte doch nicht, sie nicht durchlebt haben, mich doch nicht zurückversetzen vor dieselbe. Liebliche Kindergesichtchen lächeln mich freundlich an, Wesen, die damals noch im dunklen Schoße des Nichts schlummerten und für welche doch die bedeutungsvolle Stunde schlug, als wir uns sahen. Das Leben ist ein Räthsel und voll von Wundern, voll schönen Wundern, wenn auch zugleich voll von Leid. Ich will im Geiste sie feierlich begehen jene Stunde, und wenn es Montag dunkeln wird, Dein Bild vor meine Phantasie heraufbeschwören und es mit heiliger Inbrunst küssen. Denk auch Du um diese Zeit an

Deinen armen Franz.

Der deutsche Nachtwächter.

Schier wäre er übersehen und überhört worden, trotzdem er seit Jahrhunderten mit der Laterne und lautem Ruf durch die Gassen schreitet. Erst unserem wackeren Josef Wichner ist diese geschichtliche Persönlichkeit aufgefallen und er hat gefunden, dass sich über den deutschen Nachtwächter ein erbaulicheres und ergötzlicheres Buch schreiben lässt, als über manchen berühmten Schlachtenlöwen, der weiter nichts für die Welt gethan hat, als — nun, man weiß es ja. Unser Nachtwächter ist ein wahrer Menschenschützer und Städteerhalter.

Aber er ist mehr als eine bloße Nachtwache gegen Feuer, Diebe u. s. w., als die er wohl ursprünglich eingesetzt worden sein mag, er ist auch Sänger und Prediger, ein Rufer in der Wüste und Spottrichter. Wo sonst ist im deutschen Dichterwald der Sänger, der in stiller Stunde der Nacht seine Gesänge ausruft, der Hirt, der zu jeglicher Stunde der gefahrträchtigen Nacht seinen Mahnruf erschallen lässt, allen, die da in Kummer oder Sünde Wachenden, zu Trost oder Warnung. Wo ist der Schalksnarr, der es um Mitternacht im Spotte geißelnd durch die Gassen schreien mag, wenn irgendwo ein öffentliches Ärgernis geschehen? Der Nachtwächter thut's oder hat's gethan. Wenn es Ortschaften gibt, in welchen die Nachtwächterwürde in einer Familie vom Vater auf Sohn und Enkel über-

[1]) Nr. 38 wurde im dritten Jahre nach der Vermählung des Dichters geschrieben.

geht, so ist das eine Art erblichen Hirten- oder Priesteramtes. Wenn es Orte gibt, wo in jeder Nacht ein anderes Haus den Wächter zu stellen hat, so dass Horn und Hellebarde immer von Haus zu Haus wandert, so ist die Gleichheit der Bürger schon durch den Nachtwächter bestätigt, aber freilich auch die Ungleichheit der Rufer und Sänger in jeder Nacht documentiert. Und haben ja zwar alle denselben Spruch: „Ihr Herr'n und Frauen lasst euch sagen, der Hammer hat schon zehne gschlagen, bewahrt das Feuer und das Licht, dass kein Unglück gschiecht!" so weiß doch der Eine oder Andere ein besonderes Schwänzlein anzuhängen. In Steiermark ist häufig das Todtengräberamt mit dem Nachtwächterdienste verbunden und da kann es sein, dass nächtig ein Grab zu bestellen ist, also die Frau Todtengräberin mit Laterne und Spieß gehen muss. Auf den Dörfern pflegt der Nachtwächter auch die Polizeistunde zu melden, indem er in die Wirtshäuser ruft: „Meine Herren, heimgehen heißt's! Eilfi hat's g'schlagen!" Zu rechter Zeit ein Gläschen kann aber bewirken, dass die Zeit still steht.

Nun derlei und vieles andere hat Josef Wichner in seinem neuen Buche: „Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter" (Regensburg, Nationale Verlagsanstalt, 1897) zusammengestellt und vor allem eine große Menge verschiedener Sprüche, Lieder und Stundenrufe aus allen Gegenden Deutschlands, Deutschösterreichs und der Schweiz mitgetheilt. Etliche davon sollen auch im „Heimgarten" ausgerufen sein; wer sich bei der Nacht nicht von ihnen wecken lassen will, der kann sie ja bei Tage lesen.

Im Badischen draußen ist ein Nachtwächterruf, der mir besonders gefällt, er lautet:

Hört, ihr Herrn, und lasst euch sagen:
Unsere Glock' hat zehn geschlagen.
Zehn sind der heiligen Gebot',
Die uns gab der liebe Gott.

:|: Menschenwachen kann nichts nützen,
Gott wird wachen, Gott wird schützen,
Er durch seine große Macht
Geb' uns eine gute Nacht! :|:

Elf Jünger folgten Jesu nach,
Litten mit ihm alle Schmach.

Zwölf ist der Apostel Zahl,
Die da lehrten überall.

Eins ist allein der ewige Gott,
Der uns trägt aus aller Noth.

Zwei Wege hat der Mensch vor sich,
Mensch, den besten wähl' für dich!

Dreifach ist, was heilig heißt,
Vater, Sohn und heiliger Geist.

Vierfach ist das Ackerfeld,
Mensch, wie ist dein Herz bestellt?

Ortweise wechseln die Sprüche je nach den Jahreszeiten und haben besonders Weihnachten, Neujahr, Ostern, Frauenfeste, Erntetage u. s. w. ihre besonderen Rufe. Manchmal geräth das allerdings etwas weltlich, so wie der des Bischofheimer Nachtwächters:

Ich wünſche euch zum neuen Jahr:
So viel Stern am Himmel ſteh'n,
So viel Reh im Walde geh'n,
So viel Tröpflein Regen:
So viel Glück und Segen!
Drauf braucht ihr euch nicht lang zu bedenken,
Ihr könnt mir gleich etwas zum neuen Jahr ſchenken.

Zumeiſt endet der Ruf mit „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus" oder „Lobet Gott den Herrn." In Mainz rief zur Zeit der franzöſiſchen Revolution der Nachtwächter zum Schluſſe: „Lobet Gott den Bürger!"

In Oldenburg ſang der Nachtwächter zur Zeit der franzöſiſchen Fremdherrſchaft auch ein politiſch Lied:

Hört, ihr Deutſchen, und laſst euch ſagen:
Die Ruſſen haben die Franzoſen geſchlagen,
Sie haben ſie geſchlagen in Moskau fein,
Dies laſſet euch geſaget ſeyn,
Und lobet Gott den Herrn!

Einhunderttauſend Mann ſechs oder ſieben,
Die ſind durch die Kälte aufgerieben,
Der Prinz Vice-König iſt auch dahin,
Das macht der tapfere Roſtopſchin
Und die gerechte Sache.

Napoleon iſt nun der Kopf geſchoren,
Seitdem er die große Armee verloren.
Der Tag vertreibt die finſtre Nacht,
Ihr lieben Deutſchen, ſeyd munter und wacht,
Vivat der ruſſiſche Kayſer!

Wer's mit den Ruſſen nicht redlich wird halten,
Dem muſs das Herze im Leibe erkalten,
Der Deutſche müſste ein Eſel ſeyn,
Der's mit den Ruſſen nicht redlich meynt,
Der T..... hol' die Franzoſen!

Ein wunderlicher Brauch herrſcht in Geislingen, da werden nach dem Hochzeitstag die Neuvermählten vom Nachtwächter in ihr Haus begleitet und dabei ſingt er:

Zur guten Nacht, ihr Hochzeitsleute,
Wir wünſchen euch beiden eine glückliche Zeit!
Wenn ſchon kein Aug' mehr auf euch ſiehet,
So ſieht doch der Himmel beſtändig auf euch.
Wir wünſchen euch Glück und da Frieda!

Man nennt das: Die Brautleute niederſingen.

In Döllſtadt (Thüringen) holt ſich nach einer Brautnacht der Nachtwächter vom jungen Paare den Quäksgroſchen oder Jammergroſchen. Zu Aſperg ruft der Nachtwächter um zwei Uhr:

Zwei Perſonen ſchlafen in ei'm Bett,
Das Weible will's Männle net.

Einen recht ſonderbaren Nachtwächter hatten ſie vor kurzem noch in Endingen. Man hieß ihn den „Ludehannes". Der machte es nicht nach, wenn andere um ein Uhr ſingen: „Die Geiſterſtunde iſt vorbei, wer glaubt jetzt no die Narrethei!" Der fürchtete ſich die ganze Nacht vor Geiſtern. Als er einſt einen Schneemann erblickte, den die muntere Jugend gebaut hatte, hielt er den harmloſen Burſchen für ein Geſpenſt, ſprang heim und kroch, in Angſtſchweiß gebadet und am ganzen Leibe zitternd, zu ſeiner Frau ins Bett. Vor einem Hauſe, in dem ein Todter lag, getraute er ſich nie zu ſingen. Auch ſang er öfters, wenn ihn die

Angſt meiſterte oder wenn es ihm daheim in der warmen Stube beſſer behagte, bloß zum Fenſter hinaus. — Ebenſo originell iſt der gegenwärtige Nachtwächter daſelbſt, der im Volksmund „Schützabiable“ heißt. Auch er ſieht Geſpenſter. So begegnet ihm in der Nähe der Kirche des öftern eine Maus, die iſt viel größer als eine gewöhnliche Maus und röthlich gefärbt und ſo behende, daſs ſie ihm immer wieder entwiſcht, wenn er ſchon vermeint, er könne ſie zertreten. Das iſt die berüchtigte Kirchenmaus. Ebenſo kommt bisweilen ein gewaltig großer Hund mit feurigen Telleraugen hinter einem Reiſighaufen hervor und läuft neben dem Wächter her, um plötzlich wieder zu verſchwinden. Das „Schützabiable“ bezieht für die Nacht vierzehn Pfennige und denkt ſich: „Wie der Lohn, ſo die Arbeit!“ Er ſingt alſo nach Laune oder höchſtens, bei ſchlechtem Wetter wenigſtens, vor ſeiner Hausthüre, damit es der gegenüber wohnende Herr Schultheiß höre. Unbequeme Mahner weiß er ſich mit Humor vom Halſe zu ſchaffen. Sagt einer, weshalb er denn nie ſinge, ſo meint er, er ſinge wohl, aber bloß für die Wachenden; ein Schlafender könne ihn natürlich nicht hören. Läſst ihm einer noch keine Ruhe, ſo brüllt er in der folgenden Nacht ſo lange vor deſſen Hauſe, bis ihm der Gequälte einen Verſöhnungsſchnaps zum Fenſter herausreicht, oder er weckt auch die Schlafenden mit heftigem Gepolter auf und fragt mit feierlichem Ernſte, ob ſie wohl ſeinen Geſang gehört hätten. Den geiſtigen Getränken iſt er ſo wenig abhold, daſs er, wo's nichts koſtet, gern des Guten zuviel thut und dann bereits um ein Uhr den Tag anſingt. Alſo . . . ein Till Eulenſpiegel unter den Nachtwächtern.

Der zweiundſiebzigjährige Franz Franzl, Nachtwächter, Gemeindediener und Armenhaus-Hausknecht zu Pandorf, kam ſelbſt zum Verfaſſer, von dem er wuſste, daſs er ein Buch über die Nachtwächter ſchreibe, und ſang ihm ſeine Lieder mit einer gar kräftigen und wohllautenden Stimme und dramatiſch belebtem Vortrage vor. Über verſchiedene Fragen, die Ausführung ſeines Amtes betreffend, antwortete er ungefähr folgendermaßen:

„Jetzt . . . das Nachtwachterg'ſetz iſt ſo, daſs i' vom Iringtag (Georgi, 24. April) bis Allerheiligen (1. November) von zehn bis zwei Uhr, von Allerheiligen bis wieder zum Iringtag von neun bis drei Uhr nachtwachten muſs. Und da muſs i' allweil draußen ſein, und wenn's Kroten that' hageln; denn mein Amt iſt a wichtig's Amt, iſt mir ja Hab und Gut anvertraut von allen Leuten im Dorf, und wie könnt' i's dann verantworten vor Gott und der Welt, wenn i' a Feuer that' verpaſſen? Auch der Standar (Gendarm) muſs drauf ſchauen, daſs i' draußen bin; aber wir ſind zu einander wie Brüder, und wenn wir uns in der Nacht treffen, ſo geben wir uns d' Händ . . . Mein . . .

muſs halt er ſeine Pflicht thun und i' auch! Und ſingen thue i' zuerſt den Reuneſpruch und nachher 's „Feuereinſpirren" (Verwarnung des Feuers wegen), und um zwei oder drei Uhr, da ſing' i' den Tag an. Und i' ſing' ſo laut, daſs mi' die Leut' mehr als eine Stunde weit hören und jedes Wörtl verſtehen . . . ſchon oft haben ſ' g'ſagt: „Franzl", haben ſ' g'ſagt, „du haſt a Bruſt, die muſs ma' ſuchen!" Na . . . und Hellebarden haben wir noch zwei von die alten Nachtwachter; aber i' brauch' nix als mein' Stock, auf daſs i' im Dunkeln kann taſten, und daſs i' in ka' Gruben nit fall'. Mein . . . z'wegen den Dieben iſt's nit nötig, die laufen ſchon fort, wenn ſ' mi' platzen (ſchreien) hören, und gar a hautſchlechter Kerl, der an Revolver in Sack hat, der hätt' mi' ſchon hundertmal todtg'ſchoſſen, bis i' mei' Hellebarden hätt' auf'pflanzt . . . g'wiß a noch! Man muſs halt auf den lieben Gott a vertrauen! Und . . . kriegen (bekommen) thue i' für mei' Amtl halt ſo a vierzig Gulden im Jahrl und 's Quartier . . . mein . . . was kann man denn verlangen . . . die Leutlen haben ſelber nix . . . ſind lauter blutarme Bauern!"

Wahrlich, der Franz Franzl iſt auch noch ein Ideal eines Nachtwächters aus der guten alten Zeit!

In der Gegend um Aſpern ſingen die Nachtwächter nach dem Stundenrufe folgendes Lied:

Wenn niemand iſt mehr auf der Straßen,
So iſt der Wachter auf der Gaſſen,
Er muſs ſingen und muſs ſchrei'n
Und iſt immer ganz allein.
Er hat an' Hunger und an Durſt
Und aßet gern Brot und Wurſt
Und tranket gern Bier und Wein,
Daſs er kann feſt ſingen und ſchrei'n.

Wenn thut alles ſchlafen.
So thut der alte Mann noch wachen.
Er muſs ſtehen
Und auch gehen
Und ſchauen, daſs nichts g'ſchicht
Mit dem Feuer und dem Licht.

Wenn alles hört und alles ſchaut,
So muſs ich ſagen, was mir Gott hat anvertraut.

Alle meine Herrn, um was ich euch bitt',
Vergeiſt's auf die armen Seelen im Fegfeuer nit,
Und rufet an den heiligen Florian,
Daſs er uns beſchütz' vor Feuer und vor Flamm',
Und rufet an die heilige Maria rein,
Daſs ſie mag unſere Beſchützerin ſein!
Denn wir müſſen alle ſterben . . . arm und reich,
Wenn wir geſtorben ſind, ſind wir alle gleich;
Wir müſſen alle ſterben . . . jung und alt,
Und dann liegen wir da ganz ſtarr und kalt:
Wenn einer alles hat auf dieſer Erd',
So nimmt er nichts mit, als die guten Werk' . . .
Auf dieſer Welt dauert's eine kurze Zeit,
In der andern eine Ewigkeit . . . Amen.

Und ein anderes, an vielen Orten geſungen:

Dirndl, ſteh' auf, es iſt ſchon Zeit . . .
Die Vögerln ſingen auf grüner Heid'.
Dirndl, ſteh' auf und rig'l (rühr) di',
Sonſt kommt der Herr und prügelt di',
Sonſt kommt die Frau mit'n Ochſenzön . . .
Wart, fauler Beank, kannſt noch nit gehn?!

Der Gewährsmann aus Stein an der Donau weiß zu erzählen, der Thurmwächter auf dem „Frauenberge" habe jede Viertelſtunde in der Nacht gerufen:

Wart', wart', ich ſieh' dich ſchon!

Dadurch ſeien nicht nur des öfteren Diebe und ähnliches Gelichter verſcheucht, ſondern einmal ſogar ein Mann vom Selbſtmorde abgeſchreckt

worden. Der Unglückliche hatte sich bereits auf das Geländer der einsamen Holzbrücke zwischen Stein und Mautern (1894 durch eine moderne Eisenbrücke ersetzt) geschwungen, um sich in die Donau zu stürzen, da ertönte wie aus den Wolken der warnende Ruf und der Mann stieg wieder vom Geländer herunter.

Nach dem Berichte eines alten Steiner Bürgers soll ein Nachtwächter die Gewohnheit gehabt haben, die nach Mitternacht aus dem Gasthause kommenden „schwankenden Gestalten" kurzweg mit den Worten: „Es Säumog'n!", d. h. „Ihr Schweinehunde", zu begrüßen.

Über den moralischen Erfolg dieser drastischen Begrüßungsart konnte ich leider nichts erfahren. Er ist wohl sehr gering anzuschlagen; denn der Nachtwächter ist verschwunden, die „Säumog'n" aber sind geblieben.

Zumeist sind die Nachtwächter selbst die Dichter ihrer besonderen Liedeln und Variationen. So singt der zu Hof in Baiern:

Hört, ihr Herrn, und lasst euch sog'n:
Ich hab' mei Hemd heut nass an'zog'n;
Drum lasst es euch zur Warnung sein:
Wer nur eins hat, der weich's nicht ein!

Und ein anderer in Steiermark:

Ihr Herr'n und Frau'n, lasst euch sag'n;
Der Nachbar hat sein Weib beim Krag'n;
Schaut's aufs Feuer und aufs Liacht,
Dass er's nit gar derwürgt!

Die Thurmuhr zu Dingsda war einmal nicht aufgezogen. Da sang der wackere schwäbische Wächter:

Hört, ihr Leut', und lasst euch sage:
Unser Glock' hat gor nix g'schlage!
's woiß loi Sau, wie d' Zeit dass ischt,
Standet uf, wenn's Tag ischt!

In einem Orte Steiermarks sang der „Nachtwächterstellvertreter":

Alle meine lieben Herrn und Frauen, lass i's enk sag'n:
Der Hammer, der hat zwölf Uhr g'schlag'n;
Der eigene Wachter ist nicht zu Haus,
Er sticht beim Bräuer die Göbel (Krautköpfe) aus.

In einem anderen Orte Steiermarks pflegte der Wächter, wenn die Bürger in vorgerückter Nachtstunde heimgiengen, zu rufen:

Es kommen schon zu Haus die großen Herrn,
Die Frauen haben schon das Bett ang'wärmt!

Ein Nachtwächter wurde einst gefragt, weshalb er seinen Ruf immer nur an die „Herren" richte: „Ihr Herren, lasst euch sagen!"

„Weil sich die Frauen überhaupt nichts sagen lassen!" war die treffende Antwort.

Was nach tausend Jahren die Gelehrten über Goethe und Bismarck docieren werden.

(Ein Scherz aus F. Betteg' „Naturstudium und Christenthum." Bielefeld. Velhagen & Klasing.)

Ach! wie wird einst die kritische Forschung mit uns Menschen des neunzehnten Jahrhunderts umgehen, wenn sie sich überhaupt mit uns beschäftigt. Wie wird sie uns zu bloßen Schatten und Schemen, zu Mythen und Allegorien verflüchtigen! Wie wird im Jahr 3000, sollte die Welt noch stehen, der bekannte Macaulay'sche Neuseeländer oder irgend ein Australier oder Japaner, nachdem er die Ruinen Londons und Berlins in sein Sketchbook eingetragen und in sein nunmehr an der Spitze der Civilisation stehendes Vaterland zurückgekehrt, einen interessanten Vortrag über den Goethemythus halten und glänzend nachweisen, dass von vornherein ein Goethe unmöglich zu der angegebenen Zeit existiert habe, da von dem nachweislich damals tobenden Weltkampf zwischen seinem Volk und dem Erbfeind, den Galliern, keine Spur in seinen Schriften zu finden sei. „Dieser angebliche Nationaldichter", wird er ausrufen, „erwähnt mit keiner Silbe seine für das Vaterland kämpfenden und sterbenden Compatrioten; er hat kein Wort der Begeisterung für die Erhebung seines Volkes gegen den Tyrannen; ja, dieser Mann weiß nicht einmal, dass es einen Napoleon gibt! und soll doch zu dessen Zeit gelebt haben oder gar Staatsminister bei einem am Krieg betheiligten Fürsten gewesen sein! Man sieht, diese Annahme kann nicht vor einer ernsten Kritik bestehen! — Überhaupt, meine Herren", wird er fortfahren, „wenn Sie mir gestatten, Ihnen in Kürze die Ergebnisse langjähriger Forschung darzuthun, werden Sie mit mir zur Einsicht gelangen, dass wir uns unter diesem Namen keineswegs eine historische Persönlichkeit denken dürfen. Schon sein Name, richtiger Gothe, entpuppt sich bei näherer Forschung als ein alter Volksname der Germanen. Sodann zeigen die diesem Manne zugeschriebenen „Gesammtwerke von Goethe", nach neuerer Lesart aber „Werke, gesammelt von Gothen", solche Unterschiede der Anschauung und des geistigen Standpunkts, und auch, trotz successiver späterer Verarbeitungen, der Sprache und des Stils, dass wir uns unter diesem „Gothen" nur den Genius der als Denkervolk berühmten

Germanen in den verschiedenen Phasen, die jener Stamm jahrhundertelang durchmachte, zu denken haben."

„Sehen wir uns die noch erhaltenen Bruchstücke, die diesem mythischen Verfasser zugeschrieben werden, an. — In der Volksdichtung „Erlkönig" irrt noch der Urmensch durch die Nacht in steter Angst vor dunklen und verderblichen Naturkräften umher, die er sich persönlich denkt, und ist nur um Erhaltung seines materiellen Lebens und um Propagation der durch das Kind dargestellten Species besorgt. Nur Vater und Kind haben wir hier, also die Familie in einfachster Form; der Staat existiert noch nicht, wie auch die völlige Ignorierung der Mutter klar auf die damalige untergeordnete Stellung der Frau hinweist. Auch wird in Übereinstimmung mit den ältesten historischen Quellen als einziges Hausthier das Pferd erwähnt. Mit dem Schlusswort aber: „das Kind war todt", ist die Behauptung einiger Idealisten glänzend widerlegt, wonach die Unsterblichkeit der Seele eine der Menschheit angeborene Idee wäre; dieser Urmensch, meine Herren, wusste noch gar nicht, dass er eine „Seele" habe, und es mögen ungezählte Jahrtausende vergangen sein, bis er sich diesen metaphysischen Begriff aneignete."

„Wir werden also kaum fehlgehen, wenn wir das Entstehen dieser Dichtung in die Uranfänge dieses Volkes verlegen, und uns den unbekannten Verfasser als einen sich von Eicheln und Pferdefleisch nährenden, vor elementaren Naturgewalten stets bangenden Höhlenmenschen vorstellen."

„Doch schon lichter gestaltet sich das nächste Bild. Das einer späteren Epoche angehörende, ursprünglich von Priestern verfasste, aber unleugbare Spuren einer, beziehungsweise mehrerer späteren Verarbeitungen aufweisende, von früheren Sittensprüchen durchwobene allegorische Gedicht von „Hermann" oder „German" und „Dorothea", nach neuer und richtiger Lesart „Dothea" oder „Gothea" (die Göthin oder Gothin), schildert die friedliche Vereinigung nach hundertjährigen Kämpfen der beiden Völker „Germanen" und „Gothen", wobei es nicht an behaglichen Bildern einer schon ansässigen und des Gewerbes und des Landbaues kundigen Menschen fehlt."

„Ganz anders das nur kleine noch erhaltene Bruchstück von „Götz". Hier wird, wie es scheint, von einem Zeitgenossen ein stolzer und grausamer Tyrann geschildert, dessen Härte durch seine, von einigen naiven Commentatoren buchstäblich (!) aufgefasste, nachweislich aber dem damaligen Sprachgebrauch ihren Ursprung verdankende „eiserne Hand" symbolisch dargestellt wird. Mehr wissen wir nicht, weder von dem unbekannten Verfasser, noch von dieser übrigens zweifellos nicht geschichtlichen Persönlichkeit!"

„Das letzte und merkwürdigste endlich, was uns von diesem Goethe oder Gothe oder Gott erhalten, — denn wie ethymologisch die Worte,

scheinen auch die Begriffe sich auseinander entwickelt zu haben, und es lassen sich Spuren von einem „Goethecultus" geschichtlich nachweisen — ist ein zweitheiliges Werk, wovon der jedenfalls Jahrhunderte später entstandene zweite Theil von der neueren Forschung fast einstimmig als eine Fortsetzung des ersten angesehen wird. — Aus dem ersten Theil, dessen Held schon durch seinen Namen „Faust" (bedeutet Kraft oder Gewalt, wie aus dem damaligen Wort Faustrecht zu ersehen) den rein mythischen Ursprung verräth, ist ein entschiedener Rückschritt in die Barbarei ersichtlich. Finsterer Aberglauben wechselt mit Verachtung der Wissenschaft; der Teufel erscheint persönlich, man glaubt noch an Magie und Hexerei; die Sprache ist derb und oft geradezu roh. — Bisher wurde deshalb die Entstehung dieses Werkes zwar nach A und B, jedoch nicht vor C gesetzt; seitdem aber die neueste Forschung uns Kenntnis eines sogenannten „finstern Mittelalters" verschafft hat, mit dessen Eigenthümlichkeiten der erste Theil auffallend harmoniert, nimmt die Kritik an, diese zwar zum Theil historische, aber vielfach entstellte Dichtung sei annähernd ums Ende des Jahres 913 entstanden. Von dem unbekannten Verfasser dieses früher fälschlich dem „Gothen" zugeschriebenen Werkes wissen wir leider nichts."

„Im zweiten Theil haben sich die kindischen und rohen Begriffe und Bilder zu philosophischen Allegorien geläutert und vergeistigt; die Sprache ist eine viel wissenschaftlichere und deshalb schwerer zu fassende geworden; kurz das Ganze zeugt von vorgeschrittener Intelligenz und geistiger Aufklärung. Auch dürfte gegenüber des doch mehr mythischen ersten Theils dem zweiten, wenigstens was die Figuren des Kaisers und der Hofleute betrifft, eine, wenn auch begrenzte, historische Berechtigung nicht gänzlich abzusprechen sein. — Ob nun zu diesem gewaltigen Klärungsprocess ein Jahrhundert genügte, ob dazu mehrere nöthig wurden, ist eine von der Wissenschaft noch nicht endgiltig beantwortete Frage."

„Und so, meine Herren!" wird der verehrte Professor seinen ebenso interessanten wie lehrreichen Vortrag schließen, „ist es auch hier der Fackel der kritischen Forschung gelungen, das Dunkel zu lichten, in das sich im Lauf der Zeiten diese mythische Figur des „Gothen" gehüllt hatte, und sie als die Personification des Dichtergeistes dieses einst so mächtigen, nunmehr untergegangenen Volkes zu erkennen!" (Anhaltender Beifall!)

Und ebenso wird irgend ein ehrgeiziger Jüngling damit promovieren, dass er nachweist, wie die Riesenfigur Bismarcks mit seinem nachweislich einem älteren „Odin" oder „Wuotan" entlehnten „Schlapphut" und „großen Hund" ursprünglich nichts anderes ist, als der grimmige nördliche Winter. Er wird ihn zeigen in stetem Kampf mit einem Napollo oder Apollo (das N bedeutete damals stets Negation oder Niederlage), einem

vor uralter Zeit schon verehrten, im Osten aus einer Meerinsel auftauchenden, im Westen ebenso in den Ocean versinkenden Sonnengott des Südens, dessen zwölf „Marschälle“ offenbar die Monate darstellen, und dessen symbolische Statuetten mit Stern oder Sonne auf der Brust und der mystischen, den Sonnenlauf darstellenden, halbrunden Kopfbedeckung, hie und da noch gefunden werden. Er wird beschreiben, wie nach langem Kampf dieser Nordmann oder Wintergott seinen Feind, den Sonnengott, gefangen heimführt, was durch ein Volksfest am Anfang des Winters (2. September) gefeiert wurde. Zugleich wird er auf die zahlreichen Widersprüche in den wenig zuverlässigen Quellen hinweisen, und wie dieselbe Figur, bald im Gewand eines unbedeutenden nordischen Junkers, bald als Weltbeherrscher, einmal als der allgemein Gehaßte, ein anderesmal als das Ideal seiner Zeit, einmal als Freund und Gast des Apollos, ein anderesmal als sein grimmigster Feind, je nach dem Wechsel der Jahreszeiten dargestellt wird; ja, wie sie bald als Freund und Rathgeber, bald als erbitterter Gegner eines zuerst als weißbärtiger Greis (Winter), sodann als feuriger Jüngling (der darauf folgende Frühling) geschilderten Kaisers „Wilhelm“ auftritt, und diese scheinbaren, weil buchstäblich aufgefaßten, Widersprüche wird er allegorisch und geistreich zur vollen Befriedigung seiner Zuhörer deuten und lösen. Endlich wird er zeigen, wie diese ursprünglich den Winter darstellende Figur Bismarcks später allmählich eine andere Bedeutung gewann, indem sie im Volksbewußtsein zum Träger des den Erbfeind besiegenden Helden- und Nationalgeistes wurde. „Dieser mythische, zum Weltbeherrscher gewordene angeblich preußische Junker wird später zum Bild des früher kleinen, damals unbegreiflich rasch zur Weltmacht sich entwickelnden Preußens; und von der Volksphantasie wird dieser Typus des Germanen nach und nach mit allerlei Attributen germanischen Ursprungs versehen, wie der große Hunger und der noch größere Durst, der angeblich eineinhalb Fuß lange Riesenbleistift, die lange Pfeife und der Bierhumpen, doch mit Beibehaltung des obigen, dem Odin entlehnten Schlapphutes und Hundes u. s. w.!“

Und mit dieser so befriedigenden, auf ernsten geschichtlichen Forschungen beruhenden Darstellung wird dieser Jüngling doctorieren, hoffentlich: summa cum laude!

Auf dem Schneeberge.

Aus dem Tagebuche des Herausgebers.

Den alten Schneeberg in Nieder-Österreich wollte ich noch einmal besuchen, bevor er ein hochfahrender Herr wird. Er war sicherlich einst das erste Ziel der Wiener Hochtouristen gewesen, aber man hatte dazumal das Testament gemacht, bevor die Reise auf den Schneeberg unternommen wurde, die zu Fuß mindestens fünf Tage lang in Anspruch nahm. Und was die Heimgekehrten jener Zeit dann zu erzählen wussten, war voll von Wundern. Trotzdem war er bis heute der schlichte Alte geblieben, während seine niedrigeren Nachbarsberge, die Rax, der Sonnwendstein, der Semmering, als die leichter zu erreichenden, an Ruhm und Zuspruch ihn weit überholt hatten. Aber endlich nahte der Erfolg oder das Geschick auch dem Schneeberg.

Als von Wiener-Neustadt bis Puchberg die Eisenbahn eröffnet wurde, begann ein Theil der alten Berggeister den Schneeberg zu verlassen, der andere glaubte, sich in den Wänden, Schluchten und Schneekaren noch behaupten zu können — ein eitler Wahn. Die Eisenschienen klammerten sich an den Berg selbst und heute beißt sich das Zahnrad der Maschine bis zur halben Höhe des Berges empor und das Krachen der Sprengschüsse hoch oben über dem Gewände schreit es prahlend hinaus, dass nach wenigen Wochen die Dampfmaschine ihre hochfahrenden Wünsche erreicht haben wird.

Vor Jahren, als ich in Puchberg eine Vorlesung gehalten und nachher die Veranstalter sich lebhaft herumstritten, wer von ihnen das Deficit derselben decken sollte, kreischte ein altes Bergmännlein, das draußen kegelte, zum Fenster herein: „Tröstet euch, ihr werdet noch genug Geld sehen in Puchberg!“ — Die Zeit ist schon da. Puchberg, das bisher so stille Alpendörfchen, zieht bereits das Festgewand an, um die Gäste zu empfangen. Wege werden angelegt, Villen werden gebaut. Ein neues stattliches Hotel im Schweizerstil prangt schon da, und weitere Unternehmungen werden geplant. Denn dort am Rande des Dörfchens steht der Bahnhof. Der Pfiff des Locomotivs hallt in den Wäldern und die Bahn greift nach zwei Seiten über grüne Alpenmatten aus — hin gegen Neustadt und gegen die Hänge des Schneeberges, dessen gewaltige Massen den

südlichen Himmel vermauern. Puchberg ist für Sommerfrische und Touristenstation wie geschaffen und wird als solche bald das bedeuten, was Payerbach und Reichenau auf der anderen Bergseite sind. Der 28 Kilometer langen Thalbahn von Neustadt her hat sich die 15 Kilometer lange Zahnradbahn angeschlossen, und auf dieser fuhr ich eines schönen Julitages hinauf, um oben von der Idylle Abschied zu nehmen, ehe die Strecke vollendet ist. Aber unangenehm für einen etwas müden Erdenpilger ist es in der That nicht, sich so auf bequemem Sitze in der großen Laterne hinanschieben zu lassen von der rückwärts pustenden Maschine. Die Steigung ist zuerst sanft, wird bald wesentlicher, bis sie endlich hoch oben 200 per 1000 Meter erreicht. Diesen technischen Bescheid habe ich von einem Ingenieur der Schneebergbahn aufgeschnappt, der in derselben Laterne saß und jungen Technikern aus Wien die neue Bahn erklärte. Die Anlage geht östlich eines Waldberges, genannt der Hengst, hinan und bietet außer ein paar hübschen Ausblicken links ins Thal und die Ebene von Neunkirchen landschaftlich nichts Besonderes. Oben am Sattel wird auch rechts ein Blick frei hinab in das Puchbergthal und hinüber in das Gewände des Schneeberges. Bald hernach hört der Wald auf, es ist das Knieholz da, die Aussicht wird frei nach beiden Seiten, der Berg wird steil und felsig und — wir müssen aussteigen. Das ist die vorläufige Endstation Baumgartnerhaus. Hoch oben an den lichten Hängen des Schneeberges sehen wir die rothen Schrammen der Baulinie und ein ganzes Dorf von Arbeiterhütten. Sprengschüsse donnern dumpf in den dünneren Lüften. Ein ebener, zwanzig Minuten langer Weg führt uns an der südöstlichen Lehne hinüber bis zum Baumgartnerhaus, vielleicht das älteste der Touristenhäuser in Österreich. Es klebt am steilen Berge, von einzeln ragenden Fichten umstanden. Tief unten ist ein Pass, über welchen ein Steig vom Rohrbachthal in das Höllenthal führt. Gerade gegenüber steht die scharfe Spitze des Mitterkogels. Gegen Süden hin sieht man dem ausgedehnten Raxgebirge auf den Buckel. Der Baumgartnerwirt, bei dem man gut aufgehoben ist, hört es recht gerne, das Pfeifen des Dampfrosses, das in diesem Sommer ihm noch Touristenmassen ins Haus schickte; aber er hört sie nicht gerne, die Sprengschüsse höher oben, mit denen man binnen kurzem eine Bahn vollendet, welche alles Volk an dem gemüthlichen Baumgartnerhause vorüberführen wird, dem größeren Hotel zu, das sie oben am Waxriegel bauen.

Von Puchberg herauf sind wir ungefähr 800 Meter gestiegen oder vielmehr geschoben worden; wollen wir auf der Spitze des Schneebergerges stehen, so müssen wir noch über 600 Meter steigen, und zwar heute noch mit den bluteigenen Füßen nach gutem alten Brauch.

Es war fünf Uhr nachmittags, das Wetter sonnig, heiß und so dunstig, dass die nahe Rax in blaue Ferne gerückt schien. Einen Schluck

Wein in die Gurgel, ein Stück Brot in den Sack, den Plaid über die Achsel, das Regenschirmlein als Bergstock zur Hand, und nun frisch an!

Ein Herr wollte sich mir anschließen, weil es zu zweien kurzweiliger wäre. „Bedaure! Leider darf ich während des Steigens meiner Brust wegen kein Wort sprechen und muss deshalb immer allein gehen.“ — Eine solche Ablehnung mochte ihm noch nicht vorgekommen sein, er kehrte rasch um und überließ mir den Schneeberg allein.

Nach modern touristischen Anforderungen ist der Weg vom Baumgartnerhause hinauf ein ganz abscheulicher, denn er steigt in sachten Serpentinen schrecklich zahm auf, ist breit und glatt wie ein Bürgersteig. Habe ich Knieholz um mich, dann ist mir wohl ums Herz. Aber als ich empor kam auf den Rücken, wo man in die Gutensteinergegend und auf den Wienerboden hinaussehen kann, gab mir eine dort angebrachte Holztafel den Rath, ich solle mich nicht erschießen lassen. Also musste, um den Sprenggeschossen auszuweichen, eine andere Richtung eingeschlagen werden.

Ich hatte so halb und halb vor, zur höchsten Spitze, dem 2075 Meter hohen Klosterwappen, zu gelangen, wollte mich aber von der Höhe des Waxriegels aus orientieren, ob es zu machen wäre. Als ich nach einer Stunde auf diesen steinigen Riegel kam, der sich den von unten Nahenden am liebsten für den Culminationspunkt des Berges ausgeben möchte, tauchte hinten in grauer Ferne ein hohes Gebirge auf, mit einer östlichen und einer scharf abfallenden westlichen Spitze, die durch einen langgezogenen scharfen Sattel verbunden waren. In den Mulden lagen riesige Schneefelder, anzusehen wie Gletscher. Zwischen mir und diesem imposanten Berge lag ein weites Hochthal, mit Knieholz bestanden und grünen Matten, auf welchen Ochsenherden weideten und eine verfallende Hütte stand. Und endlich wurde es mir klar, dass dieses graue Gebirge kein anderes war, als mein eigentlicher Schneeberg mit dem Kaiserstein und dem Klosterwappen. Bei dem nahenden Abend war doch nicht daran zu denken, den Berg zu besteigen. Vorderhand gieng ich in das Hochthal hinab, das der Ochsenboden heißt, und schritt an den Markstangen so dahin auf dem weichen Rasen mit dem kurzen Grase und den zarten Alpenblümlein, rothen, blauen, gelben und weißen. Die Sonne sank hinter der Bergmasse hinab, und von diesem Augenblick an war mir die Bergwand ganz nahegerückt und das Gebirge zusammengesunken zu einem langgestreckten Felsenhügel. Die Gletscher waren zu kleinen Schneefeldern geworden. So großsprecherisch hatte vorher der dunstige Sonnenäther gemalt. Und so gering war nach dessen Verschwinden die wirkliche Entfernung, dass ich nach einer zweiten Stunde auf der Spitze des Schneeberges stand.

Aber der Spuk dauerte, solange die Sonne überhaupt noch schien, fort. Südlich in der äußersten Ferne, in kaum sichtbaren Conturen,

ſtand ein ungeheures Hochgebirge, es konnte, mit dem einfältigen Auge gemeſſen, der Dachſtein ſein. In Wirklichkeit waren es die wenige Kilometer entfernten Neuberger Alpen, an denen man bei klarer Luft von hier aus die Wändlein zählen kann. Nicht anders ſpielten die nördlichen und öſtlichen Berge; der Sonnwendſtein und das Stuhleck, ſowie die Kuppen der Rax waren eingehüllt von Wetterwolken. Und erſt an der plumpen Größe dieſer weißbefransten Wolkenballen ermaß ich die Nähe der Berge. Alles weitere Bergrund, ſowie die Ebene von Neuſtadt und Wien, geſchweige das Leithagebirge und der Wechſel, waren gar nicht vorhanden.

Der Waxriegel, auf dem ich eine Stunde vorher geſtanden, ſchien als ſehr hoher Berg eine halbe Tagreiſe entfernt zu ſein. Dieſes optiſche Spiel hatte ich nie noch ſo geſehen, es war ein beſonderer Beweis, daſs im Gebirge auf das freie Augenmaß kein Verlaſs iſt. Die Semmeringgegend lag in Dämmerung, durch welche kaum eines der vielen Gebäude zu blinken vermochte. Von wilder Größe war der Niederblick in die Abſtürze des Höllenthales, da bauten ſich aus dunſtigen Schatten die Wände und Zacken ganz ungeheuerlich empor. Aus den Karen ſtieg Nebel auf, wie der Rauch aus dem Meiler ſteigt; raſch flog er, ſich ausdehnend, in die Höhe, und als er in den Sonnenſchein kam, ſpielten in ihm die Regenbogenfarben. Dieſer Nebel, der hier ſo lebhaft wallt und fliegt, entſteht und verzieht, nimmt ſich, im Thale geſehen, ſo aus, daſs die Leute ſagen: der Schneeberg hat eine Haube. Mein Standpunkt war über den tanzenden Nebeln in der Sonne. Ich hatte mich zum Schutz vor dem Winde unter einen Felſen geſetzt, verzehrte mein Stück Brot und blickte hinab auf den Ochſenboden. Hieher war noch keine Eiſenbahnſchiene gedrungen und wird auch keine dringen. Nicht einmal die Sprengſchüſſe, die fern unten am Hange knallen, können heraufhallen in dieſe hohe Einſamkeit, wo ich zur Stunde das einzige menſchliche Weſen war. Dieſer obere Theil des Schneeberges iſt heute noch ſo, wie vor zwanzig Jahren, als ich ihn das letztemal beſtiegen hatte. Kein Hotel, kein Schutzhaus. Nur Hirtenfrieden. Anſtatt der Damböckhütte, die ſchon vor zwanzig Jahren auf dem Ochſenboden ſtand und heute verfällt, ſteht auf dem Kaiſerſtein die Fiſcherhütte zu nothdürftigem Dach in Wetter und Sturm. Ein wahres Wunder, daſs die Wiener dieſen höchſten Berg des Landes ſo verhältnismäßig in Ruhe gelaſſen, während die Rax von den Stadt-Schiangen-Schuhen faſt zu ſchanden gewetzt wird. Das ſoll nun anders werden.

Dort hinter dem Waxriegel wird der Bahnhof ſtehen und von dieſem werden mehrmals des Tages Scharen von Herren, Frauen und Kindern voller Ulkigkeit hereinfluten in das Hochthal und heraneilen zu den Spitzen des Kaiſerſteins und des Kloſterwappens. Dem großen Hotel

bei dem Bahnhofe werden weitere Wirtschaften folgen auf dem Waxriegel, dem Ochsenboden und dem Hochschneeberg, und es wird eine fidele Sommerfrische sein zwischen vereisten Schneefeldern.

Als die Sonne untergieng, verließ ich die Spitze, um nun — wie ich glaubte — bequem hinabzuwandern zum Baumgartnerhause. Am Waxriegel angekommen, finde ich es überflüssig, den dort berganſteigenden Weg zu verfolgen, sondern biege rechts über die Matten hin, den Markstangen entlang, die den Krummholzsteig andeuten. Am Rande des Gewändes ein schöner Blick hinab in das Steingewühle des Saugrabens, in ein schauerliches Gewirre von Schründen, Zacken und Zinken. Mein gewählter Weg aber ist einer der Gattung für jene Touristen, denen der gute Steig ein Gräuel ist und die gerade an den „interessantesten" Stellen klettern müssen. Zwischen Knieholz und Gerölle führte er mich sachte nieder ins Gewände zwischen die Zacken und Riffe. Am steilen Hang kein sicherer Schritt mehr im Gerölle, jeden Augenblick ein Abgrund. In der Abenddämmerung sah ich noch die scharfen Umrisse des hohen Gewändes über mir, unter mir Dunkelheit, und ich wusste nicht, wohin mein Abstieg mich führen würde. Wahrscheinlich in die Tiefen des Höllenthales, wenn er sich nicht schon früher im wilden Gewände verlieren sollte. Der Fachtourist wird mich auslachen und meinen, was man da für Wesen mache, der Krummholzsteig sei kein Touristenweg, sondern nur ein Spielzeug für große Wienerkinder. Ich aber fühlte, wie meine erschöpften Glieder zitterten; keine andere Stütze und Wehr, als das Sonnenschirmlein, kein Labnis, als ein Stückchen Zucker, das ich beim Kaffee in Puchberg in den Sack gesteckt hatte für alle Fälle. Durch die Kaare wallten die Nebel herab, scharfe Regentropfen mir ins Gesicht schleudernd unter dem Flackern einzelner Blitze. Ein schlechter Fußtritt warf mich zu Boden, ich rollte über den Schutt eine Strecke niederwärts, und blieb mit dem Rocke hängen an der Kante eines Steines. Der Fußsteig war verloren, was unter mir war, konnte ich nicht mehr sehen. — Ich saß da und überlegte, was nun zu machen sei. — Umkehren! Kein anderer Ausweg. Den steilen Berg noch einmal hinanklettern in Nacht und Nebel. Bei dem langsamen Anwärtssteigen dachte ich nach, was zu geschehen habe, wenn die Kräfte mich verließen. Ich würde mich in den Plaid wickeln und unter einen Felsen hinkauern. Nach einer fünf Stunden langen Rast hebt es wieder zu tagen an, dann würde ich zum Frühstück Regenwasser trinken oder Thau schlürfen, die Bergwanderung neu beginnen, und alles wäre gut. — Soweit aber kam es nicht. Der Wille, im Baumgartnerhause schlafen zu wollen, stachelte alle Kräfte auf. Durch den zerrissenen Nebel schien der Halbmond, ich kam in das Bereich des Knieholzes, endlich auf Almboden, und eine Stunde später taumelte ich dem Baugartnerwirte zur Thür hinein.

Hier gab's noch heitere Gesellschaft der Wiener Techniker, die mich freundlich in ihren Kreis zogen. Aber endlich zitterte das Haus von dem Schnarchen der jungen Touristen. Ich allein schloss kein Auge die ganze Nacht, denn die Eindrücke wirkten zu lebhaft nach und ich war zu glücklich darüber, wieder einmal die Herrlichkeit des Hochgebirges geschaut zu haben.

Am nächsten Frühmorgen, der voller Klarheit und Frische war, wanderte ich durch die schönen Waldungen und langgestreckten Felsschluchten hinab gegen Payerbach, während die jungen Touristen lustig hinanstiegen, um von der Spitze des Schneeberges aus in reinem Morgenlichte die Fernsicht zu genießen, die mir blasser Sonnendunst so neckisch verhüllt hatte. Doch dieser dichte Höhenäther hatte andere Schönheiten gezeigt, deren ich mir bisher nicht bewusst gewesen war.

Die kranken Töchter.

Eins von den biederen Landsleuten.

Der Werksarzt zu Treffelwang und der alte Steinklopfer Hagerl sind miteinander gut Freund geworden. Der Werksarzt hat dem Hagerl nämlich das Weib gefesselt, was freilich nur sinnbildlich zu nehmen ist. Dem Hagerl sein Weib war nämlich so, dass der Hagerl an dem höllischen Drachen, den auf dem Altarbilde zu Treffelwang der heilige Georg mit dem Spieße durchbohrt, nichts Schreckliches fand. Alle Treffelwanger bekamen das Grauen, wenn sie dieses scheußliche Ungeheuer betrachteten, der Hagerl bekam es nicht. Er war von Haus aus abgehärtet. Aber gewohnt wurde er sie doch nicht, seine Auserlesene, obgleich er seit dreißig Jahren mit ihr vermählt war. Seit neuer Zeit aber ist sie gefesselt, und wie das hat sein können, soll folgende Geschichte darthun.

Das Steinklopfer-Ehepaar hatte zwei Töchter, wovon die jüngere, Jula geheißen, an einen Eisenwerksarbeiter verheiratet war, die ältere, Brigitte mit Namen, einstweilen noch unerlöst den häuslichen Pflichten oblag. Jetzt muss hier noch eingefügt werden, dass die Eisenwerksarbeiter und ihre Familien im Falle von Krankheiten freien Arzt und freie Medicin haben, maßen die Arbeiter ja dafür ihre Procente in die Lade zahlten. Und muss noch beigefügt werden, dass die Steinklopferin nicht bloß ein drachenböses, sondern auch ein schlangenkluges Weib war.

Nun ereignete es sich, dass die Brigittl eines Tages erkrankt. Kopfweh, Magenkrampf, Sengen (Sodbrennen), Seitenstechen, Fieber.

Na, gute Nacht! Wenn der Doctor alle diese Schmerzen heilen soll, da kann eine Kuh drauf gehen. Und wenn das Mädel stirbt, so kostet das ihrer zwei, denn der Tod ist noch theurer wie der Arzt — natürlich, weil er's gründlicher macht.

Was that nun also die Steinklopferin? Sie sagte zur jüngeren Tochter, die an den Werksarbeiter verheiratet war, doch aber bei den Eltern ihre Stube hatte: „Jula! Rühr' dich! Ins Bett leg dich! Die Brigittl liegt oben in der Dachkammer, du leg' dich da in dein Nest. Es wird der Doctor kommen. Für dich kostet er nichts. Weißt ja, was die Brigittl klagt. Verstehst? Kannst ja eh so gut Komödie spielen, wie neulings, bald du mir das Zwanzigerl hast herausgelogen für einen Gichtgeist, den der Deinige nachher ausgesoffen hat. Na, wird's?"

Und gleichzeitig erhielt der Werksarzt Nachricht, er möchte doch geschwind ins Steinklopferhäusel kommen, das Arbeiterweib, die Juliana Windlerin, wäre schwer erkrankt.

Der Werksarzt, just beim Mittagsessen, läßt Knödel und Sauerkraut Knödel und Sauerkraut sein und eilt zur Kranken. Fieber merkt er gleich auf den ersten Blick, die Wangen sind ganz geröthet. Der Puls schlägt übrigens normal.

„Wo fehlt's denn, Windlerin?" fragt er freundlich.

„Jesses, Herr Doctor, zum Versterben, so schlecht!" stöhnt die Kranke. „So viel Kopfweh, und so viel Magenkrampf, schon die ganze Nacht. Und so viel Seitenstechen, und so viel Sengen im Hals!"

Der Arzt läßt sich die Zunge zeigen, auf der ist gar nichts Interessantes zu sehen, denn die Gedanken, die ihr auf der Zunge gelegen, hat sie hinabgeschluckt. Er befühlt den Leib, sie zuckt heftig und wimmert vor Schmerz, aber er kann kein Symptom erkennen. Den Kopf schüttelt er.

Darob erschrickt die alte Steinklopferin sehr, denn das Kopfschütteln gilt ja der andern, die oben in der Dachkammer liegt.

„Ich kann nichts finden", sagt der Arzt.

„Die Heiligen Gottes mögen's wissen, was das ist!" jammert die Alte, „ich kenn' mich ja auch frei nit aus. Die heimliche Krankheit wird's doch nit sein!"

„Von Bedeutung ist es sicher nicht", sagt der Arzt.

„Na freilich!" begehrt die Alte auf. „Bei den Werksarbeitsleuten ist es halt allemal leicht gut, weil nix bezahlt wird. Gelt! Thät' nur unsereins so arg darniederliegen, das wollt' gleich ein Wichtigmachen sein, bei den Herren. Da kennt man sich schon aus, Gott sei Dank!"

Wenn der Werksarzt nicht ein sehr gutmüthiger Mann gewesen wäre, so hätte er jetzt müssen ein dreidoppeltes Donnerwetter losschnalzen wegen der Verdächtigung. Er dachte sich aber, solche Leute verständen es

nicht besser und er wolle sich dem messerscharfen Mundwerk dieser Person nicht weiter aussetzen. Um sich nicht Eigennutz nachsagen zu lassen, verordnete er der Kranken Tropfen für den Magen und eine Schmiersalbe für die Seite. Dann gieng er heim. Kaum der Doctor bei der Thür draußen war, sprang die Jula aus dem Bette, und die Medicin, als sie kam, trug die Alte sofort zur Brigittl hinauf in die Dachkammer, wo sie hoffentlich auch gleich ihre Wirkung thun wird, ohne dass sie einen Kreuzer kostet. — Ja, die Herren sind zwar hoch studiert, aber ein bissel gescheiter ist immer einmal unsereins! — So lobte sich die Alte selbst.

Am nächsten Tage meinte der Doctor, er wolle doch nachsehen gehen, wie sich die Nacht über der Zustand seiner Patientin Windlerin entwickelt habe. Als er zur Thür eintrat, muss er über seine medicinische Cur wohl hoch erfreut gewesen sein, denn die Patientin saß pumperlgesund vor einer großen Schüssel Gurkensalat und ließ sich ihn schmecken.

Die Alte sah sofort, dass hier etwas schief gehe, sie fiel über die Jula her: „Was sag ich denn, du Balg! Kaum zu Nöthen aus dem Bett, schlampest schon wieder Salat, bis dir nachher die Blader platzt. Ungerathener Bangert! folgt nicht einmal dem Herrn Doctor, der eh so gut ist, geschweigens der bekümmerten Mutter! Hast eh just vor einem Vaterunserlang wieder so viel seitenstechen gehabt, dass ich gemeint hab', zum Herrn Docter laufen muss ich auf der Stell'! Mein Eid, ich sag's, Herr Doctor, mit den Kindern ist's ein Kreuz! Sie folgen halt nit und sie folgen nit!"

Wie hoch erzürnt schoss sie umher, fasste den Besenstiel aus dem Winkel und schlug einen alten Topf in Scherben, der ohnehin schon vorher ein faustgroßes Loch gehabt hatte.

„Lasset es gut sein!" sagte der Arzt gelassen, „derlei Stückeln ist man bei euch schon gewohnt. Weil euch der Werksarzt nichts kostet, so belästigt ihr ihn bei jeder Kleinigkeit und wäret imstand, die Medicin flaschenweise zum Frühstück zu saufen, damit ja der Ladgroschen eingebracht wird. Na, na, Alte, schont nur die Stimme, ich meine die Frau Tochter."

„Und wir bedanken uns schön für die Belehrung!" versetzte die Alte mit einem giftigen Knix.

Das wäre nun soweit glatt abgegangen, wenn der Arzt, als er ins Freie treten wollte, von der Dachkammer her nicht ein klägliches Wimmern gehört hätte. Er stieg die enge Treppe hinan und fand hier die wirkliche Kranke, die an einer Rippenfellentzündung darniederlag. Neben ihr auf dem Fensterbrett stand das Salbentöpfchen und das Tropfenfläschchen, die er dem Arbeiterweib geschickt hatte. Nun kam es erst noch allmählich: Anfangs die Ahnung, dann die Vermuthung, endlich die

Gewissheit von der List der biederen Landleute. Er stieg in die Stube hinab, wo jetzt auch der alte Steinklopfer herfürgegangen war. Dem war sein schmales Gesicht überflüssigerweise noch in die Länge gegangen, nahe am Ofenwinkel stand er und lauerte, was es nun geben werde. Der Doctor trat unerschrocken ganz nahe an die Alte hin und sagte: „Hagerlin, Ihr habt mich betakelt. Weil Eure ledige Tochter krank war, hat die verheiratete, die Arbeitersfrau, dieselbe Krankheit heucheln müssen, damit Ihr für die andere umsonst Medicin bekommt. Das ist ein Betrug. Ich werde Euch einsperren lassen."

Der Steinklopfer stieß einen grellen Laut aus, aber es ist nicht ganz klar, ob es ein Schreckruf war oder ein Freudenschrei; die Alte aber war unheimlich anzusehen. Die Spitzen ihres Runzelgesichtes waren noch zackiger geworden, ihre Äuglein verschlossen sich ganz hinter die Knochen, ihre kantenscharfen Lippen klapperten ununterbrochen aneinander, aber es war verworrenes Zeug, das sie herausbrachte — halb Vertheidigung, halb Schimpf und Trutz. — Was sie denn Schlechtes gethan hätte? Als die Jula gesund geworden, habe sie den Rest der Medicin halt der Brigittl gegeben, die an derselben Krankheit ins Bett gekommen, weil es eine Buis (Seuche) sein müsse, eine reine Buis! —

Der Arzt ergötzte sich insgeheim an den Winkelzügen der Alten, dann machte er ein wichtiges Gesicht und sagte: „Werd' mir's noch überlegen, was ich mit Euch anfange. Geschenkt bleibt's Euch nicht. Zeugenschaft für meine Sache wird sich nicht schwer finden lassen. Wird doch die Keichen (der Arrest) am besten sein, für etliche Wochen — gelt? Na, werden halt sehen."

Damit hat er die alte Steinklopferin in Todesängsten zurückgelassen, denn die Keichen, die fürchtete sie wie höllisches Feuer. Dann hub sie an, aus Zorn die Hausgeräthe durcheinanderzuwerfen, so dass der Bartwisch der Jula ins Gesicht und der Brotkorb dem Alten an den Bauch flog. In Anbetracht der Umstände fasste aber der Alte heute seinen ganzen Muth zusammen und sagte in sehr bescheidenem Tone: „Weibel, liebestes! Ich an deiner Stell' thät' jetzt nit so umwettern. Ich thät' schön still sein und Fried' geben, es kunnt mich sonst wer verrathen."

„Unterstehʼ dich!" fuhr sie auf, „fort jagʼ ich dich!"

„Kunntʼ mich ganz leicht unterstehen", sagte er, sich mehr an die Ausgangsthür haltend, „ist gar nit gefährlich. Brauchʼ nur zum Herrn Doctor zu gehen und ihm sagen: 's ist nit wahr, dass die Jula krank gewesen, meine Alte hat's nur angestiftet, hat dem Herrn Doctor mit aller Absicht die Medicin für die Brigittl herausgelogen. Sie hat's selbst gesagt und ich will drauf ein Jurament ablegen. — Nachher brauchʼ ich ja nimmer heimzugehen, ehʼ die Schandarn mein liebestes Weibel abgeholt haben. . . ."

Jetzt flog ihm auch schon die Salatschüssel an die Beine, so dass die schlüpferigen Gurkenschnitten nach allen Seiten übers Beinkleid hinabglitten.

„Wenn's so ist, kann ich ja gleich gehen", sagte der Alte. Als er jedoch mit seinen Beinen, an denen wenig Fleisch, aber viel Salat war, über den Anger stiefelte, rief sie ihm nach: „Mannerl!"

Mannerl? So hatte sie ihn vor dreißig Jahren gerufen. Er blieb stehen.

„Sei g'scheit, Mannerl, bleib' da. Musst nit so geschwind auf sein, wenn ich immer einmal greinen thu'! Sind ja eh auch deine Töchter, all zwei, und hab's doch dir zu Lieb' gethan, wenn ich das Medicingeld für die Brigittl hab' ersparen wollen. Schau, wir müssen zusamm'halten, allbeid'. Geh' her, ich koch' dir was Gutes."

Da saß er schon wieder im Garn. Aber das Garn war hübsch weich, diesmal. Es vergiengen wonnige Tage für ihn. Die Brigittl war auch wieder besser geworden und die Alte that nicht greinen, weder mit dem Maul, noch mit der Salatschüssel oder dem Besenstiel. Aber am vierten oder fünften Tage schien sie rückfällig zu werden, hub ein gräuliches Schlagermentieren an und drohte dem Alten mit dem Davonjagen. Da nahm er seinen Stecken und sagte: „Will ich halt jetzt zum Doctor gehen. Er ist schon so gut und lasst dir beim Bezirksgericht ein Stübel aufmachen. Ich sag', was ich weiß."

Darauf hin wurde sie wieder zahm und blieb es eine gute Weile. Als nachher der Werksarzt einmal des Weges kam, wo der alte Hagerl auf einem Klotze saß und Steine klopfte, sprang dieser eilends auf, tastete nach seiner Hand, um sie zu küssen.

„Was ist denn, Alter, was ist denn?"

„Tausendmal bedank' ich mich, Herr Doctor, für mein liebes gutes Weibel. Seit sie das Eingesperrtwerden fürchtet, ist sie ganz lieb und gut und sagt gar nichts mehr vom Fortjagen. Bei ihr bleiben darf ich! Sollt's wieder einmal nachlassen, so thät' ich halt bitten, und dass der Herr Doctor wieder vom Einsperren was merken lassen wollt'."

„Soll geschehen, Alter!"

Nach einigen Wochen war's allerdings an der Zeit, dass der Herr Doctor ins Steinklopferhäuschen kam und sich bei der Alten barsch nach ihrem Mann erkundigte: Er wolle endlich ernst machen und brauche einen Zeugen. — Weiter sagte er nichts, es war das einstweilen genug. Die Alte behandelte ihren Alten wieder ganz zärtlich und meinte, Eheleute müssten zusammenhalten.

Seitdem ist fast ein halbes Jahr vergangen, und über dem Steinklopferpaare schwebt segnend noch immer — die Keichen.

Also sprach der Jodel.

In einem weitberufenen Alpencurorte, wo ein großes, vornehmes, aus allerlei Städtern zusammengewürfeltes Curpublicum sich des Lebens freute, so schlecht und recht das eben bei solchen Leuten gehen will, gieng ein absonderlicher Mensch umher. Er war in der Tracht eines Hirten, hatte an der Seite auch den großen Brotsack, hatte seinen großen, verschlissenen Filzhut mit einem wulstigen Kranz von gelben und blauen Alpenblumen umwunden. Er hatte langes, graues Haar, das strahlenartig über Nacken und Achseln niederhieng, er hatte ein kleines, braunes, altes Gesicht, in welchem zwei hellblaue, sehr schalkhafte Äuglein lebten. Er hatte eine Art Laute bei sich, auf welcher er zur Belustigung der vornehmen Gesellschaft manchmal spielte und mit gurgelnder Stimme überaus ergötzliche Liedlein dazu sang. Auch wusste er allerhand spassige Redensarten und Sprüche und andere Schelmereien, so dass ihm die Leute zuliefen auf dem Curplatz, auf der Wandelbahn, auf den Promenaden, und wo er sich zeigte.

Es hieß, der Alte sei nicht immer im Gebirge gewesen, sondern weit in der Welt umhergekommen und habe vieles erfahren. Einmal bei Gelegenheit ließ der Mann verlauten, dass er auch eine Predigt wisse. Alsogleich bestürmten sie ihn lustig, er solle auf eine Bank steigen und predigen. Da zwinkerte er mit den Augen, so ohne weiteres geschehe das nicht, denn es sei etwas ganz Besonderes. Fürs Armenhaus des nächsten Dorfes, wenn sie was geben wollten, dann predige er. — „Der Jodel predigt, der Jodel predigt!“ hieß es, und alles bereitete sich vor auf einen mächtigen Spass.

Am nächsten Abende war die Brunnenwiese voller Menschen, die feingeputzt, witzelnd und heiter gespannt auf den „Almjodel“ warteten, der von einem erhöhten Tische aus seine vertrackte Predigt halten würde.

Dieser erschien, schaute sich schmunzelnd die Menschenmenge an, lugte mit schelmischen, vielverheißenden Blicken auf die Herren, warf etliche Bergblumen auf die Damen hinab und begann dann ohne Umständlichkeit seine Predigt. Er sprach in der Mundart der Gegend, wobei er aber manchmal Ausdrücke gebrauchte und in Bereiche sprang, die nicht des Gebirgshirten sind. Seine Stimme war rauh, aber er predigte herzhaft

drauf los. Anfangs lachten die Leute, wie man zu Narretheien lacht. Im Laufe der „Predigt“ änderte sich das. Und also sprach der Jodel:

„Meini liabn Leut!

Won a Mensch üba funfzg Johr olt wird und umawolgn hat müassn unter ollahond Leutn: ban Hirtn af der Olm, bam Holzknecht in Wold, ban Baurn afn Feld, ban Gewerbsmon in da Werkstott, ban Professer in Lehrsool, ban ruaßign Orbater in da Fabrik und ban reichn Hern in Gschloss, ban Betler und ban Fürstn, ban Künstler und ban Gelehrtn, wan er an Heuwogn vul Büacha hot glesn und schier selba sa viel Büacha hot ausdenkt, as wos an olter Esel aufn Bugl kon trogn — nau kuaschamadeana! Der muass wos dalebb und dafohrn hobn, der kon was wissn! Ih bin a selchter und ih woaß ah wos. Ih woaß gonz klor und sicha, dass mir ollmitanonda nix wissn.

Do kunt ih jo gleih wieder owisteign va mein Tischl und die vieln bravn Leut hät ih umsunst hergsopt, na grod dass mar eahna s Geld aus n Säckl lockt und die Zeit stiehlt, as wia da heilige Crispin s Leder für die Ormen.

Na — a sou is s nit gmoant. Ih hon ma holt denkt: Wan d Leut heint scha nit umsunst in die Predi gehn wolln, leicht gehns liaba, wans wos kostt. On gehts eh nur de, — de nit do sein. Ih hon in mein oltn Koupf nämla douh a kloans Stückl Wohrheit ongfundn, däs ollamol übabliebn is in der Aschn, sar ouft olls ondri Wissn in Rauch aufgongen is. Ees seids heint zu mir kema, valeicht wegn an Himel, und ih muass enk d Höll zoagn. Bis mar erst d Höll verobscheun lerna, wird sih da Himel scha selber einfindn.

Ih kon enks sogn, meini liabn Leut', wegn wos mir oll mitanond sa tief in Elend steckn. Sou tiaf, dass — wan mar an glücklichn Mensch wult suachn und findn — olli Eisenbohnen da Welt — die dompfendn und die elektrischn — nit glongadn. — Hiaz, wou steckt dan oba da Teufl? Seins die schlechtn Zeitn, Miaßwochs, Überschwemmungen, Pest und Kronkheit, is s da Grugl vorn Oltwern, da Schmerz um an liabn Gstorbnen, oda die Ongst vorn Sterbn? — Es wird schon ah Leut gebn, de zeitweis bitterhort an sölchtn Lostn trogn, oba s größti Unglück is däs ollmitanond nit. — — s größti Elend und Load, was da Mensch auf dera Welt ausholtn muass, kimbt eahm — von seinesgleichen. — Sul nar a jeder amol nochdenkn, wer eahm sein Lebta in größtn Schmerz, die tiafstsi Kränkung gmocht hot. Gwiss war's a Mensch. Und nit amol a ganz fremda; leicht a guata Nochbar, a Freund, a Gschwister, a liabs Kind! — Und wer scha die Kronkheitn sa schwar wägt — die wenigstn schickt die Natur; mehr als die Hälfti olla Kronkheitn züglt und jocht eahm da Mensch selber auf, imeramol mit oller Onstrengung, johrlong muass er sich plogn, Tog und Nocht, bis er sein Leck endla

hot. Nochha, wan er sih nit mehr rührn kon, gibt er Ruah. Ehenter hot er ka Glück und kan Friedn ghobt — nochher is s n erst gor nit recht.

Im Lond gibts ka Hütn und ka Gschloss, ka Kellerwohnung und kan Polost, wo nit unzufriedni oder gor unglücklichi Leut lebn. Und douh gibts nouh Sölchti, denen die Unzfriednen und Unglücklichn ollaweil nouh zwenk sein. Do orbatns, denkns und schreibns im Schweiß des Ongesichts drauf lous, um zu beweisn, dass d Welt und d Leut zan Unglück do sein, dass s nit onderst sein kon und sein därf, dass s Lebn nix as wiar a Raffn is, wia d Schuastabuabn af da Gossn raffn, nur nouh viel wilda — bis afs Messa. Da Stiakeri hot s Recht, da Schlechteri kimt obenauf, da Schwächeri, Guatmüatigeri, Gewissenhofteri wird vanichtet und a sou is s in Urdnung. Däs is eahna sauberi Lehr. „Kampf ums Dasein" hoaßns däs höllischi Gspiel. — In früaherer Zeit hobn d Leut jo ah glebt, Orbeitsamkeit, Sporsamkeit, Treu, Redlihkeit und Vertraglihkeit hots domols ghoassn, oba vom „Kampf ums Dasein" hot ma nix ghört. „Wir suchen die Wahrheit!" ruafn die gscheitn Hern hiaz aus, „der Mensch ist ein Thier, das ist die Wahrheit! Seele, Unsterblichkeit, Gott ist Schwindel, der Mensch ist ein Product zufälliger Kräfte jenseits von Gut und Böse, und das ist die Wahrheit! Der Mensch ist nicht da, um glücklich zu werden, sondern um die Wahrheit zu suchen, und wenn er auch daran zugrunde geht!" So sogn sie. — Jo, er geht drou zgrund. Und wos imer oana für a hautschlechta Lump wern muass, bis er zu sein elendn Lebn in Schlusspunkt mocht — mit da Bleikugl — dos is ah die Wohrheit! —

Ih möcht nar oans wissn. Wou die Ganzgscheitn, denen eahna Hirn douh ah nur a „Product zufälliger Kräfte" ohni Seel und selbständign Geist is, wou de eahner ewigi, unfehlbori Wohrheit hernehma! A Wohrheit, de eahne mehra gilt, wia Glück, Gott und Unsterblihkeit und vor der olli Leut niedaknian sulln und betn: „Mir wölln gern elendi Kanaillen sein, won ma nur die Wohrheit hobn!" —

A sou is in Leutn däs, wos an unzerstörbors Glück gebn kunt, die Religion, vadorbn worn. Gonz vazogt hobn sie sih hiaz zur Kunst gflüchtet, und zur Dichtung. In Theater, in Bildersol hobns Trost und Lobnuß und Auferbauung gsuacht und weil die Kunst a rechti Schwester der Religion wor, sa seins nit umsunst gonga. Siachst as, hast as nit giechn, wia s hiaz renen, die neumodischn Dichter und Künstler! Olles Schlechti und Abscheulichi trogns zsom af oan Haufn und nennens a Kunstwerk. Wos — Schönheit? Wos geht uns die Schönheit on! Wahrheit wölln ma! — Dass de Wahrheit a Lug is, erstens weil eahna gmalter Dunghaufn nit stinkt, zweitns weil drauf ka Bloam und ka Kornholm worn kon, daweil da wirklichi Dunghaufn a Keim vuler Lebn und Schönheit is, das sechn die Hern nit, va lauta Wohrheit. —

Die Elendmocher in Wissenschoft und Kunst thoan olser eahna Möglichstes, dass d Leut recht vazogt und trostlos wern sultn, kemen oba nit überoll hin. Die groβi Menge hot wieder an onders Vorbild. — In Wirtshaus und af da Gossn is s Überlisten und s Schimpfn und s Ehrobschneidn vabotn, as kunts die Kotz hörn. In Palament is olls valaubt, do kimts af die groß Glockn, de mar in gonzn Lond hört und da Radlschmierer und da Schuastabua lesns in da Zeitung, wia's zuageht da obn, wou die gscheitestn und ongsechestn Mana von Lond banonda sitzn. Saxndih! Do möcht da Schuastabua Obgeordneter sein, dass er ah a sou schimpfn und raffn derfad. Noch an sölchtn Vorbild mog ma's den Zeitungen nit amol sar irg vadenkn, wan ah de an Ton onschlogn und Gschichtn dazähln und Sochn redn, de überall ehanta hinghörn, as wiar in die Öffentlichkeit. — Da Pforer af da Konzl und da Lehrer in da Schulstubn kinen sich d Lungl außaredn und s Herz z todt kränkn, so werns nix ausrichtn, oder es wird olls wieda valorn sein, wan von den öffentlichn Führerschaftn a sölchta Geist ausgeht. — Nochha hoaßts: es liegt amol a sou in da Zeit, es liegt in da Luft! Nix — in Leutn liegts, d Leut mochn in Zeitgeist, d Leut mochn schlechti Zeitn und a schlechts Bulk, d Leut mochn s Elend!

Früaha hot ma die rohestn Leut in da Wildnus gsuacht, wous aufwoxn wia die Bam in Wold. Heint muass ma's scha bold durt suachn, wou die Gselligkeit, Bildung und Sittsamkeit hinghört — in Städtn! Wan ma heint va da Roheit der Jugend redt, sa denkt ma neamer af die Gossnjungen, de oanonder s Gwond in Fetzn reissn, neamer af die Bauernbuabn, de ban Dirndlfenster eahneri dickn Köpf noh dicker milln — ma denkt af Sölchti, de wegn an iadn Kletzn mit Sabl und Pistuln afoanonda lousgehn und mit alln Vorsotz in Kamerodn tiafi Löcher haun oda gor todtschiassn möchtn. Die ormen Hascher! Eahner Ehr is ollaweil in Gfohr, ehrlos und feig warn's, wons nit olli Augnblick mit n lonkn Messer thatn beweisn, dass außer eahna Glehrsamkeit ah nouh glernti Fleischhocker sein. Wer an Muath hot, der kuntn zwor ah onders zoagn, Feuer und Wosser, Menschndeanst und Nächstnliab gabadn Glegenheit gnua dazua — oba na, Hass und Rachgier gegn die Mitmenschn muass sein und obhärten müassn sa sih, dass s jo nit eva zu bormherzi und wormherzi wern. Trochtn müassns, dass jo in an iadn jungen Menschn d Feindseligkeit recht groß aufzücht und Hass und Rachgier af da Welt ollaweil noh größer wird.

Und wan oaner amol an ormen Menschn in Schutz nehma möcht oder a hilfloses Thier, däs af da helln Stroßn quält oder asn Sezziertisch schreckbor herzlos z todtgmartert wird — da kunt er selba wos fonga! —

Und es is jo wohr, dass d Leut scha va Jugend auf herzlos und wild gmocht wern müassn, wan s späta z brauchn sein sultn zan massen-

mordn afn Schlochtfeld! Do ghört viel dazua, daſs tauſend und tauſend von Menſchn mit n furchtborſtn Worfn gegn eahnersgleichn gehn, de eahna nix thon hobn, de, wia ſe ſelba, dahoam Eltern, Gſchwiſter, Weib und Kind hobn und a Hoamatlond, dos die lebendign Londskinder beſſer brauchn kunt, wia die Todtn. As gehört viel dazua, aus n Menſchn a Beſtie z mochn, oba zſombringa thoan mas. — Nur derf ma ſih nochha nit wundern drüber, wou der Loſter von Schlechtigkeit, Elend und Jommer herkimt auf dera liabn Welt. Ma derf ſih ah nit wundern drüber, daſs oan d Leut ins Gſicht lochn, wan mar eahna ſogt: Schön guatmüathi ſein af oanonda, nit betrüagn, nit ſtehln oda gor mit Gwolt wen onfolln — wou olli zehn oder zwoanzg Johr gwiſs in Kriag und Schlochtn das denkbor ſchlechteſti Vorbild gebn wird. Wos mar in Oanzelnen vabiatn will, das is in Maſſn dalaubt, wos ma ſunſt für Schlechtigkeit, Raub und Mord ausgebn hot, däs hoaßt in Großn Tugend, Topferkeit und Heldenmuath. — Daſs ma wihrhoft ſein muaſs, wan da Feind ins Lond ſolln will, ſa gſcheit bin ih wul ſelba; däs war a ſchlechter Wicht, der ſei Vodalond, ſei Volk und ſein Fürſtn in da Noth in Stich loſſn kunt! Ober es gibt nit bloß Naturkriag, es gibt ah gmochti Kriag, de von a por hochn Herrn wegn a Strafl Lond oder wegn Würdn und Titel austipfelt wern. Sölchti Kriag, meini liabn Leut, ſein das höllvamalideiti Teufelsgſpiel, däs nit und tauſendmal nit mögla war, wan ſih d Leut nit ſelba dazua ſcha früazeitn roh, wild und ſchlecht mochn thatn.

Ih moan, unſeri Nochkomen nach tauſend Johrn wern ſih wos Saubers von uns denkn — hoaßt dos, wan nochha nouh wer do is. Wia's hiaz wieder ausſchaut überoll, af der oan Seitn Todſchlog und Selbſtmord, af der ondern Seitn Schlemerei, Unzucht, Verweichlichung und Verkümerung, ſa kons jo ah ſein, daſs noch tauſend Johrn s menſchlichi Elend af dera Welt gonz und gor — an End hot. Olls ausglöſcht — zuagſpirt.

That ma load. Is d Welt douh ſou ſchön und s Lebn ſou ſüaß und da Menſch kunt ſou groß und glückla ſein, wan er wult. Es wa nit amol nothwendi, daſs d Leut oanonda gor ſa viel Guats thoan müaſſadn, nur Schlechts ſulns oanonda nix onthoan, nochha wa d Höll ſcha vabrunen. Wan ma da guatn, gſundn Menſchnnotur freien Lauf loſſad, wan da Menſch nit künſtli vadorben wurd an Leib und Seel, ſa wurd koana ſa leicht z grund gehn in da Schlechtigkeit oder aus Noth, oana holdat den ondern. Die heintigi Zeit hot für vieli den Fahler, daſs s wirtſchäftlih viel z leicht lebn is. In oan Tog vadeant ſih heint oana ſa viel, wia früher in a Wochn, und weil d Maſchinen olls für eahm thoan, ſo wird da Menſch faul und will af d leßt gor nix mehr orbatn. Früaher in a gwöhnlicha Leutſtubn an Ofn, a Bett, a Tiſch,

a Kostn, a por Hulzstüahl, a Kirznleuchter, a por Heiligenbilder af da Wond. Wos muafs heint olls sein? Sopha, Spiagl, Spitznvorhäng, Uhrn, Purzlan und Solban, an Ummenge von Trödel und Sochn, de gor nit zan beschreibn sein. Und notürla s elektrischi Liacht dazua, dafs olles schön funkelt, as wia wans echt Seidn, Guld und Edelstoan war. A Kostn is ah nouh do, aber in Kostn is s finsta. Wos da Tog einbringt, däs gibt da Tog aus, und nouh a wirtschäftlichi Familie, de nit mehr ausgibt. Gstott dafs d Leut ba den leichtn Leben kreuzlusti thatn sei, wern's ollaweil nou kritischer, unzfriedner, onspruchsvuler und af oanonda zwiderer.

Kunts dan nit onderst sein? — Schau, mei Mensch, denk amol noch. Wos hilft olli Wissenschoft, wos helfn olli Entdeckungen und olli Erfindungen, wan d Leut ollaweil mehr ghetzt, friedloser und vazogt wern! Derawegn sein ma jo douh um Gotteswilln nit af da Welt! Mir sein af da Welt, dafs mar uns auslebn noch unserer Natur, dafs mar unser Lebn mit Moß und Ziel bethätign, dafs mar uns gfreun an olln Guatn und Schönen, wos da liabi Gott um uns her erschoffn hot, dafs mir uns besinnen af uns selber und dafs ma nit va heint af morgn existiern, sundern für ewigi Zeitn. De schöni Welt is nur a Staffel zan Himel — oder ah zu da Höll.

Schau, mei Mensch, wanst oanfoch lebn thatst, nur dos onschoffast, was ma wirkla braucht, zan a nohrhofta Kost, zan an onständign Gwond, zan a gsundn, gmüatlichn Wohnung, zur Herzns- und Geistesbildung, wanst olls ondri Graffl vaschmachast, wos schlecht und thuer is; wanst zfriedn warst mit dein hergstomtn Beruaf und nit ollaweil oubn aussi wultst, wiar a Herr ban Nachsonk; wanst die körperlich Orbeit thatst ochtn, weil grod die körperlich Orbat gsund und zfriedn mocht; wanst dein Kindern nit olln nutzlosn Plunder ongwöhnast, nit ollahond übaflüssigs Zeug lerna lossast — schau, ja wurdn long nit ja viel gebildeti Betelleut gmocht, und du brauchast in Gschäft long nit a sou zu hostn und zu jogn, es gang ah ohni Hetzn und Toschnkünst, wia ma sein Gschäftsfreund übervortheilt, sein Nochbarn überlistet. Du hätst olli Tog Zeit zu deiner Erholung, für die Natur, für die Kunst, wanst drauf vaschossn bist, es trogat gwiß ah nou häusti a Glasl Wein oder a por Kriagl Bier, a guti Zigarn und für d Frau imeramol an neugn Huat mit an Aufputz — ober ohni Vogleich. Die liabn Vögerln sliagadn wieda lebendi über unser Hausdoch hin und her und thatn lusti singa. — Freilich derfads dih nit aus n Häusl bringa, wan dei Nochbar imeramol a Roß vorspont, daweil du z Fuaß gehn muaßt, oda wan sei Frau a Seidnmascherl mehr af ihrn Huat hot, wia deini. Die Missgunst und da Neid sein die ollafolschestn Teufel, zwickn und reissn den Neider mit glüahendn Zongen und da Beneidete locht sih ins Fäustl. Wan sih d Leut nur de höllischi Missgunst obgwöhnen kuntn. Wan sie s

nur ja weit brachtn, daſs ſih a Jeder gfreun kunt über an ondern ſei Glück — ih ſog enks, Leut, mir hätn in Himel af da Welt. — Herentgegn gibts heint Weſn (ober nit eper in Thierreich), de ſein durch und durch ſauer und verſchimelt, de hobn nur an oanzigi Freud, und zwar darüber, wans an ondern ſchlecht geht. Daſs ſou oana ſei Möglichſts beitrogn wird, daſs er af ſei Freud kimt, kon mar ſih denkn.

Nochha wiſſad ih nou an guatn Rath. Er is guat und nit theuer: Wan mar unta Leutn lebn will, ja muaſs ma nit über an iadn Kletzn beleidigt ſei. Ouft imer is dos, wos du für a ſchwari Beleidigung holtſt, a Miſsverſtändnus va dir, oder an Ungſchicklichkeit von ondern. Der ondri hot gor ka Beleidigung in Sinn ghobt. Du oba gleih auf: Feindſchoft! Rachgier! — Und hot er dih beleidign wölln, ſo biſt erſt recht da Nor, wanſt dih von an iadn, dens grod onſteht, gleih ausn Häferl bringa loſst. Is s a wirklicha Feind, ſo thuaſt eahm den Gfolln nit, daſs d aufſitzt und mit eahm an Hondl onhebſt. Und is s koa wirklicha Feind, ja wirſt morgn ſelba froh ſein, wanſt eahm heint ſei Beleidigung nit gleih zruckgſchmiſſn hoſt. Wer eahm nix gfolln loſst, den gfollt a nix. Und wer eahm viel gfolln loſst, den gfollt viel, den gfolln d Leut, gfollt s Lebn, weil er nit vabittert is. — Der eahm nix draus mocht, wan an d Leut wos onthoan wölln, den loſſns af d leßt in Rua, ſe hobn gſechn, daſs s n nit on kinen — er is der Stirkeri.

Bis s oana ſou weit bringt, do ghört freilih viel Menſchnliab dazua, oder — viel Menſchnverochtung.

Die Menſchnverochtung is ſcha deſtwegn unongenehm, weil ma ſih onſtändiga Weis ſelber mitverochtn muaſs. Die Menſchnliab oba gibt dir s Recht, ah dih ſelber gern zhobn. — Findſt an ondern monchmol an Fahla, der ja groß is, daſs ma moant, er war nit zan vazeichn — ja moch amol dein Bruſtfleck auf und ſuach noch, leicht findſt in gleichn Fahler tief vaſteckt ſogor in dir ſelber, oda wenigſtns gonz a kloans Keimerl dazua. — Wanſt in da Menſchnliab amol ja weit biſt, daſs d in Leutn nix Schlechts thuaſt, nochha bin ih daweil ſcha zfriedn. — Wia mar in Leutn Guats thuat, däs war a bſunders Kapitel. Da guati Willn alloan is zwenk, es muaſs glernt wern wiar a Hondwerch. Ih ken Perſonen, dena mar ausweicht in Haus und af da Goſſn, weil mar Ongſt hot, ſe kuntn oan wos Guats thoan wölln. Wos ſe für Guats holtn, is in ondern imeramol an Übel, a Beläſtigung. A ſou kann s beſti Herz in ſchlechteſtn Donk erfohrn, weils d Leut nit kennt, weils an iadn ondern nur noch eahm ſelber meſst. — Mit aner Ohrfeign beleidigſt an jadn, drauf konſt dih valoſſn. Wanſt ober in Erſtbeſtn a foaſts Bachhendl in Säckel ſchiabſt, ja konſt nit wiſſn, obs n recht is. — Van Wuhlthätigſein muaſs ma ſih dron erinnern,

daſs s nit hoaßt: Jedem das Meine! — Es hoaßt vielmehr: Jedem das Seine!

Na ſaggra! Olli Tog leſt ma hiaz, daſs wos Neugs entdeckt oder erfundn wird. Ober afn Radl dajogt ma koa Zufriedenheit, mitn elektriſchn Liacht findt ma ka Glück und mitn Röntgeniſchn Strohln kon mar in Leutn nit ins Herz ſchaun, wias gſint ſein. Wan nar oanmol a gſcheiter Kopf kam, der chemiſch oder elektriſch, oder wiar er wult, d Leut guatmüati, deamüati und vertragli mochn kunt! Ma valongt hinter da Menſchnhaut jo koani Engl, wans na wenigſtns einwendi nit ſchlechter warn, wias auswendi ausſchaun. Wans na nit folſch und boßhoft warn, wan ſie ſih oanonda nur herzlih guat ſein möchtn! Se brauchadn oanonda jo koani großn Opfer zbringen, wan nur koana den ondern unrecht thuat, und wan oana, der ſchon ſelber amol Unrecht erfohrt, groß und ſtulz vazeichn kon — nochha ſein mar aus n Schlimſtn draußn. — Ih ken heint ſcha Leut, de af dera ſchönen Welt ja viel wia ſeli ſein, ober nit epa Reichi, Großi, Berühmti, na, gonz oanfochi Menſchen ſeins, de a zufriedenes, wohlwollendes Herz hobn. Won Bildung und Fortſchritt mit da Zeit uns olln ſölchti Herzn einhenkn kinen, nochha hobns eahna Schuldigkeit thon und mir hobn, trotz Müahſol und Beſchwernus, den Himel auf Erdn. — Wohr is s und gor is s!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

So hatte der Jodel geſprochen. Und als er nach dem letzten Worte mit einem faſt jugendlichen Sprunge vom Tiſche abgetreten und in der Menge verſchwunden war, ſchüttelten die Leute ſehr enttäuſcht ihre Köpfe. Na, das war ein ſchlechter Spaſs geweſen. „Idealiſtiſch bis zur Thorheit!" damit hatte man die Predigt des alten Älplers bezeichnet. Nur einer war dabei, der dieſelbe nicht bekrittelte, ſondern befolgte. Derſelbe iſt heute in recht beſcheidenen Verhältniſſen, aber ein geſunder, froher, glücklicher Menſch.

Kleine Laube.

Was ist Bildung?

An die deutschen Literaten ergeht die neueste Rundfrage: Was ist Bildung? Über diese Sache kann und wird sehr viel und sehr Unterschiedliches gesprochen werden, denn sie ist keine concrete, sondern eine idealistische, bei welcher persönliche Meinungen den größten Spielraum haben. Vor allem wird diese Frage der Autodidakt ganz anders beantworten, als der normal Geschulte. Der letztere wird geneigt sein, das viele allgemeine Wissen, wie man es in den Schulen holt, als Bildung zu erklären, während ersterer Schulung, Drill und theoretisches Wissen am liebsten links liegen, dafür aber den Reichthum an Lebenserfahrung und dessen Einfluss auf den Menschen maßgebend sein lassen wird. Es dürfte aber auch nicht an Stimmen fehlen, die in den feinen Umgangsformen des Salons oder auch in der Schöngeisterei das Wesen der Bildung finden. Vielfach aber wird man übersehen, dass es verschiedene Arten von Bildung gibt, als da ist die Körperbildung, die Schulbildung, die gesellschaftliche Bildung, die Standes- und Berufsbildung u. s. w. Ein oder der andere wird den Begriff Bildung sich nicht klar genug vor Augen halten. Er musste ja erwägen, dass der Mensch ursprünglich als ein roher, ungefüger und schlackiger Stoff gedacht wird, der zu läutern und in eine bestimmte Form zu bilden ist. Da kommt es nun darauf an, welcher Art der Rohstoff ist. Geläutertes Eisen ist natürlich etwas anderes, als geläutertes Gold. Wenn man das Eisen zu einem Schmuckgegenstand, das Gold zu einer Pflugschar formen wollte, so wäre das eine verfehlte Bildung, und wer aus Lehm Stahl machen wollte, weil man ja auch aus Roheisen Stahl macht, der wäre ebenso lächerlich, wie ein Erzieher, welcher ein mechanisches Talent für die Musik ausbilden wollte, weil ja doch auch andere Leute für Musik ausgebildet werden können.

Eine allgemeine Bildung, die für alle ist, kann ja nicht geleugnet werden. Lesen, schreiben, rechnen, sich dem Gemeinsamen beiordnen, muss ja jedermann können, sei er nun Lehm, Eisen oder Gold. Darüber hinaus hebt aber die Bildung im engeren Sinne an. Diese Bildung muss eine persönliche sein, sie hat der natürlichen

Artung der Person und ihrem Berufe zu entsprechen. Ein mathematisches Talent bedarf einer ganz anderen Ausbildung, als ein künstlerisches, der Hufschmied einer anderen als der Schullehrer. Wäre der Hufschmied des Dorfes belesen wie ein Professor und in den schönen Künsten bewandert, wie eine „höhere Tochter", wüßte aber die Pferde nicht recht zu beschlagen, so würde ich ihn einen ganz ungebildeten Schmied nennen. Wenn man hingegen einen tüchtigen, fleißigen Bauer für ungebildet hält, weil er ja nicht höhere Mathematik treibt, über Kunst und Literatur nicht mitsprechen kann, so irrt man sich. Ein Bauer, der sich viel mit Büchern und schöngeistigen Sachen abgibt, ist gewöhnlich verbildet, und nicht gebildet. Nach meiner Meinung ist es für den Gebildeten im obigen Sinne nicht nöthig, dass er viel theoretisches Wissen habe und sich mit schöngeistigen Dingen befasse, außer sein Beruf verlangte es. Als gebildet darf vielleicht jeder gelten, der seine sittlichen Eigenschaften entwickelt hat, seinem Stande und Berufe gerecht wird, indem er das Seinige leistet, der sich in seine Verhältnisse zu fügen weiß, den Mitmenschen zum Wohlgefallen und sich selbst zur Befriedigung ist. Kurz, dass er zu anderen und zu sich selbst in einem harmonischen Verhältnisse steht. Schließlich kommt es doch nur darauf an, dass im Menschen das edel Menschliche ausgebildet werde, dass aus dem Individuum gemacht werde, was nach den vorhandenen Umständen zu machen ist. Das Wissen ist ja gut, aber das Können ist besser. Und ein gutes Herz steht der Vollendung näher, als ein schöner Geist.

Für die beste Beantwortung der Frage: „Was ist Bildung?" ist vom Verlage der „Umschau" in Frankfurt ein Preis ausgeschrieben. Ich bewerbe mich nicht um denselben, habe auch nicht die Absicht gehabt, die Frage zu beantworten, sondern in diesen Zeilen nur einige lose Gedanken hingeworfen und einen Gesichtspunkt aufgestellt, auf dem ich wahrscheinlich nicht allein stehen bleiben werde. R.

Des Oheims Weihnachtsgabe.

Und der liebe heilige Weihnachtsabend war wiedergekommen mit seinen märchenhaften Freuden. Zu keiner Stunde des Jahres ist's so licht in der großen Stube, als wenn der Weihnachtsbaum strahlt. Die drei Kinder jubelten, denn das Christkind war wieder so gnadenreich gewesen. Lebkuchen, Puppen, Bleisoldaten, Bilderbücher, Handschuhe, Halsbrochen und sonst der bunten, glitzernden Dingelchen übergenug. Jedes hatte seine Wünsche, und jeder Wunsch fand Erfüllung. Für den Studenten guckte unter dem Tische sogar das wahre Glücksrad hervor in Gestalt eines Bicykels. — Fast zitterten die Fenster vor hellem Freudenlärm.

Im Ofenwinkel aber hockte ein missmuthiger Mann, der zwar noch nicht alt, doch mit dem Leben schon abgeschlossen zu haben schien. Er setzte das spitze Kinn aufs spitze Knie, so dass ihn das fürwitzig Mägdlein den „Kniebeiß" nannte. Auch ihm waren zwei Filzschuhe und eine seidene Schlafhaube vom Himmel gefallen, allein unter dem Herbste des grauenden Haares werden die Herzen kalt, und er freute sich nicht. Er ärgerte sich vielmehr über den Trödel unterm Baum und dass die modernen Eltern ihren Kindern schon gar nichts mehr versagen können, dass kein Haushalten und kein Sparen mehr ist, dass man ordentlich wetteifert darin, in der Jugend allerlei überflüssige Bedürfnisse großzuziehen, Ansprüche zu wecken, sie zu verwöhnen und blasiert zu machen, ohne dass für später die Mittel vorhanden sind, die Angewohnheiten zu befriedigen. Nein, da thut der Oheim nicht mit. Das naseweise Mädel dort mag vom „geizigen Goldonkel" munkeln wie sie will, nur zu, es wird noch offenbar werden an diesem Abend, wer der Klügere ist in der Stube.

Im Nebenzimmerchen war auch noch jemand, war die Mutter, die an diesem glückseligen Abend mehr Wehe empfand, als Freude. Ihr Mann war auf einer beschwerlichen Berufsreise, und so verscheuchte ihr niemand die ernsten Gedanken, die sich einstellten, als sie durch die offene Thür den jauchzenden Christbaumreigen betrachtete. Sie weinte still vor sich hin, sie weinte vor Liebe. Diese Kinder, so harmlos froh, so leichtsinnig glücklich! In goldener Jugend ist ja das ganze Jahr ein einziger, üppiger Weihnachtsbaum! Sie tändeln und spielen, sie scherzen und lachen und ahnen nichts von dem Kampfe ums Dasein, der ihrer harrt. Sie tanzen auf dürrem Boden der Armut und wissen nichts davon. Heute ist noch der Vater, der fast muthlos zur Noth für ihren Lebensunterhalt sorgt; ist noch die Mutter, die nach Möglichkeit ihnen alle Dornen aus den Rosen bricht. Aber wenn wir alt und mühselig sein werden, wenn wir schlafen gegangen sein werden, dann stehen sie verlassen da in der fremden, harten Welt. In unseren Truhen finden sie kein Erspartes, und bange werden sie fragen: Ist denn nichts mehr da von der Fürsorge unserer Eltern? Haben sie denn alle Liebe mit sich genommen? — Im heiligen Buche heißt es: Die Liebe höret nimmer auf! Und ich weiß mir nichts und nichts, um übers Grab hinaus meine Liebe und Fürsorge zu retten für die Kinder! — In solch schweren Gedanken quälte sich die Mutter und machte sich Vorwürfe darüber, dass sie bei dem munteren Andrange der täglichen Kinderwünsche nicht sparen konnte. Da hob der Student plötzlich ein Päckchen empor, das er tief im Geäste des Christbaums gefunden hatte und rief: „Was ist denn das?“ Aller Augen hiengen an dem Päckchen, woran der Junge mit ungeduldiger Hand sofort die grüne Schnur zerschnitt und den Umschlag aufriss. O je, ein Buch! O je, Schriften! — Was, Schriften?

Wenige Minuten später sind sie zum Kniebeiß gelaufen, haben ihn umarmt, geküsst und geherzt, und die Mutter hat vor Schluchzen kein Wort des Dankes sagen können.

Hatte nämlich der Oheim zu Gunsten der Neffen sein Leben versichert und extra noch für das Mädel eine Aussteuer-Versicherung fundiert!

„Na, na“, knurrte er bei ihrem stürmischen Andrängen, „esset mich doch nicht auf, lasset doch auch noch für nächstes Jahr ein Stückel Oheim übrig, damit er wenigstens noch einmal die Prämien zahlen kann. Es wäre doch gar nicht artig gegen die Versicherungsgesellschaft, wenn man gleich nach der ersten Prämienzahlung aufgezehrt würde! Ich habe unbescheidenerweise mein Leben hübsch hoch gewertet, so dass auf jedes von euch seinerzeit ein gut Stück kommt. Ihr junges Gesindel und die Alten auch nicht ausgenommen, ihr könnt ja nimmer so haushalten, wie wir's ehevor gethan haben und werdet es in der leichtsinnigen Neuzeit auch nie lernen. Da müssen dann freilich die Versicherungsgesellschaften für euch sorgen und die alten geizigen Kniebeißer — he! — Na, ist schon gut, ist schon gut, Kinder. Und wenn einst die Banknoten kommen werden, dann denket, ihr vertrackten Mädels und Buben, es wären Liebesbriefeln an euch aus der besseren Welt vom brummigen Oheim. Und jetzt marsch, gut aufheben das Zeug!“

Von diesem Tage an hatte die Familie in der Sicherstellung einen Rückhalt, der ihr Muth, Kraft und sittliche Freiheit gab, also, dass der Weihnachtsbaum Frucht und Segen in die ferne Zukunft trug. — Derlei könnten nicht bloß brummige Oheime, sondern auch liebende Eltern nachmachen. R.

Poetenwinkel.

Gesicht des Dichters.

Hei, wie das dampft und stampft und stöhnt! - -
Von Schlünden dräut es und von Waffen,
Der Riesengeist der Zeit verhöhnt
Den Erdenwicht, der ihn geschaffen.
Die Menschheit an die Zukunft steht,
Dass endlich ihr sich Heil geselle.
Ein Seher, stehet der Poet
An des Jahrhunderts gold'ner Schwelle.
Den Blick voraus, weilt er in Ruh'
Umdrängt, umhastet von Gestalten
Und alles schreit: Was schaueſt du?
Und zerrt an seines Mantels Falten.
Die Besten drü.en ihm die Hand,
Die kalten Seelen ihn verhöhnen,
Er aber schaut betrübt ins Land
Und seufzt: „Dahin das Reich des Schönen! —
Der Himmel rauchgeschwärzt und grau,
Darunter wälzen sich die Massen, —
Gesichter wild und roh und schlau
Und auf den meisten glühend Hassen.
Gold! — Brot! — so schreit es immerzu,
Nur hie und da ein brünstig Beten. —"
„Sag' an, Poet, was schaueſt du? —
Gib uns kein Lied, gib uns Moneten!"
Der läſst den gramesdüstren Blick
Weit über alle Häupter schweifen
Und sinnt, wie er des Volks Geschick,
Der Zukunft Walten mag begreifen.
„Ich seh'", so spricht er, „endlos weit
Die Menschheit Kopf an Kopf sich dehnen; —
Nach unerfüllten Wünschen schreit
Rings alles auf in Wuth und Thränen.
Der neu'sten Kunst sagt man: Leb' wohl! —
Denn jeder Tag bringt frischen Wandel;
Ehrliche Forschung dringt zum Pol,
Doch niederliegt der brave Handel.
Vom Weber- und vom Klöppelstuhl
Die Noth schreit auf: Nur Arbeit geben! —
„Genuſs!" der Großstadt Sündenpfuhl.
Nur billig weben, — theuer leben! —
Der Jugend Lehrer blicken ernst
Und traurig in der Zukunft Dunkel,
Spricht doch der Vater: Wenn du lernst
Zu schätzen nur des Golds Gefunkel! —
Und weiter dort ein wilder Knäuel,
Zerfetzte, alte Banner schweben;
Ein mächtig Tröhnen, wild Geheul, —
O furchtbar mäht der Tod das Leben! —
Die wack're Schar, die unverzagt
Des Friedens Fähnlein schwang, zerstoben,
Verlacht, verhöhnet und verjagt,
Die Blutschuld auf den Schild gehoben. —
Des edlen Handwerks mark'ger Sohn
Trägt, halb verführt und halb voll Jammer
Um wen'ger Arbeit, höhern Lohn,
Dort in den Kampf den wucht'gen Hammer.
Der bied're Landmann läſst den Pflug
Im Feld in Sturm und Regen rosten,
Er kann erschwingen nicht genug, —
Zu viel des Lebens Dränger kosten.
Lang bei den alten Bannern steh'n
Sah ich ihn; mit dem Feind gerungen
Hat er voll Kraft, — nun ist's geschehn,
Nun hat auch ihn der Knäul verschlungen. —
Und weiter dort mein Auge schaut
Sie alle dunkle Bahren tragen,
Mit flücht'gen Schritten. Jedem graut,
Voll Angst sind alle, nicht zu sagen.
Die Mutterlieb' das Kind verläſst,
Das todte, ohn' es zu bestatten;
Das ist der Fluch, — das ist die Pest! —
Weit öffnet sich das Reich der Schatten. —
Es lichtet furchtbar sich im Thal
Der Menschen Schwarm. Nun muſs ich schauen
Sie wandeln mit Gesichtern schmal
Und Einzle neu das Feld bebauen
Und einen Schemen dort voll Hohn
Sie jagen in des Waldes Dunkel —
Auf sonn'ger Höh' steigt auf ein Thron,
Glänzt es wie einer Kron' Gefunkel.
Am grünen Bergeshange weit
Weit hinten seh ich's luftig schweben,
Dort, — ferner Jubel weit und breit! —
Sie eine weiße Fahne heben.
Ich kann nicht schauen, wer sie hält,
Doch scheint er deutschem Stamm entsprossen;
Das Tuch, vom Frühlingswind geschwellt,
Trägt sinnig Hand in Hand geschlossen.
Und rüstig schreitet nach dem Thron,
Gereckt die jugendlichen Glieder,
Der Kaiser hin, setzt auf die Kron',
Beugt freundlich sich und läſst sich nieder.
Die Erde grünt, der Himmel lacht
Und alles laut den Frieden segnet
Und jeder drückt die Hände sacht
Dem andern, wo er ihm begegnet;
Man ist so froh, das Herz so weit,
Freut sich der Schönen Künste Walten,
Kniet nieder, wie in alter Zeit,
Vor sittig — schönen Fraungestalten." -
„Hör' auf!" so schallt es laut zur Stund, --
„Fort mit dem Schwärmer, dem verweg'nen!"
Der Nebel braut, es schwankt der Grund —
Gott woll' des Reiches Zukunft segnen! —

Edmund Stubenrauch.

* * *

Helle Nacht.

Bewölkter Himmel — Vollmondnacht —
Grauweiße milde Helle —
Ein mattes Leuchten im See entfacht,
Fortzitternd von Well' zu Welle.

Die Felsenberge spannen sich ein
In schimmernde Dunstgebilde,
Gespenstisch gleißen im Mondenschein
Die ewigen Schneegefilde.

Wie Geisterzüge entsteigen dicht
Die Nebel den Wassertiefen,
Als ob der Mond gezogen ans Licht
Die Todten, die unten schliefen.

Elsa Hruschka

* * *

Weihnacht.

Es war schon spät Abend,
Der Wind gieng kalt,
Pfiff eisige Töne
Im Tannenwald.

Kein Reh und kein Füchslein
Auf weiter Flur,
Und mitten im Walde
Ein Wanderer nur.

Ganz schmal war der Pfad
Und dicht verschneit,
Kein Licht am Himmel,
's ist Weihnachtszeit.

Es ist kein Verirrter,
Er kennt den Weg,
Er eilet zur Hütte
Am Waldbachsteg.

Kein Licht in dem Zimmer,
's ist still und leer,
Kein Herz auf der Welt, das
Theuer ihm wär'!

* * *

Im Thale drunten ein Kirchlein steht,
Viel Betende knien darein,
Um bei der Mette der Weihenacht
Des Heilands Geburt sich zu freu'n.

„O Tanne, Tanne, so lieblich schön,
Du Kön'gin der heutigen Nacht,
Wie oft erstaunte als Knabe ich
Ob deiner schimmernden Pracht."

Es klingt die Orgel, es tönt das Lied:
„Ihr Brüder erwachet, erwacht!
Es nahet das ewige Heil sich uns,
O gnadenbringende Nacht!"

„Dich schmückte Mutter mit Silber und Gold,
Am Wipfel erglänzte ein Stern,
Da war ich noch gottergeben und fromm
Und dankte dem Schöpfer so gern."

Es hört der Wand'rer im stillen Forst
Der frommen Gemeinde Gebet,
Er blickt zur glitzernden Tanne auf
An deren Stamme er steht.

„Heut gibt's für mich keinen Christbaum mehr,
Kein liebendes Herz auf der Welt!"
Und sieh! des einsamen Mannes Aug'
Die Thräne zitternd entfällt.

Da reißen die Wolken! Ober dem Baum
Erglänzt eines Sternes Schein,
Das Auge bleibt feucht, doch es zieht ins Herz
Ein heiliger Friede ein!

* * *

Es war schon spät Abend,
Der Wind gieng kalt,
Pfiff eisige Töne
Im Tannenwald.

Ganz schmal war der Pfad
Und dicht verschneit
Ein Stern am Himmel
's ist Weihnachtszeit.

Kein Thier in dem Walde,
Die Hütte leer,
Und drunten im Kirchlein
Ein Betender mehr!

Margarethe P.

* * *

Spruch.

Sich an der Guten Beifall freu'n,
Der Bösen und Dummen Spott nicht scheu'n,
Humor und Selbstvertraun allzeit,
Gefühl der äußersten Wurstigkeit,
Viel Arbeit, ein Gebet daneben,
So kommt man glücklich durch das Leben.

Otto Michaeli.

Gelehrte Idioten.

Erklären wir zunächst den Titel, der etwas seltsam erscheinen mag. Man nennt „gelehrte Idioten" die idiotischen, blödsinnigen oder auch nur geistesschwachen Individuen, die für irgend etwas eine ganz besondere Fähigkeit zeigen, welche zu ihrer geistigen Entwickelung vollständig im Gegensatz steht. Diese Fähigkeiten erscheinen sogar bedeutend, wenn man sie mit dem normalen Können der geistig völlig gesunden Individuen vergleicht. Das Wort „gelehrt" wird hier auch nur in der Bedeutung angewendet, die man ihm beilegt, wenn es sich um gelehrte Thiere, Hunde, Pferde, Vögel und dergleichen handelt, die Domino spielen, sich todt stellen, Kanonen oder Pistolen abschießen u. s. w. Bis auf den heutigen Tag hat man sich begnügt, diese Erscheinungen festzustellen, ohne dass der Versuch gemacht worden wäre, sie wissenschaftlich zu studieren. Diese Lücke bemüht sich nun Dr. Fr. Peterson in der amerikanischen Revue „Popular Science Monthly" auszufüllen.

Man muss vor allem feststellen, dass die zur Entwicklung ganz besonders neigenden Fähigkeiten bei den geistig untergeordneten Individuen sich auf folgende beschränken: musikalische und arithmetische Veranlagung, hervorragendes Gedächtnis, Nachahmungstalent, Fähigkeit zu modellieren, zu zeichnen, Talent im Spiel (besonders im Schachspiel) und eine ganz außerordentliche Veranlagung zur Satire, die allerdings ins Clownthum hinüberspielt. Man sehe hierin nicht etwa einen Versuch zu classificieren, es ist eine einfache Aufzählung der zu citierenden Beispiele. Übrigens treten zu einzelnen dieser Fähigkeiten noch andere. So vereinigt sich zum Beispiel mit dem außerordentlichen Gedächtnis das musikalische Talent, während das Nachahmungstalent oft von einer Veranlagung, Musikpiècen zu wiederholen, Gegenstände zu zeichnen oder zu modellieren, und sogar Gesten und Sprache zu copieren, begleitet wird. Ebenso darf man unter der arithmetischen Fähigkeit gewöhnlich nur die Veranlagung zum Kopfrechnen verstehen.

Betrachten wir nunmehr einige ganz besonders bedeutungsvolle Fälle gelehrter Idioten.

Man hat bei den Idioten häufig eine geradezu verblüffende Frühreife und Fähigkeit im Kopfrechnen constatiert. Dr. Howe erzählt von einem Idioten, der kaum sprechen konnte, aber mit geradezu überraschender Schnelligkeit rechnete. Wenn man ihm das Alter einer Person nannte, so gab er fast augenblicklich die Zahl der von dieser Person durchlebten Minuten an. Guggenbühl studierte in Salzburg einen Blödsinnigen, der die schwierigsten Exempel mit überraschender Schnelligkeit löste. Man versuchte, ihm Mathematik beizubringen, doch er begriff nichts, selbst nicht die Aufgaben, die er selber löste, und so musste man den Plan aufgeben. Atkinson erzählt von einer blödsinnigen Frau, deren einzige Freude darin bestand, im Kopfe schwierige Rechenaufgaben zu lösen, während Ireland von einem Kinde in Earlswood berichtet, das mit Blitzesschnelle drei Zahlen mit drei Zahlen multiplicierte.

In einer hochbedeutenden Studie über die arithmetischen Wunder, welche das „Journal american of Psychology“ im April 1891 veröffentlichte, führt E. W. Screphire dreizehn Beispiele dieser Fähigkeit auf. Von diesen dreizehn waren sechs Männer von Genie oder wenigstens doch hervorragende Geister: Ampère, Gauß, der Erzbischof Whately, George Bidder, Safford und Wallis. Die anderen gehörten zu der Kategorie, mit der wir uns in diesem Augenblick beschäftigen.

Tom Fuller, der berühmte virginische Rechenkünstler, war ein Neger aus Afrika, der weder schreiben noch lesen konnte, doch besaß er ein phänomenales Talent im Rechnen. Als man ihn fragte, wieviel Secunden in eineinhalb Jahren verstrichen, antwortete er in zwei Minuten: 47,304.000. Man fragte ihn dann, wieviel Secunden ein Mann von 70 Jahren, 17 Tagen und 12 Stunden gelebt hätte, und er erwiderte in eineinhalb Minuten: 2210,500.800.

Jdediah Buxton, ein im Jahre 1702 geborener Engländer, war in seiner Kindheit vollständig stupid, so dass er nie seinen Namen schreiben konnte; zu keiner Zeit seines Lebens überstieg seine Intelligenz die eines zehnjährigen Kindes, und doch war er ein bedeutender Kopfrechner.

Zerah Colburn, geboren im Jahre 1804, wurde schon im Alter von sechs Jahren als mathematisches Wunder öffentlich gezeigt. Doch nie konnte man ihm das Geringste beibringen. Er hatte sechs Finger an jeder Hand und sechs Zehen an den Füßen und wies alle Charakteristika des Jdiotismus auf.

Der Teutsche Dahn, geboren im Jahre 1824, war vollständig blödsinnig, und doch rechnete er im Kopfe in 54 Secunden 79,532.853 mal 93,758.479; eine geradezu beispiellose Leistung.

Mondeux, ein Franzose, Sohn eines Holzhauers, geboren im Jahre 1826, war noch bedeutender. Er konnte weder lesen, noch Buchstaben oder Zahlen schreiben, war außer Stande, sich an einen Namen oder eine Adresse zu erinnern, und löste in einigen Secunden folgende Aufgabe: „Wieviel Liter Wasser sind in einem Brunnen, aus dem mehrere Personen in folgender Weise schöpfen: Die erste nimmt 100 Liter und ein dreizehntel des Restes; die zweite 200 Liter und ein dreizehntel des Restes, und so fort, bis der Brunnen leer ist?

Es ist möglich, aus diesen drei Beispielen einige Schlussfolgerungen zu ziehen. Erstens ist die mathematische Veranlagung bei den Jdioten niemals höheren Ranges. Diese Fähigkeit beschränkt sich auf eine außerordentliche Stärke im Kopfrechnen. In zweiter Linie ist dieses Können instinctiv nur angeboren, und man beobachtet es fast nur bei den verschiedenen Abarten der Jdioten, Jmbecilen und Blödsinnigen. In dritter Linie verdankt man dies Talent einer riesigen Vermehrung des Sehvermögens, einer außerordentlichen Entwicklung der Sehcentren. Fast alle arbeiten wir beim Kopfrechnen vermittelst sichtbarer Bilder. Da wir gewöhnt sind, Zahlen zu schreiben, so sehen wir dieselben beim Rechnen vor uns. Die psychologische Analyse der beim Rechnen erforderlichen geistigen Arbeit ist ein äußerst schwieriges Problem, dessen Lösung man nicht allzu eifrig wünschen sollte. Seraphim erklärt in seiner Studie der arithmetischen Wunder, diese Fähigkeit des Kopfrechnens habe zur Basis: 1. ein außerordentlich treues Gedächtnis, das allerdings nur eine bestimmte Zeit auf der Höhe bleibt; 2. die Schnelligkeit des Gedächtnisses; 3. die Gewissheit, lange Reihen arithmetischer Verbindungen miteinander verknüpfen zu können; 4. die mathematische Veranlagung; 5. das Talent der Version oder Visualisation. Man bemerkt bei dieser Gelegenheit, dass Nr. 4, die mathematische Veranlagung der Hauptfactor ist, zu dem die vier anderen nur die Hilfsmittel bilden. Die Erklärung Seraphims erklärt also gar nichts.

Verschiedene Autoren haben die Empfänglichkeit gewisser Classen von Idioten für Geräusche oder rhythmische Töne oft behandelt. Die Musik ist von allen Künsten die am meisten mit den Sinnen wahrzunehmende und die am wenigsten intellectuelle.

Das musikalische Talent bei den Idioten ist also nicht erstaunlicher, als die mathematische Fähigkeit.

Eines der merkwürdigsten Beispiele bildet der Fall eines gewissen Tom Blind, eines in Georgia im Jahre 1840 geborenen Vollblutnegers. Von Geburt blind, zeigte er nur für Töne Verständnis. Er wiederholte die Worte zwar leicht, doch dieselben hatten für ihn keinerlei Bedeutung. Man ließ ihn manchmal ganze Unterhaltungen aufsagen, von denen er nicht eine Silbe verstand. Seine eigene Sprache war unarticuliert; doch er gab die Töne wieder, die er hörte. Mit Leichtigkeit recitierte er einen griechischen, lateinischen, französischen oder deutschen Text, den er eben gehört, spielte aus dem Gedächtnis auf dem Clavier jedes Musikstück, es mochte so schwer sein, wie es wollte, das man ihm einmal vorgespielt hatte. Man behauptet, er wüßte über 5000 Musikstücke auswendig. Séguin beschreibt in seinem Werke „Idiotismus" einen ähnlichen Fall. Frélat spricht in seinem Werke „Wahnsinn und Gelehrsamkeit" von einer blödsinnigen Frau, die mit einem großen musikalischen Talent begabt war. Ihre Stimme war sehr schön, und wenn sie ein Lied nur einmal hatte singen hören, so behielt sie die Worte und die Musik. Diese seltsame Frau erregte ein so großes Aufsehen, daſs Liszt, Géraldy und Meyerbeer sie besuchten.

Morel erzählt in seinen „Klinischen Studien" von einem jugendlichen Idioten, der, in den Besitz einer Trommel gelangt, auf diesem Instrumente so schnell Fortschritte machte, daſs er nach drei bis vier Versuchen die Stelle eines Trommlers in dem Etablissement bekleidete, in dem er interniert war. Sein Vater und sein Großvater waren Trommler in der Arme gewesen, und er hatte einen geistig vollständig gesunden Bruder, der stets den Wunsch bezeigt hatte, dieselbe Laufbahn zu ergreifen.

Es ist bei dieser Classe „gelehrter Idioten" zu bemerken, daſs der Idiotismus angeboren ist. Ebenso wie die Fähigkeit im Kopfrechnen, ist das musikalische Talent nie höheren Ranges. Es beschränkt sich auf eine hervorragende Veranlagung zu hören, und auf eine Fähigkeit im Reproducieren, doch ist ein spontaner musikalischer Ausdruck oder ein Erfindungstalent nie vorhanden. Das Merkwürdigste aber ist der erbliche Charakter dieses Talents.

Winslow citiert den Fall eines Idioten, der nicht bis zwanzig zählen konnte, aber die Kalenderheiligen mit dem Datum ihrer Feste nannte. Fairot erwähnt einen anderen Idioten, der augenblicklich die Geburtstage und Todesdaten, sowie die hauptsächlichsten Ereignisse aus dem Leben aller berühmten Personen hersagte, die man in seinem Beisein erwähnte.

Man könnte die Beispiele der hervorragenden Gedächtnisse bei Fällen vollständigen Mangels anderer Fähigkeiten verhundertfachen. Alle diese Kranken sind degenerierte.

Unter die Rubrik der Copier- und Nachahmungstalente könnte man zweifellos eine bestimmte Anzahl der vorerwähnten Fälle einrechnen; bei den Idioten, wie bei den normalen Personen ist die Nachahmung ein Instinct. Manchmal gibt sich derselbe in einfacher Form kund, aber manchmal auch in so hervorragendem Maße, daſs er ein wirkliches Talent bildet. Man erwähnt den Fall eines jungen Menschen, der von Geburt Idiot, aber eine erstaunliche Fähigkeit, Töne nachzuahmen besaß. Die verschiedenen Noten, der Gesang der Vögel, der Schrei der Hausthiere, das Geräusch der Säge und des Hobels, das Knirschen der Schere wurden von ihm so vollendet wiedergegeben, daſs man ihn bei Aufführungen oft um seine Mitwirkung bat. Dieses

Nachahmungstalent zeigt sich auch in einer anderen Form. Es befand sich unter anderen im Asyl zu Earlswood ein Idiot, der ein vollendetes Schiffsmodell, mit jedem Tau und jedem Rädchen an der richtigen Stelle, herstellte. Er brauchte dazu nur vier Tage. Sprechen hatte er nie lernen können, doch er copierte eine Zeichnung oder ein Bild mit einer solchen Treue, dass man in dem Asyl Muster seines Könnens aufbewahrt hat. Das Merkwürdigste ist, dass er nie ein Schiff oder einen Fluss gesehen hatte. Das einzige Modell, das er besaß, war eine auf ein Taschentuch gedruckte Zeichnung eines Schiffes.

Gottfried Mind, der im Jahre 1841 starb, war ein armer Blödsinniger. Er malte und zeichnete die Katzen mit einer solchen Treue, dass er sich schließlich einen ganz bedeutenden Ruf erwarb. Die Museen Europas besitzen eine große Anzahl seiner Werke, die ihm den Namen „der Katzenraphael" eintrugen.

Séguin spricht von einem Idioten, der im Schachspiel ganz Bedeutendes leistete, und man kennt mehrere Beispiele dieses Genres. Wahrscheinlich liegt auch dieser Eigenthümlichkeit ein außerordentliches Sehvermögen zu Grunde, welches ein Erkennen der Schwächen des Gegners und die nothwendig werdenden Stellungen der Figuren in hervorragendem Maße ermöglicht.

Was die Fähigkeit der Spasmacherei betrifft, die man bei den Idioten constatiert hat, so ist sie seit langer Zeit bekannt. Alle Könige der Renaissance hatten an ihrem Hofe, außer den Spasmachern von Profession, richtige Idioten, deren oft sehr geistreiche Scherze die düstere Laune des Monarchen verscheuchten. Der Ursprung dieser Sitte scheint in der gesetzlichen Bestimmung gelegen zu haben, welche die Person und das Vermögen der Idioten in die Hände des Fürsten gab.

Im allgemeinen sind die verschiedenen Fähigkeiten, welche wir beschrieben haben, fast alle untergeordneten Ranges. Man findet sie nur bei den Individuen, die von angeborener Degenerescenz befallen sind, und alle Charakteristika dieser Degenerescenz aufweisen. Dieselben bestehen in der Regel in einer Erhöhung des Seh- und Hörvermögens und dem Talente der Nachahmung. Doch nirgends findet sich eine Spur ursprünglichen Erfindungssinnes. Die gelehrten Idioten sind einfache Copisten, sowohl in der Musik wie im Modellieren, als auch im Zeichnen und in der Malerei. Im allgemeinen entwickeln sich ihre Fähigkeiten mit außerordentlicher Frühreife, doch sie verschwinden manchmal vor dem zwanzigsten Jahre. Ihr physischer Verstand muss in einer vorzeitigen Vollkommenheit gewisser Cerebralzonen bestehen, die von einer durchgehenden Vernachlässigung der übrigen begleitet wird.

„Die Kritik", Berlin. Wilhelm Thal.

Des „Ewigen Lichtes" zweiter Theil.

Wenn der Leser mit einem Buche nicht zufrieden ist, so pflegt er darüber bloß ein bisschen zu schimpfen. Es besser zu machen, das fällt ihm nicht ein, er meint, es gienge nicht, das Werk eines anderen, wenn es ja schon fertig ist, zu vervollkommnen. Dem Herrn Pastor Grundemann in Mörz bei Belzig ist es aber doch eingefallen, es besser zu machen und weil ihm mein Roman „Das ewige Licht" seines Schlusses wegen nicht behagte, so hat er dieses Werk vervollständigt und einen zweiten Theil dazu geschrieben. Der nennt sich „Das ewige Licht", der Erzählung zweiter Theil (Fortsetzung der gleichnamigen Erzahlung von P. Rosegger) und ist erschienen im Verlage C. Brauns in Leipzig. In diesem Buche, zu dessen Erscheinen meine Erlaubnis freundlich eingeholt wurde, ist niedergelegt, wie Pastor Grundemann

denkt, dass mein Roman hätte ausgehen sollen. Besonders der Lucian Stelzenbacher, der verkrachte Student und Socialdemokrat, ist ihm ans Herz gewachsen. Den rettet er. Diesen Stelzenbacher lässt er in seinem „zweiten Theil" meines „Ewigen Lichtes" nach Norddeutschland kommen, wo ein Graf und ein Pastor in der Gegend ein wahres sociales Idyll gegründet haben. Dort wird der Stelzenbacher Protestant und kommt dann als Pastor auf eine evangelische Gemeinde nach Kärnten. — Verstehe ich den Verfasser dieses zweiten Theiles recht, so meint er, das Unglück in meinem Torwald bestehe darin, dass der Pfarrer Wieser — nicht protestantisch ist. Mein Roman kann nichts weniger sein, als eine confessionelle Tendenzschrift. Er sollte nur ein wahres Zeitbild sein und zeigen, wie die modernen Zustände auf ein christliches Priesterherz wirken. Ich glaube, anderswo geht es evangelischen Pastoren nicht besser, als es im Torwald meinem armen Wieser ergieng. Ob katholisch oder protestantisch, darum handelt es sich in dieser geschäfts- und genusslebigen Zeit wahrlich nicht. Es handelt sich nicht um kirchliche Begehungen, nicht um biblische Redeformen, so anheimelnd sie auch klingen mögen. Es handelt sich um den Streit zwischen Materialismus und Idealismus schlechtweg. Werkthatige Liebe oder werkthätige Brutalität! Mein Pfarrer Wieser hatte im Herzen die rechte Liebe wohl, die das ewige Licht ist, aber zu milde und zu schwach war er in der gewaltigen Zeit. Das sage ich, weil der Autor in Mörz zu verstehen gibt, bei einem katholischen Seelsorger sei „der Abglanz der ewigen Liebe in Christo" nicht zu suchen.

Übrigens hat Grundemanns fortgesetzte Erzählung viel Gutes an sich, und Mögliches. Gerade einem Lucian Stelzenbacher ist es zuzutrauen, dass er das Bekenntnis seiner Väter verlässt, so wie er ihren Rauhgraben verlassen hat und später die theologische Laufbahn. Seine Kreise in Norddeutschland haben viel Belehrendes, die Verflechtung der Erzählung mit der meinen ist sehr geschickt durchgeführt. Und so steht zu hoffen, dass meinem geehrten geistlichen Compagnon im Norden „Das ewige Licht" nun gefallen wird. K.

Mundartliche Sprüche aus Steiermark.

Gesammelt von Karl Reiterer.

Eine eigenartige Gattung Volkspoesie sind die manigfachen mundartlichen Sprüche, die in den Alpen zu treffen sind. Zumal jene in Versen erregen unsere Aufmerksamkeit. Sie charakterisieren nicht nur den Sohn der Berge, sondern geben auch dem Sprachforscher ein interessantes Material, weshalb wir kürzlich in St. Martin bei Gröbming und im Donnersbachthale, wo noch ein urfrisches Volksthum zu treffen ist, eine neue Serie solcher Sprüche sammelten und sie an dieser Stelle im Anschlusse an bereits Gebrachtes publicieren wollen. Manches bezieht sich auf das Wetter, anderes lehnt sich an alte Volksbräuche, so auch die sogenannten Zutrinksprüche, von denen die erste Verszeile die Anrede, die zweite die Antwort enthalten, wie der Leser bald sehen wird. Selbstverständlich sind diese Zutrinksprüche, wie schon der originelle Inhalt zeigt, witziger Natur, wenigstens witzig nach bäuerlichen Begriffen.

Die Dorfmaid schäkert:

Ih bring' dir's übern Söllerbodn!
Was du sagst, ist all's derlog'n!

Nun antwortet der Bursche und „bringts" der Schönen auch zu, mit den Worten:

Ih bring dir's über d Kniascheib'n!
G'segn Gott, kannst heut bei mir bleib'n!

So manches witzelt:

Ih bring dir's über 's Fensterreibl!

Und das andere ergänzt:

Geh, gib mir ah a Eidl!

„Das Eidl" ist bekanntlich eine Liebkosung durch gegenseitige Berührung der Wangen, wie es in Gebirgsgegenden noch zu treffen ist.

Zwei Verliebte schäkern:

Ich bring dir's über 's Sechteröhr!
Bei uns zwoa kommt's eh noch zur Eh'!

Auf die Witterung beziehen sich die netten Verse:

Wenn d Mucken tanzen auf und nieda,
So regnet 's nit wieda.
Tanzen s' aber hin und her (horizontal),
So wird 's wieder sperr (schlechtes Wetter).

Ebenso eigenartig klingt:

Wenn 's regnet und scheint d' Sonn,
So is s' guat Howerboaßen
Und hiaz hot mir der Nochbor
Sein Tochter ghoaßen.

Auch glaubt man:

Häufti Wes(p)en, häufti z'essen!

Und:

Häufti Hummeln, häufti Hummer! (Hunger.)

Wenn demnach viele Wespen sind, so trifft dem Volksglauben nach ein gesegnetes Jahr ein, während viele Hummeln ein Missjahr mit sich bringen sollen.

Ergötzlich sind die beiden Verse:

Zu Barthlmä
Thut der Apfel dem Bauch nit mehr weh!

Und:

Zu Lucas Evangelist
Da Esel koane Distel mehr frisst.

Weil zwischen den Frauentagen (15. August bis 8. September) die Pflanzen sehr heilsam sein sollen, so heißt es:

Zwischen die Frauntog
Dich auf jedes Wandel (Steinwand) wog'.

Auf eintretendes Regenwetter bezieht sich:

Abendroth
Am nächsten Morg'n paschts ins Koth.

Und:

Morgenroth,
Am Abend die Sonn ins Gschrott.

Weitere locale Wetterregeln, die man in keinem Kalender trifft, sind:

Wenn die Sonn' scheint und es thut re(g)na,
So streicht der Teufel sei Lena (Großmutter).

Eine Volksmeinung im Donnersbachthale lautet:

Donnerstag schön,
Mag'n Freitag nit übersteh'n.

Oder:

Wenn heut' um zwölfi die Sonn scheint,
So is 's morgen ah a so wie heint.

Wenn jemandem etwas befohlen wird, ſo entgegnet er oft biſſig:

Morg'n, wenn d' Sonn' ſcheint,
Weil's regnet heint.

Originell iſt's auch:

Heut is 's klingelhoater und tangelgfror'n,
Und die N. N. Knecht hab'n die Schneid verlor'n.

Sehr verbreitet iſt der vielſagende Spruch:

Kloane Mannl — große Wunder!

Scherzhaft ſoll ſein:

Hois — nimm a Büchſen und ſchoiß!

Oder:

O Götter,
Schneid's Bretter
Und für mih ah 'n Lod'n.

Eine Volksmeinung in Verſen iſt:

Schöne Wiagnkinder,
Schiache Gaſſenſchinder!

Recht niedlich iſt:

Die Rührmilch vom Kübel
Vertreibt alle Übel.

Nicht unwahr iſt:

Jeder Jager lobt ſein Hund,
Jeder Reiter ſein Roſs bis er geht mit eahm z'grund.

Anſtatt zu ſagen: Kleine Kinder, kleines Kreuz, große Kinder, großes Kreuz, ſagt der Älpler: die kloan Kinder treten einem auf die Zehen und die großen aufs Herz.

Recht beifällig aufgenommen werden muſs:

Mancher ſchreit erſt dann, wia auf 'n Spieß,
Wenn die Kuah ſchon amol aus 'n Stoll is.

Andere Sprüchlein ſind:

A rar's Ding:
A ſchön's Häferl und nix d'rin!

Oder:

Neidkrog'n,
Hilfft 'n Tuifl ſein Kreuz trog'n.

Iſt irgendwo eine Feuersbrunſt ausgebrochen, ſo kann man hören:

Bei 'n Brond geit's drei Gotting Leut':
Die oan' löſchen, die ander'n ſchau'n,
Und a thoal ſtehl'n wia nit gſcheit.

Allgemeiner Natur iſt:

Wer Freitags lacht, woant Sonntags.

Von den armen Hauſierern meint man ſie ſeien

Halbs Krammer, halbs Sammler.

Von den kleinen Leuten heißt es ſehr niedlich:

Was kloan is, is woala (herzig),
Was groß is, is ung'ſchickt.

Derbkomiſch muſs man nennen:

„A Sorg is guat beim Haus!"
Hat der Bauer gſogt, wie er ſein Weib erſchlag'n hat.

Neckiſch iſt der fragende Spruch:

Biſt ſo witzig und gſcheit,
So ſag', was für Vogel bei der Nacht Milch geit?

Die Antwort soll lauten:

Fledermaus und Hawergoas,
's is a leichter Bettel, wenn man's woaß.

Man glaubt, die Fledermaus und Hafergeis seien vogelartige Thiere.

Eine ländliche Ansprache lautet:

So, seid's nur nit gor z'fleißig!

Und die Antwort ist:

Na, mir san na gor zrissen, nit glei schleißig!

Beim Fragen, wie viel Uhr es sei, wird schelmisch geantwortet:

Dreiviertel auf 'n Zaunstecken,
Wannst 's willst wissen, geh's obalecken.

Oder man kann in Untersteiermark hören:

Dreiviertel auf 'n Essigkrua(g),
Wennst's willst wissen, geh' schmeck' dazua.

Ist eine Bäuerliche in hoffenden Umständen, und sie gähnt, so sagt man:

Aha, der Goan
Is nit alloan!

Mancher behauptet, dies oder das

Thät ihm so noth,
Wia a Stückl Brot.

Zu einem, der beim Öffnen der Thür hintennach geht, äußert man sich:

Hinterbua
Mach's Thürl zua!

Wird jemandem ein Geschenk gegeben, so fällt die Bemerkung:

Da hast ah a Trümmel
Vom Aubauernschimmel.

Nicht unwahr ist:

Wo Hönig ist, san Lecker
Und da holt'n sie sih on, wie die Zecker!

Unschön muss genannt werden:

's Ghoaßen und Gschoaßen is zwoarerlei.

Zu einem, der sich viel auf seine Schönheit einbildet, spöttelt man:

Geg'n deiner is eh a Engel a Hoderlump,
Was war's denn um so a Glump?

Die Jugend meint, dass eine

Mit 'n roth'n Janggerl
Ist ein Schergenganggerl.

Einem Tauben äfft man unzart nach:

Grüaß dih Gott, Stöffl!
„Jo, ih steig am Bam und brock' Äpfel!"
Stöffl, ih hon dih jo grüaßt!
„Ih woaß nit, san's sauer oder süaß!"

Beim Stadl des Großgrundbesitzers Johann Zoitler in Donnersbachau steht am Wege der Hausspruch:

G. Z. Wer bei dem Weg will bauen lassen,
Muss die Leut' reden und plaudern lassen. 1821.

Bei einem Wirtshause im Donnersbachthale steht der verbreitete Spruch:

Komm herein, mein lieber Gast,
Wenn du Geld im Beutel hast.
Hast du eins, so setz' dich nieder,
Hast du keins, so geh bald wieder.

Ein Gaſſelſpruch beginnt:

Ha, Dirndl, pli plo,
Hiaz bin ih holt ah wieder amol do!
Ha, Dirndl, 'n ſchön Gruaß,
Daſs ih woaß, wia ih onfenſterln muaſs.

Ein ſehr langer Zimmererſpruch beginnt:

Muaſs ſchon ſchaun, wia 's Enk geht,
Wo a jeder hot a grechens Schrett (gerade Schrottwage)
Wenn's neamd that verdriaßen,
That ih mih zerſt oan anſchliaßen:
Muaſs 'n Hochegger Hons frog'n,
Ob er viel mog vertrog'n?

Dem Weidmann gilt:

Zu Simon und Judä
Geht der Gamsbock in Stube!

Derb iſt:

Unſerer is a rarer Monn,
Hot a ſchworze Kutten on.
Schaut geſtern beim Fenſter 'raus,
Kraht als wia a Hohn im Haus.
Feiten hot er dreimol kraht
Und heuer kraht er nimmer,
Hot eahm d' Köchin 's Maul verſtopft,
Hiaz is 's a wenkerl frimmer.

Grün und Blau gefällt dem Älpler am Leibe nicht. Er ſpottet:

Blau und grün
Tragn die Narrn in Wien.

Und:

Grean und roth
Is der Taupliţer Tod.

Bemerkt ſei, daſs Tauplitz ein Dorf im Auſſeer-Landl iſt.

Schäkernd zeigt ſich:

Mein Gott und dein Gott
Is ah nit ollas oans,
Deiner hot a Hörndl
Und meiner hot koans.

Den Langſchläfer neckt man:

Anerl, ſteh auf,
Abends magſt nit lieg'n, morgens nit auf.

Donnerstags ſoll man nicht ſpinnen. Erlaubte ſich einſt ein Bauernbub den Scherz und beſtrich die zehn Finger ſeiner Hände mit Phosphor, ſie ſo zum Fenſter einer Stube hineinzeigend, wo die Bäuerin mit den Mägden ſpann. Dabei brüllte er:

Thats Pfingstags z'lang ſpinna,
Aſt krigts ah ſo fuirige Fin(g)a.

Andererſeits heißt es im oberen Ennsthale:

Hätts Pfingstags nit ſo lang gſpunna,
Wärn mir meine zehn Finger nit brunna.

Spöttelnd gemeint iſt:

Mannerl, ſteh grod,
Aſt wirſt a Suldot,
Aſt wirſt a Officier
Bei der Abortthür!

Bücher.

Faustulus. Roman von Friedrich Spielhagen. (Leipzig. L. Staackmann. 1898.)

Dem Medicindoctor Arno ist der Goethe'sche Faust nicht recht. Der ist ihm zu inconsequent, zu sentimental, zu schwächlich. Er schreibt selbst einen „Faustinus", dem sein Ich alles ist, der seinem Ich mit der größten Gelassenheit alles opfert, ohne Schwärmerei sich alle Wünsche befriedigt, ohne Gefühlsduselei jede fremde Existenz vernichtet, wenn sie seinen Zielen im Wege steht. Ein ganz moderner Faust, bei dem von Gott und Teufel weiter keine Rede ist. Dieses Gedicht sollte dem Dichter Arno eine Rechtfertigung seines Lebens werden, denn Arno will einen solchen Faust nicht bloß dichten, als vielmehr noch leben. Arno ist selbst ein Faust, ein moderner, und wie dieser ausfällt, wie er dem Urfaust zur verabscheuenswerten Travestie wird und wie der Selbstling endet, bevor das eigentliche Faustischgroße in ihm den Anfang nimmt — das ist der Vorwurf, den der Meister des deutschen Romans sich diesmal gewählt hat. — In der Ausführung hat Spielhagen sich selbst übertroffen. Die Natur- und Situationsbeschreibung, die Charakterschilderung der zahlreichen Gestalten, wovon eine interessanter ist als die andere, die großartige Darstellung des Helden selbst und seiner seelischen Vorgänge — es ist bewundernswert. Lebenswahr sind die Personen bis ins kleinste, aus verschiedenen Menschenclassen — ob sympatisch oder abstoßend — für sich plastisch, consequent, fesselnd vom Anfang bis zum Ende. Der Spielhagen'sche Stil kommt in dem neuesten Werke zur feinsten Vollendung, die Zweigespräche sind von einer Schärfe und Klarheit, wie sie nur bei einem Spielhagen nicht mehr überrascht. Literarhistoriker werden sich mit diesem Werke wohl eingehender zu befassen haben und es, denke ich, zu den wenigen Musterromanen unserer Tage stellen. Wir haben hier nur die Aufgabe, die Erscheinung anzuzeigen. Wir thun es um so begeisterter, als über diesem tragischen Zeitbild doch die Magnetnadel des ernsten Dichters zitternd dorthin weist, wo in der ewigen Gloriole des Nordlichtscheins die Treue und die Unschuld steht. R.

Stilpe. Ein Roman aus der Froschperspective von Otto Julius Bierbaum. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1897.)

Schrankenlose Souverainität! Das ist die Marke dieses merkwürdigen Buches. Alle Regeln, alle Rücksichten verschmäht. Es ist die Geschichte eines genial angelegten, verbummelten, versoffenen und versumpften deutschen Studenten. Versumpft! Deshalb Froschperspective. Der erste Theil des Buches, so bis an Seite 162 herum, bis dort, wo das Bürschlein nach Griechenland durchbrennen will, ist für Alle, wird jeden interessieren, es ist eine allgemein menschliche Entwicklung und der tragische Beginn des Sinkens. Es ist von großer Spannung. Der zweite Theil ist ausgesprochene Satyre auf gewisse literarische Richtungen und Literaten, wovon mehrere so deutlich gezeichnet sind, dass man mit Fingern auf sie zeigen könnte. Gewidmet ist das Werk Hermann Bahr in Verehrung. Der Held ist der personificierte Cynismus und endet tragisch. Wenig versöhnendes Herzleuchten liegt über ihm. — Der Stil des Romanes ist einzig. Alles Herkömmliche vermieden, und doch natürlich! — Bierbaum ist unter den Jüngeren entschieden das hervorragendste Erzählertalent. Wahrheit und Weisheit auf jeder Seite. Nur für erfahrene Leser, man versteht mich doch? — Während des Lesens kriegt man Verlangen, dem Verfasser ins Antlitz zu schauen. Dafür hat Felix Vallotton gesorgt, der ein Porträt in Schattenrissen dem Buche beigegeben hat. Die ganze Ausstattung des Buches ist altweltisch, und der Inhalt so modern! So modern!

R.

Ostseemärchen von Hans Hoffmann. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1897.)

Der Dichter der köstlichen „Bozener Märchen" hat uns für das nahende Weihnachtsfest einen stattlichen Band „Ostseemärchen" beschert. Nicht allein, daß die Eigenschaften dieses deutschen Märchenerzählers sich hier wiederholen, tauchen auch noch neue Vorzüge auf. Die Phantasie überflügelt jene von „Tausend und eine Nacht" insofern, als es durchwegs ganz originelle Stoffe sind, funkelnagelneue Märchenstoffe, die hier in glänzendem Stile geprägt, zumeist im Dienst einer sittlichen Tendenz stehen, wie es dem Märchen für kleine und große Kinder ansteht. Aber die Tendenz thut der Ergötzlichkeit nicht den mindesten Eintrag, im Gegentheil hat es auf mich eine ganz besondere künstlerische Wirkung, wenn zum Ästhetischen das Ethische sich in Harmonie eint. — Welche Gegenstände! Da ist der Weinpantscher, der mit seinem Gebräu die Meergeister besoffen macht und dadurch die erste Seekrankheit erzeugt. — Da ist ein plauderſames Weibchen, welches mit seinem

Manne reich sein will und welches durch Gunst einer dankbaren Nixe mit jedem gesprochenen Satz einen Silberling aushaucht; aber das geht nicht, das ewige Geplauder hält der Mann nicht aus, er erkrankt, muss in ein Bad, wo er von ihr gesondert sich bald erholt. Nun macht die Nixe, dass das Paar in Zukunft für jeden Satz, den das Frauchen verschweigt, ein Goldstück bekommt, auch das geht nicht, denn nun wird sie krank und beide ersuchen die Nixe um ein anderes Mittel, reich zu werden. Von nun an fällt für jeden klugen Satz, den die Frau ausspricht, ein kleiner Nickel, und für jeden dummen Satz, den sie glücklich verschluckt, ein großer Nickel. Jetzt weiß sie sich in Zaum zu halten, spricht wenig und nur Vernünftiges, kommt in den Geruch einer weisen Frau, und der Nickel setzt es so viele, dass das Ehepaar davon anständig leben kann. — Da ist die Prinzessin Meinetwegen, die in einem so tiefem Zauberschlafe liegt, dass es ihrem Bräutigam mit nichten gelingt, sie zu wecken. Ein Wort, das ihr an's Herz dringt allein nur kann sie wach machen, verräth ein Kobold. Aber welches ist dieses Wort? Ich liebe dich! ruft ihr der Bräutigam zu; sie schläft. Ich nehme eine andere! ruft er und küsst mit schallendem Schmatz — die Kammerzofe. Auch das geht ihr nicht ans Herz genug, sie zuckt zwar und reckt sich, aber schläft weiter. Da fällt der Kammerzofe das richtige Wort ein. Gnädige Prinzessin! ruft sie zur Thür herein, der Schneider ist da! Augenblicklich springt sie auf, um eine neue Toilette zu besorgen. — Dann die Geschichte der zwei Liebenden, die immer miteinander streiten und sich immer küssen. Als sie aufhören zu streiten, hören sie auch auf zu küssen — sind alt geworden. Oder die wundersame und vielsagende Geschichte von dem häßlichen Nixchen . . . .

Ja, geht aber das, die Sachen so auszuplaudern? Das geht weiter nicht, es wäre ein Verrath an dem Buche und an dem Leser. Letzterer könnte glauben, in der kurz angedeuteten Fabel die Hauptsache zu haben und könnte das Buch selbst links liegen lassen. Nein, in der Form und Behandlung liegt's nicht minder. Hoffmanns Art ist ein Muster, wie man für Erwachsene, für Weltleute Märchen erzählt. Von den elf Märchen, die der Band enthält, ist eine reizender als das andere. Ich für meinen Theil reiche die Palme dem letzten: „Der Todten Sehnsucht." Ein tiefsinniger, rührender Weihnachtsgruß, wie er nur aus einer gottgeweihten Dichterseele kommen kann.

R.

Faune und Rebe. Dorfgeschichten aus dem Böhmerwalde und niederösterreichischen Weinlande von Joh. Peter. (Wien. Heinrich Kirsch. 1897.)

Der Dorfgeschichtenmann aus dem Böhmerwalde ist wieder da. Diesmal weiß er auch mancherlei aus dem Weinlande. Wer sich für das Volksthum interessiert, der mag nach diesem Büchlein greifen, das gerade dort am wertvollsten ist, wo es schildert und Charaktereigenschaften deutschen Bauernthums darstellt. Solcher Sachen können heutzutage, wo das Volksthum in Auflösung begriffen ist, nicht genug geschrieben werden. Die Zeit wird bald dafür vorüber sein. M.

Da Franzel in da Fremd. Ein Gedicht in niederösterreichischer Mundart in fünf Gesängen von Koloman Kaiser. (Wien. Carl Gerold's Sohn. 1898.)

Trotz der zahllosen Dialectsächelchen, die jährlich herauskommen, sind doch größere mundartliche Gedichte ein Ereignis. Hier ist ein solches ernst zu nehmendes und erfreuliches Gedicht. Die maßgebende wissenschaftliche Autorität im Volksdialect, Dr. J. W. Nagl, der selbst die österreichische Mundartdichtung durch seinen classischen „Fuchs Roaner" gekrönt hat, Nagl hat zu Kaisers Buch ein Vorwort geschrieben, in welchem er den „Franzel in da Fremd" als gleichwertig erklärt den älteren Meisterwerken gleicher Gattung. Wer den „Franzel in da Fremd" liest, der wird der Anerkennung Nagls beistimmen. Der volksthümliche Leser möge sich durch den gelehrten Hexameter nicht abschrecken lassen. Dieser „gelehrte Hexameter" ist unserer Volkssprache am passendsten, in demselben geben sich die mundartlichen Sätze und Redewendungen am natürlichsten, was schon Misson, Stelzhamer und andere gewusst und Goethe in seinem volksthümlichen Gedichte „Hermann und Dorothea" klar gezeigt hat. Koloman Kaisers Mundart und Form liest sich spielend leicht, auch sind überall die nöthigen Erklärungen dabei. Die Fabel des reizenden Gedichtes verrathe ich nicht, dass diese der Leser selbst liest, dafür werden solche Bücher ja geschrieben. R.

Berühmte Österreicher. Lebensbilder hervorragender Männer aus dem Volke. Für die Jugend bearbeitet von Josef Voit. Drei Bände. (Zwettl. Otto Steigebauer. 1896.)

Das Werk enthält die Lebensgeschichten Ferd. Raimunds, Peter Rosseggers, Josef Hayns, Anton Bruckners. Ferner kommen vor Hans Makart, Franz Defregger, Kaspar Ritter von Zumbusch, Dr. Emil Holub, v. Felbniger, Vincenz Milde, Baumeister Schmidt, Freiherr von Hasenauer, Wilhelm von Tegetthoff, Freiherr von Liebig. Jedem der gut geschriebenen Lebensbilder ist ein getroffenes Porträt beigegeben. Aus der Lebensgeschichte dieser Männer ist deutlich zu ersehen, dass Fleiß und Ausdauer, Selbstvertrauen und muthiges Vorwärtsschreiten auf der einmal betretenen Bahn auch die schwersten Hinder-

nisse beseitigen helfen, das angestrebte Ziel zu erreichen. Solche Vorbilder haben für die Jugend einen großen Wert. M

Südmark-Kalender auf das Jahr 1898. Geleitet von K. W. Gawalowski und Aurel Polzer. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei.)

Das ist doch wieder einmal ein Volkskalender, und zwar ein deutscher, mit gediegenem Texte vaterländischer Schriftsteller und vornehmer Ausstattung. Eine Fülle von patriotischen, poetischen und praktischen Dingen; ein Erbauungs-, Unterhaltungs- und Nachschlagebuch, das ich jedem sehr empfehle. Man wird sich daran freuen. R.

„Für die Jugend." Monatsschrift mit Bildern. Herausgegeben vom Wiener Lehrervereine, geleitet von Hans Fraungruber. (Wien. A. Reimann.)

Diese vom hohen Unterrichtsministerium mit Recht ausgezeichnete allerliebste Jugendzeitschrift hat im October ihren siebenten Jahrgang begonnen. Menschen- und thierfreundliche Geschichten, Gedichte und Schilderungen, geschichtliche Aufsätze und Wanderbilder bezeugen die ideale Richtung der Monatsschrift. Dass dieselbe auch das Interesse literarischer Größen eroberte, beweist ein herrlicher Beitrag des Meisters Ferd. v. Saar. Belehrendes im richtigen Maße, Unterhaltliches mit Rücksicht auf das Kindergemüth und künstlerischer Bilderschmuck in Fülle — gegen solche Eintheilung kann selbst der strengste Gegner der Überbürdung des kindlichen Geistes nichts einwenden.

Eltern, lasset eure Kleinen aus dieser Jugendschrift vorlesen! Es ist dies empfehlenswerter als irgend ein politisches Tagblatt in Kinderhänden, und ihr theilet überdies mit euren Kindern ein vergnügtes Stündlein. — V.

Ludwig Anzengrubers Gesammelte Werke. Neue wohlfeile Ausgabe. Erscheint vollständig in sechzig Lieferungen. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.)

Es liegen schon die Lieferungen 20—26, enthaltend den zweiten Theil der „Dorfgänge" und „Großstädtisches und Gefabeltes", vor. Je weiter der Leser in Anzengrubers Schriften vorschreitet, desto mehr wird er sich an dem großen Reichthum dieser echten Dichternatur erfreuen, deren Kennzeichnung sich nicht mit einem kurzen Schlagwort erledigen lässt. V.

Steyerische Schlösser. Roman von Karl Baron Torresani. (Berlin. F. Fontane & Co.)

Der Held des Romanes, ein armer Adeliger, der viele Ideale, viel guten Willen und doch so wenig praktischen Sinn hat, ist mit besonderer Liebe gezeichnet. Er ist gewissermaßen ein Typus des echten Edelmanns von alter Art, der nicht Schritt halten kann mit der neuen Zeit und den der Geist derselben, der Geist der Speculation, des Scheins, des Protzenthums übermannt. Als Contrast hiezu ist der Vertreter dieser Richtung mit unbarmherziger Schärfe herausgearbeitet. Neben diesen beiden Hauptträgern der spannenden und verzweigten Handlung begegnen wir Figuren und Typen aus allen Ständen und Berufsclassen. Nicht zum wenigsten gelungen sind die bäuerlichen Gestalten. Dass bei Torresani, diesem genauen Frauenkenner und liebenswürdigen Frauenschilderer, die Heldinnen nicht zu kurz gekommen sind, ist selbstverständlich. V.

Im Waldwinkel. Skizzen und Geschichten von Nikolaus Krauß. (Berlin. F. Fontane & Co.)

Der Waldwinkel, das ist das spitzige Dreieck zwischen dem nördlichen Böhmerwald und den Ausläufern des Fichtelgebirges. Zur Sommerszeit führt uns der Autor durch den Forst und auch um Weihnacht, wenn unter Schneedruck und Sturmesbrausen die Stämme stürzen und die Stangen prasseln. Den gesunden, behüteten Wald sehen wir vor uns, den von der „Nonne" vernichteten und den von unkluger Habgier ausgeschundenen. Und sie ziehen vor unserem Auge vorbei, alle, die in diesem Waldwinkel hausen: die Förster und Heger, die Holzhauer, Beerensammler und Pilzesucher. An ihren Kämpfen und Sorgen ums tägliche Brot, an ihren kargen Freuden nehmen wir theil. V.

Pygmalion. Novellen von Wilhelm Hegeler. (Berlin. F. Fontane & Co.)

Wilhelm Hegeler ist ein gleichstrebender Genosse der modernen realistischen Dichter von bekannterem Namen. Das Buch enthält fünf an Stoff und Umfang verschiedene Arbeiten, aus denen neben tiefer Menschenkenntnis und nicht gewöhnlicher Kraft der Charakterisierung ein liebenswürdiger Sinn und ein feiner satirischer Humor spricht. V.

Das nervöse Weib. Von Albert Moll. (Berlin. F. Fontane & Co.)

Es ist wohl das erstemal, dass überhaupt eine genauere Analyse dessen, was man als nervös bezeichnet, gegeben wird. Wie der Verfasser, besonders im zweiten Capitel, ausführt, entspricht der populäre Ausdruck ‚nervös' überhaupt nicht, wie man so häufig annimmt, einer bestimmten Krankheit, auch nicht der Neurasthenie, mit der man sehr häufig die Nervosität identificiert.

Im ersten Capitel schildert der Verfasser fünf Typen von weiblicher Nervosität, die ohne weiters erkennen lassen, wie grundver-

schieden die Zustände sind, die man als Nervosität bezeichnet. Die Typen stellen eine Aristokratin, eine Bankiersfrau, eine Künstlerin, eine ältere unverheiratete Dame und eine Schülerin dar, von denen jede eine besondere Art des nervösen Typus zeigt. Es wird wohl jeder in seinem Bekanntenkreise mit Leichtigkeit ähnliche Typen wiedererkennen. Die körperlichen Symptome und das Seelenleben des nervösen Weibes sind in dem vierten und fünften Capitel eingehend erörtert. Hierbei sind besonders die das nervöse Weib charakterisierenden Affecte, unter ihnen die Abweichungen in den Liebesempfindungen, ausführlich besprochen.

Dass Moll nur die Nervosität beim weiblichen Geschlecht schildert, hat seinen Grund darin, dass nach der Meinung des Verfassers die Nervosität infolge der Geschlechtsunterschiede beim Weibe mannigfache Besonderheiten zeigt, die sich beim Manne gar nicht oder nur in geringem Grade finden.

Es treten in dem Buch überall die selbständigen Erfahrungen des Verfassers und sein eigenes Urtheil auf das Deutlichste hervor, und gerade darin dürfte der Hauptwert des Buches liegen. V.

Die neueste Serie der **Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes** ist soeben im Verlag von Otto Hendel in Halle a. S. erschienen. Das erste Bändchen bringt unter dem Titel „Die Thaten des Kaisers Augustus, von ihm selbst erzählt", das merkwürdige Monumartum Ansyranum in vortrefflicher Übersetzung. Die folgende Nummer enthält Schillers „Turandot", dann die herrlichen „Essays" von Ralph Waldo Emerson, dessen Aufsätze denkenden Lesern eine Quelle höchsten Genusses sind. Von dem greisen Henrik Ibsen das berühmte Schauspiel „Die Stützen der Gesellschaft". Hernach ein beliebter Erzähler aus dem sonnigen Italien, Edmondo De Amicis „Skizzen aus dem Soldatenleben". Und endlich der allseitig begehrte Roman Gabriel Ferrys „Der Waldläufer", eine interessante, fesselnde Lectüre. V.

Nachgelassene Novellen. Von Alexander Baron von Roberts. (F. Fontane & Co. Berlin.)

In zwangloser Folge sind die letzten novellistischen Arbeiten Roberts zusammengereiht: graziöse Causerien wechseln mit feinhumoristischen Erzählungen, ergreifende Novellen folgen flotten Schilderungen aus militärischem Leben, und es fehlt nicht ein rührendes Kindergeschichtchen, — ein Genre, in dem Roberts seinen ersten Triumph fand. — Aus allen Arbeiten aber spricht neben den anerkannten und geschätzten künstlerischen Vorzügen des Autors gleichmäßig der Zauber einer liebenswürdigen Persönlichkeit. V.

Ein heimisches Unternehmen, welches sich seit einer Reihe von Jahren der ungetheilten Gunst des Publicums zu erfreuen hat, ist das **„Steirische Tanzalbum"**, dessen dreizehnter Jahrgang unserer Redaction seitens des Verlegers Franz Pechel (vorm. Ferstl) in Graz eingeliefert wurde. Auf sechsunddreißig Notenseiten bringt die Verlagshandlung sechzehn Originalcompositionen: eine Polonaise, ein Steirerlied, vier Steirische, drei Walzer, eine Polka française, drei Mazur, zwei Märsche, ein Schottisch, eine Polka schnell, eine Quadrille, wahrlich eine reiche Auswahl. Vertreten sind die Componisten: Otto Große, Josef Eizenberger, Josef Spary, Franz Zeilinger, Oswald Stoppacher, Franz Henhapel, Franz Ambrožič, Franz Blaschke, Josef Horaček, Eugen Graf Aichelburg, Karl J. Böhmer, Namen, welche ohnehin Bürgschaft für den gediegenen Inhalt der Sammlung bieten. V.

Kalender. Sie sind bereits alle wieder erschienen, die Boten des Jahreswechsels — die Kalender für das Jahr 1898. Wie in früheren Jahren, so können wir auch heuer wieder auf die große Auswahl der bei der Verlagshandlung „Leykam" in Graz erscheinenden Kalender aller Art, welche dem Bedürfnisse der verschiedenen Bevölkerungskreise Rechnung tragen und durch billige Preise sich vortheilhaft auszeichnen, empfehlend hinweisen. Zunächst und zuerst sei der altehrwürdige und jederzeit sehr willkommene „Grazer Schreibkalender" (114. Jahrgang) mit seinem reichen, alle praktischen Bedürfnisse vollbefriedigenden Inhalte genannt, ihm folgen dann die weiteren Bekannten, wie: Der „Tages-Blockkalender", der „Wochennotiz-Blockkalender", der „große und kleine Wandkalender", der bequeme „Stehkalender" für den Schreibtisch, der „Elegante Taschenkalender" und seine weniger vornehmen Vettern „Grazer Taschenkalender" mit und ohne Schuberl, dann die niedlichen „Portemonnaie-Kalender" in Leder, Metall oder brochiert, der praktische „Brieftaschenkalender" und das steirische Unicum, der „Neue Bauernkalender" ꝛc. V.

Bücher-Einlauf.

Der laufende Berg. Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer. Illustriert von Hugo Engl. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1898.)

Aus dem Kleinleben der Großstadt. Wiener Genrebilder von V. Chiavacci. Zweite, vermehrte Auflage. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp 1898.)

Gleich und ungleich. Roman von Schulte von Brühl. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1898.)

Studenten-Beichten. Von Otto Julius Bierbaum. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1897.)

Frauen-Novellen. Von M. Herbert. (Regensburg. Nationale Verlagsanstalt. 1897.)

Drei Losungsworte. Erzählung von M. v. Ruth. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Strandgut. Roman von Siegmund Tauber. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Kridavanal. Eine socialpolitische Dichtung von Schwarz von Rambach. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Die kleine Kastellanin. Von Lord Desart. Autorisierte Übersetzung von A. S. Zwei Bände. (Leipzig. Dietrich'sche Verlagshandlung. 1897.)

Kleine Erzählungen von J. Heimfelsen. (Zürich. Sterns literarisches Bulletin der „Schweiz". 1897.)

Die drei Verschollenen vom „Sirius". Von Georges Price. (Stuttgart. Jos. Roth'sche Verlagshandlung.)

Rothes Blut und andere Geschichten aus Süditalien von Woldemar Kaden. Illustriert von F. Matania. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1898.)

Vom Verlage Otto Hendel, Halle a. d. S. Bibliothek der Gesammtliteratur:

Armin und Eusnelda. Heldenlieder von Kurt von Rohrscheidt.

Die Schwanjungfrau. Aus den Hochlandbildern von Maximilian Schmidt.

Zwei dänische Dorfgeschichten von Hans S. Kaasberg.

Polnisches Novellenbuch in deutschem Gewande von Albert Weiß.

Das Theater im Salon. Eine Sammlung leichter Stücke zur Aufführung in Gesellschaftskreisen, sowie auf öffentlichen Bühnen. Bearbeitet von Demetrius Schrutz. Drei Bände.

A. Ch. Tessens Volks- und Jugendbibliothek. (Wien. A. Pichlers Witwe & Sohn.)

Verschollen. Erzählung von F. Müller.

Andreas und Peter, die Savoyardenbrüder. Von Alois Scholz.

Allerlei Schwank. Heitere Erzählungen, Schwänke, Märchen, Fabeln von Josef Gertler.

Deutsche Volksbücher. Bearbeitet von Ferdinand Frank.

Getrennt—Vereint. Erzählung von Wenzel Böhm.

Blumen und Blüten. Erzählungen von Oskar Staudigl.

Aus der Wandermappe. Erzählungen und Gedichte von Hans Fraungruber.

Gnadenbrot. Schauspiel von J. S. Turgenieff, zum erstenmale ins Deutsche übertragen von Marion Lorm. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung.)

Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers. Dritte Auflage. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1896.)

Moderne Dichtung. Gesammelt von Alfred Guth und Josef Adolf Bondy. (Prag 1897.)

Unsere Lieblinge. Ein Liederbuch für Väter und Mütter von Gustas Weck. Zweite, sehr vermehrte Auflage. (Leipzig. Th. Knaur. 1897.)

Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren von Josef Victor von Scheffel. Mit Illustrationen von Anton von Werner. Zweite, vermehrte Auflage. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1898.)

Arnold Böcklin. Gewidmet von Karl Henckell. (Zürich. K. Henckell.)

Hermann von Gilm. Von Hugo Greinz. (Linz. „Linzer Montagspost." 1897.)

Denken und Handeln. Den deutschen Männern und Frauen gewidmet von Fr. Fr. (Berlin. 1897.)

Was das Christenthum ursprünglich war und was man daraus gemacht hat. Von Paul Pflüger. Zweite Auflage. (Zürich. 1897.)

O, du mein Österreich! Von Michel Deutsch. (Berlin. Paul Hüttig.)

Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik. Von Friedrich Spielhagen. (Leipzig. L. Staackmann. 1898.)

Ernährung und Pflege des Kindes bis zum Ende des zweiten Lebensjahres. Von Dr. S. Taussig. (Wien. Wilhelm Braumüller.)

Einträglicher Obstbau in Verbindung mit rationellem Grasbau. In Wort und Bild von Prof. Dr. Franz Müller. (Graz. Herausgegeben vom steiermärkischen Volksbildungsverein. 1897.)

Frühehe und Heiratsconsens. Eine neue Lösung der Übervölkerungsfrage von Karl Theodor Schulz (Dresden.) (Berlin. Kritik-Verlag. 1897.)

Die Verkürzung der Arbeitszeit. Von Paul Pflüger. (Zürich. 189?.)

Kirche und Proletariat. Wie soll die Kirche unter den heutigen Verhältnissen den Armen das Evangelium verkünden? Von Paul Pflüger. Zweite Auflage. (Zürich. 1897.)

Das Wesen der socialen Frage von Paul Pflüger. Zweite Auflage. (Zürich. 1897.)

Die Heimarbeit in Österreich. Von Jakob Reumann. (Wien. Ignaz Brand. 1897.)

Hausschatz moderner Kunst. Bis zum fünften Hefte vorangeschritten. (Wien. Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.)

Otto Hübners geographisch-statistische Tabellen für 1897. Herausgegeben von Dr. Fr. von Juraschek. (Frankfurt a. M. H. Keller.)

Im obersten Innthal Tirols. Von Anton Renk. (Innsbruck. Selbstverlag des Verfassers. 1897.)

Pax vobiscum! Von Karl Newesely und Anton Renk. (München. August Schupp.)

Geschichte der schwäbischen Dialectdichtung mit vielen Bildnissen mundartlicher Dichter und Forscher. Offenbarungen unseres stammheitlichen Volks- und Sprachgeistes aus drei Jahrhunderten culturgeschichtlich beleuchtet von August Holder. (Heilbronn. Max Kielmann.)

Aus Höhen und Tiefen. Ein Jahrbuch für das deutsche Haus. Herausgegeben von Dr. Karl Kinzel und Ernst Meinke. (Berlin. Martin Warneck. 1898.)

Verhandlungen des sechsten österreichischen socialdemokratischen Parteitages, abgehalten zu Wien vom 6. bis einschließlich 12. Juni 1897. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung. 1897.)

Sonnenblumen. Zweiter Jahrgang. „Anzeiger." Erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats. (Karl Henckell & Co. Zürich und Leipzig.)

Steirische Walzer. Für Pianoforte componiert von Franz Behr. (Leipzig. Gebrüder Hug & Co.)

Österreichischer Arbeiterkalender für das Jahr 1898. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung.)

Postkarten des „Heimgarten".

Dr. **A. L., Wien:** Niemals! Sehen Sie doch zu, was vorgeht! Allerdings wäre es für die Menschen an und für sich und ihre friedliche sittliche Entwickelung besser, wenn der Nationalismus nicht ins Blut gekommen wäre. Da er nun eben einmal vorhanden ist, so muss mit ihm gerechnet werden, wie mit einer Naturmacht. Wehe dem, der in der Zeit nationalen Kampfes nicht zu seinem Volke steht! Es ist der Selbsterhaltungskrieg, der alle philosophischen Erwägungen unterbricht, der Krieg, in dem es nur eine Tugend gibt, die der unbegrenzten Treue zum eigenen Volke.

* Aus Wien kam uns folgendes Epigramm zu:

An Dr. Lecher.

Ich muss an Ruhm und Ehr'
Vor dir zurücke bleiben.
Zwölf Stunden sprechen macht mehr,
Als vierzig Jahre schreiben.

Und wir setzen bei:

Man kann in einer Rede
Ja freilich oft mehr sagen,
Als mancher, der mit Schreiben
Sein Lebtag sich thut plagen.

* Die drei Todfeinde des Gewerbestandes heißen Großindustrie, Socialdemokratie und — Schlendrian. Die Principien der Socialdemokratie sind für die Verhältnisse der Großindustrie berechnet, für die des Kleingewerbes passen sie nicht. Der Kleingewerbestand steht im Zeichen des Patriarchalismus, einer organischen, familiären Gliederung zwischen Meister, Gesellen und Lehrling. Der Kampf mit der Großindustrie und anderes hat das Kleingewerbe verdorben, so dass der Erbfehler des Gewerbestandes, die Unverlässlichkeit, sich häufig bis zur ausgemachten Gewissenlosigkeit gesteigert hat. Es gibt noch Ausnahmen, und wir schlagen vor, für tüchtige und zuverlässige Handwerker in Zeitungsblättern öffentliche Ehrentafeln zu errichten. Jeder Kunde soll den Namen des Handwerkers, mit dem er zufrieden ist, in die Ehrentafel setzen lassen.

O. W., Graz: Jener bewusste Wicht, den ich früher für einen anständigen Mann gehalten, weicht mir seit einiger Zeit persönlich aus, treibt aber unter meinem Namen allerhand Allotria. Weil er selber ein Gauch ist, beschimpft er andere, weil er selber nicht deutsch kann, höhnt er andere ob ihrer deutschen Art, weil er selber nur mit schweren Nöthen dem Kotter entkommt, denunciert er andere unter dem Schutze eines fremden Namens. Und damit glaubt dieser Ärmste ein — „Patriot" zu sein! Ich werfe seine anonymen oder pseudonymen Zuschriften nunmehr ungelesen in den Ofen, und wenn mir seine weiteren Schelmenstücklein zu bunt werden, dann hänge ich ihn auf — an einen Zaunpfahl des „Heimgarten". R.

F. Sch., Neunkirchen: Viel schönen Dank für den Rückertspruch. Aber wir können uns doch selber keine Huldigung darbringen!

* Eine große Anzahl neuer Bücher für das Weihnachtsheft zu spät eingetroffen. Besprechung später.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Erdsegen.

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernkirchleß.
Herausgegeben von **Peter Rosegger.**
(Fortsetzung.)

Adamshaus, am fünfzehnten Sonntag.

Lieber Philosoph!

In einer der vergangenen Wochen hat's bei uns Zank gegeben und zwar zwischen Vater und Mutter. Das soll selten vorkommen, denn es ist, wie der Rockert sagt: „Die Mutter thut, wie's der Vater anschafft, und der Vater schafft an, wie's die Mutter haben will." Diesmal hat aber das Männchen nicht behalten, das heißt — recht behalten hat jedenfalls die Frau, er hat nur einmal zufällig seinen Willen durchgelegt.

Die Sache hat sich so begeben. Aus dem Breitengasthof sind zwei Bauern gekommen, denen sich auch unsere Nachbarn Schragerer und Kalmbock beigesellt hatten. Sie traten um die Mittagsstunde so feierlich ins Haus, daß wir alle miteinander erschraken. Sie kamen mit einer Zumuthung, mit der kaum noch einer die Schwelle dieser alten Hütte überschritten hat. Man wolle den Adam Weiler, insgemein Adamshauser im Almgai, zum Landtagsabgeordneten wählen und er möchte die Wahl annehmen.

Digitized by Google

Eine Weile verstand sie mein Hausvater gar nicht, dann aber legte er seine flache Hand aufs Knie, wie er gerne that, wenn er etwas mit Nachdruck sagen wollte, und sagte sehr leise: „Manner, was fallt euch denn ein? Ich ein Landbote? Ich, der alte Almbauer, der nichts weiß, der nit weiter kommt, als nach Hoisendorf hinab, der sich bei nichts auskennt, was sie in der Neuzeit machen auf der lieben Welt. Das thät' doch hell zum Lachen sein!"

„Just deswegen, Adam!" antworteten sie. „Just weil du dich nit kümmerst, was die andern thun, just, weil du so heimständig bist, brauchen wir dich. Wir wollen keinen, der in der großen Politik mitredet, die ändern wir Bauern so wie so nit. Wir wollen auch keinen Herrn-Bauern, der sich gern mit dem Großgrundbesitz zusammmenthut. Wir brauchen einen, der ein altgesessener Bauer ist, der alten Brauch und alte Wirtschaft haben will, weil unsere Äcker und Wiesen auch die alten bleiben und weil wir uns nach unserem Sommer und Winter richten müssen und nit nach dem, wie anderswo Sonnenschein und Regen ist. Du bist einer, der selber arbeiten muss wie ein Knecht, der die Nothigkeit des Bauernstandes an sich selber spürt. Dem Mittelbauernstand geht's jetzt schon auch darum so schlecht, weil er allweil Großbauern in den Landtag geschickt hat. Das muss eine Veränderung nehmen. Einer, der sich um nichts bekümmert, als um die Wirtschaft, der ist uns der liebste. Der wird als Landbote auch nichts anderes sein. Wir wollen nur einen Schutz für unseren Bergbauernstand, das andere geht uns nichts an. Und da haben wir halt an dich gedacht, Adam Weiler."

Dieser saß da, schlug die Hand hastig auf den Oberschenkel. Sagen that er jetzt gar nichts.

„Du wirst meinen, dass es nicht geht, weil du wochenlang vom Haus fort sein musst", redeten sie weiter. „Du weißt aber doch, dass der Abgeordnete eine Entschädigung kriegt. Davon kannst du dir derweil einen tüchtigen Wirtschafter halten und bleibt noch was übrig. Schau, dir und uns allen thust was Gutes, wenn du annimmst. Du hast einmal unser Vertrauen. Im ganzen Gai heißt es: Kein Besserer als der Adamhauser. Deine Wahl ist so viel als sicher. Geh, Weiler, nimm's an!"

Stand jetzt mein Hausvater schwerfällig auf, wendete sich schräg gegen die Wand hin und brummte: „Gar nichts sag' ich drauf."

„Also, du nimmst an?"

„Aber saggra — nein!" brummte der Hausvater auf.

„Du wirst doch nit bös auch noch sein, Nachbar?" sprach der Bauer Kulmbock.

„Bös! Was soll ich denn bös sein?" rief wieder der meinige und warf seine Arme auseinander. „Kann mich ja g'freuen! Kann mich ja g'freuen! Aber thun thu' ich's nit. Mein Lebtag' nit!"

Er ſetzte ſich auf den Holzblock im Herdwinkel und hub an, ſchwer zu athmen.

„Mein Gott, er hat ihn halt ſchon wieder!“ jammerte die Hausmutter. „Wenn er halt in die Hitz' kommt, da hat er gleich den Lungeldampf! Es iſt wohl ein heiliges Elend!“ Dann ſagte ſie zu den Abgeſandten: „'s wird ja eh nit auf der Stell' ſein müſſen, daſs er zuſagt. Laſst's nur Zeit ein par Tag'. Er wird's überlegen. Gelt, Vater, du wirſt es überlegen?“

Der aber hatte jetzt ausſchließlich mit dem Athmen zu thun. Die Männer wünſchten ihm baldige Beſſerung und ſie wollten in zwei Tagen wieder kommen.

Als ſie fort waren, bereitete die Hausmutter dem Leidenden ſeinen Hexenkrautrauch. Und als hierauf das Aſthma nachgelaſſen hatte, begann ſie ihn zu bearbeiten. Weil er ſelber nichts aus ſich zu machen weiß, ſo muſs ſie halt wieder einmal eingreifen. Man hat ihnen gerade gern zugehört.

„Müſsteſt wohl ein Lapp ſein, wenn du ſo was ausſchlagen thäteſt“, ſagte ſie zum Hausvater.

„Ja“, entgegnete er, „das kunnt ſauber werden. Kunnteſt du gleich alleweil hinter mir ſtehen mit dem Hexenkraut, im Landtag, wenn mir im Reden der Lungeldampf kommt.“

„Wirſt dich doch nit allemal gleich in die Hitz' reden! Werden's die anderen auch nit thun.“

„Na freilich, wird der Menſch ruhig bleiben, wenn er hört, daſs alles gegen ſeiner iſt. Daſs ſie nichts als neue Sachen, alleweil nur neue Sachen aufbringen wollen, dabei der alt' Bauernſtand zugrund' gehen muſs. Da verſchlagt's gar einem andern oft die Red', der gut auf der Bruſt iſt.“

„Nau, ſo red' gar nichts!“ rieth ſie. „Iſt's auch nicht ſchlechter, als ſo. Dein Geld kriegſt doch.“

Jetzt ſchaute er ſie an. Das war ſtark. Der Blick war ſtark. So einen hatte ich bislang an meinem Hausvater nicht geſehen. Sie machte Kehrt und ſagte: „Wenn man Kinder hat, ſoll man die Bekanntſchaften nicht verſchmähen. Denk' an den Valentin. Wer weiß, ob du nit für ihn was thun kannſt, wenn du Landbot' biſt. Denk' an den Franzel. Wird auch nit alleweil im Almgai bleiben wollen. —“

„Bleiben ſoll er!“ rief der Hausvater heftig. „Und mit deinem dummen Reden kannſt mir aufhören. Mit deinem ſchlechten Reden! Sich wählen und zahlen laſſen dafür, daſs man dabei ſeinen eigenen Vortheil ſucht!“

„Uh, du lieber Gott, den werden andere wohl auch ſuchen. Deswegen ſitzen ſie ja drinnen, daſs ſie ihren Vortheil ſuchen.“

„Bieg' mir die Wort nit um, Weib! Ob einer den Vortheil für seinen Stand oder für sein Haus sucht, das wird wohl ein Unterschied sein. Nit?"

Vor Aufregung zitterte er. Dann hoben sich seine Achseln, es hob sich seine Brust. Wieder die schreckliche Athemnoth, und zwar heftiger als je.

Die gute Hausmutter mochte denken: Er soll jetzt nur ein bissel zappeln, warum giftet er sich so in die Hitz hinein! — Und machte gar langsam mit allerlei Umständlichkeit den Rauch. Er hielt seinen Mund über die grauen Wölklein des knisternden Krautes, aber der Krampf wollte diesmal nicht nachlassen. Der Arme rang erbärmlich mit der Noth, die Stirnadern, die Halsadern schwollen an, die offenen Lippen zuckten, die Augen traten hervor.

„Jesus Maria! — Rocherl!" schrie die Hausmutter. Der erschrockene Bursche langte von der Wandstelle die Weihkerze, um sie anzuzünden. Die Barbel lief hinaus zum Brunnen um frisches Wasser, mit dem labte sie ihn und schaute ihn dabei mit einer unbeschreiblich rührenden Innigkeit an. Er tastete nach ihrer Hand: „Du — mein liebes Kind!" Ich sah, wie an seiner Wimper ein Tropfen hieng. — Dann ist ihm leichter geworden.

Von dieser Zeit an sagte die Hausmutter nichts mehr, dass er sich in den Landtag wählen lassen soll. Nach zwei Tagen kam der Kulmbock nachfragen, ob der Adam es sich überlegt hätte. Sie antwortete: „Es ist gescheiter, du redest gar nit mehr mit ihm. Schad' um jedes Wort." „So soll er's sein lassen. Mir ist's recht." Das entgegnete der Kulmbock und schlürfelte davon.

Heute ist Palmsonntag. In der Schule haben wir ja gelernt, dass Christus, den Palmzweig in der Hand, auf einem Esel in Jerusalem eingeritten ist. Das hat weitere Folgen, denn heute bin ich mit einem großen Buschen von Katzelweiden über der Achsel in Hoisendorf eingezogen. Das heißt man hierzulande Palmesel sein. Von jedem Hause der ganzen Gegend haben Knechte solche Buschen herbeigetragen, und der Curat hat sie in der Kirche geweiht. Dabei hatte sich eine Art dramatischer Scene abgespielt zwischen dem Priester und dem Lehrer. Sie giengen mit der Procession um die Kirche, der Lehrer voran, der Geistliche hinten drein. Als sie zum Kirchenthore kamen, schritt der Lehrer rasch hinein und schlug das Thor dem Priester vor der Nase zu. Dieser stand davor und rief lateinische Sprüche. Der Lehrer antwortete mit solchen von innen. Es war wie ein Einlassheischen und Einlassverweigern. Endlich war das Thor wieder offen und alle zogen hinein in die Kirche, die mit tiefer Passionstrauer angethan ist in diesen Tagen. In den Städten sind solche kirchliche Feste ein Schaugepränge, oft nur zur Ergötzung der

Müßigen. Man muss es sehen, wie hier das Volk sich mit allem Sinnen und Sehnen dem Eindruck der heiligen Geheimnisse hingibt.

Als das Passionsamt zu Ende war, schritt der Lehrer, bescheiden und würdig wie immer, von Bank zu Bank und theilte an die Leute Palmzweige aus. Warum der Tollpatsch meine Barbel übersehen hat? Jeder und jede bekamen ihren Zweig mit den weichen Kätzlein, die Barbel drückte sich zu demüthig hinter den Pfeiler und gieng leer aus. Dafür bekam sie daheim den ganzen Buschen, den ich getragen hatte, damit sie ihn auf dem Dachboden verwahre. Im Sommer, wenn die Wetter blitzen, soll man davon in die Herdglut legen, der aufsteigende Rauch von Palmzweigen nimmt der Wolken böse Macht. O Barbel, was wird das werden, im Sommer, wenn die Wetter blitzen!

* * *

Am Ostersonntag, das ist der sechzehnte des Jahres.

Mein lieber treuer Freund!

Ich füge mich ja gerne Deinem Willen, Deine Briefe, so lieb und beantwortenswert sie auch sind, nicht weiter zu berühren in meinen Berichten. Du willst einheitliche Stimmung haben in diesen Land- und Bauernbriefen, und ich bin Dir gar dankbar, dass ich mein vertrauliches Tagebuch an Dich richten darf.

In dieser vergangenen Charwoche hätte ich gewünscht, ein paar feingebildete Städter, zum Beispiel die Redacteure der „Continental-Post", bei mir zu haben. Nein, um des Himmels willen, nein, diese Herren hätten alles verdorben, aus den so merkwürdigen Vorgängen eine Komödie gemacht. Nur Du, dessen tiefe Weltauffassung alles begreift und achtet, hättest da sein sollen. Die Charwoche ist in der Bauernschaft dieser Berge oder wenigstens in meinem alten Adamshause ein einziges Weihefest. Alle weltliche Tendenz der Arbeit tritt zurück, allen häuslichen Verrichtungen wohnt eine wunderbare Stimmung inne, von der sie dort unten nichts ahnen.

Wäre ich in meiner Jugend nicht selbst religiös gewesen, ich würde es nicht begriffen, nicht bewundert, nicht begrüßt haben wie eine mit der Kindheit versunkene Welt, die wieder aufersteht und die Vergangenheit mit zum Leben erweckt. — Schon am Montag hatte der Rocherl mit seiner einzigen gesunden Hand das hölzerne Crucifix vom Wandwinkel gehoben und auf den Tisch gestellt, zum Gedächtnisse an die Leidenswoche. Vater und Mutter fasteten jeden Tag bis die Sonne untergieng. Am Abend musste der Rocherl stets Theile aus der heiligen Passionsgeschichte lesen. Es ist doch keine Mär. Die guten Leute scheinen in diesem Sichvorangenhalten des Leidens Christi wirklich Trost und Frieden in ihren eigenen Widerwärtigkeiten zu finden. Am Gründonnerstag abends hatten

wir ein Mahl, das zwar nur aus geschmälzten Bretzen bestand, aber sehr feierlich genossen wurde. Nach demselben wuschen wir uns am Brunnen die Füße. Die Hausmutter, die Barbel und der Franzel giengen barfuß hinaus auf den Rasen, der überall schon grünt. Ich dachte, das geschähe zur Erinnerung an Christi Gang auf den Ölberg, weil ja die ganze Woche gleichsam ein einziger ununterbrochener Gottesdienst ist. Der Franzel jedoch verrieth mir, das dieser Rasengang am Gründonnerstag das ganze Jahr hindurch vor einem jähen Tod bewahre. Am Freitage und Samstage saßen wir die längste Zeit in der Kirche bei den Dir vielleicht bekannten Osterceremonien. Anstatt des Läutens auf dem Thürmlein knatterte eine mächtige Charfreitagsklapper so heftig, dass der ärarische Jäger den Mesner um sofortige Abstellung angieng, weil sie aus dem ganzen Thale das Wild verscheuche. Zum Glücke kamen schon am Samstage die Glocken wieder aus Rom zurück, diese waren den Rehen und Hirschen vertraut, so dass es, Gott sei Dank, zu keiner Auswanderung kam!

Die unzähligen Ostersitten schreibe ich Dir nicht, es gäbe ein Buch. Nur davon sollst Du wissen, dass in dieser heutigen Nacht ein großes Osterfeuer angezündet worden ist auf der freien Höhe oben hinter dem Schachen. Die Burschen der Nachbarschaft hatten schon tagelang gebaut an dem Holzstoß, und als die Auferstehungsfeier vorüber war und der Ernst der Fastenzeit, die Trauer der Charwoche sich ganz plötzlich in Freude und ausgelassene Lustbarkeit verwandelt hatte, gieng von weit und breit alles zusammen auf diese Höhe. Es war eine schöne, laue Vollmondnacht, der Boden war schneefrei und aus Hoisendorf waren die Musikanten da. Der Rocherl, der Franzel und ich waren natürlich auch hinaufgegangen, doch bekümmerte es mich, dass der arme Bursche mit der durchschossenen Hand, die er in der Binde trägt, recht traurig war. Alles Jauchzen und Pöllerknallen hat's nicht vermocht, dass er so heiter gewesen wäre, als die anderen jungen Leute, Männer und Mädchen, die sich dort zu allerlei Schabernack versammelt hatten. Besonders war's ein junger, ungehobelter und etwas verwahrloster Bursche — den Spitzelbuben heißen sie ihn — der sich nicht genugthun konnte an derben Reden und rohen Späßen, zur Ergötzung der einen, zum Ärgernis der anderen. Besonders die Dirnlein flohen ihn mit Abscheu, während er sich immer um sie zu schaffen machte und nach dieser oder jener haschte. Das große Feuer loderte voll grauenhafter Pracht in den dunklen Nachthimmel auf. Dabei wurden Schüsse abgefeuert, Osterlieder gesungen, die zum Theil einen so weltlichen Sinn hatten, dass manches Mägdlein sich die Ohren zuhielt. Die Burschen übten sich mit hellem Geschrei im Springen und Ringen. Mehrere kleine Feuer waren angezündet worden, über die sie sprangen. Einer trachtete dem andern kleine Hindernisse zu bereiten und die Unterliegenden wurden mit Kohle gezeichnet, indem man

ihnen die Nasen anschwärzte. Auch mein Rocherl mischte sich, von mehreren Seiten gereizt, endlich unter die Heiteren, und der Spitzelbub eiferte ihn an, über ein Feuer zu springen. Dieweilen der Rocherl ausholte, zog der andere unbemerkt eine schwarze Schnur. Der Rocherl sprang, stolperte darüber und wäre mitten in die Flammen gefallen, wenn ich nicht zufällig daneben stehe und ihn auffange. Der Spitzelbub schlug ein grelles Gelächter an, über den großen Witz, aber wir dachten einigermaßen anders darüber.

„Es ist zwar die heilige Osternacht", sagte ich, „aber etwas knechtliche Arbeit wird mir doch erlaubt sein." Darauf habe ich den Spitzelbuben hergenommen. — Es sei ja nur ein Spass gewesen, versicherte er flehend. „Es ist ja auch das nur ein Spass!" sagte ich und waltete scharf. Die Racheengel waren zu Dutzenden da. Besonders weibliche. Anfangs hielt ich es für eine mildere Entwicklung, als der Missethäter den Dirnen überlassen wurde, bald aber mussten Männer schlichtend eingreifen, um ihm das Leben zu retten. Zerreißen, erdrosseln wollten sie ihn. „Den lieben Adamshauser Rocherl, der eh die kranke Hand hat, den wollt' er ins Feuer haspeln! Werft ihn selber hinein, den Unhold! das Schandmaul!"

Endlich haben die jungen Furien, wovon einige sehr reizend waren, sich damit begnügt, dem Spitzelbuben die Hände auf den Rücken zu binden, die fetzigen Haare zu versengen und das Gesicht zu schwärzen. So haben sie ihn dann über die Höhe hinausgejagt und hinab in die Steinschlucht.

Mein Rocherl war nun der Gegenstand wärmster Theilnahme und da habe ich bemerkt, wie dieser Junge, dessen sanfte Trauer um die verlorene Hand einen weichen Verklärungsschein um seine classische Schönheit legt, der Abgott aller Mädchenherzen ist. Doch scheint er das gar nicht zu wissen oder es ist ihm einerlei — er hat sich den Huldigungen bald entzogen. Als wir zusammen nach Hause gehen und die weite, mondbeschienene Berglandschaft so friedlich vor uns daliegt, sagt er plötzlich: „Wie schön ist doch die Welt!" — In einem so tieftraurigen Tone hat er das gesagt, dass ich stehen bleiben musste und ihm ins Gesicht schauen. — Als wir weiter giengen, war mir, als wolle er noch etwas sagen, that es aber nicht.

„Jetzt kommt die schöne Frühlingszeit", sagte ich. Er schüttelte fast unmerklich das Haupt. Endlich lehnte er sich an einen Baum.

„Ist dir etwas, Rocherl?"

„Hansel", sagte er leise, stockend: „die Barbel hat geweint . . ."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Barbel hat geweint.

Die mit sieben Schlössern zugeschlossene Barbel! Die so lustig gewesen sein soll in früherer Zeit! Und gesagt haben soll, für traurige Leut' wär' der Himmel nit eingerichtet! — Die hat geweint? Wann? Warum? Der Bursche hat weiter nichts gesagt.

Wir kamen zum Hause. Er reichte mir die Hand, was er sonst nie gethan hatte. Es war, als wäre ich jetzt sein Freund geworden, dem er ein gar tiefes Geheimnis anvertraut hat.

„Gute Nacht, Hansel!"

Ich habe freilich keinen Augenblick geschlafen in dieser Osternacht. — Die Barbel hat geweint . . .

* * *

Am siebzehnten Sonntage.

Ich nenne Dich nicht mehr. Du bist es ja. Ich erzähle. — Der Osterjubel ist verstummt. Es war ein wahrer Jubel, wie ein klingender, knallender Springbrunnen aus den Herzen. Christ ist erstanden, und das Frühjahr ist da! Freilich Grund genug zu einem tausendstimmigen Freudenschrei gegen Himmel.

In den Thälern, auf die wir niedersehen, grünen die Wiesen, zwischen hin gießen die braunen Bäche, in denen der weiße Winter zu Thale fährt, seit Wochen. Im Hochgebirge, das hinter den Almen und Waldrücken in freier Ferne steht, will sich noch nichts rühren. Alles starr. Und wenn über unserem Gai die warme Aprilsonne leuchtet, steht über jenen Höhen ein graues Schneegestöber, in das sich die Kuppen und Spitzen verlieren.

In dieser Woche, wenn wir beim Tische beisammen saßen oder in der Arbeit nebeneinander zu thun hatten, habe ich manchmal verstohlen der Barbel an die Augen geguckt. Es sind die schönen, sanften, großen Kinderaugen, wie immer. Ein feuchter Glanz ist in ihnen. Vielleicht hat der besorgte Rocherl das für ein Weinen gehalten.

Am Ostermontag ist der Jäger Konrad, der auf den Rocherl geschossen hat, in unser Haus gekommen. Er trat sehr höflich ein, ohne Gewehr, ohne Gemsbart oder andere Jägerhoffart, aber die Hausmutter begrüßte ihn mit den Worten, ihr wäre es lieber, wenn sie seiner von hinten ansichtig würde.

Ob der Rocherl daheim wäre, fragte er demüthig.

„Der Wildschütz?" darauf die Hausmutter giftig, „der wird wohl mit der Büchsen im Wald sein! Wo denn sonst?"

„Er ist von der Kirchen noch nit heim", berichtigte der Hausvater gutmüthig.

Der Jäger gieng hinaus und setzte sich im Hof auf den Kopf des Brunnentroges. Wir beguckten ihn durch das Fenster und ergiengen uns in Muthmaßungen, was das zu bedeuten habe. Ob er nicht etwa

dienstlos geworden war? Vielleicht hatte ihn der Jagdherr abgesetzt, weil er auf Menschen schießt.

In diesen Gegenden wird am Ostersonntag von jedem Hause aus ein Korb mit Rauchfleisch, hartgekochten Eiern, Osterbrot und geschnittenem Meerrettig in die Kirche getragen, wo die guten Sachen, wie eine Woche vorher die „Palmen", ihre Weihe empfangen. Von diesen geweihten Speisen genießen alle beim Ostermahl, und wenn während der Osterzeit fremde Besucher ins Haus kommen, so wird ihnen ein Teller mit solchem Aufgeschnittenen vorgesetzt. Nun sagte der Hausvater zu seinem Weibe: „Mutter, gib dem Jager ein paar Schnitteln Osterfleisch hinaus!"

Sie hatte für diesen Wunsch nichts, als einen Blick der Entrüstung. Aber dann mochte es ihr vorkommen: Über geweihte Sachen soll der Christenmensch seinen Hass nicht spinnen. Sie holte aus dem Kasten den Fleischkorb hervor, aus einem andern einen blumigen Teller, und begann aufzuschneiden. Das war gar nicht karg, die braunen Spalten, die Scheiben der Eier, die gelblichen Brotschnitten, die lockeren Späne des Krens darüber füllten beinahe den Teller. Sie wollte ihn schon heben und hinaustragen, da zuckte ihr die Hand zurück. „Zum Unfallen ist mir, so schlecht!" schrie sie grell auf. „Nein, so was kann unser Herrgott nit verlangen!"

Sie hat den gefüllten Teller in den Kasten gestellt, diesen abgesperrt und den Schlüssel in den Kittelsack gesteckt. — Recht hast, Mutter, musste ich ihr zudenken, das ist noch Rückgrat.

Der Jäger saß immer noch draußen und wartete. Einmal stand er auf, hielt seinen Mund vor das Brunnenrohr und trank. Dann setzte er sich wieder hin und wartete. Endlich kam der Rocherl daher in seinem grauen, grünverbrämten Feiertagsgewand. Im grünen Hutbande stak ein Sträußchen frischer Primeln, die er im Thale gepflückt haben mochte. Vielleicht auch ließ er sich's von jemandem schenken. Den rechten Arm trug er in einer hellrothen Tuchbinde.

Der Jäger gieng ihm bis zur Hofplanke entgegen.

„Ich wart' schon auf dich", sagte er.

„So!" antwortete der Rocherl, ohne weiter stehen zu bleiben.

„Wenn du dich ein wenig hersetzen wolltest, Rocherl. Ins Haus mag ich nit hinein gehen. Ich möcht' halt was reden mit dir."

Der Bursche setzte sich einigermaßen widerwillig auf den Brunnentrog.

„Ich hab' dich fragen wollen, wie geht's dir denn mit der Hand!" so fieng der Jäger ganz gelassen an.

„Wie soll's mir denn gehen? Ein Loch hat sie halt," antwortete der Rocherl.

„Ist die Kugel heraußen?"

„Wahrscheinlich. Weil's jetzt zuheilen thut."

„Kannst die Hand brauchen?"

„Nit abbiegen laſst ſie ſich.“

„Thut's noch weh'?“

„Oft. Bei der Nacht.“

„Wenn nur einmal das Blei herauſsen iſt!“ meinte der Jäger. Dann ſchwieg er und ſchien, wie es mir, dem Lauſcher, vorkam, nach gutem Ausdruck zu ſuchen. Und nach einer Weile: „'s iſt wohl ſaudumm, daſs es ſo hat ſein müſſen. Ich hab' am vorigen Samstag für drei Monate meine Löhnung bekommen.“

„Iſt eh recht“, ſagte der Rocherl, „zu den Feiertagen braucht der Menſch immer Geld.“

„Ja, aber — Rocherl, ich hab dich' um etwas bitten wollen. Weißt, im Wirtshaus g'freut's mich jetzt nimmer. Das Kartenſpielen auch nit. Für den Tabak langt's ohnehin noch aus.“

„Haſt recht“, ſagte der Rocherl.

„Schau, du ſollteſt deine Hand halt doch von einem Doctor unterſuchen laſſen, ob das Ding wohl auch richtig herauſsen iſt. Daſs du kein Krüppel bleibſt. Und da — hab' ich mir gedacht — iſt es meine Schuldigkeit, daſs ich — gelt, Rocherl, du biſt mir nit bös deswegen.“ Er wickelte langſam den Ballen ſeines blauen Sacktuches auseinander, und da iſt ein Geldtäſchlein zum Vorſchein gekommen.

Der Rocherl ſtand ſchnell und zornig auf. „Mein lieber Konrad! Was ich ſchon gelitten hab' um dieſe Hand, das iſt nit zu zahlen. Und was ich noch werd' leiden müſſen! Glaub's ſchon, daſs es dich jetzt ſtiert! Mein ganzes Leben iſt verſpielt! — Steck du dein Geld nur wieder ein.“ — Er ließ den Jäger ſitzen und gieng raſch ins Haus.

Jener hat noch eine Weile auf dieſes Haus hergeblickt, iſt dann durch die Hoflucke hinaus und über die Matte davongegangen.

Alſo habe ich geſehen, daſs dieſer Rocherl der Sohn ſeiner Mutter iſt. — Wenn die Herren vom Walde glauben, hinterher mit Geld alles gutmachen zu können — bei dieſen Leuten im Adamshaus kommen ſie ſchlecht damit an. Hier gilt nicht jedes Geld.

Habe ich Dir ſchon geſchrieben, daſs ſtatt meines ſpröden Adams der Kulmbock zum Landboten gewählt worden iſt? Seine Antrittsrede beim Kirchenwirt war: „Na, die ſollen ſich g'freuen! An mir kommt keiner vorbei! Wenn ſie glauben, die Herrſchaften, daſs ſie mich mit dem Viehſalz abfüttern werden! Na, gute Nacht! Mit mir werden ſie nix z'lachen haben! Bei mir kommen ſie an den Unrechten! Schuhnägel friſs ich nit!“

Das iſt der derbe, klobige Kulmbock. Wir werden uns auf Großartiges gefaſst zu machen haben bei dieſem Manne. Schuhnägel friſst er nit! Der geht auf keine Compromiſſe ein. (Fortſetzung folgt.)

Der fliegende Weinhändler.

Von **Hans Hoffmann.**[1])

Es gab eine Zeit, da die Menschen noch keine Seekrankheit kannten, sondern ungekränkt über das Meer fuhren. In dieser glücklichen Zeit ereignete sich Folgendes.

Ein frommer Weinhändler in Lübeck nahm sich den Schaden zu Herzen, der vielen Leuten durch starke Getränke an Leib und Seele geschieht, indem es sie trunken und dann verliebt oder raufsüchtig macht, und er beschloss, diesem Übel dadurch zu steuern, dass er die Stärke seiner Weine um ein Beträchtliches verminderte. Er nahm klares, gesundes, erquickliches Brunnenwasser und goss dieses mit Geschicklichkeit unter großen Mühen mittels eines Schlauches in seine Fässer, also dass es mit dem feurigen Weine sich auf das anmuthigste mischte und seine Gefährlichkeit milderte, ähnlich wie ein sanft geartetes Eheweib den Sinn ihres wüthigen Gemahls zu sittigen vermag. Und er verkaufte den so gereinigten Wein um nichts theurer als den früheren, obgleich er doch um vieles nützlicher zu trinken war, und trotz der großen Arbeit, die er ihm gemacht hatte.

Es geschah aber, wie es oft geht, dass die Leute in seiner Stadt nicht erkennen wollten, was ihnen Gutes widerfuhr, sondern hämisch unter einander zischelten und hochmüthig sprachen: „Pfui Teufel, schmeckt das Zeug dünne!“ Und sie wurden unlustig und lässig bei ihm zu kaufen.

Das gieng ihm wiederum zu Herzen, denn er fürchtete, sie möchten ihr Geld zu schlimmen Gesellen tragen und möchten so das Gemeinwohl schädigen, und er beschloss abzuhelfen. Er kaufte in fremden Städten allerhand köstliche Säfte und Spezereien und spendete viel Geld dafür, als da sind unvermischter, trefflicher Spiritus, gute Schwefelsäure und mannigfache andere gewürzige Säuren und Kräuter; und alle diese Dinge that er mit Freuden seinem Weine hinzu und vermengte sie damit emsig.

Und sein Fleiß ward gesegnet, denn der Wein ward nunmehr noch viel feuriger als am ersten Anfang und von viel lockenderem Wohlgeschmack, und sein Duft stieg angenehm in die Nase wie der Duft einer Blume.

---

[1]) Aus dem neuen Buche: „Ostseemärchen“ von Hans Hoffmann. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1897.) Siehe Seite 235.

Und die Käufer kamen wieder reichlicher noch als vordem und tranken vergnüglich und sprachen zu einander: „Es hat einen feinen Jahrgang gegeben dahinten am Rhein und in Welschland, und unser Meister hat Glück und Verstand gehabt bei dem neuen Einkauf.“

Das gieng so eine Zeit lang; da erhoben sich Schnüffler und Afterredner, die spitzten die Mäuler und schnalzten mit den Zungen und verbreiteten das Gerücht, dieser Wein schmecke verdächtig und mache gräßliche Kopfschmerzen und andere Beschwerden, so man genug davon trinke. Und das wolle man doch; es stehe niemand gerne auf, ehe er redlich betrunken sei; das aber bekomme hier übel.

Solches Gerücht gieng wandern, und es währte nicht lange, so begannen die Käufer zum anderenmale sich merklich zu mindern. Da ergrimmte der fromme Weinhändler über die Herzenshärtigkeit seiner Mitbürger und faßte den ernsten Entschluß, ihnen von diesem Jahrgange gar nichts mehr zu verzapfen, sondern die noch vollen Fässer über die Ostsee zu fahren zu treuherzigeren Völkern, die an scharfe Sachen gewöhnt wären und nachher ihren Katzenjammer geduldig dahin nähmen als eine göttliche Schickung. Er wußte aber, daß solche Völker in Pommern wohnten und weiter in Preußen, ingleichen auch bei den Nordmännern über dem großen Wasser.

Also rüstete er ein Schiff und stach fröhlich in See und hoffte wieder heimzukehren mit leeren Tonnen und vollem Beutel.

In solcher Vorfreude seines Herzens und weil der Wind günstig war, gab er am dritten Tage dem Schiffsvolke ein Fäßlein preis, daß sie tapferen Mutes blieben. Ein rechter Schiffer aber macht ganze Arbeit im Trinken; und sie soffen den Wein, als wäre es Dünnbier. Davon widerfuhr ihnen das Übel, daß sie gänzlich betrunken wurden, und trieben gräßlichen Unfug. Zu guterletzt nahmen sie ein sehr großes Faß, schlugen ihm den Boden aus und ließen den Wein in gewaltigem Strome ins Wasser laufen. „Denn“, sprachen sie fröhlich, „die Meermänner unten müssen auch etwas haben, sonst werden sie uns feindlich und thun uns einen Schabernack. Und dem bitteren Seewasser kann's auch nicht schaden, wenn es etwas Geschmack bekommt, denn am letzten Ende kriegen wir's doch alle 'mal zu schlucken.“

Der fromme Weinhändler ward sehr betrübt über die Sünde solcher Vergeudung; denn er selbst war nüchtern, weil er es nicht für recht hielt, von seinem eigenen Weine zu trinken. Doch er konnte nichts ausrichten wider die wilden Gesellen.

Diese Leute aber hatten allerdings recht gehabt: die Meermänner kamen wirklich in dichten Schwärmen, denn der Würzgeruch lockte sie, und fingen das Getränk in riesigen Muscheln auf und tranken so viel davon, wie das nur solche Unmenschen können, noch viel mehr sogar als Schiffer.

Darauf wurden sie auch betrunken, und zwar über alle Menschenbegriffe, und huben nun an in dem Wasser umherzutollen wie gekitzelte Walfische. Sie kollerten sich auf den Wellen, schnellten jäh in die Höhe, schossen kopfüber in die Tiefe mit einem rasenden Purzelbaum und plätscherten im Kreise umher wie flatternde Erpel. Dazu vollführten sie ein Getöse mit Schnarren, Schnauben, Fauchen und Prusten, als ob sieben Sturmwinde wider einander schlügen.

Von so grenzenlosem Unfug kam das Meer in Aufruhr, wie wenn der Sturm es peitscht; die Wogen schlugen mächtige Schaumkämme und klatschten wider das Schiff mit donnerndem Anprall. Und je gewaltiger sie sich wälzten, desto vergnügter ward das Nixenvolk, das sich jauchzend auf ihnen schaukelte.

Aber das Schiff schaukelte nun auch, und zwar ganz erschrecklich, als ob es gleichfalls betrunken wäre, und dem frommen Weinhändler ward angst und bange, denn er merkte, dass es längst keinem Steuer mehr gehorchte, sondern verworren umhertrieb, weil die Schiffer in ihrem Rausch sich nicht darum kümmerten. Und obendrein fielen diese mit der Zeit einer nach dem andern um und kamen zum Einschlafen. Die Meermänner aber hielten es länger aus und trieben's immer noch toller; und das arme Schiff flog umher wie ein angeschossenes Wasserhuhn.

Der fromme Weinhändler versuchte in Todesangst mit Schreien und Rütteln die Berauschten zu wecken, aber das half ihm zu gar nichts; denn wie jeder erwachte, fieng er schrecklich an zu stöhnen und sich vor unsäglichem Elend zu krümmen. Sie hatten alle miteinander einen Katzenjammer so scheußlicher Art, wie ihn keiner jemals zuvor gekannt hatte. Ja so kläglich war dieser Zustand, dass sie allesammt liegen blieben, wo jeglicher lag, und ächzend schwuren, es sei ihnen ganz gleich, ob das Schiff untergehe oder nicht; zum wenigsten würden sie mit dem bisschen Leben auch dies Elend los sein. Und so viel der Unselige auch flehte und schalt, er konnte nichts ausrichten; sie stöhnten und fluchten und blieben ganz unthätig.

Er wusste aber nicht, dass ihm selbst das nichts mehr geholfen hätte, wären sie auch nüchtern und munter gewesen wie redliche Knaben; denn das Nixenvolk hatte es nunmehr ernstlich auf das Schiff abgesehen, weil sie noch mehr von dem wundervollen Wein darinnen witterten und den gerne haben wollten. Auch fanden sich jetzt immer noch andere ein, die noch gar nichts bekommen hatten und von schrecklichem Durste gequält wurden.

Also stemmten diese alle ihre starken Schultern von unten gegen das Schiff und schoben es vorwärts mit furchtbarer Geschwindigkeit, bis wo sie die nächste Steinklippe wussten, daran sie es zerschellen könnten. Das war ein Felsen einsam mitten im Wasser und hoch aufragend.

Als nun der fromme Weinhändler sah, daſs sein Schiff hilflos darauf zuschoſs und nicht mehr zu retten war, kroch er vor Verzweiflung in ein leeres Weinfaſs und erwartete da den Tod, vermeinend solcher Art gleichsam in seinem Berufe zu sterben. Allein wie nun das Schiff gegen den Stein prallte und knatternd zersplitterte, ward er mit seinem Faſse in gewaltigem Bogen hinausgeschleudert und fuhr in eine Spalte des rissigen Gesteins und blieb eingeklemmt darin hängen. Zwar dröhnte ihm der Kopf und alle Glieder von dem Aufprall, und er fürchtete zu zerbröckeln; jedoch hatte das Holzwerk den Stoß gemildert und seine Knochen erhalten.

Das andere Schiffsvolk aber versank zusammt dem Fahrzeug in die weiche Tiefe und ward damit des Katzenjammers ledig für ewige Zeiten. Und die Waſsermänner packten die vollen Weinfässer mit wuchtigen Armen und zerschlugen sie an den Felsen und soffen das Getränk im Herabfließen aus, ehe es das Waſser noch erreichte. Und sie wurden so betrunken, wie wir armen Landmenschen es gar niemals zu werden imstande sind. Sie umarmten einander mit brüllendem Jubel und trieben ungeheure Kurzweil viele Stunden hinter einander.

Und der arme Weinhändler saß nüchtern und frostig oben in seiner Tonne und sah die Trümmer seines Gutes den Felsen umspielen. Er weinte und rang die Hände als ein verlorener Mann. Doch da kam die Nacht, und trotz alles Brüllens und Tobens umher sank er vor Mattigkeit endlich in Schlummer.

Und da kam der Morgen, und die Sonne stieg herauf mit gewaltigem Lichte. Es war nun ganz still geworden ringsum und das wüste Lärmen verhallt, aber die See gieng noch hohl, und langrollende Wellen wälzten sich schwerfällig klatschend gegen die nackten, grauen Steinplatten. Und die Sonne gieng hinter Wolken, und ein grau schleichender Dunst quoll über das Waſser trübselig und öde. Und über dem Rücken der Wogen hin kroch ein zitteriges Kräuseln wie ein jämmerliches Frösteln.

Und alsbald auch vernahm er ein dunkles Tönen ringsum, das ihm durch Mark und Bein gieng, so schauerlich war's zu hören. Ein Stöhnen war es und ein Ächzen und Wimmern, und ein Gurgeln und Röcheln, wie wenn ein stürzender Meerstrom sich zwischen engen Felswindungen hindurchdrängt, oder wie wenn unter dem Eise in der Winternacht ein klagendes Gluckſen dahin hallt, gespenstisch und grausig.

Da kroch er schaudernd aus seiner Tonne und sah rund um den Fuß seines Felsens her den großen Schwarm der Meermänner gelagert in einem trostlosen Zustande. Die einen lagen platt an den Stein geschmiegt und krallten mit den Tatzen zuckend an seinen Zacken oder hielten sich den Dickkopf mit preſſenden Händen, als ob sie befürchteten, er möchte ihnen zerplatzen. Andere streckten sich bäuchlings im Waſser, krümmten und wanden sich mit jammervollen Grimaſſen und drückten mit wirrem Augenverdrehen

die Hände auf ihren Magen. Das Ganze sah aus wie ein Heer von Verwundeten auf verlassenem Schlachtfelde.

Der fromme Weinhändler erkannte an allen Zeichen sogleich, welcher Art solches Leiden sei; doch ein grauses Elend von so erschütternder Erscheinung hatte er auf dem festen Lande noch niemals gesehen und auch nicht bei seinen Schiffern.

Auf einmal that einer aus jenem trostlosen Volke der Jammergeschlagenen einen schauerlichen Aufschrei und wies mit einer starren Geberde auf den unseligen Mann, der ihnen so nahe saß und doch keiner von den Ihren war. Und ein dunkel anschwellendes Murren und Murmeln erscholl ringsum: „Der ist es! Der ist es!“ aus hundert heiseren, dumpf krächzenden Kehlen.

Und dann kletterten sie aufwärts in wirr wimmelndem Schwarm, immer näher mit keuchendem Drohen, und es gab kein Entrinnen, und sie glotzten ihn an mit ihren scheußlichen Fischaugen und klatschten mit den Schuppenschwänzen zappelnd auf den Stein. Dazu rochen sie abscheulich nach Thran und faulem Seetang oder auch nach Schwefelsäure und anderen Greueln.

Dem umringten Manne ward bei solchem Anblick unsagbar übel bis in die Abgründe des Magens, und er meinte zu fühlen, wie all seine Eingeweide sich zerrend verrenkten und in gräßlichen Schraubenwindungen sich zur Kehle hinauf drängten.

„Der ist es! Der ist es!“ hub sich jetzt eine einzelne tiefe, grobe Stimme aus dem dumpfen Haufen hervor, und dicht vor ihm reckte sich ein Ungethüm auf mit fletschenden Zähnen, gleich einem Haifischgebiss und mit einem langem Barte wie aus schleimigen Schlingpflanzen gewachsen, die von Krebsen und Krabben und anderem Geziefer widerlich wimmelten.

Aber so groß der Schreck und der Abscheu des armen Mannes auch war, sein Mitleid ward noch größer: ein so abgrundtiefes Elend stand in dem aschfahlen, grüngestreiften Antlitz des trostlosen Ungeheuers geschrieben. Allein solch Mitleid zergieng ihm wieder in Grausen, als jenes anhub zu sprechen:

„Verflucht sollst du sein, armseliger du und doch frevelhafter Landwurm! Gleichwie du heute unaussprechlichen Jammer über das Meervolk gelegt hast, so sollst du verdammt sein, bis ans Ende aller Tage die See zu durchkreuzen und gleichen Jammer zu bringen über alle deinesgleichen. Für ewige Zeit sollst du haltlos schaukeln auf den rollenden Wogen, für ewig behaftet mit dem schauervollen Siechthum, das uns heute durchwühlt, sollst ewig so schweben zwischen Leben und Sterben, sollst in endlosem Katzenjammer qualvoll dahinfahren. Und jedes Auge eines Landmenschen, das dich vorübersegeln sieht, wird geschlagen werden mit Entsetzen; sein Antlitz wird zucken und jäh verbleichen, wird nach kurzem Ringen dem

nämlichen Elend kläglich unterliegen. Wehe dann dir und wehe dem Geschlechte, aus dem du geboren bist! Nicht ungestraft mehr soll es hinfort über die Wogen wandern im schwankenden Schiffe, nicht unerreicht, nicht ungewürgt von der schauervollen Krankheit! Das sei euch der dauernde Fluch unserer Rache."

Er sprach's, und ein hunderstimmig markerschütterndes Stöhnen, dem Stoße eines Sturmwindes gleichend, bekräftigte seine Rede.

Und alsogleich fühlte der schiffbrüchige Mann, wie sein Fels sich bewegte und vorwärts glitt und schaukelnd gewaltsam schlingerte und stampfte. Und er sah, dass der Stein jetzt länglich geformt war, gerade wie ein Schiff, und eine Fläche trug, auf der standen drei kahle Bäume mit gespreizten Ästen, die wagrecht abstanden, und siehe, jetzt waren es Mastbäume. Und eine weiße Wolke senkte sich nieder und blieb hangen an einem Maste, und noch eine Wolke, und noch eine, und die festigten sich alle zu weißgeblähten Segeln.

Und so segelte das neue Schiff in schreckhaft eiliger Fahrt immer weiter und weiter und segelt noch heute nach vielen hundert Jahren immer kreuz und quer über die große See, bei Tag und bei Nacht, und findet keine Ruhe und erreicht niemals ein Land. Und der einsame Schiffer steht ewig am Steuerruder mit seinem Jammergesicht und mit schlotternden Knien; nur bei Windstille darf er die Segel reffen und sich schlafen legen; und dann wird er auch ganz unsichtbar, und man merkt sonst nichts von ihm. Sobald aber wieder Seegang ist, muss er aufstehen und segeln, immer die Kreuz und die Quer, und muss andere Schiffe suchen und an denen vorüberstreifen. Und mancher auf solchem Schiffe sieht ihn dann und mancher sieht ihn nicht; die meisten aber sehen ihn, nämlich wie einen Nebel vorbeihuschend bei Tage und wie einen leichten Glühschein bei Nacht, 'mal so geformt und 'mal so, ganz wie manchmal die Wolken allerlei Gestalt annehmen, 'mal wie ein Berg aussehen und 'mal wie ein Baum und 'mal wie ein Thier und so auch 'mal wie ein Schiff: gerade so wechselnd ist auch dies anzusehen als ein richtiges Gespensterschiff, was es eben ist. Und noch verwischter und verwaschener sieht man den Mann am Ruder; bloß, dass ein grünlicher Schein von seinen Augen glimmert; aber wer ihn so gesehen hat, dem gnade Gott! Für so lange kann der getrost einpacken, bis er ans Land kommt oder die See wieder ganz ruhig ist: so lange hat ihn die Krankheit. Und die Schiffer nennen diesen gespenstigen Segler den fliegenden Weinhändler.

Der Rübenſaft.

Eine Erzählung von **Hans Malſer.**

„Herr Doctor! Herr Doctor! Ein Patient iſt da!“ mit dieſer Nachricht ſtürzte die alte Haushälterin Juſtina zur Thür herein.

Der junge Doctor warf das Buch weg und riſs die Meerſchaumpfeife aus dem Mund, um ſie ſogleich wieder hineinzuſtecken. Dann ſagte er würdevoll: „Er ſoll warten.“

Nach einiger Zeit ließ er ihn eintreten. Ein älteres, aufgeregtes Männlein war's, haſtig und hinkend zur Thür herein, den Doctor mit angſtvollen Augen anblickend. Hilfe!

„Was fehlt Ihnen.“

„Gott, Herr Doctor! Am Fuß. Schon ſeit einiger Zeit an der Zehe. Es wird ſchlimmer. Retten Sie mich, Herr, ich fürchte eine Blutvergiftung.“

„Oho! Na, ziehen Sie mal den Stiefel aus!“

„Schmerzen! Schmerzen!“ wimmerte der Mann, dieweilen er ſich mit vieler Vorſicht und Umſtändlichkeit des Stiefels entledigte.

„Verdammt enges Schuhwerk!“ ſagte der Doctor.

Der Patient wand einen um die Zehen gewundenen Fetzen los. Der Doctor unterſuchte die kranke Stelle. Ein kleines, entzündetes Ding, als er dran tippte, rief der Kranke: „Weh, auweh!“

„Thut's denn weh?“

„Abſcheulich, Herr Doctor!“

Starr richtete er ſein Auge auf das Geſicht des Doctors, auf die bedenkliche Miene, die ſich dort gebildet hatte.

„Leider“, ſagte der Doctor, „ich kann da nichts machen.“

„Soll das — ein Todesurtheil ſein?“ ſtöhnte der Patient.

„Sie müſſen zu einem Hühneraugen-Operateur gehen.“

„Und eine Blutvergiftung?“

„Ei wo! Unſinn.“

„Ich hatte einen Vetter. Der hat auch ſo was gehabt, und zwar an der Hand. Gerade ſo hat's anfangs ausgeſehen. Und iſt nachher an Blutvergiftung geſtorben.“

„Ziehen Sie nur an.“

„Und wirklich ſonſt nichts? Wirklich keine Gefahr?“

„Na, machen Sie doch. Ich habe meine Zeit auch nicht gestohlen."

„Gott sei Dank. Nur ein Hühneraug'. Ich lebe ordentlich auf. — Was ich schuldig bin!"

„Na, ist schon gut. Gehen Sie nur."

Mit vielen Dankesausdrücken, strahlend vor Glück, huschte das Männlein zur Thür hinaus. Der Doctor schritt durch das Zimmer und dachte nach, warum er so großmütig gewesen sei. Diagnose zwei Gulden, Verordnung ein Gulden. Wenn man die Dummen nicht besteuert, die Klugen kommen ohnehin nicht.

Sein lebtag hatte Doctor Sponsard nicht so viele überflüssige Zeit gehabt als jetzt. Seit er einige Wochen zuvor seine Praxis eröffnet hatte, litt er so sehr an langer Weile, dass er sich sogar der Literatur in die Arme warf und die jung-deutschen Dichter las. Wovon ihn mancher, wie Julius Bierbaum und Hermann Bahr, zu fesseln begann. Dabei — damit doch die Zeit, in der er sich mit Bücherlesen abgab, eine nicht ganz verlorene war — rauchte er Meerschaumköpfe braun. So hielt er tapfer aus in der schauerlichen Einsamkeit seiner Ordinationsstunden. Heute jedoch geschahen Wunder — es klingelte schon das zweitemal. Die alte Magd erschien mit freudebrennendem Gesicht: 's geht an, Herr Doctor, 's geht an! 's ist schon wieder einer da!"

„Antichambrieren lassen! Sage Sie ihm, er soll warten, bis die Reihe an ihn kommt!"

„Haben der Herr Doctor —?"

„Gehen Sie nur!"

Aber die zehn Minuten Ehrenpause erschien dem Doctor länger, als dem Patienten, der das Warten bei den Ärzten gewohnt war. Wie doch der Zeiger schleicht! Sieben — acht Minuten. — Man könnte ihm ja ein paar schenken. — Nein, 's ist der Ordnung wegen. Endlich! Der Mann wurde vorgelassen. Gott, wie der aussah! Ein noch junger Mensch. Die gelblich grüne Haut straff um einen Todtenschädel gespannt. Gebückt, schlotternd, sich mit zitternder Hand an der Klinke stützend während des Eintrittes.

„Du kennst mich", schnaufte kurzathmig der Eingetretene, „wohl nicht mehr, Sponsard! — Wenn man noch — du sagen darf!"

„Kennen? Wüsste nicht. — Am Ende doch nicht? Nein, doch nicht der — der Blusinger!"

Der stand nur so da wie ein Sack voll Jammer und ließ dem Doctor Zeit, zu sich zu kommen.

„Nicht wahr, Freund —" stieß er dann mühsam hervor, „mich — hat's hergerichtet . . ."

„Also wirklich, Blusinger! Alter College von — ich glaube, in der Achten war's —?"

„Zwei Jahre lang — nebeneinander — auf der Bank."

„Wird stimmen. Na!" Er reichte ihm die Hand — einem festeren Angriff hätte die schwankende Gestalt wohl kaum standgehalten. Husten, Tasten nach dem Taschentuch.

„Du bist leidend, Blusinger!"

„Und du bist — Arzt. Du — musst mich — noch einmal — gesund machen. Von Simstadt bin ich gar hergefahren. Die anderen — bin schon bei — vielen gewesen — können nichts. Bringen den ver — verdammten Katarrh nicht weg, oder fehlt's — im Magen. Sie sagen — langwierig. Langwierig — sagen sie."

„Na, setze dich einmal. Ich werde dich untersuchen."

Der Doctor half ihm beim Ausziehen. Den Rock, die Weste, das Hemd — So!

„Lehne dich nur sachte an das Sofa. Kalt? Thut nichts."

Er legte an die weiße, eingefallene Brust ein Scheibchen und klopfte mit dem Mittelfinger dran, als wollte er Depeschieren. Er klopfte links und rechts, dann auch am Rücken, wobei der Kranke nach vorne ganz einknickte. Dabei spähte dieser gespannt auf die Miene des Arztes. Der Doctor blieb vollkommen gelassen. Nun setzte er das Rohr an und horchte. Horchte vorn und am Rücken, unter den Schultern.

„Ich danke", sagte er endlich ruhig. Dann half er ihm beim Anziehen.

„Nun, Doctor, was — was ist's?" Die Frage war ein wahres Flehen, gleichsam: Sprich mir's nicht ab. Das Leben ist so schön. —

„Das Ding ist chronisch geworden", sagte der Doctor, das Hörrohr mit einem Lappen abwischend. „Hat sich auch etwas in die Lunge gefressen."

„Gefährlich — doch nicht?"

„I wo! Das heißt, es kann gefährlich werden. Im guten Falle braucht's Zeit."

„Sagen alle. — Wüsst' nur gern — wie lang etwa . . . dass . . . Geduld hab ich. Du siehst, dieser — dieser gräßliche —"

„Husten, jawohl. Erleichtert doch manchmal ein wenig, nicht? Bitte, hier der Napf. Thut nichts. Einige Monate im besten Fall."

Der Kranke faltete die wachsfahlen Hände: Gelt, du — du hilfst mir!"

„Ich werde dir eine Medicin mitgeben."

Der Arzt gieng in das Nebencabinet, die Apotheke genannt. Verschiedene Salze, Säuren und Farbstoffe — 's ist schade drum. Lungenschwindsucht im vorletzten Stadium. Einige Monate! lächerlich! In etlichen Tagen. Ein bisschen Trost aber. Das einzige, was man dem armen Teufel thun kann. —

Er gieng in die Küche und fragte die Alte: „Hat Sie kochendes Wasser?“

„Einen ganzen Topf voll, Herr Doctor, aber Rüben kochen drin.“

„Ist gut. Schöpf Sie mir ein Pfannlein voll heraus.“

In der Apotheke goſs er ſolchen Sud in eine Medicinflaſche, that Gerſtenzucker dazu und ein Gramm geſtoßenen Zimmtes. Den Stoppel drauf, das rothe Papierköpfchen darüber, den Flügel angebunden: dreimal des Tages einen Löffel voll.

„So, lieber Freund. Zum Einnehmen. Eine große Phiole, wie du ſiehſt. Damit es auslangt. Und allemal gut aufſchütteln. Sonſt haſt du am Ende den Bodenſatz und der iſt unangenehm.“

„Der Diät wegen?“ fragte der Kranke.

„Eſſen und Trinken, was dir ſchmeckt. Schlafen ſo viel als möglich. Schlaf iſt das allerbeſte.“

„Ich danke dir. Danke dir. Und jetzt — die Schuldigkeit?“

„Sei nicht kindiſch.“

Mit Rührung und erneuter Hoffnung hat der Kranke den Arzt verlaſſen. Dieſer dachte noch: Armer Kerl! Und ahnt nicht, daſs er in vierzehn Tagen unter dem Raſen liegt. — Dann ſteckte er ſich eine Meerſchaumene an.

Wenn ein Arzt ſentimental wäre! Na, proſt Mahlzeit! Das ſtumpft ſich bei Zeiten ab. Ein blöder Idealiſt hat zwar einmal die müßige Bemerkung gethan, weshalb ſich juſt beim Arzt das Mitleid ſo bald abſtumpfen ſoll, und von allen anderen Leuten wird's verlangt bis an ihr Lebensende! Und iſt der ganze Lebensweg nichts anderes, als ein Waten im Leide. Wo kein Leid iſt, braucht's kein Mitleid. Wenn es dort nicht vorkommt, wo das Elend iſt, wo denn ſoll es ſonſt vorkommen? — Sonderbarer Schwärmer! Was geht mich der Kranke an! Aber ſein Fall kann intereſſant ſein und ſich für die Wiſſenſchaft verwerten laſſen. — Doctor Sponſard war nämlich Mitarbeiter mehrerer mediciniſcher Blätter und correſpondierendes Mitglied des Collegiums. Man will ja doch auch vorwärts, wenigſtens ſo raſch als möglich über die Landpraxis hinaus. Die wirklich intereſſanten Fälle kommen in den Stadtſpitälern vor.

Nun ereignete ſich aber ein Fall, der doch nur wieder auf dem Lande möglich iſt. Der Herr des Jagdreviers wollte bei einer großen Jagd auf Rehe ſchießen. Das war ihm recht. Statt deſſen wurde er von einem unvorſichtigen Collegen ſelbſt angeſchoſſen. Das war ihm nicht recht. Aber für den Landarzt gab das einen guten Brocken. Denn der Schuſs durch die Schulter hatte den Transport unmöglich gemacht und der reiche Mann lag ein paar Wochen lang bei Doctor Sponſard, unter deſſen Obhut er heil ward. Das gab guten Wind, es kamen der

Patienten so viele, dass die alte Justina manchen abweisen musste: „Heut' ist's nichts mehr, heute kommt ihr nicht vor, wir sind sehr beschäftigt!" Zum Glücke war kaum einer darunter, dem es so schlecht gieng wie dem armen Blusinger, dem mittlerweile wohl schon kühle Erde geschaufelt wurde auf den defecten Blasebalg.

Im Spätherbst um Martini war's, dass die Justina hereinkam: „Es sind zwei draußen, Herr Doctor!"

„In Ruhe lassen! Zur Ordinationsstunde kommen!"

„Aber Gott, es sind ja keine Patienten!"

„Bekannte?"

„Aber da muss ich lachen, rief die Alte und setzte geheimnisvoll bei: „Der Herr Doctor sollens doch empfangen. Recht appetitlich. Besonders sie."

Und kam ein junger, rothwangiger Mann herein, einen großen Korb bei sich, aus dessen Umhüllung der langbekragte Kopf einer schnatternden Gans guckte. Die alte Justina hätte schon hinausgehen sollen, konnte aber das Auge von der Erscheinung im Korbe nicht wenden, während der Doctor sprachlos dem Eingetretenen ins Gesicht starrte. Er griff sich mit beiden Händen an die Stirn, er trat einige Schritte zurück. „Bin — ich denn verrückt geworden?" fuhr es ihm heraus. — „Der Blusinger!" —

Der weidete sich an der Überraschung des Doctors.

„Nicht wahr, jetzt geht's wieder mit mir?" sagte er endlich mit frischer Stimme. „Mein Doctor", fuhr er fort, „das hätte ich nie geglaubt. Du hast ein Wunder an mir gewirkt — dir verdanke ich mein Leben, dafür sollst du dir die da, diese Martinigans schlachten lassen."

„Na, hörst du!" rief der Doctor. „Du bist? du bist wirklich wieder?"

„Gelt! Und meinem Erwerb kann ich nachgehen. Bin vor kurzem beim hiesigen Notar als Schreiber eingestanden, weil ich ja meine Stelle in Simstadt damals wegen der Krankheit verloren hatte. Jetzt Diurnist! Und was für einer! Ein gesunder, ein glücklicher!"

„Es geht nicht mit rechten Dingen zu!"

„Dass ein Diurnist fette Gänse zum Dankopfer darbringt?"

„Zum Teufel noch einmal, wie bist du geheilt worden?" schrie der Doctor.

Da schaute der andere etwas unsicher drein.

„Aber Doctor, du erinnerst dich doch!"

„Du bist sehr schwer krank gewesen!"

„Du allein hast die Krankheit erkannt. Bei deiner Medicin — zur Erinnerung bewahre ich mir die Flasche auf wie eine Reliquie — ist mir von Tag zu Tag besser geworden. Mir war nicht mehr so kalt,

konnte wieder im Freien sitzen, mehr Nahrung zu mir nehmen, und nicht sechs Wochen, so war's weg. — Hexenmeister du! So gestatte doch." Die Hand wollte er ihm küssen. Der Doctor wehrte heftig ab, eilte ins Nebenzimmer, um den Regungen seines Staunens freien Lauf lassen zu können.

Dieweilen hatte Justina die Umsichtige dem Blusinger den Korb abgenommen und angefangen, die Gans mit zärtlichen Worten auf das nahe Martinsfest vorzubereiten.

Der Doctor trat endlich wieder heraus zum Wartenden und sagte sehr ruhig: „Blusinger, ich gratuliere dir! Du kannst von Glück sagen —"

„Dich gefunden zu haben. Mensch, wer das leistet! Du wirst doch nicht leugnen?"

„Gut, ich gebe ja zu, dass auch der Arzt sein Verdienst hat. Aber wenn du gestatten wolltest. Ich wäre doch begierig zu sehen, ob die Heilung denn wirklich ohne jeden Rest von —. Dein Aussehen ist das eines vollkommen Gesunden. Ich möchte dich untersuchen . . . .

Die Untersuchung war womöglich noch sorgfältiger, als das erstemal. Als der Doctor sich erhob, war ein stummes Kopfschütteln alles, was er sagte.

Die nächstfolgenden Nächte fand er keinen Schlaf. — Ein unerhörter Fall! Diese Lunge ist unbegreiflich. Nichts Ausgeprägtes. Nur leichte Anzeichen von Emphysem. Man könnte glauben, zwei verschiedene Individuen, jener schwer Lungenkranke und dieser frische Mensch! Aber wie? Der eine gibt die Gans für den andern? Was ist da für ein Miraculum geschehen? Von der Flasche gekochten Rübensaftes! Es ist zum Tollwerden! — Oder . . . Könnte am Ende nicht gerade Rübensaft? Weiß man's? Die Natur birgt noch geheime Heilkräfte!

„Justina! Kann Sie sich noch erinnern, wie Sie mir vor einiger Zeit, vor vier Monaten — oder ist es schon fünfe her! — kochendes Wasser aus dem Topf gegeben hat? Es geschah nur das einemal."

„Wie jener Lungensüchtige da war. Ei freilich, Herr Doctor! Hab' mir beim Ausschöpfen noch den Finger verbrüht. Weil's der Herr Doctor so eilig gehabt haben."

„Was war das für ein Wasser?"

„Rüben haben gekocht. Alte Rüben vom Vorjahre, bamstige Dinger für das Schwein."

„Also gekochtes Rübenwasser. Und weiß Sie das gewiss?"

„Mein Gott, es ist ja dieser Topf gewesen, just dieser da, und kein anderer. Da drin werden nur Rüben oder Kraut gesotten. Kraut war's nicht, das ist schon in der Fastenzeit alle worden. Rüben waren's."

Er gieng auf sein Zimmer.

— Rüben waren's! Und von diesem Rübenwasser, in das ich etwas Würze gethan, ordinären Zimmt, ist ihm von Tag zu Tag besser geworden.

Unfasbar! — Diesen Brustkasten, wenn ich aufmachen könnte! Das gäbe einen Fall für die „Medicinische!“ Und wenn Rübensaft die Lungensucht heilen sollte! Und ich hätte diese Entdeckung gemacht! Verdammt, das wäre groß! Pasteur und Koch — was wären sie gegen mich! Wenn ich ihm nur in die Brust schauen könnte! Wo damals der Tod nistete. Der handgreifliche Tod. Im Interesse der Wissenschaft geschehen täglich ja tausend Eingriffe. Und das ist in Ordnung. Das Individuum für die Gattung — es ist einmal so ....

Da er nicht mehr schlafen und nicht mehr essen konnte, da das Interesse für alles andere erloschen war und er nur nach lungensüchtigen Patienten ausblickte, wovon aber doch keiner kam, so sehr auch jeden Tag Rüben kochen mussten auf dem Herde, gieng er eines Tages hinauf in das Notariat und sprach lange mit dem Schreiber.

Der war heute ein wenig asthmatisch. „Nein, mein Freund, rückfällig darfst du nicht wieder werden. Diese Gefahr wollen wir gründlich beseitigen. Ich schicke dir zur vollständigen Heilung noch einmal die Medicin ...“

„Wie du gut bist, Doctor!“ sagte Blusinger ein wenig hustend. „Und was du für einen herrlichen Beruf hast. Den Menschen ein so großer uneigennütziger Wohlthäter zu sein!“

„Bitte, bitte! Ist unsere Schuldigkeit. Werde dir diesmal eine etwas kleinere Portion und verdünnt ... Dafür gleich am ersten Abend zwei Esslöffel voll rasch nach einander. — Ich werde dir die Medicin selber bringen, noch heute.“

Am ersten Tage darauf nicht, am zweiten erst, dass ein Bote kam: „Der Notariatsschreiber Blusinger ist plötzlich gestorben. Über Nacht. In seinem Zimmer todt gefunden worden!“

Der Doctor verfügte sich sogleich zur Todtenschau und war der Ansicht, dass im vorliegenden Fall eine Section angezeigt sei, die er gleich übernehmen wolle, weil die Behörden in solchen Dingen doch zu lässig sind. Er ließ die Leiche in sein Laboratorium bringen, schloss sich nach den Vorbereitungen in dasselbe ein und waltete dort seines Amtes. Nur nach den Geheimnissen des Brustkastens stand sein Sinn. — Und was war der Befund?

Die Lunge normal, ohne Verkalkung, ohne Spur von Tuberkeln. Lungensüchtig war der Mann also nicht gewesen, folglich hatte der Rübensaft keine Lungensucht geheilt, und Doctor Sponsard war ein gewissenloser Thor.

So der Befund.

Mit der „Medicinischen“ war's also nichts, und der Todte grinste seinen Freund mit den verkalkten halboffenen Augen höhnisch an.

Jetzt kam eine andere Zeit für Doctor Sponsard. Der begrabene Blusinger gieng ihm nach. Und wie dieser Mensch früher in lebendigem

Zustande ihm nur ein Object gewesen, so ward er ihm jetzt als Cadaver — zum Menschen. Zum Menschen, der ihm nachgieng auf Tritt und Schritt — immer leise zischelnd: Du hast mich gemordet, du hast mich gemordet. . . .

Und dann wird man dummerweise sensitiv, wird abergläubisch. Die fixe Idee — Moralisten nennen es Gewissen — wird immer stärker, mächtiger. Es vergeht ein Jahr, es vergehen deren zwei, vielleicht noch mehr — Der hinter ihm zischelt immerfort und immerfort . . . .

Endlich knallt der Revolver.

Mann und Weib.

Eine Waldgeschichte aus dem zwanzigsten Jahrhundert.

Von **Peter Rosegger.**

Etwas Heiteres wünschen die Leser von mir, doch wieder einmal etwas Heiteres! — Von Herzen gern, meine lieben Frauen und Herren! Aber woher nehmen und nicht — dichten? Lebet mir doch etwas Anmuthiges, Frisches, Lustiges vor, und ich werde es gerne nacherzählen, so fein ich kann. Lasset es mich doch erfahren, dass es noch glückliche, wie Kinder lachende Leute gibt, und ich werde selber am hellsten mitlachen. — Ich sehe nichts, ich höre nichts, als Missmuth und Streit. Sonst habe ich die grünen Plane der Dörfer aufgeschlagen und Zufriedenheit gefunden. Seit aber dort die Eisenbahnen und die Fabriken und die Fremden und die Geldgier eingezogen sind, ist die Zufriedenheit weg. Sonst habe ich die Falten der Berge, die kühlen Fächer der Wälder aufgemacht und dort Lebenslust und göttlichen Humor gefunden. Heute findet sich in jenen Falten und Fächern fast nichts mehr, als Rehe und Hirsche. Bis auch noch der Wolf und der Bär dazukommen werden, hernach die verkrachten Weltflüchtlinge, die Raubschützen, Räuberbanden und waldfrischen Liebesleute, dann mag aus den Wildnissen vielleicht wieder manch keckes Abenteuer, manch drollige Schelmengeschichte zu holen sein.

Oder sollen wir, da die Vergangenheit aufgebraucht worden, jetzt aber schon großer Bedarf nach wilden Rosen vorhanden ist, bei der Zukunft einen Vorschuss aufnehmen? Wenn wir Credit haben. Credit und Stierhautstiefel. Denn der Pfad durch den Waldsumpf ist weder für zarte Kalblederne, noch für Radfahrer eingerichtet. Am besten wären Beil und Feuer, wie die Alten mit den Ochsenhörnern einst ihre Straßen geschlagen haben. Denn wir haben gleichzeitig zwei wilde Wälder zu bezwingen, einen liegenden und einen stehenden. Der liegende ist in modernden Urwald-

stämmen, die mit sammtartigem Moose oder graubartartigen Flechten bewachsen sind. Das Holz liegt theils in den schwarzen, feuchten Erdboden verwachsen, theils in luftighängenden gebrochenen Stämmen, an denen wie auf fliegenden Gärten wildes Kraut und Geschwämme wuchert. Die knochigen, bleichen, die kahlen Astgerüppe ragen spießig auf oder sind im Fallen tief ins Erdreich gesteckt worden. Zwischen und auf solchem Moder stehen junge, kräftige Bäume in wirrem Durcheinander und flechten hoch oben mit ihrem üppigen Ast- und Kronenwerk ein finsteres Dach. Aus dem Boden steigt feuchtkühler Duft von üppig wuchernden und verwesenden Pflanzen. In Erdhöhlen lauert das Wiesel und der Fuchs, in hohlen Stämmen nisten Raubvögel, welche flatternd und kreischend gegeneinander den Kampf eröffnet haben, da die zartere Thierwelt der Wildnis verzehrt ist. Dem Wiesel und dem Fuchs scheint auch nicht ganz geheuer zu sein, ihr Lauern ist ein schier beklommenes, denn es gilt weniger den Waldkätzlein, Kröten und Nattern, als dem Wolf, dessen Fußspuren der moorige Grund aufweist. Es ist selbst für den Fuchs nicht mehr recht sicher in dieser Wildnis, wir wollen uns eilends durchschlagen. Schwarze Tümpel, deren Tiefe von allerhand plumpköpfigen und langschwänzigen Wasserthieren wimmelt, müssen wir auf darüberliegenden gefallenen Baumstämmen übersetzen, bis der Urwald sich endlich lichtet.

Eine Waldwiese liegt vor uns, umstanden von hohen Fichten und Tannen. Vom blauen Himmel scheint die Sonne nieder auf das feuchte Grün. Fast blendet das helle Licht nach unseren dunklen Pfaden. Im Anger steht eine Ahorngruppe. Die Wiese ist frisch gemäht, das Gras in Haufen geschichtet. In einer dieser Schichten, die bei den Ahornen ragt, liegt ein junger, schlanker Mensch. Er ist so tief in das weiche Gras eingesunken, dass wir es nicht wissen könnten, welch ein Wesen es ist, wenn wir ihn nicht mit den Beinen strampeln sähen, wenn wir ihn nicht trillern hörten. Auf einmal liegt er ganz ruhig und ist still, dann schwingt er sich plötzlich mit dem Körper in die Höhe, wie ein Bergwasserfisch, der auf trockenen Rasen gerathen ist und macht einen klingenden Jauchzer. Dann wirft er Beine, Arme und Haupt wieder aufs Gras hin und liegt da.

Hinter der Waldböschung sind in frischer Rodung junge Anwesen; über einigen der Hütten steigt Herdrauch auf. Von dieser Rodung her kommt jemand mit einem Spaten, bleibt hinter dem Grashaufen stehen und schaut dem Jungen zu. Und dieser Jemand ist ein junges, dralles Weib, das gar stark und gut gerathen und prächtig anzuschauen ist, weswegen man es als ein wahres Glück erkennen muss, dass nur ein einziger Mann zur Stelle liegt, denn wären ihrer mehr, sie müssten sich nach unserer Meinung unverzüglich gegenseitig todtschlagen um den Schatz. Ihrer Barfüße und ihres etwas hochgeschürzten blauen Kleides wegen wollen wir der Waldmode keinen Vorwurf machen; die Maid trägt sich

nicht so, um schön zu sein, sondern um flinker arbeiten zu können. Dass sie so braune Glieder, so flammenrothe Wangen hat und so unternehmende Augen, das verursacht nicht etwa der schlanke Knab' im Grase, als vielmehr der Spaten, den sie noch über der Achsel gelegt in der Hand hält und mit dem sie vorhin drüben an der Lehne den zähen, wurzelfaserigen Rasen umgegraben hat.

Derb, feststellig und doch hübsch rundlich stand sie nun da unter ihrem breitkrämpigen Binsenhute. Als sie den vor lauter Lust wie toll hin- und herschlagenden, trillernden Burschen eine Weile beobachtet hatte, fasste sie von hinten einen armvoll Gras und warf es ihm über den Kopf. Jetzt war er auf den Beinen — hochgewachsen, eine schwarze Haarwildnis über dem zarten Rundgesicht. Als er sah, wer ihn lebendig hatte begraben wollen, ließ er sich wieder hinfallen wie ein Stück Holz.

Sie rief ihn an: „Augin!"

„Willst du mich wecken, so musst du lauter rufen", antwortete er mit einer fast weichen, gemüthlichen Stimme. „Denke dir, Woda, ich schlafe sehr fest und wenn die Erdäpfel nicht schon gebraten sind, werde ich überhaupt nicht wach."

„Wenn du gebratene Erdäpfel essen willst, mein schöner Augin, so musst du —"

„— auch graben helfen", unterbrach er sie. „Weißt du aber denn nicht, dass Graben eine Sünde ist? Weil es dem Boden weh thut. Und dem auch, der gräbt. Da will ich auf die gebratenen Erdäpfel verzichten und lieber Kuhmilch trinken."

„Wenn du Kuhmilch trinken willst, so musst du vorher der Kuh das Gras in den Stall schaffen, anstatt darauf die Beine herumzuwerfen. Wisse, das Gras ist ohnehin weich, das braucht nicht gedroschen zu werden. Und hast du nicht am Morgen gesagt, dass du der Kuh Futter geben werdest?"

„Das habe ich vergessen, Woda."

„Und du hast es mir ganz sicher versprochen!"

„Und ich habe es doch vergessen."

„So wirst du dich jetzt an die Arbeit machen!" rief sie strenge.

Da entgegnete der Bursche fast mit Unmuth: „Gestern, wie ich schläfrig war, hast du gesagt, ich solle lustig sein. Heute, weil ich lustig bin, sagst du, ich solle arbeiten."

„Vom Lustigsein wird keine Kuh satt."

„Also was soll ich denn eigentlich?"

„Arbeiten sollst du!"

Er setzte sich auf und schaute sie traurig an.

„Woda", sprach er in klaglichem Tone. „Du bist mein größter Feind. Du bringst mir keine Erdäpfel, bevor ich grabe, du gibst mir keine Milch, bevor ich haue! Wie du mich angenommen hast, hatte ich gemeint, ich würde dein Kleinod sein. Du hast mir dazumal so schön das

Haar gekraut. Und jetzt, Dirndl, willst du meine Jugendzeit verderben und verlangest, dass ich arbeiten soll wie du!"

Sie hatte sich zu ihm gesetzt und streichelte ihm das Gesicht. Da schlug er wieder mit den Beinen aus und jauchzte. Er war sicherlich um ein paar Jahre älter als sie, doch streichelte sie ihn wie ein Kind und sagte: „Augin, ich werd' dich sicherlich noch heiraten. Aber das muss ich dir sagen, ganz ohne Plag' kannst du nicht sein. Ich muss den Grund meines Vaters bauen, die Hütte größer machen und den Viehstand vermehren. Das kann ich nicht alles allein thun, dazu brauche ich ihrer etliche Mägde. Aber ganz ohne was zu schaffen, wird auch mein schöner Mann nicht dasein wollen. Wenigstens wirst du lernen können, den Hausgarten und die Hühner zu pflegen und später, wenn einmal Kinder kommen sollten — das Mädel brach ab, denn der Knab' erröthete.

„Ich sage dir was", versetzte er dann mit züchtigem Zögern. „Ich hätte dir schon lange gern geholfen beim Graben, wenn das Liegen auf dem Gras nicht gar so gut wäre!"

Sie getröstete ihn: „Ich will ja auch gar nicht verlangen, dass du mir helfen sollst beim Graben. Wenn du nur das Heu machen wolltest auf der Wiese. Die Kuh braucht Futter, sonst gibt sie keine Milch. Gemäht habe ich die Wiese gestern, und du sollst jetzt das Futter eintragen."

Er richtete sich höher auf und fragte: „Woda, ist das wirklich dein Ernst? Ich soll Futter tragen? Ich soll Heu machen? Ist das deine Liebe zu mir?" Er verdeckte mit den Händen sein Gesicht: „Ach, dass ich nie geboren wäre!"

Sie suchte ihm sanft die Hände vom Gesichte zu lösen: „Mein Kindchen, du quälest dich selber. Denke daran, dass es vielen anderen auch nicht besser geht, als dir. Manchem noch weit schlimmer. Und denke, wie das anders war in früheren Zeiten. Da haben die Männer müssen arbeiten und das Haus beschützen, während die Frauen es sich wohlsein ließen. —"

Er machte eine ungeduldige Handbewegung: „Höre mir auf mit diesen Kindermärchen! Die habt ihr Weiber nur erdichtet, um uns arme, hilflose Geschöpfe zu beunruhigen, zur Plage hinzulocken und unsere Kräfte zu missbrauchen."

Etwas wie Zorn zuckte jetzt durch ihre Nerven, doch sie bezähmte sich und sagte gelassen: „Ich will dir einmal ein Buch zeigen, Augin, da steht es drin, wie es früher eingerichtet war auf der Welt, bevor der Trumpf gekommen ist. Du sollst es nur einmal lesen."

„Ich kann nicht lesen, Woda, ich habe dir das schon gesagt!" begehrte er auf.

Sie zuckte die Achseln: „Du kannst nicht lesen. Und dein Großvater ist Präsident der Akademie der Wissenschaften gewesen!"

Er sprang heftig auf: „Jetzt ist's genug! Meine Voreltern lasse ich nicht beschimpfen!"

„Beruhige dich, Närrchen", zärtelte sie und suchte ihn niederzuziehen auf ihr Knie.

„Meine Voreltern sind brave Hirtenleute gewesen. Meine Mutter war Jäger im gräflichen Walde!" So seine Antwort.

„Es ist ja sehr schön von dir, dass du für die Ehre deiner Vorfahren eintreten willst", sagte die Woda, „obschon sie diesmal gar nicht in Gefahr ist. Mit deiner Mutter stimmt es auch. Dein Urgroßvater war, was ich gesagt habe, dein Großvater aber war wilder Schütze. Er war in jungen Jahren während des großen Trumpfes als Flüchtling in diese Gegend gekommen und hatte wie ein Thier müssen graben und auf Raubfang ausgehen, bis die befreiten Frauen kamen und anhuben, die Wälder urbar zu machen. Dieweilen sehr wenige Männer da waren, so haben die Weiber mit eckigen Steinchen um sie gewürfelt oder mit kräftigen Gliedern mit einander um sie gerungen, und so sind die Männer das Eigenthum der Stärkeren geworden. Und haben es sich gerne gut sein lassen. Es wird auch erzählt, dass in diesen Gegenden, wo jetzt stellenweise noch der wilde Wald steht und stellenweise schon die Hütten mit den kleinen Wirtschaften, ein schönes, fruchtbares Land gewesen sein soll. Weite Kornfelder, blühende Obstgärten, stattliche Höfe, so stolz wie Schlösser der Königinnen, und Menschen, viele Menschen, so viele, dass sie die großen Kirchen nicht fassen konnten, in die sie an ihren Feiertagen zusammengekommen waren. Wenn wir, mein lieber Augin, miteinander einmal in den Moorgrund hinabgehen, wo heute nur Wildfarren, Germen und Erlenstrüppe wuchern, will ich dir eine halbversunkene Mauer zeigen. Die soll noch von der Kirche herstammen. Steinhaufen, die von Feuerherden der Häuser herrühren, kannst du im Wald noch manche finden. Die Molchtümpel, über deren einen ich dich vor wenigen Wochen getragen habe, sollen früher ein rinnender Bach gewesen sein, der große Radwerke getrieben hat. Hörst du, Augin?"

Der Bursche Augin fragte, was das wären, Radwerke?

„Das müsstest du freilich alles aus jenem Buche lesen können, welches aus vergangenen Zeiten erzählt", belehrte das junge Weib. „Die Menschen von damals sind sehr schlau gewesen und haben das Wasser, den Wind, den heißen Dampf und derlei Dinge für sich arbeiten lassen, das ist durch Räderwerke geschehen und sind durch solche alle möglichen Sachen gemacht worden."

„Wenn die Leute nur auch heute noch so klug wären", meinte der Augin mit einiger Bitterkeit, „dass sie mit den Radwerken die Erdäpfel und die Milch machen könnten und unsereiner seinen Frieden hätte im Gras!"

„Augin“, sagte die Woda geduldig, „sie haben in den Radwerken das Erstaunlichste machen können, Dinge, die ich dir gar nicht nennen könnte, die du nicht verstehen würdest und die man einst doch bedurft hat jeden Tag und in jedem Hause. Aber siehe, Erdäpfel und Milch haben sie im Radwerk nicht machen können, auch kein anderes Nahrungsmittel, nicht ein Brotkrümlein, nicht ein einziges. Sie haben große Reichthümer erzeugt, aber sie hätten bei diesen Reichthümern verhungern müssen, wie Spatzen auf der Winterhaide verhungern und niederfallen in den starren Schnee. Verstehst du das? Sie haben den Pflug gemacht, aber sie haben nicht geackert. Sie haben die Sichel gemacht, aber nicht geerntet. Sie haben kunstvolle Gefäße gemacht, aber die Früchte dazu in fremden Ländern gekauft. Fassest du es auf, Augin?“

Ausweichend antwortete er: „Ich höre dich so gerne sprechen, Woda.“

„Nun also denke dir, die Radwerke sind Tag und Nacht gegangen, die Leute sind zusammengelaufen, um die vielen und schönen Sachen zu machen, sind dabei aber sehr unzufrieden geworden. Derweil ist draußen das fruchtbare Land verwildert, es sind Wälder und Sümpfe geworden, wo niemand mehr hat wohnen können, als etwa nur Räuber wie der Habakel. — Und nachher ist der große Trumpf gekommen.“

„Was ist denn das, der große Trumpf?“ fragte nun der schöne Augin.

Das Weib betrachtete ihn mit Rührung.

„Du heiliges Kind!“ sagte sie endlich, „du bist zu gut und zu schön und — zu dumm, um das wissen zu dürfen. Der große Trumpf ist etwas, wovor unsere Urgroßeltern in die Wildnis geflohen sind. Dein Urgroßvater war, wie ich schon gesagt, ein hoher Herr, er hat zu sorgen gehabt dafür, dass die Leute sehr viel lernen und alles wissen. Und wie die Leute sehr viel gelernt und fast alles gewusst haben, da haben sie auch etwas gethan. Sie haben den Trumpf gemacht. Meinen Urgroßvater haben sie auch verjagt, der hat so viel Geld gehabt, dass vorher die Könige zu ihm gekommen sind und ausgeborgt haben, wie du von mir die Schuhe ausborgst, wenn du in die Beerensträppe gehst.“

„Deine Schuhe sind mir immer zu groß, sie wetzen mich an den Fersen“, beklagte sich der Augin.

„Das ist auch nicht immer so gewesen“, sprach die Woda. „In alten Zeiten sind die Weiberschuhe den Männern zu klein gewesen. Manche Männer haben so große Füße gehabt, wie der Habakel. Aber seitdem die Weiber fest auftreten müssen in der Welt, haben sie auch größere Füße bekommen, und stärkere Hände von der Arbeit und einen ernsthafteren Kopf vom Nachdenken. Die Männer sind aber sehr zart und schön geworden und der Augin ist mein liebes Kätzlein!“ — Bei diesen Worten schoss

dem jungen Weibe eine so mächtige Glutwelle auf, dass sie ihn mit beiden Armen packte und an ihren Busen riss. — Er verging fast dabei und blickte sie schmachtend an.

— Da ist es noch feiner ruhen, als auf dem Grase! wird er sich gedacht haben, aber er schwieg vor Schamhaftigkeit.

Sie lehnte ihn jedoch plötzlich ab und sagte: „Pfui, Augin! — Es ist doch sehr häßlich, dass du nicht bist, wie die Männer der alten Zeit! Die haben Bären getödtet, Feinde besiegt und Weiber beherrscht."

„Weiber beherrscht?" fragte der Jüngling erstaunt auf. „Waren sie denn so Riesen?"

„Eselein, du!" lachte sie ihn aus. „Größer waren sie nicht viel, als die heutigen, aber —"

„— aber was? Sage es mir, Woda, was sie waren? sage es doch."

„Kind, du würdest es nicht glauben. Ich weiß auch nicht, wie ich es sagen soll. Sie waren — sie waren — na, sie waren einfach Männer."

„Das sind die jetzigen aber auch?" sprach der Augin, unsicher fragend.

Da zog sie seinen kleinen Kopf an sich und flüsterte ihm ins Ohr: „Die jetzigen sind Männchen."

Er schüttelte ein wenig das Haupt, wusste aus dem Unterschiede nichts zu machen.

Dieweilen sie sein Haupt streichelte, fuhr sie murmelnd fort zu sprechen: „Daran schuld sind auch wir, die Weiber. In jenen Zeiten ist es über die Weiber gekommen, dass sie Männer sein wollten. Darauf sind die Männer ganz gemüthlich Weiber geworden. Die Neigung war da. Wie du liegst auf dem Grashaufen, so sind einst die kräftigen Kerle gelegen auf Polsterbänken und haben ihr Haar gesalbt und ihre Wangen mit feinem Röthel angestrichen und in den Spiegel geguckt. Und sich blöde gesoffen. Auch hat sie die Angst vor der Arbeit und Kindersorge ganz dumblich gemacht. Voreinst in jedem Hause ein Dutzend Kinder, frisch wie die Hirschlein. Nachher höchstens ein paar blutarme Bälglein mit Wasserköpfen und englischen Gliedern. — Höreſt du mir zu, Augin? Sei doch klug und spiele nicht immer. Endlich wirst du doch etwas lernen müssen. Denke dir, das Schlimmste war noch, dass sie ihre Mannheit gebrochen haben. Verstehst du?"

„Ich weiß es nicht, Woda."

„Ich will dir's sagen", belehrte das Weib. „In alten Zeiten hat es geheißen: ein Mann, ein Wort. Was einer versprochen, das hat er gehalten, daraus hat man gesehen, dass er Mann ist. Auf einmal haben sie ihr Wort nicht mehr gehalten, haben es gegeben und gebrochen. Darum hab' ich gesagt, sie haben ihre Mannheit gebrochen. Damit sind sie auch fertig gewesen. Kannst du mir folgen? Was habe ich eben gesagt?"

„Sie sind schon fertig gewesen.“ Nach dieser Antwort ließ sich der schlanke Knabe wieder zurücksinken in das Gras.

— Einmal, so träumte die Woda in Gedanken weiter, haben es die Weiber nicht ertragen wollen, wenn die Männer einen starken Willen zeigten. Heute wären sie froh, wenn sie solch einen Mann fänden.

„Schläfst du schon, Augin?“ fragte sie den Burschen. „Wenn du noch wachest, so will ich dir etwas sagen.“

„Ich höre dich ja gerne sprechen“, antwortete er weichmüthig.

„Hast du den Habakel schon einmal gesehen?“

Der Augin schnellte empor. Er war sehr erschrocken bei diesem Namen.

„Du Woda, du liebe Woda!“ stotterte er, „der Haba — der Haba — — Was redest du denn immer vom Ha — vom Ha — ha — ha? Ist das nicht der schreckliche Räuber, der aus den Hütten die Kalben und die Schweine davonführt und gegen den du erst gestern das schwere Fenstergitter angeschlagen hast?“

„Ganz richtig, es ist derselbe Habakel.“

„Ist es nicht der zottige Bärenmann, der die drei schönen Söhne der Schmiedin bei den Füßen auf den Lärchbaum gehangen hat?“

„Es ist genau derselbe Habakel. Er ist aus der Fremde in unsere Gegend eingebrochen und wird uns alle zugrunde richten, wenn wir ihn nicht tödten.“

Der Augin faltete die Hände: „Ich bitte dich, Woda, gute, brave Woda, tödte ihn!“

Sie streichelte ihn wieder und sprach ganz kalt und ruhig: „Du bist ein großer junger Mann. Ich habe dich sehr lieb und werde dich ganz gewiss einmal heiraten. Wir werden schöne, starke Kinder kriegen, nicht wahr? Nicht wahr, Augin? — Aber du musst mir vorher einen Gefallen thun. Du musst mir den Habakel erschlagen.“

Der Augin erstarrte. So besorgt blickte er auf die Woda, als bange er, sie sei nicht bei Troste.

„Du wirst dich mit anderen Burschen der Hütten gesellen“, fuhr sie fort, „ihr werdet ausgehen mit den schweren eisernen Beilen und werdet den zottigen Bärenmann Habakel erschlagen! — Siehst du, ihr werdet nicht lange nach ihm suchen müssen, dort geht er!“

Bebend und wimmernd vor Angst grub der junge Mann sich ins Gras. Das Weib duckte sich hinter den Ahornstamm und lugte auf die wuchtige und wüste Gestalt, die dort am Waldesrande schwerfällig dahinstiefelte. Ein langer, zottiger Pelz und darüber eine röthlich gelbe Filzkugel war alles, was man von ihm sah. Die Filzkugel war das wildbehaarte und bebartete Haupt. Im Pelze staken Messer und kurze Schießrohre und andere Eisenwerkzeuge; über der Achsel hatte er einen Bund von Stricken, mit denen er vielleicht wieder ausgieng, um Schmiedbuben an Lärchbäume

zu hängen. Vor einer jungen Fichte stand er still, streckte die große rothe Hand nach ihr aus, brach sie ab, pflückte von derselben das getrocknete Harz und steckte es in den Mund, so wie man von einem gebrochenen Zweige die Kirschen isst. Dann trottete er wieder in die Tiefe des Waldes hinein.

„Augin", sagte nun das Weib mit sehr artiger Stimme, „krieche nur hervor. Er ist schon dahin." Der Bursche richtete sich ein wenig auf, hielt aber vorsichtigerweise die schöne schlanke Hand vor die Augen, falls das Ungethüm doch noch dort stünde.

„Die Augen kannst du dir zuhalten, wenn du willst, aber die Ohren mache jetzt auf. Ziemlich weit — so weit du kannst, denn ich will dir noch was sagen, mein schöner Augin."

Da war er wieder so glücklich, weil sie seine Schönheit lobte.

Sie aber sprach: „Wenn du diesen wilden, zottigen Bärenmann, den Habakel, nicht erschlägst, so heirate ich ihn."

Da lachte er fein wie ein Silberglöcklein, denn gute Späße belacht man.

Sie sagte es noch einmal, aber diesmal langsamer, feierlicher: „Ein Weib, ein Wort, mein lieber Augin! Wenn du diesen Habakel nicht erschlägst, so heirate ich ihn. Wenn du ihn erschlägst, so heirate ich dich."

Er lachte wieder, und diesmal gerieth es noch dünner, fast weinerlich. Endlich verkroch er sich schluchzend noch tiefer ins Gras.

Das Weib steckte zwei Finger in den Mund und that einen Pfiff. Der schlug fast hart an die alten Stämme des Waldrandes. Bald darauf zeigte sich die wilde Gestalt und trat weitschrittig, langsam gegen die Ahorne heran, er hatte noch das Fichtenstämmchen in der Hand und aß Harz. An seinem Pelze klirrten die Messer. Er erblickte das Weib und schritt noch weiter aus. Jetzt sah man in der filzigen Kugel auch Nase und Augen; den Mund sah man nicht, aber hörte ihn. Der Mann gröhlte ein wenig. Als er herankam bis auf etwa zehn Schritte, blieb er stehen und es war nicht klar, ob das aus Achtung geschah oder etwa, weil er sich zu einem Sprunge auf sie rüstete.

„Nur noch näher!" sagte sie.

Da verschwand der stöhnende Augin ganz im Futter und der zottige Bärenmann trat näher.

„Habakel!" sagte das Weib.

„Wodaka!" antwortete er. Es war wie ein heiseres Schnoben.

„Habakel!" sagte sie.

„Wodaka!" wiederholte er.

Sie trat aus dem Ahornschatten ganz nahe zu ihm und sprach leise: „Habakel!"

„Wodaka!" gurgelte er.

Da begann sie zu reden: „Als du vor einigen Tagen in meiner Hütte gewesen warst und eine Frage an mich gestellt hast, habe ich dir einen großen Korb gegeben."

„Wodaka!" sagte er heiser.

„Gut. Diesen Korb könntest du jetzt nehmen, den Grashaufen, den du vor dir siehst, hineinthun und in den Kuhstall meiner Hütte tragen."

„Wodaka!" sagte er bereitwillig.

„Du sollst aber auch das Häselein, das drin liegt, mittragen, aber darauf achten, dass du ihm nichts zuleide thuest."

„Wodaka!"

„Und wenn du das gethan hast, Habakel, dann kannst du wieder jene Frage an mich stellen, wenn du noch willst."

„Wodaka, Wodaka, Wodaka, Wodaka!" gröhlte er, fuhr auf sie zu und umarmte sie, wie ein Bär den Baumstamm, an dem er emporklettern will.

Sie stand ihm sonder Trutz.

Eins von der Schulmeisterei.

Von **Franz Mohaupt.**[1])

Jeder Lehramtszögling bekommt eine methodische Anleitung mit auf seinen Lebensweg. Nur zu bald aber wird er merken, dass er damit sein Auslangen *nicht* findet. Ist er ein Mietling, so wird er sich kein graues Haar wachsen lassen, wird schlecht und recht Schablonenarbeit verrichten und — sich möglichst bald ein *Liebchen*[2]), ein *Stammglas* und eine *Tabakspfeife* anschaffen — dann adje, Fortbildung, adje, Weiterstreben! Ist er *kein* Mietling, so wird er alle methodischen Werke, deren er habhaft werden kann, verschlingen, um sich weiteres Rüstzeug zu verschaffen; er wird studieren und *probieren*, und endlich wird er doch die Wege wandeln, die er allein — er selber — für gut findet! Deshalb sage ich: *Die beste Methode ist der Lehrer selbst!* Ich gehe rasch noch einen Schritt weiter und frage: *Wer soll denn überhaupt Lehrer werden?*

---

[1]) Aus dessen Prachtbüchlein: „Allerlei Hobelspäne." Leipa i. B. Johann Künstner. 1897.

[2]) Wenn er sich ein solches nicht schon früher beigebogen hat! Die Lehrerbildner sollten es nicht außeracht lassen, diese Thorheit bei jeder passenden Gelegenheit als *geistigen Selbstmord* anzunageln, denn viele tüchtige Kräfte verscherzen dadurch das bisschen Carrière, das ihnen im Lehrstande geboten ist. Die Ringe sind leicht gewechselt, dann kommt Vetter Langbein, dann kommt die Sorge ums tägliche Brot und kommen noch viele andere Sorgen; der voreilige Familienvater bleibt an der Scholle kleben, er verbauert und versauert, um dann ein verfehltes Leben in langer Reue zu vertrauern! Nur weiße Raben sind es, die sich aus solchen Verhältnissen emporarbeiten. *Ihr angehenden Lehrer, nehmt euch das zu Herzen!* Mohaupt. —

Zum Lehramte sollten nur zugelassen werden:

1. Leute von kernfester Gesundheit;
2. Leute von mehr als bloß mittelmäßiger Begabung;
3. Leute von glücklicher Mischung des Temperamentes.

Zu 1: Der Lehrberuf erfordert einen ganzen Mann[1]), keinen leiblichen Schwächling, denn die physischen Anforderungen sind groß, und ein hinfälliger Mann wird kaum jemals eine frohe Jugend erziehen können.

Zu 2: Mittelmäßig begabte Lehrer werden nur in Ausnahmsfällen in ihrem Berufe Befriedigendes leisten; sie bringen es in der Regel über eine gewisse Handwerksmäßigkeit nicht hinaus.

Zu 3: Diesen Punkt halte ich für den wichtigsten! Das Temperament des Lehrers ist es, welches die schlummernde Menschenknospe wachküsst und sie zur vollen Schöne erblühen lässt; es kann sich aber auch wie ein kalter „Reif in der Frühlingsnacht" auf sie legen und sie schwer schädigen! Hängt es ja doch in erster Linie von dem Temperamente des Lehrers ab, wie er seine Schüler behandelt! Und gerade das macht ja eben den Lehrer! Man horche nur einmal hin, wie und wornach das Volk seine Lehrer beurtheilt. Wenn es heißt: „Der X ist ein tüchtiger Lehrer", so ist damit gesagt, dass die Kinder wohl etwas Ordentliches bei ihm lernen; aber im Hintergrunde lauert ein hinkender Nachsatz; entweder heißt es: „er ist grob gegen die Kinder", oder: er ist „gar so finster und stolz!" u. ä. m. Wenn es aber heißt: „Der Y, das ist ein wackerer Lehrer!", so ist das wohl das höchste Lob, welches einem Lehrer zutheil werden kann, denn so sagt man nur von einem, der nicht bloß die Geister zu erleuchten, sondern auch die Herzen zu erwärmen versteht, kurz: ein Lehrer, der Menschen zu bilden, zu erziehen vermag! Ich sage es noch einmal: Das richtige Temperament macht den Lehrer!

Es werde mir nicht als Unbescheidenheit ausgelegt, wenn ich ein Weilchen von mir rede. Während man aus dem Munde manches Lehrers stets nur in allerlei Varianten hören kann, was ein alter lateinischer Spruch sagt: „Wen die Götter hassen, den machen sie zum Lehrer", preise ich mich glücklich, gerade nichts anderes geworden zu sein, als eben so ein armseliger Schulmeister. Wäre ich Selcher geworden, so wäre ich vielleicht schon mehrfacher vierstöckiger Hausherr; auch die Brauerei, die Schankwirtschaft, die Höcklerei und andere Erwerbszweige mehr sollen ihren Mann

[1]) Die schönere Hälfte unserer Amtsgenossenschaft darf, wenn sie dies liest, nicht etwa glauben, ich sei ein Feind der Lehrerinnen. Ich habe eine große Anzahl hochverdienter Colleginnen kennen gelernt, die in unserem schweren Berufe einen ganzen Mann stellen; aber was ich in obigen drei Punkten sage, gilt doch auch für sie. Oder bin ich etwa ungalant, wenn ich feststelle, was jedermann sieht: dass, wie viele Lehrer, so noch mehr Lehrerinnen, im Laufe der Jahre zufolge der großen Anstrengungen des Berufes leiblich und geistig herunterkommen oder sich etwa gar gänzlich aufreiben?

besser ernähren, als die Schulmeisterei. Und doch tauschte ich nicht mit dem fettesten Selcher, nicht mit dem dicksten Bräuer! Dem lieben Herrgott, der in meinen seligen Eltern zwei harmonisch gestimmte, glückliche Naturen zusammengeführt hat, ihm danke ich mein glückliches Temperament, und das ist mein Reichthum! Wie es ja überhaupt nur sehr selten vorkommt, dass ein Mensch ein ausgesprochenes der vier Temperamente besitzt, so freue ich mich jederzeit, dass ich in mir vereinige vom cholerischen Temperamente das rasche Zugreifen, die Thatkraft; vom sanguinischen die leichte Erregbarkeit und Empfänglichkeit, ich möchte es anders nennen: die geistige Elasticität; vom phlegmatischen die zähe, unentwegte Ausdauer in allem, was ich einmal angepackt habe. Nur vom Melancholiker habe ich nichts. Ich bin eine Frohnatur, ein Mensch, dem der Himmel immer voller Geigen hängt, der die Heiterkeit seines Gemüthes auch in schweren Lebenslagen nicht verliert. Solche Leute liefern wohl das beste Holz, aus welchem Schulmeister geschnitzt werden. Der Pessimist als Lehrer ist ein Widerspruch in sich selbst. „Der Mensch ist eine Bestie!" Dieser Satz ist das Fundament, auf welchem er baut. Wie weit kann er da kommen? Jeder Lehrer muss Idealist und Optimist sein, soll er anders gedeihlich wirken! „Der Mensch ist von Natur aus gut." Das muss sein Glaubensbekenntnis sein und muss es auch bleiben, sollten selbst noch so traurige Lebenserfahrungen ihn in ihre Schule nehmen, sollte er auch von noch so viel Hallunken verfolgt, gedrückt und betrogen werden! Der rechte Lehrer ist ein Künstler, der mit dem edelsten Materiale arbeitet! Das sollte sich jeder Pestalozzi-Jünger immer wieder vorsagen.

Und nun kehre ich wieder zu dem eigentlichen Gegenstande — zur „Methode" zurück. Unter diesem Worte könnte man ganz allgemein die Art und Weise begreifen, in welcher der Lehrer zum Kinde herabsteigt, um es zu sich hinaufzuziehen, also das gesammte erziehliche und unterrichtliche Gebaren und Verfahren des Lehrers. Man wird aber auseinanderhalten müssen die Methode, soweit sie sich bezieht auf den Unterrichtsgegenstand und seine Eigenart, und jene Methode, welche bedingt wird durch die persönliche Eigenart des Lehrenden und des Lernenden. Bekanntlich wird das Wort „Methode" schlechtweg immer nur in ersterem Sinne gebraucht, und nur in diesem Sinne will auch ich den Gegenstand weiter behandeln, während ich mir die Beleuchtung nach der andern Seite hin für ein anderesmal vorbehalte. Wie eignet sich der Lehrer eine gute Methode an?

Manche meinen: Ei nun, die besten Methoden sollen eben schon dem Lehramtszögling beigebracht werden, und dann braucht er ja nur nachzumachen, was ihm vorgemacht worden ist. Gewiss wäre es gefehlt, wollte die Lehrerbildungsanstalt ihren Zöglingen bloß eine Methode als die

alleinſeligmachende hinſtellen; anderſeits iſt es ganz unmöglich, den jungen Leuten alle gangbaren Methoden vorzuführen, abgeſehen davon, daſs man damit eine heilloſe Verwirrung in den jungen Köpfen anrichtete! Alſo nur wenige, aber dieſe ſo, daſs die Zöglinge hiebei ſchon angeleitet werden, die ſchwachen wie die ſtarken Seiten, die Mängel wie die Vorzüge derſelben prüfend gegeneinander abzuwägen. Wenn die angehenden Lehrer angehalten werden zur Befolgung des Apoſtelwortes: „Prüfet alles, und das Beſte behaltet!“, ſo werden ſie damit in der Praxis gewiſs nicht ſchlecht fahren. Die Lehrerbildungsanſtalt kann keine fertigen Methodiker aus ihren Hallen entlaſſen; ſie hat ihre Pflicht genugſam erfüllt, wenn ſie den jungen Leuten gezeigt hat, wie man es anſtellen muſs, um ein guter Methodiker zu werden.

Jedenfalls kann dem angehenden Lehrer zunächſt nichts Beſſeres gerathen werden, als: „Bilde dich an guten Muſtern!“ Glücklich diejenigen Candidaten, welche ihre fachliche Ausbildung von ſolchen Muſterlehrern erhalten! Aber auch an ſchlechten Muſtern (man verzeihe, daſs ich dieſe einander gegenſeitig aufeſſenden Begriffe dennoch verbinde!) kann man lernen, nämlich, wie man es nicht machen darf. Als kleines Studentlein zum Beiſpiel hatte ich einen Mathematikprofeſſor, der uns manche Geheimniſſe der Rechenkunſt ſo gut erklärte, daſs wir keiner etwas davon verſtanden. Sonſt war er ein ſehr lieber Herr, aber von dem habe ich in dieſem negativen Sinne viel gelernt! Dagegen ſegne ich — ohne meinen vielen anderen wackeren Lehrern und Profeſſoren etwa den Zoll aufrichtiger Hochachtung und Dankbarkeit ſchuldig zu bleiben — vor allem das Andenken eines Mannes, der mich unendlich gefördert hat, indem er mich auf mich ſelbſt geſtellt hat. Das war ein „Muſterlehrerbildner“ im wahrſten Sinne des Wortes!

Daſs man nicht bloß nach lebendigen, ſondern auch nach gedruckten Muſtern, alſo aus guten methodiſchen Schriften ſehr vieles lernen kann, brauche ich nicht weiter zu erörtern. Aber mit den Muſtern allein iſt's nicht abgethan. Jetzt muſs beginnen die Selbſtſchulung, die ich den „höheren Curſus“ in der Ausbildung zum tüchtigen Methodiker nennen möchte.

Du habeſt dir als junger Lehrer mehrfache gute Methoden angeeignet, habeſt auch lange Zeit hindurch ſtets noch damit dein Auslangen gefunden. Endlich tritt einmal der Fall ein, daſs alle dieſe Methoden verſagen und du mit deinem Latein zu Ende biſt. Was nun? „Jetzt rühre dich, methodiſches Ingenium, das in mir ſchlummert, und gebäre ein Zaubermittel, welches mich über dieſen ſchwierigen Fall hinweghebt! Wie ſtünde ich ſonſt vor mir ſelber als methodiſcher Bettelmann da?!“ Und wie ein Blitz durchzuckte es dein dunkles Gehirn, in tagheller Beleuchtung ſaheſt du den Weg vor dir, den du einzuſchlagen hatteſt, und ſiehe — du kamſt hinüber! Wie der Indianer jeden Scalp, der „civiliſierte“ Krieger jede erbeutete Waffe

als Trophäe aufhebt, so hüteſt nun auch du den erſten erfochtenen Sieg wie einen Schatz. Und bald heißt es ein zweites-, ein drittesmal: „Vertheidige deine methodiſche Waffenehre! Schon ſchiebt ſich wieder ein neuer Lindwurm daher, der dich angehen will! Und wieder biſt du ſo glücklich, das Unthier zu erlegen, und ſo wächst deine Schatzkammer und damit auch dein Muth, dein Selbſtvertrauen; trateſt du früher mit bangen Zweifeln auf den Plan, ſo freuſt du dich nunmehr wie ein tapferer Soldat jedes neuen, künftigen Straußes im voraus.

Und wer verſchafft dir dieſe Lindwürmer, dieſe Siege? Antwort: Die Armen im Geiſte! Ein geſcheites Kind erfolgreich zu unterrichten, iſt eine gar wohlfeile Kunſt; ein begriffſtützige aber vorwärtszubringen — das iſt verdienſtlich und ehrenvoll! Darin zeigt ſich der Meiſter der Methode! An ſolchen Kindern übe deine Kunſt, und du wirſt ſtaunen, wie viel du in einem einzigen Jahre zulernſt. Da hilft kein Buch, da heißt es nur: „Hilf dir ſelbſt!“ Man lernt darin auch nie aus. Mir kommen jedes Jahr neue Probleme unter, aber mit der Übung wächst auch die Fertigkeit im Erfinden neuer methodiſcher Mittel. Wende dich alſo, junger Freund, in erſter Linie immer an den Theil deiner Schutzbefohlenen, der kürzeren Verſtand hat als der andere, und deshalb gewöhnlich hintennachtrottet! Weiche der Schwierigkeit nicht aus, ſondern ſuche ſie auf![1]) Ich kannte einen Lehrer, der beſiegte ſolche Lindwürmer ſpielend: „Setz' dich, du biſt ein Eſel und bleibſt ein Eſel! Skolaude, rechne du weiter!“ Sollte dieſer wackere Mann heute auch noch Geſinnungsgenoſſen haben???

Auf noch etwas will ich dich aufmerkſam machen: Faſt jedes Schulkind hat eine Abneigung gegen gewiſſe Unterrichtsgegenſtände. Dieſe Abneigung concentriert ſich mit beſonderer Vorliebe auf Sprachlehre oder Rechnen. Es gibt aber auch Kinder, denen etwas anderes nicht ſchmeckt. Meiſt glaubt das Kind — und auch ſeine Eltern glauben es — daſs ihm eben das beſondere Talent für dieſen Gegenſtand von Mutter Natur verſagt worden ſei.[2]) Es iſt beſonders intereſſant, wenn eine ganze, eben von einem anderen Lehrer aufgeſtiegene Claſſe zufällig ſich in dieſer Abneigung gegen einen und denſelben Unterrichtsgegenſtand vereinigt. Da hat's denn doch ein Häkchen. Ich behaupte, da lag's am Unterrichtenden; er hat es eben nicht verſtanden, das Intereſſe der Kinder für dieſen Gegenſtand zu erwecken. Vielleicht intereſſiert er ſich für dieſen Gegenſtand ſelbſt zu wenig! Ich habe in Geſprächen von Collegen ſchon Äußerungen vernommen ähnlich dieſer: „Die..... Schön-

[1]) Es iſt ganz ſelbſtverſtändlich, daſs man ſich nicht wieder nur mit den Schwachköpfen der Claſſe abgeben darf! Was thäten indeſſen die Geſcheiten? Darüber gienge alle Diſciplin aus dem Leime!

[2]) Beim Zeichnen, Singen, Turnen kann das in der That der Fall ſein; meiſt mangelt es aber nur an der Übung.

schreibstunden sind doch das Fadeste, was man sich denken kann!" Als kleiner Student dachte ich genau so. Seit ich mich selbst für diesen Gegenstand erwärmt habe, wird sich auch keiner meiner Schüler mehr bemüssigt gesehen haben, die Schönschreibstunden zu hassen. Ich behaupte: Ein tüchtiger Lehrer ist imstande, die als langweilig verrufensten Unterrichtsstoffe so interessant zu behandeln, dass auch der Kenner seine helle Freude daran haben kann.[1]) Solche Sachen aber lernt man eben nicht aus Büchern — kurz: ich glaube, zur Genüge dargethan zu haben, dass der Lehrer selbst die beste Methode sei.

Zwei Folgerungen, die aus diesem Satze gezogen werden können, kann ich an dieser Stelle nicht übergehen; die eine ist richtig, die andere ist falsch.

Schon bei den alten Römern hieß es: „Wenn zwei dasselbe thun, so ist es doch nicht dasselbe." So widersinnig dieser Spruch klingt, so wahr erscheint er uns im Lichte vorstehender Darlegungen. Deshalb brauche ich auch nicht viele Worte zu verlieren über das hie und da beliebte Streben, die Methode zu uniformieren. Es verurtheilt sich im allgemeinen von selbst. Doch gibt es Fälle, wo eine solche Uniformierung eine Wohlthat ist für Lehrer, wie für Schüler. Sagen wir zum Beispiel, es handelt sich um eine Regel, die viele Classen hindurch wiederkehrt. Heuer müssen sie die Kinder in der Stilisierung einprägen, nächstes Jahr — bei einem anderen Lehrer — wieder ganz anders; das dritte Jahr muss natürlich dieselbe Regel neuerdings umgekrempelt werden, und wenn's gut geht, passiert es ihr noch einigemale — und das alles an einer und derselben Schule!!! Das ist doch — entschuldigen Sie das harte Wort — die reinste Thierquälerei, und vom Lehrer, der dies etwa nicht einsehen will, Bockbeinigkeit!

Mancher Leser denkt vielleicht in diesem Augenblicke unwillkürlich an seinen Oberlehrer oder Director und nimmt sich vor, bei der nächsten methodischen Anordnung desselben einfach abzuprotzen und sich hinter den Ausspruch zu verschanzen: „Die beste Methode bin — ich selber!" Der Gründe kann er mehrere haben, sei es, dass er wirklich ein besserer Methodiker wäre als der Herr Oberlehrer, oder sei es, dass er bloße Oppositionsmeierei triebe; auch wäre es ja nicht ausgeschlossen, dass ihm dies Wort als Faulbett passend erschiene, weil die neue Anordnung eine größere Anstrengung von Seite des Lehrers erheischte. Genug — dies veranlasst mich, zum Schlusse noch die Faustzeichnung eines idealen Lehrkörpers hieherzusetzen. Der Schulleiter ist ein Mann, der seine Stellung weder seiner Vettern- und Basenschaft verdankt, noch der außer-

[1]) Manche Lehrer verstehen das Interessantmachen des Unterrichtes so, dass sie meinen, selber so eine Art „Kaschperl" abgeben und unausgesetzt krampfhaft Witze reißen zu sollen. Das ist läppisch und nicht genug zu verdammen.

ordentlichen Fähigkeit des Rückgrates, gegebenen Falles zu recht spitzem Winkel zusammenzuschnappen. Man hat ihn auf diesen Posten gestellt, weil er unter allen Bewerbern der würdigste war. So soll's ja sein, denn damit ist auch dem Interesse der betreffenden Schule am besten gedient. Er hat die Macht, amtliche Anordnungen zu treffen, und die ihm untergeordneten Lehrer haben die Pflicht, ihm zu gehorchen. Er behält Recht, auch wenn seine Anordnung nicht gerade unanfechtbar wäre. Aber er wird solche Anordnungen nicht treffen, denn er steht auf höherem Standpunkte, als dass er bloß anordnete, um eben diese Macht zu bethätigen, als wollte er etwa sagen: „Wart't, ich werde euch zeigen, wer hier der Herr ist!" Er wird seine thatsächliche geistige Überlegenheit nicht ohne entsprechende Veranlassung auf den Leuchter stecken und nicht auch im Schlafrocke ex kathedra sprechen; er wird vielmehr in taktvoller Weise seinen Lehrkörper nach dem Rechten zu ziehen suchen, ohne dass dieser den Eindruck gewinnt, als werde er geschulmeistert. Der Schulleiter weiß eben, dass er allein das Kraut auch nicht fettmachen kann; er wird vielmehr in seinen Lehrern seine Mitarbeiter achten und darauf hintrachten, dass sie mit ihm freudig an demselben Stricke ziehen. Denn nur im harmonischen Zusammenwirken aller Lehrkräfte liegt das Heil der ganzen Schule!

Diese Binsenwahrheit wird sich aber auch jedes Mitglied des idealen Lehrkörpers vor Augen halten. Der ideale Lehrer wird sich vielleicht manchmal denken: „Das würde ich als Schulleiter anders machen!" Aber er hat ja den Marschallstab in seinem Tornister und sagt sich: „Das hebe ich mir auf, bis ich selber mal Schulleiter bin! Indessen thue ich dem „Alten" gerne den kleinen Gefallen und mache es halt so, wie er es haben will." Dem Lehrer, wie er sein soll, wird es gewiss nicht einfallen, dass er seinen Schülern dociert: „Ich halte das zwar für einen Unsinn, aber ich muss es so machen, weil es der Herr Oberlehrer so haben will!" Solche Äußerungen rapportieren die Kinder zu Hause ganz getreulich, dann laufen sie von Mund zu Mund, und wer hat den Schaden davon? Der ganze Lehrkörper! Am schärfsten hätte sich aber der betreffende Lehrer selber gerichtet, denn er hätte damit bewiesen, dass er weder Takt, noch Corpsgeist besitze. Und ein richtiger Lehrer hält Disciplin. Denn er weiß ja, dass er etwaige Bedenken dem Schulleiter in höflicher Weise direct vortragen kann (der wird ihn ganz gewiss nicht auffressen!); oder wenn er das nicht wollte, obzwar es der männlichste Weg wäre,[1])

[1]) So wenigstens habe ich es gehalten. Wie oft bin ich mit meinem ehemaligen Director K. in seiner Kanzlei stundenlang hin- und hergelaufen — vom Fenster zum Ofen, vom Ofen wieder zum Fenster und so fort, dabei lebhaft straußierend, und doch verband uns herzinnige Freundschaft! So oft ich auf den Friedhof komme, wo er unter dichtem Rosengebüsch ruht, fühle ich mich gedrungen, seinen Grabhügel aufzusuchen und der edlen, großen Seele zu gedenken, die im gebrechlichen Leibe gewohnt.

dann bliebe ihm ja noch die Localconferenz, wo er sein pädagogisches Gewissen erleichtern kann.

Kurzum: in einem Lehrkörper, wie er sein soll, kann es zwar manchmal eine Dissonanz geben, aber zufolge richtiger Einsicht von beiden Seiten wird sich dieselbe immer in Wohlgefallen auflösen lassen, denn ernste Männer bleiben immer sachlich — nie werden sie persönlich! Und damit Punctum.

In den Bergen von Tirol.

Aus dem Tagebuche des Herausgebers.

Mir wird so warm, mir wird so wohl
In den Bergen von Tirol. Volkslied.

Wieder einmal nach den Gletscherwassern. Meine Frau packte den Koffer und ich die Frau, und dann sind wir fröhlich in den Augustsonnentag hineingefahren.

Die erste Station war Friesach, die alte, aus der Asche erstandene Stadt, glücklich zu preisen in Vergleich zur furchtbaren Brandstätte, die wir später, am Fuße des Venedigers, sehen sollten. Die zweite Nacht haben wir schon im tirolischen Dorfe Dölsach zugebracht, beim „Ederwirt", wo es immer so heimlich ist. Ich mag die Hotels nicht, wo nur automatische Kellnergestalten den Gast wie eine numerierte Sache behandeln, wo der Chef des Hauses nur manchmal durch die Säle schreitet, sich gnädig verneigend nach allen Seiten, kundigen Auges das Ergebnis der selbtägigen Schafschur erwägend. Ich liebe die Gasthäuser, wo der Wirt, und wäre er gleich in Hemdärmeln, sich manchmal zum Tische setzt und mit den Gästen über deren Reiseangelegenheiten weisend und berathend plaudert, wo man mit der Frau Wirtin des Leibes Wohl gemüthlich besprechen kann, wo mit der flinken, frischen Kellnerin manch ein Scherzwort gewechselt werden darf, zu angenehmer Würze beim Essen und Trinken; wo man endlich auch einheimische Sassen findet und durch solche in das richtige Verhältnisse zu Land und Volk tritt. In Tirol ist noch eine starke Dorfschaft, so sind auch die Dorfwirtshäuser noch stattliche, festgegründete Hospize — von abhängiger, unverlässlicher Pächterwirtschaft noch nicht gelockert. Der Besitzer ein altständiger Bauernaristokrat. Die Wirte Tirols waren Feldherren in jenen denkwürdigen Befreiungskämpfen, die das Land mit einer unvergänglichen Gloriole umgeben. In Tirol lasse ich also die neuen Hotels mit ihrem windigen Gethue rechts liegen, oder links, und heime mich im alten, dickwändigen und vielfenstrigen Dorfwirtshause ein, wo man noch behandelt wird „wie ein Kind vom Hause".

Zu Dölsach im Tirolerhof, vor den Fenstern das lachende Lienzerthal und die finsteren Unholde, sind wir halt gesessen der Tage zehn, haben Bekanntschaft gemacht mit den Einwohnern bis zum Lehrer und Pfarrer hinauf — fast lauter Defreggergestalten, die der hier geborene Meister gerade nur zusammenzustellen und abzuzeichnen braucht, um die prächtigsten Genrebilder zu haben. Alle Jugendstätten des berühmten Künstlers haben wir besucht, das Geburtshaus, wo er die ersten Figuren geschnitzt, die Almhütten, wo er Hirtenjunge gewesen, die steilen Felder, auf denen er geackert, die grünen Matten, auf denen er Futter gemäht, die Wirtshäuser, wo er die Clarinette geblasen, die Tanzböden, wo er mit den unterschiedlichen Moidelen im lustigen Kreise sich gedreht, die Kirche endlich, die er mit dem unvergleichlichen Altarbilde herrlich geschmückt hat. Meine liebe Genossin ist stundenlang in der Kirche gesessen vor Defreggers „Heiliger Familie", und hat sich nicht satt sehen können an dem Muttergottesantlitze. Dann sind wir auf dem Friedhofe herumgegangen, wo so viele Defregger ruhen, wo der Maler auch dem braven Bauern Obersteiner ein Denkmal gesetzt hat, der ihn voreinst von einem langwierigen Fußleiden geheilt. Die Ärzte hatten nichts mehr gewusst. Der junge Künstler war ein aufgegebener Krüppel, da hatte er noch eine letzte Zuflucht zum Bauernarzt Obersteiner, genannt der Wasler, genommen und ward von dem in kurzer Zeit geheilt. Im Dölsacher Volke geht eine schlimme Sage. Dem Wasler hätten die gelehrten Doctoren ein Fest gegeben und kurz nach demselben sei der kräftige Mann gestorben. — Der studierte Arzt spielt auf den Tiroler Dörfern überhaupt keine erfreuliche Rolle, nirgends habe ich mehr Spottanekdoten über die Ärzte gehört, als dort, nirgends blühen die Hausmittel, die unglaublichsten Sympathiemittel, die Winkelärzte noch üppiger als dort, und die Leute sterben in jungen Jahren, und werden alt, wie überall. Der Kindersegen ist in Tirol noch ein großer, Mütter mit zwölf Kindern sind nicht gar selten, in Dölsach hörte ich von einem Weibe mit achtzehn lebenden Kindern. Freilich findet man auf Friedhöfen verbucht auch ganze Familien in jungen Jahren dahingerafft und gleich daneben etwa steckt die Schollenschaufel auf dem frischen Grabe eines Neunzigjährigen. Das neueste Grab ist immer gemerkt, auf dasselbe pflegt nämlich das eiserne Schäuflein gesteckt zu werden, mit dem die Leidtragenden Schollen auf den Sarg geworfen.

Die lieben Kindlein kommen in Tirol aber nicht so eigentlich kärntnerisch an (auch die steirische Statistik über „natürliche Kinder" steigt von Jahr zu Jahr höher). Dort ist es zumeist noch reiner Ehesegen. Als ich einen Bauer im Iselthale befragte, ob es in seiner Gegend auch gebrochene Ehen gäbe, starrte er mir mit einer Miene ins Gesicht, als hätte ich die ungeheuerlichste Frage gethan. Die Tiroler Bauernweiber und Mädchen, auch die jungen, gehen fast klösterlich gekleidet umher, nichts

Buntes, ein lichtes Blau der breiten Schürze ist das einzige Helle an ihnen. Bei barfüßigen Mädchen sind die Waden fürsorglich mit Wollstutzen bedeckt. Die Ärmlinge gehen stets bis zu den Handknöcheln. Das Kleid ist bis hoch an den Hals geschlossen. Der Busen wird vertuscht. Das hat mir einzig nicht gefallen an den Tirolerinnen, dass sie ihre Brust derart mit Werg ausgleichen und mit Fischbeinspangen einzwängen, dass es zu sehen ist, als hätten sie den Busen mit einem Brette plattgedrückt. Verführerisch ist diese Tracht allerdings nicht, und wenn sie thatsächlich der Jungfräulichkeit zu statten kommt, na, dann mag's halt hingehen. Es ist nur schade um die Schönheit. Bei dem Dellacher Moidele hat allerdings auch das Fischbein nichts genützt. Kam sie eines Tages zu ihrer verheirateten Schwester und brachte ein kleines Kind mit. Die verheiratete Schwester hatte auch ein Kind, ein einziges, liebes, aber der Himmel nahm Partei für das des Moidele. Das hatte die Blattern mitgebracht, genas aber. Das Kind der Eheleute, die das verstoßene Mädchen liebreich aufgenommen hatten, bekam von jenem auch die Krankheit und starb daran. Die Mutter dieses letzteren, eine arme Kleinhäuslerin, hat es meiner Frau mitgetheilt, aber ohne Bitterkeit beigesetzt: „Der Herrgott wird's schon wissen, warum es so hat sein müssen." Das Charakteristische der Tracht des Osttirolers sind noch die spitzen Filzhüte, sie werden aber nur von älteren Leuten getragen. Keinem steht die alte Tirolertracht so gut, als dem Patriarchen von Lienz, dem siebenundsiebzigjährigen Großbauern Rohracher. Als dieser Mann in seiner schlanken stattlichen Gestalt, die Heugabel über der Achsel und den Brotstritzel im Sack, flink wie ein Bursche über seine Wiesen heranschritt, dem Ederwirtshause zu, meinte ich schier, die Gestalt sei aus Defreggers Bild „Das letzte Aufgebot" herausgesprungen. Dieser Mann ist der Urtypus der Tiroler, in seiner äußeren Erscheinung wie in seiner Klugheit, in seiner treuen Altständigkeit wie in seiner klaren, sicheren Weltanschauung, die auch das Neue versteht und zu nützen weiß. Seine zahlreichen Söhne gehören zu den tüchtigsten, unternehmendsten und geachtetsten Männern des Pusterthales.

Wer heute noch die Herrschaft des Krummstabes kennen lernen will, der gehe nach Tirol, dort wird ihm auch einfallen, dass es unter dem Krummstabe gut wohnen ist. Für das Altbauernthum ist der Krummstab gewiss der sicherste Halt, und wenn die Tiroler daran festhalten, so geschieht es weniger aus Religiösität, denn aus Klugheit. Sie wissen, wenn sie diesen Stecken wegwerfen, dann sind sie haltlos im Sturme der Zeiten. Der Pfarrer, selbst ein Kind des Dorfes, ist Herr desselben — der Vertraute aller Familien, keinem ein Fremder. Im Tiroler Dorfwirtshause wird kein Ball abgehalten, wenn es der Pfarrer nicht will; ein einziges Wort auf der Kanzel genügt, und bei der vorbereiteten

Tanzmusik bleibt der Wirt allein mit den Spielleuten. Dort aber, wo der Pfarrer der Gemeinde einmal gegen den Strich geht, wissen sie sich recht gut auf eigene Füße zu stellen und trotz aller Kirchlichkeit stehen sie dann nicht an, ihn mit den derbsten Namen und Ausdrücken zu belegen, worunter Bezeichnungen, wie „Der grob' Hansel", „der schwarz' Saggra" und ähnliche noch die harmlosesten sind. Zeitungen liegen beim Wirte zumeist nur solche auf, die dem Pfarrer recht sind. So ist es kein Wunder, dass der Tiroler die Welt in der Regel anders sieht, als wir „Kinder der Zeit". Anders sicher, ob richtiger oder unrichtiger — ich mag es nicht entscheiden. Ich finde nur, dass diese geschlossene Weltanschauung noch Charaktere zeitigt.

Auffallend im Tirolerlande sind die vielen und stattlichen Kirchen, zumeist im lichten Rundbogenstil mit reicher, geschmackvoller Ausstattung. Von der Gothik scheinen die Tiroler keine Freunde zu sein, die mag ihnen zu düster vorkommen, ihr Katholicismus ist bei aller Strenge ein lachender, durch reiche Kunst, von den Kindern des Landes ausgeübt, schön und heiter verklärt. Manches Dorf mit fünf- bis sechshundert Einwohnern hat eine von den Bauern selbst erbaute Kirche, die als Dom zu besitzen mancher ungarische Bischof stolz sein würde. In der Dölsachergegend ist ein Punkt, der Ederplan, von dem aus man in der näheren Umgebung 72 Kirchthürme zählen kann. An Festtagen, wenn gleichzeitig alle Glocken läuten, ist das eine Musik wie leises Harfenspiel. — Ich glaube es gerne, dass demnach der Himmel am Tirolerland seine besondere Freude hat — Unsereinem geht es auch nicht viel anders.

Unser erster Ausflug von Dölsach gieng hinauf zum Bade Iselberg mit seinen drei verschiedenen Quellen, eines der kleinen Bauernbadeln, wie es deren in dem an Italien grenzenden Tirol so viele giebt. Wissen wir doch, dass dort selbst der Bauernknecht sich etliche Sommerwochen Urlaub ausbedingt, um in ein Badel gehen zu können. Es wäre mir, aus einem andern Alpenlande kommend, eine wahre Sehenswürdigkeit gewesen, wie Bauern baden, allein im Iselbergbade saßen herrische Sommerfrischler, und so kehrten wir ein zum Wirtshause auf der Wacht, das auf dem Passe steht. Dort heimten wir uns für die Nacht und ergötzten uns an dem Treiben der Bauernburschen, die den Samstagabend mit Trinken, Kartenspielen, Rangeln, Fingerhäkeln und Nasenstiebern feierten. Zum Theile waren es Tiroler, zum Theile Kärntner und zum Theile war es Spass, zum Theile Ernst, wenn sie sich gegenseitig über den Tisch die Finger ausrenkten, dass es knackte, wenn sie sich ringend auf den Boden warfen, dass die Schädel krachten, wenn sie sich die Nasen an einanderstießen, daraufhin, welche eher blutet. Ein herlebiger Kärntner trat zu meiner Frau und sagte: „Magst mich, Dirndle, so heiraten wir in acht Tagen!" Darauf der Wirt zu ihm:

„Du bist ein Ochs!“ Darauf zu diesem der Kärntner höflich: „Und du mein Bruder!“ — „Gehts, werd's warteln!“ rief ein Tiroler drein, „wartele thun die alten Weiberle.“ Hierauf thaten die Männer etwas anderes, sie begannen so wild zu ringen, dass im Zimmer die Stühle und Tische umfielen, sie warfen sich so derb aufs Fletz, dass die Körper dröhnten und als es schien, es wäre wenigstens ein Todschlag begangen worden, standen sie auf und lachten. — Draußen hatte es heftig geregnet, als wir schlafen giengen, standen die Schroffen der Unholde wieder klar und die Burschen, die eben so rasend miteinander gerungen hatten, beteten gemeinsam und laut den „Englischen Gruß“, denn aus den Thälern herauf klangen die Abendglocken. Nur einer stand draußen unter den Dachtraufen und wischte sich das Blut vom Gesicht, vom Nasenstiebern her, aber auch dem machte die Sache Spass.

Am nächsten Frühmorgen rüsteten wir uns zu einer Partie auf den Ederplan. Der Führer, den wir gedungen hatten, war schon von der Frühmesse zurück, es war ein junger Tölfacher, der auch Defreggers Bote gewesen, als der Meister einmal etliche Sommer hindurch in seiner Hütte auf dem Ederplan gehaust hatte. Nun begann ein dreistündiges Wandern durch Bauernwälder. Diese haben in Osttirol ein sonderbares Aussehen. Die langen Baumäste werden ein paar Fuß weit vom Stamme abgeschnitten zu Streu, und so steht der Baum da wie ein schlanker, buschiger Stab, was dem Walde ein zerzaustes, ruppiges Aussehen gibt. Unterwegs sahen wir den Schrund eines Bergsturzes, an dem vor Jahren Wald- und Almboden niedergebrochen war, um unten im Thale Häuser und Menschen zu begraben. Die senkrechte Schuttwand droht heute neuerdings, allein die Menschen leben unten in ihren auf Schutt erbauten Häusern ruhig dahin und vertrauen dem Herrn. In den Bäumen hieng der Nebel. Wir strebten den steilen Hängen zu und den Almen, die über der hohen Bergkuppe hingebreitet liegen. Wir kamen zu den drei Brunnen, da hoben die Nebel an zu verdunsten, und unten weithin blauten die Thäler wie ein Meer, denn die Einzelnheiten waren nicht zu erkennen. Wir kamen zum Defreggerhause, genannt „Anna-Schutzhaus“. Dasselbe liegt achtzig Meter unterhalb der Spitze des Ederplans, an der südlichen Seite. Es hat nur ein paar Kammern, ist einfach wie eine Sennerei. Defregger hatte sie 1882 erbaut und in derselben ein Atelier eingerichtet. Da hinauf hatte er die Charaktergestalten der Gegend eingeladen, um sie zu malen, zu verewigen in den Genrebildern und in den historischen Gemälden, die man heute überall kennt. Gegenwärtig gehört die Hütte bekanntlich dem österreichischen Touristenclub. Zur Sommerszeit haust in derselben eine alte gute Frau, die den Touristen mit Milch, Kaffee, Eiern, Kaiserschmarn und Wein atzt und im Nothfalle mit trockenen Decken und trautsamer Raststatt bemuttert. Man

nennt die Frau die fünfzehnte Nothhelferin von Dölsach, weil sie in allen Nöthen, die das Volk der Gegend treffen mögen, Rath und Hilfe weiß. Zur Zeit waren drei muntere Mägdlein aus Lienz in der Alpenhütte, um dort etliche Wochen Sommerfrische zu halten; sie wirkten alle zusammen, um uns ein Mittagsmahl zu bereiten, wie es köstlicher und kräftiger nirgends zu finden ist. Allerdings half auch unser Hunger, als bekanntlich der beste Koch, getreulich mit zum Gelingen der Mahlzeit.

Der Ederplan ist an 2000 Meter hoch und hängt zusammen mit dem höheren Zithenkopf, der sich ostwärts zieht. Die Aussicht soll von besonderer Großartigkeit sein über die Tauern und die Dolomiten, in die Glockner- und Venedigergruppe hin und in die Thäler der Drau und der Möll. Wir hatten Sonnenschein, aber wenig Aussicht. Die Thäler lagen rein, doch das übrige war ein wüster Brei von weißen Nebeln, grauen Wölklein und blauen Bergspitzen. Nur die gegenüberstehenden Unholden ragten in ihrer finsteren Größe klar empor, stellenweise mit einer weißen Nebelfahne behangen. Fern im Westen, über den Gebirgen des Defreggerthales, stockten sich die Wolken zu einer glatten, grauen Wand, das hieß so viel als, wir sollten trachten, zu Thale zu kommen. So setzte ich mir aus den Scherben der Gegend in der inneren Vorstellung rasch ein einheitliches Bild zusammen, das von den Karawanken bis zu den Zillerthalalpen reichte. Hernach stieg ich befriedigt niederwärts, meine wesentlich bessere Hälfte unterwegs versichernd, dass die Aussicht einfach wunderbar gewesen sei.

Unterwegs war es sehr heiß geworden, wir suchten in der Mulde der Almmatte eine schattige Stelle zum Rasten. Der Führer öffnete das Thor einer Heuhütte und da drinnen im kühlen, duftenden Grase haben wir köstlich geruht. In der Erwägung: „Raum ist in der kleinsten Hütten für zwei Liebste und einen dritten" wollte ich auch den Führer unter's Dach laden, er blieb aber bescheidentlich draußen sitzen und schmauchte ein Pfeiflein, während ich drinnen im Halbschlummer dem Wässerlein lauschte, das an der Hütte vorbeirann und des Bauers gedachte, der plötzlich mit dem Stecken kommen konnte, um uns aus seinem köstlichen Heu in den schwülen Sonnentag hinauszujagen. Statt des Bauers drohte der Regen, und so mussten wir die heimliche Rast verlassen, um noch vor dem Unwetter zu den Höfen hinab zu gelangen. — Wir kamen zu Defreggers Geburtshaus.

Das ist ein alter stattlicher Bauernhof, der aber in fremden Händen sich befindet. Die Besitzer sind stolz auf den, der ihr Haus so berühmt gemacht hat, sie zeigten uns die Kammer, in welcher Defregger am 30. April 1835 geboren ist, sie zeigten Porträts ihrer Kinder, die der Meister ihnen gemalt hatte, und endlich bewirteten sie uns mit Brot und Butter und erzählten des Schönen viel vom alten „Eder Franzel".

Vom Ederhofe zu Thale steigend begegnete uns ein Kreuzträger. Ein junger, hübscher Bursche schleppte auf der Achsel ein großes, eisernes Kreuz den Berg hinan. Oben in Stronach hatten sie nämlich ein Kirchlein gebaut und so wollte sich der junge Tiroler den Sonntag wählen, um das Thurmkreuz hinaufzutragen. Man büscht dabei, meinte er, auf bequemschte Art ein paar Sünden ab.

Diese Besteigung des Ederplans war auf unserer Tirolerfahrt die einzige Bergpartie, die mir gegönnt gewesen. Ein hartnäckiges Asthma ließ mich nicht zur Höhe steigen, kaum dass ich zeitweilig die Gasthaustreppen zu überwinden vermochte. Umso fleißiger fuhren wir thalaus und ein. Nach einem halben Regentage lag auf den Berghäuptern Neuschnee. Wir ließen unsern Wirt die Pferde einspannen und fuhren quer durch das Thal über Eisenbahn und Drau nach dem Dorfe Lavant, das hart am Fuß der Unholden liegt, „im Winter keine Sonne und im Sommer keinen Mond hat". Unter den Unholden versteht man eine überaus wilde und schroffe Felsengruppe, die aus dem Hochstadl, der Sandspitze, der Kreuzspitze und dem Spitzkofel besteht.[1]) All diese Spitzen sind über dritthalbtausend Meter hoch und mancher hat in seinen Schründen ewiges Eis. Von Lavant aus genießt man einen schönen Hinblick auf die sonnseitigen Berge: Schleinitz, Zithenkopf und Reiskofel (letzterer schon in Kärnten). Auf dem Berglein zu Lavant, das wie ein grünes Fußkissen der Unholde daliegt, ragen zwei Kirchen, eine davon, die vielbesuchte Wallfahrtskirche, steht hart an einem Abgrund. Beim Bau der Kirche soll ein Dachdecker in diesen Abgrund gestürzt, von der Muttergottes aber eigenhändig aufgefangen worden sein, so dass er unversehrt wieder zu seiner Arbeit gehen konnte. Vor nicht allzulanger Zeit, als die Lavanter noch keine Kirchenglocken hatten, sollen sie mit einem Horn die Andächtigen zum Gebete gerufen haben. Da kamen sogar die Leute aus dem fernen Virgenthale herab und opferten lebendige Widder. Übrigens sollen die Lavanter nicht ganz von jener heiteren Gemüthsart sein, als die sonnseitigen Dölsacher; ihr Daseinskampf in dem Schatten der Unholde ist auch ein ernsterer. — Wir fuhren am Fuß des Hochgebirges den Waldrand entlang bis zum Dorfe Tristach und hinan zum Tristachsee, der oben zwischen einem bewaldeten Vorbühel und den Wänden des Rauchkofels eingeklemmt liegt. Wenngleich nur eine Stunde von Lienz entfernt, macht die Stelle den Eindruck tiefer und düsterer Einsamkeit und es soll selbst in der „Saison" manchen Tag geben, da der Wirt, der am Seerand eine Schenke gebaut hat, sich als Einsiedler fühlt. Westlich vom See ragt die „hale Wand", wo sich einst ein Jäger verstieg, so dass er weder nach vorne noch nach rückwärts konnte. Die Leute von

[1]) Für die Richtigkeit der Bergbenennungen kann ich nicht gutstehen, der Volksmund und die Karten sind nicht immer einig.

unten ſahen ihn in ſeiner Noth und brachten das heiligſte Sacrament herbei. Das war ihm gnädig, aber nicht ſo weltlich, wie dem Kaiſer Max auf der Martinswand. Aus dem Kelch ſchwebte die Hoſtie empor durch die Lüfte bis zum Jäger auf hoher Wand, ſie flog zu ſeinem Munde, er genoſs ſie in gläubiger Andacht und fiel dann herab in die Tiefe. Wo der Kelch geſtanden, wird heute noch der Eindruck gezeigt, den er auf der Steinplatte hinterließ. Das ſich darin anſammelnde Regenwaſſer trinken die Almer, es ſoll gut ſein gegen — den Schwindel.

Am nächſten Tage fuhren wir, durch die Schluchten und über die Matten des Hochpuſterthales faſt 600 Meter anſteigend, auf der Eiſenbahn bis Toblach. Das ſteht ſchon in der Almregion und hat eine leichtere, kühlere Luft, obſchon das nur wenige Stunden entfernte Italien ſeinen warmen Hauch aus dem Höllenſteinthal herausblaſen kann. Im Hotel Rohracher, deſſen Beſitzer ein Sohn des prächtigen „Patriarchen von Lienz“ iſt, kehrten wir ein und iſt uns in demſelben recht behaglich worden. Der Himmel war ſo blau, die Bergſpitzen des Pfannhorns, des Helms, des Sarkofels und der Toblacher Kämme waren ſo rein, daſs es kein Weilen gab. Um zwei Uhr mittags fuhren wir davon ins fabelhafte Reich der Dolomiten. — Man hört oft von den Touren nach Schluderbach und ins Ampezzothal, es iſt leerer Schall; einer, der's nicht kennt, denkt ſich nichts dabei, als einen Schock langweiliger weißer Berge. — Wie dieſe Gegenden im Sommerſonnenſchein, gibt es nichts Schöneres auf Erden. Ich war die ganze Zeit unſerer Dolomitenfahrt berauſcht, als hätte ich Champagner getrunken.

Die Fahrt gieng über Landro, Schluderbach nach Italien zum Miſurinaſee und von dort um den Monte Criſtallo herum über Tre Croci wieder nach Öſterreich herein bis Cortina, wo wir nächtigten. Am nächſten Tage über die Felicionſchlucht und Oſpitale nach Schluderbach und Toblach zurück. Nun will ich's näher beſchreiben. Zu Schluderbach muſs bei der Hinfahrt in einer welſchen Kanzlei die Genehmigung geholt werden für den paarſtündigen Aufenthalt in Italien. Sonſt Roſs, Wagen und Inhalt confiſciert. Der italieniſche Gendarm, der um den Miſurinaſee wachſam herumſtrich, ſah aber ſelber ſtark „confiſcabel“ aus. — Die Fahrt von Toblach bis Schluderbach, wo man vor dem Monte Criſtallo ſteht, und die angedeutete Runde um denſelben dauert etwa neun Stunden. Wenn man bedenkt, daſs ſich unterwegs alle zehn Minuten ein neues Landſchaftsbild gibt, ſo iſt zu ermeſſen, wie viel neue Eindrücke man empfängt. Hinter Toblach auf denkbar ſchönſter Straße der lebhaften Rienz entgegen. Es kommt das braune Auge des Toblachſees mit den Brauen des ihn umgebenden Fichtenwaldes. Rechts der theilweiſe noch begrünte Sarnkofel, bald über den Vorbergen aufleuchtend der weiße Zackenkamm des Dürrenſteins. Links in blauen Schatten

die nasse Wand, darüber das Hochgeschroffe des Birkenkofels. Das sind die auffallendsten dieser Strecke, von den zahllosen Felsgebilden zweiter Güte nicht zu reden. Nach einer Stunde haben wir die Festungswälle von Landro vor uns, in welchen der Österreicher dem Italiener die Faust zeigt. Hoch oben auf dem Peutelstein ist eine zweite Festung, gleichsam schon die gehobene Faust: „Nicht mucksen, Welschland!“ Aber es muckst ja nicht. Hinter der Thalfestung steht das Hotel. Hier heißt es Landro oder Höllenstein, so wie das ganze Thal hinaus bis Toblach eigentlich Höllensteinthal zu nennen ist. Der Punkt ist von großartigster Schönheit. Wer schlafend hierhergebracht würde und in Landro plötzlich die Augen aufmachte — bei dem möchte ich für den Verstand fürchten. Der Eindruck könnte ihn wahnsinnig machen. Nach links hinein zwischen den finsteren Riesen des Riedel und des Monte Piano die Engschlucht der schwarzen Rienz, die im Hintergrund durch eine hohe karstige Querbank abgeschnitten wird. Und hinter dieser Querbank ragen zwei rechteckige Felsblöcke auf, und daneben eine scharfe Spitze, schier symmetrisch wie von Riesensteinmetzen gemeißelt, sie glühen in einem goldigen Roth, als sei ein Alpenglühen mitversteinert worden. Diese Felskolosse, deren höchster Gipfel fast 3000 Meter zählt, sind die berühmten drei Zinnen, in ihrer Art ein einziges Gebilde der Alpenwelt. — Das ist in Landro das eine. Gerade vor uns, so dass das Engthal gerade drauf stößt, erheben sich wuchtig und wüst die Zacken des Monte Cristallo. Sein zwischen schründigen Wänden tief in den Kessel herabliegender Gletscher ist uns zugewendet. Die bewaldeten Hänge der Vorberge und die lichten Wände dieser Hochfelsen, die am Nachmittage duftig blauen, sind von unbeschreiblich berückender Wirkung. Der Monte Cristallo ist auch geziemend eitel auf seine Schönheit und hat einen Spiegel. In dem Dürrensee, an welchem unsere Straße nun vorbeiführt, spiegelt sich der vielköpfige weiße Riese mit einer Klarheit, dass man kaum weiß, steht der Berg über der Seelinie aufwärts, oder unter derselben abwärts. —

In Landro steht an der Straße eine Kapelle. Vor derselben hielten wir ein wenig Umschau über die Weitläufigkeiten des Hotels und beobachteten die resche Wirtin, die wie ein General das große Hauswesen leitete, das Personal commandierte und noch Zeit fand, mit den zahlreichen anwesenden Fremden zu plaudern und die beständig heranfahrenden Wägen zu begrüßen. Sie war Wirt und Wirtin in einer Person, an ihren Fingern, an ihren Augen gleichsam hiengen die Schnürchen, durch die sie die Wirtschaft scheinbar spielend leitete. Man konnte sie um ihre Thatkraft und Würde beneiden.

In Schluderbach zweigt sich das Thal. Die Reichsstraße — stets glatt wie der Bürgersteig einer modernen Stadt — führt am Monte

Cristallo rechterhand in die Gründe, über denen die hohe Gaisel, mit der Rothen Wand und der Monte Casale herüberragen. Links am Krystallberge führt eine minder vollendete, immerhin aber noch gute Straße über ein mit Bäumen bewachsenes Schutthal, auf das die Rinnen des 3231 Meter hohen Bergstockes niedergehen. Diesen Weg schlagen wir ein: er führt uns wenige Minuten hinter Schluderbach an der italienischen Grenzsäule vorbei, sachte den bewaldeten Sockel des Monte Piano hinan und über eine Almhöhe hinaus ins Hochthal zum Mosrainsee, oder wie die Italiener dies ihr Eigenthum benennen, zum Misurinasee. Der See ist umgeben von hügeligem, sonnigem Almboden, auf dem weiß- und braunscheckige Rinder weiden. Hie und da stehen verkümmerte Fichtenbäume mit grauen Bärten. Aber dort drüben erheben sich die weißen Wände des Geisterberges Monte Cadin. Im Hintergrunde des Sees senkt sich ein tiefes, langes Thal den fernen Gärten Italiens zu, doch gegenüber diesem Thal erhebt sich gewaltig und langgestreckt der blauende Hochgebirgszug des Marmarole. Ein ganz neues, ungeahntes Bild, bereits in der Farbenstimmung des sonnigen Südens. — Wer hier, an diesem See, vergäße, sich umzuwenden, der würde das Wunderbarste nicht sehen. Das Gesicht nach Norden gewendet, erblicken wir hinter den steinigen Höhen ein ungeheures, röthliches Gebäude aufragen. Es ist eine Art Pyramide, mit wagrechten weißen Linien durchzogen, die sich wie Terrassen spielen. In Bilderbibeln findet man den babylonischen Thurm ähnlich abgebildet. Diese Erscheinung ist ganz anders, wie alles Umliegende, sie ist exotisch, sie ist zauberhaft. Ein Maler dürfte seine ideale Landschaft so nicht malen, ohne in den Geruch unnatürlicher Effecthascherei zu kommen. Die Natur darf sich dergleichen schon eher gestatten. Wir haben in diesem Bilde wieder die drei Zinnen vor uns mit ihrem ewigen Alpenglühen.

In der Osteria am See haben wir natürlich italienischen Wein getrunken und dabei neapolitanischen Volkssängern zugehört, die mit ihrem heißen Sang und weichen Lautenklang unsere augenblicklich italische Stimmung bis zum Entzücken steigerten. An der südlichen Seite des Misurinasees wird eben ein großes Hotel gebaut, dort wird bald das internationale charakterlose Gethue sein, während wir in der alten Osteria noch echtes Italien fanden.

Von dem 1800 Meter hoch liegenden Misurinasee abwärts wird unser Weg zu einer Waldstraße, die am breiten Sockel des Monte Cristallo hinführt, links stets die Abhänge und den Ausblick durch die ferne Felsscharte ins Auronzothal, aus dem uns schon der warme orangegelbe Himmel des Südens heraufgrüßt. Doch kaum unsere Phantasie noch recht zu nagen beginnt an den hesperischen Früchten, sind wir schon wieder in Tirol, und zwar dort, wo die Leute zwischen zwei

Sprachen auf dem Kauderwelsch sitzen Das ändert aber nichts an der landschaftlichen Pracht des Punktes, zu dem wir nun wieder kommen. Der Weg hat sich westlich und dann etwas nördlich gewendet und ist angestiegen zu einem Bergjoche, das zwischen den beiden Felsriesen des Krystallberges und des Sorapiss liegt. Hier steht ein großes italienisches Wirtshaus und nebenher über den Pass blaut die Tofana und anderes Hochgebirge herüber, und fern, fern von Westen her schimmert das blendende Gletscherschild, der Dolomiten Königin, die erhabene Marmolata. Ihre Höhe misst über 3400 Meter. — Vor uns liegt das fremdvolkliche Ampezzothal mit Cortina. Seine tiefen Gründe dämmern in den abendlichen Schatten, seine Berghäupter glimmern in blassen Lichtern, und das Gewände des Monte Cristallo, das gerade neben uns aufsteigt, loht in rosenrother Glut, wie eine versteinerte Opferflamme dem, der diese wundervolle Welt in seinen Händen trägt. — Auf der Höhe unseres Weges neben dem Hospiz stehen drei hölzerne Kreuze, weshalb dieser Punkt unter dem Namen Tre Croci bekannt ist.

Als wir den ziemlich steilen Weg niederwärts fuhren in das Thal Ampezzo, in früherer Zeit genannt „Die Heide", grüßte uns vom hohen Campanile zu Cortina die Aveglocke entgegen. Über der lanzenscharfen Spitze des Anteloa stieg der Vollmond auf, und im Alpenthale träumte die Sommernacht, in ihrem Silberschimmer ewig besungen von dem Rieseln und Rauschen der Bergwässer.

(Schluss folgt.)

Volksglaube über die Vergeltung im Jenseits.

Von **Rosa Fischer** (Hartberg, Steiermark).

„Wer g'schimpft werden will, muss heirat'n, — wer g'lobt werd'n will, muss sterb'n", sagt ein altes Sprichwort, und es hat recht. Wer wäre ungetadelt in den heiligen Ehestand getreten, und wessen Gegner wären nicht nachgiebig geworden, sobald er statt jeder Widerrede die Lippen auf ewig schloss?!

Vor der Wehrlosigkeit des Todten verstummt wohl jeder, wenn nicht grundverdorbene Mensch, und vor der Majestät des Todes beugt sich unwillkürlich, was noch frisch und froh auf Erden weilt. Leise geht und spricht man, wenn in einem Hause ein Todter liegt, um nicht den tiefen Frieden des Schläfers zu stören, und wo ein Leichenzug vorübergeht, da stehen die Vorbeieilenden und die Arbeiter auf dem Felde ein wenig still, entblößen das Haupt und machen das Kreuz.

Der Todte ist größer, als die Überlebenden, — er weiß schon, wie's „drent'n" aussieht.

„Er hat's überstand'n, wir hab'ns bevor", sagt man wohl und hütet sich vor jeder üblen Nachrede, und sollte man auch zu Lebzeiten des Verblichenen zuweilen gesagt haben: „Der und die werden noch Rechenschaft geben müss'n über dies und das."

Glaubt man doch, einem Verstorbenen etwas nacherzählen zu müssen, was ihm nicht zur Ehre gereicht, so sagt man begütigend: „Gott tröst'n, — ich red' ihm nix Schlechts nit nach, — soll ihm weg'n mein' Red'n nix härter g'scheg'n, aber so und so is er g'wes'n."

Das Volk hat seinen gewissen Glauben über die Vergeltung im Jenseits, und zuweilen hört man bange sagen: „Wisset der Mensch, was in der andern Welt einmal sein wird, kein' laut'n Lacher möcht' er mach'n."

Wenn schon der Glaube an ein natürlich brennendes Fegfeuer fast unfasbar ist fürs Menschenherz, so gibt es doch auch furchtbare Seelenqualen, die brennen und martern wie helle Flammen. Und wenn eine Seligkeit, die keines Menschen Aug' gesehen und keines Menschen Ohr gehört hat, denen versprochen ist, die Gott lieben und seine Gebote halten, so ist eben auch für jede böswillige Sünde die Strafe bestimmt.

Sonntag vormittag soll man nicht auf den Dachboden oder auf einen Baum steigen, da verlässt einen der Schutzengel.

Wer Sonntags Gras mäht, dem wird einmal das Gras auf den Fingern abgebraunt. Auch so ähnlich wird's mit anderen unnöthigen groben Sonntagsarbeiten sein.

Es heißt, keiner wird selig, ehe nicht der letzte Heller bezahlt ist. Voll Scham und Qual muss die arme Seele auf Erden umherirren, an den Orten, wo sie im Leben sündigte, und wo das unrechte Gut verwahrt wird.

Wer gestohlen und nichts zurückgegeben und die Sünde vor dem Tode nicht bitter bereuet hat, muss als Geist all die sündigen Wege in bitterer Qual und Furcht, trostlos oft und oft wiedergehen, beladen mit dem fremden Gut. —

Ein Bauer, der seinem Grundnachbar immerwährend vom Raine wegbaute, also seiner Scholle beraubte, musste nach seinem Tode immerwährend sein Feld durchwandern. Die Leute hörten zur Nachtzeit oft ein qualvolles Ächzen und einmal vernahm ein Vorübergehender den verzweiflungsvollen Ruf: „Wo soll ich's denn hinthun?!"

„Thu's hin, wo du's g'nommen hast", erwiderte der Zuhörer, und im nächsten Augenblick hörte er etwas auf den Acker fallen, — eine unsichtbare Hand erfasste die seine, und die Stimme des Verstorbenen rief: „Vergelt dir's Gott, du hast mich erlöst". Die Hand aber war glühend heiß gewesen, so schwer hatte sie tragen müssen an der gestohlenen Erde.

Über Grundstörer, Rainschänder, Bauernschinder weiß man gar vieles zu erzählen; oftmals hat man Lichter zwischen den nächtlich einsamen Feldern auf- und niederwandeln sehen.

Auch wo Geld vergraben ist, brennt ein eigenthümliches Feuer, denn Geister halten Wacht, und wer den Muth findet, nachzugraben, der wird den größten Anfechtungen von den bewachenden Geistern ausgesetzt sein.

Ein Halterdirndel sah einmal in später Dämmerstunde auf der Wiese ein bläuliches Feuer. Sie gieng hin und stellte eine „Felberstaude" (Weidenzweig) als Merkzeichen auf, und andern Tages führte sie zwei Männer zu dem Ort. Diese fiengen abends zu graben an mit dem feierlichen Versprechen, kein Wort zu reden, weil dadurch der Schatz wieder verloren gehen müsste. Und wie sie schweigend lange gruben und immer tiefer kamen und die Nacht vorrückte, da fieng es an, ihnen allerlei Spuk vorzugaukeln. Es kamen Reiter, hoch zu Ross, und setzten über die Grube, und es kamen prachtvolle Kutschen mit herrlichen Pferden und stolzen Damen und Herren und fuhren über die Grube, — und es kamen die schrecklichsten Gestalten, die die Schatzgräber bedrohten, aber sie fürchteten sich nicht und schwiegen. Als aber schon der Schatz sichtbar wurde, da kam ein gar komisches Männlein, das hüpfte immer auf einem Fuß um die Grube herum, und das war so seltsam, dass der eine Schatzgräber plötzlich lachend sagte: „Wie der hupf'n kann." Im selben Augenblick versank der Schatz, und Ross und Reiter sammt dem Männlein, aber ein furchtbares Klagegeheul drang aus der Tiefe.

In einem steirischen Städtchen stand einmal ein Haus, und da wohnte in Gestalt einer Schlange ein verstorbenes, nicht erlöstes Fräulein. Die Leute wussten, dass diese Schlange einen Bund goldener Schlüssel zu einem verborgenen Schatzkasten besaß, und dass derjenige die Schlüssel und den Schatz bekommen und die arme Seele erlösen würde, der um Mitternacht allein in das Haus gienge und zu der Schlange dreimal in „einem Athem" sagte: „Alle gut'n Geister loben Gott den Herrn, was ist dein Begehr'n?!"

Sobald sich der Muthige aber schreckte und stockte, brach die Schlange in ein furchtbares Schmerzgeheul aus und verfolgte den Unglücklichen, und wenn er nicht rechtzeitig aus dem Hause kam, wurde er zerrissen. Einmal soll einer die Erlösung vollbracht und die Schlange sich in eine wunderbare weiße Jungfrau verwandelt haben. Aber vom goldenen Schlüssel und Schatz hat niemand was gehört.

Wenn das Feuer im Herd oder Ofen recht winselt, sagt man wohl: „Die armen Seel'n jammern", und es gibt Frauen, die beim Kochen etwas Mehl oder Schmalz ins Feuer geben: „Für die armen Seel'n." Auch soll keine Thür heftig zugeschlagen werden, weil dadurch eine „arme Seel' eingezwickt" wird.

Wenn in einem Zimmer hauptsächlich nachts ein Kasten kracht, erschrickt man wohl auch und fragt sich bange, ob ein aus dem Haus Verstorbenes noch etwas zu ordnen hat.

Auch größere Geistergeschichten werden erzählt, vom „Ohniweignan". Insbesonders, wenn jemand weggestorben ist im Streit und Zorn, ohne Versöhnung mit den Hinterbliebenen, so kann er nicht eher Frieden finden, bis ihm vergeben ist. Und so „ohniweigt" es dort, wo er gelebt hat, das heißt, „es geistert", spukt.

Da war einmal einer Bäuerin der Mann gestorben und unversöhnt waren sie auseinander gegangen, — das Weib gönnte ihm alles, nur nichts Gutes. Ja, sie sagte, wenn sie ihn mit einem Vaterunser erlösen könnte, thäte sie's nicht.

Aber bald war es in jenem Hause nicht mehr zu bleiben. In stiller Nacht hörten die Dienstboten etwas sachte durch die Zimmer gehen, über die Betten hin- und hersteigen, oder es tanzten kleinwinzige Männchen über Tische und Bänke. Dann krachte es wieder in dem Kasten, und im Fußboden und es rüttelte an Thüren und Fenstern. Und einmal sah eine Magd auf dem Heuboden am hellichten Tage eine Mannsgestalt ohne Kopf.

In dem zum Bauerngut gehörigen, vollkommen leerstehenden Weingarthaus sahen die Leute oft ein unheimliches Licht, so dass viele zur Nachtzeit sich nicht mehr vorübertrauten. Und als einmal eine lustige Gesellschaft in dem Kellerhause zechte, da flog durchs geschlossene und vollkommen unbeschädigte Fenster ein großer Stein mitten auf den Tisch.

Erst als die verwitwete Bäuerin gestorben war, hörten die unheimlichen Erscheinungen auf. —

Einmal hat man auch zwei Geister raufen gesehen. Leute, die aus einer „Maiandacht" nach Gebetläutzeit heimgiengen, sahen vom Berg herab bei einem gemauerten Feldkreuz zwei großmächtige Lichter gegen einander kämpfen. Lange Zeit schlugen sie wüthend auf einander los und plötzlich waren sie verschwunden.

Überhaupt umspinnt der Volksglaube gerade die einsamen Wegkreuze mit geisterhaften Geschichten.

Von einem sogenannten „Galgenkreuz", das unweit des vor Zeiten bestandenen „Hochgerichtes" im freien Felde stand, erzählte man, dass noch vor wenigen Jahren oft ein banges Seufzen und Stöhnen gehört und zuweilen über den Weg ein unheimlich „schwarzer Wuzel" gesehen wurde, bis das Holzkreuz stürzte und nicht mehr aufgestellt wurde.

Das Weib eines verarmten Bauers erzählte, dass sie sich bei einem gewissen gemauerten Wegkreuze zur Nachtzeit nicht vorbei getraue. Ihr Mann könne zur Nachtzeit, nach „Betläuten" nicht mehr vorbeikommen; er könnte nicht, — eine unsichtbare Macht hielte ihn zurück, und er müsse auf einem Umwege heimgehen. Dieselbe alte verarmte Bäuerin erzählte,

dass ihr eine „gescheite Weibati", die „Armenseelen-Nandl", gesagt habe, ihre Mutter sei schon im Himmel, aber wo die verstorbene Schwiegermutter sei, könne sie nicht sagen.

Und dieselbe alte Bäuerin sagte auch, dass die großen, häßlichen Kröten, „Tatschger" oder „Broatling", auch „Aufen" genannt, verwunschene „arme Seelen" seien, die man nicht beleidigen dürfe. Und ein anderes älteres Weib erzählte, wie einmal ein muthwilliger Mensch solch eine Kröte auf ein Brett legte und in die Höhe schnellte, wie aber das Thier statt in die Luft, ihm ins Gesicht flog und wie angewachsen kleben blieb, bis sie durch eine schmerzhafte Operation losgelöst wurde.

Dieser Aberglaube, der das arme häßliche Thier schont, hat gewiss sein Gutes gegenüber der Roheit mancher Leute, die diese Kröten, wenn sie dieselben auf dem Felde treffen, aus Abscheu auf allerlei Art quälen und tödten.

Ein einsames Kreuz steht hoch oben auf dem Berg im Wald, und auch da geistert es.

Da ist einmal auf der höchsten Bergzinne vor vielen hundert Jahren eine stolze Burg gestanden, — das Ringschloss. Noch heute gibt es eine „Ringstraße" oben und eine „Spielstatt", aber das Schloss ist nicht mehr, ist untergangen mit Mann und Maus und Mauern.

Denn einmal hielten die gottvergessenen Schlossbewohner in der Christnacht einen „nackten Ball", aber Gott strafte sie, — das Schloss versank in den Bergesgrund, und die Ritter und Frauen versanken auch. Aber ihre Geister leben noch und umirren die Stätte ihrer Sünde und Schande. Oftmals haben arme Frauen und Dirndln, die oben im „Ringwald" Klaubholz suchten, im Gehölz ein unheimliches Rauschen und Krachen gehört, und manche hat in größter Angst ihr Grastuch und ihr Holz versetzt und die Flucht ergriffen.

Einmal gieng abends ein Geistlicher vom Gebirg herab, von einem Versehgang zurück. Aber beim „Spielstattkreuz" erhob sich ein so unheimliches Getöse und Rascheln und Knacken, wie von vielen unsichtbaren, auf ihn eindringenden Wesen, so dass der Priester, der das heilige Abendmahl nicht mehr bei sich trug, in banger Angst fortstürzte, dabei fiel und sich die Kniescheibe zerschlug.

Eine junge, gewiss nicht abergläubische Frau erzählte, dass sie in der Stunde, da in einer fremden Stadt ihre Mutter starb, daheim leise Schritte über die Treppe gehen hörte.

Das sind so alte Volksgeschichten, und man kann's gewiss niemand verübeln, wenn er sie nicht wörtlich glaubt, aber was sagt man zu einer „Anmeldungsgeschichte" aus neuester Zeit, die einem ein glaubwürdiger, lebensfroher und guter Mann für wahr und gewiss erzählt, sich dabei zu einem Lächeln zwingend, aber mit übergehenden Augen und unwillkürlich aufschluchzend?!

Sein Vater, ein friedlicher Mann, war in einem fremden Hause, unter fremden Leuten, vom Schlage getroffen, jäh gestorben, ohne vorherige Versöhnung mit Gott und den Menschen, wie sie sonst ein Sterbender wohl wünscht. Die Hinterbliebenen weinten um ihn, beteten für ihn und glaubten ihn glücklich.

Da, nach zwei Jahren wurde in der Pfarre eine Mission gehalten. Wie alle gläubigen Pfarrkinder, machte auch der junge Bauer dieselbe mit und opferte die Gebete und guten Werke für seinen verstorbenen Vater auf, insbesondere, da es ihm zuvor öfters von ihm geträumt hatte, dass er so traurig im Hause herumgegangen sei.

Und da sagte einmal die nahe verwandte Magd, die des alten Vaters Stube bewohnte, dass ihr schon zweimal nacheinander jemand, vielleicht die Kinder, mit Fleiß das Spinnrad und den Stuhl vom Vater seinem Kasten weg in einen Winkel gestellt habe, abends „unter Lichtzeit" (Dämmerung). Die Kinder aber, vom Vater zur Rede gestellt, sagten unschuldig, dass sie's nicht gethan hätten.

Und siehe, am nächsten Abend, da das Spinnrad und der Stuhl nicht zurückgestellt worden war, wurde ein Kinderwagen vom Kasten weg in den Winkel geschoben und ein Schemel hingestellt.

Der junge Bauer, dem es bei diesen Vorgängen angst und bange wurde, ließ die Kinder beten, betete selbst und stellte sich am vierten Abend zur bewussten Dämmerstunde an die offene Stubenthür. Nur einen Augenblick trat er weg, um sich die Pfeife anzuzünden, und als er wiederkehrte, war ein Oleanderstrauch sammt dem untergestellten Kistl vom Kasten weg in den bestimmten Winkel gerückt.

Der entsetzte Mann stammelte ein Stoßgebet für die arme Seele, ein dreimaliges: „Erlöse sie, o Jesu!"

Aber am andern Tage waren die gleichen Gegenstände wieder fortgerückt und am sechsten Abend, als sich nichts mehr in der Nähe befand, wurde ein Bund Kleider, der am Kasten hieng, in den Winkel gelegt.

Darauf war alles gut, aber an diesen Tagen hatte die Familie ungemein gelitten. Sie haben sich's dann so ausgelegt, dass der Vater erst jetzt nach zwei Jahren zur Missionszeit die Macht erhielt, sich den Seinen zu nähern, und dass ihr Gebet, die guten Werke, die Abläße, die sie für ihn aufopferten, seine Erlösung beschleunigten und mit Gottes Barmherzigkeit vollbrachten.

Und sie mögen ja recht haben. Warum sollte solch ein kindlich frommer Glaube nicht Gutes stiften! Wie viel Gutes wird gethan und um ein „Vergelt's Gott" für die verstorbenen Lieben aufgeopfert. Wie manche Feindschaft wird vermieden oder wieder gutgemacht bei dem Gedanken, dass nur der Verzeihung findet, der selbst vergibt. Und nur dem Barmherzigen ist Barmherzigkeit verheißen.

Ein Schauder überkommt beim Gedanken an das Ende wohl manchmal den nicht gerade blind in die Welt Lebenden, und ſo manches ſagt dann nachdenklich: „Ei ja, ſein thut ſchon was!“

Und andächtiger als ſonſt betet man wohl das Vaterunſer „für alle armen Seelen im Fegfeuer!“

Von der Läſſigkeit unſerer Bauern.

Der Viehhändler Stümmling hatte nach vielem Herumfragen erfahren, daſs der Lackenleitner eine Kuh verkaufen wolle. Er ſchickte ſich ſofort an, zu dem Bergbauern hinaufzuſteigen, allein es wurde ihm bedeutet, er werde umſonſt gehen, der Bauer dürfte wieder beſoffen ſein. So wurde Lackenleitners Schulmädchen befragt: „Iſt dein Vater heut' daheim?“

„Wuhl, wuhl.“

„Iſt er geſund?“

„Wuhl. Der Rauſch is ſchon geſtern nochmittag aus worden.“

Na, ſo hat der Stümmling den Lackenleitner glücklich angefunden.

„Ihr habt eine feile Kuh, höre ich.“

Der Bauer hatte juſt an ſeiner Tabakspfeife zu thun und überhörte die Frage.

„Eine Kuh, Lackenleitner, nicht?“

„A Kua? Woaß's nit ja.“

„Iſt es eine junge, eine Melkkuh?“

„Ih woaß's haſtn nit. Kunnt eh ſein.“ Und ſchraubte das Rohr in die Pfeife.

„Wollt mir ſie nicht zeigen?“

„Onſchaun kunt ma 's eh. s Onſchaun koſt't nix.“ Er führte den Viehhändler durch die Ställe.

„Die welche wär' es alſo?“

„s ſe müaßad ih ma ſelber erſt ausroatn. D Melchkua wiar ih holt doh nit recht derfn hergebn. Wurd mein Weib haſn nit paſſn.“

„Alſo die Trächtige!“

Der Bauer ſtochert in der Pfeife herum, ſtochert ein Häuflein Aſche auf die hohle Hand heraus und ſtreut es dann bedächtig zu Boden.

„Ich nehme auch die mit dem Kalb, wie?“

Jetzt löst er das Rohr wieder los von der Pfeife, ſetzt dieſe ſachte an die Lippen und bläst hinein.

„De mitn Kalbl. Ah, de wiar ih doh lacht nit derfn hergebn.“

So bleibt nur noch die Maſtkuh.“

„Is holt just a so a Sochn. Weil's nit gonz foast is noh. Vakaffn, freilih, vakaffn wern mas eh amol müassn."

„Was kostet sie?"

Der Bauer steckt die Pfeife wieder zusammen, steckt sie in den Mund, pfaucht ein paarmal durch. Der Zug wäre soweit hergestellt.

„Wie viel Banknoten soll ich Euch auf die Hand legen fürs Vieh?"

„Mei Nochbar hot nahst Wochn oani um hundertfuchzg vakafft."

„Die war sicherlich zweimal so schwer, als die Eure!"

„A wenkerl kon's sein, a wenkerl. Viel nit, viel."

„Einen kugelrunden Hunderter, wenn Ihr wollt!"

Der Bauer hebt mit der Tabaksblase an. Langsam hat er sie aus dem Gürtel hervorgezogen, hat sie zuhalb umgestülpt und schiebt nun mit zwei Fingern Tabak in die Pfeife.

„Hört Ihr, Lackenleitner — hundert Gulden für dieses Thier. Es sollt' noch etliche Wochen in der Mast stehen, aber weil ich just gut aufgelegt bin, nehm ich's heut' mit."

Die Pfeife ist gestopft, nun hat der Bauer Zeit zu sagen: „s se wird's doh nit thoan."

„Überlegt nicht lang, Bauer. Das Glück klopft nur einmal an, dann geht's vorbei. Wenn ich hundertundfünf sag', so bin ich leichtsinnig. Aber damit wir doch wieder einmal was handeln miteinand."

Der Bauer wendet sein Aug nicht von der Pfeife und schüttelt fast unmerklich den Kopf. „Selm wiar ih's doh lacht daweil noh gholtn."

„Also, wie viel wollt Ihr?"

Nun kommt Schwamm und Feuerstein dran. Es gibt ein paar Funken, aber das Ding will nicht glosen. Nun endlich macht er den Mund auf, aber nicht, um einen Preis auszusprechen, sondern um den Zunder anzublasen.

„Hundertfünf und einen guten Leihkauf fürs Weib. Aber geschwind ja sagen, Lackenleitner, es könnt' mich g'reuen." Der Händler tastet an der Kuh herum, ob die Haut locker ist, ob das Fleisch federt. „Ein zähes Luder. Redet schon ab. Aber halten thu' ich's noch, mein Wort. Also . . .!"

Der Bauer raucht endlich an. Und wie das im guten Zug ist, sagt er, das erstemal recht vernehmlich: „Ih moan, ih wiar hiazta go koani vakaffn." —

Dieser Handel hat drei Stadien. Im ersten weiß der Bauer nicht, welche Kuh er weggeben soll, im zweiten weiß er nicht, wie hoch er die eine schätzen soll, im dritten endlich kommt er darauf, dass er überhaupt keine verkaufen will. — Und um auf das zu kommen, bedurfte es länger als einer Stunde.

Das ist jener gewisse Typus der Unentschlossenheit und Gleichgiltigkeit des Alpenbauers, der in unserer Zeit des energischen Geschäftskampfes so

verhängnisvoll wird. Wie ist ein Zweck zu erreichen, wenn man selbst nicht weiß, was man will? — Der Lackenleitner geht sicherlich in den nächsten Tagen schon den Viehhändler Stümmling suchen, denn er braucht Geld. Er wüsste das nicht einmal so genau, aber sein Weib weiß es, sie braucht vom Kaufmann Gewand, Kaffee, Zucker; der Mann wird wild, wenn kein Schnaps daheim ist, denn da weiß er recht genau, was er will. Er sucht also den Stümmler auf und gibt ihm die Kuh um hundert Gulden.

Dieses Hin- und Hersuchen zwischen Käufer und Verkäufer ist auch ländlich sittlich. Einmal fiel es jemandem ein, ich glaube der Schullehrer des Ortes war's, den Bauern vorzuschlagen, dass sie vor der Gemeindekanzlei eine Tafel aufrichten lassen sollten, auf welche jeder sein Angebot von Vieh, Holz, Hafer, Milch u. s. w. mit Adresse schreiben könnte. Der andere seine Nachfrage, damit sie einander nicht so lange zu suchen brauchten. Einige Bauern waren einverstanden, dass der Schullehrer von ihnen ein paar Ochsen und etliche Metzen Hafer aufschrieb, aber als trotzdem nächster Tage die Käufer nicht geflogen kamen, meinten sie, das wäre auch für die Katz' und ließen es wieder stehen. — Es mangelt das zielbewusste Zusammenwirken, der Gemeinsinn. Wie sollen solche Leute erst für Bauerngenossenschaften zu haben sein!

Vor einigen Monaten hat der Heimgärtner den Bauern das Genossenschaftswesen vorgeschlagen. Doch bei der häufig vorkommenden Gleichgiltigkeit und dem Misstrauen war bisher wenig zu machen. So indifferent wie der Lackenleitner im Viehhandel, ist er und seinesgleichen in allen anderen Stücken. Man hat den Gebirgsbauer wohlmeinend gelehrt, dass er weniger Korn bauen und mehr Viehzucht treiben solle. Man hat ihm Fingerzeige gegeben wegen der Rinderrasse, der Viehpflege, der Futter- und Milchwirtschaft, der Dungsammlung u. s. w. Es ist nichts. Sie haben ihre Ausreden. Die einen bauen hauptsächlich Korn, weil sie Stroh für Streu brauchen. Anstatt durch entsprechende Stallböden die Streu belangloser zu machen, halten sie eine größere Anzahl Dienstboten, um Kornstroh zu bauen. Und was etwa durch eine solche Streu- und Dungwirtschaft gewonnen werden könnte, verzehren die Dienstboten. Andere bauen Korn, um die Dienstleute verköstigen, und halten Dienstleute, um Korn bauen zu können! Wieder andere bauen Korn, damit auf dem gedüngten Felde dann wieder Futter wachse, als ob man nicht auch die Wiesen und Weiden als solche düngen könnte. Endlich bauen sie Korn, weil sie für ihre Familie Brot brauchen, im Grunde ein ganz natürlicher Gedanke, der Bauerngedanke zu aller Zeit, nur für die Gegenwart nicht passend. Die herrlichsten Verkehrsmittel sind erfunden, der Handel ist Trumpf. Wer nicht von dem leben will und kann, was auf seinem eigenen Boden wächst, obschon es das Natürlichste und Beste wäre, der muss sich auf Tausch

einlaſſen. Im Flachlande geräth das Korn, in den Alpen das Vieh u. ſ. w. Da heißt es, nach Bedarf durch Geldmittel umtauſchen, aber nicht ſo, daſs gerade nur die Zwiſchenhändler reich werden. Wenn ſchließlich bei dem leichten Weltverkehr aus Amerika Korn, Holz, Fleiſch billiger eingeführt werden, als wir's daheim erzeugen können, ſo wird ſich dagegen endlich auch einmal ein Riegel finden laſſen, denn es wollen auch bei uns herüben die Leute leben und ſchaffen. Was nützt uns die größte Billigkeit der amerikaniſchen Producte, wenn wir einmal gar kein Geld mehr haben! Der Wandel wird ſich ſchon einſtellen. Der heutige Bauer aber hat mit den heutigen Zuſtänden zu rechnen. Die Klugheit, Strebſamkeit, Einigkeit wird er freilich zu allen Zeiten brauchen können. — Unſer Bauer muſs die Raſenpflege lernen. Heute glaubt er, wenn Wieſe und Weide jährlich im Frühjahr reichlich bewäſſert werden, ſo iſt's gethan. Der Bauer hat zwar recht viel Durſt, aber ſchließlich will er doch auch etwas eſſen. Seiner Wieſe geht es nicht anders, ſie hat auch mit dem Waſſer allein nicht genug, ſie hat auch Hunger nach kräftigem Dunge, ſie muſs ernährt werden, wenn ſie etwas leiſten ſoll. Wenn nun aber der Bauer über Düngermangel klagt, ſo zeige ich ihm, was in ſeinem Hof die Jauche macht. Sie ſickert zum Stall hinaus, rinnt breit und abſcheulich über den Weg und hinab in die Felsſchlucht. Weißt du es, Bauer, wie's die Schweizer machen? Da gehen Dunghändler von Haus zu Haus, kaufen, wo ſie zu bekommen ſind, die Abfälle von Stall und Haus zuſammen und führen jenes Zeug, das dir ſo zuwider oder gleichgiltig iſt, davon als eine koſtbare Ware. Der Schweizer Bauer baut große Behälter für die Jauche, leitet ſie mit Sorgfalt hinein, deckt die Behälter mit ſchweren Fallthüren zu, die er außerdem noch verſperrt, damit nächtig nicht jemand mit dem Zuber kommt und vom flüſſigen Golde davonträgt! Der Schweizer iſt immer praktiſch.

Wenn das Baumwollgezeug und anderes Getrödel, das der Bauer für theueres Geld beim Krämer kauft, auch Miſt iſt, als Dünger iſt es doch nicht zu brauchen. Hingegen gäbe es mancherlei Mittel zur Erzeugung und Mehrung von Dünger, die man ſogar aus Bücheln leſen kann. Wenn ſich auch nicht überall alles anwenden läſst in der Landwirtſchaft, was die gelehrten Herren predigen, gewiſſe Dinge paſſen doch unter allen Umſtänden. Und die Schlamperei und das Gehenlaſſen, wie es bei uns in ſo vielen Bauernhöfen vorkommt, müſste nicht ſein, iſt mit keiner ſchlechten Zeit und hohen Steuer zu entſchuldigen!

Der Läſſigkeit entſpricht auch die Unreinlichkeit, die man in unſeren Bauernhöfen vielfach noch antrifft. Wenn's in den Bauernhäuſern des Ennsthales, im Auſſeerlandel und anderswo ſauber hergeht in der Stube, am Herd, im Gewand u. ſ. w., warum ſoll denn das nicht auch in Oſt- und Südſteiermark und anderswo möglich ſein? Die Reinlichkeit iſt im Hauſe nicht bloß die ſchönſte und billigſte Magd, ſondern auch die

beste: sie schmückt die Wohnung, sie bewahrt die Sachen, sie erhält die Leute gesund, sie lockt freundlichen Besuch ins Haus, der sonst bei ihrer Abwesenheit rasch um die Ecke biegt. Ich weiß wohl, dass in holzarmen Gegenden die Häuser nicht so malerisch gebaut werden können, als in waldreichen, dass auf lehmigen Gründen der Schmutz schwerer fernzuhalten ist, als auf steinigen, aber gerade umso nothwendiger ist da die größte Sorgfalt. Der Bauer wohnt heutzutage in seinen stattlichen Häusern schon fast so gut und behaglich, als der „Herr", besonders, wenn er's an Reinlichkeit nicht fehlen lässt. Luft, Wasser ist bei ihm sogar besser, die Nahrungsmittel sind echter wie beim Stadtherrn. Es gehört nur die richtige Freude zum Stande dazu, die stets wachsame Findigkeit und der nöthige Fleiß, dann lässt sich auch als Bauer noch immer leben.

Bequemen wird sich unser Bauer müssen, obige und ähnliche Rathschläge zu beachten. Wenn er das nicht thut, wenn er in seiner Gleichgiltigkeit und Lässigkeit nach dem alten Trott dahinlebt, dann wird's wohl richtig sein, was jener hohe Ministerialbeamte in Wien geantwortet, als eines Tages eine bittliche Abordnung wegen Berücksichtigung des Bauernstandes bei ihm vorsprach. Der unterbrach den Redner und rief: „Geht mir weg mit diesen Bauern! Wir müssen warten, bis das alte Bauernwesen ganz und gar zugrunde gegangen sein wird, dann erst können wir an die Gründung eines neuen und besseren gehen."

Ein Stück aus der Bauernbibel.

Von **Rudolf Greinz.**[1])

Es hat nit lang dauert, so war auf der Welt wieder dieselbe Wirtschaft los, wia vor der Sündfluat. Die Leut' haben halt soviel a kurzes Gedächtnis.

An den richtigen Herrgott hat wiederum völlig koa Mensch mehr glaubt. Dafür hat si dös dumme Volk selber a Masse Götzen g'macht. Die Holzschnitzler, Stoanhauer und Tuifelemaler haben dabei das beste G'schäft g'macht.

So dumm sein schließlich die Menschen worden, daß sie z'letzt sogar no die Viecher als Götter anbetet hab'n. Schön muaß si's ausg'nommen hab'n, wenn so oa Ochs vor 'm andern niederkniat is. Denn beim klaren menschlichen Verstand kann do oaner nimmer sein, wenn er a Viech für an Gott halt't. Da müaßt's ja nachher in an solchen Himmel droben ausschauen wia in an Stall.

---

[1]) Aus der „Bauernbibel" von Rudolf Greinz. (Berlin. Schuster & Loeffler.) Siehe „Heimgarten", Seite 157.

Sein wir froh, daſs wir aus dö Zeiten draußen ſein. Sonſt könnt's mir zum Beiſpiel amal paſſiar'n, daſs i ſtatt in d' Kirchen in mein Goasſtall beten geh'n müaßt! Wia die Leut' amal ſo dumm haben ſein können, dös hab i nia begriffen und werd's auch nia begreifen.

Das ſi bei ſolche Zuaſtänd' koa Menſch mehr mit 'm andern vertragen hat, dös hat wohl nit anders ſein können. Denn wenn auf der ganzen Welt oaner no den größern Leibſchaden im Hirn hat, als der andere, nachher kann unmöglich mehr was G'ſcheutes außer wachſen.

Bevor alles in Franſen gangen is und die Leut' alleſamt zerſtritten nach alle vier Weltgegenden auseinander ſein, haben ſi no früher die ärgſten und vernageltſten Quadratſchädel z'ſammen than und haben g'moant: A Denkmal müaſſ'n wir do z'ruck laſſen, damit die Nachwelt amal ſieht, was wir für Kerl' g'weſen ſein!

Oaner hat den Vorſchlag g'macht, um die ganze Welt a Mauer aufz'führen — der andere a paar Berg' abz'tragen und anderswo aufz'ſtellen — a dritter, alles auf der Welt viereckig z'machen, was rund ſei, und umgekehrt.

Z'letzt ſein's drüber einig worden, mitſammen an rieſenhohen Thurm z'bauen, der mit ſeiner Spitzen bis in Himmel eini reichet!

Sein auch bald drauf alle Zimmerleut', Maurer, Polierer, Baumeiſter, Mörtelbuab'n, Ziagelbrenner und Stanklopfer, dö man auf der ganzen Welt hat auftreiben können, z'ſammen trommelt worden. A G'hetz und a G'jag war's Tag und Nacht, weil nix denen Großſchädeln, dö die ganze G'ſchicht' in d' Hand g'nommen haben, ſchnell g'nuag vorwärts gangen is.

Endlich hat a Baumeiſter den ganzen Thurmbau übernommen und hat ſi verpflichtet, die Spitzen no a biſſerl höher in Himmel eini z' bauen, als man z'erſt g'moant hat.

Der Gottvater hat denen kloanverdrahten Narren die längſte Zeit geduldig zuag'ſchaut, hat ſi ſein Thoal dabei denkt und hat g'lacht.

„Bevor ös mir da in Himmel an Thurm einer baut's, hab' i do auch no a Wörterl drein z' reden!" hat er g'moant, hat ſi aber weiter nix anmerken laſſen, ſondern dö verruckten Leut' ganz ruhig weiter hammern, zimmern und mörteln laſſen.

Auf oamal in der Fruah, wia der Baumeiſter aufſteht und den Palirern anſchaffen will, was ſie den ganzen Tag z' thuan hab'n, verſteht er ſelber gar nimmer, was er red't. Die Palirer hab'n ihn natürlich auch nit verſtanden. So ſeins die längſte Zeit dag'ſtanden und haben auf einander losg'ſchriern wia die Jochgeier.

Jeder hat glaubt, der andere halt' ihn für an Veitel.[1]) Z'letzt ſein's unter einander raufet worden. Der Baumeiſter hat ſchreckliche

[1]) Narren.

Prügel kriagt, weil 's den ſchon gar nimmer verſtanden haben; denn der hat, ohne daſs er 's ſelber g'wuſst hat, wia oder warum, auf oamal chineſiſch z' reden ang'fangt.

Beim ganzen Turmbau is bald drauf der gleiche Krawall losgangen. Jeder hat auf oamal a andre Sprach' g'redt' — und koaner ih aus dem deutſch worden, was ſein Nachbar von ihm wollen hat. Die Mörtelbuab'n hab'n a Kauderwälſch z'ſammenpappelt, daſs 's ganz zum Davonlaufen war. Die Zimmerleut' haben a Sprach' g'red't, dö ihnen ſelber ganz ſpaniſch vorkommen is. Die Stoanklopfer haben anander böhmiſche Ohrfeigen austheilt. Die Ziegelbrenner ſein mit oan Schlag Stockſchlowaken g'weſen, und die Maurer waren nit weit von der ruſſiſchen Grenz' dahoam.

Aus dö großen Köpf', dö den ganzen Thurmbau ang'ſchafft haben, is über Nacht alles Mögliche worden, nur nix g'ſcheut's. Der erſte is als a wälſcher Salamikramer aufg'wacht, der zwoat' als a polniſcher Jud', der dritt' als a krawatiſcher Bärentreiber, a vierter als franzöſiſcher Bajazzerl, und wieder oaner als türkiſcher Kameelreiter.

Der unter der Thurmbau-Sippſchaft der Allerg'ſcheuteſte hat ſein wollen, is gar als a Grödner[1]) aufg'wacht. Wie der mit ſeiner Sprach' ang'fangt hat, haben ſi die andern die Ohren zuag'halten und ſein auf und davon g'laufen.

Auf dö Weiſ' is natürlich der ganze babyloniſche Thurm tſchari gangen.[2]) Wenn man anander nimmer verſteht, kann man auch nix mehr anſchaffen. Die Leut' haben den Thurm ſteh'n laſſen müaſſ'n, wia er war, und haben ſchauen können, wia ſie ſi mit ihrer verzwickten Sprach' durch die Welt g'ſchlagen haben.

Und der Gottvater im Himmel oben hat g'lacht. „Seht's es, da hat's es mit enkern Thurm!" hat er g'ſagt. „Jatz kann ſi a jeder von enk a Sprachlehr und a Wörterbuach kaufen, wenn er vom andern nur a Stückerl Brot verlangen will! Grad' z'ſammſchlagen könnt's no wia früher. Da braucht oaner nix z'reden dabei! Dö Sprach verſteht oaner ſo auch! Und wenn er 's nit verſteht, ſpürt er 's! Und iatz könnt's mi gern haben alle mitanander!" —

Zum Glück hat damals wenigſtens auch no a oanziger ordentlicher Menſch g'lebt. Dös warder Abraham. Sonſt hätt' der Gottvater ja rein allen Umgang mit die Leut' aufgeben müaſſ'n, dö ihm eh' von allem Anfang an nix als Verdruß g'macht haben.

Den Abraham hat er öfter hoamg'ſuacht und hat 'n zu an Patriarchen g'macht.

Wia 's aber ſchon an weißen Raben unter lauter ſchwarzen geht, is dem Abraham auch das Leben von Tag zu Tag ſaurer worden, bis

[1]) Ladiniſches Idiom. [2]) zu nichts worden.

ihm der Gottvater endlich g'rathen hat, er soll frisch sei' Bündel schnüren und auswandern. Er woll' ihm schon a Land zeigen, wo er ganz guat fortkommen könnt'. Auf dö Weis' is der Abraham mit seiner Familli und mit sei'm Vetter Lot nach Kanaan kommen, wo 's ihnen bis auf a paar Streitereien, dö nit viel z' bedeuten g'habt haben, ganz guat passt hat — bis endlich die Fretterei von neuem wieder losgangen is. Die Leut können amal koa Ruah' nit geben — und wenn's der Herrgott auch no so guat mit ihnen moant.

Dö zwoa Städt' Sodoma und Gomorrha, wo der Lot dahoam g'wesen is, haben 's von Tag zu Tag ärger trieben. Wia 's dort zugangen is, kannst dir leicht denken. Es wird ja heut' no davon g'redt. Also muaß es arg g'nuag g'wesen sein.

Da hat der Gottvater halt wieder eines schönen Tags zum Abraham sagen müass'n: „Mein liaber Patriach Abraham, so geht's nimmer weiter! I muaß schon wieder amal ordentlich drein fahren. Sonst glauben die Leut', i schlaf' oder es sei mir alle Spitzbüaberei recht, dö sie da herunten anstellen."

Der Abraham is ganz g'waltig erschrocken; denn so arg hat er si die Sach' no gar nit denkt g'habt.

„Ja", hat er g'moant, „dös is do a bisserl a g'wagte G'schicht', glei mit Donner und Blitz und Feuer und Schwefel drein fahren! Es können do no etliche ordentliche Leut' drunter sein, dö so was nit verdianen!"

„Dös möcht' i wissen, wia viel unter der Schwefelbande no ordentliche Leut' sein!" hat der Gottvater g'sagt.

„Wenn halt do no so a Stuck a fünfzig drunter wär'n!" hat der Abraham g'mont.

„Nachher will i 's no bleiben lassen!" verspricht ihm der Gottvater.

Dem Abraham sein aber glei' drauf die Grausbirn[1]) aufg'stieg'n, dass er a bisserl z' hoch griffen hätt, und er is g'schwind um zehne aberg'fahren.

„Thäten's vierzig nit auch?" hat er g'fragt.

„Meinetwegen! Wenn d' vierzig auftreibst, will i auch no nix sagen!" moant der Gottvater.

Alleweil ängstlicher is dem Abraham worden, und er hat mit 'm Gottvater 'z handeln ang'fangt, bis sie auf die Zehne herunten waren.

„Weißt du", sagt der Gottvater, „handeln lass' i eigentlich nit mit mir. Dös bin i nit g'wöhnt, und dös hab' i mir seiner Zeit schon beim Adam verbeten. Aber weil du 's bist, will i dir den G'fallen thuan. Wenn i in dö boaden Städt' mitanander auch nur soviel brave Leut' find', als i an die zehn Finger aberzählen kann, nachher g'schieht nix! Is aber nur a oanziger weniger, so geht's los!"

[1]) Ängsten.

Glei drauf is der Gottvater nach Sodoma und Gomorrha gangen und hat zu zählen ang'fangt. Beim beſten Willen und bei der größten Nachſicht hat er aber dö Zehne nit z'ſammbracht; denn es war koa oanziger anſtändiger Menſch mehr da, als der Lot mit ſein'm Weib und ſeine boaden Töchter. Und dö haben mitander alleweil nur vier ausg'macht.

Der Gottvater hat nachher zum Lot zwoa Engel g'ſchickt, damit ſie ihm die Botſchaft ausrichten, daſs 's in Sodoma nimmer ganz ſicher z' bleiben ſei.

„Schau', daſs d' ſchleunig z'ſammenpackſt und weiter kommſt!" haben die Engel zum Lot g'ſagt. „Es geht heut' no los! Der Gottvater laſst Feuer und Schwefel vom Himmel regnen, damit amal a Fried' wird mit dem ewigen Sündigen! Wenn d' alſo nit bei Haut und Haar lebendig verbrennen willſt, nachher nimm die Füaſſ' über d' Achſel und ſchau', daſs d' außi kommſt! Je eher du di fertig richteſt, deſto beſſer. Wir warten derweil vor der Thür und begleiten di nachher."

Da hat der Lot freilich in aller Eil' z' packen ang'fangt und is ſchon a Viertelſtund' ſpäter mit ſeiner Familli auf der Straßen g'weſen.

„So! Und iatz nur ſchleunig vorwärts!" haben die Engel g'ſagt. „Und daſs ſi koans unterſteht, auf'm Weg umz'ſchauen!"

In oan Saus ſein ſie bei der Stadt außen g'weſen. Glei' drauf hat's ſchon ang'fangen, Feuer und Schwefel regnen, daſs 's a wahrer Graus war. Da hat in Sodoma und Gomorrha freilich die ganze Feuerwehr nix mehr g'nutzt. Bald's an oan' End' löſchen haben wollen, hat's am andern End' erſt recht ſakriſch z'brennen ang'fangt. Hat auch all's verbrennen und erſticken müaſſ'n, was in dö boaden Städt' g'lebt hat. Von der ganzen Herrlichkeit is nix mehr übrig blieben, als zwoa Aſchenhaufen, dö der Wind bald g'nuag vertragen hat. Und aus war's mit'm Schmaus!

Wia die Engel mit'm Lot, ſeine zwoa Töchter und ſei'm Weib ſchon a tüchtig's Stuck von der Stadt weg war'n, hat die Lotin halt do ſo lang die Neugier biſſen, daſs ſie's z'letzt nimmer laſſen hat können. Umſchauen hat ſie müaſſ'n! Es hat ſie halt ſoviel g'wundert, wia ſi Sodoma und Gomorrha in dem Schwefelregen ausnehmen.

Sie hat's aber bald drauf g'ſpürt, was dös hoaßt: nit folgen, wenn oan a Engel etwas anſchafft. Eh' ſie's entraut[1]) hat, is ſie a Salzſäulen worden und hat auf demſelbigen Fleck ſteh'n bleiben müaſſ'n in alle Ewigkeit.

Wia i amal in an alten Buach g'leſen hab', ſoll dö eing'ſalzne Lotin no heutig'n Tag's dort ſtehn. Wenn dös wirklich wahr is und i mehr Geld hätt', als i wirklich hab', nachher machet i was.

I laſſet über dö Salzſäulen a Dach bauen, damit ja nix weg-kommt. Alle neugierigen Weiber müaßten mir dorthin wallfahrten geh'n.

[1]) geahnt.

A jede dürfet oamal mit dem Zungenspitzel an der Säulen schlecken, grad' wia die Goas, dö ja ganz narrisch sein auf's Salz.

I geh' a jede Wett' ein: koa Jahr thät's dauern, so wär' die ganze Säulen sauber aufg'schleckt, und die Lotin wär' erlöst. Regen dürft freilich koaner mehr dazua kommen. Daher 's Dach. Nur die neugierigen Weiber alloan müaßten mit der Lotin aufraumen.

Den Einfall will i glei' dem Pfarrer erzählen, wenn i'n 's nächste Mal triff'. Vielleicht lafst si a Sammlung machen und dös Ding ausführ'n. A List'n von dö Weiber, dö wir von unserm Dorf auf d' Wallfahrt schicken, is bald g'macht.

Dafs i's nit vergiß! Auf der Stell', wo vor alten Zeiten dö zwoa Städt' g'standen sein, is iatz das todte Meer. Dös hat so a spottschlecht's Wasser, dafs's nit amal die Fisch drein aushalten. A jeder wird am gleichen Tag, als er auf d' Welt kommt, a schon hin. —

Dafs i wieder zum Abraham komm'! Der hat no in späten Jahren, wia's schon niamand mehr für möglich g'halten hat, von sei'm Weib an Buab'n kriagt, den er Isaak g'hoaßen hat.

Weil er den Buab'n gar soviel gern g'habt hat — wia's bei an Nestgackerl schon amal nit anders is — hat'n der Gottvater auf die Prob' stellen wollen und hat von ihm verlangt, dafs er ihm den Buab'n opfern soll. Der Abraham hat si auch nit lang schaffen lassen und is glei' an's Werk gangen, so hart's ihm auch ankommen is.

Er hat schon 's Messer außer zogen g'habt und sein' eignen Buab'n abstechen wollen wia a Kalbl. Da is no glücklicherweis' rechtzeitig a Engel daher kommen.

„Abraham, steck' dei' Messer nur wieder ein!" hat der Engel g'sagt. „Der Gottvater hat dein guat'n Willen schon g'sehn! Wär' do schad' um den tollen[1]) Buab'n!"

Den Gottvater hat's aber g'waltig g'freut, weil der Abraham so treu an ihm g'hangen is — und er hat ihm versprochen, dafs er für alle Zukunft auf sei' Familli schauen werd'.

Dafs der Isaak wieder zwoa Buab'n g'habt hat, den haarigen Esau und den Jakob, dös wifst's eh! Grad' hab' i nia begreifen können, wia der Esau hat um a dalketes Linsenmuas sei' Erstgeburt verkaufen können. Was a Mensch an so an G'fraß finden kann, dös woaß i nit. I amal gebet koan Neukreuzer drum! Wenn's wenigstens a Schüssel voll Speckknödel g'wesen wär'! Da ließ' i mir's eher g'fallen. Aber a Linsenmuas! Pfui Teufel!

[1]) kräftigen.

Zum siebzigsten Geburtstag.

Eine Erinnerung.

Auf den 26. Jänner dieses Jahres fällt sein siebzigster Geburtstag. An jenem 1. September 1864 stand vor dem erschrockenen Bergburschen ein jugendlicher Mann. Das runde Gesichtlein hübsch geröthet, blonder Schnurr- und Spitzbart, blonde Haarlocken, nach rückwärts gekämmt und auf den breiten Achseln sich ringelnd. Vor dem lebhaften Aug' funkelnde Brillen. Ein feiner, schwarzer Schlufsrock, sich vorn herab ein wenig rundend — so stand er da. Der Bergbursche war darum erschrocken, weil der fremde vornehme Herr ihn so rasch ansprach und so bewegsam die Hand schüttelte. Ich wette fast, der Bub war um einen ganzen Zoll schlanker gewachsen, als der Herr; dieser schaute mit etwas nach rückwärts gelegtem Haupte forschend in das blasse Gesicht des Gebirgsjungen, der in seinem kümmerlichen Handwerkeranzug sehr beklommen zur Thür hereingestolpert war.

„Also Sie sind der Mann, der mir den korbvoll Handschriften geschickt hat?" Das die erste Frage, dann sachtes Niedertauchen in den Polsterstuhl. „Hie und da haben Sie bei Ihrem Dichten wohl Bücher zu Hilfe genommen?"

„Bücher habe ich gar nit viel", antwortete der Junge etwas beherzter, „und deswegen will ich mir ihrer ja machen."

„Ach ja so, diesen Gedanken haben Sie sogar irgendwo niedergeschrieben. Wenn Sie Bücher hätten, würden Sie dann auch noch dichten?"

„Weiß nit. Immereinmal kann ich halt abends gar nit einschlafen, wenn ich vorher nit was zusammengedichtet und aufs Papier geschrieben hab'."

„In welche Schule sind Sie gegangen?"

„Nun, halt so bei uns daheim. Ein alter Schulmeister."

„Haben Sie noch Eltern?"

„Vater und Mutter."

„Sind Bauersleute?"

„Nothige."

„Geschwister?"

„Zwei Brüder und zwei Schwestern."

„Dichten die am Ende auch?"

„Nein, die lachen mich bloß aus."

„Ich habe in Ihren Schriften auch Liebesgedichte gefunden", sagte der Herr.

Jetzt wusste der Bursche nicht, wohin mit seinem Gesicht.

„Wenn Sie solche Liebesgedichte machen, denken Sie dabei an jemand? — Na, nur heraus mit der Farbe."

Der Junge krebsroth und stumm.

„Na, das ist ja keine Schande in Ihrem Alter, einundzwanzig, nicht wahr? Ein Mädel zu lieben. Ist sie blond?"

Der Junge schüttelte den Kopf.

„Also braun!"

Hauchte der Junge: „Weiß nit."

„Ein hübsches, liebes Mädel, wie?"

Der Junge neigte den Kopf auf Ja. Im Augenblick ärgerte es ihn unbändig, ein Geheimnis, das er noch niemandem anvertraut, auch ihr selber nicht, diesem Mann so urplötzlich eingestanden zu haben. Er ahnte damals nicht, dass dieser fremde Herr ein Freund sei, dem er noch alle Geheimnisse seines Lebens, Freud und Leid, mittheilen würde.

Der Bergbursche war — ihr wisset es schon. Und der blonde Herr war Doctor Adalbert Svoboda, Hauptredacteur der „Tagespost" in Graz.

Ich habe Lust, das Gespräch jener ersten Stunde noch ein bisschen weiter zu verfolgen.

„Wie Sie mir schrieben, sind Sie bei einem Bauernschneider in der Lehre. Gefällt es Ihnen dort?"

„Oh, ganz gut. Aber können thu' ich noch nit viel."

„Möchten Sie nicht lieber in die Stadt hereinkommen? Da ließe sich vielleicht eine passende Stelle für Sie auffinden, dass Sie Gelegenheit hätten, etwas zu lernen."

„Am liebsten wär's mir halt", sagte nun der Junge, brachte aber das Wort nicht zu Ende.

„Wenn Sie studieren könnten?"

„Wenn — wenn etwas von meinem Gedichteten in die Zeitung hineingedruckt werden thät'."

Der Doctor zuckte mit dem Kopf zurück, dass seine Brillen einen scharfen Blitzer gaben. Dieser eitle Herzenswunsch des Gebirgskindes schien ihm nicht zu gefallen. Es war ein Fehler, den das Naturkind mit dem Stadtschöngeist gemein hatte, und das that ihm wahrscheinlich leid.

„Lieber junger Petrus", sagte er dann, „bevor Sie etwas geben können, müssen Sie noch sehr viel nehmen. Ich finde Talent in Ihren zahlreichen Versuchen, aber Ihre Orthographie — das heißt Rechtschreibung — ist haarsträubend. Auch die Gedanken noch unreif, obgleich

mancher darunter ist, der — hm, der sich in richtiger Form schon einmal ans Licht wagen könnte. Die Bilder in Ihren Schriften haben Sie wohl auch selbst gemacht? Vielleicht hätten Sie näher zum Maler, als zum Dichter. Das soll sich erst zeigen. Ich will etwas für Sie thun, Petrus, für Sie wohlhabende Leute suchen, die Ihnen den Aufenthalt in der Stadt und eine Ausbildung möglich machen. Sie sind gestern zu Fuß nach Graz gekommen. Sechzehn Stunden lang. Sie wollen morgen wieder nach Hause? Da werden Sie auf der Eisenbahn fahren."

Der Bursche schüttelte den Kopf, auf der Eisenbahn, das würde er nicht thun.

„Sie werden es schon thun", lachte der Doctor und klopfte ihm auf die Achsel. „Ihre Handschriften behalte ich aber noch, verstehen Sie? Will darüber einen Artikel, das heißt, einen Aufsatz schreiben, der Ihnen nützlich sein soll. So, jetzt sehen Sie sich einmal die Grazerstadt an. Und mittags ein Uhr kommen Sie wieder, da wollen wir mitsammen speisen."

Das war dem Burschen ganz traumhaft! Es war ein unerhörter Festtag. Als ob seinetwegen die schneeweißen Linnen und das Silberbesteck, und die Extrateller, und der Braten und der Kuchen und die schönen, überaus gütigen Menschen da wären. Eine herzensfreundliche sanfte Frau, zwei weißberockte blondköpfige Mädlein mit großen Rundaugen wie Engel in der Kirche. Und „Er" dazu, der immer Fragen that, ernsthafte und heitere, und dabei manchmal ein wenig Wein in das Glas goss, bis das Zünglein des Bergknaben lustig klapperte und dem Doctor das ganze Menschlein von außen und innen offen dalag.

Dann kam auch schon das Abschiednehmen.

„Sie können deshalb nicht zu Fuß nach Hause gehen", sagte der Doctor, „weil Sie ein großes Bündel zu tragen haben. Ich gebe Ihnen hier Bücher mit und merken Sie jetzt auf. Diese da mit dem rothen Umschlag lesen Sie, um zu sehen, wie Sie *nicht* dichten sollen, und die gebundenen hier lesen Sie, um zu sehen, wie man's machen muss." Die ersteren bestanden nämlich in neuen Schundromanen, die letzteren waren Classiker. „Na, aber nachschreiben dürfen Sie auch diese da, die Gebundenen, nicht", setzte er bei. „Nur von der Form und dem Geschmack sollen Sie lernen, die Erfindung und die Gedanken müssen Sie selber dazugeben. Lesen sollen Sie so viel als möglich, Ihr Geist muss reifen. Und beim Dichten denken Sie mehr ans Leben, das rings um Sie ist, als an die Bücher. — Dann noch etwas, Petrus. Ihr Röcklein, das Sie anhaben, ist zwar ganz sauber, aber an den Schultern zu eng, däucht mich, und die Ärmlinge zu kurz. Sie sehen, dass auch ich vom Handwerk etwas verstehe. Sie können das Röckchen daheim ja Ihrem jüngeren Bruder schenken, und Sie ziehen diesen da an. Sie erlauben

ſchon!“ Damit zog er ſeinen ſchwarzen feinen Rock mit dem rothen Seidenfutter aus, ſo daſs er einen Augenblick in ſchneeweißen Hemdärmeln war, bis er in ein Hauskleid ſchlüpfte. Den ſchwarzen Rock aber muſste der Bergbub an den Leib nehmen.

„So, lieber Petrus, haben Sie gut aufgepackt? Nun leben Sie wohl. Wenn Sie ein Anliegen haben, ſo ſchreiben Sie mir nur ganz offenherzig. Sobald ſich für Sie etwas findet, werde ich ſofort benachrichtigen. Geben Sie acht, aus Ihrem Rock nichts zu verlieren. In der Bruſttaſche haben Sie ein kleines Portefeuille. Halten Sie ſich gut. Auf Wiederſehen!“

Als der Junge auf der Gaſſe war, zwickte ihn die Neugierde, was das denn wohl ſein möchte — ein Portefeuille! Und war's ein Geldtäſchchen mit Inhalt.

Dann auf der Eiſenbahn nach Hauſe. —

Das alſo iſt die erſte Begegnung geweſen mit dem Manne, der mir alles geworden iſt, was ein unerfahrener Wanderer auf ſeinen erſten Weltwegen braucht — Stab, Handhabe, Wegweiſer. Der mir nicht Freund, das iſt zu wenig geſagt, nein, der mir Lehrer, Vater und Bruder geworden iſt. — Wie es dann kam, iſt ſchon bekannt. An zwanzig Jahre lebten wir zuſammen in Graz, während Svoboda in ſeiner einflusſreichen Stellung nicht bloß mir, ſondern noch hundert anderen jungen Leuten unermüdlich Gutes that, vielen armen braven Studenten Freund und Berather geweſen iſt. Mancher der heute im Lande Wirkenden verdankt ihm Lebensſtellung und Anſehen. Ich gedenke beſonders der Auffindung, Unterſtützung und Ausbildung literariſcher und künſtleriſcher Talente; er hatte dafür nicht bloß das warme Herz, ſondern auch das ſcharfe Auge und die glückliche Führerhand.

Als Svoboda — ein geborener Prager — im Jahre 1862 ſeine Profeſſur in Marburg niedergelegt hatte, um die Redaction der „Tagespoſt“ zu übernehmen, zählte dieſes Blatt nur wenige tauſend Abnehmer, unter ſeiner Leitung ward es bald das maßgebende publiciſtiſche Organ Inneröſterreichs. Nicht bloß politiſch, auch geſellſchaftlich und literariſch war es ein Hauptfactor der Cultur in den Alpenländern geworden. Ein ſelbſtändiger Geiſt, der andere Richtungen nicht immer brauchen konnte, pflegte er ſich ſeine Mitarbeiter aus jungen Kreiſen ſelbſt zu erziehen. Seine Schule war ſtrenge aber fruchtbar. Von den Correſpondenzen aus der Provinz wurde nie eine in ihrer urſprünglichen dilettantiſchen und geſchwätzigen Form abgedruckt, jede concentriert und ſtiliſiert, ſo daſs mancher Mitarbeiter bei Svoboda in einer guten Schule für Geſchmack und Stiliſtik war, ohne Lehrgeld zu zahlen. Er war ein geborener Lehrer und blieb es auch als Journaliſt. Seinen vornehmen Ton und Zartſinn haben in höchſtem Grade jene erfahren, die mit Svoboda perſönlich verkehrten. Eine fein-

beſaitete Natur voll lebhafter Empfindung, abhold aller Roheit, leicht verletzbar und ebenſo leicht wieder vergeſſend und immer bereit, jedem, der ſich an ihn wandte, zu nützen.

Svoboda machte zurzeit große Reiſen in den Alpen, deren Natur und Bewohner er ſehr liebte, und noch größere Reiſen nach dem Süden und nach dem Norden, unermüdlich und verſtändnisvoll in ſich aufnehmend, was Natur, Volksthum und Kunſt an Wiſſenswertem und Anregung boten.

Sein Hang zu Wiſſenſchaft und Kunſt ſteigerte ſich in dem Maße, als das politiſche, demnach auch das journaliſtiſche Leben unruhiger und gemeiner wurde. So zog er ſich 1882 von der Publiciſtik zurück, um ganz ſeinen Studien zu leben. Später überſiedelte er nach München. Dieſer und der folgenden Zeit verdanken wir drei populär-philoſophiſche Werke Svobodas: „Kritiſche Geſchichte der Ideale“, „Neue Muſikgeſchichte“ und „Geſtalten des Glaubens“. Beſonders letzteres Werk erfreut ſich einer großen Würdigung in den gebildeten Kreiſen des deutſchen Volkes. Vorurtheilslos und mit edlem Freimuthe prüft der Gelehrte in dieſem Werke die Religionen der Völker, und ſein Erſtes und Letztes iſt das Gute an ſich, das Wohlwollen zu allen Weſen.

So zählt dieſer Mann zu den wenigen Auserwählten, deren Worte und Leben eins ſind, die ihr Leben lehren und ihre Lehre leben.

Von München wurde er Ende der Achtzigerjahre nach Stuttgart berufen, als Chefredacteur der „Neuen Muſikzeitung“, deren äſthetiſcher Wirkungskreis dem feinbeſeelten Manne beſſer zuſagt, als früher die wilde Arena für Politik und Parteikämpfe. Seine Familie wohlverſorgt, eine edle, ihn verſtehende Lebensgenoſſin zur Seite, körperlich geſund und geiſtig friſch, ſo begeht er in dieſer Zeit ſeinen ſiebzigſten Geburtstag. — Das Gute, das Adalbert Svoboda den Menſchen gethan hat, es komme ihm zurück und verkläre den Nachſommer ſeines Lebens!

Peter Roſegger.

Kleine Laube.

Ein Blick auf die Novembereignisse in Graz.

Ich bin auch dabei gewesen. Als zu den Fenstern herein, die nächtliche Ruhe immer wieder unterbrechend, der wilde Lärm dröhnte, als — die Zimmerwände wie mit niederzuckenden Blitzen beleuchtend — die Raketen aufstiegen und ein Knattern zu vernehmen war, das vielleicht nicht von den Raketen allein herrührte, — stieg ich aus dem Bette und eilte ins Freie, ich der Revolutionär!

Man hatte zwar gelegentlich gemeint, mein fortwährendes Predigen altbewährter Sitte lasse eher auf einen Reactionär schließen. Und thatsächlich, wenn mir so Vieles in der Gegenwart nicht recht war, dachte ich manchmal sehnsüchtiger der Vergangenheit, als der Zukunft. Aber die Polizei traut mir nicht. Manches Heft des „Heimgarten" ist ihrer Wachsamkeit zum Opfer gefallen, und die Censur meiner Heimatstadt sieht sich seit jeher veranlasst, in meinen steirischen Vorlesungen jedes Wort mit größter Sorgfalt zu überwachen, um Unheil zu verhüten. Also muss wohl was dran sein. Als Reactionär hätte ich im warmen Bette liegen bleiben können. Als Revolutionär musste ich dabei sein.

Also trat ich hinaus in die stürmische Nacht. Obschon über Graz der klare Sternenhimmel ruhte, nahm ich doch einen Regenschirm mit. Um für alle Fälle wehrhaft zu sein! Tausende und tausende von Menschen wogten durch die Straßen, schrien, thaten schrille Pfiffe, Studenten sangen deutsche Lieder. — Erregte Arbeiterscharen fluteten hin und her. Im Sonntagsgewand waren die meisten, den grünen Steirerhut hoch schwingend in der Luft. Von dem berüchtigten „Gesindel" und „Mob", so sich bei derartigen Anlässen ja zu zeigen pflegt, bemerkte ich wenig. Und wären sie auch da gewesen, diese Schatten des Elendes und des Lasters — heute hätten sie einen Festtag gehabt. Die Anarchie und die Willkür, so hieß es, war sanctioniert worden! — Eine große Erhebung war in den Leuten. Eine unbeschreibliche Entrüstung war in ihnen.

Die Revolution im österreichischen Parlamente ist bekannt. Das Duell Badeni-Wolf war ein grelles Vorgewitter gewesen. Dann kamen schlimme Dünste, grause Stürme, die mit dem Gewaltstreich des Falkenhayn'chen Antrages ihren Höhepunkt erreichten. Deutsche Abgeordnete, die, bis aufs Äußerste gereizt, mit den schärfsten ihnen zu Gebote stehenden, aber noch immer nicht ungesetzlichen Mitteln für ihr Volksthum kämpften, wurden von der Polizei gewaltsam aus dem Hause geführt, der schneidigste darunter sogar in den Arrest. Was war

das? — — Jetzt erhob sich aber das Volk, das ganze deutsche Volk in Österreich, soweit es für die natürliche und culturelle Zusammengehörigkeit von Stammesgenossen Empfindung hat. Ein Schrei der Entrüstung gieng durch das alte Reich. Ich machte in jenen Tagen eine Reise durch unsere Alpenländer. Etwa um zu demonstrieren? Die Demonstrationen des alten Revolutionärs bestanden darin, dass er zu Gunsten des deutschen Schulvereines heitere Vorlesungen aus dem deutschen Volksthume der Steiermark hielt. Die Censur hatte sich in den Städten da westlich drüben gar nicht nach mir umgesehen, ich war also schrankenlos, fesselos frei! — Aber es ist zu nichts gekommen, als zum Lachen, und das — versicherten die Leute — hätte sie beruhigt, hätte ihnen wohl gethan in ernster Zeit. — Auf dieser Reise hatte ich denn gesehen, wie entschlossen und kampfesfroh die Leute waren, welch ein Abscheu und Zorn selbst in den harmlosesten, ruheliebendsten Menschen wüthete gegen die unerhörte Vergewaltigung des deutschen Volkes im österreichischen Parlament. Es war zum Jauchzen über die Einigkeit der Deutschen in den Tagen der Gefahr!

Mit solchem Hochgefühle bin ich denn auch durch die Straßen gezogen in jener Nacht zu Graz. Zuerst sah ich am Kaiser-Josef-Denkmal die Begeisterung sich entladen. Sie finden ihn wieder, den zeitweilig vergessenen Volkskaiser mit dem deutschen Feuerherzen. — Unsere Studenten! Oft habe ich studentische Thorheiten gerügt, weil es mir leid that um diese Jugend, die unsere Liebe, unser Stolz, unsere Hoffnung ist. In diesen Tagen aber — ich jubelte darüber wie eine Lerche über goldig wogendem, blumigem Kornfeld! — hat sich das deutsche Studententhum wieder in seiner idealen Größe gezeigt. Diese heilige Begeisterung! Diese reine, zum Himmel lodernde Flamme für Nation und Vaterland. — Aber sie waren auch sehr schlimm, die Herren Studenten! Sie haben vor dem Kaiser-Josef-Denkmal die „Wacht am Rhein" gesungen und dieselbe Ehre auch anderen, noch lebenden Personen zugedacht, woran sie jedoch durch Soldaten verhindert worden sind. Dann haben die Studenten auf öffentlichem Platz ein deutsch geschriebenes Grazer Zeitungsblatt verbrannt, das sich seit jeher nicht genugthun konnte, deutsch-nationales Volksthum zu schmähen und zu verdächtigen, aber auch die berechtigten politischen Forderungen der Arbeiter auf das Roheste zu beschimpfen. Ferner haben die Studenten eine Musikbande bosnischer Soldaten lebhaft vom Platz gebeten. Endlich haben die bösen Studenten auf der Gasse noch manch andere Volksbelustigung ausgeführt. Das, was die Revolution sonst mit brutalster Faust zu thun pflegt, haben die Studenten fröhlichen Humors mit Hilfe heiterer Gestaltungskunst bloß versinnbildlicht. In der That aber niemandem auch nur ein Haar gekrümmt.

Bedenklicher war die Bewegung der Arbeiter, die vom Donnerstag an, als der Gewaltstreich im Parlamente bekannt wurde, stündlich mächtiger und unheimlicher wurde. In den Massen, die sich in dieser Samstagnacht durch die Straßen wälzte, wurde allerdings manch wilder Drohruf laut. Aber kein Waffenzeug hatten sie bei sich, Steine schleuderten sie in einige Fenster. Einen braunen Gesellen, der seine Faust gegen Himmel ballte, hörte ich die Worte rufen: „Jetzt ist alles erlaubt! Alles! Gewalt geht vor Recht! Vorwärts!"

Zur Stunde ist es mir neuerdings klar geworden, was das böse Beispiel bedeutet. Besonders, wenn's von weithinschauender Stelle kommt, wo das gute Vorbild stehen sollte! Dieser Handstreich des Präsidenten Abrahamowitsch ist verhängnisvoll geworden nicht für das hohe Haus allein . . . . Und eine solche Entwürdigung unseres geliebten alten Österreichs hätten sich die Deutschen, die es gegründet, die es zu hoher Cultur gebracht, ruhig gefallen lassen sollen?

An finster drohenden Bosniern vorüber durchschritt ich die innere Stadt. Da war es unheimlich. Die Hauptstraßen und Plätze fast menschenleer, in den Seiten-

gassen staute sich, laut lärmend oder dumpf grollend, die Menge, von den Einfassungen der Bosnier zurückgedämmt. Diese Türken in ihren weiten Pumphosen und rothen Fessen standen, das Gewehr gesenkt, schuss- und stichbereit da. Ihr Ausrücken und Gerüchte, dass schon geschossen worden sei, waren eine Hauptursache der Erbitterung im Volke. Hie und da sah man Wachleute widerstrebende Gestalten dahinschleifen. Dazwischen immer vereinzelte Ausrufe: Ein „Nieder!" diesem, ein „Heil!" jenem. Plötzlich helles Geschrei: „Die Arbeiter! Die Arbeiter kommen!" Jetzt war die Menge entfesselt und wogte durch die breiten Straßen, diese ganz füllend. Ich wurde eine Strecke mitgerissen und dachte halb im Spass, halb im Ernst: Jetzt könnte man den Regenschirm aufspannen. Denn es hagelte Steine. Nun stürmten die Bosnier heran, die ersten Schüsse knallten. Furchtbare Panik. Alles drängte den Murbrücken zu, die Söldner in schäumender Wuth nach, schießend, schlagend, stechend. Einzelne Personen, die harmlos des Weges gegangen, anfallend, auch Greise und Frauen verwundend. Eine Gruppe von Männern stand dort und sang die Volkshymne, diese Gruppe wurde auseinandergesprengt und einige der Sänger durch die Hausthore bis in den ersten und zweiten Stock verfolgt. Es war wieder ein Türkenkrieg in Steiermark, wie in alten Zeiten.

Als der Kampfplatz menschenleer geworden, schleppten sich Verwundete mühsam fort. Ein Todter lag auf dem Pflaster, in dessen Blutlache Arbeiter stumm und finster ihre Sacktücher tauchten.

Im Ganzen waren zwei Menschen erschossen und einer — acht Tage vorher bei dem Aufruhr einer öffentlichen Versammlung — erstochen worden.

Das eine hat sich bei diesem Theil der Tragödie gezeigt, wenn's um die Freiheit geht, steht das Volk wieder so stramm und einig wie vor fünfzig Jahren. In dieser Sache hat sich nichts geändert. Voller Opferwilligkeit ist das Volk für das alte Reich. Aber wenn's um jene sittliche Freiheit geht, die dem Menschen von Gott und Natur gegeben und von der Geschichte verbürgt worden ist, dann vereinen sich die Parteien gegen den gemeinsamen Feind!

Wie überaus gutmüthig und versöhnlich die deutsche Bevölkerung aber ist, das bewies sich am nächsten Tage. Als die Bosnier zurückgezogen wurden und heimische Soldaten die Stadt besetzten, da jauchzten die Leute diesen Soldaten zu und setzten sich mit ihnen in ein gemüthliches Verhältnis. Und als der Fall des polnischen Ministeriums und die Enthaftung des Abgeordneten Wolf bekannt wurde, da verwandelte sich die dumpfe Entrüstung sofort in namenlosen Jubel und durch die spontan beleuchtete Stadt zogen tausende froher, friedlicher Menschen. Und es war doch die Sprachenverordnung noch nicht zurückgenommen, und noch nicht der unglückselige Paragraph Falkenhayns.

Die Czechen in Prag haben einige Tage später eine weit größere Leistungsfähigkeit bewiesen, als die Deutschen in Graz, die ihren Protest mit mehreren Menschenleben zu bezahlen hatten!

Was thaten denn die Deutschen in Österreich so Schlimmes? — Sie protestierten gegen die Entdeutschung des altehrwürdigen Habsburgerreiches. Sie vertheidigten ihr historisches Recht. R.

Ein Ausspruch Kaiser Josefs II. über den Zweikampf.

Mitgetheilt von Franz Goldhann.

Manchmal kommen mir alte Aufschreibungen, vergilbte Briefe und dergleichen unter, welche Kunde geben von längstvergangenen Zeiten und Menschen. Und ich lese mit doppeltem Interesse darin, wenn die Schriftstücke der Hand mir lieber,

naheſtehender Perſonen entſtammen; weht aus ſolch vergilbten Blättern doch zumeiſt der Hauch jener „guten, alten Zeit“, die — und das laſſe ich mir nicht nehmen — Beſſeres, Tieferes gezeigt hat, denn unſere raſchlebige, gemüthsleere Gegenwart.

So ſtieß ich auch jüngſt auf ein Blatt aus der Mappe meines Großvaters, deſſen Inhalt für die heutigen Tage und Menſchen nicht ohne Intereſſe ſein dürfte, weshalb die vielleicht wenig gekannte, oder ſchon vergeſſene Anſicht eines großen deutſchen Fürſten über Ehre hier Platz finden mag.

Kaiſer Joſef ſpricht ſich folgendermaßen gegen den Zweikampf aus: „Ich will und leide keinen Zweikampf bei meinem Heere, verachte die Grundſätze derjenigen, welche den Zweikampf vertheidigen und zu rechtfertigen ſuchen. Wenn ich Officiere habe, die mit Entſchloſſenheit ſich jeder feindlichen Gefahr ausſetzen, die bei jedem ſich ereignenden Falle Muth und Tapferkeit im Angriffe, ſowie in der Vertheidigung zeigen, ſo ſchätze ich ſie hoch; die Gleichgiltigkeit, welche ſie bei ſolchen Gelegenheiten für den Tod äußern, dient ihrem Vaterlande und ihrer Ehre zugleich. Wenn aber hierunter Männer ſein ſollten, die alles der Rache und dem Haſſe für ihren Feind aufzuopfern bereit ſind, ſo verachte ich dieſelben; ich halte einen ſolchen Menſchen für nichts Beſſeres, als für einen römiſchen Fechter. Eine ſolche barbariſche Gewohnheit, die dem Jahrhunderte Tamerlans und Bajazets angemeſſen iſt und die oft ſo traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt, will ich unterdrückt und beſtraft wiſſen, und ſollte es mir die Hälfte meiner Officiere rauben. Noch gibt es Menſchen, die mit dem Charakter voll Heldenmuth denjenigen eines guten Unterthanen vereinbaren, und das kann nur der ſein, welcher die Staatsgeſetze verehrt.“

Das klingt beinahe wie Zukunftsmuſik und wurde doch vor — ſo langer Zeit geſprochen. . . . . .

Über die Verwendbarkeit des Dialectes in der Literatur.

Der Dialect iſt der natürliche Vater der hochdeutſchen Sprache, oder — ihr verkommener Sohn. Im erſteren Falle heißt er Volksmundart, im letzteren — Jargon. Ländliche Volksmundart iſt ſtets geſunder Jungſtock zur Culturſprache, Jargon iſt Entartung derſelben. Im Walde und auf dem Dorfe, wo die Menſchheit im Aufſteigen iſt, ſpricht man die Mundart, in den Großſtädten, wo ſie im Niedergang iſt, ſpricht man Jargon. Jargon kann in der Literatursſprache nur zur Charakteriſtik einzelner Perſönlichkeiten, oder für einen komiſchen Zweck verwendet werden. Mundart kann die Sprache eines ganzen Volksſtammes ſein, wie die oberbairiſche, die allemanniſche, die plattdeutſche. Sie genügt den ſprachlichen Bedürfniſſen eines Naturvolkes, ſie fügt ſich allmählich in Regeln und formt ſich zu poetiſchen Schönheiten, ſie klärt ſich zur Schriftſprache und entfaltet ſich allmählich zur großen Culturſprache des Volkes. Sprachen können nicht gemacht werden, wie Kirchtagspfeifen, ſie müſſen wachſen wie Menſchenzungen. Und in dem Maße, als ihnen friſches Leben aus dem Urkörper des Volkes zuſtrömt, haben ſie die Kraft, künſtliche Beſtandtheile, als: Fremdwörter undeutſche Satzformen, unnatürliche Wortbilder, ſchwulſtige oder leere Redensarten u. ſ. w. auszuſtoßen.

Ein deutſcher Schriftſteller, der es nicht verſchmäht, von ihm aufgefundene und wohlverſtandene mundartliche Ausdrücke und volksthümliche Wendungen zu gebrauchen, führt der hochdeutſchen Sprache friſches Erdreich zu. Eine Culturſprache bleibt nur ſo lange lebendig und entwickelungsfähig, als ſie von den immer neu aufwuchernden Volksmundarten befruchtet wird. Wenn pedantiſche Schulmeiſterei die mundartlichen Einflüſſe auf die hochdeutſche Sprache unterbindet, dann iſt's aus

mit der letzteren, sie verknöchert und vertrocknet, wird ein blutleeres Gespinst von Begriffen, ein Rattenkönig von Sätzen ohne alle sinnliche Anschaulichkeit, ohne Leben. Die Gelehrtensprache — Gott steh' uns bei!

Warum ringen wir Deutsche in Österreich so heiß um unsere Sprache? Weil sie das größte gemeinsame Gut des deutschen Volkes ist, nicht bloß die edle Form für einen edlen Gehalt, nein, vielmehr der Gehalt, die Verkörperung der deutschen Volksseele selbst, immer neu hervorquellend aus Natur und Leben. R.

Weihnachtstannen.

Wenn Winter die Berge verschleiert hat,
Dann kommen die Wälder wohl in die Stadt;
Viel tausende grüner Tannen. —
Sie schauen zwischen den Häusern vor,
Sie warten am Markt und vor dem Thor,
Dass man sie hole von dannen.

Ob so viel grünende Lebenskraft,
Die langsam heranwächst, wohl Gott erschafft,
Zu ihrem frühen Verderben? —
Die Bäumchen, von Frühling und Sommer gehegt,
Und Jahre um Jahre vom Förster gepflegt,
Damit in der Christnacht sie sterben?

Ja freilich! — Für solch einen Himmelsschein,
Wie ihn die Tannen der Weihnacht verleih'n,
Wenn sie im Kerzenlicht strahlen; —
Für solch ein beglückendes, heiliges Ziel
Sind tausend Bäume doch nicht zu viel,
Es mit ihrem Leben zu zahlen!

Nur selten thut sich der Himmel auf
Uns Menschen im irdischen Tageslauf,
Mit allem Sorgen und Hasten. —
Jedoch der Anblick vom Tannenbaum,
Der gönnt uns Vergessen in seligem Traum,
Befreit von des Lebens Lasten.

So kommt ihr Tannen nun groß und klein,
Zu arm und reich in die Häuser hinein,
Erscheinet im festlichen Kleide,
Von Kindern umjubelt, mit Wehmuth geschaut
Vom Alter, — und die Betrübten erbaut
Mit rührender Augenweide!

In Licht gehet auf! — und dann sterbet hin,
Und lehrt uns der Weihnacht tief innersten Sinn,
Dass Lieben bedeutet: „sich geben!" —
Die Liebe, die alles Dunkel durchbricht,
Sie kam in die Welt und sie wurde Licht!
Von Gott kam das Licht und das Leben!

Elisabeth Messerschmiedt.

Bücher.

Kaiser Wilhelm I. Von Erich Marcks. (Leipzig. Duncker & Humblot. 1897.)

Kein Geschichtswerk im gewöhnlichen Sinne; vielmehr setzt es beim Leser die Kenntnis der Geschichte voraus. Er weist Wilhelm dem Ersten seinen Platz in der Geschichte. Maßvollste Anerkennung, wärmste Bewunderung, aber nicht überschwängliches Lob. Neben Wilhelm steht ein Größerer, Bismarck. Uns ganz besonders interessieren die folgenden Charakterzüge. Zum Kriege 1866 war König Wilhelm kaum zu bestimmen, es bedurfte aller Drängnisse Bismarcks. Nach Königgrätz aber war es Wilhelm, der den Sieg rücksichtslos ausnützen und in Wien einziehen wollte, und war es Bismarck, der ihn davor zurückhielt und Österreich die denkbar mildesten Bedingungen machte. Zu entscheidendem Handeln schwer entschlossen, aber nach dem Entschlusse unentwegt die äußersten Folgen suchend. „Wenn schon, denn schon." Nur nach Sedan war Wilhelm nicht zu bewegen zum Natürlichsten, Preußen in Deutschland aufgehen zu lassen und den Titel „Deutscher Kaiser" anzunehmen. Bismarck und der Kronprinz Friedrich Wilhelm hatten den schwersten Stand, bis sie es durchsetzten. Wilhelms Ideal war die Größe Preußens, aber die Idee von dem geeinigten Deutschen Reiche war ihm zu fremdartig, zu großartig, um sie sofort fassen zu können. Sein Wesen war die Schlichtheit selbst, je größer der Sieg, desto inniger seine Demuth. — Marcks' Werk ist ein bedeutungsvoller Commentar zur deutschen Geschichte. M.

Ein kritisches Werk von Spielhagen.

Einen wertvollen Beitrag gewinnt die deutsche Ästhetik durch Spielhagens neuestes Werk: „Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik. (Leipzig. L. Staack-

mann. 1898.) Nach einer gedankentiefen Einleitung „Hanta Pei“ spricht der Verfasser von der epischen Poesie als Zeichen des Verkehrs, von der epischen Poesie im Verhältnis zu Goethe, gibt lichtvolle Streifblicke über den heutigen deutschen Roman, öffnet einen Blick in die amerikanische Romanliteratur und macht dann intime Bekenntnisse, wie seine „Problematischen Naturen“ entstanden und wie er zu dem Helden der „Sturmflut“ kam. Den zweiten Theil des Buches bilden überaus lichtvolle Abhandlungen über das moderne Drama und seine Hauptvertreter. M.

Sicilien und andere Gegenden Italiens. Reiseerinnerungen von J. V. Widmann. (Frauenfeld. J. Huber. 1898.)

Mit einem hochgebildeten, munteren und geistreichen Mann eine Reise zu machen, steigert das Reisevergnügen zu einem doppelten und selbst wenn eine solche Reise auch nur im Buche gemacht wird. Auf diese Weise kann man bequem, billig, äußerst angenehm mit dem schweizerischen Dichter J. V. Widmann Reisen über die Alpen nach dem Süden machen, nach Oberitalien, in italienische Städte und Badeorte, sogar nach Sizilien. Man mag ja über diese Gegenden schon vielfach unterrichtet sein, aber sie durch das Prisma eines eigenartigen Menschen zu betrachten, bleibt immer ein hoher Genuss. Die Reise nach Sicilien hat Widmann mit seinem Freund Johannes Brahms gemacht, von dem einige rührende Charakterzüge mitgetheilt werden, besonders zu gedenken, wie Brahms an seinem siebzigsten Geburtstage, während ihm alle Welt im Norden glänzende Ehren brachte, in einem stillen, dunklen Zimmer Neapels saß, um den Reisefreund, der sich den Fuß verstaucht hatte, zu pflegen und zu erheitern. Widmanns Auge für volksthümliche Eigenthümlichkeiten, für landschaftliche Besonderheiten findet uns herrliche Stoffe auf, die seine Feder auf das anmuthigste darstellt. M.

Die Seele. Ein Menschenleben in Gedichten. Von Edith Gräfin Salburg. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.)

Bei derlei Erscheinungen thut es dem Heimgartenmanne nur leid, in seinem Blatte für Bücher nicht mehr Raum zur Verfügung zu haben, um sie nach Gebür würdigen zu können. Wir müssen uns, wenigstens einstweilen, darauf beschränken, das Erscheinen des neuen Buches der talentierten steirischen Dichterin kurz anzuzeigen. Verrathen nur noch, dass ein wohlgetroffenes, selten fein ausgeführtes Bildnis der Verfasserin das Büchlein ziert. M.

Tempi passati. Dichtungen von Jenny von Reuß. (Graz. Wagner. 1898.)

Ein deutscher Literaturhistoriker bezeichnet bei der Besprechung der Heine'schen Lyrik dessen Gedichte manchmal als „Engelsköpfe, die in Fratzen auslaufen“. — Dieses Wort fällt mir ein, wenn ich das vorliegende Buch nach Anfang, Mitte und Ende beurtheilen soll. Es sind zwar nicht durchaus Engelsköpfe, die in diesen Dichtungen umherflattern, aber doch mitunter recht anmuthige und leichtbeschwingte poetische Genien, die uns viel Schönes und Interessantes zuflüstern von einer reichgestimmten Menschenseele, die in schöner Form und mit verblüffender Wahrheit die Leiden und Freuden ihres Herzens ausspricht und daneben manch kluges und gemüthswarmes Wort über Welt und Leben fällt. Auch hat dieses echt lyrische Talent den nicht gerade häufigen Vorzug einer stets energischen und wirksamen lyrischen Pointe. Das Buch läuft zwar nicht in eine „Fratze“, aber doch in ein recht bedenkliches Anhängsel aus. Es ist dies das letzte Stück „Fragment einer Novelle in Terzinen“. Wenn die Dichterin besser berathen wäre und statt des Fragmentes uns eine in sich abgeschlossene Künstlernovelle mit Anfang und erdichtetem Schlusse geboten hätte, so wäre ihr noch Gelegenheit genug geblieben, der heißblütigen Apotheose ihres geliebten „braungelockten“ Künstlers — denn darauf läuft das ganze Stück und auch ein gut Theil der voranstehenden Dichtungen, wie beispielsweise der vierte Abschnitt „Liebe“ hinaus — dichterischen Ausdruck zu leihen und der Dichtung selbst einen gewissen objectiven Charakter zu wahren. Aber als bloßes Fragment tragen diese Terzinen doch zu sehr das Merkmal persönlicher Herzensergießungen und verrathen sich durch das ungeschminkt Thatsächliche des Inhaltes als eigenes Erlebnis. Es ist nun nicht das stark erotische Element, das uns dabei befremdet, auch nicht die seltene Unbefangenheit, womit hier sonst gern verschwiegene Alkovengeheimnisse ans Tageslicht gezogen werden — die neueste Lyrik hat uns an viel Ärgeres gewöhnt. Aber die reich begabte Dichterin darf sich nicht wundern, wenn einfache und philiströse Leser. die nun einmal für sogenannte „Künstlermoral“ kein Verständnis haben, auf den Wunsch gerathen, dass die Stimmung, welche die Verfasserin in dem schönen Gedichte „Selbsttäuschung“ so wahr ausspricht, auch diesem Fragmente gegenüber Herr geworden wäre, und wenn nicht für das Ganze, doch wenigstens für einzelne Abschnitte desselben zu dem Ergebnisse geführt hätte, das die Schlussstrophe des erwähnten Gedichtes enthält:

Doch auf Papier zur Sprache dann gekommen
Erscheint, was für bedeutend wir gehalten,
Als kindisch Lallen nur und schambeklommen.
Ins Feuer schleudern wir des Wahns Gestalten.

Dr. Heiter.

Deutsche Götter- und Heldensagen. Für die Jugend erzählt von Hermine Möbius. (Dresden. Alexander Köhler.)

Knapp vor Abschluss des Heftes kommt uns dieses Buch zu, das für Weihnachten

anzuzeigen mir im Interesse der deutschen Jugend als Pflicht erscheint. In schöner, schlichter Sprache erzählt die Verfasserin die großen Urberichte aus dem religiösen Glauben und Fühlen der alten Germanen, sowie die halb mythischen Heldengestalten aus den Kampfzeiten unseres Volkes. Auch die Nibelungensage hat in diesem Buche eine so gedrängte, anmuthige und gesittete Form erhalten, dass niemand sie für langweilig oder der Jugend ungeeignet halten wird. Das Buch ist mit künstlerischen Bildern von E. H. Walther und Th. Arldt geschmückt, auch sonst hübsch ausgestattet, und so kann es in jeder Beziehung für den Weihnachtstisch wärmstens empfohlen werden. R.

„Adieu Papa und andere kleine Geschichten" von C. Karlweis. (Wien. Robert Mohr. 1898.) Vom Verfasser der Volksstücke: „Der kleine Mann", „Goldene Herzen", „Das grobe Hemd" liegt hier eine Sammlung Wiener Schilderungen und Charakterskizzen vor. Man kann nicht leicht einfachere Stoffe wählen, aber just in der feinen Wiedergabe solcher zeigt sich der Meister. Man lese die kleinen Sachen „Adieu Papa", „Adam und Eva", „Zwei Stunden Ehe und das köstliche „Die Schand". Das Büchlein will durchaus nicht schwerwiegend in die Literatur fallen, aber es ergötzt auf etliche Stunden, und das ist auch nicht ohne. R.

Studien und Phantasien nennt sich eine Bildermappe von C. C. von Rappard. (München. F. Bruckmann. 1897). Es sind sechzehn Bilder in Radierung (Steindruck und Lichtdruck) in der Manier der bekannten „Jugend-Illustrationen". In solche Manier muss der Beschauer wohl erst nach und nach hineinwachsen, bis er zum Bewunderer wird. Stoff und Auffassung dieser Rappard-Bilder müssen großartig genannt werden. Die Phantasien, z. B. „Die Schuld", „Die französische Revolution" sind von großartig schauerlicher Wirkung. Dass die Dinge allegorisch sind, versteht sich bei einem modernen Künstler von selbst. M.

Freunde edler Volksliteratur müssen wir aufmerksam machen auf die Schriften von **Heinrich Hansjakob**. Der Mann ist Stadtpfarrer zu Freiburg im Breisgau, wo sein schneidiger College Alban Stolz gewohnt. Aber Hansjakob ist kein Zelot, seine Erzählungen sind voll warmer Menschlichkeit. Er ist ein großer Kenner der deutschen Bauernseele und hat eine überaus angenehme Art, sie uns vorzuführen. Vielleicht können wir uns einmal des Näheren mit diesem Schriftsteller befassen, heut' sei nur auf seine neueren Werke: „Bauernblut", „Aus kranken Tagen", „Der Lieutenant von Hasle" und besonders auf das eben erst bei Adolf Bonz in Stuttgart erschienene Buch „Waldleute" hingewiesen. M.

Jugendheimat. Jahrbuch für die Jugend zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben unter Mitwirkung vieler Jugendfreunde von Hermine Proschko. (Wien. St. Norbertus. 1898.)

Hermine Proschkos reich und prächtig ausgestattete „Jugendheimat" steht in der Reihe der wertvollsten und vornehmsten Geschenkbücher und ist längst bekannt als das bevorzugte Lieblingsbuch der heranwachsenden Jugend Österreichs. V.

Fromme's Kalender. Da haben wir zunächst Vogls Volkskalender, redigiert von August Silberstein, ein Hausbuch im besten Sinne des Wortes. Dann folgt der Wiener Auskunfts-Kalender, unerreicht an Vielseitigkeit und praktischer Brauchbarkeit seines Inhaltes, ein fast unentbehrlicher Behelf für Kanzlei, Comptoir und Haus, „Sechzehn Kreuzer Schreib-Kalender", „Einschreib-Kalender", Frommes „Schreibtisch-Unterlage-Kalender", Frommes Fachkalender. Es sind dann Frommes Kalender für den katholischen Clerus, für Handels-Akademiker, ferner der Feuerwehr-, Forst-, Garten-, Juristen-, Landmann-, Landwirtschafts-, Medicinal-, Montan-, Musik-, Pharmaceuten-, Professoren- und Studenten-Kalender, u. s. w. V.

Kleines Commersbuch für den deutschen Studenten. Herausgegeben von Franz Ewald Thiele. (Leipzig. B. G. Teubner, 1897.)

Das vorliegende Commersbuch enthält in alphabetischer Reihenfolge, die das Aufschlagen der gesuchten Lieder ungemein vereinfacht, hundertachtzig Gesänge von Vaterland, Heimat und Fremde, Natur und Zeit, Schicksal, Liebe, Trinken, Singen und Geselligkeit und vom Studentenleben: Ernst und Scherz in buntem Wechsel und neben dem wohlbewährten Alten nicht wenig wertvolles Neues.

Kein Lied ist ohne Singweise, und jede ist in einer für hohe und tiefe Stimmen gleich bequem liegenden Tonart aufgezeichnet. V.

Büchereinlauf.

Arachne. Historischer Roman von Georg Ebers. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1898.)

Novellen von Emil Mariot. Zweite Auflage. (Berlin. Freund & Jeckel. 1897.)

Freie Liebe. Von Karl Bleibtreu. (Berlin. Hugo Storm.)

Über Bord. Roman von Stanislaw Przybyszewski. (Berlin. Hugo Storm.)

Daswina. Roman aus dem fünften Jahrhundert von Wilhelm Schriefer. (Großenhain. Baumert & Ronge. 1897.)

Die Gloriahose. Von Ernst v. Wolzogen. Illustriert von Fritz Reiß. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

's Burgele. Erzählung aus den Alpen von Paul Oskar Höcker. Illustriert von Fritz Reiß. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Agricola. Bauerngeschichten, erzählt von Dr. Ludwig Thoma. Mit Zeichnungen von Adolf Hoelzel & Bruno Paul. (Passau. Waldbauer. 1897.)

Ächte. Gassen- und Giebelgeschichten. Bilder aus Zeit und Zukunft von einem Mitmenschen. (Berlin. Hermann Walther. 1897.)

Ralhe, ich und die andern. Neue Erfahrungen und Erlebnisse aus junger Ehe von Manuel Schnitzer. (Berlin. Friedrich Schirmer. 1898.)

Quitt. Roman von Johannes Richard zur Megede. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. 1898).

„Arbeiter." Von Alexander L. Kielland. Aus dem Norwegischen von Dr. Leo Bloch. (Zürich. Karl Henckell & Co.)

Waldesrauschen. Geschichten aus dem Volke von Otto Schaching. (Regensburg. Nationale Verlagsanstalt. 1897.)

Was Blumen erzählen. — Was mein einst war. Von Lothar Vollmann. (Düsseldorf. Ewald Blasius. 1898.) Märchenbüchlein für die Jugend.

Künstlers Erdenwallen. Ein Lebensbild von Karl Gleiß. (Berlin. W. Groscurth. 1897.)

Der Steffelhofbauer. Volksdichtung von Ottilie Bibus. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

X-Strahlen. Gedichte von Ottilie Bibus Vermehrte dritte Auflage. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Gemischte Gesellschaft. Von Julius Burggraf. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Wollt ihr's hören? Erzählungen für junge Mädchen von Adelheid Wildermuth. (Stuttgart, Karl Krabbe.)

Ambros' Bücherei. (Wien. A. Pichlers Witwe & Sohn.)

Bauernblut. Der Drahtbinder. Zwei Erzählungen von Ferd Reidhardt.

Des Kaisers Empfang und andere Erzählungen von Wilhelm Appelt.

Alpenrosel und andere Erzählungen von Eveline Petrovits.

Die Christbescherung und andere Erzählungen von Helene Stöckl.

Ein Liederfürst. Erzählungen aus dem Leben Franz Schuberts von Ferd. Reidhardt.

Aus dem Verlage von Gustav Körner, Leipzig:

Aus eigener Kraft. Anthologie aller Schriftsteller und Schriftstellerinen unserer Zeiten. Herausgegeben von Gustav Körner. Erster Theil. (Leipzig. G. Körner.)

Aus Kampf und Frieden. Gedichte von Ulrich Prusse.

Mein Strauß. Von Eugen Graf Aichelburg.

Greift nur hinein! Ernste und heitere Erzählungen von J. Agrander.

Dramatische Werke von Bohrmann-Riegen.

Liederborn. Gedichte von Emma E. Wagner. Dritte Auflage.

Im Kampf ums Dasein. Ein Schauspiel von Alphons Langer.

Aus Weimars schönen Tagen. Genrebild von Gustav Körner.

Das grüne Gewerbe. Jägerfahrten und andere Arten von Theodor Kölling.

Aus treuem Herzen. Wünsche und Gedanken von Sophie Sachs.

Klar und wahr. Humoristika, Lebensbilder und Gedichte von Hermann Beyer.

Abseits. Neue Gedichte von A. Stanislaus.

Hochsommer. Dämmerungsgesänge eines Einsamen von Engelbert Albrecht.

Knallerbsen und Brennesseln. Humoristisches Quodlibet von Engelbert Albrecht.

Gedichte von Josef Tollhammer. (Wien. Karl Gerolds Sohn.)

Musikantengeschichten. Von Karl Söhle. (Florenz und Leipzig. Eugen Diedrichs.)

Jagd-Humoresken. Von Adolf Schimann. (Commissions-Verlag Johann Küstner, B.-Leipa.)

Der Segen der Sünde. Geschichte eines Menschen. Von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.)

Aus alten Tagen. Ein Bild aus Georg Frundsbergs Zeit und Leben. Von Franz Born. (Mindelheim. Adolf Hundegger.)

Adalbert Stifter. Ausgewählte Werke in fünf Bänden. Studien, bunte Steine, Erzählungen. (Leipzig. C. E. Amelang.)

Die Clericalen. Von Michael Huber. (Znaim. Tournier & Haberler.)

Adel und Kirche in Österreich. Von T. W. Teisen. (Wien. Ignaz Brand.)

Kalender 1898. Von Prof. Langenscheidt. (Berlin. Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.)

Unser Heiland. Evangelische Dichtung von Engelbert Albrecht. (Baden-Baden. Peter Weber. 1898.)

Du schönes grünes Alpenland! Sitten, Sagen, schnurrige Geschichten und Volkslieder. Von Cölestin Zocher. (Innsbruck. Wagnersche Universitäts-Buchhandlung. 1898.)

Die Salig-Fräulein. Ein Tiroler-Märchen in Versen. Von Angelika von Hörmann. Zweite umgearbeitete Auflage. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1897.

Arnulf von Kärnten. Epische Dichtung von Ludwig Jahne. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1898.)

Bunte Blätter. Gelegenheitsgedichte von Rudolf Baumbach. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1897.)

Gestalten und Töne. Gedichte von Georg Bachmann. (Berlin. Deutsche Verlagsanstalt „Concordia". 1897.)

Aus dem Diesseits. Die Lieder eines Erwachenden. Von Fred Lich. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

In stiller Klause. Gedicht von Karl Wilhelm. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Junges Grün. Von Maria de Luhs. (Dresden. E. Pierson.)

Einsiedelkunst aus der Kieferheide von Bruno Wille. (Berlin. Schuster und Loeffler. 1897.)

Liebesfrühling. Von Fr. Rückert. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Gedichte von Uhland. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Allgemeine Culturgeschichte. Von Dr. Reinhold Günther. (Zürich. Th. Schröter.)

Deutsche Literaturgeschichte für das deutsche Haus. Bearbeitet von Dr. Karl Storck. (Stuttgart. Josef Roth'sche Verlagshandlung. 1898.)

Der Kampf um das Deutschthum. Böhmen, Mähren und Schlesien. Von Karl Türk. (München. J. F. Lehmann. 1897.)

365 Bilder aus Österreich-Ungarn mit geschichtlichen und geographischen Notizen. Lauterburgs illustrierter Blockkalender für Österreich-Ungarn. 1898. Vierter Jahrgang. (Hannover. J. C. König & Ebhardt.)

365 Illustrations 1898. Lauterburgs illustrierter Abreißkalender.

Die Landjugend. Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben von Heinrich Sohnrey. Mit vielen Illustrationen. Zweiter Jahrgang. (Berlin. Ch. Schoenfeldt. 1897.)

Katechismus des Haushaltes von Constanze von Franken. (Leipzig. Max Hesse.)

Wie gratuliere ich? Kinder-Glückwünsche, Vorträge und Erstaufführungen zu allen festlichen Gelegenheiten. Herausgegeben von Constanze von Franken. (Leipzig. Max Hesse.)

Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte von Constanze von Franken. Siebente Auflage. (Leipzig. Max Hesse.)

Katechismus der weiblichen Erwerbs- und Berufsarten von Constanze von Franken. (Leipzig. Max Hesse.)

Denkschrift des steiermärkischen Lehrerbundes aus Anlass seines fünfundzwanzigjährigen Bestandes. Im Auftrage der Bundesleitung unter Mitwirkung des Herrn Bundesobmannes Gottlieb Stopper, zusammengestellt von Clement Pröll. (Graz. Verlag des steiermärkischen Lehrerbundes. 1897.)

Der Wiener-Bote für das Jahr 1898. (Wien. R. v. Waldheim.)

Der Jahresbote für Österreich-Ungarn 1898. (Wien. R. v. Waldheim.)

Trewendts Volkskalender für 1898. Vierundfünfzigster Jahrgang. (Breslau. Eduard Trewendt.)

Anleitung zur Stopfmethode. Von Virginia Brunner. Mit zwölf Abbildungen. (Wien. Sallmayer'sche Buchhandlung. 1897.)

Postkarten des „Heimgarten".

W. H., Meran: Zwischen Benennung Schriftsteller und Dichter pflegt ein Unterschied gemacht zu werden, der oft nicht haltbar ist. Leute, die in Prosa schreiben, wenn auch Romane, Novellen, Märchen u. s. w., nennt man lieber Schriftsteller als Dichter. Der in metrischer Form Arbeitende hat den unbestrittenen Titel „Dichter" für sich. Wohl auch der Dramatiker. Demzufolge wäre Goethe als Verfasser von „Wilhelm Meister", den „Wahlverwandtschaften" u. s. w. nur Schriftsteller. Man sieht also, dass die Methode falsch ist. Nach meiner Meinung ist jeder ein Schriftsteller, der seine Schrift in die Druckerei stellt, um sie zu veröffentlichen. Ob diese Schrift nun ein Gelehrtenwerk oder ein Leitartikel oder ein Roman oder ein Gedicht ist. Die allgemeine Bezeichnung „Schriftsteller" fasst alle Publicisten zu-

sammen, ob sie nun Fachschreiber, Gelehrte, Journalisten oder Dichter sind. Wie es Schriftsteller gibt, die keine Dichter sind, so gibt es natürlich auch Dichter, die nicht Schriftsteller sind, das sind solche, die ihre Dichtungen vielleicht gar nicht aufschreiben, jedenfalls aber nicht drucken lassen. Insoferne ist der Unterschied zwischen Dichter und Schriftsteller wirklich da. Ob man aber in Prosa oder in gebundener Sprache dichtet, das entscheidet nichts.

* Eine Berliner literarische Zeitschrift begann jüngst ihren Leitartikel also: „Ein seltenes Ereignis haben wir in diesen Tagen erlebt. In Deutschland hat wieder einmal ein Buch Erfolg." Nach diesen einleitenden Worten hat derselbe Aufsatz nichts Nothwendigeres zu thun, als das erfolgreiche Buch, von dem die Rede ist, als gänzlich unbedeutend tüchtig zu verreißen. — Das einzige Buch, das in Deutschland seit langem wieder einmal Erfolg hat, trachten die deutschen Schriftsteller — selber umzubringen.

P. A., Graz: Es wundert uns, dass das Wortungeheuer „beschlagnahmt" auch von solchen Blättern gebraucht wird, die dem deutschen Sprachvereine nahestehen. Wäre von einer behördlich eingezogenen Zeitungsnummer nicht besser zu sagen: „Eingezogen", „gesperrt" „verboten"? Und wollte man für die böse Sache schon nicht ein gutes altes Wort verschwenden, so könnte man anstatt „beschlagnahmt" ja ein neues Wort machen, z. B. „behördelt" oder so etwas.

G. W., Graz: Sie wünschen bei den „Rosegger-Vorlesungen" in Graz neue Stücke, nicht immer die alten. Sehr gerechtfertigt. Aber während der Vorleser in anderen Städten ein Vortragsprogramm von etwa siebzig Stücken hat, kann er in Graz kaum zwanzig davon öffentlich lesen. Sie errathen es, weshalb.

Ludwig v. B.: Der Bärenmarder nächstens. Ein interessantes Viech.

W. A., Bruck a. d. L.: Gehören Sie auch zu jenem verrotteten und vernagelten Philisterium, welches sich einen Festtag draus macht, die Philanthropin von Harmannsdorf mit Hohn und Spott zu übergießen? Ahnen Sie denn nicht, dass Sie durch Beschimpfung dieser seltenen Frau Millionen von Menschen beleidigen, die eine gleiche große Weltanschauung hegen?!

Langjährige Abonnentin: In der deutschen Steiermark heißt es volksthümlich nur statt Dienstag: Irtag, statt Donnerstag: Pfingstag. Die Monate haben hier keine besonderen Namen, man sagt wohl Eismonat, Faschingmonat, Brachmonat u. s. w., wie das auch in anderen Gegenden der Brauch ist.

J. E., Trautenau: Die an Gesinnung ehrenswerten Verse mögen ihr gutes Plätzchen finden:

Sylvester-Trinkspruch.

Der Wanderer, der die Höh' ersteiget,
Der liebt es, ab und zu einmal,
Wenn sich ein schicklich Plätzchen zeiget,
Den Blick zu werfen in das Thal.

Er läßt im Geist die ganze Reise
Mit allen ihren Schwierigkeiten,
Die ihn gehemmt auf manche Weise,
Noch einmal rasch vorübergleiten.

Die Freude, sie besiegt zu haben
An jedem Ort aus eig'ner Kraft,
Ihm eine von den besten Gaben,
Den frischen Muth, den Eifer schafft.

Ist nicht des Menschen ganzes Dasein
Der Reise gleich, von der ich sprach?
Ist nicht der heut'ge Tag ein Grenzstein
Des Jahres, das zusammenbrach?

Doch nicht nach Meilen, sondern Jahren
Bemessen wir des Lebens Lust,
Berechnen wir der Sorge Scharen,
Die heimgesucht schon uns're Brust.

Noch steh'n wir fest und schauen rückwärts,
Es faßt uns die Erinnerung,
Das Rad der Zeit, es treibt uns vorwärts,
Doch sie, sie hält uns ewig jung.

Erinn'rung facht der Thatkraft Flamme
Zu immer neuem Brande an,
Erfahrung wird dabei zum Damme,
Der uns vor Übeln schützen kann.

Erweitert wird mit jedem Jahre
Des Geistes vormals enger Kreis,
Und nähern wir uns auch der Bahre,
Wir bleiben jugendfrisch als Greis.

So mag's denn schwinden, 's Jahr, das alte,
Gesellen sich zur Ewigkeit,
Wir zagen nicht — o Gott, das walte —
Begrüßen froh die neue Zeit.

Wir bleiben treu den eig'nen Pflichten,
Dem Volke treu und seinem Land,
Das and're wird der Herr verrichten,
Der uns erschuf mit seiner Hand.

So laßt uns denn die Gläser heben
Und leeren dann auf einen Zug:
Im neuen Jahr ein nützlich Streben,
Und reinen Glückes auch genug!

* Wir caprizieren uns durchaus nicht auf Einsendung literarischer Neuheiten. Dieselben sind oft so zweifelhaften Wertes, dass sie uns nur belasten, nicht bereichern. Bedeutendere Erscheinungen, die wir uns von den betreffenden Verlagshandlungen schon selbst erbitten werden, erfahren im „Heimgarten" nähere Würdigung.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz

Lösligen.

Dorfnovelle. Gerzogenbuch von Rosegger.

Verlagsort von Pustet, Salzburg.

Hierzulande, an schattigen Seiten, Wird Wein! Zog Wein, Trank ihn meine Großmutter wacker. Zog Kind um Kindergeschlecht heran, Noch mehr Trauer Gemeinde ihr nachsang grauer.

Der Wein! Wenn mehr Freude ist im Glaslein so meines Lebens Mutter alten zu trinken, wenn ich sehr zum Glaslein. Wenn schmeckt der weiße Traubensaft herrlichen zum Durchen, und der Kummer Herzen gerade auf die Zunge, hebt laut lagen die gesunden Blumen schlagen, und die Sonne, die Sonne, die Sonne,

der mit so tapferer Selbstverleugnung für sein Fach praktische Studien gemacht habe. Ich könne eine entsprechende Gehaltserhöhung mit vollem Rechte beanspruchen, und er würde nicht ermangeln, meinen etwaigen „diesbezüglichen" Wünschen gerecht zu werden. — Wie schön doch dieser Vogel jetzt singt! Er hat nicht immer so schön gesungen. Meine Antwort, dass ich für das gütige Interesse an meiner Person bestens danke, dass ich aber meinem Dienstherrn versprochen hätte, das volle Jahr bei ihm zu bleiben. Übrigens gienge es mir nicht schlecht, ich hätte meiner Tage nirgends so viel gelernt, als hier, und auch nirgends so viel verdient! — Es wird ihm unendlich leid sein! Natürlich um die zwanzigtausend Kronen.

Mein Verhältnis zu diesem Berghofe hat nun endlich auch eine Art bekommen. Ich bin verwendbar. Seit Mitte April ackern wir. Als zuerst die Pflugtheile: der Arling, das Sech, dann auch die Egge in Ordnung zu bringen waren, entdeckte ich in mir einen ganz brauchbaren Gesellen: den Schmied. Man lernt nichts umsonst! Ich habe den Arling geschärft, den Pfluggründel mit Ringen beschlagen und an die Räder die abgesprungenen Reifen geschmiedet. Das gelang so gut, dass meinem Hausvater fast angst und bang wurde, ich könnte nun mit Sonderansprüchen auftreten. Wenn der wüsste, wie gut mir das Jahr bei ihm gelohnt wird!

Meine Schmiedleistungen waren wohl doppelt am Platz, denn sonst hätte mir der erste Tag beim Pfluge leicht den Dienst kosten können. Das musst Du Dir vorstellen, Philosoph. Vorn an den Pflug sind zwei Ochsen gespannt, die vom Rocherl bei den Hörnern geführt werden. Hinten gehe ich drein, halte den Pflug bei den Hörnern und habe ihn so zu leiten, dass er den Rasenstreifen, etwa ein Schuh breit und ein halb Schuh tief, ausschneidet und umlegt. Wird die Furche zu schmal genommen, so richtet man nichts aus, wird sie zu breit genommen, so hebt es den Pflug heraus und der Arling kratzt seicht über den Rasen hin. Und das Festhalten in gleicher Breite, das Niedergründen, wenn der Boden seicht und sandig oder steinig ist, greift höllisch an. Zuerst hat's mich so hin und her geschleudert, dass der Rocherl lachend ausruft: „He, Hansel, bist zu gering beim Steißel?" — Ganz hintendrein geht die Barbel mit der Haue, um die schlecht gelegten Furchen zu gleichen und vom Arling übersprungene Rasentheile umzuhauen. Je schlechter ich's mache, desto mehr hat das gute Mädel zu thun. Du kannst Dir denken, wie mich das spornt zur äußersten Anstrengung meiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten. Und so ist es mir durch Fleiß und Übung gelungen — ich kann nun ackern. Und dieser köstliche Erdgeruch! Das haucht einem so frisch kühl, so erdharzig ins Gesicht. Als ob man vom Rheinwein leicht berauscht wäre, so herzhaft wird einem zumuthe, wenn Erdsegen aufsteigt. Auf unebenen Feldern ackert man mit dem angedeuteten

Hinundherfurchen natürlich von unten nach oben. Und während wir mit dem Pflug auf die Anhöhe kommen, rückt unten schon der Hausvater mit dem Säetuch dran. Und wie der ältliche Mann unbedeckten Hauptes in Demuth und Würde zugleich über die braunen Schollen dahinschreitet, und das Korn der Erde opfert — so kommt mir das ganz weihevoll priesterlich vor. — Obschon müde an den Gliedern und voller Erdstaub die Hände, ist mir getragen zumuth, wenn ich dem Vater beim Säen zuschaue. Und dünkt es mich: Das ist der vornehmste Stand auf Erden; gleich nach dem Gottschöpfer kommt der Bauer. Er ist der erste Handlanger des Schöpfers. — Wer es mit eigenen Augen sieht, der muss glauben dran.

Nach dem Säen muss erst mit der Egge, oder wie sie hier sagen, mit der „Aren" der Same ins Erdreich gekämmt werden. Dann lassen wir's und beten um Regen und Sonnenschein. — Kein Mensch sieht sich mit seinem Thun und Lassen so unmittelbar auf Gott angewiesen, als der Landmann. Ackern und Düngen und Säen und Eggen, ja das kann und thut er. Damit aber ist noch nichts gethan. Das Korn, das er in die Erde geworfen, verwest, und er ist ärmer, als vorher. Was nun aber geschieht, es geschieht ohne sein Zuthun. Er kann nicht fördern und nicht hemmen, ganz ohnmächtig muss er zusehen, was da wird oder nicht wird unter den Sonnen und träumenden Wolken des Himmels. Es ist wohl sein Anlass, aber es ist nicht sein Werk. Und weil der rechte Bauer schon einmal nicht müßig sein mag und doch zur Förderung seiner Sache auch nicht weiter Hand anlegen kann, so faltet er diese Hände: „Vater unser! Gib uns unser tägliches Brot!"

Ich werde es übrigens erfahren müssen, dass wir doch auch sonst noch etwas beitragen können, um zum Gedeihen mitzuhelfen. Wir werden mit der Haue über das junge Feld gehen und die größeren Erdklumpen kleinschlagen; wir werden das Unkraut jäten, wir werden den grünenden, reifenden Acker vor den Hausthieren und vor den Waldthieren schützen, bis zu dem Tage, da mit klingender Sichel die Frucht darf in Empfang genommen werden.

Ich trage jetzt ein grobes, ungebleichtes Rupfengewand vom Valentin und sehe drin aus wie ein Sträfling. Aber es ist luftig, und auch die anderen Mannsbilder tragen hier ähnliches Sommergewand. Die Hoffärtigeren haben es sich beim Färber in Rupertstein blau färben lassen. Rock brauchen wir schon keinen mehr. Ihr Städter thut geringschätzig über die Hemdärmel. Ihr wisset es nicht, glaubet es nicht, was das für ein herrliches Tragen ist! Wie sich's frei athmet, wie sich's kühl arbeitet und frisch ungebunden drin lebt! — Wenn die vornehmen Leute wüssten, was für ein Unglück ihr Gewand ist! Wenn sie diese unglaublichen, diese tragikomischen Fesseln inne würden! —

Die Barbel trägt noch gern ihre lange, wulstige Winterjoppe, aber die kann am Leibe haben, was sie will, ihre Anmuth ist nicht umzubringen. Der Hausmutter, die sie zur Rede gestellt, warum sie jetzt in der warmen Zeit ihre blaue kurze Sommerjacke noch nicht anziehe, hat sie gestanden, sie hätte das Jackel der armen Lucknerin geschenkt, dass dieselbe ihrem kleinen Kinde eine Wiegendecke daraus machen könne. Die Armen, wenn sie betteln kommen, richten es gerne so ein, dass sie die Barbel im Hause treffen, da fällt allemal am meisten ab. Das Mädel hört mit aller Freundlichkeit zu, wenn sie ihre Noth klagen, und ein solches liebevolles Zuhören allein ist schon ein Almosen. Und wenn sie dazu noch ein gutes Wort sagt, ein theilnehmendes, trostreiches, so ist das ein zweites Almosen. Es wird wohl so sein, wie mein Hausvater einmal gesagt hat: Das Theilgeben ist schon gut, aber das Theilnehmen ist noch besser.

Du siehst, mein Freund, es geht ein warmer Wind in diesen Maientagen.

Man kann davon kaum genug bekommen. Noch am Abende, während die Zugochsen im Stall ihr Heu fressen — jetzt als Arbeiter bekommen sie auch besseres Futter, denn im Winter als Faulenzer — sitze ich gerne im Freien auf der Wandbank und betrachte es, wie am Firmamente die Sternlein sich allmählich anzünden und wie vom Graben herauf das Rauschen des Wassers lauter wird. Und da habe ich mehrmals gesehen, wie der Rocherl aus jungen Zweigen und Blumenknospen Sträußlein bindet, mit großer Mühe seiner linken Hand, wie er damit hinschleicht an das Hausfenster, hinter welchem die Barbel ihr Kämmerlein hat, und den Strauß ans Gitter steckt. Am nächsten Tage sind die Liebesopfer allemal welk, da bringt er frische. Einmal sogar ein Hagedornkränzlein. Es ist auch welk geworden.

Und als der Junge derlei auf einmal nicht mehr thut, sondern wie rath- und thatlos ums Haus schleicht, frage ich ihn, warum er nicht mehr Büschlein binde. — „Weil sie's nit will!" sagt er, und mich dünkt, er hat dabei innerlich etwas wie Zorn zu bändigen.

„Das ist ja so gut von dir, dass du deine Schwester ehrst."

Als ich das gesprochen hatte, stieß er sich die Faust vor die Stirn und zischend stieß er hervor: „Ich geh' zugrund'!"

Nun muss ich doch näher hinspähen, was das bedeutet. Da stürzt er mir auch schon an die Brust, stöhnt, gröhlt und bringt endlich mit krampfiger Mühe die Worte hervor: „Weil ich sie gern hab'! Weil ich sie so gern hab'! — Umbringen muss ich mich. . ."

O mein Freund Alfred! In meinem Leben nie bin ich so sehr erschrocken, als jetzt. Wenn es wäre, dass dieser junge heiße Mensch eine Leidenschaft trüge zu seiner Schwester! —

So furchtbar der Augenblick war, ich habe ihn ins Gemüthliche zu zerren versucht und glaube fast, es war das Beste.

„Am Ende, Rocherl!“ sage ich mit komisch gespielter Entrüstung, „am Ende hast du eine Liebschaft mit dem Mädel! Nachher wird gerauft! Das Mädel gehört mir. Sie mag mich zwar nicht und dich mag sie auch nicht, aber gerauft wird doch! Haderlump! Prügel kriegst, weil sie dich nicht mag. Und ich krieg' ihrer auch, deswegen. Und auf meinem breiteren Buckel haben mehr Platz, als auf deinem Forellenrücken. Nachher kann uns das Mädel Schusterpech auflegen, das die Prügel wieder herauszieht!“

Mitten aus seinem Schluchzen hat er aufgelacht. Dann ist er in sein Bett gegangen und die Wasser haben gerauscht im Thale.

* * *

Am neunzehnten Sonntag.

An diesem Briefe, mein Freund, werde ich wohl zwei Sonntage lang schreiben müssen. Erstens geht's nicht mehr ganz so von der Hand, seit die Finger sich für die Axt und den Pflug zu krümmen haben, zweitens streife ich lieber im Freien herum, als gebückt an der Truhe zu sitzen, und drittens ist das, was ich Dir mittheilen möchte, nicht so leichthin loszukriegen. — Wenn's ein Roman wäre, und ich ein Romanschreiber, Gott wie nett! Aber es ist ein Schicksal, und ich bin ein armer Mensch.

Der Schullehrer Guido Winter in Hoisendorf ist hier mein ältester Bekannter. Er war der erste, dem ich im Januar auf meiner Dienststellensuche nähertrat und der mich ins Adamshaus wies. Ein Mann, etwa zehn Jahre jünger als ich. Nicht der Hübscheste, so blatternarbig, dass der Rocherl sagt, er müsse mit dem Gesicht auf einem Rohrstuhl gesessen sein. Auch ist er linkisch und ungelenk wie ein rechter Dorfschulmeister. Aber sonst ein frischer Kerl. Er besitzt Bücher und vermittelt mir die Zeitung, in deren Diensten ich eigentlich noch immer stehe, die ich aber heimlich lesen muss, wie Du weißt. Nun so komme ich am Sonntag häufig ins Schulhaus und wir plaudern. Manchmal stutzt mein Herr Winter und wird dann zurückhaltend. Er kennt sich an mir natürlich nicht aus und ich habe bislang Bedenken getragen, ihm meine Geschichte mitzutheilen. Nun kommen aber nach und nach mehr solcher Geschichten zusammen, eine hängt an der andern, schon bald wie in Tausend und einer Nacht, und sind im Ganzen doch nur zweiundfünfzig Sonntage, in denen ich schlimmsten Falls fertig zu werden habe. Was das für ein Ende geben wird — Gott weiß es!

An diesem schönen Frühlingstage, als ich nach Hause will, hat mich der Lehrer begleitet. Wir gehen nach dem Wasser hinein, wir gehen aber

nicht den Berg hinauf, sondern steigen in die Klamm und durch das Hochthal weiter bis in die Almen, wo jetzt neben den Resten der Schneelawinen aus dem grauen Gefilze des Vorjahres endlich auch das feine junge Gras hervorsticht, gelbliche Primeln stehen, die Lärchen grünen und in rothen, weichen Zäpflein blühen. Zuerst, glaube ich, haben wir von unserem Franzel gesprochen, dem Schulknaben. Der Lehrer sagt, das sei ein gar aufgewecktes Köpfl. Nicht, als ob er in den Schulgegenständen gerade der erste wäre, aber voll Aufmerksamkeit für Naturgegenstände, als Thiere, Pflanzen, Steine, und überraschend gescheit über die Dinge urtheilend. „Den müssen wir wohl in die Stadt zu bringen trachten", setzte der Lehrer seiner Schilderung bei.

„Ich bitte Sie, die Stadt!" rief ich, „was soll er denn in der Stadt? Dort gibt's ohnehin schon gescheite Leute genug. Lasset doch auch ein paar kluge Köpfe bei den Bauern daheim. Da haben sie schon auch ihre Nussen zu knacken. Wenn alle talentierten Leute fortziehen, dann ist es wohl kein Wunder, dass geschieht, was geschieht."

„Es geschieht auch, wenn sie dableiben", darauf der Lehrer, „es geschieht, weil es geschehen muss. Und da möchte man doch die intelligenteren Kräfte möglichst auf einen besseren Boden retten, ehe sie in den Einöden verkommen und zugrunde gehen."

„Ich habe selbst einmal ähnlich geschrieben", sagte ich übereilt, „das heißt, wie man so Freunden schreibt. Aber jetzt denke ich anders. Das Geheimnis der Scholle! Der Heimatserde! — Sagen Sie, um was dreht sich denn eigentlich die Nationalitätenfrage, die heute alle Welt erschüttert? Sie ist eine geographische. Sie dreht sich nicht so sehr um die Nationen, als um die Scholle. Würde es sich um die Vereinigung der zusammengehörigen Völker handeln, so könnte man die Landkarte hernehmen und die Völkerfiguren einfach verschieben. Die Deutschen von Gottschee und Cilli zum Beispiel könnten je nach dem realen Schätzungswerte Platz tauschen mit slavischen Ansiedelungen, die in Böhmen und Mähren mitten in deutsches Gebiet eingesprengt sind."

„Es ist nicht möglich!" rief der Lehrer.

„Es ist so unmöglich, dass ein ähnlicher Vorschlag im Ernste kaum jemals gemacht worden ist", darauf ich. „An ihrer Erde kleben die Völkerfetzen. Soviel die Erfahrung zeigt, liegt dem Menschen die Scholle näher, unendlich näher, als sein Volk, von dem ihm jeder fremde Einzelne gleichgiltig ist."

„Ein Frevel, das auszusprechen!" rief der Lehrer entrüstet.

„Was kann ich dafür, dass es so ist? Culturvölker, wenn sie bestehen sollen, müssen an ihren Boden genagelt werden; sobald sie sich von der Scholle lösen, werden sie Nomaden, Horden. Und thatsächlich,

dass der Boden, der Heimatsboden ewiges Eigen desselben Volkes bleibe, darum handelt es sich vor allem bei diesem Wettkampfe."

„Und was wollen Sie damit sagen?" fragte der Lehrer.

„Ich will damit sagen, dass die Heimatserde das umstrittenste, also das theuerste Gut der Menschen ist. Und wenn es so ist, dann kann ich nicht verstehen, warum in unseren Tagen gerade der Bauer, sonst der festeste Schollenständling, seinen Boden verlassen soll und verlässt! Und ich kann nicht verstehen, wie sogar der Dorfschullehrer dazu die Hand bietet. Der Bauernlehrer sollte es seinen Kindern Tag für Tag wie das „Gute Morgen!" sagen: Kinder, bleibet euerer Heimatserde treu. Aus ihr kommt euch der Erdsegen. Der feststständige Bauer ist der natürliche Edelmann."

„Sind wir Lehrer dazu da, dass wir Bauern machen? Wir lehren die Kinder vielmehr, damit sie ein gutes Fortkommen finden sollen."

„Ich glaube fast, Herr, Sie wollen mich ärgern mit Ihrem Witz!"

„Aber Gott nein!" rief er, mich am Arme packend. „Ich bin nur voller Staunen! Ich weiß mir manchmal vor Verwunderung gar nicht zu helfen, wenn ich Sie so sprechen höre. Muss auch gestehen, dass Sie mir ganz verdächtig vorkommen. Wenn es daherum was auszukundschaften gäbe, so möchte ich Gift drauf nehmen, dass Sie ein Spion sind. Ein natürlicher Bauer, von dem Sie so groß sprechen, Sie sind keiner. Nein, nie! Da mögen Sie sagen, was Sie wollen!"

„Meinen Sie?"

„Würde mich auch gar nicht wundern, wenn in der Zeitung, die Sie so gerne lesen, eines Tages ein Steckbrief erschiene, der genau auf den Adamshauser Knecht passte."

„So. Und dann würden Sie mich einliefern?"

„Man kann's nicht wissen. Gern habe ich Sie von allem Anfang nicht gesehen, da oben in diesem Hause. Jetzt sagen Sie mir es just einmal offen, Hans Trauttentorffer, was suchen Sie da oben? Sie sind kein Bauer, Sie sind ein verkappter Stadtmensch und müssen Ihre Gründe haben, warum Sie sich in den Einöden aufhalten, und gerade da oben im Adamshause sitzen! — Mit Erlaubnis, was suchen Sie da?"

Sein rothes Gesicht war noch röther geworden, um seine Augen hatten sich Wulste gebildet, ols wären sie verschwollen, aber dazwischen stachen die Blitzer ganz curios hervor. Ich blickte ihn ob solcher Heftigkeit befremdet an. Da stellte er sich stramm vor mich hin, stemmte seine Arme in die Hüften und sprach: „Werden Sie es sagen?"

Völlig sprachlos muss ich gewesen sein. Warum hätte ich mich ihm schließlich nicht anvertrauen sollen! Es ist ja keine Schande dabei. Allein bei solcher Art zu fragen siehst Du es selbst, dass ein freundschaftliches Geständnis rein unmöglich war.

„Also, Sie sagen es mir nicht, was Sie da oben festhält!“ sprach er, nachgerade drohend.

„Aber natürlich nicht.“

„Gut, so werde ich es Ihnen sagen. — Das Mädel gefällt Ihnen!“

Auf das hin selbstverständlich eine Kunstpause. Endlich habe ich ruhig den Mund aufgemacht: „Lehrer, was gienge denn das Sie an?“

„Das will ich Ihnen wohl sagen, mein lieber Knecht Hans. Das geht mich gar viel an. — Das Mädel gehört mir!“

Und jetzt, Philosoph, übe Dich eine Woche lang in Geduld. Fortsetzung folgt.

* * *

Am zwanzigsten Sonntag.

Guter Freund!

Am vorigen Sonntage hast Du mich im einsamen Alpenthale in der Gesellschaft eines eifersüchtigen Nebenbuhlers stehen gelassen. Oder vielmehr ich Dich. Der Knecht Hansel hat seither wieder eine Woche lang Korn eggen und Kartoffel pflanzen müssen. Ein untrügliches Zeichen, dass er lebendig davongekommen ist.

Aber es hätte nicht viel gefehlt. Verliebt bin ich ja in dieses Engelskind, das weißt Du und habe ich auch dem Lehrer nicht geleugnet. Aber Gottlob nicht viel anders, wie man in die sixtinische Madonna verliebt sein kann, zu der ihr thatsächlich nichts mangelt, als das Jesukind. Es hätten nur noch ein paar Hitzegrade gefehlt, und das Unheil wäre voll gewesen. Zum Glücke sind, fatale Nachzüge abgerechnet, meine wüthenden Jahre vorüber. Wer könnte aber doch wissen, was geschehen wäre, wenn mir nicht plötzlich der rasende Mensch gegenüberstünde mit seinem: Das Mädel gehört mir!

Von diesem Augenblicke an gewann die Sache ein ganz anderes Aussehen. Es kann ja nichts begreiflicher sein, als dass der Lehrer in die Barbel auf Leben und Sterben verliebt ist. Schon vor einem Jahre hat sie sich von dem die Augen küssen lassen, dieweil sie gegen alle anderen kalt wie ein Marmorbild ist.

„Herr Winter“, habe ich nach seinem Geständnisse gesagt, „das Geviertheiltwerden verdienten Sie, wenn Sie dieses Wesen nicht lieb hätten. Und wenn Sie es nicht glücklich machen, dann steinige ich Sie, darauf können Sie sich verlassen!“

„Dann sollen Sie bei Nero, bei Diokletian, bei Iwan dem Grausamen Studien machen, wie Sie mich am qualvollsten zu Tode martern können.“

„So ist dies einstweilen in Ordnung“, sagte ich. „Nun, da wir aber so weit sind, bin ich Ihnen doch eine Erklärung schuldig geworden, mein Herr Lehrer! Sie mögen sich auf eine kleine Überraschung gefasst

machen, Sie werden bald zu entscheiden haben, was wunderbarer ist, dass ein fünfundzwanzigjähriger Prachtkerl verliebt ist, oder dass ein Zeitungsschreiber Bauernknecht wird."

Und hierauf habe ich ihm meine Geschichte erzählt. Auch meine Ahnen natürlich nicht verschwiegen, die ja den Bauernknecht schrecklich romantisch aufputzen würden, wenn sie nachweisbar wären. Ich habe ihm erzählt von meiner armen Jugend, von meiner Grobschmiedezeit, von meinen Studien und Militärjahren, und wie ich als einer, der zwischen all das durch glücklich seinen Beruf verfehlt, Zeitungsschreiber geworden bin. Ich habe ihm nicht verhehlt meine heimliche Unzufriedenheit mit mir und den Zwiespalt zwischen meiner eigentlich altmodischen Weltanschauung und der großstädtischen Journalistik, die sich über alles flott hinwegsetzt. Dann die Wette und wie plötzlich meine persönliche Ehre dran hieng, Bauernknecht zu werden!

Mit einigermaßen ungläubiger Miene hatte der Lehrer mir zugehört. Man darf einem Zeitungsschreiber ja nie recht trauen, solche Leute haben ihre Feder manchmal auch in der Zunge. So sagte ich denn: „Sie sind zu nichts verpflichtet, Herr Winter. Der Glaubenszwang ist abgeschafft. Ich vermeinte Ihnen Aufrichtigkeit schenken zu sollen, eine bessere habe ich nicht."

„Dann stimmt ja eigentlich alles", sprach er mit schwankender Stimme und gab mir die Hand. Hernach war es, als beginne er mit einer Unentschlossenheit zu kämpfen, gleichsam, als ob er etwas Besonderes sagen, oder verschweigen sollte. Endlich sagte er beiläufig: „Jedem wird's leider nicht so leicht, seine Wahrheit herauszusagen, obschon sie oft viel glaubhafter wäre."

Aha! dachte ich, der hat auch etwas! Wir bogen unseren Weg über die Matte hin, auf der noch Sonnenschein lag, dann zur Umkehr ein und Guido Winter erzählte mir die Geschichte, wie er in diese Alpen kam. Er ist, um kurz zu sein, kleinbürgerlicher Abkunft und hat seine Studien regelmäßig vollendet auf dem Wege zur Juristerei. Nun ist der Student ein Dickkopf, der sich nicht fügen will. Wohl den Lehrern, aber nicht den Studenten. Er hatte die Dreistigkeit, bei einem Commerse folgende Rede zu halten: „Commilitonen! Eure Mensurenremplereien sind nichts als studentisches Philisterium. Ich schlage mich nicht. Mein Antlitz ist entstellt von Blattern, doch aber noch immerhin zu gut, als dass ich mir's von dem erstbesten renommistischen Raufsimpel zerschlagen lassen möchte. Ich habe den Muth zu sagen, dass ich keinen habe." — Dieser Muth, keinen zu haben, war allerdings gefährlicher, als so ein paar Paukereien, er ward verhängnisvoll. Die Studentenschaft hatte den Guido Winter natürlich sofort „gesteckt". Als Ausgestoßener war er auch in der „guten Gesellschaft" der kleinen Universitätsstadt unmöglich, auf deren

Wohlwollen der mittellose Bursche sich angewiesen fand. Er musste die akademische Laufbahn aufgeben und sich ein anderes „Fortkommen“ suchen. Es gehörte noch Glück dazu, dass er's allmählich zu einer provisorischen Volksschullehrerstelle brachte, weit hinten, sehr weit hinten, in Hoisendorf, mit dreihundert Gulden Gehalt und ein bisschen „Naturalien“. Einen kleinen Bücherschatz hatte er sich gesammelt, der war sein Trost. Doch wäre es ihm, wenn er die frische Jugend nicht mitgebracht hätte in dieses weltverlorene Thal, schlimmer ergangen als mir; denn sein Sinn für das Ländliche und Volksthümliche erstreckte sich nicht viel weiter, als bis zu dem lieblichsten aller Bauerndirnlein. Als er nach Hoisendorf kam, saß die Barbara Weiler noch in der Schulbank. Ihre herzwarme Heiterkeit, ihre Anmuth und Sittigkeit war ihm bald aufgefallen. Sie hatte Freude am Lesen, er borgte ihr manches sinnige Buch. Nachdem sie halb erwachsen aus der Schule getreten war, dauerte der Verkehr zwischen Lehrer und Schülerin noch fort, erstens weil die Barbara ja ihren kleinen Bruder in der Bank sitzen hatte, zweitens, weil die Bücher so schön waren, und drittens, weil —. Langsam bereitete es sich vor und plötzlich war es da. Das Mädel, das sonst so lustig gewesen, hub an, befangener zu werden, und er wurde unruhig. Sie stellte sich nicht mehr ein um Bücher, er schaute nach ihr aus. Er fragte jeden Tag den kleinen Franzel, wie es zu Hause gehe, der Knabe erzählte ihm allerhand von der Mutter, die manchmal einen Eierkuchen backe, von den Schweinen, die Ferkel bekommen hätten, vom Rocherl, der Vogelstellen aufrichte, nur von der Barbel sagte er nichts. In der Kirche sah er sie, aber so oft er hinblickte, senkte sie die Augen und wurde roth. Und nun einmal im Mai — er stand gerade im Eingang zum Kirchhof, und zwar auf dem Eisengitter, das über einer Grube gelegt ist und dazu dient, um den Schafen, Schweinen und Ziegen des Dorfes den Eintritt in den Gottesacker zu vereiteln. Darauf stand er. Über ihm blühte der Hollunder und hauchte seinen süßbetäubenden Duft auf ihn nieder. Da bog plötzlich die Barbel um die Ecke und wollte rasch an ihm vorüber. Er packte sie mit beiden Händen am Haupt und küsste ihr die Augen. Das musste er schwer büßen. Sie war entlaufen durch die Dorfgasse hin, aber mit ihr gieng sein Frieden. Eine heftige Leidenschaft verfolgte ihn im Wachen wie im Träumen, ein unauslöschliches Mal hatte dieser leichtsinnige Kuss in seine Sinne geworfen. Und es waren doch nur die Augen gewesen. Es kamen Monate des Jauchzens und Monate der tödlichsten Betrübnis. Und es kam der dreißigste November. An diesem Montage, früh morgens, war das erste Engelamt des Adventes. Der Lehrer, der in der Kirche manchmal das Amt eines Diakons zu vertreten hat, gieng hinab zur Kirche. Es war noch ganz finster und das Wasser rauschte über das Floss der Dorfschmiede. Da hört er von der Wegbrücke her einen Schrei. Ein

Kirchengeher ist auf dem Glatteise ausgeglitten und ins Wasser gefallen. Der Lehrer eilt hin, zieht das, was hineingefallen ist, heraus, trägt es ins nahe Schulhaus, ins Trockene seines Bettes. Dann muss er schon in die Kirche. Wie er nach dem Gottesdienste zurückkehrt, sieht er seine Stube voll von Weibern, und im Bette liegt, sich schüttelnd in Frostschauer — natürlich die Barbara Weiler.

Sei gewogen, lieber Freund, Doctor und Philosoph, und halte nicht dafür, dass ich ein Novellenschreiber geworden wäre. In diesem Falle wüsste ich mir für das Erzeugnis bei der „Continentalen" eine bessere Verwertung, als bei Dir, den ich bitte, meine Briefe stets als rein vertrauliche Mittheilungen hinzunehmen. Ein Romanschreiber würde es gewiss zu verhindern suchen, dass das Mädel, von braven Frauen gepflegt, am Nachmittage schon wieder so weit ist, um in ihren mittlerweile getrockneten Kleidern fröhlich nach Hause gehen zu können. Ein paar Tage später hatte der Lehrer einen Gang über den Berg. Als er am Adamshause vorbeikam, trat er ein, um nachzusehen, ob die Barbel das kalte Bad vollends verwunden hätte. Er fand sie beim Spinnrad — allein in der Stube. Ganz mutterseelenallein, sage ich Dir. Die anderen waren im Stalle emsig beschäftigt bei der Viehstreu. So ganz wonnig allein mit ihr! — Und in dieser Stunde sollen sie sich halt sehr vertraut haben.

Jeder Schulmeister wünscht die Beförderung auf einen besseren Posten. Der Herr Guido Winter wünscht sie nicht. Er ist in Hoisendorf soweit zufrieden. —

Das also wäre es, was er mir mitgetheilt hat. Und ein anderer weiß nun, wie er dran ist. Aber wie es jemandem ohne Barbel im Almgai gefallen kann, das will der Lehrer nicht begreifen. Deshalb möchte er aus Liebe zum Hause auch dem kleinen Franzel ein gutes „Fortkommen" wünschen. Und ich vermuthe, sogar auch mir. Denn obschon wir zusammen nun so etwas wie gute Freunde geworden sind, so dürfte er sehr wenig dagegen haben, wenn ich im Adamshause den Dienst aufsagen und zu meiner „Continentalen" zurückkehren wollte, oder zu einer andern, ganz nach Belieben. Der gütige Mann! Er lässt mir die Wahl zwischen den Allerschönsten im ganzen Land. Nur das Adamshaus ist belegt. —

Die Schatten der gegenüberstehenden Berge waren schon hoch hinaufgestiegen über die Felder und Matten, als ich den Heimweg antrat. Auf demselben gesellte sich der Jäger Konrad zu mir, heute wieder mit Gewehr und Federbuschen.

Ich solle langsamer gehen, er möchte einen Kameraden haben. Ich hingegen wäre jetzt lieber allein gewesen. Mit Jägern weiß ein Mensch sonst nicht viel zu reden. Heute war's anders. Der Mann sprach merkwürdigerweise nicht von Hirschen und Hunden, sondern von Menschen.

Und zwar von meinem Rocherl. Es vergräme ihm das Leben, sein Unglück mit diesem Burschen! Er habe schon Schmerzensgeld geben wollen, der Rocherl nehme nichts. Die eigene Hand könne er sich nicht abhauen lassen und für die durchschossene geben. Wenn's möglich wäre, wer weiß, ob er's nicht thäte! Gotts aufrichtig, er habe ihm nur das Gewehr aus der Hand schießen wollen und nichts weiter. Und jetzt das Malheur! Es sei ihm abscheulich! —

„Da habt Ihr's wieder einmal, mit Eurem verdammten Schießen!" fahre ich ihn an. „Muss es denn allemal gleich geschossen sein! Und wenn auch so ein nothiger Hascher einmal auf ein Wildbret losgeht, was liegt denn dran! O nein, Jäger, da habe ich ein weites Gewissen. Ihrer Hochgeboren den Jagdherren schadet's nicht. Und wenn ihnen das Vergnügen zu theuer kommt, was wollen's denn? Sie müssen's ja nicht haben. Dass ich wegen eines dalketen Plaisiers Leut' einsperren oder gar zum Krüppel schießen lassen wollte, das wäre mir — ganz offen gesagt — zu lumpig.

Das wäre wohl wahr, meinte der Konrad, doch ein Jäger habe Vorschriften, er sei selber Bedienter, und so herrisch manch einer vor Bauern und armen Häuslern sich aufblähe, vor dem gnädigen Herrn biege er sich wie ein Fassreifen und würge die knotrigsten Brocken hinab. Er habe es auch satt. Das Ärgste sei ihm noch, dass er gehört habe, der Kulmbock wolle den Fall vor den Landtag bringen.

Na, jetzt ward mir erst helle, weshalb der Mann so demüthig ist. Den Landtag fürchtet er, und seine Herrschaft fürchtet ihn am Ende auch, und jetzt soll der Rocherl versöhnt werden, natürlich. — Es wäre brav vom neuen Abgeordneten, dass er endlich einmal diese Waldlumpereien aufdecken wolle! Mit diesem Troste habe ich den Armen allein gelassen.

Beim Hinaufgehen gegen unseren Hof fand ich auf der Wiese den Hausvater in einem feuchten Grashaufen sitzen und Athem holen. Die Kühe wollen sich ohne frisches Futter im Barren nicht melken lassen, so musste er mit der Sense dran, und dabei hat er wieder seine Athemnoth bekommen, bis das Werkzeug ihm aus der Hand und er selber aufs Gras sank.

„Das hätte ich ja gerne gethan, Vater!"

Darauf sagte er in kurzen Athemstößen: „Der Sonntag gehört dein, Hansel. Bist eh werktags hart geplagt."

Nachdem das Futter im Kuhbarren war, gieng ich in meine Kammer und sann wieder einmal nach über die dumme Welt. Da vertreiben sie sich übermüthig und herzlos die Zeit mit Mensuren, Duellen, Rennen und Wildjagden, halten eine halbe Million müßiger Soldaten — und der Bauer muss oft mit harter Mühsal den lieben Sonntag

zuhilfnehmen, um sein Dasein kümmerlich aufrecht zu halten. — Philosoph, Du kannst gelegentlich einen Deiner Weltweisen fragen, wie lange das noch dauern soll.

* * *

Am neunundzwanzigsten Sonntag.

Freund, in dieser Woche hat's gleich eine kleine Revolution gegeben. Es waren die Schuster da, ihrer drei, der Meister, der Geselle und der Lehrbub, um aus dem Leder, das im Hause selbst aus den Kuh- und Schweinshäuten gegerbt wird, uns die Schuhe fürs Jahr zu machen. Im Frühjahre sind die Herren von Drahtzug am wenigsten übermüthig, da haben sie keine Arbeit, da ist ihnen nicht jedes Leder zu spröd, nicht jedes Garn zu ruppig, nicht jedes Schmer zu ranzig und nicht jede Kost zu schlecht. Doch beherrschen sie das ganze Haus. Den Tisch haben sie an den Herd gerückt, den Kasten an den Ausgussstrog. In dem freigewordenen Raum sitzen sie nun mit ihren breiten Rundungen, jeder auf seinem Dreifuß. Der Meister mit der großen Glatze schneidet auf dem Kniebrett die Lederformen. Der Geselle mit dem schwarzen Haarschopf haspelt über den nackten Ellbogen und den ausgespreizten Fingern das Garn, hängt es dann an den Wandhaken, um weit über die Stube hinaus den Draht zu ziehen. Wenn er nachher mit seiner Pechsohle glättend dem von der einen Faust stramm gespannten Draht entlang fährt, so dröhnt davon das ganze Haus. Überall riecht's nach Leder und Pech und anderem Schusterduft. Der Lehrjunge hat weder Glatze noch Schopf, sondern einen kurzgesengten rothen Haarfilz. Das ist auch einer von solchen, denen alles zum Besten anschlägt. In der Osternacht haben sie ihm das Haar versengt und jetzt kann ihn der Meister nicht beim Schopf nehmen. Der Spitzelbub ist's, Du erinnerst Dich wohl noch, ich glaube Dir geschrieben zu haben. Der Junge kann jetzt seine ganze Ausgelassenheit an dem alten klingharten und mausgrauen Schuhwerk üben, das er mit Zange und Schnitzger abzutrennen hat, damit die noch brauchbaren Ledertheile an den neuen Schuhen verwendet werden können. — Das ist also am ersten Tage der Schusterherrlichkeit. Am zweiten wird schon tapfer ausgefahren nach links und rechts mit den aufgeärmelten Armen, der Draht röchelt wie ein Steckkropfiger und die Schuster fluchen. Das sind noch zwecklose Schuster, mein lieber Freund, die nageln noch nicht. Auch mir ist ein paar „Grobg'nahter" angemessen worden. Als der Meister mit einem Papierstreifen das Maß nahm, spuckte er aus und sagte: „Das ist kein Bauernfuß!"

Bei Tisch schwimmt in dieser glorreichen Schusterzeit alles in Fett, das Kraut, die Klöße, der Sterz, das Fleisch. Und auch die salbungsvollen Reden, die der Meister hält. Einmal gieng's über den Nachbar

Kulmbock her. Der hat sich also anstatt des Adamshauser in den Landtag wählen lassen. Der Schustergeselle wusste alles aufzuzählen, was der Kulmbock, stets mit schweren Flüchen gespickt, versprochen hatte: Einführung des Dienstbotenzwangs, nöthigenfalls durch Gendarmen. Aufhebung der Schulpflicht. Untheilbarkeit der Bauerngründe. Der Besitzer eines Bauernhofes ist militärfrei. Das Jagdwesen wird abgeschafft. Alle Bauernsteuern werden verringert, alle übrigen erhöht. —

Bei jedem dieser Punkte that der Meister einen hellen Lacher, so dass ein leichter Sprühregen von Fall zu Fall über den Tisch gieng und der Rocherl in einer lustigen Anwandlung zur Mutter sagte, sie möge das rothe Parapluie hervorsuchen. Und als die erfreulichen Dinge aufgezählt waren, hub der Meister an zu sprudeln: „Freilich, natürlich! Großmaulig sein! Versprechen thut ein jeder, der sich hineinsetzen will! Aber halten! He! Korschamadiener! Wenn er so viel besser macht, der Kulmbock, was das Schwarze an meinem Fingernagel ist!"

„Man muss nicht so unbescheiden sein", habe ich Bosnickel dazugegeben.

„Der Kulmbock ist schon recht", redete jetzt auch die Hausmutter drein, „wenn's wahr ist, dass er den Jäger Konrad will anzeigen. Wegen dem Rocherl seiner Hand."

Machte der Hausvater mit der flachen Hand einen leichten Schlag in die Luft und sagte mit heiserer Stimme: „Was hilft das?"

Der Spitzelbub hatte bisher nur gegessen. Nun er satt war, regte sich auch in ihm der Zeitgeist. „Und für die Lehrbuben geschieht noch immer nix!" platzte er heraus.

Der Meister that ein bedeutsames Kopfnicken gegen den Jungen: „Wart nur, es wird gleich was geschehen!"

Der Spitzelbub duckte sich hinter dem Gesellen und streckte die Zunge heraus. —

Eines Abends, als wir schon Feierabend gemacht hatten, sprach ein fremder Mensch zu. Der gab sich für einen „gelernten" Schlosser aus. Der Hausvater meinte, die Schlösser wären im Adamshause so ziemlich überflüssig geworden, Arbeit also keine; wenn der Herr aber einen Löffel Suppe mitessen wolle, und nachher auf dem Stroh schlafen!

„Schlafen schon! Essen auch!" lachte der Schlosser sehr gemüthlich auf. „Von Arbeit habe ich nichts gesagt. Es ist ein viel wichtigerer Anlass, der mich herführt. Ich komme seit gestern von Rupertstein herauf. Dort thun sie alle mit. Der Hans in Hoisendorf, ein gescheiter Mann, der ist auch schon dabei. Ihr Handwerksleute wisset ohnehin schon, was es geschlagen hat, und den Bauern ist auch nicht mehr anders zu helfen. Die sollen froh sein, dass wir aufräumen mit dem alten Plunder. Da habe

ich Schriften. Sind schön zu lesen. Jeder soll sie lesen und die alten Schmöcker, die Leutverdumm-Bücher in den Ofen werfen."

Er begann gedruckte Hefte auszutheilen. Die es nicht mit den Händen nahmen, denen legte er es vorn hin. Und er war ein leibhaftiger Socialdemokrat.

Zuerst begann er zu werben bei den Schustern: „Ich will nicht zum tausendsteumal von der Nothwendigkeit sprechen, dass wir alle, alle zusammenhalten müssen gegen die Tyrannei. Es ist keine Nothwendigkeit mehr, es ist ein Muss. Wer nicht mit uns hält, der ist hin. Wenn wir zusammenhalten, erreichen wir alles. Wenn der ungeheuere Reichthum, den die Arbeiter geschaffen haben, vertheilt wird, dann gibt's keine Armen mehr. Und wenn alle die betheiligten Genossen solidarisch sind, dann geht's."

„Soldatisch? Da wird's nit viel besser sein, als in der alten Schlamperei!" bemerkte der Meister und spuckte aus.

„Solidarisch habe ich gesagt, Stockfisch! Das heißt gemeinsam, einer für alle, alle für einen, wenn's zum Herrenderschlagen kommt!"

„Das gefällt mir", sagte der Meister höhnisch, während die Augen des Gesellen leuchteten und die des Spitzelbuben gierig hervortraten.

Der Schlosser fuhr fort in der Erklärung des neuen Weltbaues. — Phantastische Dichtung, die wir alle kennen. Als er dazukam, dass kein Meister sein werde und kein Geselle und kein Lehrling — alle gleich, da schmetterte der Meister: „Gehst weg mit deinen Dummheiten!" Der Spitzelbub schwang seinen Lederfleck und kreischte: „Vivat!" — Schwups! hatte er den Knieriemen am Rücken.

Mein Hausvater hatte schon eine Weile am Tisch gekniet, den Daumen an der Stirn, in Bereitschaft, im Augenblick einer Gesprächspause das Kreuz zu machen und laut das Rosenkranzgebet zu beginnen. Die Schuster beteten laut mit, werkten aber dabei ruhig weiter mit Drahtziehen, Hämmern und Zängeln. Der Socialdemokrat wusste wohl nicht, wie ihm geschah, als er so — während zu den Fenstern das Abendroth hereinschien — mitten unter den Betern dastand. Er stand wie der Fels in der Brandung trutzig da und that nicht mit. Auf einmal brach der Hausvater das Gebet ab. Auch wir andern zuckten auf. Und er sprach zum Schlosser ganz leise, aber scharf: „Wer in ein fremdes Haus geht, der muss sich nach dem Hausbrauch richten. Wenn Er nicht mitbeten will, so soll Er hinausgehen!" Dann beteten wir weiter.

Nach diesem Abendsegen gieng der Schustermeister in sein Bett, das oben unter dem Dache stand; Geselle und Lehrling legten sich nur halb ausgezogen aufs Stroh, das ihnen die Hausmutter zwischen Tisch und Werkstatt ausgebreitet hatte. Vater und Mutter giengen in ihr Stübchen, der Rocherl in sein Gelass, das zu dieser Jahreszeit über dem Keller ist. Die Barbel nahm an der Stubenthür aus dem Gefäß mit den Fingern

ihren Weihwassertropfen und gieng still und ernst, wie sie immer ist, und voll rührender Magdlichkeit in ihre Kammer. Ich schreite über den Hof hin in mein Stallbereich. Am Brunnen steht noch der Socialdemokrat. Den grüße ich so: „Ganz recht ist Ihnen geschehen. Was Sie predigen, das ist zu dumm. Bitte, schenken Sie sich's, was Sie sagen wollen, ich bin kein heuriger Has. Ich habe was anderes auch gehört."

„Mein Lieber! Mein Lieber!" sagte er und eilte mir nach im Dunkeln über den Hof. „Bei diesen Leuten da im Gebirge herinnen muss man so reden, sonst macht man nichts."

„Wenn die Socialdemokratie sich mit Absicht und systematisch zu Grunde richten will, so kann sie keine geeigneteren Agenten schicken, als Sie einer sind. — Dort im Streuschoppen können Sie schlafen. Ein besseres Nachtquartier haben Sie nicht verdient. Ihre klügeren Genossen, deren ernste und tüchtige Grundsätze mir recht wohl bekannt sind, würden Ihnen höchstwahrscheinlich ein viel schlechteres zusprechen."

So habe ich ihn stehen gelassen und bin in mein Bett gegangen. —

Vorige Woche hat's ein ganz abscheuliches Wetter gegeben. Auf niemanden kann man sich so gut verlassen, sagt der Adam, als auf die Eismänner. Kirschbaumblüten, Schneeflocken und Schwalben durcheinander. Der Schnee ward so hoch, als der Blumenständer ist, vergieng aber fast so schnell, als er gekommen war. Da sind wir in der Stube gesessen und haben mal eins politisiert über den griechisch-türkischen Krieg. Alter Zeiten wegen ist der Türkenhass noch unter den Leuten, aber der Adam hält's jetzt mit den Türken. Schläge kriegen soll, wer anfängt! Das war — wie Heine sagen würde — ein Messerchen für einen anwesenden Holzknecht, der „Toifel" genannt. Aus dem Rudolf hatten sie einen Dolfel und aus diesem einen Toifel gemacht. Ein grober, jähzorniger Mensch, der überall, wo ein paar Mannsleute beieinander sind, eine Rauferei anhebt. Auf den münzte mein Adam die Schläge. Alsogleich sprang der Toifel auf, ballte die Fäuste und sprach: „Adam, wenn du niedergelegt sein willst? Thu's grad einmal sagen!" Der friedfertige Adam schwieg. Etliche Burschen sollen in der Gegend als Krüppel umhersteigen, die es dem Toifel „grad einmal gesagt" haben. Er selber hat eine Art Hornhaut bekommen bei den zahllosen Kämpfen. Und die Achillesferse? Ich will sie gelegentlich ein wenig suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Emporkömmling.

Novelle von **Max von Weißenthurn.**

Franz Müller war das Kind armer Eltern, hatte mehrere Jahre hindurch emsig und rastlos gearbeitet, und seine Mühen waren von außergewöhnlichem Erfolge gekrönt gewesen; er hatte ehrbar speculiert und sich in verhältnismäßig kurzer Zeit ein großes Vermögen erworben.

Er war ein guter Mensch; dafür sprach schon der Umstand, dass er nie, selbst nicht in den Tagen seines höchsten Glückes, seiner schlichten Eltern vergaß. Seinen Prunk und Reichthum wollten sie nicht theilen; sie waren einfache Landleute, die dafür keinen Sinn hatten, aber regelmäßig giengen Geldsummen an sie ab, welche mehr als hinreichend waren, um ihnen in ihren Verhältnissen das Leben angenehm zu gestalten, und immer kam die Antwort leider in einer Form, die den guten Müller in keine geringe Verlegenheit versetzte.

Das grobe, mit einer rothen Oblate gesiegelte Papier, die ungeübte, große, kindische Schrift, und nun gar die Adresse: „An den Franz Müller", nicht Herr, nicht Hoch-, nicht Wohlgeboren.

Was mussten seine Domestiken denken, mit wem ihr reicher, angesehener Gebieter correspondiere?

Franz hatte gesunden Verstand, der aber mitunter durch ein nicht geringes Quantum Eitelkeit in den Schatten gestellt wurde; es war ihm gar zu demüthigend, nur ein Tropfen im Weltall sein zu sollen, er wollte ein hervorragendes Glied des großen Ganzen bilden, er wollte von sich reden machen.

Seine Eltern hatten mühsam um ihr tägliches Brot gearbeitet und sich nicht viel mit ihm befassen können, und so hatte er eigentlich nur eine Art Selbsterziehung genossen, die den Menschen den äußeren Schliff gibt, das innere Wesen aber gar zu oft nicht recht beachtet, weil das dem lieben „Ich" doch zu schwer wäre, wollte man erst an sich hofmeistern und tadeln.

„Ich bin einmal, wie ich bin; die Welt soll sich nach mir richten!" sagte Franz Müller.

Als er nun reich war, da begann seine Eitelkeit ihn erst recht zu plagen. Ein Punkt, der ihm oft störend vor die Seele trat, war, dass

er keinen Namen hatte, daſs es Leute gab, die arm waren und ihn doch über die Achſel anſahen, weil ſie das hatten, was ihm fehlte — einen hochadeligen Namen. Wie das ändern?

Es hätte ſich zwar vielleicht nachweiſen laſſen, daſs ſchon vor Chriſti Geburt ein Müller exiſtiert habe, aber ob das ein Urahne unſeres Franz, wäre doch noch ſehr fraglich geweſen.

Ein Stammbaum war ſchwer herauszuſchlagen, aber wenn er es erzielen könnte, daſs die Sproſſen uralter Adelsgeſchlechter ſich huldigend vor ihm neigen, dann will er zufrieden ſein.

Er hatte ſuperbe Pferde, glänzende Equipagen, fuhr viel herum, lernte reiten, um in faſhionablen Kreiſen doch mit Verſtändnis von den noblen Paſſionen der jungen Cavaliere reden zu können. An jeder Collecte für die Armen betheiligte er ſich mit namhaften Summen. Bei jeder Theatervorſtellung, jedem Concert, jedem Balle für wohlthätige Zwecke war ſein Name einer der erſten. All das verſchaffte ihm aber nicht den Eintritt in die Kreiſe der Ariſtokratie.

Franz Müller wurde täglich miſsmuthiger, wenn er ſah, wie Summe auf Summe verſchwand, ohne ihn dem angeſtrebten Ziele näher zu führen; er machte da und dort Beſuche, ſie wurden ihm nicht erwidert, und nur allzu häufig hörte er ſpöttiſche Bemerkungen; endlich griff er zu einem letzten Mittel, und ſiehe da — es gelang.

Er begann Haus zu machen. Er gab exquiſite Soupers, feine Diners. Anfangs muſste er ſich freilich begnügen, wenn ein verarmter Edelmann, eine Tänzerin des Corps de ballet, ein brotloſer Künſtler ſeine Gäſte waren, aber nach und nach folgte eine bekannte Schauſpielerin, ein Löwe der Geſellſchaft ihrem Beiſpiele, und ſo gelang es endlich, das mühevolle Werk. Die glänzenden Namen wurden immer häufiger unter ſeinen Gäſten, und nach einiger Zeit war er accreditiert in der vornehmen Welt, es wurde ihm ſogar auf die allerſchmeichelhafteſte Art hofiert, und er war eitel genug, es ſeinen vielen einnehmenden, anerkennenswerten Eigenſchaften zuzuſchreiben.

„Unſer charmanter Müller, unſer unvergleichlicher Müller, unſer theuerer François“, ſo nannten ſie ihn, ſie kannten ja ſeine Eitelkeit und wuſsten ſie großartig auszunützen.

Brauchte ein junger Cavalier Geld, ſo war ſein „Freund Müller“ der erſte, an den er ſich wandte. „Du mit deiner edlen Geſinnung, du, der du in deinem Fühlen ein echter Cavalier“, hieß es, bis er das Geld hatte. Dann wurde die Freundſchaft lauer und immer lauer, bis der edle Herr zuletzt ganz ausblieb und Roſs und Reiter ſah man niemals wieder, im Hauſe Müller wenigſtens nicht, in anderen Kreiſen erſchien er wohl nicht minder häufig und verfehlte dann nie, ſeine ſpöttiſchen Bemerkungen über „den Müller, den Bauer als Millionär“ zu machen.

Im Sommer gehört es zum bon ton, zu reisen, und so beschloss denn Müller auch, zu reisen, und zwar wie ein echter Cavalier.

Da mussten Jäger und Bediente mit, eine endlose Zahl Koffer wurde mit allen nur denkbaren unnützen Dingen bepackt. François de Müller stand zierlich mit metallenen Buchstaben auf jedem einzelnen dieser Ungethüme; war das „de“ einstweilen auch nur rosiger Traum, so konnte es ja werden, warum nicht — man hat Geld, man hat Connexionen, warum soll man diesen kleinen Wunsch nicht erreichen, ist doch Geld die Zauberformel, vor der sich hoch und niedrig krümmt, demüthig im Staube windet.

Er reiste in ein vielbesuchtes Bad, wo er immensen Aufwand trieb, bei den Damen Furore machte durch die liebenswürdige Bereitwilligkeit, die er für jeden ihrer Wünsche zeigte; kaum deutete eine derselben nur im entferntesten etwas an, so war es auch schon ausgeführt.

Ja, da war sogar die schöne Gräfin Selma Ahlhof, die sich dann und wann zu einem verstohlenen Liebesblick herbeiließ, vor dem dann unser Müller in Wonne zerfloss.

Freilich wusste er nicht, dass die Casse der schönen Gräfin Selma an großer Ebbe litt, dass ihre stolze Mutter, mit der sie ins Bad gereist, weil es nun eben Mode war, wenn möglich noch weniger ihr eigen nannte als die Tochter, dass kein Wucherer in der Residenz ihres Vaterlandes sich mehr herbeiließ, ihnen auch nur einen Pfennig zu leihen, und dass Selma das Geld für die Badereise einer reichen Freundin abgebettelt hatte.

Wer konnte das aber auch ahnen, wer sollte hinter dieser klaren Stirne so prosaische Gedanken suchen, wie sie der Mangel an dem lieben Geld hervorzuzaubern vermag.

Das Elend sei das Grab der Liebe, sagt man, ach, bei wie vielen bedarf die Liebe des Grabes nicht, weil sie nie vorhanden war, weil an ihrerstatt die Berechnung einzog und zu Stein erstarrte, was noch weich und fühlend war.

Müller dachte nicht an derlei, er war selig! — Eine Gräfin liebte ihn, er konnte eine Gräfin heiraten — warum nicht?

Und so erschien er denn eines Morgens in vollster Gala, mit blendend weißer Cravate, schwarzem Frack, gelben Handschuhen, von denen er einen in der Hand trug, und dem obligaten, weithin glitzernden Brillantring, im Salon der Gräfin Ahlhof und warb um die Hand „Dero hochgräflichen Tochter“.

Anfangs hörte ihm Mama Ahlhof ziemlich geringschätzig zu, doch als er das Liebesthema genugsam erörtert und auf den praktischen Theil übergieng, als er erzählte, wie er seiner künftigen Gattin achttausend Gulden als jährliches Nadelgeld auswerfe, wie er ihr Equipage und

Loge halten wolle, und sie im Falle seines Todes als Universalerbin seines ganzen, auf mehr denn eine Million sich belaufenden Vermögens einsetzen werde, da leuchteten die Augen der alten Gräfin in einem helleren Glanze, da rückte sie vergnüglich in ihrem Sessel hin und her und ihm auf die Schulter klopfend, sagte sie:

„Mutteraugen sehen scharf, mein Lieber, ich weiß es gewiss, meine Selma hat auch eine kleine Passion für Sie, doch warten Sie hier, ich will mit ihr reden, und sie dann zu Ihnen schicken."

Als nun kurz darauf Gräfin Selma in reizend weißem Gewande, mit niedergeschlagenen Augen, zur Thür hereinkam, und mit verschämtem Lächeln zu ihm aufschaute, wer konnte es ihm verdenken, dass er, alles um sich her vergessend, sie jubelnd in seine Arme schloss.

Franz Müller,
Selma Gräfin Ahlhof.
Verlobte.

O Wonne, Glück — o Seligkeit!

Hätte er am Abend desselben Tages seine Gattin und Schwiegermutter in spe sich besprechen hören, vielleicht wäre ihm das Glück doch zu theuer erkauft erschienen, eine Gräfin als Gattin heimzuführen.

„Der bäuerische Tölpel", hieß es da, „und doch wie froh können wir sein, keine Schulden mehr, keine Wucherer, die uns das Haus umlagern, aber wenn er nur nicht so vulgär erschiene."

Nach kurzer Zeit schon feierte Müller eine glänzende, superbe Hochzeit, die durch acht Tage den Gesprächsstoff bildete.

(Zehn Jahre später.)

Die Wintersonne schien trübe und spärlich in die ärmlichste Hütte wie in den glänzenden Palast des Vornehmen. Es war ein nebliger Tag gewesen, und erst gegen Mittag hatte das leuchtende Gestirn sich mühsam Bahn gebrochen und sandte matte Strahlen in die Straßen der Residenz.

Ganze Schneegebirge waren rechts und links von den Straßen aufgethürmt, und der eisige Wall war nur unterbrochen, wenn da und dort die Einfahrt in ein ansehnliches Haus frei bleiben sollte.

In einen kostbaren Pelz gehüllt, kam langsamen Schrittes ein einsamer Wanderer durch die Straße. Die Luft war kalt, und ein schneidender Wind peitschte eisige Schneeflocken in die Gesichter der einzelnen, die Lust oder Pflicht auf die Gasse trieb.

Immer langsamer wurden die Schritte des einsamen Wanderers, und auf seiner Stirne lagen schwere Wolken. Endlich machte er an einem der ansehnlichsten Häuser Halt und gleich darauf erscholl der kräftige Klang einer Glocke durch das imposante Gebäude.

Das Thor wurde von einem betreſsten Diener aufgeriſſen, der ſich tief vor dem Herrn verneigte.

„Die Gräfin zu Hauſe?“

„Zu Befehl, Excellenz, die Frau Gräfin ſind eben erſt aufgeſtanden.“

Ein unmerkliches Zucken umſpielte die Lippen des Herrn. Mit raſchen Schritten eilte er vorwärts über eine teppichbedeckte Stiege hinauf und ſtand im Verlauf weniger Minuten in einem eleganten Boudoir, in dem auf einer Chaiſelongue eine Dame in koſtbarem Negligé mit halb geſchloſſenen Augen lag und an einer Taſſe Chocolade nippte, die ſie in der Hand hielt. Sie blickte nur flüchtig auf, als der Herr eintrat und frühſtückte dann ungeniert weiter, ohne ſich auch nur im geringſten um ihren Geſellſchafter zu kümmern.

Er zog denn auch ruhig ſeinen Pelzrock aus und ſchob ſich einen Fauteuil an den offenen Kamin, in den er ſich ſeufzend niederließ.

„Du biſt heute ungewöhnlich ſpät aufgeſtanden, Selma“, ſagte er.

„Nein, mein Lieber nicht ſpäter als ſonſt,“ ertönte eine gelangweilte Stimme vom Sofa her; „aber du occupierſt dich jetzt mit allem eher als mit deiner Gemahlin; du haſt es verlernt, zu beachten, was ich thue und wünſche, meine Gewohnheiten ſind dir fremd geworden, und ſo erſcheint dir neu, was doch nie anders war.“

Ein tiefer Seufzer war ſeine einzige Erwiderung, und ſie fuhr unbeirrt fort:

„Du, der du nicht wiſſen ſollteſt, was aus Dankbarkeit gegen mich thun, wie aufmerkſam jeden einzelnen meiner Wünſche belauſchen, wie es mir lohnen, daſs ich dich aus deinem Nichts emporgehoben, daſs ich dir eine Stellung im Leben geſchaffen, du behandelſt mich mit Gleichgiltigkeit, ja mit Miſsachtung. Du vergiſst, daſs du ohne mich nichts wäreſt, als der ſimple Franz Müller, der Bauer als Millionär, den jedermann verlachte und verſpottete. Wem haſt du es zu danken, daſs jetzt die vornehmſten Familien eng mit dir befreundet ſind, daſs du eine Stellung in der Geſellſchaft haſt, daſs du eine Höhe erreicht, von der du in deinen kühnſten Hoffnungen nie zu träumen gewagt hätteſt, — wem — wem anders als mir?“

Sie hatte ſich in die Leidenſchaft hineingeredet, und ſank nun erſchöpft in die Kiſſen der Chaiſelongue zurück, während ihr Gemahl mit einer Bewegung der Ungeduld von ſeinem Fauteuil in die Höhe ſchnellte und mit raſchen Schritten das Gemach durchmaß.

Endlich blieb er vor ſeiner Frau ſtehen:

„Selma, ich bin es müde, daſs du mir ewig vorwirfſt, was ich dir alles ſchulde; kannſt du es leugnen, daſs mein Reichthum ſchwer in die Wagſchale fiel, als du mich zum Manne gewählt, kannſt du es

leugnen, dass er dir sehr dienlich war, all deine Bedürfnisse zu befriedigen? Ich würde mit Wonne all die Ehren und Würden, zu denen du mir verholfen, um deiner Eitelkeit zu fröhnen, von mir werfen, um ein friedlich stilles Leben an der Seite eines liebenden und geliebten Weibes führen zu können."

Sie lachte ihm höhnisch ins Gesicht.

„So thue es doch", sagte sie, „es würde ein schönes, interessantes Schlussbild zu deinem eigenthümlichen Leben geben, wenn du vor deinen Monarchen hintreten und sprechen würdest: „Herr, ich entsage allem, meinen Orden, meinen Titeln, meinem Vermögen und suche die stille Einsamkeit und die räucherigen Stuben meines Heimatsdorfes auf, denn lieben und geliebt zu werden, ist das größte Glück auf Erden." Welches Aufsehen das erregen würde! Mich aber, mein Freund, lasse aus dem Spiele bei dieser Rührscene, eine Gräfin Ahlhof wird sich nie zu solchen Farcen hergeben!"

Er hatte sie ruhig angehört, und sagte jetzt bitter:

„Das weiß ich längst, Selma, dass einer Gräfin Ahlhof fern liegt, was man Herz, was man Gemüth nennt; doch fürchte dich nicht, ich werde, was du eine Rührscene zu nennen beliebtest, nicht herbeiführen, weil ich durchführe, was ich einmal begonnen, nicht aus Eitelkeit, sondern weil ich es mir, meiner öffentlichen Stellung schulde. Was ich aus Eitelkeit begonnen, ich vollende es aus Pflichttreue. Keine bessere Schule hätte es für mich geben können, als den Einblick, den ich durch meine Verehelichung mit dir in jene Kreise erhalten habe, die ich einst so unendlich hoch geachtet habe. Ich verachte auch jetzt die Kaste nicht, aber ich verachte eine große Anzahl ihrer Vertreter, die glauben, sie müssen durch Dünkel ersetzen, was ihnen an Bildung fehlt. Ich bin dir ja zu Dank verpflichtet, denn nie hätte sich mein geistiges Auge geklärt von all den Schlacken, die es umfangen hielten, wenn ich nicht durch jahrelange Erfahrung kennen gelernt hätte, wie wenig reeller Wert in dem Tand und Flitter liegt, der uns die Augen blendet."

Sie hatte ihm nachlässig zugehört und sprach nun, sich erhebend:

„Wie wäre es denn, wenn wir diese Discussion als beendet betrachten, mein Lieber, wir werden beide nichts ändern an dem Lauf der Dinge, du bist nun einmal der allmächtige Minister und ich die schöne Frau, die durch ihren Reichthum, durch ihre Eleganz aller Augen blendet, und es ist uns ganz bequem, dass dem so ist; mich rufen die Pflichten der Gesellschaft, also Adieu!" Und damit rauschte sie zur Thüre hinaus.

Ernst blickte ihr Gatte ihr nach und kehrte endlich wieder zu dem Kamin zurück, in dessen hell prasselndes Feuer er nachdenklich blickte.

Viel hatte sich in den zehn Jahren geändert: nach seiner Verehelichung war Franz Müller eine Zeitlang mit seiner jungen Frau gereist,

dann waren sie in die Residenz zurückgekehrt, und nach und nach hatte Selma ihren Mann dahin gebracht, dass er sich dem Staatsdienste widmete.

Mehrere Jahre hatte er einen ziemlich beschränkten Wirkungskreis gehabt, der ihm aber lieb geworden war, weil er in der Arbeit den Frieden fand, der ihm im eigenen Hause fehlte. Dann war eine Zeit des politischen Umschwungs gekommen. Die Männer aus dem Volke kamen an die Tagesordnung, und ehe er sich dessen versah, hatte man Franz Müller ein Minister-Portefeuille angetragen, das er auch ohne Zögern annahm, denn es war ihm ein befriedigendes Gefühl, durch sein Wissen etwas zu können, warf ihm doch seine Frau täglich vor, wie er sein ganzes Ansehen, seine ganze Existenz nur ihr zu danken habe. Er war nun auf der Höhe seines irdischen Glückes, soweit Stellung und Geld uns Glück geben können. Wahres Glück aber fehlte ihm doch, denn seine Frau hatte ihm jeden Tag seines Lebens vergällt, mit Kleinlichkeiten, mit Hochmuth, Gefallsucht und Verschwendung; sein Vermögen hatte durch den Hang zu unzähligen nutzlosen Auslagen seiner Frau eine bedeutende Schlappe erlitten. Oft und oft hatte er ihr Vorstellungen gemacht, umsonst, gerade weil sie früher gedarbt, wollte sie jetzt genießen, das sprach sie ganz offen aus. Längst hatte er den Wahn aufgegeben, dass seine Frau ihn aus Liebe geheiratet, aber gerade, weil er ein guter Mensch war, hatte er schmerzlich unter dieser Entdeckung gelitten.

Seine Seele war durch mancherlei Trübsal geläutert werden, er hatte das Nichtige so vieler Äußerlichkeiten einsehen gelernt, und die Eitelkeit, die ihn in so vieles thöricht und blind hatte hineinrennen lassen, war von ihm gewichen.

Lange, lange stand er so im Boudoir seiner Frau, und trübe Gedanken mochten ihn verfolgen, denn seine Züge verfinsterten sich immer mehr und mehr.

„Wenn ich nur wüsste, wie es ihr sagen; wenn ich's nur wüsste!" murmelte er vor sich hin. „Es ist wahr, ich liebe die Frau nicht mehr, aber es thut mir doch weh, dass der Schlag sie hart treffen wird, doch geschehen muss es, ich werde schreiben!" Und zu ihrem Schreibtisch hineilend, warf er rasch Zeile um Zeile auf ein Blatt Papier, siegelte es, und verließ alsdann das Zimmer.

Einige Stunden später kehrte die Baronin Selma von Müller, geborene Gräfin von Ahlhof, mit einer Freundin, beide in eleganter Dinertoilette in das Zimmer zurück.

Sie plauderten lange von unbedeutenden Dingen, Ereignissen in der „großen Welt" und derlei mehr, und als endlich der Kammerdiener meldete, es sei aufgetragen, verließen sie das Gemach, ohne dass Baronin Müller den Brief ihres Gemahls bemerkt hätte.

In den Speisesaal eintretend, war sie erstaunt, ihren Mann, der sonst nie auf sich warten ließ, nicht da zu finden, und der Bediente ihren verwunderten Blick bemerkend, beeilte sich, zu erklären, der Herr Baron sei leidend und nehme nicht an der Tafel theil.

Gleichgiltig hörte sie den Diener an, nun, wo sie wusste, die Abwesenheit ihres Gemahls habe einen Grund, war es ihr einerlei, welchen; sie lud ihre Freundin ein, platzzunehmen, und unter heiterem Gespräch verfloss die Tafelzeit; die Damen ließen sich die feinen Gerichte trefflich munden; endlich standen sie auf; es fiel Selma nicht ein, nach ihrem Manne zu sehen, oder sich nach seinem Befinden erkundigen zu lassen. „Solche Leute haben immer robuste Naturen!" war ihr Gedanke.

Die Freundin verweilte noch lange, und erst als sie sich am Abend in ihr Boudoir zurückzog, um noch ein Billet an ihre Schneiderin zu verfassen, gewahrte sie den Brief ihres Mannes.

Befremdet öffnete sie das Siegel, und ihr erstauntes Auge überflog folgende Zeilen:

„Ich war heute zu Dir gekommen, um Dir meinen Entschluss mitzutheilen, der schon lange in mir kämpft und der nun endlich zur vollen Klarheit geworden ist. Die Zeit meiner Popularität ist dahin, und ich will meine Demission einreichen, um einer etwaigen Entlassung vorzubeugen. In Unthätigkeit hier zu leben, vermag ich nicht, und so bin ich entschlossen, den Haushalt hier aufzulösen und in die Fremde zu ziehen; ich nehme an, dass Du denn noch so viel Anhänglichkeit an den Mann besitzest, dessen Namen Du seit zehn Jahren trägst, um ihn zu begleiten, selbst wenn er fortan ein stilleres Leben der glänzenden, geräuschvollen Laufbahn vorziehen sollte, die er bis nun geführt. Ich erwarte deinen Entschluss im Laufe des heutigen Tages und werde danach meine weiteren Schritte richten.

Franz Müller."

Starr vor Staunen sank sie in die Kissen des Fauteuils zurück, während das Blatt ihren Händen entfiel; doch nur einen Moment verharrte sie in dieser Stellung; ingrimmig die Hände ballend, gieng sie gleich darauf zornig in dem kleinen Gemach auf und nieder.

Er hat es gewagt, selbständig zu handeln, dieses Nichts, das nur durch sie etwas geworden. Unfasslich, unerhört!

Und ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit gieng sie, heftig die Thüren hinter sich zuwerfend, rasch in die Zimmer ihres Gemahls. Ihr Gesicht war von der Leidenschaft verzerrt, jeder weiblichen Würde bar.

Vergebens sah sie sich in verschiedenen Gemächern um, weder ihr Mann, noch einer der zahlreichen Domestiken war sichtbar. Endlich stieß sie die letzte Thür auf, die in ein kleines unansehnliches Cabinet führte, welches nur als Garderobe zu dienen pflegte.

Da saß an einem Tische, das Haupt in den Händen vergraben, der Mann, dem sie durch eine Reihe von Jahren jede Stunde seines Daseins verbittert durch ihren Hochmuth, ihre Eitelkeit, ihre Putzsucht; er gewahrte sie gar nicht, und erst als sie ihn ungeduldig mehrmals beim Namen rief, hob er langsam den Kopf, und sie blickte in ein von Kummer und Verzweiflung verzerrtes Gesicht.

„Was soll denn diese ganze Komödie?“ herrschte sie ihn an.

„Sie soll heißen, dass ich dem Fall zuvorkommen wollte, und doch zu spät kam.“

„Ich verstehe dich nicht, François!“

„So höre: Ich war jahrelang der Liebling des Fürsten, ich hatte alles, was ich nur wünschte, nur mein Vermögen schmolz von Tag zu Tag, dank deiner Verschwendung. Ich liebte dich wahr und innig eine lange Zeit hindurch und war so schwach, dir nichts abzuschlagen. Als ich endlich von meiner grenzenlosen Blindheit geheilt wurde und sah, an welch berechnend herzloses Weib ich meine Liebe verschwendet, fehlte mir doch die Kraft, deinen Wünschen entgegenzutreten, ich gab und gab, wo ich hätte verweigern sollen.

Oft saß ich stundenlang vor meinem Schreibtisch und rechnete, bis mir der Kopf schwirrte vor Zahlen, und immer überschritt die Ausgabe die Einnahmen. Gar manche kostbare Liebhaberei, die ich mir im Laufe der Jahre angeschafft, wurde unter der Hand verkauft, nur um deine Wünsche befriedigen zu können! Meine Bitten, meine ernsten Vorstellungen halfen nichts bei dir, und so griff ich endlich zu einem verzweifelten Mittel, ich spielte auf der Börse, und dass ich anfangs Glück hatte, trieb mich immer weiter und weiter und ließ zuletzt in Leidenschaft ausarten, was anfangs nur der Trieb nach Erwerb war. Ich wusste, dass dem Fürsten nichts verhasster sei, als derlei waghalsige Unternehmungen, doch hoffte ich es ihm verheimlichen zu können. In letzter Zeit jedoch cursierten da und dort Gerüchte, die mich beunruhigten, und ich beschloss, um einer Enthebung von meinem Posten vorzubeugen, um meine Pensionierung zu bitten — das theilte ich dir brieflich mit.

„Vor einer Stunde erhielt ich ohne weiteres meine Entlassung aus dem Staatsdienst. Als Erläuterung schreibt mir ein Freund aus dem Ministerium, Seine Durchlaucht habe von gewissen commerciellen Speculationen meinerseits gehört und das sei genügend gewesen, mich vollkommen bei ihm in Misscredit zu bringen. Zu allem Überfluss hat sich heute morgens das Gerücht verbreitet, die Bank, bei der ich meine Gelder deponirt, durch die ich mein Spiel treiben ließ, habe den Concurs angesagt, und wie mir mein Secretär, den ich vor einer Stunde hingeschickt, mittheilt, ist die Richtigkeit des Gerüchtes erwiesen.

„Papiere, die vor zwei Tagen noch einen Wert repräsentierten, sind heute nicht einen Heller wert, ich habe aber bei der Bank eine bedeutende Differenz auszugleichen, und besitze kein Geld mehr, um es thun zu können, wenn du dich nicht dazu verstehst, das Haus, welches ich dir im Heiratscontract verschrieben, zu verkaufen und mir einen Theil der Summe zu übermitteln. So ist alles zugleich über mich hereingebrochen, und ich bin heute, was ich als Knabe war — ein Bettler!"

Die Apathie des Verzweifelten war nach und nach aus seinen Zügen gewichen, er hatte immer lebhafter gesprochen, und blickte nun gespannt auf seine Frau.

Selma hatte ihm stumm zugehört; sie sah lang vor sich hin.

„Nun, hast du kein Wort für mich, Selma?"

„Ich dachte nur darüber nach, wie merkwürdig es sei, dass nun alles zerronnen, worauf du dir doch so viel eingebildet! Wie gut ist es, dass du mir das Wenige, was mir noch bleibt, nicht nehmen kannst mit Fug und Recht; ich bin nicht die phantastische, hochherzige Thörin, die alles dahin gibt, damit der Mann es in den Löwenrachen schleudern kann, damit er es dem unersättlichen Dämon des Spieles opfere! Ist es meine Schuld, dass du dich dem Laster in die Arme geworfen?"

Aschfahle Blässe bedeckte sein Gesicht, als er nun zu seiner Frau aufblickte.

„Du willst also nichts für mich thun, Selma?"

„Unwiderruflich — nein!" war ihre feste Antwort.

„Gut denn, so verlasse mich, und lebe wohl!"

„Was hast du vor?"

„Ich weiß es noch nicht. Lass mir Zeit zum Denken."

Sie gieng und er blieb allein, mit seiner Verzweiflung, seinem Schmerz.

Das Resultat seines Brütens war, dass er bei eintretender Finsternis sich erhob, seiner Frau einige Zeilen schrieb, und dann ungesehen, in einen dunklen Mantel gehüllt, die Treppe hinab zur Hausthür hinausgieng; rastlos schritt er durch die Straßen, immer weiter, immer schneller. Endlich hatte er die Stadt im Rücken und eilte nun um so rascher vorwärts; über Berg und Thal schritt der einsame Wandersmann, den Mond als einzigen Begleiter.

Als die Sterne zu bleichen begannen, lag ein großes Dorf vor ihm, auch da gieng er durch, und machte erst an einem kleinen, netten Haus am Ende desselben halt.

Das kunstlose Schloss wich dem kraftvollen Druck der Hand und er trat ein. Im Flur brannte ein Licht, und aus der offenstehenden Thüre drang monotones Gemurmel. Näher eilend, gewahrte er auch von dort ausgehend einen Lichtstrahl.

Befremdet trat er nun ein, und ein erschütternder Anblick harrte seiner.

Auf reinem, aber schmucklosem Bette lag ein lebloser Mann in schlichtem Gewand, und davor kniete ein altes Mütterchen mit gefalteten Händen, Gebete murmelnd.

Bei dem Klang seiner Schritte wandte sie befremdet das Haupt und ein heller Freudenschein flog über das ehrwürdige Gesicht.

„Franz, mein Sohn!" schluchzte sie an seinem Halse, „ich hab's gewusst, dass du kommst, dem Vater die letzte Ehre zu bezeugen, Gott vergelte es dir!"

Schrecken und Staunen drückten sich in den Zügen des Sohnes aus. Also man hatte um ihn gesandt, und er war, ahnungslos, dass er ersehnt wurde, gekommen, um zu sehen, wie man den Vater ins kühle Grab bettete, das er für sich selbst so heiß ersehnt.

Das Leichenbegängnis war vorüber und der Sohn war, wenn auch nur für einige Stunden, der schlichte Landmann von einst geworden.

Er saß neben der Mutter und barg das müde Haupt in ihrem Schoß und sagte ihr alles — alles, und der Instinct der Mutterliebe ersetzte, was ihr an Bildung fehlte. Die schlichte Frau verstand den Weltmann besser, als ihn seine hochgeborene Gemahlin je verstanden, denn sie hatte Herz für alle seine Leiden und Enttäuschungen, für die tausenderlei Gefühle, die seine Seele durchwogt.

Doch das Verständnis kam zu spät, es konnte nichts mehr heilen.

Als die Mutter des Morgens an das Bett des Sohnes trat, fand sie eine Leiche; das danebenstehende Fläschchen löste jeden Zweifel.

Verlassen von seinem Fürsten, von seiner Gattin, von denen, die er für Freunde gehalten, war er der Wucht seines Schicksals erlegen.

Ein altes, gebeugtes Weibchen war die einzige Leidtragende hinter dem Sarge des gewesenen allmächtigen Ministers. Wie nichtig erschien die salbungsvolle, heuchlerische Rede der schönen, reichen Witwe in der Residenz gegen die Thränen, die langsam über die abgehärmten Wangen seines verlassenen Mütterchens im fernen Dorfe herabrollten!

Adelmann und Edelmann.

Die Wörter adelig und edel mögen ursprünglich die gleiche Wurzel haben, in der That bedeuten sie ganz verschiedene Begriffe. Adelig ist der, welcher eine Reihe von Ahnen nachweisen kann, die edel oder unedel in die Geschichte eingegriffen haben. Edel ist der, welcher seine persönlichen rohen Naturtriebe zum Wohle der Mitmenschen und zur sittlichen Entwickelung des Menschengeschlechtes zu zähmen vermag. Adel kann erworben werden, Edelmuth ist angeboren. Malser.

Eine Vorlesung im „Salon“ der kleinen Martha.

Von **Peter Rosegger.**

„Siebenjährige Mädeln gehören nicht in öffentliche Vorlesungen — basta!“ Das war der Bescheid. Die kleine Martha schaute mich anfangs mit ihren runden Blauäuglein verblüfft an, sachte füllten sich diese Äuglein mit Wasser. Was hatte sie denn gethan, dass ich ihr so unwirsch ans kleine Herzel stieß? Mit leiser, einschmeichelnder Stimme und die Fingerspitzen der beiden Händchen zusammengelegt, hatte sie mich schon das zweitemal gebeten, ihr zu erlauben, dass sie mit der älteren Schwester eine Vorlesung: „Wie die Steirer reden“, besuchen dürfte, die an einem der nächsten Tage im landschaftlichen Rittersaale gehalten werden sollte.

Als sie nun wie ein Figürl Betrübnis davonschleichen wollte, rief ich sie an: „Na, Dirndl, kleines, komm her. Ich will dir was sagen: Setze dich da aufs Knie. So. Schau, unter den vielen großen Leuten im Saale würdest du dahocken wie ein gefangenes Kätzelein, nichts sehen und nichts hören vor lauter Ellbogen und Buckel um und um. Nein, da thäte mir mein Kindel zu leid. Da weiß ich was Gescheiteres. Am nächsten Sonntag ladest du dir auf deine Stube deine kleinen Freunde und Freundinnen ein, dann werde ich kommen und euch — euch ganz allein — eine Vorlesung halten, wie die Steirer reden.

Sei es in Schmerz oder Lust — die Kleine schreit nicht auf. In stiller Innigkeit trägt sie auch das freudig hüpfende Herzlein umher, nur an ihren schwebenden Schritten, die kaum den Boden berühren und an ihrem leuchtenden Gesichtlein kann ich's lesen. So auch jetzt, wie sie davonhuschte, um ihren Geschwistern das Heil mitzutheilen, das ihr eben widerfahren war.

Bis zum nächsten Sonntag waren noch fünf Tage, aber welch wichtige Zeit! Sie musste ihre sieben kleinen Freunde einladen, die sie auf öffentlichen Spielplätzen sich erworben hatte, sie musste sorgen, dass sieben oder gar acht Stühle in der Stube stünden, sie musste sich darum kümmern, dass ein weißgedeckter Tisch mit zwei Lichtern bereitstünde, sie musste darauf bedacht sein, dass alle Thüren gut geschlossen wären und kein störender Lärm von außen eindringen könne. Obschon die ältere Schwester versicherte, das alles würde aufs allerbeste bestellt werden, wollte

die Kleine doch schon am Mittwoch den Tisch und die Stühle aufstellen, jedenfalls aber die Zuckerschächtelchen besorgen, mit denen die Gäste bewirtet werden sollten. Am Freitag war die Erwartung schon so hoch gespannt, dass mir allen Ernstes bange wurde, ob der Erfolg wohl auch ganz entsprechen würde. Da kam am Samstag plötzlich die Absage zweier geladener Freundinnen, sie hätten nicht Zeit zu erscheinen, sie müssten im Bette liegen. Es wären die Masern gekommen.

Die kleine Martha war über diese Botschaft fast todtgeschossen. Blass und sprachlos schaute sie rings auf die Gesichter, Rath und Hilfe suchend. Endlich wandte sie sich gegen die Wand hin, wo gar nichts war, als kalte Ziegelsteine, und sagte scheinbar gelassen: „Ich werde den Vater bitten, dass er die Vorlesung, wie die Steirer reden, an einem anderen Sonntag hält, bis die Masern fort sind."

Erst bis ich sie versicherte, die Masernkinder seinerzeit mit einer Sondervorlesung zu entschädigen, blieb es bei dem ursprünglichen Programm.

Der Sonntag war endlich da. Die kleinen Gäste nahmen noch in aller Lebhaftigkeit ein Jausenbrot ein, Martha konnte vor Ungeduld nicht einen Augenblick still sitzen, nicht einen Tropfen Milch genießen. Ich gestehe redlich mein Lampenfieber zur selbigen Stunde. Das war im Grunde doch höchst unüberlegt gewesen. Was liest man so Kindern nur vor? Ich hatte nichts, als die Geschichtlein für die Großen. Kindern erzählt man Märchen, und in solchen war ich mit dem, wie die Steirer reden, nicht eingeschossen. Sie wollten aber hören, wie die Steirer reden!

Fürs erste zog ich ein überaus feierliches Kleid an — Frack, weiße Cravate, weiße Handschuhe und einen hohen Cylinder. Für eine Kindervorlesung war mir dieser Aufzug gerade kindisch genug. — Für jede erwachsene Person, außer der meinigen, war der Eintritt strengstens verboten. Und als ich nun feierlich in den „Saal" trete, die Seidenröhre auf den Tisch stelle und die elegant von dem Finger gestreiften Handschuhe hineinwerfe, und wie ich mein Publicum, so im Alter von vier bis zehn Jahren betrachte, das im Halbkreis um den Tisch versammelt ist, sehe ich mitten unter ihm eine Gestalt mit weißem Haar und mit rosigem Gesichte — und ist's die Großmama. Martha hatte mir noch flüchtig zugeflüstert, Großmama sei ihr unversehens zur Thür hereingeschlüpft, aber es mache nichts, sie sitze auf den zwei leergebliebenen Stühlen.

Mir war ein wenig bange und ein wenig ulkisch zumuthe. Mit unsagbarer Grandezza putzte ich die Brillen, zog die Bücher aus der Tasche und begann langsam und getragen also zu sprechen:

„Hochgeehrte Versammlung!

Ihrem mich sehr ehrenden Wunsche folgend, bin ich erschienen, um Ihnen diese drei stattlichen Bücher vorzulesen von der ersten bis zur letzten Seite. Voraussichtlich werden Sie von Ihren Herren Eltern auf längere

Zeit Abschied genommen haben, denn vor Neujahr ist keine Rede, dass die Vorlesung zu Ende geht. . . ."

Diese Ansprache verfehlte ihre Wirkung nicht, die runden Gesichtlein zogen sich in die Länge, eines der kleinen Mädchen starrte mich mit dem Ausdrucke des Entsetzens an. Mir selbst war während der obigen Worte schrecklich zumuthe gewesen ob der Enttäuschung und Verheerung, die sie in den hoffenden Gemüthern anrichten mussten! Nun aber fuhr ich fort: „Weil mir übrigens just einfällt, dass das liebe Christkindfest nahe ist, so wird's doch gescheiter sein, ich lese euch nur etliche kleine Geschichtlein vor, damit ihr noch an diesem Abend bei Vater und Mutter zu Hause seid. Ist's recht so?"

„Ja! Ja!" riefen sie freudig, und auf solche List glaubte ich nun leichtes Spiel zu haben.

Zuerst erzählte ich gemüthlich, wie die Steirer reden, die Geschichte vom Tannenbaum. Der stand im Herbste ganz verlassen und verachtet im Walde, während alle anderen Bäume Früchte und Gaben hatten für zwei arme Waisenkinder. So wurde der Unnutz auch verachtet und verspottet und vor Scham verdeckte er sich mit dem Wintertuche des Schnees. Und da war's mitten in einer Winternacht, dass ein Engel über den Wald flog, die Bäume weckte, ob nicht einer von ihnen so gut sein wolle, sich umhacken zu lassen, in die Hütte der Waisenkinder zu gehen und ihnen Botschaft zu bringen, dass das göttliche Jesukind vom hohen Himmel herabgekommen sei auf die Erde. Keiner der Bäume, die im Herbst sich so sehr geprahlt hatten mit ihrem Wohlthun, erklärte sich bereit, den Botendienst zu übernehmen, nur der Nichtsnutz, der Tannenbaum gab sich hin und ließ sich umhauen. Mit einem hellen Lichterkranze geschmückt, schwebte er nächtig hin in die arme Hütte, wo er während des Verblutens noch die Ankunft des Heilands verkündete. — Ein paarmal hörte ich in meinem Publicum während dieser Erzählung so ein Aufgröhlen — ein Lachen oder Weinen, ich weiß nicht, was es war; und der's gethan, hat's am Ende auch nicht gewusst.

Während dieser Erzählung hatten die Kanarienvögel in ihrem Wandkäfig angefangen, hell zu schmettern. Glaubten sie im Walde zu sein, so war ja das für den Vorleser ein großer Erfolg. Martha konnte solches aber jetzt nicht brauchen und ließ ein rothes Tuch über die lustigen Rebellen werfen.

Nun kam zum Vortrag der „Sauhalter", was der thäte, wenn er Kaiser wäre! Lange rathschlagt er darüber mit einem Bauern. Dieser wüsste wohl, was er thäte. Wenn er Kaiser wäre, ließe er sich's gut sein und läge den ganzen Tag auf dem Heu. So gemeiner Denkungsart ist der Sauhalter nicht, er ist ritterlicher Gesinnung. Er, wenn er Kaiser wäre: auf hohem Ross mit güldenem Sattel ritte er seinen Säuen nach, und sechs Grafen müssten hinten drein trappeln.

Jetzt erst sah ich, welch ein Glück, dass Großmama vorhanden war. Sie allein lachte zu meinem „Sauhalter“ hell auf. Sonst lachte niemand. Die Kinder sahen nicht ein, weshalb ein Sauhalter, wenn er Kaiser wäre, den Säuen nicht auf hohem Ross nachreiten sollte!

Martha benützte eine kleine Pause, um Zuckerchen herumzureichen, die auch sehr entgegenkommend angenommen wurden. Ich hoffte durch diese Sache eine Besserung der einigermaßen flauen Stimmung. Es wollte aber nicht recht anschlagen.

Bei der Geschichte vom Bären, der mit seinem Schweif einen Handwerksburschen aus dem hohlen Baum herauszieht, gieng's entschieden schief. Schrie gählings ein Knäblein aus der Reihe: „Die Geschichte ist erlogen. Der Bär hat gar keinen Schweif! Habt ihr's denn nicht gesehen, letzthin in der Menagerie, dass der Bär keinen Schweif hat?!“

„Ja, ja, er hat gar keinen!“ riefen sogleich mehrere durcheinander, ein Aufruhr wäre entstanden, wenn Martha nicht beschwichtigend dazwischen getreten wäre, es sei ja nur ein Spass vom Vater, das mit dem Schweif! Sie wollten aber nicht einsehen, wo denn da der Spass sei, wenn man etwas sage, was nicht wahr ist!

Es war sehr öde geworden, ich sehnte mich nach dem Singen der Vögel. Noch wollte ich mich mit dem „Regenschirm“ retten. Ein Stück, das sich für den Vorleser schon manchmals als — Fallschirm erwiesen haben soll. Wer dabei hellauflachte, war Großmama, eine treue und anbetungswürdige Anhängerin der alten Schule, der auch noch ein alter Spass gefällt. Zwei kleine Franzosen waren unter meinen Zuhörern, es hiengen ihnen hinten noch die weißen, sehr sauberen Zipflein aus den Hosen. Denen war das Deutsche nicht Muttersprache, sondern Schulmeistersprache, in der sie mit langsamem Pathos und unendlicher Correctheit die drolligsten Dinge sagten. Sie waren sehr aufmerksame Zuhörer und wünschten Wiederholung einzelner Stücke. Es gefiele ihnen, gestanden sie, das so gut, wie die dummen Bauern mit „breitquatschigem Mund“ so zum Lachen daherssprächen. Denen entgegen war ein deutscher Knabe da, der — schon im Banne der Schule — die ganze Vorlesung sehr ernst nahm, über das Gelächter der anderen einiges Befremden zeigte, dessen Augen aber zu leuchten begannen, wenn etwas Rechtes aus Geschichte, Geographie oder dergleichen vorkam. Als ich dann zum Schluss den bekannten „Kolumbas“ las, der vom „Kini von Schbanien“ ersucht wird, „er möcht ja guat sein und Amerika entdäikn“ — da schüttelte mein ernster Knabe einigermaßen das Haupt. Der „Kolumbas“ entdeckt pflichtschuldigst Amerika. Wie er dort aufs Land steigt und „schwarzi Mannler“ umherlaufen sieht, redet er sie an: „Verlaub z'frogn, is däs Amerika?“ — „Jo freilih!“ sagen die Schwarzen. „Und seids ees d'Neger?“ — „Ah jo freilih sein ma's!“ sagen sie, „und du bist gewiss der Kolumbas!“ — „Stimmt!“

sagt er. „Saggra, saggra!“ sagen die Schwarzen, „mir sein entdäikt!“ — Schluſs. —

Kein Hauch der Befriedigung. Schweigend schauten die Kinder einander an. — Ich klappte das tolle Buch zu. Es war eigentlich aus, aber ich hatte das Gefühl, als müſse noch etwas geschehen. Ich rückte den Sessel und begann zu erzählen, in ernsthafter Weise und sehr einfach, die wirkliche Geschichte der Entdeckung von Amerika, nur etwas wärmer, als sie in der Schule vorgebracht wird. Das schlug ein. Mit größter Spannung hörten sie mir zu, und je lebhafter die Fährlichkeiten des Seehelden geschildert wurden, desto größere Befriedigung zeigte sich auf den jungen Gesichtern.

Martha, die als kleine Gastgeberin während des ganzen Abends überall zum Rechten gesehen hatte und nun die Ehre des Abends auf ihren Schultern ruhen fühlte, hub — als ich aufstand — an, in die Hände zu klatschen. Man ließ sie anfangs bei dieser Verrichtung ziemlich allein, bis sie den Gästen zuwinkte, zuflüsterte, nur auch recht tüchtig mitzuklatschen. Sie wuſsten zwar nicht, warum der Lärm, thaten aber tapfer mit, bis auch dieses commandierte Kleingewehrfeuer in kürzester Zeit verstummte. —

So ist diese Vorlesung ausgefallen, bei der jedenfalls der Vorleser mehr von den Kindern gelernt hat, als sie von ihm. Wenn ich wieder einmal so eine Kindervorlesung halte, dann mache ich's ein wenig anders. Ich werde Respect vor ihnen haben. Fürs erste werde ich in einem anständigeren Anzug vor sie hintreten. Fürs zweite werde ich mich nicht gestelzt an den feierlichen Tisch setzen, sondern mitten unter sie hinein auf einen Schemel, so daſs sie sich auf meine Knie setzen, an meine Achseln lehnen können. Fürs dritte werde ich ihnen nicht lächerliche Anekdoten vorlesen, wie sie die Erwachsenen so gerne hören, vielmehr kleine ernsthafte Geschichten erzählen von Seefahrten, Indianern und Räubern, und lauter so großartigen Kerlen, aber manchmal auch ein drolliges Schurkerle darunter, das tüchtig ausgelacht und zum Schluſs mit Schand und Spott abgeführt wird. — Wahrlich ja, die Kinder muſs man ernster nehmen, als die Erwachsenen, und immer ist keine heitere Großmama vorhanden, die ein Fiasco aus dem gröbsten herauslacht.

Zweifacher Grund.

Vor Gott muſst du niederknien, weil er so groß ist, vor dem Kinde, weil es so klein ist. R.

Wenn über blauen Gletscherspalten...

Wenn über blauen Gletscherspalten
Am Himmel hoch die Sonne steht,
Will ich die beiden Hände falten
Und leise sprechen ein Gebet.

Und will es feierlich geloben,
Dass in der Wünsche Raserei
Trotz Sturm und Wetter doch nach oben
Mein Weg zum Licht gerichtet sei!

Anton Renk.

Ein steierischer und ein niederösterreichischer Bär.

Vor vielen Jahren habe ich in einem alten Anekdotenbuche den Schwank vom Bären gefunden. Ein reisender Handwerksbursche flüchtet sich im Walde vor wilden Thieren auf einen Baum. Dieser ist inwendig hohl, der Handwerksbursche fällt ungeschickterweise hinein und kann nicht heraus. Nun kommt ein Bär, der Honig suchend in den hohlen Baum hinabklettert. Wie der Bär wieder herauf will, fasst ihn der Bursche beim — Schweif, lässt sich so vom Thier ins Freie ziehen und ist gerettet. Das Geschichtlein war ganz kurz und trocken erzählt. Mich gelüstete es, das drollige Ding in steierischer Mundart zu bearbeiten, zu erweitern, zu gliedern, mehrere volksthümliche Gestalten hineinzustellen und dieselben aus Eigenem in Zwiegesprächen zu charakterisieren, kurz, aus dem alten Stoff ein neues, eigenartiges Stücklein zu schaffen. Dasselbe wurde unter dem Titel „Der Bär" in meinem „Stoansteirisch" (Graz 1885) veröffentlicht.

Nun hat ein „neuer Dichter", Karl Frim, dieselbe Geschichte in niederösterreichischer Mundart behandelt und in seinem Büchlein „Bloßfüaßat" (Wien. St. Norbertus-Verlag. 1898) unter dem Titel „Da Lugnschibl Toni" veröffentlicht. Frim hat nicht bloß den Stoff benützt, wozu er völlig berechtigt ist, er hat mit entzückender Naivetät meine ganze Anlage und Form beibehalten. Es gehört die größte Kunst dazu, ein Stück aus der Prosa in Hexameter fast wörtlich zu übersetzen. Damit dieses Kunststück gebürend gewürdigt werde, sollen die beiden Dichtungen hier nebeneinander platzfinden.

Da Bär.

In ſteieriſcher Mundart von Peter Roſegger.

(Aus „Stoanſteiriſch“. 1885.)

„Geh, Toni, geh her a wenk zan uns, luig uns wieder amol wos für!“

„Jo freilih, freilih — woaß ma!“ ſogt auf de Red da Toni, „ih geh ins Wirtshaus, daſs ih wos trink, und nit daſs ih wos luig.“

„Vaſteht ſih, Toni, vaſteht ſih“, ſogn die ondern, de ban Tiſch banonda ſitzn, „trinkn muaſs ma! Däs muaſs ma — trinkn. Bring da s! Guck a wenk in mein Krüagl! — In meins ah, Toni! Gunn da s! Ausſchwoabn (ausſchwemmen), die Gurgl, wan ma wos redn will.“

Da viel groaſti Sotlagſell, da Toni, thuat ſih ſchöan broat hin af die Bonk, do ruckn ſ umi, die ondern, und buffn ſih a wenk in d Rippn mitn Elbogen: „Heint gibts wieder an Gſpoas, heint!“

„Luign!“ ſogt da Toni und wiſcht ſih s Maul oh nochn erſtn Trunk — is ah an unnöthigs Sochn, s Maulohwiſchn, wan mas olli Augnblick wieda muaſs nehn — „luign!“ ſogt er, „wans ees moants, ih war ländapoſſiern gonga, daſs ih wos z luign hät, ſelm dabormts ma! Wer ban Ofn dahoam ſitzn bleibt, der mog luign. Herentgegen, wer ſiebna-dreißg Manat und fünf Tog in da Fremd is gweſt und gor tiaf in Ungarlond unten, der wird doh ah wos Wohrs probiert hobn. Nit?“

„Vaſteht ſih! Freilih, vaſteht ſih!“

„Na olſſa! Af dos gib ih n a Buſsl, in Schnobl von Kruag do.“ Und wiar er drauf wieda ſeini Leſſzn (Lippen) ohwiſcht mitn Elbogn, do ſogt er, da Toni: „Daſs ih enk a pormol ſcha ſteign hon loſſn, Leut, und hiſch hoch ah noh — ih laugns nit. Oba heint, wos ih heint dazähln will, däs muaſs ſo gwiſs wohr ſein, as wias wohr is, daſs ih hiaz den gonzn Kruag Wein austrink!“

Denkt eahm da Wirt: Do mog er recht hobn. Sei Wohrheit wird ah a ſo a Wein ſein, der ſei leppa ka Traubn nit giechn hot. — Is a Schlaucherl, der Wirth!

Da Toni hebt on: „Wan da Menſch!“ hebt er on, da Toni, „wan da Menſch von Ungarlond ins Goll — Gollizien einipoſſiern will, ſo muaſs er über an hochn Berg ſteign. Vadonkt hochi Berg, die Karabatſchn hoaſſn ſ as. Af der ungariſchn Seitn auffi, do ſein noh die Puſtalau: oba wia mar über d Höch überi kimmt und die gollizaſch Wildnus onhebt, ſein ah ſcha die pulniſchn Wölf und Bärn do. Nau, und daſs ih mei Sochn fürbring: Wiar ih ſelm mei Roas üba die Karabatſchn gmocht hon, do bin ih untawegn einikeman in — nau, Hiasbaur, wo wiar ih ſein einikema?“

„Ins Gollizaſchi!“ moant da Hiasbaur.

„Nit wohr is s! In d Nocht bin i einikema, in d ſtock-kuhl-robn-finſter Nocht! Hon ka Hiaba (Herberge) gfundn, hon in Fuaßſteig valorn, hon mih verirrt in da Wildnus. Leut, do is ma höllaſch Ongſt worn. — Durch d Woldſtäm — denkts enk — do hon ih fuat Liachtla funkazn ſechn — ſein oba koani Seeln von vawunſchnan Prinzn oda Prinzeſſinnen gweſn, wia ſ ma dozamol früaher in böhmaſchn Wald begegnet ſein, ja häufti, ſog ih enk, wia d Sunawendkäferln ſein ſ umagflogn, die böhmaſchen Prinzn-ſeeln, die vawunſchnan. Däsmol ober in da gollizaſchn Wildnus, ſeins lauta lebendigi Wulfaugn gweſt — müaſsts wiſſn! — Heint, mei liaba Sotlagſell, heint kons da guat gehn! ſog ih tröſtweis zu mir ſelba. s Gſcheitaſt derf ſein, du kraxlſt af an Bam auſi und bleibſt obn ſitzn, bis s Tog wird.“

Da Lugnſchibl Toni.

In niederöſterreichiſcher Mundart von Karl Frim.

(Aus „Bloßfüaßat“. 1898.)

Samsta=r af d' Nacht is 's. Draußt ſtöbert 's und ſchneibt 's, daſs 's grad völli aus is.
D' Burſch'n, dö ſunſt ö=n an Samsta gern draußtn ſan af da Gaſſ'n,
Sitz'n heunt drinat ön Wirtshaus rundumadum um a=n Ofa.
Geld hat koaner gar viel zun vatrinka, drum wird eah bald d' Zeit lang.
Möcht'n, daſs oaner vo=n eah was dazählt; koa=n oanziga woaß nix.
Geh', ſag'n ſ' zun Toni, thui du was dazähl'n ... und woaßt nix, ſo loig halt!
„Freili, was denn“, ſagt da Toni, „a Mann, der viel g'roast is, wia 's ih bi,
Der ö da Welt was probiert hat, der braucht enk gar nit voll onz'loig'n!
Loig'n ſoll (ſagt er ganz hari), wer allw'l dahoam ſitzt bei=n Ofa.
Laugna[1]) kann ih 's grad nit, ſagt er, daſs ih enk dann und wann ſteig'n laſs,
Hübſch hoch ah no dazui; aber was ih enk iazt ſag', is d' Wohrat!
Alſo laſst 's enk dazähl'n! — Will oana vo=n Ungerland außi,
Ös Golliziſche eini, der muiſs über d' Beringa=r[2]) umi.
Warts ner, wia hoaß'n ſ' denn g'ſchwind? Si fallt ma ſchon ein! — D' Karabatſchn.[3])
No, und daſs ih ner onfang! — Wia=r ih als Handwerksg'ſell g'roast bi,
Führt af da Roaſ' mei Wö mih halt ah amol über dö Bering.
Wia'r ih ſchon drob'n af da Höh' bi und grad ſo entuholb noſteig,
Kimm i enk eini ... Was moanſt denn, Seppl, wo=n ih do 'neinkimm? ...“
„Wo wirſt denn 'neinkemma ſein? Ös Golliziſchi halt!“ moant da Seppl.
„Na, is nit wahr! ... Do kimm ih ö d' kohlrab'nſinſtre Nacht 'nein,
Rundumadum is all's mäuſerlſtill, ih hör' nix und ſiach nix.
Wia=r ih ſo furttapp' ön Finſtern, vo=n oan Bam zun andern mih onhalt',
Siach ih (hörts, Leutl, denkts enk dö Angſt!) ſiach ih Liachtln vo Weit'n,
Grad, wia wann um Johanni d' Sunnawendkäferln 'rumfloig'n.
Moants ner gleih, was denn dös gweſt iſt? — Lauter lebendigi Wolfsaug'n!
„No“, ſa=n ih[4]) tröſtweis zu mir, „no, Toni, heunt kann 's dir guit geh'n!
's G'ſcheidaſt wird ſein: auf an Bam aufikraxln und drob'n bleib'n, bis 's Tag wird.“
„Dös wird a bittere Nacht g'weſ'n ſein!“ moant da Seppl und ſchneuzt ſih.
„O grad vakehrt!“ ſagt da Toni, „dös is enk a pikſüaße Nacht worn!
Hörts ner gleih weiter! — Ih bin nit ſál und ſteig' af an Bam 'nauf;
Suich ma=r a Platz'l und ſchlaf'; hab' aber nit g'ſehg'n, daſs er hohl is.
Bumsdi! af oanmi mach' ih an Rutſcher und lieg' ah ſchon drunten,
Mitt'n drin ön hohl'n Bam.“ — „Gottswill'n, iazt is 's aus!“ ſchreit da Seppl. —

[1]) Leugnen.
[2]) über die Berge.
[3]) Karpathen.
[4]) ſag' ich.
[5]) Honig.

„Däs ko a bitteri Nocht ſei worn!“ moant da Hiasbaur und beißt auf dos, daſs er wos Bravs gſogt hot, ſchön feſt in ſei Pfeifnſpitzl.

„Ah na“, ſagt da Toni, „konträr in Gegentheil, a ſüaſſi Nocht is s worn. — Ih nit faul, ſteig af an oltn Bam. Is obn da Wipfl weckbrochn, ſo daſs ih mih ſchön broat afn Stam ſetzn kon. Wa ſa weit guat, gonz guat war's; hiaz is oba da Saggerer einweni huhl gweſt, und wiar ih ſo ſitz und noch und noch einſchlof — woaß mar a ſo, müad bin ih gweſt — bums foll ih in huhln Bam owi!“

„Jeſſas, aus is s!“ ſchreit da Hiasbaur.

„Lous na weita!“ ſogt da Toni. „Untn in huhln Bam is a Humelneſt gweſt — und akrat bin ih mittn einpotſcht ins Heni (Honig).“

D Händ ſchlogn ſ zſom: „Toni, wos hoſt hiaz ongſtellt?!“

„Wos wirſt dan onſtelln, wanſt in Heni ſitzt?“ ſogt er, „leckn wirſt. Sa long leckn wirſt, as bis da d Augn übagehn und du za dir ſelba ſogſt: Wer hät eahm däs denkt, daſs du a ſo an ſüaßn Tod ſullſt hobn! Schauts, afs Sterbn hon ih glei denkt; ka Menſchnmiglihkeit is do, daſs ih af d Höch kunt und auſſi möcht ausn huhln Bam. 's erſt is, daſs ih Reu und Load moch, vaſteht ſih, und za da ſewin Stund hon ih ma s heili fürgnoma: Won ih hiaz mit Gotshilf nohamol davonkim mitn Leben — s Luign loſs ih ſein. — Schauts Leut, und wiar ih däs Fürnehma hon gfoſst, do is s mar, ih hörat draußn wos dahergehn. — Is da Schutzengel, denk ih ma. — Hiaz krotzt er, hiazt kraxlt er außt auſſi afn Bam, hiazt is er obn — hiaz ſchaut er ober ins huhli Loch, und weils Monſcha ſchöan ſcheint, ſa ſiach ihs, dakenn ihs, wers s is: A großmächtiga Bär is s!“

„Uh Muada Gouttas!“ ſchreit d Wirtin auf, „und hot er dih gfreſſn?“

Moant da Toni: „Wirtin, gſechn hots neamt. Wan ih aufſchneidn wult, ih kunt enk an Bärn aufbindn und ſogn, er hot mih gfreſſn. — Oba den Bärn, den is ums Heni z thoan gweſt. Mogs öfta ſcha hoamgſuacht hobn, s Humelneſt; hots gonz brav in der Üabung ghobt, wiar er hiaz ruckwärts, mitn hintern Ort voran, owikrotzt in huhln Bam — za mir. In ſewin Augnblick, wiar ih olli Heilign onruaf, do ſollts mar ein: Ban Schwoaf beißt ah da Bär nit! — Wiar er ſoweit owakimt, pock ih n mit boad Händn ban Schwoaf. Da Bär, in ſein Schrockn nix vageſſen, krotzt aufwärts und ſchaut, daſs er wieder aufſikimt aus n Loch — und hot mih mit auffizogn. — Ih ſitz anfn Mias (Moos) unta frein Himel — ziachs Schneiztüachl auſſa, wiſch mar in Schwitz oh und denk: Tu vaboanti Romſau, du! — Da Bär hot nix vageſſn — is wia bſeſſn davongrent.“

Aſo hat er dazählt, da vielgroasti Sotlagſell, da Toni.

Do ſogt da Hiasbaur: „Däsmol is s nit nochn Sprichwort gonga, daſs ma s Glück ban Schopf foſſn ſult.“

„Nit ollamol“, moant da Toni, „ma kons ah ban Schwoaf foſſn.“

„Looſts ner no weiter! Ganz unten ön Bam ham d' Hummeln a Neſt g'habt.
Wia:r ih ſo greif', hab' ih gſpürt, daſs ih mittn drin ſitz' ön Heni.[3])"
„Toni, was haſt denn iazt than?" frag'n ſ' 'n alli und ſchlag'n dabei d' Händ' z'ſamm.
„Wann oana drin ſitzt ön Heni, was wird er denn thoan? Ih moan, ſchlecka!
G'ſchleckt hab' ih ah mit alli zehn Finger und ſag' zu mir ſelber:
Toni, daſs d' gar ſo ſüaß ſterb'n wirſt, dös häſta bei Löbta nit einbild't!
Schauts, afs Sterb'n hab' ih gleih denkt und hab's ah zehn heili vaſprocha:
Wannſt iazt nom'l davonkimmſt — loig'n thuiſt dein Löbita nimmer!
Kam i dös Fürnehma g'faſst, kimmt 's ma für, als wann draußt oaner kemat,
Kimmt allw'l nachada[1]) her ... iazt kratzt er am Bam ... iazt krax'lt er auſi ...
Jazt ſchaut er oba zu mir ... und weil da Monſchein ſchön g'ſcheint hat,
Hab' ih 's ah gleih dakennt, wer dös is. — A großmächtiger Bär is!"
Meingerl", ſchreit d' Wirtin, „Meingerl, o mein! und hat er dih g'freſſ'n?"
„Wann ih iazt loig'n wöllt", ſagt drauf da Toni, „ſo kunnt ih enk onloig'n;
Hat 's ja neam g'ſehg'n! Ih kunnt ganz ruiwi[2]) ſag'n: Da Bär hat mih g'freſſ'n.
Aber den Kerl, den is nit um mih g'weſt, der ſuicht ner gleih 's Heni.
G'wiſs hat er's öfter ſchon hoamg'ſuicht; er hat bei der G'ſchicht ſchon an Vorthel[3]) —
's hintere Ort voron krallt er langſam aſchling zu mir ro.
Ih kriag a hölliſche Angſt, ih woaß ma vor Schrocka nit z' helfa;
Aber zum Glück fallt 's ma:r ein: bein Schwoaf, do beißt jo da Bär nit!
Und wia:r er rolimmt zu mir, ſo halt ih mih feſt ö ſeim Schwoaf an.
Der is dakema! Fahrt außi bein Loh, und mih hat er mitzaht.
Ih ſitz' am Gras, nimm 's Schneuztüachl außa und wiſch ma:a ön Schwitz o.
Aber da Bär, der is furtg'rennt, er hat ſih gar nimmer umg'ſchaut.

* * *

Ja, der Bär, da Toni ö dera Nacht g'ſeg'n hat, is furtg'rennt!
's ſoll ah Bär'n geb'n, dö ma nit ſiacht, ma kann ſ' aber greifa;
Sölichi Bär'n, dö bindt da Toni ön Leut'n gern auſi.

---

[1]) näher.
[2]) ruhig.
[3]) Vortheil, hier: Geſchicklichkeit.

Das nervöſe Weib.

Typen und Beiſpiele von **Albert Moll.**

Der nervöſen Frauen Arten giebt es viele.

Betrachten wir als erſten Typus eine nervöſe Ariſtokratin. Die etwas myſtiſch veranlagte Dame iſt fünfundzwanzig Jahre alt, verheiratet und leidet an der ſogenannten Neuraſthenie, als deren Hauptſymptom heftige Schmerzen des Rückens beſtehen. Dieſe führen die Dame ſchließlich zum Morphinismus. Sie ſtammt aus einer adeligen Familie, in der ſich eine ganze Reihe Nervenleiden feſtſtellen laſſen. Einige Verwandte ſind in geiſtiger Umnachtung geſtorben, andere befinden ſich noch im Irrenhaus. Ihre Mutter iſt eine hyſteriſche Frau. Die ganze Familie iſt mit Ausnahme einiger wenigen Zweifler zu myſtiſchen Dingen geneigt, und wenn ſich die meiſten ihrer Verwandten auch nicht gerade zum Spiritismus bekennen, ſo werden doch Spukgeſchichten gern gehört, geglaubt und weiter erzählt. So war bei unſerer Patientin der Boden für ihr Nervenleiden durch Erblichkeit, Erziehungseinflüſſe u. ſ. w. vorbereitet, während das Leiden ſelbſt erſt nach einem längeren Krankenlager zum Ausbruch kam.

Unſere Patientin ſelbſt nimmt gern an ſpiritiſtiſchen Sitzungen theil. Sie glaubt an Hellſehen, Wahrträume u. ſ. w., behauptet indeſſen ſtets, daſs ſie nicht abergläubiſch ſei. In allerlei kleinen Dingen zeigt ſich jedoch, wie tief ihr Aberglaube wurzelt. Sie ſpürt, wenn die Zahl der Tiſchgäſte dreizehn iſt, ein ſtarkes Unbehagen. In der Neujahrsnacht nimmt ſie an dem Bleigießen eifrig theil. Ganz im Geheimen geht ſie ſogar hie und da zur Kartenlegerin, und zwar in Begleitung einer Freundin, der gegenüber ſie vorgibt, daſs ſie es natürlich nur zum Scherz thue. Faſt täglich legt ſie ſich zu Hauſe eine oder mehrere Patiencen, wobei ſie ſich irgend einen Wunſch vorher ausdenkt, deſſen Erfüllung von dem Ausgang der Patience abhängig gemacht wird. Daſs ſie an einen Geiſt glaubt, der in dem Schloſſe eines ihrer Verwandten noch ſpuke, leugnet ſie zwar, aber ſie meint doch, daſs die Sache bisher noch nicht aufgeklärt ſei.

In ihrem ſonſtigen Weſen iſt die Dame ſtets freundlich gegen andere, wenn auch ſehr zurückhaltend; denn ſie weiß genau, was ſie ihrem „Stand“ ſchuldig iſt. Sie raucht zwar hie und da, doch begnügt

sie sich mit einer leichten Damencigarette, auf die sie übrigens, wenn es nöthig wäre, ohne weiteres verzichten könnte. Schon von frühester Kindheit an wurde unsere Patientin verzogen, da sie stets geistig geweckt war und sich körperlicher Vorzüge erfreute. Sie hat auch eine glänzende Partie gemacht, indem sie vor vier Jahren einen reichen Adeligen in angesehener Stellung heiratete. Er ist früher Officier gewesen, hat aber diesen Beruf aufgegeben, um die Ländereien, die er als Majoratsherr übernahm, selbst zu verwalten. Das Ehepaar bringt nur wenige Monate des Jahres auf dem Lande zu; meistens hält es sich in der Hauptstadt des Landes auf. Besonders der Winter wird hier zugebracht. Im Frühjahr begibt sich unsere Patientin für einige Wochen nach dem Süden, an den Genfer See, nach Italien oder an die Riviera. Die schwerste Zeit ist für sie der Winter, denn da muss sie zahlreichen gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkommen. Ihre Nerven leiden sehr darunter, und sie empfindet das selbst am meisten. Sie fühlt sich abgespannt und wie zerschlagen den Tag über, und nur das Morphium, das sie seit einigen Jahren nimmt, vermag das Gleichgewicht wiederherzustellen und ihr die Erfüllung der gesellschaftlichen Pflichten möglich zu machen. Sie liebt ihren Mann, das heißt er ist ihr ganz sympathisch. Sie hatte als junges Mädchen einmal eine andere leidenschaftliche Neigung, der sie nicht folgen durfte, und die ihr auch heute noch oft in Erinnerung kommt, doch hat diese anscheinend keine ernsten Spuren hinterlassen. Ihr Mann ist sehr gut mit ihr, das empfindet sie; schon aus diesem Grunde bringt sie ihm, wenn auch keine leidenschaftliche Liebe, so doch aufrichtige Dankbarkeit und Verehrung entgegen.

Wer die Dame also nur außerhalb des Hauses sieht, hält sie für eine der glücklichsten Frauen; aber die Wirklichkeit zeigt uns ein bedauernswertes Geschöpf. Ihre Nerven setzen ihr seit Jahren viel zu. Sie ist schon als junges Mädchen bleichsüchtig gewesen, hat die verschiedensten Eisenpräparate gebraucht, besuchte auch Pyrmont, Schwalbach und andere Eisenbäder. Hie und da gieng die Bleichsucht etwas zurück, aber immer nur auf kurze Zeit. Heute hat die Dame nicht nur über Blutleere zu klagen, sondern auch über viele andere unangenehme Dinge. Die Hauptbeschwerden und besonders die Schmerzen traten zuerst auf, als sie wenige Monate nach der Verheiratung eine Fehlgeburt mit vielen Blutverlusten und langem Krankenlager durchmachte.

Sie leidet jetzt an Schwindelanfällen: es wird ihr bisweiles schwarz vor den Augen; Kopfschmerz, Schlaflosigkeit kommen hinzu. Auch über Schmerzen in verschiedenen Gelenken hat sie öfter zu klagen. Die einen meinten, die Schmerzen wären rheumatisch, andere hielten sie für nervös; schließlich einigte man sich dahin, sie als rheumatisch-nervös zu betrachten. Am heftigsten sind die Schmerzen am Rücken und an der linken Seite

des Oberkörpers. Sie ſcheinen von den Wirbeln auszugehen; ein leichter Druck auf die Haut der Wirbelſäule und auf der linken Bruſtſeite iſt ſo empfindlich, daſs ſich die Patientin vor Schmerzen krümmt. Mitunter kann ſie ſich, wenn dieſe Schmerzen beſonders ſtark hervortreten, kaum bewegen, und der Schmerz nimmt ſie dann vollſtändig in Anſpruch. Sie leidet auch an Kopfdruck, und dieſer zeigt gleichfalls mitunter eine bedeutende Steigerung, die jedoch nur ſelten eintritt.

Da dieſe Schmerzen mit hochgradigſter Reizbarkeit einhergiengen, wurde vor ungefähr drei Jahren beſchloſſen, die Dame in ein Sanatorium zu ſchicken. Sie blieb dort zwei Monate, und zwar getrennt von ihrem Gatten. Die Schmerzen waren, als ſie das Sanatorium verließ, weſentlich geringer geworden, und ſie machte auch im großen und ganzen einen geſünderen Eindruck. Aber leider wurde der Nutzen reichlich durch den Schaden aufgewogen, den ſie ſich in anderer Beziehung dort zuzog.

Sie hatte ſich in jenem Sanatorium enger an eine Standesgenoſſin angeſchloſſen. Dieſe empfand tiefes Mitleiden mit der armen, von Schmerzen geplagten Dame und entdeckte ihr bald, daſs ſie ſelbſt in der Anſtalt ſei, um vom Morphium entwöhnt zu werden, daſs das ſüße Gift aber jener ſicher Linderung bringen werde, und daſs die Sache nichts auf ſich habe, da man ſich ja leicht wieder davon entwöhnen könne. Sie ſchilderte unſerer Patientin die Wirkung des Morphiums in ſo glühenden Farben, daſs dieſe ſich bald entſchloſs, einen Verſuch zu machen. Und ſie fand die Schilderungen ihrer neuen Freundin nicht übertrieben: die Schmerzen verſchwanden, und der Schlaf ſtellte ſich ein, ſowie ein allgemeines Wohlbefinden, das ſie ſeit Jahren nicht mehr kannte. Sie fühlte ſich wie im Himmel.

Sie verſtand bald, ſich im Sanatorium ſelbſt das Morphium zu verſchaffen. Anfänglich wandte ſie die Einſpritzungen nur an, wenn ihr die Schmerzen keine Ruhe ließen, oder wenn die böſe Schlafloſigkeit drohte. Aber nach und nach benützte ſie es auch bloß dazu, ſich die angenehme Empfindung von Wohlbehagen zu verſchaffen, die das Morphium hervorruft. Die Morphiniſtin war fertig.

Als ſie die Anſtalt verließ, nahm ſie eine gewiſſe Quantität des Giftes mit, die ſie zu Hauſe aufbrauchte. Dann muſste ſie auf andere Mittel ſinnen, ſich neue Doſen zu verſchaffen. Sie conſultirte unter falſchen Namen, und es gelang ihr einigemale, Ärzte zur Verſchreibung von Morphium gegen ihre heftige Migräne zu bewegen. Aber die ſo erlangten Quantitäten waren zu klein, und die aufgewandte Mühe, um ſie zu bekommen, ſtand in keinem Verhältnis zum Reſultat. Nun verſuchte ſie einfach, Recepte zu fälſchen, und ſie that dies ſo lange, bis ſie einen ungefährlicheren Weg kennen lernte, ſich das nun unentbehrliche Mittel zu verſchaffen.

Seit einigen Jahren haben wir in unserer Dame eine leidenschaftliche Morphinistin, bei der sich zwar noch nicht die ungünstigen moralischen Folgen des Morphinismus bemerkbar machen, die aber selbst sehr genau weiß, welcher Verfall ihr in sittlicher, geistiger und körperlicher Beziehung bevorsteht, wenn es ihr nicht rechtzeitig gelingt, von ihrer Morphiumsucht befreit zu werden. Der Kummer über ihre Zukunft ist es nicht am wenigsten, der ihr das Leben zerstört und das ohnehin schon geschwächte Nervensystem noch weiter zu schädigen geeignet ist.

Man hat, seitdem die Dame vor etwa drei Jahren aus dem Sanatorium als „geheilt" entlassen wurde, viele neue Versuche gemacht, sie wieder herzustellen. Man fragte anerkannte ärztliche Autoritäten um Rath. Der eine empfahl Milchtrinken; aber sie kann angeblich Milch nicht vertragen, da sie den Magen angreife und den Appetit zerstöre; so wurde dieser Rath nicht befolgt. Dann gieng man zu Heilmagnetiseuren, Streichfrauen, Homöopathen und vielen Heilkünstlern. Auch in Wörishofen hat die Dame schon ihr Heil versucht. Aber nichts hat einen andauernden Nutzen gebracht, und es wurde höchstens einmal eine Besserung erzielt, die schnell wieder vorübergieng. Weder die Rückenschmerzen, noch die Schlaflosigkeit, noch das subjective Krankheitsgefühl sind gewichen, und nur das Morphium ist imstande, der Dame über ihre Beschwerden hinwegzuhelfen.

* * *

Der nächste Fall, den ich schildere, stellt eine verheiratete Frau aus Berlin vor. Während der erste Fall einen Typus von Nervenschwäche mit dem Schmerz als Hauptsymptom zeigt, finden wir bei den folgenden bereits den Übergang zum hysterischen Charakter. Die Reizbarkeit und Ängstlichkeit gehören zwar noch nicht zu diesem, jedoch schon eher die zeitweilig vorhandene Launenhaftigkeit. Es treten bei der Patientin zahlreiche körperliche Symptome auf, die theils in das Gebiet der Nervenschwäche, theils in das der Hysterie gehören.

Die Hauptbeschwerden zeigen sich nur in bestimmten Perioden, so dass sich die Dame zeitweise ganz wohl befindet. Die Krankheit entwickelte sich langsam; schon in früher Jugend zeigte sich die nervöse Anlage. Die Patientin stammt von einem sehr nervösen, jähzornigen Vater und einer hysterischen Mutter. Auch sonst gelten viele Blutsverwandte, zum Beispiel Geschwister, für nervös; ebenso lassen die älteren Kinder der Dame bereits ein nervöses Temperament erkennen. Der Mann ist Banquier und gilt für sehr reich. Die Dame, eine blasse, fünfunddreißigjährige Frau, hat einen Anflug von Schnurrbart, wie man ihn bei vielen nervösen Damen trifft. Sie leidet seit dem zwölften Lebensjahr an Migräneanfällen, die anfangs seltener auftraten, dann aber, besonders,

bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahr, alle vierzehn Tage wiederkehrten. Sie war schon als Kind sehr schreckhaft, so dass sie nicht selten, wenn nur eine Thür geschlossen wurde, laut aufschrie. Wenn sie mit ihren Freundinnen spielte, war sie stets rechthaberisch und unverträglich. Sie musste immer gewinnen, und sehr häufig wurden die Kinderspiele durch dieses Benehmen gestört. Sie steht geistig auf dem Durchschnittsniveau, obwohl sie als junges Mädchen dieses bei weitem überragte. Aber man hat ihre trefflichen Anlagen nicht genügend zur Entfaltung gebracht, da frühzeitig die ganze Aufmerksamkeit des Mädchens durch andere Dinge in Anspruch genommen wurde. Von Kindheit auf sah sie in dem Hause der Eltern den größten Luxus entfalten, und es wurde ihr zu sehr die Überzeugung eingeimpft, dass sie einmal „eine gute Partie" sein würde.

Ein gewisser Geldstolz besteht daher bei ihr noch heute. Sie freut sich, wenn ihre reichen Toiletten von anderen bewundert werden, und wenn man sie bei ihrer Ausfahrt in der eleganten Equipage genügend beachtet. Sie ist etwas launenhaft. Eben noch ruhig gegen ihren Mann und gegen andere, ist sie nach wenigen Secunden, wenn ihr dies oder jenes nicht passt, ein Muster von Unliebenswürdigkeit. Die Versagung eines Wunsches kann sie in den größten Zorn versetzen, Thränen hervorrufen und den ganzen Körper zittern machen. Meist ist sie zum Plaudern aufgelegt, doch kommt es vor, dass sie in Gesellschaft stundenlang dasitzt, ohne den Mund zu öffnen. Und doch möchte sie kaum jemals auf Gesellschaften verzichten. Einen Abend zu Hause zu sitzen oder am Tage ernstlich die Wirtschaft zu führen, wäre ihr das Unbehaglichste, was sie sich vorstellen kann. Mag es sich um Bälle, Maskenfeste oder Diners handeln, sie zieht alle derartigen Vereinigungen dem Aufenthalt in ihrem Hause vor. Man hält sie deshalb für vergnügungssüchtig. Aber nicht nur die Vergnügungssucht treibt sie aus dem eigenen Hause, sondern der Umstand, dass sie nur in großen Gesellschaften ihre „Nerven" etwas vergisst. Wenn sie allein ist, und besonders in schlaflosen Nächten, macht sie sich alle möglichen Befürchtungen über ihre Zukunft. Bald sieht sie sich im Irrenhaus, bald glaubt sie, dass sie durch Selbstmord ihr Leben binnen kurzem beschließen werde. Derartigen Beängstigungen entgeht sie am schnellsten in Gesellschaften oder auch im Theater. Und ebenso, wie die vorher geschilderte Dame scheint sie, außerhalb des Hauses gesehen, ein vom Glück begünstigtes Menschenkind zu sein, und nur wer sie genauer kennt und ihre Empfindungen berücksichtigt, wird wenig von der Zufriedenheit und Seelenruhe merken, die doch die Grundlage jedes Glückes bilden.

Geben wir ein kurzes Bild ihres Tages.

Heute zum Beispiel war es elf Uhr vorüber, als die Dame zum ersten Frühstück erschien; sie blieb so lange liegen, da sie in der Nacht erst um zwei Uhr aus einer Gesellschaft heimgekehrt war. Sie fühlt sich,

wie stets nach dem Erwachen, matt und abgespannt. Das ist seit Jahren so und hängt nicht etwa mit ihrer starken Migräne zusammen, die nur alle drei bis vier Wochen wiederkehrt. Es liegt auch nicht an schlechtem Schlaf, denn es tritt ebenso ein, wenn sie zeitig zu Bette geht und gut geschlafen hat; beim Erwachen fühlt sie statt der normalen Kräftigung eine Mattheit und Schlaffheit, die mitunter den ganzen Tag anhält und erst gegen Abend besser wird. Der Appetit ist schwach; ihre leichte Erregbarkeit und der Umstand, dass sie beim geringsten Geräusch erschrickt, lassen sie schon selbst empfinden, dass sie nervös ist. Heute ist ihr das besonders fühlbar, und bei jeder Gelegenheit werden Dienstmädchen und Diener angeschrien. Unmittelbar nachher erkennt sie, wie unrecht sie den Leuten gethan hat und bedauert es lebhaft. Von Zeit zu Zeit wird sie im Gesicht etwas roth; doch vergehen diese Flecke sehr bald wieder. Eine allgemeine Missstimmung und ein Gefühl des Nichtwohlseins lasten heute mehr als sonst auf ihr. Wir wollen nicht entscheiden, welcher Umstand hieran schuld ist. Vielleicht ist es die reichere Toilette einer anderen Dame, die an der Gesellschaft theil nahm, vielleicht ein Wunsch, den ihr Gatte der Patientin abschlug, vielleicht ist es auch eine Herzensangelegenheit. Jedenfalls sind solche Vorgänge imstande, einen ungünstigen Einfluss auf den Zustand der Dame herbeizuführen.

Im Laufe des Nachmittags erholt sie sich wieder; die Migräne und das Missbehagen lassen nach. Die reizbare Stimmung geht vorüber, der Appetit nimmt zu, so dass abends, wenn der Ehemann nach Hause kommt, die Esslust beim Einnehmen des reichlichen Diners wieder sehr gut ist. Ebensowenig, wie wir danach forschen wollen, was den heutigen Zustand verschlimmert hat, wollen wir enträthseln, was die Besserung bewirkte. Was dem dritten ein gleichgiltiger Vorgang scheint, kann sehr wohl die Ursache sein.

Manchmal fühlt sich die Dame einige Wochen ganz wohl. Solche Zeiten des Wohlbefindens kommen öfter vor, und während derselben weiß sie nichts davon, dass sie krank ist. Sie kann dann selbst nicht begreifen, dass sie zu anderen Zeiten von den verschiedensten Beschwerden so sehr in Anspruch genommen wird.

Sehen wir uns die Dame jedoch nach einer solchen schmerzfreien Pause an, so finden wir sie wiederum mit verschiedenen Klagen. Die Migräne hat zwar etwas nachgelassen, aber sie leidet jetzt von Zeit zu Zeit an Aufstoßen und schlechtem Appetit, sowie an Kribbeln in den Füßen; auch eine gewisse Schwäche der Beine ist gelegentlich fühlbar. Das Unwohlsein tritt nicht so regelmäßig auf wie bisher, und es machen sich Schmerzen im Unterleibe bemerkbar, wie sie auch bereits in früheren Jahren bestanden. Die Dame wird jetzt wegen ihres Leidens sehr ängstlich. Sie zeigt nicht gerade den hypochondrischen Zustand jener Personen, die,

von ihrer schweren Erkrankung überzeugt, von diesem Irrthum nicht abzubringen sind; wohl aber steht sie auf dem Standpunkt, dass es doch sicherer ist, möglichst viele Ärzte zu fragen, da „vier Augen eben mehr sehen als zwei“. Da sie von dem Segen des ärztlichen Specialistenthums überzeugt ist, sucht sie Specialärzte auf, und zwar stets für jenes Organ, in das sie die Schmerzen verlegt. Sie ist sich natürlich nicht klar darüber, dass sie Schmerzen im Unterleibe empfinden kann, deren Ursache im Gehirn sitzt, und die psychisch bedingt sind. Sie bedauert es fast, dass es noch keinen Specialarzt für die vierte Zehe des rechten Fußes gibt, da sie einmal in dieser Zehe eine Art Krampf spürte.

Heute klagt die Dame besonders über Schmerzen in der Mitte und der linken Hälfte des Unterleibes, da, wo sich die Gebärmutter und der linke Eierstock befinden. Sie unterhält sich mit ihrem Mann ganz kurz darüber, bespricht es jedoch des längeren mit einigen anderen Frauen, und bei diesem Frauencollegium trägt die Annahme, dass sie unterleibskrank sei, den Sieg davon. Das beste, was sie nun thun kann, ist, dass sie zu einem Frauenarzt geht. Nach einigen Tagen Hin- und Herüberlegens entschließt sie sich endlich zu dem Schritt. Es wird auch irgend etwas festgestellt, eine Verlagerung der Gebärmutter oder ein Gebärmutterkatarrh oder eine ähnliche Sache; deswegen lässt sich die Dame jetzt Tag für Tag von dem Frauenarzt örtlich behandeln und setzt dies Wochen und Monate lang fort. Die Schmerzen scheinen auch in den ersten Tagen etwas nachzulassen, sie kehren aber bald mit der alten Heftigkeit wieder und sind dann auch nicht mehr am Unterleibe localisiert, sondern reichen höher hinauf. Im Zusammenhang mit der Thatsache, dass die Patientin gelegentlich an Aufstoßen litt, wird nun festgestellt — natürlich von ihr allein — dass sie gar nicht unterleibs-, sondern magenkrank sei. Sie begibt sich zu einem Magenarzt, der eine kleine Magenerweiterung feststellt, das heißt der Magen hat einige Kubikcentimeter zu viel Ausdehnung. Diese Magenerweiterung muss wiederum örtlich, und zwar am besten durch tägliche Ausspülungen — man kann sie auch unter Umständen zweimal täglich machen — behandelt werden. Aber trotzdem wollen die Beschwerden nicht weichen, und jetzt geht es zu einem anderen Specialarzt. Gelegentlich, so nebenher, wird auch mal ein Kehlkopfarzt, dann ein Nasenarzt consultiert, aber am liebsten geht die Dame doch sehr bald zu einem inneren Kliniker. Dieser ist ungemein liebenswürdig und weiß, was für jede kranke Dame nothwendig ist. Das Frühjahr beginnt bereits, die Gesellschaften, Bälle und so weiter werden seltener. Es muss also für andere Zerstreuung gesorgt werden. Der Kliniker drückt das so aus, dass er sagt, Bewegung sei nothwendig, und da die Örtelcur nicht mehr modern ist und ein früherer Versuch mit dem Reiten der Dame schlecht bekommen war, so empfiehlt ihr der

erfahrene Arzt das Radfahren. In der That befindet sich die Dame einige Wochen dabei recht wohl. Anfänglich meinte sie zwar, dass sie es nie lernen würde; sie lernt es aber dennoch wider Erwarten schnell, wenn sie auch etwas ängstlich bleibt. Dann kommt die Toilettenfrage, das endlose Für und Wider Pariser oder Londoner Modell, das Beobachten bekannter Radlerinnen. Das alles wirkt günstig auf das Wohlbefinden der Dame, da es ihr Interesse lebhaft in Anspruch nimmt. Doch weichen die Beschwerden und besonders das subjective Krankheitsgefühl nur wenige Wochen. Nach deren Verlauf klagt die Dame von neuem, bald über Kopfschmerz, bald über trübe Gedanken.

Da rückt zum Glück die Zeit der Badereisen näher. Die Dame überlegt wiederum, was sie thun soll. Unser Kliniker hat einen so guten Eindruck auf sie gemacht, dass sie sich entschließt, ihn zu fragen, wo sie diesmal am besten ihr Geld los werden kann. Da sie findet, dass sie etwas corpulenter wird, so wird ihr eine Cur in Marienbad empfohlen. Nachher geht sie wohl noch auf einige Wochen zur Nachcur an die See und kommt schließlich wieder nach der Großstadt zurück. Hier beginnen natürlich nach einigen Wochen wieder die alten Klagen; neue Specialärzte werden befragt, irgend eine neue Cur, die gerade Mode ist, wird begonnen. Die Dame ist und bleibt dauernd eine Patientin. Es handelt sich nur darum, in welchem Organ sie die meisten Beschwerden fühlt. Danach richtet sich die Entscheidung der Frage, welcher Specialarzt um Rath gefragt wird. Sie bleibt gewissermaßen das Versuchskaninchen für jede neue wissenschaftliche Therapie, während, wie wir sahen, die nervöse Aristokratin sich mit Vorliebe auch an die Vertreter „unwissenschaftlicher" Heilmethoden wendet.

Da keine von beiden Frauen ernstlich daran denkt, sich nach verständigen ärztlichen Vorschriften zu richten, und da keine von beiden irgend ein ernstes Opfer für ihre Gesundheit bringen will, indem sie ihre Lebensweise ändert, so wird mit der wissenschaftlichen Methode natürlich ebenso wenig erreicht wie mit der unwissenschaftlichen. Denn wenn auch gelegentlich eine bestehende Schlaflosigkeit durch ein gutes Schlafpulver gehoben wird, so kann natürlich von einer wirklichen Beseitigung oder ernsten Besserung der Nervosität dabei nicht die Rede sein. —

Das sind zwei Haupttypen, wie sie uns Albert Moll in seinem Werke „Das nervöse Weib" (Berlin. F. Fontane & Co. 1898) vorführt. Diesen glänzend gezeichneten Gestalten sind noch weitere beigefügt. Die nervöse Schauspielerin, die nervöse Hagestolzin, sogar das nervöse Schulmädchen u. s. w.

Anschließend spricht der Verfasser von Wesen und Bedeutung der weiblichen Nervosität. Er behandelt nervöse Frauen nicht etwa abfällig oder im kritischen Sinne, einzig und strenge nur als Patientinnen.

Er spricht stets milde und trostreich. So sagt er zum Beispiel:

Im allgemeinen braucht man nicht etwa zu fürchten, dass die gewöhnliche Nervosität in Geisteskrankheit übergeht, oder dass es sich um ein fortschreitendes, zum Tode führendes Leiden handelt. Die Patientinnen sind durch die Zahl ihrer Klagen und durch deren Bedeutung für ihr gesellschaftliches Leben oft schwer geschädigt. Sie haben selbst auf das allerdeutlichste ein *Krankheitsgefühl* und erklären sich ja selbst sehr häufig für nervös. Nur verhältnismäßig selten betrachten sich diese Frauen als ganz normal. Dann kann es wohl vorkommen, dass eine nervöse Frau bei jeder Gelegenheit wiederholt, dass sie nicht nervös sei, während ihr jeder das nervöse Temperament sofort anmerkt. Abgesehen von dem fast stets vorhandenen Krankheitsgefühl ist, wie schon angedeutet, die nervöse Frau in vielen ihrer *Beziehungen zu den Mitmenschen durch ihre Nervosität geschädigt*. Aber sie ist sich in dieser Beziehung nicht nur selbst, sondern auch vielen anderen eine Last. Nervöse Frauen sind für ihre Männer eine fortwährende Quelle des Ärgers. Die Rechthaberei vieler nervösen Frauen, die Rücksichtslosigkeit gegen die Umgebung zwingt den Mann, ihnen alle Wünsche zu erfüllen. Wenn dies nicht geschieht, so kommt es wohl vor, dass die Frau ihn durch Schreien einschüchtert, und da der Mann den Lärm im Hause und den öffentlichen Scandal fürchtet, gibt er schließlich nach. Die nervöse Frau hat häufig Streitigkeiten mit dritten Personen, und der Mann muss die Folgen wieder ordnen. Die nervöse Frau ist imstande, dem Arzt, der ihr gestern das Leben gerettet hat, heute die Thür zu weisen, und wenn sie bald darauf wieder erkrankt, muss der Mann den Arzt demüthig bitten, dass er seiner Frau die Hilfe nicht versage. Die nervöse Frau will heute in eine Gesellschaft gehen; plötzlich ist ihr irgend etwas nicht recht, und eine ganz unbegründete Absage ist die Folge. Oder sie will selbst zu Hause ein kleines Fest arrangieren, zu dem sie die Freunde des Mannes und deren Frauen geladen hat; plötzlich zerstört ein schwerer Migräneanfall alle Projecte. Nervöse Frauen sind oft jene Intriguantinnen, die eng befreundete Familien auseinander bringen. Unbedeutende Differenzen üben auf sie infolge ihrer Reizbarkeit einen übermächtigen Einfluss aus und können Jahrzehnte lange Freundschaften der Männer zerstören. Und nicht zum wenigsten sind es nervöse Frauen, die als die gefürchtetsten Herrinnen unserer Dienstboten gelten. Die Dienstboten sind für sie oft genug nur eine „freche, liederliche, genäschige, verlogene, verliebte, faule, schmutzige, unaccurate, vergessliche, obstinate, vergnügungssüchtige Classe", wie Goltz eine Dame sagen lässt. Jedes Versehen des Dienstboten verwandelt sich in den Augen der nervösen Frau in eine gefährliche Staatsaction. Ein zerbrochenes Glas im Wert von zehn Pfennigen muss vom Lohne abgezogen werden, „da man sonst noch bankerott würde von dem vielen Zerbrechen".

Sind in dieser Weise gerade nervöse Frauen für die Außenwelt recht unbequem, so darf man sie doch nicht ungerecht beurtheilen. —

In klarer, anregender Weise spricht Albert Moll ferner von den Ursachen, den körperlichen Symptomen der weiblichen Nervosität, natürlich auch von den seelischen Zuständen. Endlich auch von der Verhütung und Behandlung der Nervosität. Wir glauben, dass dieses Buch auf Nervenkranke und deren Umgebung beruhigend wirken müsse. Richtige Kenntnis des Zustandes kann bei diesen Krankheitserscheinungen selbst schon ein Heilmittel sein.

In den Bergen von Tirol.

Aus dem Tagebuche des Herausgebers.

(Schluss.)

Am nächsten Morgen, als wir aus dem „fremdvolklichen" Hotel zu Cortina ganz unversehrt hervorgiengen, sahen wir im hellen Sonnenschein die Schönheit dieses Thales. Der Ort, eine Touristenstation, die in der ganzen touristischen Welt das höchste Ansehen genießt, liegt mit seinen großen, vielfensterigen Gebäuden und seinem schönen Kirchthurme, dem Stolze der Einwohner, gar stattlich da. Er liegt auf den Schutthügeln der niedergebrochenen Bergmassen, die weitum sich in grünende Almen breiten. Aber geheuer, sagen die Geologen, sei es nicht. Vom zackigen Cristallo, vom klüftigen Sorapiss, von der hängenden Tofana herab würden Nachschübe kommen und dieses neue Cortina gerade so begraben, wie sie das alte begraben hatten. Diese Möglichkeit raubt den heiteren Cortinensern nicht für einen Augenblick den Frohsinn. Die hohen weißen Berge sind ja ihre Freunde, sie leben doch von diesen Magneten, die ihnen Fremde heranziehen aus aller Welt. Wie wäre es denkbar, dass sie einmal durch diese Berge sollten sterben müssen? Wo wäre es denn überhaupt noch sicher im Gebirge? Alle Felsen werden einmal brechen, alle Gipfel stürzen. Geht es auch sachte, nach tausend Jahren wird keines unserer Alpenthäler wieder in seiner heutigen Gestalt zu erkennen sein.

Am Vormittage — als unsere Augen schier zitternd geworden waren in dem grellen südlichen Lichte, das so scharf herabgeworfen wird von den Kalkwänden in das waldlose Thal — begannen wir die Rückfahrt. Im Wagen waren uns der Insassen drei geworden. Am Tage zuvor hatten wir oben beim Misurinasee ein Studentlein aufgegriffen. Es war aus der steierischen Stadt Cilli, hatte eine Reise durchs große deutsche Vaterland gemacht, hatte auf der Heimreise den touristischen Abstecher ins

Ampezzo gewagt und nun auf den Almen die verknorrten Fichtenbäume und die verwitterten Steinblöcke um ihr — Moos beneidet. Dieser Bursche war unser Reisegenosse geworden und ergötzte uns durch seine jungfrische, heitere Seele. Es hörten sich seine Erzählungen gut, wie er in der Fremde, und er hatte schon ein gut Stück davon gesehen, sich überall zu helfen gewusst und auch in bedenklichen Lagen seinen Humor nicht verloren hatte. Man sah, der junge Mann war den Umständen gewachsen.

In der glücklichsten Stimmung rollten wir auf der tischglatten Reichsstraße dahin, der Boite entgegen, nordwärts. Die Landschaft ist auch hier unerschöpflich an mannigfaltiger Schönheit. Zur Rechten immer der gliederreiche Stock des Monte Cristallo, links die karstigen Hänge der Tofana und weiterhin die weißen klobigen Massen des Monte Bianco, des Monte Casale, der Lavarella, und wie sie alle heißen mögen, die sich durch die westlichen Seitenthäler hervorschieben. Kein Berg ist wie der andere, jeder hat seine besondere bizarre Form, und es gehört keine große Phantasie dazu, um in den Felsgestalten allerlei Thier- und Menschenbilder zu finden. Das Thal ist eng geworden, die Straße zieht stellenweise durch Wald, stellenweise in Bergschatten; sie setzt auf hoher Brücke über die grauenhafte Spalte der Feliconschlucht, in deren dunkler Tiefe das gischtende Wasser sich vielfach unter den kupferbraunen Felsüberhängen versteckt. Vor einiger Zeit — so erzählte unser Kutscher — soll ein am Rande blumenpflückender Hirtenknabe in den Abgrund gestürzt sein. Stückweise hatte ihn das Wasser hinausgeschwemmt auf die Sandbänke der Boite. — Hier kann man eine Abkürzung der Straße auf einem Fußsteige machen und auf solchen Seitenwegen im Gebirge nach der Leute Sagen den „wilden Pfarrer" predigen hören. In den Riffen pfeift der Wind, durch die Spalten brüllt er wie ein tiefgestimmtes Nebelhorn, von den Wänden rieseln unter sickerndem Wasser Steine nieder auf die breiten Schutthalden, manchmal rollt ein grauer Felsblock thalwärts und reißt eine ganze Schuttlawine mit sich donnernd in den Abgrund. Das ist die Predigt des wilden Pfarrers. Den gewaltigen Bergen, die für die Ewigkeit gegründet zu sein scheinen, der „wilde Pfarrer" predigt ihnen Vergänglichkeit.

Wir kommen zur Wasserscheide zwischen dem Boitegebiet und der Rienz, und bald hernach zum ältesten Einkehrhause der Gegend, dem gegen 1500 Meter hoch gelegenen Ospitale. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, wie mag's hier ausgesehen haben! Die Wildnis war allerdings nicht größer, aber der Menschen waren sicherlich weniger. Am Saumweg für italische Kauffahrer, die vor der Reise das Testament machten und das Sacrament nahmen, ist dieses Hospiz gegründet worden. Wir kehrten auf ein gutes Glas Italienerwein zu und nahmen dann fröhlich Abschied vom welschen Boden. Über uns zur Linken steht wieder das rothe Gewände der hohen Gaisel, deren gezackte Zinnen dünn wie ein

Brett ins Firmament ragen. Durch ein viereckiges Loch, so groß, dass eine tirolische Dorfkirche drin stehen könnte, guckt der blaue Himmel herab. Überall kommen vom Gewände mächtige Schuttriesen nieder, die sich im Thale verflachen und sich zwischen den Zwergfichten und Knieholzbeständen verlieren. Manches dieser grauen Wasserbette hätte Raum für die Donau, wir aber sahen das knochenblasse Felsen- und Trümmerrinnsal starr und trocken liegen. Uns zur Rechten immer noch das abenteuerliche Gewände der Cristallogruppe, die wir nun rund umgangen haben. Denn wir sind wieder in Schluderbach. — Wir waren müde des Felsentanzes, der uns schon am zweiten Tag wild umreigte — rasch ließen wir thalwärts die Rösslein traben.

In Landro, wo wir gestern an der Kapelle gestanden, um dem Walten der Hotelswirtin zuzusehen, gab es etwas Neues. In der offenen Kapelle, von Lichtern umgeben, stand ein Sarg. Wer ist es? Die von uns bewunderte Wirtin von Landro ist es, die, am Abende zuvor vom Schlage getroffen, plötzlich hingesunken war. — Mit diesem Memento mori hatte unsere Partie ins Ampezzothal den Abschluss gefunden.

Am späten Mittag in Toblach angekommen, sahen wir erst, wie schön das Pusterthal ist. Dieses breite Hochthal mit seinen blühenden Ortschaften, seinen mäßigen, von Bauernhöfen besetzten Berglehnen, mit seinen rundlichen Almkuppen. Das ist das Schönheitsgeheimnis von Toblach — die wilde Größe des weißen Felsengebirges und die freundliche Idylle der grünen Almlandschaft. Der Contrast thut's, eines allein wäre nie so schön, und ein dritter Tag in den Dolomiten hätte mich vielleicht schon niedergedrückt. Je stärker der Effect, desto rascher stumpft er ab, desto eher wird er langweilig. Wir waren ordentlich froh, den die Sinne fast gewaltsam aufstachelnden Felsgestalten entkommen zu sein. Im heimlichen Zimmer des Hotels Rohracher streckte ich mich hin und schloss das Auge. Aber da waren sie wieder, die fabelhaften Thürme und Zacken; ich gieng doch lieber ans Fenster und blickte ins ruhige grüne Thal hinaus. — Unser junger Reisegenosse hatte wohl diese neuen Eindrücke zu seinen übrigen in den Ranzen gethan und war heimwärts geeilt nach Cilli, der deutschen Stadt in windischen Landen.

Wir sind am nächsten Tage auf der Eisenbahn nach Bruneck gefahren, der malerisch gelegenen Stadt an der Ausmündung des Tauferer-thales. Mit dem Gasthause Niederbachers — nächst dem Bahnhofe — hatten wir es auch hier wieder getroffen. Im Zimmer, wo einige Zeit zuvor König Milan von Serbien geruht, haben auch wir königlich geschlafen, nachdem uns abends zuvor die kluge Wirtin mit prächtigen Erzählungen ergötzt hatte.

In Bruneck machten wir einen Ausflug nach dem lieblich am Fuße des Kronplatzberges gelegenen Reischach und auf den Waldhügel zur Kaiserwarte. Der Rundblick von dieser hohen Warte in die Umgebung

von Bruneck wäre einer Tagreise wert, wir bedurften für diese Partie eine gute Stunde. Das weite Thal mit den Geländen der stürzenden Rienz, mit dem Einblick gegen Taufers und seinem Gletscherhintergrunde, die Hochebenen der Vorberge mit den zahlreichen Dörfern und Kirchen, die Schroffen des Ruthners und des Hochgall, das sind die ersichtlichsten Merkmale dieser Gegend, in deren Mittelpunkte, am Fuß eines langgezogenen waldigen Hügels, die alte Stadt so friedlich daliegt. Die wilde Hochgebirgsnatur winkt nur von ferne herab nach diesem milden, wohnlichen Thale. Am Waldhügel bei Bruneck fanden wir eine jener abscheulichen Vogelfangstellen, die ein so ungutes Licht auf die Bewohner Südtirols werfen. Durch einen bereits gefangenen Vogel werden vorüberfliegende Zugvogelkaravanen ins Netz gelockt und ermordet. In Bruneck soll dieses niederträchtige Treiben vor einiger Zeit verboten worden sein. Die Fanghütte steht in ihrem Walddickichte da, wie ein verfehmter, griesgrämiger Bösewicht. Von den vielen Kirchen, die wir diesmal in Tirol besichtigt, ist die Pfarrkirche von Bruneck die schönste und vornehmste. Sie hat mehr als eine halbe Million Gulden gekostet und ist der Stolz der Brunecker. Der breite Rundbogenbau, scheinbar von schönen Marmorsäulen getragen, die reichen Schnitzwerke, die Bilder, die Glasmalereien, die Gitter und Betstühle — alles zeugt von dem guten Geschmacke der Gemeinde. Auch hier, wie in vielen anderen Kirchen des Landes, war man zur Zeit unseres Besuches eben damit beschäftigt, zu scheuern, abzustauben, überall zu reinigen und alles in gute Ordnung zu stellen. So fleißig pflegen die steirischen Küster nicht zu sein, wie überhaupt der Sinn für die Schönheit des Gotteshauses kaum irgendwo so entwickelt ist, als bei den ästhetisch veranlagten Tirolern.

Die Statuen der zahlreichen Wegsäulen sind übrigens auch in Tirol nur für Strenggläubige berechnet. Die Kinder der Welt müssen sich zusammennehmen, um den von solchen Bildnissen, wie wir sie am nächsten Tage im Tauferertbale sahen, herausgeforderten Spott nothdürftig zu unterdrücken. Was die Crucifixe anbelangt, fiel mir in manchen Kirchen Tirols ein Baumstamm auf, der mitten in der Kirche aus dem steinernen Fußboden hervorgewachsen ist. Der obere Theil des Stammes ist zu einem Kreuze geformt, an dem ein lebensgroßer Christus hängt. Ich mag es nicht gerne glauben, was mir ein Bauer im Ahrenthal sagte, nämlich, dass solche Baumstämme noch aus der Zeit *vor* Erbauung der Kirche stammten, wo sie schon an der nämlichen Stelle gestanden wären und ein Bildnis getragen hätten. Die Kirche wäre einfach darüber gebaut worden. Dass solche Kreuzsäulen in den Kirchen manchmal sogar mit einem Bretterdache versehen sind, möchte allerdings für diese Auslegung sprechen.

Die Fahrt in das Tauferertbal, dem grauen Gletscherflusse der Ahren entgegen, bot wieder Genüsse anderer Art, als die in die Dolomiten.

Die Berge sind weit einförmiger, aber massiger, hoch hinauf mit Bauernhäusern bestanden, noch höher hinauf Wald und Almen, und erst das Haupt gekrönt mit den braunen Felsenzacken der Tauern. Deutsche Berge, deutsche Menschen. Die Schönheit ist nicht mehr so heftig, um nicht zu sagen rücksichtslos, sie wirkt weniger durch wundersame Formen, als durch monumentale Kraft. Die Dolomiten sind lebhaft verwitternde, verfallende Berge, die Tauern stehen noch festgebaut in ihren grünen Mänteln, trotz der ewigen nagenden Wässer in den Runsen.

Im Pusterthale, von Toblach westwärts, hatte ich an den Häusern die Tiroler Bauart der flachen steinbeschwerten Schindeldächer vermisst, im Taufererthal trat sie umso auffallender hervor; überaus malerische Höfe und Hütten, hoch oben stehend an den schwindelnd steilen Hängen, so dass von derselben ein Kirch- oder Geschäftsgang ins Thal und wieder zurück nicht weniger bedeutet, als etwa von der Prein aus eine Bergpartie auf unsere Rax. Nur sind die Tiroler Bauernwege viel steiler und wilder, als unsere meisten Touristensteige, die absichtlich verlassen werden müssen, um eine renommistische Beschwerde zu erreichen oder gar einen Absturz zu erzielen. Wenn die Tiroler Bäuerin da oben sich vom Hause entfernt, so pflegt sie derweil ihre Kinder in die Hühnersteige zu sperren, damit sie nicht abpurzeln können. Nach zwei Stunden langer Wagenfahrt zwischen hohen Bergen waren wir in Taufers vor der malerischen Ruine, die das vordere Thal abschließt und das hintere, das Arenthal, eröffnet. Hier hätte eine Fußpartie in das großartige Reinthal gemacht werden müssen, welches nach rechts aufsteigt in die Hochschluchten von Sanct Wolfgang und zu den Gletschern des Hochgall. Es hätten die Wasserfälle des Reinbaches, die den Krimmlerfällen kaum etwas nachgeben sollen, besucht werden müssen — allein ich litt an diesem Tage besonders heftig an Athemnoth, so dass es damit genug sein musste, was vom Wagen aus das fleißige Auge zu ernten vermochte. Und das war auch nicht wenig.

Es wird wohl nicht viele Punkte in den Alpen geben, die an landschaftlicher Größe den übertreffen, der hinter der Ruine Taufers sich unseren Augen aufthat. Die wuchtig und weiß wie eine unendliche Schneelawine uns entgegenbrandende Ahren war der richtige Vordergrund. Man glaubt, es bebten die Berglehnen vor dem wilden Brausen dieses Wassers. Wenn sie wirklich einmal beben und niederrutschen, dann ist Taufers verloren. Gott verhüte es! — Jetzt öffnet sich der grüne Halbkessel von Luttach und nun stehen sie da, der Reihe nach stehen sie da, blauend von unten, leuchtend von oben, die Gletscher der Zillerthaler Alpen. Durch felsige Vorberge unserem Auge unterbrochen, ziehen sich die Eisfelder stundenweit hin, nach rechts bis zur 3150 Meter hohen Napfspitze, nach links bis zum 3500 Meter hohen Hochpfeiler, dem Herrn und Gebieter dieser Fernerwelt. In glatten Kuppen und riffigen Mulden, hier glasblau-

schimmernd, dort schneeweiß leuchtend, so liegen sie ihre Ewigkeiten da oben ab; so ewig stürzen aus ihren Höhlungen die weißen Wässer zu Thale und ebenso ewig wächst das Eis nach und greift weiter und weiter herab über die Kare gegen die grünen Almen. Bei Luttach ist der schönste Punkt des Arenthales, hier werden Unternehmer nicht Hütten bauen, sondern Hotels. Wahrlich selten ein volkreiches Thal, von dem aus man einen so großartigen Einblick in die Gletscherwelt hat, als dieses. Aber das Eis oben lauert auf die Menschenansiedlungen unten und sagt: Weg mit euch, das ist mein Reich! Aus dem Spätsommer 1878 erzählen die Hirten, dass vom Pusterthal her und vom Hochfeiler ein warmer Wind gekommen sei, wie aus dem Ofen so warm; das Vieh wollte nicht aus den Ställen, wollte nicht fressen, die Pferde bekamen den Lungendampf. Das warme „Lacken" dauerte fort, da hub das Eis an zu krachen, zu springen, zu fahren. Ins Thal kam es nicht, aber an der Rothbachschlucht giengen unter sündflutartigen Regenströmen Bergstürze nieder mit mehreren Bauernhöfen, und verschütteten das ganze breite Thal viele Meter hoch. Die Ahren staute sich, es entstand ein See, der Fluren und Häuser unter Wasser setzte und nach wenigen Stunden bis zum Dorfe St. Martin hinaufreichte. Dieser Ort stand wie ein kleines Venedig im neuen See, in der Kirche reichte das Wasser bis zur Kanzel; von außen ist dieselbe Höhe jetzt noch am Thurme markiert. Die Kupferschmelze Arzbach mitsammt den Arbeiterhäusern, der Kapelle wurde verschüttet. Die Ahren hatte dann freilich den Wall durchbrochen, die Gegend von Luttach gänzlich verheerend; der durch den Bergsturz entstandene See aber ist bis heute noch nicht ganz abgelaufen und von den verschütteten Häusern und Werken ragen aus dem Hügel zwischen Struppwerk einige Schornsteine hervor.

Solche Katastrophen ereignen sich in Alpenthälern, die für den Touristen gar so schön sind. Das ewige Drohen der Gewalten trägt gewiss zur erhabenen Stimmung bei, die uns in den Bergwildnissen schauernd durchweht. Die armen Bewohner solcher Gegenden jedoch sehen die Schönheit nicht, sehen nur Mühsal und Gefahr. Keinen Tag sind sie sicher vor ihren Wässern und vor ihren Bergen. Ist es Schwäche, ist es Heldenhaftigkeit, einer solchen Heimat treu zu bleiben?

Wir fuhren an dem noch versumpften Sanct Martin, an dem noch blühenden Sanct Johann vorbei bis Steinhaus, wo von dem großen Kupferbergwerke, das dort jahrhundertelang Segen gestiftet, nur mehr ein Herrenhaus, das Kirchlein und das Wirtshaus übrig geblieben ist. Dieses Wirtshaus ist eine Touristenherberge geworden, in der wir einkehrten. Im Herrenhause wohnte zur Zeit Graf Enzenberg, der Besitzer dieser Kupferwerke. Er hat zum ewigen Gedächtnisse auf die Wand des Hauses den folgenden Spruch setzen lassen:

„1470.

Vierhundert Jahr hat das Bergwerk geblüht,
Viel Menschen haben sich darum bemüht,
Die einen mit Fleiß und kräftiger Hand,
Die anderen mit Wissen und scharfem Verstand.
Das Kupfer das beste gewesen ist
Vom Uralgebirg bis zur spanischen Küst!
Hat ins Thal gebracht gar reichen Segen,
Verkehr ist gewesen mit Schlitten und Wägen.
Da kam von Amerika Kupfer zu viel,
Sie gewannen es dort mit leichtem Spiel,
Das hat uns zugrund gericht' in kurzer Zeit,
Mir thut's um Menschen und Bergwerk leid.

1894."

So greift durch mancherlei Ursachen in diesem Thale die Verarmung und Verödung um sich. Während oben bei den starren Fernern die Touristen Hütte um Hütte bauen, verfällt im grünen Thalgrund Haus um Haus.

Das Ahrenthal zieht sich hinter Steinhaus noch weit hinein, abgeschlossen wird es von dem grauen Gewände der Krimmlertauern und von den Hochgletschern der Venedigergruppe. Zur Stunde unserer Ankunft gieng ein Gewitterregen nieder, der die Nebel, die am Vormittage an den Bergen umhergekrochen waren, auflöste, so dass nach dem Gewitter, vom Tauernwinde ausgefegt, alle Wände rein, alle Spitzen klar waren und die Eisfelder in der Sonne glänzten.

Wir hatten die Absicht gehabt, uns ein paar Tage im Ahrenthal aufzuhalten und womöglich zum „Kees" hinaufzuklettern. Mein Asthma aber hatte sich in dieser Gegend, wo südliche Sonne und nördliches Eis Wärme und Kälte nachgerade brockenweise durcheinanderwerfen, derart gesteigert, dass wir uns entschließen mussten, auf dem raschesten und kürzesten Weg in ein gemäßigteres Klima zu gelangen. So sind wir noch an demselben Tage mit dem Wagen nach Bruneck, und von da mit der Eisenbahn nach Dölsach gefahren in unser Standquartier.

Hier besserte sich mein Zustand in der Nacht soweit, dass wir am nächsten Tage bei Sonnenschein eine Fahrt ins Iselthal nach Windisch-Matrei machen konnten. Aus den lachenden Gefilden von Lienz wieder in die Schatten der Tauernwelt. Das erste Stück dieses Thales ähnelt dem Taufererthal, nur ist die Isel noch stattlicher als die Ahren. In Aineth kehrten wir beim Eggerwirte zu. Dieses alte Haus ist die Burg eines Helden. Zur Zeit der Befreiungskriege war Johann Oblasser Wirt auf diesem Hause, er war Führer der Iserthaler Bauern und lieferte den Franzosen im Thale eine Schlacht, so dass sie bis Lienz zurückweichen mussten. Durch Verrath wurde Oblasser gefangen, am 29. December 1809 erschossen und zum „abschreckenden Beispiel" vor seinem Hause aufgehängt. Noch heute zeigt ein Kreuzbild die Stelle, wo die Leiche drei Tage lang an einem

Baum gehangen hatte. So weist manches Thal in Tirol seinen Andreas Hofer auf. In den Lauben des Wirtshauses erzählt eine Tafel von diesem Johann Oblasser und drei anderen Männern, die wie er in diesem Thal den Heldentod erlitten haben.

Zur Zeit unseres Weilens herrschte in dem Hause eine gemüthlichere Stimmung. Die Wirtin buk Krapfen, echte, große, scheibenförmige, höchst aufregende Tiroler Bauernkrapfen, wovon sie mir auf der Rückfahrt ein paar herrlich gebaute Exemplare zum Geschenk machte, „aufs Wiederkommen". Ich werde mir's nicht zweimal sagen lassen, Frau Wirtin! Und zum Traurigsein ist trotz jener tragischen Ereignisse kein Grund vorhanden. Auf Schollen, wo Märtyrer für das Vaterland geblutet haben, muss man jauchzen! Und Krapfen essen, dass man auch so stark wird!

Links oben haben wir die Bergspitze, genannt das „böse Weibele". — Da ist einmal, so erzählte mir darüber ein Hirte von Ranach, ein böses Weibele gewest, und das hat ihren Mann halt alleweil getratzt und gepeinigt, wie die Juden einen Kreuz-Christi. Und so oft sie ihm was Schlimmes hat anthun mögen, hat sie's fleißig gethan. Da ist der Mann einmal arg krank worden und halt auch ein Eichtel ungeduldig gewest, und wie das Weibele sieht, dass er sich selber nicht helfen kann, hat sie gesagt: „Jetzt ischt's mir schon butteneins, bei dir halt ich's nimmer aus, du schlechte Haut, lieber will ich auf den hohen Berg hinauf und versterben. Und ischt fortgegangen just in der heiligen Christnacht und auf den Berg, aber nit willens oben zu bleiben, halt nur, um den kranken Mann recht jammerlich zu machen nach ihr. Und jetzt, wie sie oben ischt in der heiligen Nacht, kommt ein grünes Mandele daher mit einer krummen rothen Feder auf dem Hüttle, ischt der bös Höllteufel gewest und ischt was Schreckbares geschehen."

„Hat er sie geholt?" war meine Frage.

„Das ischt's ja!" antwortete der Hirt, „nit hat er sie geholt. Ängstlich ischt ihm worden, davongelaufen ischt er vor ihr und nimmer auf den Berg gekommen, der bis zum heutigen Tag das böse Weibele heißt." — So der Alte. Ob er mich mit seiner Mär ein bisschen angeplauscht hat, das weiß ich nicht — sein schalkhaftes Gesicht war darnach.

Wir kamen auf unserer Fahrt zur rostbraunen, zerfressenen Ruine Kienburg; diese dürfte auch eher spurlos vom Erdboden verschwinden, als ihr letzter Burgherr aus dem Fegefeuer erlöst wird. Was er angestellt hat, das weiß ich nicht, muss wohl etwas recht Arges gewesen sein. Auf der Ruine soll, sagen sie, erst eine Fichte wachsen, aus deren Brettern eine Wiege gezimmert werden muss. Das erste Kind dieser Wiege soll ein Knabe sein und Geistlicher werden, und der kann bei seiner ersten Messe den Schlossherrn erlösen. — Der Fichten stehen schon viele auf dem Mauerwerk, ist denn kein Iselthaler Bauer so findig, das übrige zu besorgen?

Vielleicht wäre der erlöste Kienburger freigiebig mit einem vergrabenen Schatz. Zu brauchen hätten ihn die braven Iselthaler heute mehr als je.

Bei Peischlach steigt zur Rechten das Kalserthal auf. Wir giengen nach dem Rathe einer Wegtafel zur Linken an die bewaldete Berglehne, etwa zehn Minuten lang. Dort am Hange zwischen Baumstämmen hindurch sieht man aus den hinteren Schluchten des Kalserthales die Gletscher des Großglockners mitsammt seiner Spitze aufragen. Wir sahen dort drinnen eine blaßblaue Winterlandschaft dämmern, die Spitzen waren im Nebel.

Dann fuhren wir weiter, der Isel entlang. Aus einer Schlucht zur Linken kommt ein großer Bach herab vom Defereggerthal, zu dem eine Straße ansteigt. Ein langes, großartiges Gebirgsthal, das ebenfalls mit Gletschern abschließt — von unserer Straße aus ergibt sich kein Einblick. Zwei Weibsleute begegneten uns, die aus dem Defereggerthal kamen. Auffielen an denselben die napfartigen Filzhütlein mit den schmalen, aufgeringelten Krempen. Die eine hatte um den Hut eine grüne Schnur gewunden, die andere eine rothe. Und das ist das Bekenntnis. Die mit der grünen Schnur hat schon einen Mann, die mit der rothen ist noch Jungfrau. Ein boshafter Wegmacher deutelte: Bei uns schwört man wohl auf die grüne Schnur, auf die rothe niemals. — Von der Ortschaft Huben an wird das Iselthal sehr enge, das Wasser sehr wild, an beiden Berghängen steigt der Klausenwald an. Diese Gegend, sagen die Leute, ist schon neunmal Wald und neunmal Feld gewesen. In wenigen Worten ein gutes Bild von dem Wechsel zwischen Wildnis und Cultur des Landes und der Menschen. Dass sich hier im Hochgebirge die Cultur freilich nie lange behaupten kann, davon giengen wir an diesem Tage einem Beispiele entgegen.

Nachdem wir von Dölsach her an fünf Stunden gefahren waren, lichtete sich das Thal. In einem weiten Kessel stehen die hohen Berge da, die uns schon längst über den Waldschluchten entgegengeblaut hatten. Es sind Kegel, kahl bis herab zur Thalsohle und mit Felszacken gekrönt. Auf den grünen Anhöhen des Thales schmucke Bauernhäuser. Links hinein das lichte Virgenthal, in dessen Hintergrunde ganz herrlich die weiten Eisfelder des Todtenkars, der Rödtspitze, der Dreiherrenspitze und anderer Häupter der Venedigergruppe glänzen. Wir befinden uns zwischen den zwei höchsten Erhebungen der Tauern, zwischen den Eiswelten des Glockners und des Venedigers. — Windisch-Matrei! Dort am östlichen Berghange liegt es im Sonnenschein. Kein Baum und kein Strauch und kein Dach beschattet den menschenleeren Ort, die Sonne scheint ihm in alle Stuben und Kammern. „In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen, und des Himmels Wolken schauen hoch hinein."

Mein Lebtag habe ich eine so große und wüste Brandstätte nicht gesehen, als diesen am 10. Mai 1897 abgebrannten Marktflecken. Am

nördlichen Ende im Brauhause hatte sich das Feuer zur Mittagszeit erhoben, nach zwei Stunden war der stattliche Ort ein rauchender Schutthaufen; von hundert Häusern waren nur vierzehn Baulichkeiten am oberen Rande nächst der Kirche stehen geblieben. Von der Wucht des Nordwindes, der über alles das Feuer warf, kann man sich einen Begriff machen, wenn man der Erzählung des Bezirkshauptmannes von Lienz lauscht. Als dieser mit der Lienzer Feuerwehr hinein gegen das brennende Matrei fuhr, fiel im Klausenwald, anderthalb Stunden von der Brandstätte entfernt, aus den Lüften der Leinwandfetzen eines Heiligenbildes nieder zu seinen Füßen. Ehe es der Wind noch weiter wirbelte, erfasste er das Bild, welches, aus dem Rahmen geflogen, an den Enden gloste. Das war der erste Gruß, den ihm das unglückliche Matrei entgegensandte. —

Mitten im Ruinenmeere, an einem einzigen Hause, das nicht ganz verbrannt war, haben sie ein hölzernes Gelass angebaut und so ein Touristenwirtshaus hergestellt. Sonst überall wüst und öde, nur wenige Leute arbeiten verdrossen an ihren Brandstätten herum, krauen verbogene Eisentheile aus dem Schutt hervor oder suchen durch Einbretterung sich nöthigen Unterschlupf zu schaffen. Da hörte ich — zufällig an einer Fensterhöhle vorbeischreitend — aus dem Innern eines Mauerwerks auch etwas Erfreuliches. Ich hörte flüstern und schäkern, über dem Rande sah ich ein blondlockiges Haupt und den glattgetheilten Scheitel eines schwarzen Mädchenkopfes. Bursche und Dirndel, was anderes denke ich nicht. Sie machten nicht viel Worte. „Magst mi?“ — „Das ischt gewiss!“ — „Nimmst mi?“ — „Das ischt gewiss!“ — „Da hast mi.“ Eilig huschte ich davon in der Zuversicht, dass Matrei wieder aufstehen wird. — Das Unglück ist riesig, aber das Land wetteifert, dem Orte wieder aufzuhelfen. Und vielleicht noch größer als das Unglück ist das Glück, dass es so gekommen, denn Windisch-Matrei hat noch einen größeren Feind als das Feuer. Vom östlichen Berge, an dem es lehnt, vom Sanzkofel, aus hoher Schlucht kommt ein Wasser herab. Es läuft, jetzt allerdings sorgfältig eingerinnt, gleichsam auf der Schneide eines hohen Schuttwalls, zu dessen beiden Seiten tief gebettet der Ort liegt. Dieser Wall trennt Matrei in zwei Hälften, man sieht von der einen keinen Schornstein der andern, so hoch ragt die Muhre. Man kann sich eine Menschenansiedlung im Gebirge kaum ärger gefährdet denken. Bei Schneeschmelze oder Regenwetter ein Lahnengang oben im Gebirge, und Windisch-Matrei ist begraben mitsammt seinen Einwohnern. — Vielleicht wollte durch den Brand ein gütiges Geschick eine solche Katastrophe verhindern. Der Flecken dürfte kaum an derselben Stelle wieder erbaut werden. Weiter oben an der geschützteren Anhöhe nordwestlich wird Neu-Matrei entstehen.

Mit diesem hoffenden Aufblicke verließen wir nach dreistündigem Aufenthalte das großartige Alpenthal, in welchem es so schön zu weilen

und so schwer zu leben ist. Spät abends kamen wir in Tölsach an, um am nächsten Tage dort von den finsteren Unholden und von den freundlichen Wirtsleuten uns zu verabschieden und heimzukehren in das wohnlichere Waldland Steiermark.

Das ganze Land Tirol.

Vom Ortler bis zum Kahlenberg
Am lauten Donaustrand,
Ist uns'rer deutschen Ahnen altes,
Freies Heimatland.
Ob's Baiern oder Steiern heißt,
Die Traue oder Traune fleußt,
Es ist das Land Tirol.

Es ist ein' ewige Felsenburg,
Macht Ost und Westen gleich,
Es ist ein einig Volksherz
Im treuen Alpenreich.
Es hat in Fried und Streit und Noth
Ein Lied, ein Schwert und einen Gott
Das ganze Land Tirol.

R.

Seume, der Spaziergänger in Steiermark.

Ein berühmtes, wenn auch nur wenig mehr gekanntes Werk der deutschen Literatur ist die Fußreise des deutschen Dichters J. G. Seume, die er im Jahre 1801 und 1802 von Sachsen aus nach Sicilien gemacht hatte und unter dem Titel „Spaziergang nach Syrakus" bekannt ist.

Der Weg führte den Wanderer von Wien her durch die steierischen Alpen, und die heutigen Touristen mögen es gewiss gerne wissen, wie man vor hundert Jahren durch unser Bergland gewandert ist. Deshalb soll Seumes Reisebericht von Wien bis Krain in seiner naiven Unmittelbarkeit und mit seinen niedlichen Unrichtigkeiten hier wiedergegeben sein.

Schottwien.

Nun nahm ich von meinen alten und neuen Bekannten in der Kaiserstadt Wien Abschied, packte meine Siebensachen zusammen und wandelte mit meinem neuen kaiserlichen Documente Tages darauf fröhlichen Muthes die Straße nach Steyermark. Schnorr hatte als Hausvater billig Bedenken getragen, den Gang nach Hesperien weiter mit mir zu machen. Man hatte die Gefahr, die auch wohl ziemlich groß war, von allen Seiten noch mehr vergrößert; und was ich, als einzelnes isoliertes Menschenkind, ganz ruhig wagen konnte, wäre für einen Familienvater Tollkühnheit gewesen. Komme ich um, so ist die Rechnung geschlossen und es ist Feierabend: aber bei ihm wäre die Sache nicht so leicht abgethan. Er begleitete mich den zehnten Januar, an einem schönen, hellen, kalten Morgen, eine Stunde weit hinaus, bis an ein altes gothisches Monu-

ment, und übergab mich meinem guten Genius. Unsere Trennung war nicht ohne Schmerz, aber rasch und hoffnungsvoll, uns in Paris wieder zu finden.

Ich zog nun an den Bergen hin, die rechts immer größer wurden, dachte so wenig als möglich, denn viel denken ist, zumal in einer solchen Stimmung und bei einer solchen Unternehmung, sehr unbequem, und setzte gemächlich einen Fuß vor den andern immer weiter fort. Als die Nacht einbrach, blieb ich in einem Dorfe zwischen Günselsdorf und Neustadt. So wie ich in die große Wirtsstube trat, fand ich sie voll Soldaten, die ihre Bacchanalien hielten. Die Reminiscenzen der Wachstuben, wo ich ehemals von amtswegen eine zeitlang jede dritte Nacht unter Tabaksdampf und Kleinbierwitz leben musste, hielten mich, dass ich nicht sogleich zurückfuhr. Ich pflanzte mich in einen Winkel am Ofen, und ließ ungefähr dreißig Wildlinge ihr Wesen so toll um mich her treiben, dass mir die Ohren gelten. Einige spielten Karten, andere sangen, andere disputierten in allen Sprachen der Pfingstepistel mit Mund und Hand und Fuß. Bald entstand Steit im Ernst, und die Handfestesten schienen schon im Begriffe, sich einander die Argumenta ad hominem mit den Fäusten zu applicieren; da fing ein alter Kerl an, in der Ecke der großen gewölbten Stube auf einer Art von Sackpfeife zu blasen, und alles ward auf einmal friedlich und lachte. Bei dem dritten und vierten Takte ward es still, bei dem sechsten fassten ein Paar Grenadiere einander unter die Arme und fiengen an zu walzen. Der Ball vermehrte sich, als ob Hüons Horn geblasen würde, man ergriff die Mädchen und sogar die alte dicke Wirtin, und aller Zank war vergessen. Dann traten Solotänzer auf und tanzten steyrisch, dann kosakisch, und dann den ausgelassensten, ungezogensten Kordax, dass die Mädchen davonliefen und selbst der Sackpfeifer aufhörte. Dann gieng die Scene von vorn an. Man spielte und trank, und fluchte und zankte und drohte mit Schlägen, bis der Sackpfeifer wieder anfieng. Der Mann war hier mehr als Friedensrichter, er war ein wahrer Orpheus. Der Wein, den man aus großen Glaskrügen trank, that endlich seine Wirkung; alles ward ein volles, großes, furchtbar bacchantisches Chor. Hier nahm ich den Riemen meines Tornisters auf die linke Schulter, meinen Knotenstock in die rechte Hand und zog mich auf mein Schlafzimmer, wo ich ein herrliches Thronbette fand und gewiss wie ein Fuhrknecht geschlafen hätte, wäre ich nicht von den Grenadieren durch eine förmliche Bataille geweckt worden. Der ehrliche Wirt machte den Leidenden, überall das Sicherste bei militärischer Regierung, und hätte seinen kriegerischen Gästen wohl gern ihre Kreuzer geschenkt, wenn sie ihn nur in Ruhe gelassen hätten. Ein Officier, wie ich aus dem Tone vermuthete, mit dem er sprach, machte endlich um zwei Uhr Schicht, und es ward ruhig.

Den andern Morgen fand ich einen ehrsamen alten Mann bei seinem Weine sitzen, der den Kopf über die nächtliche Geschichte der Kriegsmänner schüttelte. Dieser erzählte mir denn einiges über die Einquartierung und klagte ganz leise, dass sie der Gegend sehr zur Last wäre. Die Soldaten waren auf Arbeit an dem Canale, über den ich gestern gegangen war, und der, wie mir der Alte bedeutend zweifelhaft sagte, bis nach Triest geführt werden solle. Vorderhand wird er nur die Steinkohlen von Neustadt nach Wien bringen. Das Wasser aus den Bergen bei Neustadt und Neukirchen war so schön und hell, dass ich mich im Januar hätte hineinwerfen mögen. Schönes Wasser ist eine meiner besten Liebschaften, und überall, wo nur Gelegenheit war, gieng ich hin und schöpfte und trank. Du musst wissen, dass ich noch nicht so ganz diogenisch einfach bin, aus der hohlen Hand zu trinken, sondern dazu auf meiner Wanderschaft eine Flasche von Resina gebrauche, die reinlich ist, fest hält und sich gefällig in alle Formen fügt. Eine Stunde von Schottwien fängt die Gegend an herrlich zu werden; vorzüglich macht ein Kloster rechts auf einer Anhöhe eine sehr romantische Partie. Das Ganze hat Ähnlichkeit mit den Schluchten zwischen Aussig und Lowositz; nur ist das Thal enger und der Fluss kleiner; doch sind die Berghöhen nicht unbeträchtlich und sehr malerisch gruppiert. Das Städtchen Schottwien liegt an dem kleinen Flüsschen Wien zwischen furchtbar hohen Bergen, und macht fast nur eine einzige Gasse. Vorzüglich schön sind die Felsenmassen am Eingange und Ausgange.

Es hatte zwei Tage ziemlich stark gefroren und fieng heute zu Mittag merklich an zu thauen; und jetzt schlagen Regengüsse an mein Fenster, und das Wasser schießt von den Bergen, und der kleine Fluss rauscht mächtig durch die Gasse hinab. Mir schmeckt Horaz und die gute Mahlzeit hinter dem warmen Ofen meines kleinen Zimmers vortrefflich.

Ein Felsenstück hängt drohend über das Haus her, in welchem ich übernachte. Hier fängt die Gegend an, die, wie ich mich erinnere, schon andere mit den schönsten in der Schweiz verglichen haben. Wie wird es aber auf den steyermärkischen Wegen werden, vor denen mir schon in Wien selbst Eingeborne bange machen wollten? Es kann nun nichts helfen; nur Muth, damit kommt man auch in der Hölle durch. Zwischen Neustadt und Neukirchen, einer langen, langen Ebene zwischen den Bergen, die sich hinter dem letzten Orte mehr und mehr zusammenschließen, begegnete mir ein starkes Commando mit Gefangenen. Der letzteren waren wohl einige Dutzend; eben keine sehr gute Aussicht. Einige waren schwer geschlossen und klirrten trotzig mit den Ketten. Die meisten waren Leute, welche die Straßen unsicher gemacht hatten. Aber desto besser, dachte ich, nun sind der Schurken weniger da, und diese werden gewiss nicht so bald wieder losgelassen. In Wien und hier auf dem Wege überall wurde erzählt, dass man die

Preſsburger Poſt angefallen, ausgeplündert und den Poſtillon und den Schaffner erſchlagen habe. Auch bei Pegau, nicht weit von Gräz, war das Nämliche geſchehen. Das waren aber gewiſs Leute, die vorher gehörig recognoſciert hatten, daſs die Poſt beträchtliche Summen führte, die ſich auch wirklich zuſammen über hundert und dreißig tauſend Gulden belaufen haben ſollen. Bei mir iſt nicht viel zu recognoſcieren; mein Homer und meine Gummiflaſche werden wenig Räuber in Verſuchung bringen.

Murzhofen.

Von Schottwien bis hieher war heute in der Mitte des Januars eine tüchtige Wandlung. Der Sömmering iſt kein Maulwurfshügel; es hatte die zweite Hälfte der Nacht entſetzlich geſchneit; der Schnee gieng mir bis hoch an die Waden; ich wuſste keinen Schritt Weg, und es war durchaus keine Bahn. Einigemal lief ich den Morgen noch im Finſtern unten im Thale zu weit links, und muſste durch Verſchläge in dem tiefen Schnee die große Straße wieder ſuchen. Nun gieng es bergan zwei Stunden, und nach und nach kamen einige Fuhrleute den Sömmering herab, und zeigten mir wenigſtens, daſs ich dorthin muſste, wo ſie herkamen. Links und rechts waren hohe Berge, mit Schwarzwald bewachſen, der mit Schnee behangen war; und man konnte vor dem Geſtöber kaum zwanzig Schritte ſehen. Oben auf den Bergabſätzen begegneten mir einige Reiſewagen, die in dem ſchlechten Wege nicht fort konnten. Der Froſt hielt noch nicht, und überdies waren die Geleiſe entſetzlich ausgeleiert. Herren und Bedienten waren abgeſtiegen und halfen fluchend dem Poſtillon das leere Fuhrwerk Schritt vor Schritt weiter hinaufwinden. Ich wechſelte die Schluchten bergauf bergab, und trabte zum großen Neide der dick bepelzten Herren an dem engliſchen Wagen fürbaſs. Ein andermal rollten ſie vor mir vorbei, wenn ich langſam fortzog. So geht's in der Welt: ſie giengen ſchneller, ich gieng ſicherer. Auf dieſer Seite des Sömmerings kommt aus verſchiedenen Schluchten die Wien herab; und auf der zweiten Hälfte der Station, nach Mürzzuſchlag, nachdem man den Gipfel des Berges erſtiegen hat, kommt ebenſo die Mürz hervor, und iſt in einer Stunde ſchon ein recht ſchöner Bach. Bei Mürzzuſchlag treibt ſie faſt alle hundert Schritte Mühlen und Hammerwerke bis herab nach Krieglach, wo ſie größer wird, nun ſchon einen anſehnlichen Fluſs bildet, und nur mit Koſten gebraucht werden kann. Es iſt angenehm, die Induſtrie zu ſehen, mit welcher man das kleine Wäſſerchen zu ſeinen Behufen zu leiten und zu gebrauchen weiß; und die kleinen Thäler an dem Fluſſe herunter ſind außerordentlich lieblich, und machen auch unter dem Schnee mit ihren fleißigen Gruppen ein ſchönes Winterbild.

Die Wörter Mürzzuſchlag und Krieglach klangen mir nach den Wiener Mordgeſchichten gar ſehr wie nomina male ominata, deren Ethymologie ich mir gern hätte erklären laſſen, wenn ich nicht zu faul geweſen

wäre, irgend einen Paſtor aufzuſuchen: und ich war herzlich froh, als ich gegen Abend ſo ziemlich aus der abenteuerlichen Gegend heraus war. Es iſt etwas ſehr Gewöhnliches, daſs man einem Gaſte, wenn er die Zeche bezahlt hat und abzieht, glückliche Reiſe wünſcht, und man denkt weiter nicht viel dabei: aber Du kannſt nicht glauben, wie angenehm es iſt, wenn in einer ſolchen Lage, im Januar, wenn der Sturm den Schnee gegen die Felſen jagt, mit Theilnahme von einem artigen, hübſchen Mädchen geſchieht, zumal wenn man den Kopf voll Räuber und Strauchdiebe hat..

Gräz.

Hier will ich einige Tage bleiben und ruhen: die Stadt und die Leute gefallen mir. Du weißt, daſs der Ort zu beiden Seiten der Mur ſehr angenehm liegt; und das Ganze hat hier überall einen Anblick von Bonhomie und Wohlhabenheit, der ſehr behaglich iſt. Von Schottwien aus machte ich den erſten Tag mit vieler Anſtrengung nur fünf Meilen, und den zweiten mit vieler Leichtigkeit ſieben: aber den erſten ſtieg ich in dem entſetzlichen Schneegeſtöber an der Wien bergauf, und den zweiten gieng ich bei ziemlich gutem Wetter an der Mürz bergab. Es iſt ein eigenes Vergnügen, die Bäche an ihren Quellen zu ſehen und ihnen zu folgen, bis ſie Flüſſe werden. Die Mürz iſt ein herrliches Waſſer und muſs die erſte Meile ſchöne Forellen haben. Man hat mich zwar gewarnt, nicht in der Nacht zu gehen, und mich däucht, ich habe es verſprochen: aber ich habe bis jetzt doch ſchon zweimal dagegen geſündigt und bin über eine Stunde die Nacht gelaufen. Indeſſen wer wird gern in einer ſchlechten Kneipe übernachten, wenn man ihm ſagt, daſs er eine Meile davon ein gutes Wirtshaus findet.

An einem dieſer Tage wurde ich zu Mittag in einem kleinen Städtchen gar köſtlich bewirtet, und bezahlte nicht mehr als achtzehn Kreuzer. Das that meiner Philanthropie ſehr wohl, denn Du weißt, daſs ich mir aus den Kreuzern ſo wenig mache, wie aus den Kreuzen.

Ich lief immer an der Mürz hinunter, kam in Brüg an die Mur und pilgerte an dem Fluſſe hinab. Schon zu Neukirchen waren mir eine Menge Wagen begegnet, die leer zu ſein ſchienen und doch außerordentlich ſchwer giengen. Auf dem Sömmering traf ich noch mehr, und entdeckte nun, daſs ſie Kanonen führten, die ſie höchſt wahrſcheinlich von Gräz und noch weiter von der italieniſchen Armee brachten und deren Lafetten vermuthlich verbraucht waren. Vor einem Wagen zogen oft ſechzehn Pferde, und der Wagen waren oft mehr als hundert. Für mich hatten ſie den Vortheil, daſs ſie Bahn machten. Hier und da war auch Bedeckung; und Soldaten mit Gewehr ſehe ich als Reiſender jetzt immer gern: denn im allgemeinen darf man annehmen, dieſe ſind ehrliche Leute: die Schlechten behält man in den Garniſonen, und läſst ſie nicht mit Gewehr im Lande herumziehen.

Den zehnten um neun Uhr aus Wien und den vierzehnten zu Mittag in Gräz, heißt im Januar immer ehrlich zu Fuße gegangen. Die Thäler am Fluſſe hinunter ſind faſt alle romantiſch ſchön, die Berge von beträchtlicher Höhe. Noch eine Meile von Brüg, gleich an dem Ufer der Mürz, ſteht ein ſchönes Landhaus; auf der einen Seite desſelben ſiehſt Du auf der Gartenmauer Pomona mit ihrem ganzen Gefolge in ſehr grotesken Statüen abgebildet, und auf der andern die Muſik mit den meiſten Inſtrumenten nach der Reihe, noch grotesker und faſt an Caricatur grenzend. Das Ganze iſt ſchnakiſch genug, und thut eine poſſierlich angenehme Wirkung. Der Trägerin des Füllhorns fehlte der Kopf, und da die ganze Geſellſchaft ziemlich beſchneit war, konnte man nicht entdecken, ob er abgeſchlagen war, oder ob man ſie abſichtlich ohne Kopf hingeſtellt hatte. Die Örter in der Gegend haben alle das Anſehen der Wohlhabenheit.

Bei Röthelſtein beſchwerte ſich ein Landmann, mit dem ich eine Meile gieng, über den Schaden, den die Wölfe und Luxe anrichten, die aus den Bergen herabkämen. Der Schnee ward hoch und die Kälte ſchneidend, und ich eilte nach Pegau, bloß weil der Ort für mich einen vaterländiſchen Namen hatte. Aber das Quartier war ſo traurig, als ich es kaum auf der ganzen Reiſe angetroffen hatte. Man ſperrte mich mit einem Candidaten der Rechte zuſammen, der aus der Provinz nach Gräz zum Examen gieng, und der mich durch ſeine drolligen Schilderungen der öffentlichen Verhältniſſe in Steyermark für das ſchlechte Wirtshaus entſchädigte. Er hatte viel Vorliebe für die Tyroler, ob er gleich ein Steyermärker war, und lobte Klagenfurt nach allen Prädicamenten. Mit ihm gieng ich vollends hierher.

Gräz iſt eine der ſchönſten großen Gegenden, die ich bis jetzt geſehen habe; die Berge rund umher geben die herrlichſten Ausſichten, und müſſen in der ſchönen Jahreszeit eine vortreffliche Wirkung thun. Das Schloſs, auf einem ziemlich hohen Berge, ſieht man ſehr weit; und von demſelben hat man rund umher den Anblick der ſchön bebauten Landſchaft, die durch Flüſſe und Dörfer und eine Menge Berge herrlich gruppiert iſt. Als ich oben in das Schloſsthor trat, ſtand ein Corporal dort und pfiff mit großer Andacht eines der beſten Stücke aus der Oper: „Die Krakauer", welche die letzte Veranlaſſung zum Ausbruch der Revolution in Warſchau war. Da ich die Oper dort genoſſen und das darauffolgende Trauerſpiel ſelbſt mitgemacht hatte, ſo kannſt Du denken, daſs dieſe Muſik hier in Gräz ganz eigen auf mich wirkte. Eben dieſe Melodie hatte mich oft ſo ſehr beſchäftigt, daſs ich manchmal in Verſuchung geweſen war, für mich ſelbſt einen eigenen Text darauf zu machen, da ich das Polniſche nicht ſonderlich verſtehe. Die Gefängniſſe des Schloſſes ſind jetzt voll Verbrecher, die mir mit ihren Ketten entgegenklirrten. Das Spital, gleich unten am Schloſsberge, iſt von Joſeph dem Zweiten, ein ſtattliches

Gebäude; und das neue, sehr geschmackvolle Schauspielhaus, mit einer kurzen, echt lateinischen Inschrift, von den Ständen. Herr Küttner spricht schon ziemlich gut von dem hiesigen Theater, und ich habe sein Urtheil völlig richtig gefunden. Man gab eine neue Bearbeitung des alten Stücks: „Der Teufel ist los". Der Text hält freilich, wie in den meisten Opern, keine Kritik. Schade, dass man nicht in dem Tone fortgefahren ist, den Weiße angeschlagen hatte. Es hätte eine Menge zu niedriger Redensarten ausgemerzt werden sollen. Die Musik war eklektisch und gab Reminiscenzen, war aber sehr gefällig, und schon mehr italienisch als deutsch. Der Gesang war besser, als ich ihn seit Guardasonis schöner Periode irgendwo gehört habe. Das Personal ist ziemlich gut besetzt, und vorzüglich das weibliche nicht so ärmlich als in Dresden und Wien. Das einzige, was mir missfiel, waren die Furien und Teufel, welche durchaus aussahen wie die Kohlenbrenner vom Blocksberge.

In einer Prolepse muss ich Dir, nicht ganz zur Ehre unserer Mitbürger, sagen, dass ich auf meiner ganzen Wanderschaft kein so schlechtes Schauspielhaus getroffen habe, als bei uns in Leipzig. Hier in Oestreich und durch ganz Italien und auch in Frankreich sind überall gehörige bequeme Vorzimmer am Eingange, und die meisten haben Kaffeehäuser von mehreren Piecen, wo man Erfrischungen aller Art und gut haben kann. Bei uns wird das Publicum in einem schlechten Winkel ziemlich schlecht bedient, und für Bequemlichkeit und Vergnügen derjenigen, die nun gerade diese Scene oder diesen Act nicht sehen wollen, ist gar nicht gesorgt. An Feuersgefahr scheint man ebensowenig gedacht zu haben, und sperrt das Publicum auf Gnade und Ungnade ohne Rettung und Ausflucht zusammen.

Die Gräzer sind ein gutes, geselliges, joviales Völkchen; sie sprechen im Durchschnitt etwas besser deutsch als die Wiener. Der Adel soll viel alten Stolz haben. Das ist nun so überall sein Geist, etwas gröber oder feiner; ausgenommen vielleicht in großen Städten und größeren Residenzen, wo sich die Menschen etwas mehr an einander schleifen und abglätten. Längs der Mürz und der Mur hinunter gibt es links und rechts noch manche alte Schlösser, die aber, dem Himmel sei Dank, immer mehr und mehr in Ruinen sinken. Ihr Anblick erhöht nur noch das Romantische. Von Iffland, der voriges Jahr auch hier war, spricht man sowohl hier als in Wien noch mit Enthusiasmus. An der Wirtstafel erzählten einige Gäste vom Lande viel von der Bärenjagd und den Abenteuern, die es dabei gäbe. Ich glaubte immer, diese Art von Pelzwerk wäre jetzt nur noch in Polen und jenseits zu Hause; aber voriges Jahr wurden hier in der Gegend zwölfe geschossen, und auch diesen Jahrgang wieder mehrere. Vor einigen Jahren wurde eine Bärin erlegt, die Junge hatte, und auf den Hof geschafft. Kurze Zeit nachher folgten die Jungen der Fährte

der todten Mutter und setzten sich vor dem Hofe auf einen alten Lindenbaum, wo sie sich endlich ruhig fangen ließen. Die Gärten und der Lindenberg waren verschneit, so dass ich diese Vergnügungsörter nur von weitem sah.

Laybach.

Von Gräz aus war es sehr kalt und ward immer kälter. Die erste Nacht blieb ich in Ehrenhausen, einem ganz hübschen Städtchen, das seinem Namen Ehre macht, wo ich von meiner lieben Mur Abschied nahm. Der Ofen glühte, aber das Zimmer ward nicht warm. Der Weg von Ehrenhausen nach Mahrburg ist ein wahrer Garten links und rechts mit Obstpflanzungen und Weinbergen. Auch Mahrburg ist ein ganz hübscher Ort an der Drawa, und die Berge an dem Flusse hinauf und hinab sind voll der schönsten Weingärten. Eine herrliche, ökonomische Musik war es für mich, dass die Leute hier überall links und rechts auf Bohlentennen dreschen. Man kann sich keinen traulicheren Lärm denken. Das Deutsche hörte nunmehr unter den gemeinen Leuten auf, und das Italienische fieng nicht an: dafür hörte ich das krainische Rothwelsch, von dem ich nur hie und da etwas aus der Analogie mit dem Russischen verstand. Die Russen thun sich etwas darauf zu gute, dass man sie so weit herab in ihrer Muttersprache versteht, und nennen sich deswegen die Slawen, die Berühmten, ungefähr so wie die heutigen Gallier sich die große Nation nennen. Bis nach Triest und Görz wurden sie hier überall verstanden. Die Polen sprechen sogleich leicht und verständlich mit ihnen, und die Böhmen finden keine große Schwierigkeit. Ich selbst erinnere mich, als ich vor mehreren Jahren aus Rußland zurückkam und einen alten russischen Grenadier als Bedienten mit mir hatte, dass er mir in der Lausitz in der Gegend von Lübben sagte: „Aber, mein Gott, wir sind ja hier noch ganz in Rußland; hier spricht man ja noch gut russisch.“ So viel Ähnlichkeit haben die slawischen Dialecte unter sich, von dem russischen bis zum wendischen und krainischen.

Von Gannewitz aus ist ein hoher, furchtbar steiler Berg, weit steiler als der Sömmering, so dass vierundreißig Ochsen und sechs Pferde an einem Frachtwagen zogen, den die sechs Pferde auf gewöhnlichen Wegen allein fortbrachten. Die Berge sind hier meistens mit schönen Buchen bewachsen, da sie an der Mur fast durchaus mit Schwarzwald bedeckt sind.

In Cilly kam ich ziemlich spät an, und that mir gütlich in sehr gutem Bier, das nun ziemlich selten zu werden anfängt. Aus Verzweiflung muss ich Wein trinken, und zwar viel; denn sonst würde man mich ohne Barmherzigkeit auf ein Strohlager weisen, und wenn ich auch noch so sehr mit dem Gelde klingelte. Es wurde hier bei meiner späten Ankunft so stark geschossen und geschrien, dass ich glaubte, es wäre Revolution im Lande. Wie ich näher kam, hörte ich, dass es Schlittenfahrten waren.

In Cilly hätte ich auch bald meine irdische Laufbahn geschlossen: das gieng so zu. Ich aß gut und viel, wie gewöhnlich, in der Wirtsstube, und hatte bestellt, mir ein gutes Zimmer recht warm zu machen, weil es fürchterlich kalt war: denn die steyermärkischen und krainischen Winter halten sich in gutem Credit, und der jetzige ist vorzüglich strenge. Nach der Mahlzeit gieng ich auf das Zimmer, zog mich aus, stellte mich einige Minuten an den Ofen und legte mich zu Bette. Du weißt, dass ich ein gar gesunder Kerl bin, und jeden Tag gut esse, und jede Nacht gut schlafe. So auch hier. Aber es mochte vielleicht gegen vier Uhr des morgens sein, als ich durch eine furchtbare Angst geweckt wurde und den Kopf kaum heben konnte. So viel hatte ich noch Besinnung, dass ich errieth, ich schliefe in einem neu geweißten Zimmer, das man auf mein Verlangen gewaltig geheizt hatte. Als ich mich aufzurichten versuchte, um das Fenster zu öffnen, fiel ich kraftlos und dumpf auf den Pfühl zurück und verlor das Bewusstsein. Als es helle ward, erwachte ich wieder, sammelte nun so viel Kraft, das Fenster zu öffnen, mich anzuziehen, in der Eile das Zimmer zu verlassen, hinunter zu taumeln und unten etwas Wein und Brot zu bestellen. Hier kam der zweite Paroxismus; ich sank am Tische hin in einen namenlosen Zustand, wie in einen lichtleeren Abgrund, wo Finsternis hinter mir zuschloss. So viel erinnere ich mich noch: ich dachte, das ist der Tod, und war ruhig: sie werden mich schon gehörig begraben. Kurze Zeit darauf erwachte ich wieder unter dem entsetzlichsten Schweiße, der mich aber mit jedem Augenblicke leichter ins Leben zurückbrachte. Der ganze Körper war nass, die Haare waren wie getaucht, und auf den Händen standen große Tropfen bis vorn an die Nägel. Niemand war in dem Zimmer; der Schweiß brachte mir nach der Schwere des Todes ein Gefühl unaussprechlicher Behaglichkeit. Etwas Schwindel kam zurück; nun suchte ich mich zu ermannen und nahm etwas Wein und Brot. Die Luft, dachte ich, ist die beste Arznei, und auf alle Fälle stirbt man besser in dem freien Elemente, als in der engen Kajüte. So nahm ich meinen Tornister mit großer Anstrengung auf die Schulter und gieng oder wankte vielmehr fort; aber mit jedem Schritte ward ich leichter und stärker, und in einer halben Stunde fühlte ich nichts mehr, ob mir gleich Kleid, Hut, Haar und Bart und das ganze Gesicht schwer bereift war und der ganze Kerl wie schlechte verschossene Silberarbeit aussah; denn es fiel ein entsetzlich kalter Nebel. Nach zwei Stunden frühstückte ich wieder mit so gutem Appetit, als ich je gethan hatte. Siehst Du, lieber Freund, so hätte mich der verdammte Kalk beinahe etwas früher, als nöthig ist, aus der Welt gefördert. Doch vielleicht kam mir dieses auch nur so gefährlich vor, weil ich keiner solchen Phänomene von Krankheit, Ohnmacht und so weiter, gewohnt bin. Etwas gewitziget werde ich indes dadurch für die Zukunft, und ich visitierte nun

allemal erſt die Wände eines geheizten Zimmers, ehe ich mich ruhig einquartierte.

Zwiſchen Franz und Sanct Oswald ſteht rechts am Berge eine Pyramide mit einem Poſtament von ſchwarzem Marmor, auf dem die Unterwerfungsacte der Krainer an Karl den Sechsten eingegraben iſt: Se substraverunt heißt es mit claſſiſch diplomatiſcher Demuth. Eine Viertelſtunde weiter hin iſt links ein anderes neueres Monument, wie es mir ſchien, zur Ehre eines Miniſters, der den Weg hatte machen laſſen. Es war ſehr kalt; die Schrift war ſchon ganz unleſerlich und der Weg war auch wieder in übeln Umſtänden, obgleich beides höchſtens nur von Karl dem Sechsten.

Abends kam ich mit vieler Anſtrengung in Sanct Oswald an, ob ich gleich recht gut zu Mittage gegeſſen hatte; denn der Zufall mochte mich doch etwas geſchwächt haben. Der Wirt, zu dem man mich hier wies, war ein Muſter von Grobheit und hat die Ehre, der einzige ſeiner Art auf meiner ganzen Reiſe zu ſein: denn alle übrigen waren leidlich artig. Ich trat ein und legte meinen Torniſter ab. Es war Zweidunkel, zwiſchen Hund und Wolf. „Was will der Herr?“ fragte mich ein ziemlich dicker, handfeſter Kerl, der bei dem Präſidenten der italieniſchen Kanzlei in Wien Kammerdiener geweſen zu ſein ſchien, ſo ganz ſprach er ſeine Sprache und ſeinen Dialect. Du weißt, daſs ſehr oft ein Miniſter das Talent hat, durch ſein wirkſames Beiſpiel die Grobheit durch die ganze Provinz zu verbreiten. „Was will der Herr?“ Ich trat ihm etwas näher und ſagte: „Eſſen, trinken und ſchlafen.“ — „Das erſtere kann er, das zweite nicht.“ — „Warum nicht? Iſt hier nicht ein Wirtshaus?“ — „Nicht für Ihn.“ — „Für wen denn ſonſt?“ — „Für andere ehrliche Leute.“ — „Ich bin hoffentlich doch auch ein ehrlicher Mann.“ — „Geht mich nichts an.“ — „Aber es iſt Abend, ich kann nicht weiter und werde alſo wohl hier bleiben müſſen“, ſagte ich etwas beſtimmt. Hier gerieth der dicke Mann in Zorn, ballte ſeine Fäuſte mit einer ſolchen Heftigkeit, als ob er mit jeder auf einmal ein halbes Dutzend ſolcher Knotenſtöcke zerbrechen wollte, wie ich trug. „Mach' der Herr nur kein Federleſens, und pack' Er ſich; oder ich rufe meine Knechte; da ſoll die Geſchichte bald zu Ende ſein.“ Er deutete grimmig auf die Thür, und gieng ſelbſt hinaus. Ich wandte mich, als er hinaus war, an einen jungen Menſchen, welcher der Sohn vom Hauſe zu ſein ſchien, und fragte ihn ganz ſanft um die Urſache einer ſolchen Behandlung. Er antwortete mir nicht. Ich ſagte, wenn man mir nicht trauete, ſo möchte man meine Sachen in Verwahrung nehmen, und Börſe und Uhr und Paſs und Taſchentuch dazu. Nun ſagte er mir ängſtlich, der Herr wäre aufgebracht, und es würd' wohl bei dem bleiben, was er geſagt hätte. Hier kam der dicke Herr ſelbſt wieder. „Iſt der Herr noch nicht fort?“

— „Aber, Lieber, es ist ja ganz Nacht; ich bin sehr müde, und es ist sehr kalt.“ — „Geht mich nichts an.“ — „Es ist kein anderes Wirtshaus in der Nähe.“ — „Wird schon eins finden.“ — „Auch wieder ein solches?“ — „Nur nicht räsonniert und marsch fort!“ — „Hier ist mein Pass aus der Wiener Staatskanzlei.“ — „Ei, was!“ rief er grimmig wüthend und ohne mit Respect zu sagen, „ich sch . . . auf den Quark!“ Was war zu thun? Zur Bataille dürfte ich es nicht wohl kommen lassen; denn da hätte ich, trotz meinem schwerbezwingten Knotenstock, Schläge bekommen für die Humanität, quantum satis, und noch etwas mehr. Der Mensch schien Kaiser und Papst in Sanct Oswald in einer Person zu sein. Ich nahm ganz leise meinen Reisesack und gieng zur Thür hinaus. War das nicht ein erbaulicher, ästhetischer Dialog?

Nun ist in ganz Sanct Oswald, soviel ich sah, weiter nichts als dieses ziemlich ansehnliche Wirtshaus, die Post, ich glaube die Pfarre, und einige kleine Tagelöhnerhütten. Zu der Poststation habe ich durch ganz Deutschland nicht das beste Zutrauen in Rücksicht der Humanität und Höflichkeit: das ist ein Resultat meiner Erfahrung, als ich mit Extrapost reiste; nun denke Dir, wenn ein Kerl mit dem Habersack käme! Er möchte noch so viel Ducaten in der Tasche haben, und zehren wie ein reicher Erbe; das wäre wider Polizei und die Ehre des Hauses. Zu dem Pfarrer hätte ich wohl gehen sollen, wie ich nachher überlegte, um meine Schuldigkeit ganz gethan zu haben. Aber das Unwesen wurmte mich zu sehr; ich gab dem Heiligen im Geiste drei tüchtige Nasenstüber, dass er seine Leute so schlecht in der Zucht hielt, und schritt ganz trotzig an dem Berge durch die Schlucht hinunter in die Nacht hinein. Die tiefe Dämmerung, wo man aber doch im Zimmer noch nicht Licht hatte, und mein halb polnischer Anzug mochten mir auch wohl einen Streich gespielt haben: denn ich glaube fast, wenn wir einander hätten hell ins Gesicht sehen können, es wäre etwas glimpflicher gegangen. Die Gegend war nun voll Räuber und Wölfe, wie man mir erzählt hatte, ich marschierte also auf gutes Glück geradezu. Ungefähr eine halbe Stunde von dem Heiligen der schlechten Gastfreundschaft traf ich wieder ein Wirtshaus, das klein und erbärmlich genug im Mondenschein dort stand. Sehr ermüdet und etwas durchfroren trat ich wieder ein, und legte wieder ab. Da saßen drei Mädchen, von denen aber keine eine Silbe deutsch sprach, und sangen, bei einem kleinen Lichtchen, ihrer kleinen Schwester ein gar liebliches krainisches Wiegentrio vor, um sie einzuschläfern. Endlich kam der Wirt, der etwas deutsch radebrechte: dieser gab mir freundlich Brot, Wurst und Wein, und ein Kopfkissen auf das Stroh. Ich war sehr froh, dass man mir kein Bett anbot; denn mein Lager war unstreitig das beste im ganzen Hause. Es war mir lieb, bei dieser

Gelegenheit eine gewöhnliche krainische Wirtschaft zu sehen, die dem Ansehen nach noch nicht die schlechteste war, und die doch nicht viel besser schien, als man sie bei den Letten und Esthen in Kurland und Liefland findet. (Damit schließen wir die Aufzeichnungen.)

Ein Ruf an unsere Priester.

Während dieser Brief geschrieben wird, klingen die Weihnachtsglocken: Friede den Menschen! Aber in unserem stillen Lande werden Festklänge noch selten so schlecht gestimmte Ohren, so erregte Herzen gefunden haben, als diesmal.

Der Kampf unserer Zeit! Insofern hat er etwas Erhebendes, dass er nicht so sehr um Länder und Reichthümer entbrennt, denn um höhere Ideale. Es ist ein edler Kampf, aber nur wenn er reinen Sinnes sich auf die Vertheidigung beschränkt und in heißer Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Friede geführt wird.

Zwei große Ideale ringen um unser Herz: Nationalität! Menschheit! Letzteres muss das Endziel sein. Aber so weit sind wir noch nicht. Dieses Endziel ist nicht mit einem Hochsprung zu erreichen, sondern hübsch bescheidentlich von Stufe zu Stufe. Bevor wir die Liebe zur gesammten Menschheit praktisch üben können, müssen wir erst die Liebe — zum Nächsten gelernt haben. Wer steht uns am nächsten? Die Eltern, die Geschwister, die Blutsverwandten. Niemand wird das Naturgemäße und das Christliche der Liebe zur Familie leugnen wollen. Aus einer Familie stammen mehrere Familien, und alle Familien des Stammes zusammen machen ein Volk. Unser deutsches Volk ist nichts anderes als der große Kreis unserer Verwandtschaft. Es ist nun überaus natürlich, dass uns blutsverwandte Menschen näher stehen, als Fremde. Und es ist vollkommen im Sinne christlicher Nächstenliebe, wenn man sein räumlich und sittlich nahestehendes Volk mehr liebt, als ein fremdes. Selbst unter verschiedenen Völkern eines Staates ist diese Nächstenliebe geboten. Woraus freilich noch lange nicht hervorgeht, dass man die Rechte und Vorzüge anderer Völker geringschätzen, dass man angeblich aus Liebe zum eigenen Volk andere Völker hassen müsse. Wer sein Volk wirklich liebt, der soll ihm keine Feinde machen. — Wie also der Mensch selbst von Stufe zu Stufe durch Familie und Volk zur Menschheit aufwächst, so auch seine Liebe. Die Nächstenliebe fängt bei ihm selber an, und aufhört sie nicht einmal an den äußersten Grenzen der Menschheit. Die große Liebe umfasst alle Creatur.

Aber sie entwickelt sich zuerst in der Liebe zu unserer Familie, zu unserem Volke. In der Einheit mit seiner Nation wird der Mensch mächtig zu großen, der ganzen Menschheit dienenden Werken. Und ander-

seits, wenn nicht einmal ein Volk einig sein kann, wie soll es erst die Menschheit werden? —

Die nationale Entwickelung wird nun aber vielfach so missverstanden, als ob eine Nation nur darum groß werden müsste, um andere Nationen zu knechten oder zu vernichten. Diese von engherzigen Materialisten und gewissenlosen Politikern verbreitete Annahme ist der Grund des grenzenlosen Unheils, in dem wir zu versinken drohen. —

Wenn ich, ehrwürdige Priester, heute mit solcher Betrachtung an euch herantrete, so ist es nicht etwa, um euch belehren zu wollen. Ihr habt Ähnliches ja selbst gesagt, und das gibt mir Muth, in dieser großen Sache freimüthig an euch zu schreiben. In einer euerer Zeitungen („Grazer Volksblatt", 24. December 1897) las ich zu meiner Freude das Zugeständnis, dass die Nation auf natürlicher Entwickelung und auf göttlichem Rechte beruhe und dass deshalb jeder Mensch verpflichtet sei, das Nationalbewusstsein zu pflegen, die Rechte seiner Nation zu schützen und zu vertheidigen. — So werden wir uns verstehen.

Zwischen den Völkern des alten Habsburgerreiches ist — wir fühlen es alle zutiefst — ein schwerer Kampf entbrannt, bei dem wir Deutsche in gar seltsamem Nachtheile stehen. Wir besitzen zwar in diesem Reiche das ältere Heimatsrecht, wir haben ihm Gesittung, Geschichte und das Kaiserhaus gegeben. Wir waren die Gründer und Stützen seiner jahrhundertelangen Großmacht. Wir glaubten das Recht der Erstgeburt zu haben. Nun kamen Männer eines fremden Volkes, um uns zu regieren, sie wollten von uns nehmen, um es anderen zu geben, und haben dadurch Ereignisse entfacht, die wir alle kennen.

Da haben wir es endlich glauben müssen, wohin das zielt! Ich hatte ja auch gemeint, schon ein paar Stufen höher zu stehen. Die Novembereignisse im Reichsrath haben mich eines andern belehrt. Unser Volk braucht jetzt keine Philosophen, es braucht Kameraden. Es braucht aber auch geistliche Tröster und Stärker, mit denen es sich eins fühlt. — Und hier fängt der Jammer an. Denn nicht allein die Regierung steht auf Seite unserer an Zahl weit überlegenen, grausam rücksichtslosen Gegenvölker. Mit Trauer und Scham müssen wir es erfahren, dass auch ihr, unsere dem deutschen Blut entstammten Priester (unter wenigen Ausnahmen), als Kampfgenossen bei — den Feinden stehet!

Und nun muss ich harte Worte sagen, die mir selbst in die Seele schneiden, die wohl aus Überzeugung, aber auch mit Beklommenheit gesprochen werden, und das umsomehr, als ich fürchte, dass meine Absicht — die, Gott weiß es! aufrichtig und ehrerbietig ist — wieder missdeutet werden wird. —

Der Clerus der slavischen Völker blieb im nationalen Natur- und Pflichtbewusstsein seiner Nation treu. Unsere deutsche Priesterschaft lässt

uns in der Noth allein. Sie ist nicht bloß nicht national, sie hält es offen mit den Gegnern. Sie scheint in „allgemeiner Christenliebe" der Nächstenliebe vergessen zu haben, ihrer Familie, ihrer ganzen Blutsverwandtschaft abtrünnig geworden zu sein! Durch diese Untreue hat sie ihr eigenes Volk geschädigt, zerrissen und geschwächt, ohne der Kirche, dem Christenthum, der Menschheit zu nützen. Ja sie hat dem Ganzen geschadet, weil sie die Gegner ermuthigt und weil sie nicht wenig zur Verwirrung, zur Zwietracht, zum Misstrauen, zur Erbitterung gegen die Geistlichkeit beigetragen hat. Kann denn das der Klugheit der katholischen Kirche entsprechen, wenn sie ein großes Culturvolk mit Füßen von sich stößt? Soll das ihrem Ideale allgemeiner Menschenumfassung gemäß sein, wenn sie in einzelnen Völkern eine Empörung züchtet, die verhängnisvoll werden kann? — Es wäre nicht das erstemal, dass aus nationalen Anlässen sich große religiöse Umwälzungen vollziehen.

Mit kindlicher Liebe hängt der größte Theil des deutschen Alpenvolkes heute noch an der katholischen Kirche. Aber die alten Geschlechter sterben aus, in den jungen wird immer mehr das nationale Bewusstsein maßgebend werden — was muss geschehen? — Die Bevölkerung steht unter der Nothwendigkeit einer elementaren Macht, die sich eben nun einmal voll entfalten wird, endlich auch hinaus bis zur letzten Hütte. — In dieser Sache kommt das Volk nicht zum Priester, so muss der Priester zum Volke kommen.

Der sogenannte „Liberalismus" vieler Deutschen ist kein Grund für den katholischen Priester, sich vom eigenem Volke ab- und einem fremden zuzuwenden. Dieser Liberalismus könnte für die Kirche nur als nationale Nothwehr gefährlich werden. Die Kirche aber wird ihm gefährlich in dem Augenblicke, als sie es der deutschen Geistlichkeit erlaubt, in nationalen Angelegenheiten mit dem deutschen Volke zu gehen. Die Kluft zwischen der Kirche und jenen Deutschen, die ihr die Liberalen nennt — warum ist sie denn so groß geworden? Weil ihr Gegner des Deutschthums und Freunde des Slaventhums seid, ganz vergessend, was das deutsche Volk für die christliche Religion geleistet hat und was es durch sie geworden ist. — Und wenn man gar glauben sollte, dass in der gegenwärtigen deutschen Bewegung staatsgefährliche Elemente sich bemerkbar machten, so wäre die Pflicht des patriotischen Clerus umso größer, sich zu den Deutschen Österreichs zu gesellen, um — selbst redlich national — jenen Mächten ein Gegengewicht zu bieten.

Wir wollen Österreicher sein. Aber nur deutsche Österreicher, und in dieser Forderung sind wir unerschütterlich einig. — Aber wir sind auch Christen und möchten Katholiken bleiben. Machet es uns nur möglich. Haltet mit uns Gemeinschaft in gemeinsamer Sache. Erinnert euch euerer Familien und Blutsverwandten, deren Herz jetzt von Widerpart zer-

rissen wird. Gedenket der Nation, die euch jene Sprache gab, in der die Mutter euch ihre Liebe, das Christenthum euch zuerst seine Verheißungen verkündet hat. Haltet zu uns in diesem Vertheidigungskampf um unsere deutsche Existenz in der Heimat. Im Osten die Polen, im Norden die Tschechen, im Süden die Slovenen — ringsum glühende Feinde unserer Nation. Wir erkennen diese Völker ja an, als in dem entsprechenden Verhältnis gleichberechtigte Staatsgenossen, wir gönnen ihnen ihre Entwickelung. Aber deren Ausbreitung auf Kosten der Deutschen, deren nationale Beeinflussung unseres deutschen Lebens, unserer Bildungsanstalten können wir nicht dulden. Das zu leiden wäre Verbrechen.

Man hat von euerer Seite immer noch sagen gehört, dass eine nationale Gefahr für die Deutschen in Österreich nicht vorhanden sei. Eine verhängnisvolle Täuschung! In Böhmen, Mähren, Schlesien, in Südtirol, in Kärnten, in Untersteiermark — überall werden die Deutschen zurückgedrängt. Ortschaften und Städte, die vor zwanzig Jahren noch urdeutsch gewesen, gehören heute anderen Nationen oder sind wenigstens halb verwelscht und slavisiert. Prag, Laibach sind verloren, Brünn und andere Städte sind in Gefahr, es zu werden. Einst durch und durch deutsche Städte, wie Wien, Graz, Klagenfurt u. s. w. weisen von Jahr zu Jahr mehr fremdnationale Elemente auf und zeigen ein Bedürfnis nach amtlicher Mehrsprachigkeit. Das geht schneller als man denkt. Nicht allein um unsere an den Grenzen verkommenden Stammesgenossen handelt es sich, obschon wir auch diese nicht verlassen dürfen. Die Gefahr wird eine allgemeine. Bei dem einheitlichen Zielbewusstsein der Gegner und bei der Lahmleidigkeit und Uneinigkeit der Deutschen müsste es auch in den heute noch kerndeutschen Gegenden dazukommen, dass unsere Enkel eine doppelzüngige „Muttersprache“ führen müßten und dass unsere Urenkel deutscher Schriftzeichen nur mehr begegnen würden — auf den verfallenden Grabsteinen ihrer Vorfahren! — — Glaubt es mir, ehrwürdige Männer, wer Kinder hat, dem dreht sich bei diesem Gedanken das Herz um.

Jede andere Nation würde ihre Priester bitten, mahnen, ihnen befehlen: Helfet uns! Wendet in schwerer Zeit eueren großen Einfluss unserem, euerem Volksthume zu! — Wir Deutsche haben gelernt bescheiden zu sein. Wir verlangen von unseren Priestern nicht einmal so viel, was andere Völker von den ihren ebenfalls katholischen Priestern unverlangt genießen: die nationale Gesinnung. Will und kann die deutsche Geistlichkeit schon nicht *für* uns sein, so möge sie wenigstens nicht *gegen* uns arbeiten. Unangefochten möge sie uns walten lassen, wenn wir unseren Nachkommen die deutsche Heimat bewahren und sichern wollen in dem geliebten Österreich.

Die Neutralität! Es ist sündhaft wenig verlangt. Und doch wird diese Zumuthung wahrscheinlich bei einigen Clerikern Entrüstung hervorrufen und sie werden fortfahren, in der Meinung, Völkerfrieden zu

vermitteln, gegen die Deutſchen zu wirken. Die Mehrzahl der deutſchen Prieſter aber wird endlich finden, daſs die Treue zur Nation mit der Treue zur Kirche ſich vereinigen läſst. Sie wird den Streitenden den inneren Frieden geben, ihr wird es dann leichter gelingen als heute, die Volksgenoſſen zu leiten, damit der Kampf ein gemäßigter und würdiger werde, und die Einheit des deutſchen Volkes ſelbſt wird dämpfend auf die Gegner wirken, bis es, ſo Gott will, endlich zur Löſung kommt, die unſern jetzigen Gegnern das ihre erhält, ohne uns etwas zu nehmen.

Freudig erſtaunen werdet ihr dann, ehrwürdige Prieſter, über die Dankbarkeit eurer Stammesgenoſſen, über das wiedererwachte Vertrauen in euren Gemeinden. Unter ſolchen Verhältniſſen wird es dann leichter möglich ſein, die Menſchen von Stufe zu Stufe höher zu führen, erkennend, daſs das einige Volk die Grundbedingung zur einigen Menſchheit iſt.

Peter Roſegger.

Faſſe Muth in deiner Noth!

Du kannſt gebieten nicht dem Schmerz,
Er kommt, um dir ins Herz zu dringen,
Zu quälen dich wohl allerwärts
Und neuen Kummer dir zu bringen.

Du ſiehſt, von Sorg' und Angſt bedrückt,
Das Ungeheuerliche drohen,
Und ſiehſt auch, wie heran es rückt,
Zum Brand den Funken zu entlohen.

Und da entringt ſich gramumflort
Dein Hilferuf in düſtern Stunden
Und zittert durch die Lüfte fort,
Um deinen Schmerz laut zu bekunden.

Du fühlſt dich ſchwach in deinem Harm
Und ſiehſt von allen dich verlaſſen,
An Troſt und Hilfe bettelarm
Siehſt du die Zukunft ſchon verblaſſen.

Doch faſſe Muth in deiner Noth,
Der Seele Kraft wird nicht erliegen,
Und gleich des Frühlings Morgenroth
Wird ſie nach hartem Kampfe ſiegen.

Es iſt ja ſo des Schickſals Lauf,
Daſs alles wiederkehrt im Leben,
Es ſchwirrt ein Schifflein ab und auf,
Für Menſchen Leid und Glück zu weben.

Franz Tiefenbacher.

Kleine Laube.

Was sollen unsere Denkmäler darstellen?

Der liebe Personencultus! Der wird wohl selten noch so lächerlich arg grassiert haben, als heutzutage. Nicht mehr das Werk im Vordergrund, nur die Person. Was geschehen ist, hat weniger Wichtigkeit, als wer es gethan hat. Wenn einer bei einem Festbankett den siebenten Toast ausbringt und er wird am nächsten Tage im Zeitungsberichte nicht genannt, so ist ihm der Humor für den ganzen Tag verdorben, falls er nicht gar etwa eine radicale Natur ist und das Abonnement kündet! Wenn irgend ein Jubiläum gefeiert wird, so ist der Gefeierte oft nichts als ein Nagelrechen, an den die Veranstalter ihre Namen hängen wollen. Die Werke des Gefeierten werden aufgezählt, enthusiastisch besprochen, bleiben jedoch des weiteren im Hintergrunde.

Und wenn man einem verdienstlichen Mann für das nächste Jahrhundert ein Denkmal setzt! Natürlich ein Standbild des Mannes oder eine Büste, oder ein Medaillon — damit man wohl auch immer weiß, wie er ausgesehen hat. Darunter der Name, wer es sein soll (oft selbst für die Zeitgenossen nicht überflüssig). Seine Leistungen aber? Seine Werke? Nun, die sollen eben für sich selber sprechen. Nicht immer thun sie das. Während dem Erze, das die Person des Dichters vorstellen soll, gehuldigt wird, bleiben seine Werke unbeachtet im Staube der Magazine liegen. — Äußerlich gleichen sich die Menschen. Ein Kellner sieht „in Stein gehauen oder in Erz gegossen“ nicht anders aus, als ein Staatsmann, ein Diurnist oft nicht anders wie ein Dichter. Aber die Werke unterscheiden sich. Wäre es also nicht besser, durch ein Denkmal weniger auf die Person, als auf die Werke hinzuweisen?

Unser Graf Auersperg-Denkmal ist sehr schön. Aber wer war dieser Graf Auersperg! Was hat er gethan? Ist es denn so wichtig, der Nachwelt zu überliefern, welchen Schnitt sein Rock, sein Beinkleid gehabt, welcher Mode seine Cravate angehörte? — Ein Jüngling, der eben die Fesseln zerbrochen die Fackel schwingt, und auf dem Sockel die Worte: „Dem Andenken Anastasius Grüns“ würden mehr sagen.

Bald sollen wir in Graz ein Hamerlingdenkmal bekommen. Ich fürchte, man wird es sich zur Hauptaufgabe machen, darzustellen, wie des Dichters Körperhaltung gewesen, wie sein Haar gekämmt war, wie seine Nase ausgesehen hat. Leute, die sich die tiefere Bedeutung eines Denkmals vor Augen hielten, kämen vielleicht auf eine Idee. Sie stellten in zwei herrlichen Gestalten Amor und Psyche auf den Sockel. Nicht weil

der Dichter zufällig ein Werk gleichen Namens geschaffen, als vielmehr, weil diese Gestalten seine beiden Richtungen nach dem Schönen und nach dem Guten anzeigen würden.

Ein Morre-Denkmal steht in Aussicht. Auch dieses Dichters Büste oder Statue wird nichts Charakteristisches haben. Dass Morre ein stattlicher Mann gewesen und ein rundes, sympathisches Gesicht gehabt, war gar kein Verdienst für ihn. Und den folgenden Geschlechtern wird es auch völlig gleichgiltig sein, es wird hoffentlich selbst stattliche Männer mit freundlichen Gesichtern haben. Warum wollen wir dem Morre ein Denkmal setzen? Weil er in Wort, Schrift und Kunst ein Anwalt der Armen und Unmündigen des Volkes gewesen. — So wird es unsere Sache sein, ein Symbol zu finden, welches künstlerisch darstellbar ist und das Wirken des Mannes ausspricht. Ich hätte hierüber manchen Gedanken, möchte aber den erfindungsreichen Künstlern nicht vorgreifen. Wenn dann noch irgendwie ein Bildnis des Mannes selbst angebracht wird, so kann sich das ja hübsch machen, aber es soll nicht Hauptsache sein. Hauptsache bei geistig bedeutenden Menschen ist immer der Geist.

Und Dichter, die es im Leben gewohnt waren, uneigennützig ihre Person in den Hintergrund zu rücken und ihr Werk voranzustellen, werden es auch bei ihren Denkmalen am liebsten so gehalten wissen wollen. Rosegger.

Wie denken Sie über die „Moderne" in der Malerei?

Lieber Herr!

Sie wollen plötzlich wissen, was ich von der „Modernen" in der Malerei halte? — Sehen Sie, über die des Schriftthums möchte ich eher mitsprechen, doch hier ist nicht mehr viel zu sagen, weil die „Moderne" im Schriftthum bereits naturgemäß verläuft. Die Nichtkönner finden wenig Beachtung, die Könner sind darüber hinausgewachsen und ähneln wieder den Meistern aller Zeiten. Nicht etwa im Sinne der Nachmacherei, sondern im Sinne souveräner Freiheit. Sie kümmern sich um keine Richtung und um keine Mode, sie schaffen aus ihrer Natur.

Die „Moderne" in der Malerei fällt allerdings schärfer auf. Das Bild ist zudringlicher, als das Buch. Man braucht nur die Augen aufzumachen, und es springt hinein. Ich verstehe von Malerei nichts, und Ignoranz ist nach Auffassung der Alten immer noch kein Grund zum Mitsprechen. Aber ich weiß in der Malerei sehr genau, fast klarer als in der Literatur, was mir gefällt oder nicht gefällt.

Die moderne Malerei gefällt mir ganz außerordentlich. Das ist ein sehr guter Spass, beiläufig so, wie ihn die lustigen Münchner oder Düsseldorfer Maler zu Carnevalsfesten machen. Die Imitation des Naiven ist immer drollig. Darin besteht auch die Aufgabe eines feinen Komikers. Die Schelme geben sich den Anschein, als könnten sie nicht besser malen, denn etwa die Martertaferlmaler im Gebirge, oder überhaupt ein Volk, das in der Kunst noch Kind ist. Diese Art hat so etwas reizend Chinesisches. So in der Ornamentik, in dem Ausdruck der Gesichter, im Fehlen der Perspective. Stets artisch jedoch Haar und Bart der Figuren, von einer Farbe, wie sie kein Menschenhaar hat — ziegelroth! Aber, bitte, es ist Stimmung in den Bildern! Na, und ob! Sogar eine sehr heitere. In unserer Kunstausstellung habe ich vor kurzem ein Gemälde gesehen, das den Titel „Die Kindesmörderin" führt. Große Tragik! Aber den See mit seinen Wellen hat der Schalk genau in der Manier sorgfältig zeichnender Kinder gemacht. Dann war ein Bild: Der Teich. — Classisch! — Himmel, Büsche, Wasser, Schatten, alles so durcheinander, dass man wie bei einem Vexierbilde fragen musste: Wo ist der Teich? Ein anderes Bild war schwer verständlich,

weil es verkehrt hieng — die Landschaft oben, der Himmel unten. Als man's richtig aufgehangen, war es — gar nicht verständlich.

Pathetische Menschen sagen, das wäre eben noch ein Chaos, und aus dem Chaos würde eine neue Welt entstehen. Naivpoetische Leute legen ihre persönliche Stimmung, wovon man immer Vorrath mit sich trägt, in so ein Bild und behaupten dann, es wäre Stimmung drin.

Aber wenn der Spaſs der jungen Künstler doch am Ende ernst gemeint wäre! Sie behaupten ja mit dem aufrichtigsten Gesicht von der Welt, sie *sähen* es nicht anders, und sie malten genau so, wie ihnen die Natur vorkäme. Das glaube ich ihnen natürlich nicht. Ich halte es für möglich, daſs plötzlich ein eigenartiges Genie entsteht, welches Natur und Welt mit ganz besonderen Sinnen erfaſst und in einer nur ihm eigenthümlichen Weise wiedergibt. Aber daſs innerhalb von fünf oder zehn Jahren alle jungen Maler, überhaupt das jüngere Geschlecht, ganz anders *sehen* sollten, als die Alten und eine Reihe unserer Vorfahren, das glaube ich platterdings nicht. Wenn sich derlei Änderungen vollziehen, so geht das nicht so über Nacht. Ich meine vielmehr, daſs es so gewesen ist: Unsere alten Schulen haben sich erschöpft, sie scheinen nicht mehr entwicklungsfähig zu sein. Das Bedürfnis nach Fortschritt ist da. So hat sich eines Tages ein Künstler hingesetzt und in guter oder schlechter Laune ein Bild auf die Fläche geworfen, das einmal ganz etwas anderes sein sollte, als alles Bisherige. Was immer es sei, nur anders! Stellen wir uns einmal, als ob wir alles Angelernte vergessen hätten, als ob wir wie ein Kind den Pinsel das erstemal in die Palette tauchten, um die Natur recht kindlich, recht naiv, recht unmittelbar und scheinbar recht unbefangen darzustellen. — Das Bild macht Aufsehen! Zwar nicht im guten, als vielmehr im schlimmen Sinne. Von allen Seiten wird es mit Hohn und Spott übergossen, aber man spricht davon. Das merken andere Kunstjünger, die bisher vergeblich alles in Bewegung gesetzt, daſs man von ihnen spreche. Auf einmal *sehen* auch sie so wie der eine, und malen so, und die „Moderne" ist fertig. Das Publicum ist entrüstet, aber das Absonderliche zieht an. Das Bedürfnis nach neuen Richtungen ist da, man vertraut sich mehr und mehr mit der Sache, man redet sich ein, daſs solche Bilder interessant, daſs sie schön seien, man empfindet sich Stimmungen an — mein Gott, was ist leichter sich zu suggerieren, als eine Stimmung, besonders bei etwas Ungewohntem. Und jetzt haben wir die neue Kunst.

Immer freue ich mich über den richtigen Namen, den man ihr gegeben hat. „Die Moderne!" Ich fasse hier aber das Wort nicht in dem Begriff: neuzeitig, sondern in dem von „Mode" auf. Die Moderne kam, so wie eine Kleidermode kommt, oder die einer bestimmten Frisur oder die des Händedrucks unter rechtwinkelig gebogenem Ellbogen. Die „Gigerlkunst" hat sie ein sehr bösartiger Mensch genannt.

„Wenn wir die Photographie nicht hätten, so könnte uns ein munterer Scholastiker vielleicht einreden, es gäbe gar kein objectives Bild in der Welt, jedes sei in der That so, wie es eine Person durch *ihre* Augen sehe. Nun kommt die Photographie. Sie ist gewiſs nicht Kunst in künstlerischem Sinne, aber sie ist ihr Corrector. Sie gibt uns die natürlichen Grundelemente eines Bildes, die jeder wahre Künstler anerkennen *muſs*.

Die moderne Darstellungskunst glaubt doch nicht ohne die reale Wahrheit auskommen zu wollen? Heute ist in ihr alles sinnbildlich, romantisch, subjectiv. Nein, subjectiv ist sie nicht. Subjectiv kann sie erst dann sein, wenn eigenartige Persönlichkeiten hinter ihr stehen. Sie ist schablonenhaft. Der Unterschied ist nur, daſs die einen mystisch sein wollen, die andern aber nichts, als die physische Wirkung der Farben auf das Auge bezwecken. Sie sprechen auch schon von „Farbensymphonien". Die Malerei soll fürs Auge genau das sein, was die Musik fürs Ohr. Es ist ein Standpunkt.

Aber es ist nicht mehr die bildende Kunst, die nach meiner bäuerlichen Auffassung dazu da ist, um Ideales zu gestalten oder uns etwas Wirkliches, Sichtbares in möglichst schönem Lichte und vollendeter Composition wiederzugeben. Gut. Die Farbe an sich ist ja auch etwas Wirkliches, Sichtbares. Aber sie ist doch für die meisten Menschen nicht wichtig genug, um Selbstzweck zu sein. Sonst hat man die Muttergottes gemalt, oder eine Schlacht, oder eine Landschaft — heute malt man Farben!

Aber die Secession — oder wie die Richtung gegenwärtig heißt — scheint das Feld, wohin sie gehört, doch bereits gefunden zu haben. In Straßenplacaten, Reclambildern leistet sie Ausgezeichnetes. Die Kunst ist marktschreierisch auf Gassen und Straßen getreten und macht Reclame für Fahrräder, Damenroben und Feigenkaffee!

Wenn die Moderne in der Malerei wirklich ernst behandelt werden will, dann muss ich allen Ernstes sagen, dass sie mir nach ihrer heutigen Natur zuwider ist. Nicht weil sie existiert. Warum soll sie nicht existieren? Warum soll die Kunst sich nicht auch nach dieser Seite hin ausleben? Zuwider ist sie mir bloß, weil sie sich zu breit machen will, weil sie anderes verdrängt, was den Menschen bisher Freude und Glück gewährt hat. In den Ausstellungen, in den Gallerien, in den illustrierten Blättern, an den Straßenecken — überall die „Moderne". Um der Laune und dem Geschmack einer Minderzahl von Neuerern zu huldigen, müssen Tausende ihrer Genüsse beraubt und in Ärger versetzt werden.

Aber es ist wohl immer so gewesen, wenn eine neue Schule aufkam, das ist ja das Göttliche im Fortschritt, dass in den kleinen Keimen so viel Kraft steckt, um allmählich die Massen zu besiegen. — Es kommt nur darauf an, ob das Neue eine Laune, oder ob es das Bedürfnis und Resultat einer neuen Zeit ist.

Wenn ich behaupte, dass die Moderne in der Malerei eine Modesache ist, so kann das möglicherweise ein Irrthum sein. Sie kann immerhin der Beginn einer neuen großen Kunstrichtung sein. Wenn ich aber sage, dass mir diese neuen Bilder, wie wir sie heute sehen müssen, ganz und gar missfallen, so ist das die reine Wahrheit. K.

Die Angelegenheit Hartleben-Rosegger — geschlichtet.

Wir glauben unseren Lesern Mittheilung machen zu sollen über den Verlauf einer Streitsache zwischen dem Schriftsteller Rosegger und seinem früheren Verleger Hartleben in Wien, die vor drei Jahren als von allgemeinerem principiellen Interesse in den öffentlichen Blättern viel besprochen worden war. Es handelte sich um eine strittige „Volksausgabe" und um das Revisionsrecht. Die Angelegenheit wurde damals vor das Handelsgericht in Wien gebracht, welches ein Sachverständigen-Gutachten verlangte. Die drei von beiden Parteien gemeinsam gewählten Sachverständigen, die Herren Dr. Eugen von Philippovich, Universitätsprofessor; Markus Stein, Chef der k. k. Hofbuchhandlung Manz, und Alfred von Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler in Wien, sprachen sich in einem eingehenden Gutachten zu Gunsten Roseggers aus.

Dieses Sachverständigen-Gutachten wurde von Hartleben nicht anerkannt. Doch kam es zu einem *Vergleiche*. Dieser Vergleich ließ auf Vorschlag Roseggers die strittigen Punkte fallen und stellte für das geschäftliche Verhältnis der Zukunft eine ganz neue Basis auf, durch welche allen künftigen Differenzen vorgebeugt wird und auch der schwebende Conflict mit einemmale geschlichtet erscheint. — Hartleben bezahlt an Rosegger statt früher bestandener Tantièmen und zur Erwerbung aller geschäftlichen Rechte für sich und dessen Rechtsnachfolger eine endgiltige Abfindungssumme, womit er sich natürlich nun auch *das Recht erwirbt*,

die im Streite schwebende „Volksausgabe“, sowie in Zukunft alle beliebigen Ausgaben zu machen. Hartleben unterbreitet bei jeder neuen Ausgabe und Auflage, ob sie nun durch Neusatz oder Plattendruck hergestellt wird, dem Verfasser die Revisionsbogen. Die Kosten für Druckfehlercorrecturen hat ersterer, die für allfällige Änderungen letzterer zu bestreiten.

Diese Vereinbarung wurde unter Aufhebung der Klage festgestellt. Sie bezieht sich auf alle älteren bei A. Hartleben in Wien erschienenen Schriften von Rosegger, welche in diesem Verlage unter der angenommenen Zeichnung „P. K. Rosegger“ forterscheinen werden.

Alle neuen, seit 1894 entstandenen und entstehenden Werke dieses Autors erscheinen bei L. Staackmann in Leipzig unter dem ursprünglichen Namen des Verfassers.

Somit ist diese Angelegenheit im Sinne des Autors zu beiderseitigem Vortheile geschlichtet und geregelt worden.

Bücher.

Der neue Gott. Roman von Richard Voss. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1898.)

Von den „Scherben“ bis zum Kreuze ist ein langer umständlicher Weg — aber ein naturgemäßer. Der Dichter der „Scherben“, vieler interessanter Romane und wirksamer Dramen, zeigt uns in seinem neuesten Werke eine ganz eigenthümliche, herrliche Lichtseite seines Könnens. „Der neue Gott“ hat drei Helden: Kaiser Tiberius, den abgefallenen heidnischen Priesterkönig Velosianus und — Jesus Christus. Auf das gute historische Zusammenklappen legt der Dichter wenig Gewicht. Er meint Größeres. Die Götter der Gewalt, der Weltmacht und Weltlust unterliegen dem Gotte der Duldung, der Entsagung, der Menschenliebe — das ist der Grundgedanke des Romanes, der in seinem hier wohl angebrachten Pathos nachgerade dämonisch wirkt. Das Leiden, der Tod, die Auferstehung des Heilands werden in einem weiteren und realeren Umrisse erzählt, als die Evangelisten es gethan. Dadurch rücken viele Thatsachen dem Menschen näher. Von größter Spannung sind die Capitel, wie die Juden eine falsche Christusleiche aufzeigen, um dem erregten Volke zu beweisen, dass der Gekreuzigte nicht auferstanden sei; wie die Jünger und Apostel, selbst Maria Magdalena, in dieser Leiche ihren Meister zu erkennen glauben, bis die Mutter kommt und in dem Leichnam nicht ihren Sohn findet. Von unendlicher Rührung ist das Suchen Mariens, der Mutter, nach ihrem Auferstandenen. Aber auch zutiefst packend das Suchen des Pontius Pilatus und des Kaisers Tiberius nach dem neuen Gotte. Voll christlicher Größe die Abschnitte von der Veronika mit dem Schweißtuch, nach meiner Meinung das Kleinod aller religiösen Dichtung. Aus den gestaltenreichen Nebenhandlungen tritt hervor der Hass des römischen Hauptmannes zur jungen jüdischen Seherin, der anfangs zum Mitleide und endlich zur Liebe wird. — Nein, das soll man nicht auseinander reißen, das muß man in der Einheit des Kunstwerkes genießen. Und dazu lade ich alle ein, die für den Gegenstand ein Herz haben. Dieser Roman „Der neue Gott“ wird ihnen wieder beweisen, wie mächtig die moderne Dichtung — zu dieser bekennt sich auch Voss' Werk in Form und Anlage — den christlichen Idealen zuzustreben beginnt. R.

Lachende Wahrheiten. Von Karl Spitteler. (Florenz u. Leipzig. Eugen Diederichs. 1898.)

Unter obigem Titel, den wir schon seit länger an einem Frankl'schen Epigrammbüchlein kennen, hat der schweizerische Schriftsteller Karl Spitteler eine Sammlung von Feuilletons und kritischen Abhandlungen herausgegeben, wie sie sich amüsanter gar nicht denken lassen. Dieser Reichthum an eigenartigen Gedanken, diese frische, schneidige Sprache war für mich überaus fördernd. Ich führe zur Andeutung des Inhaltes nur einige Titel vor: „Dichter und Pharisäer“. „Vom Ruhm“. Vom „Alters- und vom „Datumsjubiläum.“ Vom „Literarischen Hader“. „Von der Entrüstungsliteratur und ihrer Mache.“ „Von der Fremdwörterfrage.“ Über die „Zimperlichkeit der Druckerschwärze.“ Über „Großstadt und Groß-

städter", über das Drama und die dramatische Kunst, über Musik und Architektur und so fort. Den Glanzpunkt des Buches bilden die Aufsätze: „Das Epigonenthum" und vor allem der Vortrag: „Die Persönlichkeit des Dichters." Ich habe über den Dichter überhaupt kaum je etwas nach meiner Empfindung Treffenderes und Feineres gelesen, als diesen Essay. Wer die Persönlichkeit eines Schaffenden so klar und tief versteht, wie unser Verfasser, dem wird es freilich leicht sein, als Kritiker der Werke den richtigen und förderſamen Standpunkt einzunehmen, wie wir das bei Spitteler gewohnt sind. Auch dort, wo der Autor die Schwächen und Lächerlichkeiten der Leute scharf hernimmt, hat die elegante Form, der lachende Humor etwas so Liebenswürdiges, dass man den Schwächen und Lächerlichkeiten eigentlich gar nicht gram sein kann, die ein so lustiges Buch gezeitigt haben. R.

Kleine Erzählungen. Von J. Heimfelsen. (Zürich. „Steins literarisches Bulletin der Schweiz." 1897.)

Ein Dutzend Geschichten und Genrebildchen aus verschiedenen Kreisen der Gesellschaft. Der Verfasser weiß in all den Kreisen wohl Bescheid und hat eine frische Art zu erzählen. Heimfelsen ist als Dramatiker nicht mehr unbekannt und hat das Zeug, sich auch als Erzähler einen Namen zu machen. M.

Ludwig Richter, der Maler des deutschen Hauses. Die erziehliche Bedeutung Richters in seinem Lebensbilde und in seinen Werken. Von Johannes Erler. (Leipzig. Sigismund & Volkening.)

Im Angesichte unserer modernen Illustrationskunst muss man wohl manchmal Heimweh haben nach dem guten alten Holzschnitt und besonders nach den Bildern von Ludwig Richter. So deutsch gedacht, so volksthümlich ist nie wieder ein Zeichner erstanden und wenn man die Bilder heutiger „Prachtwerke" mit jenen alten „Kalenderbildern" vergleicht, dann kann man wohl nicht von einem Aufsteigen dieser Kunst sprechen. Aber Ludwig Richter hat nicht allein als Künstler und speciell als Maler des deutschen Volkscharakters, sondern auch als Mensch, als Kinderfreund, als Pädagog, als Christ eine Bedeutung, und diese findet in dem Vorstehenden beredten Ausdruck. M.

Kunstwart. Rundschau über Dichtung, Theater, Musik und bildende Künste. Herausgeber Ferdinand Avenarius. (München. D. W. Callwey.) Sie umfasst Dichtung, Musik und bildende Kunst, lässt nichts Wichtiges unberührt und hat nicht einen Schatten von Cliquewesen. Diese Zeitschrift, welche monatlich zweimal in sehr handlichen, reichhaltigen Heften erscheint, kann allen Freunden des Schönen auf das beste empfohlen werden. Frisches kritisches Leben ohne Zopf! M.

Im Herbste d. J. erschien in neuer wohlfeiler Volks-Ausgabe die bereits in Tausenden von Familien heimisch gewordenen **Ausgewählten Schriften von Adalbert Stifter.** (Leipzig. C. F. Amelang), enthaltend: Studien, Bunte Steine, Erzählungen.

Welch tiefer poetischer Schatz in den Werken Stifters verborgen liegt, hat die ursprünglich kleine, aber von Jahr zu Jahr stetig zunehmende Gemeinde dieses edlen und reinen Dichters längst erkannt. Diese wohlfeile Ausgabe soll nun den krystallklaren, lebendigen Bronnen, der aus diesen Dichtungen hervorquillt, zur inneren Reinigung und Erquickung des Lesers, dem ganzen deutschen Volke zugänglich machen, damit es sich, nach den Worten J. Weitbrechts, „durchdringen lasse von der geistig belebenden, sittlich erneuernden Kraft, die Stifters Werken innewohnt, damit es Freude und Anregung schöpfe aus der quellenden Fülle der Schönheit, wie sie in seinen Schilderungen des Natur- und Seelenlebens zum Ausdruck kommt".

. . . Mit Begeisterung hat ihn einst das deutsche Volk empfangen, den Interpreten reiner Natur und Menschlichkeit, es darf und wird ihn auch heute nicht vergessen. Der „Heimgarten" hat schon oft Gelegenheit gehabt, diesen einzigen Dichter zu würdigen und sich damit schon viele Leser zu Danke verpflichtet. Adalbert Stifter verstehen heißt für sich schon ein Glück. Heute soll die neue Ausgabe auf das angelegentlichste empfohlen sein. M.

Tannenzweige für den Weihnachtstisch des Lehrerhauses. Gedichte von Dietz. (Bad Ems. H. Chr. Sommer. 1897.)

Innige Lieder, wohl geschaffen zum Mitfühlen, zum Singen in Volksliedart. So recht fürs deutsche Haus. M.

Die jüngste Serie der **Bibliothek der Gesammtliteratur** (Halle a. S. Verlag Otto Hendel) bringt zunächst die Schlussbändchen der ersten Serie des Theaters im Salon. Herausgegeben vom Theaterdirector Demetrius Schrutz. Weiter bringt die Serie Alexander Dumas', des Älteren, berühmten Roman „Zwanzig Jahre später". Ferner Harriet Beecher-Stowes Negerroman „Onkel Toms Hütte". Und endlich Dante's „Neues Leben". V.

Büchereinlauf.

Mann und Weib. Novellen von G. v. Berlepsch. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1898.)

Nitokris. Roman aus dem alten Ägypten. Von Alfred Hennig. (Weinheim. Fr. Ackermann.)

Marthas Tagebuch. Nach dem Roman „Die Waffen nieder!“ von B. v. Suttner für die reifere Jugend bearbeitet von Hedwig Gräfin Pötting. Zweite Auflage. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Ludwig Anzengrubers Gesammelte Werke. Neue wohlfeile Ausgabe. Erscheint vollständig in sechzig Lieferungen. (Stuttgart. Cotta'sche Buchhandlung.)

Jeremias Gotthelfs Schriften. Berner Volksausgabe im Urtext. (Bern. Schmid & Francke.)

Naturgeschichtliche Volksmärchen aus nah und fern. Gesammelt von Oskar Dähnhardt. Mit einer Titelzeichnung von O. Schwindrazheim. (Leipzig. B. G. Teubner. 1898.)

Erlkönig. Nach einer Skizze von L. v. Beethoven. (Leipzig. J. Schubert & Co.)

Ungarisches Novellenbuch. Ernste und heitere Erzählungen. Aus dem Magyarischen ins Deutsche übersetzt und frei bearbeitet von Dr. Adolf Kohut. (Leipzig. R. Friese.)

Edelweiß. Märchen und Sagen aus den niederösterreichischen Bergen von Dr. Robert Weißenhofer. (Linz a. d. D. F. J. Ebenhöch'sche Buchhandlung.)

Norwegische Reisebilder. Erlebtes und Erlauschtes von Therese Kracht. Mit vielen Illustrationen. (Berlin. Ulrich Kracht.)

C-Moll. Eine Künstlerlaufbahn von Felix Hübel. (Dresden. E. Pierson. 1898.)

Die Leute von Strandoog. Schauspiel in drei Aufzügen von Holger Drachmann. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Draußen im Leben. Von Alfred Guth. (Berlin Hugo Storm.)

Rolfs Maifahrten. Eine Geschichte in Versen von Alfred Sassen. (Berlin. Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 1897.)

Der Bauernjörg. Ein Sang aus Oberschwaben von Eduard Eggert. (Stuttgart. Jos. Roth'sche Verlagshandlung. 1898.)

Himmelsrosen. Dichtungen von Julius Gersdorf. (Hetschburg. Gersdorf.)

Die Jugend. Ein Poem von Constantin Masurin. Frei aus dem Russischen von Richard Zoozmann, mit illustrativem Schmuck von W. Leo Arndt. (Berlin. Otto Elsner.)

Das Volkramslied. Ein Sang aus unseren Tagen von Julius Grosse. Dritte Auflage. (Dresden. E. Pierson.)

Perlen deutscher Lyrik. Eine auserlesene Sammlung neuer lyrischer Gedichte. Nebst einem Anhang: Aus fremden Zungen. Herausgegeben von P. Bodeusch. (Langensalza. F. G. L. Greßler. 1898.)

Frühlingsbeichte. Gedichte von Emma Guttmann. (Berlin. Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 1897.)

Auf einsamer Straße. Gedichte von Richard Dietrich. (Dresden. E. Pierson. 1897.)

Federstiel und Wanderstab. Gedichte von Josef Schweizer. (Graz. Leykam.)

Feder und Feile. Poesie und Satire von Leopold Wulff. (Baden-Baden. Wild.)

Reales und Ideales. Neue Gedichte von Paul Rathmann. (Dresden. E. Pierson. 1898.)

Wolken und Sterne. Neue Gedichte von Fr. Bopp. (Frauenfeld. J. Hubers Verlag.)

Blütenschnee. Neue Gedichte von Clara Forrer. (Zürich Albert Raustein. 1895.)

Schneeglöckchen der Liebe. Ein Liedersträußchen von A. v. Warnus. (Linz. E. Mareis. 1889.)

Der Pfarrer von Ahbach. Poetische Erzählung von A. v. Warnus. (Linz. E. Mareis. 1891.)

Der Naturfreund. Belletristische Monatsschrift. Zweiter Jahrgang. Herausgegeben von Alois v. Warnus. (Graz. Verlag des Herausgebers, Elisabethstraße 4.)

Der Selbstmordcandidat. Von A. v. Warnus. (Linz. E. Mareis. 1896.)

Bloßfüaßat. Allerhand Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Karl Frim. (Wien. St. Norbertus-Verlag. 1898.)

Yo drheme! Gedichte und Erzählungen in grulicher Mundart. Von Wilhelm Öhl. Warnsdorf. Strache. 1897.)

Aller Gattig Lüt. Von Fanny Oschwald Ringier. (Aarau. H. R. Sauerländer & Co. 1897.)

Nüt för ugual. Gedichte in Montavoner Mundart von Johann Baptist Biedermann. (Stuttgart. Süddeutsches Verlags-Institut. 1897.)

Neuheiten aus dem Verlage Georg Heinrich Meyer. Leipzig:

Der Bruderhof. Eine bäuerliche Liebes- und Leidensgeschichte aus dem Hildesheimischen von Heinrich Sohnrey.

Neue Spreewaldgeschichten. Von Max Bittrich.

Schleswig-Holsteiner Landleute. Bilder aus dem Volksleben von Helene Voigt.

Das todte Käthchen. Roman von Gustav Pollak.

Satan lachte und andere Geschichten. Von Ludwig Jacobowski.

Eine. Historischer Schwank in zwei Aufzügen von Max Dreyer.

In Behandlung. Komödie in drei Aufzügen von Max Dreyer.

Blüten und Garben. Dichtungen von Christian Schneller.

Gedichte von Jeanne Bertha Semmig.

Hermann von Gilm. Beiträge zu seinem Werden und Wirken. Mit einem Anhang, enthaltend Gilms Novelle. Von Adolf Wilhelm Ernst.

König Ludwig II. von Bayern und die Kunst. Von Louise v. Kobell. Mit zahlreichen, zum Theil bisher noch unveröffentlichten Illustrationen und Kunstbeilagen. Vollständig in circa zwanzig Lieferungen. (München. Jos. Albert.)

Aristokratenausgabe. Roseggers Buch: „Als ich noch jung war" ist unter dem Titel „Quand j'étais j une. Nouveaux récits de ma forêt" von E. Herrmann ins Französische übersetzt und in Paris vor kurzem herausgegeben worden.

Postkarten des „Heimgarten".

L. Sch., Wien: Wenn Sie eine Erzählung für eine Zeitung, Zeitschrift, für einen Kalender oder irgend ein Sammelwerk verkaufen, so darf der Käufer sie in demselben Organ immerwährend herausgeben. Das Recht, die Erzählung nebenbei noch als Buch herauszugeben, müsste er extra und ausdrücklich von Ihnen erwerben. Manche Zeitungsverleger haben auf dem Briefbogen ihrer Einladungsschreiben u. a. den Satz gedruckt: „Die von uns für die N. N.-Zeitung erworbenen Beiträge sind völliges Eigenthum des Verlages." Diese Formel ist nach unserer Meinung erst dann bindend und rechtskräftig, wenn sie vom Autor ausdrücklich anerkannt und unterschrieben wird.

L. v. H., Innsbruck: Was will denn eigentlich dieser Pp. in den clericalen „Neuen Tirolerstimmen"? Dass er mich umbringt, ist ein Privatvergnügen, welches man dem streitbaren Herrn gönnen kann; aber dass er in fanatischer Wuth auch den Mann einer herrlichen Volkstradition, den dichterisch viel verherrlichten Wahrheitshelden Peter Mayr, Wirt an der Mahr, stürzen will, wäre mir gerade von solcher Seite unbegreiflich, wenn man nicht wüsste, wie zuwider manchem die Ideale der Wahrheit sind. Ich hätte Peter Mayr, den Märtyrer der Wahrheit — aufgelogen! — Dass ich in meiner Dichtung weder einen „historischen Roman", noch eine locale Volksschilderung liefern wollte, dürfte in der Einleitung meines Buches klar genug gesagt sein. Mir war es darum zu thun, die Stimmung und allgemeine Volksempfindung jenes Kampfes wiederzugeben. R.

P. J., Graz: Gewiss nicht, dass Sie sich einer Pietätlosigkeit schuldig machen, wenn Sie einen besseren Don Carlos dichten als Schiller, von dem Sie „sonst profitiert". Jedermann hat das Recht, seinem Lehrer auf den Kopf zu steigen. Und nichts wird Ihnen das deutsche Volk lieber verzeihen, als wenn Sie seinen Lieblingsdichter — verdunkeln!

A. K., Polaun: Wacker gedacht, aber ohne Poesie gesagt. Ein in Verse gebrachter Leitartikel ist deshalb noch lange kein Gedicht.

J. K–z, Graz: Anonyme Zuschriften wirft man sonst ungelesen in den Ofen; bei den trauten Schriftzügen der Ihrigen bringe ich das nicht übers Herz. Ihre Ergießungen sind mir eine unentbehrlich gewordene Quelle der Heiterkeit; ich bitte Sie, mein Gönner, dieselben ja nicht einzustellen! R.

Dr. H., Graz: Sie glauben, dass der „Ruf an unsere Priester" — welchen Sie in diesem Hefte veröffentlicht finden — nach keiner Seite hin befriedigen, wohl aber von vielen Seiten verspottet werden wird. Das kann schon sein, ändert aber nichts an den Thatsachen.

J. F., Graz: Muth, Muth! Die Geschichte nimmt ein gutes Ende. — Übrigens sollten wir doch auch lernen, guten Muthes dem Tragischen ins Auge zu schauen. Wenn wir ihm zwar in der Kunst ausweichen können, im Leben bleibt es uns nicht erspart. Nur der kann sich eines souveränen Humors erfreuen, der sich auch vor bösem Geschick nicht fürchtet. — Die Barbel hat manchmal nichts zu lachen, aber es geht gut, sehr gut aus!

Ballfest Berlin:

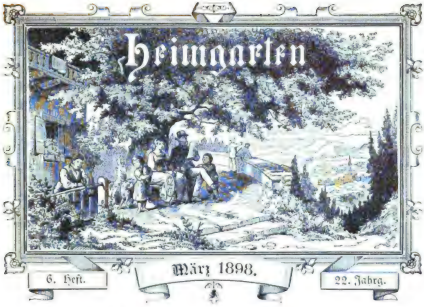
Für ein Ballfest zur Feder greifen!
Was sind das für G'schichten?
Tanzenden muss man was pfeifen,
Aber nicht was dichten.

Dr. St., Weiz: Der betreffende Autor hat keinen Schwank übers „Krotenessen" verfasst, erklärt sich aber, angefeuert durch Ihre zwei Bauern, um eine Kuh bereit, eine Kröte zu verspeisen, wenn dieselbe regelrecht geschlachtet und nach der „Süddeutschen Küche" zubereitet ist.

H. B., St. Barthlmä: Um den armen Franz thut's mir leid. Vielleicht kann ich doch einmal kommen. Nur so sehr überbürdet. R.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Erdsegen.

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.

Herausgegeben von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Adamshaus, am zweiundzwanzigsten Sonntag.

Mein Herausgeber der „Continentalen“ hat mir wieder einmal ein Liebesbriefl ein geschrieben. Es stünde mir ja selbstverständlich frei, schreibt er, meine Stellung und Zukunft einer Marotte zu opfern, er theile mir nur mit, dafs vom ersten des nächsten Monats an mein Ressort bei dem Blatte neu besetzt werde. Dafs ich später darauf nicht mehr zu reflectieren hätte, wäre „selbstredend.“

Von den Collegen schreibt mir keiner. Sie scheinen sich ins Fäustchen zu lachen darüber, dafs der alte Knauser die Wette verliert. Wenn mir Gott nur die drei Zeugen am Leben erhält! Einstweilen stelle ich mich todt und antworte dem Chef nicht.

Dafs Du, lieber Freund und Philosoph, meinen Vorschlag, Deine diesjährige Sommerfrische im Allgäi zu wählen, rundweg abgelehnt hast, ist doch gut. Ich habe es nicht bedacht, dafs es Schade wäre um die Erdreich-Märchenstimmung, die uns beide nahegeht, weil sie gar so einzig ist; dafs die Sache leicht ins Bereich des

Digitized by Google

Lächerlichen gerückt werden könnte, wenn ein städtischer Freund in der Nähe wäre und am Sonntag allemal auf den frischgewaschenen Bauernknecht lauerte. Du hast recht, das Erdreichjahr muss in seinem ganzem Ernste durchgelebt, durchgelitten werden. Läuternd! Es mag wohl sein. Manchmal empfinde ich es hart genug. Die oft geradezu blutige Mühsal! Leid und Kummer der Hausgenossen, die mir umso weher ankrallen, je ergebener und geduldiger sie ertragen wurden. Endlich das Heimweh nach Geistesleben und die völlige Vereinsamung des Herzens! Manchmal ist es furchtbar, sage ich Dir! — Aber es ist auch ein gesundes Auslüften der staubigen Stadtseele! Du findest immer das rechte Wort. Ich muss Dir mein Lebenlang danken, dass Dein Zuspruch mir über diese manchmal unheimliche Verwandlung hinaushilft. Ich will den weichmüthigen Anklängen kein Gehör geben, will ausschauen in die große Natur und einschauen ins arme Leben dieser armen Menschen, denen eine willige Stütze zu sein der Himmel mich in einer seiner wunderlichsten Launen erwählt hat.

Aus diesem Blatte wirst Du Terpentin riechen. Das kommt so: In der vergangenen Woche sind wir beim „Zäunen" gewesen, das heißt, wir haben die Stangenzäune ausgebessert, so da Weide und Feld von einander scheiden und auch die Nachbarsgrenzen feststellen. Der Hausvater trieb zu paar und paar die Zaunstecken in den Erdboden, ich legte die Stangen dazwischen und er befestigte das Ganze mit Reisigbändern, die er um die Stecken wand. Damit solche Baumzweigbänder dazu die nöthige Zähigkeit gewannen, bäht sie vorerst der Rocherl an einem offenen Feuer. Das ist auch eine Arbeit, die der „Einhandel" verrichten kann. Er ist allemal so froh, wenn sich eine solche Arbeit findet und er ist zum Erbarmen betrübt, wenn er unnütz sein muss. Da kommt manchmal eine Verzagtheit über ihn, die zu jener leidenschaftlichen Verzweiflung ausarten kann, von der ich Dir schon einmal geschrieben habe.

Am Vorabende des Himmelfahrtsfestes verkündete der Hausvater um vier Uhr nachmittags den Feierabend.

„In Gottesnamen, lassen wir's gut sein", pflegte er dabei stets zu sagen, wobei mir allemal das Bibelwort von der Erschaffung der Welt einfällt: „Und er sah, dass es gut war." Ich aber sah diesmal am vorigen Mittwoch, dass es nicht gut war. Es blieb da eine Zaunlücke offen, durch die des Nachbars Rinder leicht auf unser so schön grünendes Haferfeld kommen konnten. Ich blieb also allein zurück, um die Lücke mit Stangen zu verrammeln, und dabei stieß ich mir einen scharfen Holzsplitter in den Ballen der rechten Hand. Der Hausvater hat mit dem Taschenfeitel wohl einen Theil herausbekommen, was aber drinnen blieb, das stach höllisch auf einen Nerv. Die Hausmutter kam mit ihrem schwarzglänzenden Pechöltopf, schmierte ein Pflaster und legte

es über meine Hand. „Das zieht den Spell schon heraus.“ Zwei Nächte lang habe ich wenig geschlafen und wollte mich zum Ärgernis des ganzen Hauses schon aufmachen nach dem Ruppertsteiner Doctor, da begann der Balken herauszuschwären. Er ist nicht größer, als ein Hagebuttdorn und man ärgert sich bass über den Nerv, der einer solchen Kleinigkeit wegen so aufgebracht ist. — Aber der „Spell“, der kann's!

Jetzt fällt mir unser Curat ein. Der weiß sich auch dort den Schein zu geben, als könne er es, wo er's eben nicht kann. Wir hatten wochenlange Trockenheit, die jungen Feldfrüchte verschmachteten fast. Die Bauern bestürmten den Curaten, eine Bittprocession um Regen abhalten zu lassen. Er sah es selbst, wie schwindelnd hoch der Barometer stand, lehnte aber die Bittprocession entschieden ab. Zur Zeit, so hat mir der Schullehrer erzählt, soll der Ruppertsteiner Pfarrer heraufgekommen sein. Das ist ein äußerst gutmüthiger Mensch — Du siehst, ich drücke es sehr schlicht aus — und der stellte unseren Curaten zur Rede, weshalb er denn nicht um Regen beten lassen wolle? Die Leute seien sehr bedrängt und er, der Ruppertsteiner, werde am nächsten Freitag processionieren lassen. Darauf zwinkerte der Unsere mit den feinen Äuglein, klopfte jenem auf die Achsel und sprach: „Amtsbruder, du blamierst dich! Schau den Barometer an!“ — Jetzt verstehe ich auch seine Predigt, es sei nicht genug, dass der Mensch überhaupt bete — er müsse zu rechter Zeit beten.

Mein Hausvater thut jetzt nicht mit bei den Feldarbeiten. Er hat sich in der Stube aus einem Wust von Balken, Rädern, Rollen und Geflechten einen Webstuhl aufgerichtet, in welchem er sitzt und aus gesponnenem, abgehaspeltem Garne die Leinwand webt. Den Haspel wie das Weberschützchen führt er mit derselben ihm so selbstverständlichen Fertigkeit, wie das Spulen und Einziehen. Du und ich, wir wunderten uns einmal über die einfache und sinnreiche Einrichtung in jener Leinwandfabrik, wenn Du Dich noch erinnerst. Wenn Du erst die classische Einfachheit dieses Bauernwebstuhles siehst, der mit dem primitivsten Mitteln die größte Zweckmäßigkeit verbindet! Und wenn man die Vielseitigkeit eines ungeschulten Mannes betrachtet, der nebst seiner reichgegliederten Bauernwirtschaft nicht allein Korn mahlen, Leinöl pressen, zimmern, Dach decken, Ofen setzen, Brunnen graben, Pechöl brennen, sondern auch weben, Loden walchen, Leder gerben und was weiß ich noch alles kann, so wird man hoffentlich das Sprichwort vom „dummen Bauern“ um ein weniges modificieren. Bisher steht der Gelehrte vor dem Bauern ja in zweifachem Nachtheile da, er kann es nicht bloß nicht, was der Bauer kann, er weiß es auch nicht, was der weiß.

In diesem Hause herrscht eine liebliche Sitte, die in der Bauernschaft sonst nicht häufig vorkommen soll. Am Abend, wenn die Eltern

und Kinder ihre Betten aufſuchen, reichen ſie einander die Hand und ſagen: „Behüt' dich Gott über Nacht!“ Sie ſagen es innig, wie beim Abſchied vor einer Gefahr. Das hat mir's wieder einmal zum Bewuſstſein gebracht, was das heißt: die Nacht! „Sie iſt keines Menſchen Freund.“ Was das heißt: der Schlaf! „Er iſt des Todes Bruder.“ Liegt der Menſch dahin und weiß von nichts. Alles hat aufgehört, was ſein Leben und Streben geweſen, es iſt gerade ſo gut aus, als ob's gar nicht mehr anfienge. Und wenn es nicht mehr anfängt, ſo iſt kein Schmerz und keine Klage darüber im ewig Schlafenden. Und wenn es wieder anfängt, ſo iſt es eine neue Weltſchöpfung, ein neues Geborenwerden und ein unendliches Wunder. Alles, was dem Einſchlummernden lautlos und leidlos untergieng, iſt wieder da, liebe Menſchen finden ſich wieder und ſagen einander: Guten Morgen!

Freund Alfred, ſo ſei auch unſer Urſtänd. Behüt' Gott über Nacht!

* * *

Am dreiundzwanzigſten Sonntag.

Pfingſten, das liebliche Feſt iſt gekommen! — Nie, mein Freund, habe ich die ſchlichte Herrlichkeit dieſer Worte ſo empfunden, als in dieſem Jahre. Wenn ein derber Bauernknecht weinen dürfte, ich würde es mit Vergnügen thun. Das wäre doch wieder einmal etwas Neues, wenn Bauernlümmel vor Glückſeligkeit flennen von wegen der blühenden Matten und der im Sonnenlicht ſtrahlenden Berge und Wolken, und von wegen des unendlichen Jubelgeſangs der Vöglein in Buſch und Bäumen! Wenn das Lüftchen zieht, ſo ſchneit es über das Stalldach die Blüten nur ſo herüber von den Kirſchbäumen. Die Hochmatte ſcheint beſchneit zu ſein bis zum Schachenrand hinauf; das ſind die weißen Margeriten. Ein Meer von Blüten überall! Aber der Barbel ſind ſie noch zu wenig. Sie hockt im Hausgärtlein, auf das eine Knie ſtützt ſie ihre Hand, mit dem andern kniet ſie auf dem ſchwarzen Erdreich. Junges Nelkengeſtämm bindet ſie mit weichem Faden locker an den Holzſtab. Den Rosmarin ſollt' ſie betreuen, daſs er ſchön und friſch ſei zu Frohnleichnam! So hat ihr die Mutter aufgetragen. Aber ſie betreut die Nelken, und dieſe blühen noch nicht einmal, haben nur ihre ſchmalen Knoſpenlanzen. Und dann nimmt ſie ihr Tüchlein und trocknet ſich auf der Stirn den Schweiß. Weil es ſchon ſo warm iſt.

Verliebte Leute ſollte man ja necken. Aber ich gehe mit Ehrerbietung leiſe an ihr vorbei. Die Liebe! Es iſt keine Kleinigkeit.

An dieſem Pfingſtmorgen bin ich früh aufgeſtanden, bin hinaufgegangen durch das naſſe Gras. Die Löwenzähne und die dünnen Stämme der Glockenblumen haben meine Beine weit herauf mit Thautropfen benetzt. Auf der Kulmplatte, wo vor ſieben Wochen das Oſterfeuer

gebrannt, bin ich gestanden und habe das weite, urgewaltige Bergland angestaunt, angebetet wie einen Pfingstaltar. Nach der einen Seite hin in großer Ferne die Felsenkette mit ihren rothglühenden Spitzen. Die dort haben schon Sonne. Nach der anderen Seite hin Ausblick aufs silberne Meer. Der Golf von Fiume, Du kennst ihn auch. Das dalmatinische Felsengebirge. Die Insel Cherso. Der Monte Maggiore. Und dazwischen hinaus gleitet ein Schiff. — Du lachest. Du würdest nicht lachen, wenn Du hier stündest, Du würdest erschrecken über die Ähnlichkeit des weißen Nebelbeckens, das im Niedergai liegt, mit dem Meerbusen von Fiume! Das dalmatinische Felsengebirge, das sind die Kofelwände. Die Insel Cherso, das ist der Rockenwald. Der Monte Maggiore, das ist der Hoch-Ruf. Und das Schiff auf den lichten Wassern, das ist ein Habicht, der über dem Nebellager schwebt. Und jetzt geht aus dem Hintergrunde dieses Meeres, dort wo es sich ins Unendliche weitet, die Sonne auf. Roth, plastisch rund wie ein Riesenballon, glanzlos. Nach dem einen Rande hin ist sie dunkler, als hätte sie einen leichten Strich ins Schattig-dämmernde — die Sonne! Ist denn das dieselbe, die nach wenigen Stunden wie ein funkelnder Stern am hohen Himmel steht, jedes Auge siegreich zurückschlagend mit ihrem vernichtenden Blitz? — Nun hebt die Glutscheibe sich sachte empor, kein Spiegeln im Nebelmeer, die Berge werfen ihre Schatten hinein, dessen Ränder in Regenbogenfarben schillern. Und die Sonne nimmt ihren Schwung durch die ewigen Himmel.

Die armen Städter! Sie schlafen jetzt, dieselben Menschen, die vierzehn Stunden später sich mit schwerem Eintrittsgeld in die dunstige Bude drängen, um einen Theatersonnenaufgang zu sehen.

* * *

Am vierundzwanzigsten Sonntag.

Ich verherrliche den Spitzelbuben. Der hat sich am Pfingstmontag das Feiertagsvergnügen gemacht, draußen auf der Weide mit Schleudersteinen nach der Schafherde zu werfen. Und es ist ihm gelungen, einem trächtigen Mutterschaf das Vorderbein abzuschlagen. Das hielt er für einen guten Spass. Ich wusste einen noch besseren, entledigte ihn des Kleides und habe mit der Rindspeitsche allerhand schöne Sachen auf seinen Rücken geschrieben. Darob will der Junge mich jetzt verklagen. Beim neuen Landboten, dem Kulmbock. Der Kulmbock macht alles recht, an dem kommt keiner vorbei, der läßt's nicht zu, daß die Lehrjungen geschlagen werden! Nach dem neuen Gesetz dürfen keine Lehrbuben mehr geschlagen werden!

Der Kulmbock gibt's jetzt groß. An den Werktagen wandert er in der Bauernschaft umher und sammelt Unzukömmlichkeiten, Beschwerden, Wünsche und Forderungen, damit er Stoff hat, wenn's einrücken heißt

in den Landtagssaal! Er wird es ihnen schon sagen, „denen, die den Bauernstand alleweil niederdrucken möchten! Wir sind auch noch da, wir! Und Glasscherben fressen wir ihnen schon lang nit, wir! Spannen uns jetzt mit den Socialdemokraten zusammen, da wird ihnen die Hosen schon bledern!“ — Am Sonntag nachmittag sitzt er im Wirtshaus zusammen mit dem Curaten, der meint, mit den Clericalen soll er's halten, die wären viel stärker, als die Socialdemokraten! — „Wir sind selber stark genug“, sagt der Kulmbock. „An mir kommt keiner vorbei!“

Nun zurück zum armen Mutterschaf. Der Rocherl als Leidensgenosse hat besonderes Mitleid mit ihm und wollte es in einem guten Winkel des Stalles auf frischem Stroh hegen und pflegen. Da kam die Barbel und hub an so herzig zu betteln um das verwundete Thier, dass er keinen Augenblick säumte, es der geliebten Schwester abzutreten. Die nahm das schwere Schaf in ihre Schürze, trug es ins Haus und in ihre Kammer. Dort wusch sie die Wunde mit lauem Wasser, schnitt die Wolle weg, wand ein Pechpflaster um das Bein, verband es mit Lappen und legte das Thier in einen großen Korb auf weiches Haferstroh. So schmerzhaft das Schaf bei dieser Verrichtung auch gemeckert hatte, jetzt lag es ganz behaglich da und schaute mit dankbarem Blick auf die Wohlthäterin, die ihm noch frischen Klee und Milch zum Abendbrot bereitete. Wir waren alle herumgestanden, um beim Verbinden zu helfen, aber sie machte alles allein. Derweil blicke ich in der Kammer umher, da ist es so rein und fein, wie in dem bekannten Stüblein von Fausts Gretchen. Es ist der Spinnrocken da, die Wäschetruhe, der Nähtisch — sie versorgt mit solchen Dingen das ganze Haus.

Als das Schaf anfieng, neuerdings unruhig zu werden, sagte sie leise wie zu einem Kind: „'s thut halt schon wieder weh, gelt!“ und hub an, den Korb sachte hinundherzuwaggen wie eine Wiege. Es war herzig und es war komisch, aber in ihrer Miene blieb der wehmüthige Ernst, wie immer.

„Dass sie denn gar nimmer lacht!“ rief nachher die Mutter am Herde. „Sie hat's ja nit anders, wie vor und eh.“

Nun stand aber die alte Marenzel daneben.

„Hast schon geschaut, ob ihr die Fingernägel blühen?“ fragte diese an die Hausmutter hin.

„Die Fingernägel, meinst du?“

„Wenn ihr an der rechten Hand die Fingernägel blühen, so steht ihr ein großes Glück bevor. Und wenn ihr an der linken Hand die Fingernägel blühen, so steht ihr ein Unglück bevor. Und wenn ihr der Nagel vom Ringfinger blüht, so hat sie den Milzschwund. Und wenn der Mensch den Milzschwund hat, dann kann er nimmer lachen.“

So hat es die Alte gesagt, und Du wirst jetzt gleich deine Nägel besehen, mein lieber Philosoph, so wie wir es beim nächsten Abendessen

gethan haben, heimlich an der Barbel. An der linken Hand hat sie nichts Auffälliges. An den rosigen Nägeln der rechten Hand hat sie ein paar weiße Punkte. Die Hausmutter warf dem Hausvater einen bedeutsamen Blick zu. Sie kannte es, das Blühen war's. — Also Glück, und kein Milzschwund! — Und lachen will sie doch nicht.

Am nächsten Tag in aller Früh soll die Barbel einen hellen Ruf der Überraschung ausgestoßen haben. Der Franzel hat ihn gehört. Das graue Schaf im Korb hatte ein schwarzes feuchtes Lämmlein bekommen. Es beleckte das Junge und die Barbel stand ganz erstarrt da und wußte allem Anscheine nicht, wie ihr geschah.

„Das ist recht!" flüsterte der Hausvater, „jetzt wird sie lustig werden. Jetzt hat sie was zum Gespiel."

Schon am Nachmittage kam der Rocherl zu ihr in die Kammer und brachte ein hellrothes Seidenbändlein: „Barbel, kannst es vielleicht brauchen, das?"

„Das Bändel?" fragte sie. „Wüßst' wohl nit zu was, Rocherl."

„Ich hab' nur gemeint, ob es nicht dem Lämmel um den Hals gut stünde?"

„Woher hast denn du's?"

„Weißt, im vorigen Jahr, die Kulmbock-Fronel, wie sie in Mariazell ist gewesen, die hat mir ein Amuletel mitgebracht, mit dem rothen Band da."

„Schau, Rocherl", entgegnete darauf das Mädel, während sie ihm die Hand streichelte, „das ist ein Andenken, und das mußt du nicht hergeben."

Er wendete sich seitab und murmelte: „Hab's eh gedacht, daß du mir's verschmähst. Weil du nichts magst, was von mir ist . . ."

„Sei nit kindisch, Bruder!" beschwichtigte sie, denn er preßte seine Faust an die Brust, kniff die Lippen und die Augen zu, als hätte er einen heftigen Schmerz. „Ich habe ja nur gemeint, Rocherl, so Sachen gibt man nit gern her. Wenn du mir's schon schenken willst, das schöne Band, es wird ihm freilich gut stehen dem Lämmel."

Als er so gesehen, daß sie es annahm, schlang er den Arm um ihren Nacken und küßte sie heftig auf die Wange. — Mir hat er's nachher vertraut. Aber er thut immer so absonderlich, wenn es sich ums Mädel dreht. — Mir fällt seit einiger Zeit nur Eins auf. Der Rocherl wird von Woche zu Woche blässer, und seine guten Augen gefallen mir nicht mehr so wie früher. Es ist so was Springendes in ihnen, wie ein wilder Funke, den der Wind jagt. Ob dem nicht die Nägel der linken Hand blühen! Der lieben Barbel hingegen scheint ihre stille Ernsthaftigkeit gar nicht einmal so schlecht anzuschlagen. Bei all ihrer Schwermuth gedeiht sie. Die Jugendfrische läßt sich halt nicht unterkriegen.

Die gegenwärtigen Arbeiten sind nicht ermüdend. Der Mai, heißt es, wenn die Anbauzeit vorüber ist, die Wiesen bewässert und gereinigt sind, sei für den Bauer der leichteste Monat. Es wird im Wald herumgethan, um Brennholz zu schlagen. Man bereitet die Rechen, Heugabeln, Sensen und Sicheln vor für die Erntezeit, und auch die Körbe und Karren. Man ackert den Krautgarten, macht mit der Eisenstange Löcher in die Erde, gießt Jauche hinein und setzt darauf die zarten Kohlpflanzen hinan. Zum Hüter dieser für uns wichtigen Pflanzung wird der Hasenschrecker aufgestellt. Na, da habe ich wieder einmal gezeigt, was ich kann! Mit einer alten Hose vom Rocherl, einer Joppe und einem löcherigen Filzhut vom Hausvater habe ich einen Bund Stroh bekleidet, denselben mit einem hölzernen Rückgrat versehen und auf den Krautgarten gestellt. Es ist eine wahre Charaktergestalt, und zwar von der Gattung, die da öffentliche Meinung macht. Die Arme breitet der Kerl weit aus, und an jedem derselben hat er mehrere Brettchen hängen, die bei Wind aneinanderklappern und die Hasen etwas meinen sollten. Die älteren, nämlich solche, die keine heurigen Hasen mehr sind, lassen sich nicht so leicht dupieren. Sie lassen den harmlosen Herrn mit dem Strohkopf stehen und klappern, wie er will, und fressen ruhig die Kohlpflanzen ab, ihre Lieblingsspeise, selbst im Sommer, wo sie auch sonst überall Freitisch hätten.

Weil man in den holden Frühsommernächten nicht immer schlafen will, so habe ich selbst schon ein paarmal das Hasenverscheuchamt übernommen. Neben dem Krautgarten stehen die Kirschbäume, darunter sitze ich auf der Bank und genieße die Nacht. Am Freitag ist's gewesen, da sitze ich wieder dort. Es ist lau, fast schwül, der Himmel umzogen. Drin über dem Hochgebirge Wetterleuchten. Im Hause schlafen sie alle. Auch die Kuhschellen im Stalle sind ruhig geworden. Kein Glanzkäferchen unten, kein Stern oben. Nur Wetterleuchten in allen vier Weltgegenden. Es ist fast, dass einem bange werden könnte. Ich wandle langsam am Rain gegen den Schachen hin. Ich horche, ob in der Ferne kein Murren zu hören ist. Nichts. Alles schweigt. Ich gehe wieder dem Hause zu. Und wie ich um die Ecke biegen will, ist einer vor dem Kammerfenster der Barbel. Das Fenster ist offen. Drinnen ein schweres Schluchzen. Der vor dem Fenster redet etwas hinein, ich verstehe es nicht, Worte der Beruhigung scheinen es zu sein. Und der Schullehrer ist's. „Kannst du mich denn noch lieb haben, jetzt?" — Er suchte sie zu beruhigen. — „Mein armer Vater! Mein armer Vater!" höre ich von drinnen heraus. Er tröstet wieder, und sie schluchzt ununterbrochen und ich glaube, er ist nicht weniger verzagt, als sie.

Ich gehe hinterwärts hinüber gegen meinen Stall und denke: Was ist das wieder? — Sollte er denn so schwer krank sein, der gute Hausvater? Mit Lungendampf kann einer doch alt werden, sagt man. —

Jetzt, als auf meinem Strohlager endlich der Schlaf kam, fiel es mir ein, ob das Fenster, an dem der Lehrer gelehnt war, ein Gitter habe? Es muſs doch ein Gitter sein. Mir war keins erinnerlich. Aber es ist gewiſs eins. Dann müſste ich's doch gesehen haben. Es springt ja das Lämmlein aus und ein, das schwarze. Und das Mutterschaf — hei, das hüpft wie ein Bock! Vom Fenster auf den Brunnenständer hin — aufs Stalldach — auf die Kirschbäume. Hoch auf dem Ahorn sitzt es, knattert mit den Fledermausflügeln und jauchzt wie eine Eule . . .

Dummer Traum.

* * *

Am fünfundzwanzigsten Sonntag.

„Der Jungfrauentag", der „Kranzeltag" ist es, den wir am vorigen Donnerstag in Hoisendorf mit festlichem Umgange gefeiert haben. Das erstemal in meinem Leben, daſs ich an einer Frohnleichnamsprocession theilgenommen habe, mit entblöſztem Haupte, laut betend mit den anderen! — Die Herren von der „Continentalen" würden ausgerufen haben: Was thut der Mensch nicht alles um zwanzigtausend Kronen? Ich muſs Dir aber sagen, Alfred, diese Frage tritt für mich völlig in den Hintergrund bei den vielen, seltsamen Erfahrungen und Eindrücken dieses Jahres. Die ländlichen Vergnügungen, als Rangeln, Hosenlüpfen, Kegeln und Karteln, Fensterln und Wildeln würden etwas länger gebraucht haben, mich in den Strudel des Bauernlebens hineinzuziehen, als es die Arbeit und das Leiden gethan. Ich habe schon oft gesehen, daſs Lust und Vergnügen die Menschen entzweien, die Leiden sie einigen. Das letztere habe ich nun auch erfahren. Wenn Wesen zusammenwachsen sollen, sie können es nur an blutenden Wunden. Wo das Leid ist, da kommt leicht die Liebe und der Glaube. Freund, ich bin nicht der Sitte halber hinter dem Sacramente einhergegangen. Wer mit Schweiß das Feld beackert hat, der wandelt unter heißem Sommerhimmel bangend und betend einher in der Schar, die ein hundertstimmiges Rufen thut um Erhaltung der Erdfrüchte! Und wäre nichts vorhanden, als die harte Natur allein: wo so viele Wesen gemeinsam etwas wünschen und ersehnen, da muſs es sich erfüllen. In einem Dichterbuche habe ich einmal gelesen: In dem Augenblicke, wo alle Creatur zu gleicher Zeit heiß wünschen würde, nicht zu leben, würde die Welt nicht mehr sein. Wenn auf allgemeines Verlangen die Welt verneint werden kann, so wird sie durch allgemeines Verlangen auch bejaht werden können. Ich halte was auf Einigkeit der Menschen in Lieben und Hassen und Hoffen, in ihr liegt jener Punkt, von dem aus die Geschicke lenkbar sind. — So ungefähr waren meine Gedanken, während wir gemeinsam betend über die Fluren streiften. Der Herrgott wird halt mit dieser Andacht fürlieb nehmen müssen, sie war ja nichts als eine Willenserklärung: Ich bin einverstanden mit Allem, um was sie dich bitten, o Herr!

Die Burschen, unter denen ich mich eingereiht hatte, dürften auch anderen Andachten gehuldigt haben, bei denen ich möglicher Weise wieder gleicher Willensmeinung war. Wenn der Weg sich bog, so sahen wir weit vor uns nicht bloß den rothen „Himmel“ und die Laternen und die Fahnen und den Curaten im Ornat, sondern auch eine lange Reihe weißgekleideter und mit Rosmarinzweigen bekränzter Jungfrauen gehen. Der Rosmarinzweig auf dem Haupte gilt hier als das heilige Zeichen magdlicher Unversehrtheit. Gleichsam ein öffentliches Frohbekenntnis, das alljährlich abgelegt wird am Frohnleichnamstage. Da giengen Kleine und Große, Schöne und — andere, bei denen das Bekenntnis um so glaubhafter war. Etliche waren wohl zu arm, als dass sie sich ein weißes Kleid hätten anschaffen können, sie hatten ihr gewöhnliches buntes Sonntagsgewand an, aber den grünen Zweig trugen auch solche auf dem gescheitelten Haar. Die Burschen lassen natürlich ihre Augen fleißig spazieren gehen in diesen lieblichen Reihen, sie wissen, dass man sich auf den alten Brauch so ziemlich verlassen kann. Bei einer, die heute fehlt unter den Festjungfrauen, bleibt die Frage offen; aber eine, die freimüthig ihr bekränztes Haupt dahinträgt durch den heiligen Frohnleichnamstag, die steht nicht bloß hoch im Preise, nein, sie ist gar nicht zu haben. Warum es dem Burschen erlassen sei, ein öffentliches Bekenntnis abzulegen? so habe ich den Rocherl gefragt. Er gab mir zur Antwort, ich solle nicht so dumm fragen. Denke dir unter diesem Bescheide, was du willst.

Der Knecht des Schragerers gieng neben mir. Der wandte sich auf einmal gegen mich, hielt seinen Hut vors Gesicht und fragte flüsternd, weshalb die Barbel nicht dabei wäre? — Die Barbel? Ist sie nicht dabei? — Nein, er habe sich schon die Augen ausgekegelt nach ihr, sie sei nicht unter den Weißen und nicht unter den Schwarzen und nicht unter den Bunten, sie sei einfach nicht da!

Ich habe es ihm nicht auf die Nase binden mögen, dass das Mädel Malheur gehabt hat mit ihrem Rosmarin. Sie hatte das fußwunde Schaf in den Hausgarten hinausgetragen, damit es doch wieder einmal in die Sonne und in die frische Luft könne. Das Lämmlein ist munter hintendrein gehüpft. Die Barbel hebt an, den jungen Salat und die gelben Rüben zu jäten und wie sie sich umschaut, naschen die Schäflein, und der Rosmarinstamm ist ab. Ist ab bei Putz und Stingel! —

Darob, mein Freund, hat's aber einen großen Verdruss gegeben. Als zu Mittag der Hausvater heimkam von der Kirche, gieng er in die Kammer, wo die Barbel an Linnenzeug nähte.

„Bist krank, Barbel?“ fragte er. „Sonst bleibt ein Mädel nit daheim am Kranzeltag!“

Die Barbel knüpfte eifrig an einem Zwirnsfaden und gestand, dass sie nichts aufzusetzen gehabt hätte. Das Schaf habe ihr den Rosmarin gefressen.

„Daſs du aber nit beſſer achtgegeben haſt, Kind!“ ſagte der Vater und gieng gelaſſen in den Hof hinaus.

Bald darauf kam auch die Hausmutter in die Kammer. Bei aller Ruhe, die ſie ſich gab, merkte ich — der im Vorhauſe ſtand — doch, daſs ſie innerlich zitterte.

„Warum biſt du nit in die Kirchen gegangen, Barbel?“ fragte ſie ſcharf. „Das hab' ich doch meiner Tag' nit geſehen, ſo was! Bleibt der große Stock in der Hütten hocken, dieweil alle ordentlichen Dirnen mit dem Kranzel beim Umgang ſind, wie ſich's gehört! Gehſt jetzt auch noch nit herfür? Wart, dir will ich noch zeigen, wo das Loch iſt hinaus! Trutzen die längſt' Zeit, und weiß nit warum!“

„Getrutzt hab ich nie, Mutter!“

„Nit! Alſo, was iſt denn nachher das anders, daſs du mit niemand nix mehr redeſt, daſs du alleweil ein Geſicht machſt wie ein Armenſeelentagwetter! Iſt dir was nit recht? Hat dir wer was gethan? Ich leid's einmal nit, die verdankte Mockerei!“

„Mocken thu' ich nit!“ ſagte die Barbel und weinte nieder auf ihr Linnen.

„Die Leut' reden ſchon all!“ fuhr die Hausmutter fort. „Jedes hat mich gefragt auf dem Kirchweg, wesweg denn heut' die Barbel nit zu ſehen wär'! Daſs du Zahnweh hätteſt, hab' ich lügen müſſen! Schand und Spott kunntſt bringen über uns all miteinander, wenn's die Leut' nit Gottlob thäten wiſſen, daſs du brav biſt.“

Die Barbel ließ das Linnen aus der Hand ſinken und wankte zur Thür hinaus. Und jetzt war es auf einmal, als gienge in der Hausmutter eine Veränderung vor. Wie in den Boden gewachſen blieb ſie ſtehen und ſtarrte in den dunklen Vorraum, wo das Mädel verſchwunden war. Sie ſagte kein Wort, kein einziges mehr. Die Arme hob ſie, die Hände ſchlug ſie zuſammen.

Dann beim Mittagsmahl. Die Barbel war nicht bei Tiſche erſchienen. Der Rocherl war nicht erſchienen. Niemand fragte, wo ſie wären. Wir andern ſaßen ſchweigend beiſammen, aber es wollte nicht ſchmecken. Eins um das andere legte den Löffel frühzeitig weg, ſtand auf und gieng hinaus. Endlich bin nur ich allein noch dageſeſſen und habe nachgedacht, was all das bedeuten ſoll.

Ein Argwohn krallte mich an, aber Vater Adam zerſtreute ihn, dieweilen er am Nachmittag auf die Weide hinausgieng, um Löffelkraut zu ſuchen. Er brauche es als Arznei für die Barbel. Löffelkraut iſt das beſte Mittel gegen den Milzſchwund.

Den Milzſchwund wird ſie haben.

* *
*

Am sechsundzwanzigsten Sonntag.

In der großen Hausstube, an den Herd angebaut, steht der Backofen. Die rückwärtige Wand mit den grünen Kacheln geht in das Nebenstübchen. Diese Wand hat Sprünge bekommen, und wenn Backzeit ist, kriecht durch dieselben den Weibsbildern Rauch hinaus in ihr Stübchen, der zwar zu einer guten Ausrede dient, wenn sie manchmal nasse Augen haben, der im übrigen aber als Übelstand empfunden wird. Der Ofen muss geflickt werden, auch der Herd hat seine Schäden. So sind wir, der Hausvater und ich, dieser Tage ausgezogen, um Lehm zu suchen. Moorgrund überall in den Niederungen, aber weißer Lehm ist selten. Drüben in der Brandsteinklause, einer buschigen Engschlucht, haben wir endlich einen gefunden. Es war nicht leicht, durch Strupp und Rasengefilze aufs Lehmfletz zu dringen, dann ist's aber auch reiner, käsegrauer Lehm, der vielleicht sogar für eine weiße Wandtünche zu brauchen ist. Also, da hat mein alter Adam sich mit dem Spaten in seinen feuchten Urstoff hineingewühlt und ich habe die hervorgegrabenen Schollen in Säcke gefasst.

Den ganzen Tag hat er gar so wenig gesprochen, immer nur gegraben und gegraben, so dass ich habe sagen müssen: „Vater, lasset doch mich dazu. Ihr werdet den Dampf wieder kriegen!"

Endlich hat er sich doch auf den Rasen niedersetzen müssen, um zu rasten. Er trocknet sich mit den Hemdärmeln das Angesicht und sagt: „Ja, mein lieber Hansel, so geht's! Wenn dir auch einmal hart wird auf der Welt, nur fest zum Arbeiten schauen." Da merke ich wohl, dass er ein besonderes Anliegen haben müsse, welches mit körperlicher Anstrengung gedämpft werden sollte.

„Mein Gott, Vater", sage ich, „Ihr thut ja sonst gar nichts als arbeiten. Wenn's immer so fortgeht, werdet Ihr zu früh von Kräften kommen. Ihr habt ja doch andere Leute dazu."

Er that ein großes Stück Brot hervor, das wir als Imbiss mitgebracht hatten, hielt mir's hin, auch den Taschenfeitel dazu. „Schneid' dir ab, Hansel. Schneid' dir nur recht ab. Wohl, wohl, bei meinem Aufwachsen hat's noch so willige Dienstleut' gegeben. Jetzt schon lang nimmer. Man 'traut sich den Leuten schier nichts mehr zu schaffen; und umgehn mit ihnen wie mit einem lehnen Ei, sonst laufen sie davon. Erst gestern sind dem Nachbar Gleimer wieder ein paar Knechte fortgegangen, wo jetzt die g'nöthige Zeit kommt. Deswegen —." Dieweilen steckte er sich eine Brotspalte in den Mund und redete nicht weiter.

„Ihr werdet doch nicht meinen, Euer Ochsenknecht könnte es auch so machen!"

„Hansel", sagte er, „bei dir kenn' ich mich nit aus. Muss frei sagen, schon fünfunddreißig Jahr' bin ich Adamhauser, aber so einen wie dich, Hansel! — Mein Weib sagt's auch, nur dir mag sie's nit

ſagen, ſagt ſie. Wenn du's erſt thäteſt wiſſen, wie wir mit dir zufrieden ſind, meint ſie, meine Hausmutter, nachher möchteſt mit nix mehr ſo fürlieb nehmen. Na, na, Mutter, hab' ich geſagt, ſo iſt der Hanſel nit. Den hat uns der liebe Herrgott geſchickt."

Freund Alfred, Du findeſt es bedenklich, daſs ich der Wette wegen keine Schrift in Händen habe. Ich brauche keine. Für alle Fälle habe ich ſchon meinen Lohn. Was indes diejenigen angeht, ſo wollen wir's noch ſehen, ob drei lebendige Zeugen nicht mehr wert ſind, als ein Wiſch Papier. Weg damit.

Der Hausvater iſt jetzt in der Lehmgrube ganz geſprächig geworden und hat mir von ſeiner Vergangenheit erzählt. Nichts als Arbeit, ſoweit er zurückſchaut. Das Geſchlecht ſcheint ſchon ſehr lange auf dem Hofe zu ſitzen. Keiner der Vorfahren war draußen, keiner Soldat, jeder hatte nur die eine Lebensaufgabe, das Bauerngut für ſeine Kinder zu bewahren.

„Und dieſe Kinder", fuhr er leiſer ſprechend fort, „machen einem — — machen einem. . . Er hob den Seufzer aus der Bruſt: „So viel Kummer machen ſie einem! . . . Nimm noch Brot, Hanſel!"

Auf mein Vorhalten, daſs er ja ſo brave, gute Kinder habe, ſprach er: „Freilich, freilich! Wenn ſie nit ſo gut wären, thäten ſie einem nit ſo derbarmen. Der eine iſt ein Haſcherl, mit der ſchlechten Hand. Der Geſunde in der Fremde. Kränkt ſich zutodt, weil ſie ihn nit heimlaſſen." Er ſuchte in den Säcken. In der Hoſentaſche fand er ihn ganz zerknittert, den Brief vom Valentin. Ich ſchreibe ihn Dir ab:

„Liebe Eltern!

Im Anfang meines Schreibens bedanke ich mich für das Geld und mache Euch zu wiſſen, daſs ich aus dem Spital wohl heraus bin. Aber weiß ſonſt nicht, was mit mir iſt, indem nicht auf Urlaub gehen darf und heißt es, ein Feldzug. Wenn das ſollt ſein, weiß nicht, was geſchieht und möcht wohl am liebſten bei der Nacht davon und heim. Der Rochus derbarmt mir wohl hart und die Hand wird nicht billig verkauft, wenn ich den Jäger Konrad einmal derwiſch! Sonſt nichts Neues, aber die Übungsmärſche in der Hitz' ſind wohl nicht leicht. Ich ſchließe mein Schreiben mit tauſend Grüßen an Euch, liebe Eltern und Geſchwiſter und verbleibe Euer dankſchuldiger Valentin.

Laibach, am 24. Juni 1897."

Unterhalb iſt vom Blatte ein Streifen weggeriſſen und habe ich es erſt ſeither durch den Rocherl erfahren, warum. Der Valentin hat in einer Nachſchrift ſeine Eltern gewarnt vor dieſem fremden Knecht, der jetzt im Hauſe iſt. „Sollt's ihm nicht trauen, wer weiß, was er im Sinn hat. Es gibt allerhand Leut auf der Welt." — Wahrlich, ich würde an ſeiner Stelle nicht anders geſchrieben haben.

Nun, in der Brandſtein-Klauſe ſagte ich nach Durchſicht des Briefes: „Dem Valentin wollen wir heute abends noch ſchreiben, erſtens, daſs von einem Feldzug keine Rede iſt, und zweitens, daſs er ſicherlich im Herbſte beurlaubt wird. Das ‚Bei der Nacht davon und heim' ſoll er ſich nur aus dem Kopfe ſchlagen!"

Der Hausvater flocht ſeine hageren Finger ineinander und ſagte: „Du kannſt mir's nit glauben, Hanſel! So oft ich bei der Nacht wen an die Hausthür klopfen hör', kommt's mir vor: Das iſt der Valentin! Jetzt iſt er da. Und morgen fangen ſie ihn ein und derſchießen ihn."

„Ihr denkt gleich immer das Allerſchlimmſte. Wem's ohnehin ſo hart zuſetzt, der ſollt' ſich's nicht noch härter machen, der ſollt' lieber ans Beſſere denken. Habt Ihr denn gar keine Freude an dem Franz, was das für ein kluges, friſches Bübel iſt!"

„Ja", ſagte er, „wie der andere heim will, ſo will der fort. 's iſt einem wohl jeder ans Herz gewachſen — einer wie der andere. Alle miteinander. Wenn wir nur wüſsten —"

Er ſtand auf, gieng ein paar Schritte über den Sand hin, gieng wieder zurück, riſs am Erlbuſch einen Zweig ab und ließ ihn wieder fallen.

„Wenn wir nur wüſsten", murmelte er ſeitab, „was — was es mit der Dirne hat. — Es — mein Gott, man redet ſich hart. Mit der Barbel — — geht's nicht recht her. — Ich und mein Weib können nimmer ſchlafen, die halben Nächte nimmer. — Narr, ſagt die Mutter geſtern, es kommt ja nur auf eine gerade Frag' an. Wir thun ihr unrecht mit dem ſchlechten Gedanken, ſie wird grob werden. Mein Gott, wenn ſie's nur wird. Nachher können wir wieder ſchlafen. — Ich frag' ſie nit, hab' ich geſagt. Wenn ſie nit Red' ſtünd! — Da iſt mir die Ungewiſsheit noch lieber. — Und mein Weib verſchiebt's auch von einem Tag auf den andern. — 's wär' nit zum überleben, Hanſel, 's wär' nit zum überleben. . . ."

Ich habe natürlich dieſe Reden nicht verſtanden und es war mir weitaus am bequemſten ſo. Gegen Abend habe ich dann meinen Lehmſack auf die Achſel genommen und heimgetragen ins Adamshaus. Der Hausvater geht, am Stock geſtützt, hinter mir her. Er hat keinen Lehmbündel auf dem Rücken — aber ich wollt's leicht errathen, wer von uns beiden ſchwerer trägt. —

(Fortſetzung folgt.)

Zwei Aker-Gedichte

von R. Burns, überſetzt von L. S.

An eine Maus, die ich mit dem Pflug aus ihrem Neſt warf.

Du winziges, verzagtes Thierchen,
Wie zittert dir ein jedes Härchen!
Brauchſt nicht ſo wegzuzappeln, Närrchen!
's wär mir verhaſst,
Zum Grab zu machen dein Quartierchen
Mit Mörderhaſt.

Mich kränkt's, daſs Menſchenherrſchaft-Härte
Den Bund der Schöpfung arg verkehrte,
Und dir die ſchlechte Meinung nährte,
Die ſo dich ſchreckt,
Weil da ein Erdenlos-Gefährte
Dein Heim entdeckt.

Ein Mauſen wird's wohl manchmal geben;
Wie ſonſt? Arm Schelmchen! Du muſst leben.
Ein Ährchen von der Garb' iſt eben
Ein leichter Zeh'nt;
Ich ſpür' es nicht, und hab' daneben
Gott's Lohn verdient.

Dein enges Häuschen in Ruinen!
Der Wind fährt drein und ſpielt mit ihnen;
Und gar nichts nah', was möchte dienen,
Ein neu's zu bau'n!
December naht, und ſeine Mienen
Erregen Grau'n.

Du ſah'ſt der Felder Schmuck zerronnen,
Des Winters wüſtes Werk begonnen,
Und dacht'ſt hier unterm Wind zu wohnen
Still, unverſehrt;
Bis, krach! die Pflugſchar ohne Schonen
Durchs Dach dir fährt.

Die kleine Laub- und Stoppel-Lage,
Sie koſtete dich müde Tage;
Nun hat zum Lohn für ſo viele Plage
Mein Stoß geholt,
Was vor des Winters Schnee-Gejage
Dich ſchirmen ſollt'.

Doch, Mäuschen! Du biſt's nicht alleine,
Wen Vorſicht täuſcht; mich täuſcht auch meine.
Die beſten Maus- und Menſchenpläne
Geh'n oft verkehrt;
Und wo ich Luſt zu ernten wähne,
Wird Laſt beſcheert.

Du biſt noch glücklich, mir verglichen:
Dein Leid iſt mit dem Jetzt entwichen;
Mir zeichnet ſich mit dunklen Strichen
Rückwärts die Bahn,
Und vorwärts dämmerts noch verblichen —
Ich fürcht' und ahn'.

* * *

An ein Ruckerl,[1]) das mir unter den Pflug kam.

(April 1786.)

Du herzig's Blümchen mit dem Purpurmund!
Du kommſt mir in den Weg zu übler Stund!
Denn ich muſs grauſam in den Koth dich kneten;
So gern ich wollt',
Es iſt zu ſpät, ich kann dich nicht mehr retten,
Du Knöſplein hold!

Ach, es iſt nicht der liebe Nachbar dein,
Die Lerche, das vertraute Vögelein,
Die mit des Brüſtchens ſprenkligem Gefieder
In Thau dich beugt,
Eh' ſie, das Morgenroth zu grüßen, wieder
Gen Himmel ſteigt.

Kalt blies der bitter rauhe Hornung-Wind
Hin über deine Wiege, armes Kind!
Doch guckteſt du mit fröhlicher Geberde
Ins Sturmgebraus,
Ragt' dein Geſtaltchen von der Mutter Erde
Auch kaum heraus.

Die ſtolzen Blumen, unſ'rer Gärten Putz,
Verlangen ſtattlicher Umhegung Schutz;
Doch dir dient etwa nur zum Wetterdache
Ein Kloß, ein Stein;
So ſchmückſt du ungeſeh'n die dürre Brache
Abſeits allein.

[1]) So heißt bekanntlich in unſerer Mundart das kleine „Maßliebchen" (Bellis perennis).

Da hobest du, ein ärmlich Kleidchen an,
Den weißen Busen sonnwärts aufgethan,
Dein anspruchsloses Köpfchen in die Höhe —
Gäh' neigt es sich,
Denn dich ergreift die Pflugschar, und — o wehe!
Zermalmet dich.

So ist des ungezierten Mädchens Los,
Die aufblüht in des Dorfgefildes Schoß,
Der Liebe argloiem Vertrau'n zum Raube
Das sie betrügt,
Bis sie wie du, geknickt, befleckt, im Staube
Darniederliegt.

So ist das Los des Dichters ohne „Welt",
Dem auf des Lebens Meer der Glückstern fehlt,
Nicht mit dem Compass kluger Lehr' erzogen
Zu Brotgewinn;
Da stürmen Winde, und die kalten Wogen
Verschlingen ihn.

Ein Los, wie's mancher Biedermann erlebt,
Der müh'- und sorgvoll sich zu halten strebt;
Dem Abgrund zugehetzt im Weltgewimmel
Von Stolz und List,
Bis er, mit keiner Hilfe als vom Himmel,
In Elend ist.

Ja du, der da dem Blümchen Klage weiht!
Sein Los ist deines in nicht ferner Zeit:
Die Pflugschar, die das Unglück auf dein Blühen
Schon drohend hebt,
Wird bald verhängnisvoll die Furche ziehen,
Die dich begräbt. —

Unrecht Gut.

Der Rueppenzenzl hat heute seine Hauswiese gemäht und sitzt jetzt, so um zehn Vormittag, hinter dem Hause und tangelt seine Sense. Kommt ein Bursch daher, nicht recht im Sonntagsgewand und nicht recht in der Werktagskluft, an den Füßen hat er nicht mehr ganz gute Schuhe und auf der Achsel ein Paar fast neue Stiefel. Der Bursch bleibt stehen. „Thuts tangeln ein wenig?" — „Ja i thu tangeln ein wenig." — „Ja, s' Futter steht schön, heuer." — „Ja, aber ein bissl Regen thät gut." — „Freili, Regen thät schon gut." — Der Rueppenzenzl tangelt weiter, der Bursch spuckt aus und meint: „Ja, was ich noch sagen möcht -- ob Ihr mir nit die Stiefel da abkaufen wollt? Mir sind's ein wenig zu klein." — „So, zu klein sein's dir — ich meinet, dass dir die zu groß sind." — Ich wollt sagen, zu groß sind's mir ein wenig, und dann, einrucken muss i auch, und da brauchert i ein Geld." — „So einrucken musst? sagt der Ruppenzenzl, „jetzt im Sommer einrucken?" — „Ja, ich bin krank gwesen, und so muss ich halt jetzt erst einrucken." Da denkt sich der Rueppenzenzl: „Der verfluchte Lump hat die Stiefel gewiss gestohlen, so schöne Stiefel, und ausschaun thun's, als ob's für mich gemacht wären." Er schaut aber doch um die Stiefel und fragt, was sie kosten. „No, weil's so nothig ist mit dem Geld halt vier Gulden." Denkt sich der Rueppenzenzl: „Jetzt sein's gewiss gestohlen, so schöne Stiefel, zehn Gulden habens gwiss gekost, und der Haderlump wills um vier Gulden hergeben." Aber so zum Spaß bietet er halt drei Gulden, der andere verlangt drei

Gulden achtzig Kreuzer, der Rueppenzenzl kommt in die Hitz und in's Handeln, und auf einmal sinds mit drei Gulden fünfundvierzig Kreuzer gleich worden, — während des Handelns hat der Rueppenzenzl auch mit seinem Gewissen gehandelt und jetzt ist er fest überzeugt, dass die Stiefel nicht gestohlen sind. Er geht ins Haus und bringt einen Fünfer zum Vorschein, aber der Bursch kann nicht herausgeben. Sie reden eine Weil herum und kommen dann auf die Idee, dass der Wirt in der Nähe wechseln wird. Der Zenzl stellt die Stiefel ins Haus neben die Thür und jetzt gehen sie ins Wirtshaus. Der Wirt wechselt, der Bursch kriegt sein Geld und geht; der Zenzl meint aber, der Wirth war so gefällig, da muss man ihm was zu lösen geben, warm ist's auch, und ein so gutes Geschäft, wie das heutige mit den Stiefeln, das tragt schon ein Viertel Wein. Er trinkt also eins, und ein zweites auch, und dann geht er heim. Vor dem Hause steht ein Weib mit einem Besen in der Hand und schaut recht bösartig aus: „Wo kommst her, du Lump du elendiglicher, am hellen Vormittag geht er saufen, und mich, sein armes Weib, lasst er sich schinden und plagen und nichts vergunnt er ihr — no wart!" — „Sei still, Alte, sagt der Zenzl, ich hab so viel ein gutes Geschäft gemacht" — und jetzt erzählt er ihr den Kauf der Stiefel und setzt sofort bei, „daß sie gewiss nit gstohlen sein." — „Wo hast denn die schön' Stiefeln?" fragt die Alte, und der Zenzl geht die Stiefel holen. „Hast mir's versteckt, Alte?" fragt der Zenzl, aber die Alte fährt ihn an: „Lump, verfluchter, lügen auch noch? Du willst Stiefel kauft haben? A Lug und alles mit einander!" Aber der Zenzl schwört, die Geschichte sei wahr, und offenbar hat der Vagabund die Stiefel noch einmal gestohlen, während der Zenzl im Wirtshaus sitzt. Dabei passiert ihm das Malheur, dass er immer von den „schon einmal gestohlenen" Stiefeln redt. „Na wart, Raubersbua, verdammter", schreit der Zenzl, nimmt einen rechtbeschaffenen Haslinger und lauft den Weg untenaus, dem doppelten Stiefeldieb nach. In jedem Haus fragt er, ob sie nicht einen gesehen haben, mit einem Paar gestohlene Stiefel? Die Leut schauen den Zenzl groß an und glauben, es wackelt bei ihm unterm Hut. Endlich sieht er einen Burschen mit einem Paar Stiefel über der Achsel, rennt was er kann, und wie er ihn hat, haut er zu, was er kann. Der andere wehrt sich was möglich ist, reißt dem Rueppenzenzl den Rock in Fetzen, gibt ihm ein paar Kleschen und jetzt sieht der Zenzl, dass es der Gefehlte ist, er hat dem Stegbäcken sein Gaischütz geprügelt, der seine Stiefel vom Schuster heimtragt. Er erzählt ihm seine traurige Geschichte, aber der kriechenblau geprügelte Gaischütz verlangt zehn Gulden Schmerzensgeld oder er geht klagen. Da kommt er dem Zenzl grad recht, der sagt ihm was, nicht grad einen Segensspruch, und lauft seinem Stiefeldieb weiter nach. Hübsch spät kommt er

bei einem Bahnwachter vorbei und fragt wieder. „Da kommſt eben recht — vor einer Stund war der da, und ich hab' ihm die Stiefel abkauft um drei Gulden." Der Zenzl will ſeine Stiefel gleich nehmen, der Bahnwachter gibt's aber nicht her und will ſeine drei Gulden eher haben. Jetzt rechnet der Zenzl: „Drei Gulden fünfundvierzig Kreuzer hab' ich 's erſtemal zahlt, noch drei Gulden macht ſechs Gulden fünfundvierzig Kreuzer — zehn Gulden ſein's aber wert, und wenigſtens glaubt mir die Alte dann die Geſchichte" — und ſo gibt er dem Bahnwachter drei Gulden, nimmt ſeine Stiefel und geht heim. Die Alte hat's ihm vielleicht wohl glaubt, hat ihn aber ein Rindvieh her und einen Eſel hin geheißen, und ihren Beſen hat ſie den Abend nicht grad zum Auskehren verwendet. —

Am anderen Tag kommt der Gerichtsbot und bringt eine Vorladung zum Gerichte, und der Zenzl muſs hinein zur Verhandlung, weil er dem Stegbäcken ſein Gaiſchütz ſo geprügelt hat. Bei der Verhandlung kriegt er achtundvierzig Stunden Arreſt wegen Körperbeſchädigung, und außerdem muſs er dem Gaiſchütz noch zehn Gulden Schmerzensgeld zahlen. Glücklicherweis kriegt er für die achtundvierzig Stunden noch einen Strafaufſchub von vierzehn Tagen, ſo daſs er heut noch heimgehen darf. Unterwegs trinkt er drei Viertel Wein auf den Zorn, und wie er heim kommt, ſteht die Alte ſchon wieder da mit dem Beſen. Dann habens eine Weil ſich unterhalten mit einander und dann ſagt die Alte: „Und was ich noch ſagen wollt, der Gendarm is da gweſen, deine verdammten Stiefel ſind richtig gſtohlen worden, in Bruderſegg drüben, und da hats der Gendarm gleich mitgenommen, die Stiefel, und du wirſt eine neue Vorladung kriegen, wegen ‚Ankauf verdächtiger Waare', oder wie er ſchon gſagt hat — na wart, ich werd dir lernen, Stiefel kaufen — wo is mei Beſen?"

Auf die Nacht, wie der Rueppenzenzl im Bett gelegen iſt, hat er vor dem Einſchlafen zuſammengerechnet, was ihm das gute Geſchäft getragen hat, und ſo hat er ganz ſtill, daſs es die Alte nit hört, gezählt: „Zuerſt drei Gulden fünfundvierzig Kreuzer, dann drei Gulden macht ſechs Gulden und fünfundvierzig Kreuzer, und den Rock, den der Gaiſchütz mir zerriſſen hat, fünf Gulden, macht elf Gulden fünfundvierzig Kreuzer, dann zehn Gulden Schmerzensgeld, macht einundzwanzig Gulden fünfundvierzig Kreuzer, dann achtundvierzig Stunden Arreſt macht auch was, nit um zehn Gulden thät ich's, macht einunddreißig Gulden fünfundvierzig Kreuzer, und zwei Viertl Wein, macht einunddreißig Gulden fünfundſechzig Kreuzer, und einen neuen Beſen, und nachher noch eine Verhandlung wegen verdächtiger — verdächtiger und noch drei Viertl Wein, Viertl Wein, Viertl Wein, Viertl Wein — Wein — verdächtiger" — dann hat der Zenzl eingeſchlafen. —

F. G.

„Zum wunderbar geretteten Jäger."

Eine Geschichte aus dem Hochgebirge von **Peter Rosegger.**

Der Gemsjäger Bernhard steigt dem Gebirge zu. Die höchste Spitze steht kaum dreitausend Meter hoch, und er hätte Kraft für sechstausend in den Gliedern. Wenn er nur erst über den Wald hinaus wäre, da geht sich der Boden so kindisch flach und lind, wie in einer Krankenstube. Treppen will er haben unter den Füßen, der Bernhard, steinerne Treppen, wovon jede Stufe mit allen Vieren erklettert werden muss; der Gemsen Tanzboden ist sein Tummelplatz.

Weil er schon einmal im Walde ist, so will er nach den Schlingen sehen, die er gestern gestellt; hängt ein Hase drin, gut, hängt ein Fuchs, umso besser. Den Fuchs verzehrt man nicht. Der Mensch bildet sich's ein und isst nur Fleisch vom Thiere, das keines isst. Trotzdem bleibt der Fuchs das netteste Thier, es ist halt gescheiter wie die anderen. — So denkt sich der Bernhard, da sieht er im Dickicht etwas zucken. Hätte er nur den Hund mit, den wollte er einmal drauflassen. Aber, es ist ja ein Reh in der Schlinge! Rehe haben doch kein blaues Busentuch um! Ist's ein Mädel? Mädels wieder haben keine Hörnlein auf dem Kopf. — Als er das Astwerk auseinanderbog, sah der Jäger, es wäre ein Reh da und ein Dirndl. Dieses hielt das zuckende Thier beim Hinterfuss und war damit beschäftigt, es von der Schnellschlinge loszulösen. Der Jäger schaute ihr durch den Busch heimlich zu. Die kleine Ziegenhirtin aus dem Schramsbachgrund, ein trotziges Ding, mit dem nichts anzufangen war. Braun und herb wie eine Brombeere, aber den Holzknechten im Schramsbachgrund waren die rothen süßen Himbeeren lieber, und so blieb dem derben Naturkinde nur die Ziege und das Reh übrig, wenn es etwas gern haben wollte.

„Schau doch ein andersmal besser, worauf du trittst", sagte sie zum Thiere, „weißt ja eh, dass die Jäger so falsch sind. Aber so halt doch dein Fußerl still, dass ich's losmachen kann. Der verdammte Strick schneidet dir ja die Klaue weg, wenn du so anreißt. Den Jäger, wenn er da wär', wollt' ich mir gunnen!"

Das Reh war los und schoss durch den Jungwald davon. Der Bernhard aber tauchte das Astwerk und sagte geschmeidig zum Dirndel: „Der Jäger ist da, und jetzt kannst dir ihn gunnen."

Die Hirtin war gar erschrocken. Mit ihren runden braunen Augen schaute sie ihn finster an und antwortete: „Der Mensch weiß auch keine Stund', wo er nicht in eine Schlinge tappt; er sollt' schon nicht so grausam sein gegen das arme Gethier."

„Freilich tappt der Mensch auch hinein. Aber der Schlingen gibt es unterschiedliche, jede thut nicht weh. Die zum Beispiel." So der Jäger, und wollte sie mit den Armen umschlingen. Sie duckte rasch unter und huschte zwischen den jungen Fichtenbäumen davon.

Der Bernhard hatte ihr ein Weilchen nachgeblickt und dann den Kopf geschüttelt. — Eigentlich schade um das Windspiel, dass es so wild ist. Man muss sich's erst abrichten. Wenn es nur erst abliegt, wird das herbste Wildobst das beste. Morgen werde ich in den Schramsbachgrund gehen und sagen, dass sie eingesperrt wird. Wir wollen ihr das Rehauslassen abgewöhnen. Oder sie soll sich auskaufen. — Er spannte die Schlinge wieder stramm, schupfte sein Gewehr hinter die Achsel und gieng weiter. Als es steil wurde, stieg er trotz der jugendlich-elastischen Gestalt sehr gemächlich an. Stadtleute gehen auf die Berge erst langsam, wenn sie müde sind, Gebirgsleute schon vorher, und sie werden dann gar nicht müde. Im Knieholz begegnete er zweien Touristen, denen hätte er am liebsten mögen die Beine abschießen, weil sie zwischen den Wänden gejauchzt hatten. Die Gemsen verscheuchen! Dieses Umlaufergesindel. Die Thoren steigen hinauf, um Berge und Thäler anzuschauen. Der Gemsen achten sie nicht und versprengen sie doch. Dumme Kerle! — Wenigstens werden die Gerichte vernünftiger. — Mit letzterem meinte er zwei Gerichtsverhandlungen, die kurz vorher in dem Kreisbezirke stattgefunden und wobei ein Hasendieb auf dreizehn Monate, ein Menschentodtschläger auf acht Monate Arrest erhielt. Die Touristen boten dem Jäger einen fröhlichen guten Tag! — Hol' euch der Teufel! brummte er. Der Teufel blieb zum Glück an seinem Schnurrbart hängen. Höher oben stieg er an ein vorspringendes Wändlein hinaus und horchte nach beiden Seiten hin in die Kare. Kein Wind pfiff über die Riffe, kein Steinchen rieselte nieder, alles todt in den Wänden, und die verdammten Bergferen, so die Gemsen verjagt hatten, soll doch der — derjenige holen! — Er gieng quer über ein Schneefeld; die Mittagssonne hatte den Schnee nicht so weit gebracht, dass die scharfbenagelten Schuhe Tapfen treten konnten. Wenn sich hier erst noch Gletscher bildeten! Was wäre das neuerdings für ein Gelaufe! Ist es doch schon bald, als hätte der Herrgott das Gebirge für die Touristen gebaut, und nicht für Gemsen und Jäger!

Der Bernhard setzte sich unter eine Felswand, zog aus seiner Weidtasche Brot und Speck und würzte das Mittagsmahl mit Ärger. Ein altes Weib könnte ihm begegnet sein, so überquer geht ihm heute alles wieder. Es sind übrigens die jungen auch nicht besser. Eher schlechter.

Der Oberförster Eustach habe immer gesagt: vor alten Weibern schützt jeder Weihbrunn, aber die jungen sind Hexen! Erst als er den Plutzer vornahm und Wacholdenen trank, wurde ihm anmuthiger ums Herz. Darauf legte er sich auf ein Kissen von Sand und Edelweiß, schlief ein und sah im Traume den Himmel offen. Und was für einen Himmel! Im grünen Fichtenwald wimmelte es vor Rehböcken und Hirschen, an den Wänden klebten so viele Gemsen, wie Fliegen am Fenster im August. Um die Bergspitzen kreisten Adler so zahlreich wie Krähen um die Kornschöber, und in der Fuchsschlinge saß ein schwarzbraunes Mägdelein gefangen.

Als der Bernhard erwachte, stand die Sonne schon hinter dem Gebirge und die Wände waren grau und feucht. Aus den Runsen krochen weiße Nebelchen herauf, über der Waldgegend unten lagen langgestreckte Nebelbänke. Geregnet hatte es, während er im Himmel war, seine Felswand hatte ihm Dach geboten. Hätte es von seinem Himmel nur auch die Gemsen herabgeregnet. Es waren immer noch keine zu sehen. Der Bernhard musste in die Trachöfen hinüber, die waren wohl etwas wüst, aber dort gab's ihrer gewiss. In den Trachöfen hatten die Gemsen ihre sichere Burg, und einmal musste der Bernhard, der noch nicht lange mit der Büchse gieng, doch diese Hochschule der Gemsjäger vornehmen, damit er mitsprechen könne, wenn im Forsthaus von den Wänden der Trachöfen erzählt werde. Sein Griesbeil klang hell im Gestein, als er an den Felsen hinstieg, immer höher hinaus. Da gab's kein Knieholz mehr, nur kurzes, zartes Gras auf schwarzer Erde zwischen den Steinen. Um ein Felsriff kletternd, sah er plötzlich hinab in das Öfenkar. Da unten gab's ihrer. Aber er war viel zu hoch, er konnte sie nicht zählen, noch weniger schießen. Das Gewehr hielt er krampfhaft zitternd in der Hand. Schießen? Darf er denn? Steigt er nicht als Heger umher? Er hat die Thiere nur auszuforschen, zu bewahren. — Er begann niederwärts zu klettern, es gieng prächtig, er sprang von Stein zu Stein, und in den Schuttrinnen ließ er sich hinabrutschen. Er gerieth an eine Wand, darüber kam er so hinab, dass er sich am Alpenrosengesträuch festhielt, welches aus den Spalten hervorwucherte. Gut, dass ich da nicht wieder empor muss, dachte er, das schroffe Gehänge betrachtend, das über ihm aufragte. — Hingegen vom Kar aus geht's lustig zu den Almen hinab. Aber zwischen ihm und dem Kar war jetzt ein hohe, kahle senkrechte Wand. Die Gemsen hoben, von rieselnden Steinen erschreckt, ihre scharfbehörnten Köpfe und setzten in Rudeln über Fels und Schnee davon. Bernhard musste sich einen Augenblick niederlassen und die Hand vor das Gesicht halten! Der Schwindel! Über sich die Wand, unter sich die Wand, so kauerte er auf einem schmalen Vorsprung, der sich nach rechts und links einige Klafter lang hinzog und dann in dem grausen Gewände verlief.

Bernhard sah, dass er sich verstiegen hatte. Sein erster Gedanke war: Jetzt den Kopf nicht verlieren. Aber der Kopf half ihm nicht viel. Mit Hilfe der Alpenrosensträucher versuchte er das Emporklettern, sie lockerten sich, rissen aus, und er stürzte auf seine Terrasse zurück, noch glücklich, dass er dort liegen blieb. Nach einer Weile hub er an zu rufen. Seine Stimme schlug grell in das umstehende Gewände, unten sah er niemand, der ihn hören könnte. Er ließ Schüsse los, sie verhallten ebenfalls. In die Öfenkare kam außer den Jägern und Wildheuern selten ein Mensch, es war ja auch verboten. Standen unten doch die Tafeln: Das Betreten der Trachöfenkare ist aus jagdlichen Gründen strengstens untersagt. — Nun kam der Abend. Für die seeblauen und violetten Schattendämmerungen in den Tiefen, für die tintenschwarz in den Himmel aufragenden Zinnen hinter ihm, für das Alpenglühen auf den gegenüberstehenden Gebirgen hatte er kein Auge. Eine große Angst überfiel ihn. Sein Gaumen war so trocken, dass die Zunge dran kleben blieb. Ein Brantweinschluck machte es nicht besser — nach Wasser lechzte er. Quer hin an dem Gewände war ein Felsblock niedergestürzt und zwischen Zacken hängen geblieben, unter sich eine Höhlung bildend. Da hinüber kletterte er mit Anstrengung und Gefahr, um sich die Nacht über unter dem hängenden Felsblock zu bergen. Feuer wollte er machen, denn die liebe Flamme tröstet in der Einsamkeit wunderbar; er hatte auch Zündzeug bei sich, aber kein Brennholz war zu erreichen; die wenigen Äste des Alpenrosenstrauchs waren in Lebenssäften, sie glosten ein wenig, verloschen bald und ließen den Jäger in der kalten öden Finsternis zurück. Vor Erschöpfung schlief er ein, die ganze Nacht kletterte er hinan und fiel hinab, an den Wänden reckten sich steinerne Gemsen, Hirsche und Rehköpfe hervor, sie meckerten und lachten ihn aus.

Als er unter seinem Steine wieder zu sich kam, standen die Berge im dämmernden Blass des anbrechenden Morgens. Ein Schüttelfrost rüttelte an ihm so heftig, dass die Zähne klapperten, er raffte sich auf und begann zu schreien. Anfangs war er heiser, er schrie so lange, bis die Stimme hell klang und er schrie fort, bis sie wieder heiser wurde. Aber in den Karen blieb es leblos und in den Wänden zeigte sich kein Retter. Neuerdings versuchte er es mit dem Klettern und fiel ohnmächtig zurück auf seinen Felsvorsprung. Dann lag er ruhig und dachte nach, ob er nicht eines seiner Kleidungsstücke zerschneiden und die Stücke zu einem Bande zusammenknüpfen sollte, um mit solcher Strickleiter das Hinabgleiten zu versuchen. Wenn er aber die Tiefe des Abgrundes betrachtete, ward ihm klar, dass derlei umsonst sei.

Vor einigen Monaten war sein Vater gestorben. Die Leichanlegerin hatte ihm den neuen Lodenrock angezogen. Da hatte sich der Bernhard gedacht, es wäre schade um das theure Gewandstück, dass es so vermodern

sollte. Die Mutter hatte auch gemeint, wie schwer man sich's verdiene, der Todte ruhe auch in bloßen Hemdärmeln gut. Und sie hatten den Lodenrock wieder zu sich genommen. Nun trug ihn der Bernhard am Leibe und da fiel ihm ein: 's ist der Todtenrock, mir ist's aufgesetzt. — Das Pulver hatte er gestern schon verschossen und nicht an das Äußerste gedacht. Es wäre schöner die Kugel, als der Sprung. . . . Nun fiel ihm noch was ein. Sein Vater, in dessen Todtenjoppe er stak, war Holzknechtmeister gewesen, der — bei den Bäumen des Waldes aufgewachsen — sich aus Himmel und Hölle sein Lebtag nicht viel gemacht hatte. Auf dem Sterbebett aber fragte er plötzlich, sich in der dunklen Kammer starr umsehend: Ist Gott nicht da? — Denselben Seelenschrei that nun auch Bernhard: Ist Gott nicht da? — In Christenlehren, erinnerte er sich gehört zu haben, dass Gott der starke Helfer in Noth und Gefahr sei, wenn man zu ihm bete. Aber der trotzige Mann schämte sich jetzt, zu dem zu beten, den er immer so sehr vernachlässigt hatte, ja, den er am liebsten kurzer Hand abgeleugnet hätte, wenn seine Mutter dem jungen selbstsüchtigen Sohn mit dem gerechten Richter drohte. — Als aber auch an diesem zweiten Tage die Sonne übergieng, als Durst und Fieber ihn verzehren wollten und kein Retter sich zeigte — da hub er an, die Hände gegen Himmel zu ringen und laut zu weinen. Und dieses wilde, erschütternde Weinen war eine Bitte zu Gott um sein junges Leben. . . .

Der Abend dunkelte früher als sonst, denn der Himmel hatte sich schwer überzogen und an den Wänden sanken bleigraue Nebel herab. Die Kare lagen tief und finster unten, und wie aus den Vorbergen auch der frische lebendige Wald heraufblaute, es lag eine Ewigkeit dazwischen. Mechanisch tastete der Bernhard wieder einmal nach dem Gewehr, da rollte selbes über den Stein und fiel in die Tiefe, wo es lautlos zerschellte. — Bernhards Zustand war traumhaft geworden. Und als aus der Tiefe ein rother Stern heraufleuchtete, fasste er das nicht mehr, hielt es vielmehr gleichgiltig für den aufgehenden rothen Mond. Das Feuer wurde größer und röthete den wirbelnden Rauch.

Die Ziegenhirtin Rosel war in den unteren Trachöfenhängen wildheuen gewesen. Das war zwar auch nicht gestattet, aber sie meinte, wenn der arme Mensch alles meiden wolle, was „aus jagdlichen Gründen" verboten ist, so müsse er verhungern mitsammt den Ziegen. Zwischen Stein und Strupp schnitt sie emsig mit der Sichel das Gras und that es in den Korb. Bei dieser Arbeit hatte sie mehrmals rufen gehört. Anfangs beachtete sie das nicht, als es ihr doch auffiel, wusste sie erst nicht, woher die Stimme kam. Da mussten wohl Jäger in den Wänden sein, denn auch Schüsse fielen. Sie trachtete mit ihrem Futterkorbe weiter zu kommen. Am anderen Morgen war sie wieder da und schnitt wieder Gras und hörte wieder das Rufen. Jetzt erschrak sie. Das war

wie kläglicher Hilferuf. Sie wusste nur nicht, kam er aus den hinteren Karen oder aus den Felshängen. Von der senkrechten Wand schien er zu kommen, das war aber sicher nur der Wiederhall, denn dass da oben sich ein Mensch befinde, war unmöglich. Weil der Schall zeitweilig sich wiederholte, so kam der Rosa das Entsetzen und sie lief hinab in die Waldschläge und erzählte den Holzhauern, dass in den Trachöfenwänden schon seit gestern jemand um Hilfe rufe. Darauf erinnerte sich einer, dass am Abende zuvor im Forsthause der Jäger Bernhard nicht gesehen worden sei. Der Vorarbeiter rief den Feierabend aus und verordnete, dass die Männer mit Steigeisen, Haken und langen Stricken ins Gemsgebirge hinauf sollten. Es ward finster. In den Karen zündeten sie fürs erste ein großes Feuer an, damit der Mensch, der sich etwa verstiegen hatte, das Zeichen sehe, es seien Leute zu seiner Rettung aus. — Als der Bernhard unten immer wieder das Feuer sah, erwachte er endlich aus seiner Betäubung und hub neuerdings an zu rufen. Die Holzhauer im Kar drehten aus Baumrinden ein Riesensprachrohr und riefen ins Gewände hinauf, wer oben sei, der solle aushalten, mit dem ersten Morgengrauen beginne das Rettungswerk. Der Jäger hörte die Stimme, ohne sie zu verstehen. Neuer Muth, neue Lebenskraft war in ihm, die bewölkte Nacht war nicht kalt gewesen, er fieberte wohl noch, aber vor Freude. Er kroch aus seiner Höhle, musste sich aber mit Fingern und Zehen an den Felskanten festklammern, um nicht etwa noch jetzt, im Freudentaumel, abzustürzen. Als es tagte, entdeckten sie von unten die Stelle, wo er klebte. Von unten hinauf ihm beizukommen, war undenkbar. Also von oben herab. Spät am Vormittage war's, dass von der Zinne der Wand ein Strick niederbaumelte, allein er war viel zu kurz. Nach mehreren Stunden konnte ein längeres Seil mit Knoten und einem Endringe herabgelassen werden, das war lang genug, gieng jedoch über den Felsvorsprung viel zu weit in die Lüfte hinaus, als dass der Jäger es mit den Händen fassen konnte. Als demnach das misslungen war, suchte ein angeseilter Holzknecht niederzugelangen. Derselbe hatte noch vorher zu den Kameraden gesagt: „Wenn mir was passiert, thuet auf meine zwei Kindelein nit vergessen!"

Mittlerweile war die Ziegenhirtin unten, wo der Fußsteig über den Pass geht, vor einem Lärchbaum gekniet. Da oben hieng ein Muttergottesbild, es war halb verwittert und bemoost, aber es war noch Gnade in ihm. „Jesu-Mutter Maria! Thu' ihm's nicht gedenken, dass er die Schlingen aufstellt nach den unschuldigen Thieren. Er ist Jäger, es ist seine Schuldigkeit, er muss leben davon. Er ist kein böser Mensch. Er ist ein junger Mensch und thut noch so viel gern leben. Hilf ihm herab von der schreckbaren Wand. Heut' ist ein heiliger Sonntag. Ich will fasten zu deiner Ehr, alle Sonntag, solang ich lebe. Hilf ihm herab." So betete sie und umspannte den Baumstamm mit beiden Armen. Sie drückte das

Holz krampfhaft fest an ihre Brust, sie küsste es, sie herzte es, sie meinte, es wäre die reine Liebe zur Mutter Gottes, sie wusste es noch nicht. . . .

Der Mann, den sie mit dem Seile hinabgelassen hatten in die Wand, kam leer zurück. Es sei vergebens, man könne nicht an die Stelle kommen, wo der Unglückliche in der Nische kauerte. Es sei unfassbar, wie er dorthin gelangt ist. Da meinte ein anderer Holzknecht, dorthin gelangt wäre er ja doch, und so weit der Jäger Bernhard komme, würde wohl auch der Holzknecht Kilian kommen können. — So wurde nun dieser hinabgelassen an dem starken langen Seile, das oben an eingetriebenen Blöcken befestigt war. Er blieb lange aus, das Seil wurde immer weiter hinabgezogen. Die Leute oben vergaßen fast des Athemholens — so gespannt waren sie in Angst und Hoffnung. Plötzlich warf das Seil von unten herauf drei Schlingungen, zum Zeichen, dass sie oben anziehen sollten.

„Sie kommen alle zwei!" rief der Holzmeister mitanziehend, denn die Last war schwer. Endlich schleiften sie über die Felsausbauchung herauf, beide, der Kilian und der Bernhard, fest aneinander gebunden.

Als sie auf der Holzplatte losgelöst wurden, trocknete der Holzknecht sich den Schweiß am Haupte, der Jäger sank ohnmächtig auf die Knie.

Sie labten ihn mit Wacholdergeist, sie flößten ihm Milch ein, Ziegenmilch, die ihnen aus einer Thalhütte nachgeschickt worden war, sie legten ihn auf eine Bahre, die sie aus Zirmgeäste geflochten hatten und sie trugen ihn auf mühsamem Wege zu Thale ins Forsthaus. Er war gerettet.

Als der Bernhard zu sich kam, theilte er an die Männer alles aus, was er hatte: die Sackuhr, die Silberkette, das Taschenmesser, den Ring am Finger, er habe sich vorgenommen, sein Lebtag keinen Schmuck je mehr am Leibe zu tragen, sie möchten die Dinge nehmen zum Andenken.

„Bedanken kannst du dich auch noch bei jemand anderem", sagte nun zu ihm der Holzmeister, „die Ziegenhirtin vom Schramsbachgraben, wenn sie uns nicht hätte verständigt! Dem schwarzbraunen Mädel bist du dein Leben schuldig worden."

Die Leute wollten für dieses Leben vorläufig noch keinen Heller geben, denn der Jäger hatte ein schweres Nervenfieber durchzumachen. Da schlich manchmal in den Abenddämmerstunden jemand ans Försterhaus heran und guckte zum Fenster hinein. Seine Mutter war um ihn, somit huschte der Jemand beruhigt in seine Ziegenhütte zurück.

Nachdem der Wochen sechs verflossen, war es so weit, dass der Jäger ohne Stütze schlank aufrecht den Waldweg entlang gehen konnte, dem Schramsbachthale zu. Sein Gesicht war blasser und feiner als es früher gewesen, das Schnurrbärtchen und die Augenbrauen schatteten tiefer, sein Auge war größer und hatte einen feuchten, absonderlichen Glanz.

Vor der Ziegenhütte blieb er wie unentschlossen stehen. Das flache Dach war mit Steinen beschwert und stand weit vor über der bemoosten Holzwand, aber in den dunklen Fensterlein leuchteten flammenroth die Pellargonien. — Als er endlich mit fester Hand die hölzerne Thürklinke ergriff und über die morschende Schwelle trat, dachte er wohl nicht daran, mit welchen Absichten unter dieses arme Dach zu treten er einmal gesonnen gewesen war. — In der kleinen Stube kauerte ein alter, blinder Mann, der, des Eintretenden nicht weiter achtend, mit seinem Tabaktiegel beschäftigt war. Das Dirndel, welches wir schon kennen, stand an der Butterkübel und rührte eifrig mit dem Stabe.

„Ist das 'leicht dein Vater?" redete er sie an, auf den Alten weisend.

„Das ist mein Kind", antwortete sie. Sie sagte das schalkhafte Wort, um ihr inneres Zittern zu verbergen. Es war auch so weit richtig, als der hilflose und kindische Greis in ihrer Hut und Pflege stand. Die Eltern waren heimgegangen, des Vaters Bruder war noch geblieben von den Vorfahren dieser Hütte.

Der Jäger hielt ihr so leichtweg die Hand vor, falls sie dieselbe drücken wollte und sprach: „Wissen wirst es eh, Rosa, wegen was ich heut' zu dir komm'?"

„Denken kann ich mir's", antwortete sie ganz gelassen. „Will's auch nicht leugnen. Bin ja doch verrathen worden beim Wildheuen. Lass' mich halt einsperren, antragst schon lang genug damit."

Er stutzte einen Augenblick, dann sagte er sehr ernsthaft: „Sollst nicht so reden, Rosa. — Ohne deiner wär's nicht so gut ausgegangen mit mir. Mir hat's der Obere kurios heimgezahlt, wie ich gegen dich bin gewesen. Möcht' jetzt frei niederknien vor deiner — und abbitten . . ."

Als sie solche Worte vernahm von diesem Menschen, ließ sie den Rührstab stehen und gieng hinaus. Ganz ruhig ist sie hinausgegangen in den Ziegenstall. Und weil sie nicht mehr zurückkam, so schritt auch der Jäger nach und horchte. Und hörte hinter der Wand ein zitterndes Schluchzen. Er gieng in den Stall, riss sie an sich und bedeckte ihre Wangen, ihre Augen, ihren Mund mit glühenden Küssen. Sie entwand sich ihm heftig ringend; mit hochgeröthetem Gesichte, verworrenem Haar, das Busentuch aufgelockert, so stand sie vor ihm, verblüfft, zornig.

„Weißt du es jetzt?" sprach er in gedämpftem Tone. „Weißt du es noch nicht, dann will ich dir's deutlicher sagen."

In diesem Augenblicke hörte man aus der Stube die krächzende, jammernde Stimme des Alten: „Auweh, auweh, auweh!" Die Rosel eilte hinein. Er lag auf dem Boden und suchte mit tastenden Händen die ihm entfallene Pfeife, deren Rohr er noch im zahnlosen Munde stecken hatte. Dabei wimmerte er. Das Dirndel hob das Zeug auf,

ordnete es ihm und schlichtete seine Lage. Der Bernhard stand eine Weile unschlüssig an der Thür und gieng endlich davon.

Die Rosel blieb glühend im Gesichte den ganzen Tag. Das Herz war ihr still gestanden vor Schreck, als er so plötzlich vor ihr gestanden, durch Mark und Bein gieng's ihr wie ein brennender Strom, als er sie so wild gekost hatte. Wehrhaft war ihr zu Muthe gewesen. Sie stieß ihn zurück mit der Faust, da er doch erst so krank gewesen . . . Als sie am Abende die Ziegen molk, lastete sie ab, vertraute es den Thieren, wie glückselig sie sei. Jetzt erst, als sie es gesagt, wusste sie es auch selber — lieb hatte sie ihn. Lieb hatte sie ihn!

Zwei Tage hatte sie Zeit, sich zu verzittern, am dritten fand sie ihn im Heu. Im Heu auf der Waldwiese, das sie früher geschichtet und nun mit einem Korb in die Hütte schaffen wollte, lag er schlank hingestreckt, so dass das Futter stellenweise über ihn zusammenschlug. Er hatte die Augen geschlossen, sie stand ganz still da und schaute ihn an. — Was ist das für ein schöner, herziger Mensch! Aber wissen darf er's nicht, dass sie ihn so heimlich anschaut. Sie wollte davonhuschen, da that er plötzlich die Augen auf und lachte. Jetzt musste sie stehen bleiben und sogar etwas sagen. „Hast früh Feierabend gemacht!" war ihre Ansprache.

„Weil ich müde geworden bin vom Siedeln", antwortete er.

„Was hast du denn gesiedelt?"

„Meine Sachen. Vom Försterhaus zu meiner Mutter."

Dann fragte sie: „Wie ist denn das, Jager?"

„Ich bin kein Jager mehr", war seine Antwort, dieweil er sich halb aufrichtete. „Du denkst dir's wohl warum. In denselben Tagen hab' ich mir's vorgenommen auf der Wand. Ich strecke nichts mehr. Will mir das Brot anderswo suchen."

Sie blickte betroffen drein. Am Ende geht er fort aus der Gegend.

„Was willst denn thun, nachher?"

„Wie sich's halt schicken wird. Bretterschneiden kann ich. Vielleicht in der Eschau draußen. In Untersteinthal haben sie auch Holzsägen."

„Und magst deine Mutter allein lassen?"

„Gern thu' ich's nicht. Lieber wär's mir schon, wenn ich da bleiben kunnt. Im Wald oder im Schramsbachgrund, oder wo. So ein Häuserl, wenn ich halt hätt'! Wollt' schon wirtschaften, hätt' eine Freud' dazu."

Jetzt sagte sie nichts und fieng mit ihrem Rechen an, das im Umkreis verstreute Heu zusammenzukrauen. — Ein Häusel, wenn er hätt'! Sie hätt' eins. —

„Rosel", sagte er jäh, „lass' das Rechen sein."

Sie hörte es nicht und arbeitete.

Er noch einmal: „Du Rosel! Lass' das Rechen sein und geh' her."

Da sagte sie: „Rast' dich nur aus, mit dem Einfassen hat's Zeit", und fuhr fort, auf der Wiese umherzurechen.

„Beim Einfassen will ich dir schon helfen", sprach er, „aber du sollst mir jetzt rasten helfen."

Sie hörte es wieder nicht, sondern stellte den Korb und begann Heu einzufassen. Er sprang auf, nahm große Buschen Heu in die Arme und steckte sie in den Korb. Fest presste er das Futter hinein, immer noch mehr und mehr. Dann begann er den Korb zu gupfen, band die Schichten mit dem Stricke fest und gupfte immer noch drauf.

„Bernhard", sagte sie, „du wirst zu schwer aufladen. So viel kann ich halt nicht dertragen."

Als der Korb so vollgepackt war, dass er mit seinem Gupf wie ein Heuschober dastand, setzte sich der Bernhard davor hin, streifte die Tragbänder an seine Achseln, stand zuerst mit einem Knie auf, dann mit dem zweiten Fuß und trug die Last davon, hinab in den Schramsbachgrund. Die Rosel schämte sich, mit dem Rechen leer hinten nachzugehen, sie nahm noch ein Bündel Heu in ihre Schürze und so ernteten sie heimwärts. Er kam zur Hütte, sie ihm nach, er gieng in den kühlen Futterschoppen hinein, sie ihm nach . . . .

Der blinde Greis saß in der Stube und brummte ein altes Lied.

Die Wanderschaft, die der Bernhard nun in der Gegend antrat, um Arbeit zu suchen, wurde zu einer wahren Vergnügungsreise. Er hatte nicht gewusst, wie sehr verdienstlich es sei, sich ungeschickt im Gewände zu versteigen und von braven Leuten gerettet zu werden. Nun bewunderte und feierte man ihn darob, wohin er kam. Der Jäger Bernhard, der zwei Tage und zwei Nächte hoch in den Felsen der Trachöfen gestanden, wie einst Kaiser Max auf der Martinswand! — In den Wirtshäusern, wo er von selbst nicht erkannt wurde, gab er sich zu erkennen; da drängten sich die Leute an ihn, er musste erzählen, und trinken konnte er nach Belieben, er war Gast des ganzen Thales. Bei dem häufigen Erzählen war allmählich die Felswand, an welcher er sich verstiegen, doppelt und dreifach so hoch geworden, als sie von Natur gewesen. In den Nächten seines Aufenthaltes auf der Wand hatte es furchtbare Gewitter gegeben, die Blitze hatten links und rechts um ihn eingeschlagen, endlich waren Steinadler gekommen, vor denen er sich nur vermöge seiner Gewandtheit erwehren konnte. — Mit einem Handelsreisenden traf er zusammen, das war ein kluger Mann, der meinte, was solle sich der Mann noch mit körperlicher Arbeit plagen, trage er

sein Capital doch in seinem abenteuerlichen Geschicke. Er solle „Kunstreisen“ machen und als der „wunderbar Gerettete“ sich für Geld zeigen.

Wer weiß, ob der Bernhard diesem „besseren Lose“ nicht zugestrebt haben würde, es war im Ganzen sehr nach seinem Sinne, wenn er nicht eines Abends auf der Wanderschaft in Untersteinthal ein Glöcklein gehört hätte. Das kam nicht von dem spitzen Kirchthurme des Alpendorfes, das am Rande der Schlucht über dem Wasser lag, sondern von dem Dachreiterthürmchen eines stattlichen Wirtshauses, welches sein Gesinde und wohl auch müde Straßenwanderer zum Abendessen rief. Da kehrte er zu und wurde von zwei Holzknechten, die am Ofentisch ihre Schnäpse tranken, sogleich erkannt als der wunderbar gerettete Jäger. Im Laufe des Abends setzte sich auch die Traubenwirtin zum Tisch und hielt dem Bernhard die breite Hand hin, es gefreue sie recht, einen Menschen kennen zu lernen, den der Herrgott besonders gern haben müsse, da er ihn auf so unglaubliche Weise beschützt und von der Felswand herabholen hat lassen. Wer weiß, wozu er noch bestimmt sei auf dieser Welt. Bretter schneiden wolle er? Da solle er sich doch einmal ihre Holzsäge ansehen unten an der Ach. Die Baumblöcke lägen schon seit längerer Zeit aufgeschichtet wie die Krapfen. Wenn er die Arbeit übernehmen wolle? Lohns halber würden sie sich nicht streiten.

Der Bernhard blieb im Traubenwirtshause, die Traubenwirtin aber war eine junge, rundliche Witwe.

Am nächsten oder übernächsten Tage hub unten an der Ach die Brettersäge an zu scharren, dass die weißen Späne flogen und die weißen Läden federnd an den Balken hinabrutschten. Die Wirtin stand mit ihren verschränkten Armen manchmal wohlgefällig da und sah der Arbeit zu. Die Bretter waren so fein und glatt, dass der Wirtin muntere Augen an denselben allzurasch hinglitten bis zum Rande, wo schlank und stramm, die blaue Schürze um die Mitte gewunden, der Sägemeister stand. — Etwas später, als das Kirchweihfest nahte, war die Wirtin der Meinung, die Säge könne einstweilen stehen bleiben, der Bernhard solle ausgehen, um Kälber einzukaufen. Sie gab ihm leichtfasslichen Unterricht in der Beurtheilung der Eigenschaften des Rindfleisches und auf jeden Fall müsse man beim Einkaufen den Bauern sagen, wie das Fleisch unglaublich im Preise falle, wegen der großen Einfuhr aus Amerika. Der Bernhard brachte ein paar schwere Kälber heim und beim Kirchweihfest selbst musste er eine weiße Schürze umbinden, in den Wirtsstuben auftragen helfen und Zechgeld einstreichen. Machten die Bauern dabei ein unlustiges Gesicht, so müsse ihnen mitgetheilt werden, dass neuzeit die Fleischpreise so arg stiegen, weil die oberösterreichischen Viehhändler alles davonführten. Auch zum Einschenken war der Bernhard gut zu brauchen. Im Traubenwirtshaus

bekam man zwei Gattungen Wein, den „ordinari“ und den „guten“. Beide wurden aus demselben Fasse gezapft, nur dass der Bernhard beim „ordinari“ ein gewöhnliches, beim „guten“ ein geschliffenes Glas zu nehmen hatte. Zu all dem war der Sägemeister sehr gelehrig und er machte es mindestens so gut, als der Wirt selbst, der ein Jahr vorher selig verstorben war. Auch wusste er die Gäste mit Späßen und Erzählungen prächtig zu ergötzen und auf der Trachofenwand konnte er ein halbes Jahr oben gewesen sein, so viele Abenteuer hatte er dort erlebt. Je lebhafter er die Schauergeschichten erzählte, desto mehr Wasser konnte er in den „Ordinari“ gießen, ohne dass die Gäste davongiengen. — Für sothane Anstelligkeit hat er eines Abends von der Wirtin zu Lohn ein güldenes Ringlein bekommen. Der Selige hatte ihn am Mittelfinger getragen, dem Bernhard musste sie ihn an den kleinen Finger stecken; „um so viel bist du größer als er“, hatte sie dabei gesagt. — In der darauffolgenden Nacht war ihm das Gelöbnis auf der Felswand eingefallen, sein Lebtag keinen Schmuck mehr am Leibe zu tragen, er hatte sich aber damit beruhigt, dass man in diesem Falle wohl eine Ausnahme machen könne. Sonst fiel ihm nichts ein . . . .

Ei doch! Es fiel ihm ein, dass das Traubenwirtshaus in Zukunft das Schild führen solle: „Zum wunderbar geretteten Jäger.“

Um Weihnachten herum war es schon so weit, dass der Bernhard selbstmächtig mit den Bauern Holzkäufe abschloss. Auch hatte er um diese Zeit seine Wohnkammer unten an der Säge, ohne weiter zu fragen, mit einem Zimmer im Wirtshause umgetauscht. Der Wirtin war das anfangs etwas befremdlich, doch sie meinte nachher, beim Manne sei es besser, wenn er den eigenen Kopf habe, als gar keinen. Zur Zeit war im Traubenwirtshause einer jener Holzknechte zugekehrt, der bei der Rettung an der Trachofenwand dabei gewesen. Mit der Faust schlug er auf den Tisch vor Freude darüber, den Bernhard hier so wohl gesessen als angehenden Wirt zu finden. Sie setzten sich zusammen und frischten bei einem Glase „Guten“ die Erinnerungen auf, und wie das Hirtenmädel die Holzleute zu Hilfe gerufen hatte. — Diese Erinnerung des Holzknechtes hatte dem Bernhard, wenn auch nicht eine schlaflose Nacht, so doch eine unruhige Viertelstunde bereitet, bevor er einschlief. — Am Ende wäre es der Ziegenhirtin nicht recht, wenn er die Traubenwirtin heiratet? So Weibsbilder verstehen immer einmal keinen Spass. Wenn man ihnen einmal schönthut, wollen sie gleich geheiratet sein. Mein Gott, wenn man jede heiraten müsst', die einem das Leben rettet, da hätte die alte Kohlenbrenner-Wabel alle Männer vom Schramsbachgrund und Hüttau und Zirmleiten. Allen, die durch den Zirmleitwald zu gehen haben, hat die Wabel das Leben gerettet, wenn sie am Weg bei der Holzriesen stand und den Herannahenden zurief: Aufpassen! Es wird geholzt! — 's ist Pflicht und

Schuldigkeit. Erkenntlich ist man ja so, und die Rosel wird sich nicht zu beklagen haben. Und beklagt sich auch nicht, weil's ein gescheites Mädel ist. Und jetzt will ich in Gottesnamen schlafen. —

Die Ziegenhirtin Rosel hatte von diesen Vorgängen wohl keine Ahnung. Sie war den ganzen Winter über nicht aus ihrem Schramsbachgrunde hervorgekommen. Sie hieng dort fest an ihrer kleinen Wirtschaft; dazu war der alte, blinde Oheim bettlägerig gewesen und musste gewartet werden, wie ein Wickelkind. Die Rosel war geduldig und dachte, es wird schon einmal besser kommen. Wenn er zwar auch seit langem nichts mehr von sich hören lässt, auf einmal wird er da sein und sagen: Jetzt, Dirndel, bin ich gestellt. Etliche Gulden hab' ich im Sack, jetzt gehen wir's an.

Als der Schnee weggieng und über die junggrünen Wiesen die Wässerlein rieselten, war der Alte wieder auf den Füßen und nun verlangte es ihn nach der Pfarrkirche in Steinthal, um die Osterbeichte ablegen zu können. So führte ihn das Dirndel eines Morgens durch die Wälder hinaus. Mit kleinen Schrittlein fiffelte der Alte neben ihr her, sich an ihren Arm schmiegend. Das weiße Köpflein hielt er aufrecht und immer geradeaus, so lieblich es an beiden Seiten des Weges grünte und blühte, so sonnig die Berge dastanden mit ihren Felsen — für ihn gab's nichts zu sehen. Heute wimmerte er nicht, summte auch kein altes Lied, that auch nicht mit Pfeifenzeug um, in sich gekehrt war er und erforschte seine Sünden.

„Sag' mir's, Rosel", so fragte sie der kindische Greis, „muss der Christenmensch die Traumsünden auch beichten? Weißt, wenn einem so was träumt."

„Du, Oheim, das wär' aus der Weis'!" rief das Dirndel fast lustig. „Das möcht' ein sauberes Bündel Sünden geben bei manichen Leuten."

„Bin ich doch so froh!" sagte er erleichtert. „Weißt, Rosel, im Traum da thu' ich so viel raufen! So schreckbar raufen! Hu, hu. Heut' bei der Nacht hab' ich den Baumer Lenz und den Flößer Michel und den Damian mit einem Holzprügel niedergeschlagen."

Das Dirndel lachte laut auf. Die drei stärksten Männer der Gegend, baumfeste Gesellen, hat das kleine, neben ihr einherzappelnde Alterlein niedergeschlagen. — Als er in der Kirche, neben dem Dirndel sitzend, den Orgelklang vernahm, da griff er mit den hageren Händen in der Luft umher, als ob er ihn fassen und festhalten wollte. Dann hub er an, vor Rührung in sich hineinzuwimmern. Als der Pfarrer nach der Predigt einige Brautpaare verkündete, schrie der Alte ganz plötzlich und laut mit dünnem Stimmlein auf: „Du verschwefelter Jager! Jetzt heiratet er die Traubenwirtin, und meiner Rosel hat er's versprochen!"

Das Dirndel erschrak unbändig. Jetzt ist er ganz narrisch worden! Oder wäre es? Lagen ihr nicht die zuerst kaum beachteten Worte selbst noch im Ohr, dass der Bernhard Anwardtner mit der Theresia Pustler, Traubenwirtin im Untersteinthal, in den Stand der heiligen Ehe trete?! — Das ist ja nicht! Das ist ja nicht! — Die Leute der ganzen Kirche schauten auf sie her, die hinteren stellten sich auf die Zehen, um über den Achseln der vorderen den unberufenen Sprecher und Unterbrecher zu sehen. Der Pfarrer auf der Kanzel winkte mit der Hand, dass man den Alten hinausführe; das war freilich überflüssig, denn die Rosel hatte ihn bereits an den Arm genommen. Die Leute, die Wände, die Altäre tanzten um sie herum, sie wusste nicht, wie sie hinauskam, sie wusste auch nicht, wie sie mit dem Alten in den Schramsbachgrund gerieth — es war ein Taumeln wie im Traume.

Am nächsten Frühmorgen, nachdem sie die Ziegen gefüttert und gemolken hatte, stellte sie dem Alten Brot und Milch an den Lehnstuhl, verschloss die Hütte und gieng davon. — Sie weiß es ja, dass es nicht wahr ist. Der Pfarrer ist auch ein fehlbarer Mensch, kann Namen verwechseln oder schlecht aussprechen. Jetzt will ich den Bernhard aufsuchen und aus seinem Munde die Beruhigung hören. — Sie wollte in das Untersteinthal hinüber, wo er Sägemeister sein soll. Aber als sie den Fußsteig über das Kreuzjoch einschlug, begegnete ihr der Gesuchte. Er hatte eine weiße Schürze um die Mitte gewunden und einen großen, schönen Hund bei sich. Im grauen Tuchgewande, die Weste voll großer Silberknöpfe, sah er gar stattlich und frisch aus. Sie lachte ihn von weitem an und sagte: „Bernhard, grüß' dich Gott! Du schaust ja aus, wie ein Fleischhacker?"

„Weil ich einer bin und Kälber kaufen geh'", antwortete er. Sie reichten sich die Hände und standen nebeneinander still.

„Jetzt muss ich dich aber doch gleich fragen", sagte sie stockenden Athems, „gelt, du hast gewiss eine recht große Freundschaft?"

„Dass ich viele Verwandte hätt', meinst? Wegen was fragst?"

„Es ist zum Lachen. In Steinthal hat der Pfarrer mit der Traubenwirtin einen Bernhard Anwardtner von der Kanzel herabgeworfen."

„Jetzt fasste er ihre beiden Hände und sprach ganz leise die Worte: „Du bist ja ein gescheites Dirndel."

„'s ist mir nur auf einmal so eine dumme Angst gekommen, dass du gemeint sein könntest. . . ." Ihre Augen wurden ganz starr, als sie ihm so ins Gesicht blickte.

„Wenn du's gut überlegst, Rosel, so wirst auch sagen, dass es so besser ist. Für dich und für mich. Wie gern' ich dich hab', das weißt. Aber sonst — ganz zusammentaugen thäten wir nicht. Ich bin ein zu unruhiger Mensch für den Schramsbachgrund. Und wer sich's besser machen kann —"

„Mach' dich nicht schlechter, als du bist!" rief sie heftig, „es ist nicht wahr, so schlecht bist du nicht!"

„Gewiss nicht, Rosel, und wird oft und oft Gelegenheit sein, dir von der großen Wirtschaft was zukommen zu lassen. Werd's nie vergessen, was ich dir danke, nein, so bin ich nicht. Sollst mir keine Noth leiden, Rosel. . ."

„Von wegen der Trachofenwand bist mir nichts schuldig", sagte sie. „Aber das andere, wenn du noch weißt. . . ."

„Noth sollst keine leiden, Rosel, ich sag' dir's!"

Aus seinen Händen hatte sie die ihren gezogen, ein paar Schritte war sie zurückgetreten. Der zottige Fleischerhund schaute mit klugem Auge einmal sie, einmal seinen Herrn an — was es zwischen diesen beiden wohl geben möchte. Dann sprach das Dirndel ganz gedämpft: „Sag' mir just das eine, Bernhard, hast du sie gern?"

„Du schau, wer da dahersteigt!" So unterbrach er das Gespräch, auf einen Mann weisend, der langsam den Fußsteig heraufkam.

„Hast du sie gern, Bernhard?"

„Der Steinlechner!" rief er diesem zu. „Sei's gegrüßt und gepfiffen! Hast kein feiles Kalbel?"

„Auch so viel!" antwortete der Bauer dem drolligen Gruß. „Wenn du gut zahlst, ist's Kalbel feil. Sonst spenn' ich's ab (ziehe es auf). Ist mir ein Ding."

Sofort war der Bernhard tief im Geschäftshandel und als er sich umwendete, um der Rosel „Behüt Gott" zu sagen, und dass er schon einmal zu ihr hinaufkommen werde in den Schramsbachgrund, war sie weg. — Ihm war einen Augenblick nicht wohlgemuth, doch als es mit dem Kalbel einen guten Abschluss fand, schritt er munter pfeifend fürbass.

Am nächsten Morgen war der Anstreicher da und begann ein großes Hausschild zu malen: „Zum wunderbar geretteten Jäger." Derweil, meinte die Traubenwirtin, könnten die letzten Blöcke aufgeschnitten werden „vor der Veränderung" und setzte ihm schalkhaft trällernd bei:

„Schneid Birnbaum, schneid Buxbaum,
Schneid birn-buxbaum'ne Lad'n.
's Weibel will a birnbuxbaumers
Bettstadl hab'n."

Schmunzelnd gieng der Bernhard hinab zur Ach, die Säge anzurichten. Sie wollte aber heute nicht recht in Gang kommen. Es war, als habe sich das Wasserrad in etwas verwickelt, und wie er nachsehen gieng, was das sei, da fand sich ein Wulst von Kleiderfetzen und langen Haaren in die Speichen geklemmt. Und aus diesem Wulst stand eingeklemmt eine Menschenhand hervor, die gleichsam den Gang des Sägerades hemmte. Sofort kamen Leute zusammen, um das Unglück zu sehen, wer der Todte

sei, und ihn aus dem Radwerke hervorzuschälen. Bei dieser Arbeit that der Bernhard plötzlich einen dumpfen Ausruf und taumelte seitab. Er hatte gesehen, wer es war. — — Die Traubenwirtin, des Entsetzens voll, dass ein junges Menschenwesen hier so schrecklich verunglückt war, verordnete, dass der Leichnam in einer Seitenkammer des Hauses aufgebahrt werde. Dagegen widersetzte sich der Bernhard: In diesem Hause nicht! Es graue ihm vor Leichen. Darüber huben sie an zu streiten, die Wirtin bestand erregt auf ihrem Vorhaben der christlichen Barmherzigkeit, der Bernhard, selbst leichenblass im Gesicht, wollte von einer Aufbahrung im Hause nichts wissen.

„Das glaub' ich schon, dass er ihr jetzt nimmer ins Gesicht schauen mag", sagte laut ein alter Knecht, „das ist ja die Ziegenhirtin, der er auf der Tachofenwand sein Leben schuldig ist worden — und später noch mehr. . . ."

Die Traubenwirtin blickte forschend auf: „Ist das wahr, Bernhard?"

Er antwortete etwas, aber so undeutlich, dass es nicht zu verstehen war. Sie trat zum Schildmaler hin, der vor dem Hause in zierlichen Riesenbuchstaben die Aufschrift: „Zum wunderbar geretteten Jäger" fast fertiggestellt hatte.

„Löschet es nur wieder aus, Meister! Ich bleibe bei meinem alten Schild."

Den Bernhard durchfuhr ein kurzes Zucken. Er hatte verstanden.

Ein vaterländisches Blatt vor fünfzig Jahren.

Vor mir liegt die Zeitschrift „Stiria, ein Blatt des Nützlichen und Schönen", Jahrgang 1848. Sie erschien in Graz bei Leykams Erben, und zwar wöchentlich dreimal. Mich interessiert der Inhalt unmittelbar vor und nach den Märztagen. Vor den Märztagen ein überaus harmloses Unterhaltungsblatt, das sich viel mit Kunst und Theater abgibt, auch Belehrendes bringt, aber beileibe nichts Politisches. Politische Zeitungen waren damals in Österreich nicht zu finden. Die Worte Nation, Freiheit, Aufklärung schienen für uns Österreicher in der deutschen Sprache gar nicht enthalten zu sein. Von einer Regierung hörte man auch nichts, nur hie und da einen halblahmen Hymnus an den guten Kaiser Ferdinand. Die Winternummern 1848 enthielten unter anderem „Ball-Reflexionen", Land und Leute beschreibende „Briefe aus Dalmatien", über das „Eisenbahnwesen" (damals natürlich ein neues Feld), über „christliches Kunstleben" und dergleichen. Die Nummer vom 4. März leistete sich in einer plaudersamen Concertnotiz folgendes Verslein:

Es kommt der März
Und bringt Concert's,
Da pocht das Herz
In Freud' und Schmerz
Nach den Concerts
Im März!

Aber gleich in derselben Notiz stehen Zeilen, die schon weniger harmlos scheinen, die wie von einer unwillkürlichen Ahnung dictiert sind, als ob für diesen März ein ganz anderes Concert auf dem Programm stünde:

„Wie vom dumpfen Traum befangen
Liegt die Welt in trüber Nacht,
Ohne Wonne, ohne Bangen,
Ohne Klang und Blütenpracht;
Horch', da tönt wild freudig schmetternd
Helle des Concertes Klang,
Gleich dem Blitze trifft er wetternd
Und durchzuckt die Erde bang,
Und sie fühlt die Brust sich wogen,
Fesselsprengend schlägt ihr Herz,
Durch die Lüfte kommt gezogen
Frühlingswonne, Frühlingsschmerz!"

Die Nummer der „Stiria" vom 14. März, die jedenfalls noch vor dem ersten Revolutionsausbruch zusammengestellt wurde, bringt einen Aufsatz: „Der Andrang zu den Sparcassen und der Nationalbank". Die Leute strömten in jenen Tagen, die sonst noch stille waren, wie die Luft vor dem Sturm, in die Sparcassen, um ihr Geld zu beheben, in die Bank, um sich gegen ihre Scheine Silbergeld auszahlen zu lassen. Man traute nicht mehr. Die „Stiria" beruhigt, es sei nicht so gefährlich. Mittlerweile war in Wien die Bombe geplatzt. Die nächste Nummer vom 16. März that noch ganz harmlos, ermannte sich aber zur Veröffentlichung eines nationalen Gedichtes:

Deutschland.

Deutschland! Deutschland! deine Eichen
Hielten Stand zu jeder Frist;
Endlich einmal soll sich's zeigen,
Ob du ähnlich ihnen bist.

Ob du selbst als eine Eiche
Jeden Sturm, gleichwie ein Damm,
Bietest neununddreißig Zweige
An dem Einen großen Stamm;

An dem Stamm, der, weitverschlungen,
Seine Wurzel ausgedehnt,
Der sich hoch emporgeschwungen,
Der so vielfach sich gekrönt.

Wie die Eiche ernstbedächtig
Bei des Frühlings Nahen lauscht,
Wie sie zürnend, wie sie mächtig
Bei des Herbstes Wettern rauscht!

Also auch in edler Haltung
Harre du, mein Deutschland, aus!
Also bei des Sturms Gestaltung
Lasse hören dein Gebraus'!

Deutschland! Deutschland! deine Eichen
Hielten Stand zu jeder Frist;
Endlich, endlich soll sich's zeigen,
Ob du ähnlich ihnen bist.

Aug. Dorff.

Am 18. März proclamierte der Redacteur Franz Ostfeller auch in der „Stiria" die Revolution:

Am 16. März 1848.

Deutschland, vivat hoch, die Ketten sind gesprungen,
Gold'nes Licht dringt in des Kerkers Nacht,
Was Jahrhunderten nicht war gelungen,
Wenig Tage hatten kräftig es vollbracht.
Könnt ihr's fühlen, Brüder, was wir jetzo haben,
Unser Geist ist seines Zwanges los,
Und er braucht nun nicht mehr zu vergraben
All sein Pfund in tiefer Stille Schoß.

Deutsche Brüder, ach, ihr könnt es noch nicht fühlen,
Sagen nicht, denn unser Wort ist schwach,
Doch die Zeit wird's fruchtbar euch enthüllen,
Was es heiße: „unser schönster Tag ist wach!"
Dieser laute Schrei, er drang hinan zu Thronen,
Denn er ward vom Lebensmark gestählt,
Dieser Schrei von hundert Millionen
Drang durchs tiefste Herzensblut der Welt.

Welchen Himmel fühlt der Lahme, wenn er wieder
Gehen, wieder sich bewegen kann,
Welche heißen, tief entrung'nen Lieder
Singt der plötzlich seiner Augen frohe Mann
Und wenn blitzschnell all die Leiden schwinden,
Die den Leib, den Erdenklotz, umzieh'n,
Sucht das Herz nicht schnell ein Herz zu finden,
Dem voll Theilnahm alle Pulse glüh'n?

Aber was sind Leiden, die den Leib umklammern,
Wenn der Geist aus seinem Dunkel bricht,
Wenn er losstürzt, jede Macht zu bannen,
Die ihm grausam vorenthielt das Licht?
Selbst der Schöpfer muss da freudig schauen
Auf die Wesen nieder, die er schuf,
Denn es galt ein tausendfach Vertrauen,
Denn es galt ja einen Weltenruf.

Aber soll dies Glück nun kräftig sich gestalten,
Dann braucht's doppelt Maß und Geist, und Herz,
Dann heißt's dauernd an einander halten
Hand in Hand im Jubel, wie im Schmerz.
Darum, deutsche Brüder, Gut und Blut und Leben
Für den neuen innigen Verband,
Der uns Selbstkraft, Freiheit, Licht gegeben, —
Alles nun für Fürst und Vaterland!

Ostfeller.

Man sieht, eine große Fertigkeit in der Freiheitsdichtung war noch nicht vorhanden. — Und gleich auf derselben Seite wendet sich Ostfeller

„An die verehrten Leser!

Neun Jahre sind es nun, seit dem Gefertigten die Redaction dieser Blätter anvertraut wurde. Es waren neun Jahre eines politischen Druckes, der jeden Aufschwung niederhielt und dem Gefertigten so oftmals ohne sein Verschulden die Unzufriedenheit seiner Leser an den Hals warf. Es war ein Druck, der denjenigen, den er traf, nicht selten zum lauten Hass gegen diejenigen aufreizte, die in ihrer despotischen Willkür vielleicht noch des armseligen Tropfes lachten, der seinen ohnmächtigen Grimm verbeißen musste. Weiß Gott, unser erhabenes Kaiserhaus war an diesem entehrenden Drucke schuldlos, und die jüngsten Tage beweisen es. Gebrochen ist die einpferchende Macht der Censur, diese Mörderin aller guten Gedanken, und frei darf der Mund äußern, was das Herz ihm eingibt. Möge dies uns gewordene heilige Recht einer ewig blühenden Lilie gleichen, vor deren reinem Bilde jeder gemeine Sinn, jede Rachsucht, jede Antastung der inneren bürgerlichen Freiheit zurückweicht.

Möchte der himmlische Augenblick, in welchem der k. k. Herr Gubernialrath Graf Hoyos uns gestern die gedruckten Zugeständnisse Sr. Majestät in fliegender Eile und unter dem Jubel von Tausenden überbrachte, möchte dieser himmlische Augenblick sich mit unverlöschlichen Zügen in unser Herz graben, dass noch unsere spätesten Nachkommen es als das schönste Blatt der Geschichte bewahren, wie tief der Eindruck dieser Seligkeit auf uns jetzt Lebende gewesen.

Vergessen sei die Vergangenheit, verziehen die Unbild, die mancher der Censoren durch die selbst sich genommene Willkürherrschaft, oft wohl auch durch eine übertriebene Ängstlichkeit, die nicht an ihrem Platze war, rücksichtslos an uns verübte; unsere geistigen Interessen haben keine Schranken mehr, frei trete der Gedanke künftig vor das Forum der Öffentlichkeit!

Möchten die herrlichen geistigen Kräfte unserer Steiermark harmonisch zusammengreifen, möglichste Aufklärung unter unsere guten biederen Landesbrüder zu bringen, damit sie zu würdigen lernen, was die Freiheit sei, wie sie nur auf die Gesetze der Vernunft und des Herzens basiert, jene goldenen Früchte bringen werde, die wir uns so lange ersehnten. Möchten diese herrlichen und geistigen Kräfte unseres Heimatlandes auch den Gefertigten in seiner nun so schweren Aufgabe gütigst unterstützen, und ihm die Mittel liefern, dem jetzigen Zeitgeiste angemessen, thätigst wirken zu können.

Gratz, am 17. März 1848. Ostseller."

Die Nummer vom 21. März der „Stiria" hat eine außerordentliche Beilage mit den folgenden Gedichten:

An den Kaiser Ferdinand I. von Österreich.

Heil dir, mein Kaiser! In all der Lust,
Zu der dein Volk sich ermannt hat,
Sei dir vor allen ein Heil gebracht,
Den es immer als edel erkannt hat!

Heil dir, mein Kaiser! Denn an dem Tag,
Den mit Blut deine Treuen geweihet,
Da haben sie nicht sich selber allein,
Sie haben auch dich befreiet.

Wir haben seit Jahren mit Schmerz geseh'n
Unsern Kaiser, den edeln, gefangen,
Das ist denn unf'rer Treue zuletzt
Zu tief ins Herz gegangen.

Sie haben in jüngsten Tagen dein Haus,
In dem du gefangen gesessen,
Mit Flinten und Spießen gewaltig umstellt,
Und haben auf nichts vergessen.

Denn auf eines vergaßen sie darum nicht,
Weil sie davon nichts wissen:
Dass, will ein Volk seinen Kaiser frei,
So fragt's nichts nach Flinten und Spießen.

Wien, den 15. März 1848.

Wir trugen Flinten und Spieße nicht,
Doch trug uns ein kräftiges Wollen;
Wort wider Gewalt; ihr werdet seh'n,
Dass die Flinten ermatten sollen.

Und mein Kaiser, es hat dich das Wort befreit
Von den Schließern, trotz mörd'rischem Rasen:
Wo sind sie? Es hat sie des Volkes Hauch
Hinaus in die Lüfte geblasen.

Fort sind sie, und nehmen mit sich dahin
Ein unbrauchbares Jahrhundert;
Frei ist und offen zu dir der Weg,
Wir schaun's und sind selig verwundert!

Der Kaiser ist frei, d'rum sind wir frei,
Was wir sprechen, wird er vernehmen;
Mild wird der Kaiser sich seinem Volk,
Das Volk sich dem Kaiser bequemen.

Der Kaiser ist frei, d'rum sind wir frei;
Wir wissen dein Herz zu messen:
Dass wir Flinten und Spieße dazu
nicht gebraucht,
Das wird er uns nimmer vergessen.

Hermannsthal.

* * *

Lied der Nationalgarde.

Heraus! heraus! was jubeln nur kann,
Sei's jung, sei's alt, sei's Kind, sei's Mann.
Der Frühling ist kommen mit aller Macht,
Und hat uns die Rosen der Freiheit gebracht;
Die Fahne geschwungen, die Trommel gerührt,
Gewehre richt' euch und präsentiert!
Die Freiheit ist kommen und defiliert.

Wer hat, wo alles mit Nacht umdeckt,
Den schönen Stern am Himmel erweckt,
Willkommen woher du Morgenroth,
In Farben gold, schwarz und roth?
Die Fahne geschwungen, die Trommel gerührt,
Gewehr richt' euch und präsentiert!
Die Freiheit ist kommen und defiliert.

Sie drang mit unwiderſtehlichem Schein
In die Bruſt des beſten Kaiſers hinein,
Der öffnet ſein Herz dem Volke ganz,
Da brach ſie hervor im vollſten Glanz;
Die Fahne geſchwungen, die Trommel gerührt,
Gewehr richt' euch und präſentiert!
Die Freiheit iſt kommen und defiliert.

Das war, ſchon nahte die bange Nacht
Eintauſend achthundert vierzig und acht,
Am fünfzehnten März, wo der Frühling beginnt,
Und das Licht entfeſſelt dem Dunkel entrinnt.
Die Fahne geſchwungen, die Trommel gerührt,
Gewehr richt' euch und präſentiert!
Die Freiheit iſt kommen und defiliert.

Schulheim.

* * *

Stiria!

Es tagt! es tagt! ſeht ihr die Nacht entſchweben?
Hört ihr des Volkes Jubel und die Freud'?
Wir leben nun ein neues, ſchönes Leben,
Der deutſche Geiſt, er iſt erlöst, befreit.

Der deutſche Geiſt, der kräft'ge, muthbeſeelte,
Der deutſche Geiſt: Europas Prachtpanier,
Der ſelten noch ſein ernſtes Ziel verfehlte,
Erreichte auch ſein herrlich Streben hier.

D'rum ſchalle laut, du mächtig Feſtgeläute,
Und ſchmücket ſtolz den grünen Freiheitsbaum,
Das Volk führt heim die ſchönſte aller Bräute;
Die Knechtſchaft war ein ſchwergeträumter Traum.

Die Feſſeln ſind geſprengt — hört die Poſaunen,
Sie wecken uns zum ſchönſten Auferſteh'n,
Zu unſ'rer Nachbarländern Wundern — Staunen
Sollen wir das Licht der Freiheit wieder ſeh'n.

Der Bürger und Student — ſo wie der Ritter,
Sie zeigten jetzt — wie einſt den deutſchen Muth,
In Splitter ſprengten ſie die Eiſengitter,
Und ſie vergoſſen doch kein deutſches Blut.

Laſst Steirer d'rum die Silberglocken ſchallen,
Und betet laut ein innig Dankgebet
In eurer ernſten Dome mächt'gen Hallen,
Daſs ihr erreicht — was ihr erſehnt — erfleht.

Wir durften frei nicht ſingen, frei nicht ſprechen,
Man wollte unſer ſtarkes, edles Schild
Am Sarge unſ'rer Freiheit ganz zerbrechen —
Doch Gott war Gott! für uns gerecht und mild.

Der einſt'ge Muth hat ſich in uns entfaltet,
Wir haben frei das Wort und Schwert geführt,
Und doch kein feindlich Gegnerherz geſpaltet —
Wie es — zur Zeit — dem Tapferen frommt, gebürt.

So leuchtet nun der Friedens-Regenbogen
Auf unſ'rem weiten, reinen Himmelszelt.
Die grauen, düſtern Wolken ſind verflogen —
Und unſer Steirerland iſt ſonnerhellt.

Sind einſt vereint die deutſchen Herzensflammen,
Vereinigt ganz — ſo wird aus unſ'rer Glut
Noch eine neue, ſchön're Sonn' entflammen.
Die Loſung bleibt: Dem Fürſten unſer Blut.

Theodor Vakody.

* * *

Das Wort iſt frei.

Das Wort iſt frei gegeben,
Was uns im Herzen glüht,
Erwacht zum neuen Leben
Die Rede und das Lied.

Das freie Wort, es ſchallet
Kühn in die Luft hinaus,
Und jubelnd wiederhallet
Die Straße und das Haus.

Was in des Herzens Grunde
Sonſt tief verſchloſſen war,
Frei tönt es aus dem Munde
Und jedes Zwanges bar.

Im Reiche der Gedanken,
Deſſ' Grenzen einſt geſperrt,
Geöffnet ſind die Schranken,
Der Ausgang unverwehrt.

Jetzt wird es anders klingen,
Hat and're Melodei,
Man kann vom Herzen ſingen,
Das Wort — es iſt ja frei.

Erben.

* * *

Freiheit!

Freiheit, ſüßer Himmelsklang,
Wie bezauberſt du mein Ohr!
Hebſt das Herz, ſo ſchwer und bang,
Mir in neuer Luſt empor.

Ja! du biſt das ſchöne Ziel
Angeſtrebt von Manneskraft,
Du eröffneſt das Aſyl,
Wo der Geiſt in Ruhe ſchafft.

Sei gegrüßt in unſ'rem Kreis,
Lang erſehnter hoher Gaſt!
Sieh', die Herzen ſchlagen heiß,
Die du hier gefunden haſt.

Bös und grauſam ſind wir nicht,
Wollen nur, was recht und gut,
Was man lange uns verſpricht,
Daſs man's endlich einmal thut.

Doch auch unreif ſind wir nicht,
Wie ſo mancher uns genannt,
Weil er ſcheu vor Wahrheitslicht
Dich noch länger hätt' gebannt.

Doch wir wollen frei beſteh'n
Andern großen Völkern gleich,
Keine Feſſeln fürder ſeh'n
In des Geiſtes freiem Reich.

Keine Ketten gibt es mehr,
Hoch ſchwingſt du nun dein Panier,
Und das Sclavenjoch, ſo ſchwer,
Fiel auf Einen Schlag von dir.

Hör' den Schwur aus unſerm Mund,
Er iſt wahr und ernſt gemeint:
„Ewig dau're dieſer Bund,
Der uns heute eng vereint."

„Niemand raubt uns mehr dein Gut,
Frei ſind wir und wollen's ſein,
Setzen gerne Gut und Blut
Auch im Kampfſpiel für dich ein."

J. Dragoni.

Am 23. März bringt das Blatt einen Herzenserguſs Oſtfellers:

Unſere Tage.

Wie ganz anders iſt es jetzt. — Wenn am Morgen die freundliche Sonne in unſere Zimmer lächelt, ſo kommt es uns vor, als ob auch mit ihr eine Veränderung vorgegangen ſein müſſe — und doch iſt ſie dieſelbe ſeit tauſend Jahren, nur für den Augenblick kräftiger geworden, weil der nahende Lenz ihrer Wirkſamkeit bedarf. Alſo der goldene Frühling, derſelbe Lenztag, der vor ſiebenunddreißig Jahren ſo unheilvoll über die Völker Öſterreichs hereinbrach, der 15. März des Jahres 1848 beſchwor die Ära unſeres Glückes herauf, und zertrümmerte mit einemmale die ehernen Ketten, die uns ſo ſchmachvoll darniederhielten. Freiheit und Gleichheit aller vor dem Forum des Geſetzes wie vor dem Auge unſeres erhabenen Monarchen iſt unſer Wahlſpruch geworden, und der böſe Dämon des Zwanges, hervorgerufen durch die Macht und das ſchlechte Gewiſſen einzelner Uſurpatoren, iſt für ewig in den Abgrund geſtürzt. Ein freies Wort des rechtlichen Mannes, Verantwortlichkeit der Miniſter, Einſicht in die öffentliche Rechnung, Verminderung der den Bürger und Landmann nun ſo überaus drückenden Auslagen, wenn nicht anfänglich gleich durch Verminderung der großen auf dem Staate ruhenden Ausgaben, doch ganz gewiſs bald durch Aufhebung des Wuchers und die dadurch erfolgende Verringerung der Satzungen unſerer Lebensmittel. Und dann eine Nationalgarde! — ein inniger Verband aller im Lande lebenden herzhaften Männer zu einer gemeinſchaftlichen Bewachung und Vertheidigung des Vaterlandes, zum Schutze unſerer Frauen und Kinder und unſerer Habe in den Tagen der Gefahr, alſo auch ein feſtes Bollwerk gegen den lauernden Dieb, gegen die Bosheit und Schadenfreude. Der Graf wie der Ritter, der Beamte wie der Particulier, der Student wie der Bürger, der Profeſſor wie der Schüler, alle in derſelben Fronte, in derſelben Uniform, alle von gleichem Sinne, von gleichem Gefühle beſeelt, alle voll Begeiſterung für denſelben Monarchen, dasſelbe gemeinſame Vaterland, für dasſelbe goldene Ziel der Freiheit und Einheit. Keine, die einzelnen Stände verletzende Kaſtenſcheidung mehr, Beamte und Bürger, Militär und Civil drücken ſich die Bruderhände, denn alle ſind eins in dem einen, in dem Höchſten, alle ſchwören den Eid auf dieſelbe Verfaſſung demſelben Monarchen.

Und doch herrſcht eine Beklommenheit in uns, der wir nicht mächtig werden können, und zwiſchen vier Mauern geſtehen wir einander, daſs wir fürchten und zagen. Dies macht der Blick in unſere Zukunft, dies verurſacht der traurige Gedanke,

dass es noch Tausende und Tausende gibt, die den Augenblick nicht begreifen, die in ihrem tollen Übermuthe, vielleicht wohl auch irregeführt durch die Außenseite des Geschehenen, und durch die Feinde des gemeinsamen Wohles, sich nun frei glauben von jeder Verpflichtung gegen den Staat und ihre Obern, von jeder Abgabe zur Erhaltung unseres innigen Verbandes, zur Deckung unserer Sicherheit von außen, zur Belehrung und Bildung des Volkes. Auch diese werden Männer finden, die, entflammt für unser wahres und heiliges Ziel, sie über das aufklären werden, was ihnen im jetzigen Augenblicke so noth thut und was sie zu erwarten haben, über die Pflichten des Christen und Bürgers, über die nothwendige Bescheidenheit und Ruhe, über das unumgänglich nöthige Vertrauen auf unseren so gütigen Monarchen und auf die Männer, die mit Geist und Herz gepanzert zu unserem dauernden Wohle das schwere Ruder ergreifen werden. Ihr Seelenhirten, ihr Lehrer auf dem Lande, ihr seid es, die mit dem mächtigen Griffel in das Herz des Unerfahrenen schreiben, ihr könnt euch in dem jetzigen Augenblicke das höchste Verdienst um die Menschheit erwerben, ihr könnt beispiellosses Unglück verhüten; sagt dem Landmann, was er zu erwarten habe, klärt ihn auf über alle Zweifel, die sich seiner bemeistern, zeigt ihm in offenen, leicht fasslichen Worten, was geschehen ist, und warum? — wie es gerade jetzt ein allgemeines grenzenloses Verderben herbeiführen würde, wenn nicht die Gesetze, die strengen Pflichten beobachtet würden, die zur Erhaltung des Ganzen nothwendig sind, dass Steuern und Abgaben unausweichlich sind, weil der Staat Beamte, Militär, und tausendfach anderes bedarf, was freilich jedes einsichtsvolle Auge gegründet findet, was aber nicht jeder Laie zu begreifen imstande ist. Noch einmal, ihr Seelenhirten, ihr Lehrer auf dem Lande, hört unseren Ruf, hört die Stimme unseres Vaterlandes, wirkt und belehret, denkt an das geheiligte Blut, das die Helden Wiens für uns vergossen, es sei euch ein Mahnbrief an unseren hohen Zweck, es sei euch die Leuchte, die euch und die Euren in unsere Arme führt.

Ostseller.

An einem der nächsten Tage schrieb die „Stiria“:

Zum 15. März 1848.

Der 15. März ist ein heiliger, denkwürdiger Tag, ein Tag der Freude und des Glückes, ein Tag, der mit Flammenzügen in das Herz jedes Steiermärkers eingegraben werden, — ein Tag, der mit gold'nen Lettern in der Weltgeschichte prangen soll. — Vor 1892 Jahren am 15. März sank der römische Despot Cäsar aus dreiundzwanzig Wunden blutend in die Arme des Todes, und der Todestag dieses gigantischen Welttyrannen wird nach fast neunzehn Jahrhunderten der Geburtstag der Freiheit! Wer erkennt hierin nicht die waltende Hand der vergeltenden Vorsehung?

Ein betäubtes, niedergedrücktes edles Volk ist zum Bewusstsein gekommen, hat sich aufgerichtet und ist stark geworden durchs Erkennen seiner Kraft; die herrliche Sonne Freiheit hat den Nebel zerstreut, in dem es gefangen und eingeschlossen war, wie in einem trüben dunklen Gefängnisse, abgesperrt von der Welt, dass Freiheitssang und Freiheitsruf ungehört verhallten.

Die Freiheit ist ein Magnet, sie zieht das Eisen an sich, und seit der milde Odem der Freiheit uns umfächelt, klirrt an der Seite unserer begeisterten Jugend die treue Klinge den schmetternden Jubelruf: „Es lebe die Freiheit!“

Censoren waren die großartigen Löschhörner der Geistesflammen, die Augendiener der Blindheit, jeder ein mordender Heros den kaum gebornen göttlichen Gedankenkindern. —

Sie sind diejenigen, von denen es in der Bibel heißt, dass sie zu fürchten sind, weil sie den Geist tödten. Sie sind wie Nachteulen, die mit Zagen den Sonnenstrahl erblicken, und denen es nur wohl wird in der Dunkelheit.

Doch das Reich der Finsternis ist nun zu Ende, das Licht der Freiheit hat sich nicht verhängen, und der Sonnenaufgang nicht verdrängen lassen von Purpurmänteln oder dunkeln Kutten, wir haben nun Preßfreiheit, und frei wie der Adler zur Sonne, so fliegt der Gedanke zur Unsterblichkeit.

Und hinab bis zu den letzten Tagen, die der schwachste Laut erlebt, der von deutschen Lippen tönt, bleibt der schöne Gedanke und das freie Wort, auf den Schultern der Ewigkeit getragen, ein unzerstörbar Denkmal von Geisteskraft und Männerwürde.

Drum jauchzen wir aus schwellender Brust: „Es lebe die Preßfreiheit!"

Wir haben uns des Namens „Deutsche" würdig gezeigt. Fast zermalmt von der Wucht der ungerechten, unnöthigen Lasten, hat die moralische Kraft uns stark und kühn gemacht, Erleichterung und Rechenschaft von denen zu verlangen, die sie uns bisher vorenthalten.

Wir hatten viel geduldet! Wir konnten Böses mit Bösem vergelten, wir haben vergeben und werden vergessen — wir konnten fordern, wir haben um unser gutes Recht gebeten! Kein Blut ist geflossen, und schon darum ist diese Katastrophe einzig in der Weltgeschichte. Unsere Väter haben gegen Napoleon und dessen Scharen mit Heldenmuth gekämpft, haben dem schon entthronten Kaiser sein Land mit ihrem Blute zurückerkauft, und was war der Lohn? Sie hatten sich vom fremden Joche freigekämpft, um sich dafür eigenes drückenderes aufzuladen.

Die Verfassung Österreichs war ein Geschwür in dem sonst gesunden Staatskörper, nun ist es aufgebrochen, und der Körper auf dem Wege der Besserung, ja schon fast ganz genesen. Darum jubeln wir freudig auf: „Es lebe die Constitution."

Das Volk ist mündig, denn auf dem Schlachtfelde wird man schnell alt; — wen die Jahre nicht gereift haben, der ist es dem Geiste nach: das Volk hat als sonderbares Omen die Aufführung von Bauernfelds „Großjährig" verlangt, und diese Großjährigkeitserklärung hat der geistigen Mündigkeit die letzte Weihe gegeben.

Jetzt aber vor allem — Vertrauen! Steiermärker, Österreicher, vertraut auf euch und eure Kraft; vertraut eurem Kaiser und jenen seiner Diener, welche sich eures Vertrauens nicht unwert machten. Vertrauen bringt Segen und Gedeihen, und die Himmelspflanze Freiheit wird unterm belebenden Sonnenstrahle des Vertrauens zur sternenküssenden Riesenpalme werden, die edle Früchte trägt, vor Stürmen schützt, und in deren Schatten sich's behaglich ruht!

Mißtrauen aber ist das schleichende Gift Aqua Toffana, welches am Lebensmarke zehrt, den Geist verdummt und den Körper allmählich vernichtet. Mißtrauen ist der Mehlthau, der die Pflanzen noch in ihrem Keime zerstört und die Hoffnungen des Gärtners auf Blüten und Früchte in kurzer Zeit so bitter täuscht!

Friede sei mit euch, seid einig, einig, einig! Lasst in diesem großen Zeitpunkte jede Feindseligkeit unter euch fahren, lasst die kleinen Zornesfunken zerstäuben vor der heiligen Flamme der Freiheit; bindet und vereinet uns alle ja Ein großer Zweck, wärmt uns alle Eine Sonne, und leuchtet uns allen Ein Licht: die Freiheit! —

Früher hieß es: „Fürst und Vaterland", jetzt heißt es: „Vaterland und Fürst", — und das ist die rechte Wortfolge. Der Fürst kann das Vaterland nicht beschützen, wohl aber kann das Vaterland einen undurchdringlichen Wall um die Brust des Landesvaters bilden.

Unser guter Kaiser hat nun erkannt, was seinem Volke noth thut, und hat es uns gegeben. Die Binde ist ihm von den Augen gerissen worden, er sieht, was

gefehlt hat; jene falschen Dolmetscher, welche die Bitten des Volkes als Dank ihm ausgelegt haben, sind verjagt; — keine Schranke gibt es mehr zwischen Volk und Fürst, die Herzen des Volkes klopfen am Herzen des Kaisers, ihre Freudenthränen fließen zusammen in einen heiligen Weihebronnen, der die Vergangenheit rein wäscht und die Zukunft segnend bethaut, — und Millionen rufen wieder freudig aus vollem Herzen: Es lebe unser Kaiser Ferdinand!

F. Sartori.

Welch ein Freudenrausch war in den Gemüthern! Wie versöhnlich, wie optimistisch im ersten Glücke! — Man sieht, die Revolution hatte sich hier noch keine Männer erzogen. Es waren Kinder. M.

Der Reichshund.

Ein Reiseabenteuer.

„Unsrer Väter heißes Sehnen,
Deutschlands Einheit ist erstritten.

Uns're Brüder haben freudig
Für das Reich den Tod erlitten.

Uns're Enkel mögen walten,
Lang Erstrebtes zu erhalten."

Auf dem alten Marktplatz zu Leipzig, dessen Häusergiebel die Völkerschlacht von 1813 gesehen haben, steht aus Erz geformt das herrliche Siegesdenkmal für das, was vor achtundzwanzig und siebenundzwanzig Jahren geschehen ist. An drei Seiten des Sockels, auf dem die Germania steht, ist die obige Inschrift eingegraben. Hier, im Herzen Deutschlands, auf heiligem Boden der Befreiung von Fremdherrschaft, im Angesichte der ehernen Heldengestalten, die das Reich neu und groß aufgerichtet haben, wird mir, so oft ich davor stehe, anders ums Herz! Ich liebe sie ja nie und niemals, jene Siege, die mit schuldlosem Menschenblut erkauft werden! Aber wenn ein großes, altes Volk sosehr erniedrigt war, wie es das deutsche gewesen, und es rafft sich endlich so heldenhaft aus fremdem Banne und macht sich frei und einig, da kann keiner, in dessen Adern ein deutscher Blutstropfen kreist, gleichgiltig bleiben. Die Einigkeit eines Volkes ist ja doch sonst selbstverständlich? Bei den Deutschen nicht — durchaus nicht! Bei den Deutschen ist es ein ungeheures Wunder, wenn sie eins sind! — Aufschreien möchte man, in heißer Wonne jauchzen darüber, dass unser Volk so herrlich geworden ist vor aller Welt. Weil aber die löbliche Leipziger Polizei wahrscheinlich dagegen ernstliche Verwahrung eingelegt haben würde, wenn ein Steirer dort auf dem alten Platz anfienge zu jodeln und zu jauchzen, so blieb mir an jenem Abende nichts anderes übrig, als schweigend, heißen Herzens und vielleicht feuchten Auges noch

einen Blick auf das Denkmal zu werfen und sachte hinweg zu gehen. Um aber doch deutsche Art irgendwie zu bethätigen, gieng ich in das Restaurant Felsche und trank Bier. Die Helden von den Jahren Siebzig und Einundsiebzig haben so viel gethan, dass unserer nationalen Thatenlust kaum etwas anderes mehr übrig bleibt, als — viel Bier zu trinken!

Nach drei oder vier Stunden, es mögen auch fünf gewesen sein, als ich an den Thürpfosten glücklich vorüber wieder ins Freie schwamm — in die kühle, stillegewordene Vollmondnacht hinaus — war mein nationales Empfinden nicht schläfriger geworden, vielmehr sehr leidenschaftlich und ein wenig kraus. Ich suchte wieder den alten Platz mit dem Denkmal, konnte ihn aber nicht finden. Die Könige von Preußen und Sachsen dort, Bismarck und besonders Moltke waren durchaus nicht immer so stille gewesen, als sie jetzt sind, nachdem sie selbst das Erz geworden, mit dem sie einst so vernehmlich geknallt hatten. Und so fand ich wohl die Pleißenburg, den Westplatz, den Johannapark, aber nicht den alten Marktplatz mit dem Denkmal. Die elektrische Bahn, die ganz Leipzig nach allen Richtungen hin durchstreift, lag mit ihren im Monde glänzenden Schienen in starrem Schlummer da. Die Häusermassen standen so still und öde, wie die der verwunschenen Stadt im Märchen. Eines verspäteten Fußgängers Schritte wiederhallten laut in den Straßen, bis sie in der Ferne verklangen. Nachdem ich lange traumhaft so dahingetrottet war, weitete sich um mich ein freier Raum, er war mit Baumgruppen bestanden, deren Schatten wie schwarze Tücher dalagen auf dem mondlichen Silberreife des Rasens. Plötzlich stand ich vor einer hoch gegen Himmel reichenden Masse. Es war kein Baum, kein Gebäude. Da oben auf dem Felsenriff stand ein ungeheurer Mensch.

Es war das Bismarckdenkmal. Am ehernen Riesenmann spielte das Mondlicht. Neben der Gestalt des Germanenherzogs saß, sich auf die Vorderfüße stemmend, der Reichshund. Der einzige Hund, dem die Deutschen mit ein Denkmal gesetzt. — Als ich länger vor dem seltsamen Monumente stand, traten allmählich alle Einzelnheiten desselben hervor. Aus dem Felskolosse, der dem ehernen Fürsten als Sockel dient, hob sich eine zweite Menschengestalt ab. Ein massiger Mann mit dem Schurzfell, das, obschon es ebenfalls aus Erz war, gleichsam in den Lüften flatterte. Mit leidenschaftlicher Geberde springt dieser Mann den Felsen an und streckt, wie hilfesuchend, seine Arme empor nach Bismarck. Was hält er in der geschwungenen Hand? Einen Eichenzweig? Einen Baumast? Wie trotzig das verwitterte Angesicht, das schreiende Auge — es schreit ja, dieses fast wild dem Helden zugewendete Auge! Die bärtigen Lippen scheinen im inneren Sturm zu zucken. — Wer ist dieser Mensch, der aus demselben Erze wie Bismarck gebildet, zu ihm wie aus gefahrdrohendem Abgrunde emporstrebt? — Es ist der Mann aus dem Volke, aus dem Arbeiterstande — es ist das verkörperte Volk selbst. Ich hörte aus ihm zur Stunde den heißen

Schrei der Angſt, der Empörung. Wir gehen zugrunde unter den Laſten des Soldatenſtaates! Wir verderben unter der Ungerechtigkeit der Mächtigen, wir, das Volk der Arbeit, wir, die Kraft der Nation! — Starr und ehern ſteht Bismarck auf ſeinem Granite und ſchweigt. — Ich blicke mir die Geſtalt des Arbeiters näher an. Die Erſcheinung iſt berückend. Dieſe Geſichtszüge! Die kommen mir bekannt vor! So wunderſam bekannt vor! In meiner Jugend lebte in meinem Öſterreich, im Alpendorfe Fiſchbach, ein Rohſchmied, ein wahrer Recke an Geſtalt und Tüchtigkeit. Die Hufeiſen zerbrach er mit der Hand. Sein leidenſchaftliches Herz war wie ein glühender Eiſenklumpen, aus dem die Schlacken flogen, wenn das Schickſal hämmerte. In Büchern beleſen, wurde er zum Landboten gewählt. Des wilden Wortes mächtig war er. Und als im Sechsundſechzigerjahre der Krieg ausbrach, war es der ſturmwetternde Schmied, der ſich dagegen aufbäumte. Aber er mußte fort mit den übrigen, — und bei Königgrätz iſt er gefallen.

Und nun, am Fuße Bismarcks, ſtand er da, der Dorfſchmied, wie finſter dem Grabe entſtiegen, ſo ſtand er auf dem Sprunge nach oben. Ich ſah, wie ſeine geſpannten Beine anhuben zu zucken. Seine aufgereckten Hände begannen zu zittern — plötzlich bewegte ſich das Haupt, und von den Lippen ſprang wüſt und grell der Schrei: „Bismarck!“

Ich trat ein paar Schritte zurück und dachte: Nun geht etwas vor!

Durch die Geſtalt des Arbeiters ſchien ein großes Schauern gefahren zu ſein, alle Geberden wurden lebendig, und aus dem Munde ſcholl es neuerdings — wie ein Kanonenſchlund klang die Kehle —: „Bismarck! Bismarck! — Den Einiger der Deutſchen nennen ſie dich. Als Einiger der Deutſchen haſt du hundert Denkmäler im Reich. Ich habe keins, und habe doch mein Leben dafür gelaſſen. Du biſt für einen Nationalhelden gehalten worden und warſt nur ein Staatsmann. Dein König war dir mehr als dein Volk! — Wir im Oſten wollten e i n s ſein mit unſeren Brüdern hier. Du haſt uns auseinandergeriſſen. Du haſt die Einigung der Deutſchen damit begonnen, daſs du ſie getrennt haſt! Bismarck! Ich ſteige aus dem Grabe und fordere Genugthuung! Die Deutſchen in unſerem Oſten, ſie müſſen dich haſſen, für ſie haſt du nichts gethan. Du haſt ſie heimatlos gemacht. Sie und ihre deutſche Dynaſtie fremden Völkern ausgeliefert!“

Es war grauenhaft, wie ſie ſprach, dieſe Geſtalt, aus Erz gegoſſen. Bismarck hoch oben wußte ſich ſeiner Situation beſſer anzupaſſen; auf ſeinen Stock geſtützt, den Schlapphut in der Hand, blieb er bewegungslos und ſchwieg.

„Bismarck, du haſt uns getrennt!“ rief noch einmal der Schmied und ſtrebte flehend und drohend zugleich gegen den Fürſten empor.

Dieſer bewahrte ſeine eherne Ruhe. Hingegen begann zu ſeinen Füßen der Reichshund lebendig zu werden. Zuerſt begannen die Ohrenſpitzen zu zucken, dann hob ſich der große eckige Kopf, dann fletſchte er die Zähne und knurrte gegen den Schmied herab. Er knurrte fort und fort,

und sein Knurren ward wie ein menschlicher Laut. Und dieser Laut ward zur menschlichen Stimme, und der Reichshund sprach: „Schmied aus dem Osten! Grrr... Gestatte, dass ich dir eine kleine Geschichte erzähle aus meiner eigenen Familie. Unser waren viele Mitglieder, große und kleine, gutmüthige und bissige, und die Verträglichkeit im Hundekobel ließ sehr zu wünschen übrig — grrrr... Unserem Herrn wollte das nicht gefallen und er beschloss, einen neuen, besseren Kobel zu bauen, hoffend, dass die größere Geräumigkeit und Bequemlichkeit die Familienmitglieder zueinander verträglicher stimmen würde. Während er aber mit kundiger Hand den Kobel baute, war einer, der dabei fortwährend keifte und nach seiner Hand schnappte. Das trieb er so lange, bis der Herr den Ungeberdigen an der Rückhaut fasste und hinauswarf aufs freie Feld, um unbehelligt den Kobel fertig bauen zu können. Grrrr... Doch wird die Zeit... Grrrr... grrr..." Die Sprache des Reichshundes gieng wieder in ein Knurren über, das Knurren wurde schwächer und verstummte.

Es war auch höchste Zeit. Ich suchte schon nach einem Stein. — Da fasste mich plötzlich jemand am Rockkragen: „Herr! Was machen Sie denn da? Hier ist kein Platz, die Räusche auszuschlafen. Auf! Es kommt Militär, sehen Sie nicht? Gehen Sie nach Hause!"

Ein Polizeimann war's. Und nun stellte es sich heraus, dass ich die Straße vor dem Bismarckdenkmal zu meiner Schlafstätte erkoren gehabt hatte. Von der Stadtseite her rollten Trommeln, Soldaten marschierten im Morgengrauen aus zur Feldübung. Endlos waren die Reihen Infanterie, Cavallerie, Artillerie, Waffenwägen, Menagewägen, Sanitätswägen. Auch die Nebenstraßen überfüllt von Soldaten, überall, so weit das Auge flog. Militär und Militär, als sollte bei Leipzig eine neue Völkerschlacht stattfinden. So sieht in diesem Reiche der Frieden aus....

Das arme Poetenherz besann sich auf seine Heimat in den stillen Bergen. Dort geht's im Kriege fast noch friedlicher her, als hier im Frieden. Kehre heim in dein schönes, altes Österreich. Hüte dort die deutsche Art in Gesittung und Treue. Deine deutsche Scholle und deinen deutschen Fürsten, schütze sie tapfer gegen den Übermuth fremder Völker. Dein Vaterland war seit alten Zeiten ein Bollwerk dem deutschen Volke gegen die Feinde in Ost und Süd, und das soll es bleiben. Das ist seine große Mission, ein Leben und Sterben auf dem Walle. So erwirbst du dir, du Deutscher in Österreich, größere Verdienste um dein Volk, als lebtest du unangefochten mitten unter ihm. So erwirbst du dir dreifach das heilige Recht auf die sittlichen und geistigen Güter deiner Nation, die deines Herzens Heimat ist. — — —

Das Bismarckdenkmal leuchtete im Morgenroth. Der Reichshund knurrte nicht mehr. Der Rohschmied blickte in thatbereiter Begeisterung zum Fürsten auf und Bismarcks Antlitz schaute zu mir herab mit einer Miene, gleichsam zustimmend: Kehre heim in dein Österreich! R

Eins im Andern.

Ich möchte das Eine nicht miſſen
Und laſs mir das And're nicht rauben.
Den Alten war Glauben ein Wiſſen,
Uns iſt das Wiſſen — ein Glauben.

R.

Literariſcher Hader.[1])

In der Leſegeſellſchaft meines Wohnortes liegen auf einem beſonderen Tiſche die Broſchüren. Wochen vergehen zuweilen, ehe ich Muße finde, mich mit ihnen zu befaſſen; ſo oft das aber geſchieht, treffe ich zu meinem Erſtaunen regelmäßig eine Streitſchrift gegen eine literariſche Perſönlichkeit von Namen. Heute muſs Baumbach, Julius Wolff oder Ebers herhalten, morgen Blumenthal, übermorgen Lindau, ein anderesmal ſogar Paul Heyſe oder Wildenbruch; mitunter werden wohl auch die Schriftſteller rottenweiſe abgeſchlachtet, den Muſen zum Namenstag. Mein Regiſter iſt, wie der Leſer bemerkt, weit entfernt davon, vollſtändig zu ſein, indeſſen genügt mir dasſelbe ſchon im Übermaß, um mich befremdet nach der Urſache dieſer Biſſigkeit zu fragen. Ich ſehe gar wohl ein, daſs die Herren Verfaſſer in guten Treuen, um der Sache willen, im Namen des Geſchmackes und der Poeſie ſich ereifern, allein ich kann nicht begreifen, was Geſchmack und Poeſie dabei gewinnen, wenn ein Schriftſteller den andern in die Waden beißt. „Wir müſſen den falſchen Größen die Maske herunterreißen, damit das Publicum ihr wahres Angeſicht ſehe", ſo lautet jedesmal die Entſchuldigung. Allein abgeſehen davon, daſs es eine unmanierliche Art des Demaskierens iſt, wenn man dem Nächſten die Haare mitausrauft, geſtatte ich mir den ſtreitbaren Herren Verfaſſern einfach nicht zu glauben, daſs ein einziger unter unſern Schriftſtellern eine Maske trägt. Sie ſchreiben und dichten vielmehr wie ſie es können und vermögen, jeder nach ſeinem Talent, und zwar meiſtens mit einem Talent, das denn doch über dasjenige der geharniſchten Heißſporne weit hinausragt, da die letzteren kaum über eine geziemende Sprache verfügen.

Mich dünkt, man ſollte ſich ein- für allemal darüber verſtändigen, ob ein Menſch dadurch, daſs er ein Theaterſtück aufführen läſst oder ein

---

[1]) Aus den „Lachenden Wahrheiten" von Karl Spitteler.

Buch veröffentlicht, die Pflicht übernimmt, wenigstens zwanzig Jahrhunderte zu erleuchten. Wenn ja, gut, dann schließe man unsere literarischen Verkaufs- und Schaubuden und erlabe sich fortan einzig an der philologischen Textkritik der Classiker. Wenn aber nein, dann begreife ich nicht, was uns hindern sollte, an jedem Talent in seiner Art Freude zu empfinden und ihm seinen Erfolg zu gönnen, selbst wenn der letztere weit über das Verdienst hinausreichen würde. Das Publicum hat seine Launen und seine Lieblinge und wird dieses Vorrecht bis ans Ende der Tage behalten; ich gebe zu, dass es sich seine Lieblinge nicht durchaus nach ihrem literarischen Wert aussucht, ich gebe ferner zu, dass es besser wäre, wenn es anders wäre; allein ich vermag in diesem Übelstand keinen passenden Anlass zu unpassenden Streitschriften zu finden, welche oft einem Pamphlet verzweifelt ähnlich sehen; ja noch mehr, ich kann den Übelstand nicht einmal für wichtig halten. Indem ich das sage, wird mich schwerlich jemand der Parteilichkeit verdächtigen, da ich wahrlich nicht zu den Lieblingen des Publicums gehöre. „Aber die falschen Tagesgötzen versperren ja dem wahren Talent den Weg!“ Wohl uns Unbekannten, wenn uns nichts anderes im Wege stände, als die zwanzigste Auflage eines Baumbach oder die hundertste Aufführung eines Blumenthal! Aber selbst angenommen, dergleichen stände uns im Weg, so würde es sich immer noch fragen, ob es schön und wohlanständig sei, die Bahn mittelst literarischer Kesseltreiben frei zu machen.

Kurz, je länger ich den Eifer gegen die „falschen Tagesgötzen“ beobachtete, desto mehr befestigt sich meine Überzeugung, das Heilmittel sei schlimmer als die Krankheit. Den Geschmack des Publicums hat noch niemand durch Knüttel gebessert, sondern mittelst schöner Werke; übrigens wäre es ein Glück, wenn es keinen schlechteren Geschmack gäbe, als denjenigen des Publicums, ich wüsste schlimmere Geschmacksorten zu nennen. Hingegen thut der heftige Hader von Schriftstellern gegen Schriftsteller, selbst wenn er eine principielle Fahne schwingt, unfehlbar der Würde des Standes Abbruch. Wie können wir denn verlangen, dass uns jemand achte, wenn wir einander selber nicht achten, wenn es bald keinen einzigen lebenden Schriftsteller mehr gibt, dem nicht schon von irgend einem Landsknecht der Musen „die Maske heruntergerissen“ worden wäre? Es gibt ein altes bewährtes Mittel gegen den Ärger, welchen einem die angebliche Unzulänglichkeit eines andern verursacht: besser machen. Wem dieses Mittel zu theuer ist, der darf und soll zwar an den Lieblingen des Publicums Kritik üben, wie er es versteht, und wie er es für gerecht hält, allein im Tone der Höflichkeit, ja, ich wage sogar zu fordern, der Achtung.

Der Taſchendrucker-Sepp.

Ein leuchtendes Beiſpiel der Sparſamkeit.

Das iſt ein ſonderbarer Kauz geweſen, dieſer Taſchendrucker-Sepp. Wer ihn gekannt hat, der vergiſst ihn nicht mehr, hat ſich entweder weidlich über ihn geärgert, oder derb über ihn gelacht. Beides mit Unrecht, der Sepp iſt ein braver Mann geweſen, der hat niemand etwas in den Weg gelegt.

Der hat allweg ſeine Hände auf die Taſchen gelegt, hat ſie wohl ſorglich zugedrückt, daſs nichts hat herausfallen mögen.

In des Bettlers Hand hat er — aufrichtig geſagt — nichts gedrückt; die Bettler, das ſind ſo Leut, die alles, was ſie zu ſchenken kriegen, gleich wieder verzehren. Seinen eigenen Magen hat er ſchreien laſſen und hätt' ihn am liebſten mit Baumwolle verſtopft — Aber nicht ein einzig Pfündlein verſchenkt der Kaufmann, dieſer Geizhals. Sein Kleid iſt voll Flicken geweſen und jeder Flicken hat eine andere Farbe gehabt; auf Gaſſen und Straßen hat er die Fetzen zuſammengeſucht und ſich daraus einen Rock genäht; denn ſo ein Schneider — 's iſt nicht zu glauben, was dieſe Leute eigennützig ſind — will für jeden Faden und Stich bezahlt ſein.

Man hat eine Weile gemeint, der Sepp ſei demnach ein blutarmer Teufel, oder ein gewaltiger Geizfilz. Das war beides nicht richtig, denn als ſie einſt in der Dorfkirche einen Opferſtock aufgerichtet hatten, da hat der Sepp — der Taſchendrucker-Sepp — etwas gethan, was für alle Zeiten im Pfarrbuche aufgeſchrieben bleiben wird: da hat der Sepp *vier* halbe Kreuzer in den Opferſtock geworfen

Allfort iſt es ja die Kirche geweſen, die von allen ſündigen Menſchen, ſelbſt von den größten Geizhälſen, willig und duldſam Geld angenommen hat. Abgeſehen von den zahlloſen Pfenningen, die barfuß nach Rom wallfahren, ſetzt die Kirche eine kleine Steuer ſogar auf das Sterben, um die Menſchen von dieſer höchſt verderblichen Gewohnheit möglichſt abzuhalten.

Und das Sterben, das war es ja beſonders, was unſerem Sepp ſehr oft und arg Kopfzerbrechen machte.

Da beſaß er, durch die vielen Jahre her redlich erworben, zwei Paar Strümpfe. Dieſe Strümpfe waren voll von harten Thalern. Und

auf derselben Welt, in welcher diese Strümpfe existierten, herrscht auch der grausame Tod, der noch dazu — nach Sepps Dafürhalten — ein Lump sein muss, weil er seit allem Anfange, da er mit der Sense hantiert, sich nicht einmal auf ein Beinkleid, geschweige für einen leeren Strumpf was erspart hat. Sepp hatte denn sehr wenig Sympathie für den Tod. Und sonst auch: da soll einer auf einmal seine Thalerstrümpfe verlassen, soll sich hinlegen, soll sich die Fäuste aufdrehen und die Taschen aussuchen lassen, auf dass sie einen dann in die Erde verscharren wie ein altes Silbergeld, das kein Mensch mehr findet. Und dabei verschwenden sie Wachskerzen und Weihrauch und schleifen den Glockenstrick ab, und das alles, weil — ja, man weiß gar nicht, warum.

Der Sepp war weislich auch sehr sparsam mit seinem Athem, dass dieser ihm ja nicht zu früh ausgienge; gar mit der Haut, dass sie sich nicht vor der Zeit abnützte; und fand er in seinen Locken ein graues Haar, so rupfte er sich's sogleich aus, damit der Tod, gieng er vorüber, nicht daran zupfen und zuletzt etwa gar ernstlich anfassen konnte.

Dem Arzte wich der Sepp sorgsamst aus; das ist auch so einer, der weniger auf seiner Patienten Gesundheit frägt, als nach ihrem Silbergeld.

Einmal aber, als der Bader des Weges vorbeischritt, gieng ihm der Sepp doch zu, zog höflich seine Lederhaube vom Kopf und sagte: „Der Herr Doctor ist ein kreuzbraver und gutherziger Mensch, man hört ihn überall loben, jetzt — eine Frage ist frei: ein guter Rath für mich, thut er was kosten?"

„Ein Rath kostet nichts", antwortete der Bader.

„Nachher wohl, nachher wär's schon recht", versetzte der Sepp erleichtert, „schau der Herr Doctor, jetzt weiß ich halt nit, was das ist: in meinem Magen gibt's mir keine Ruh bei Tag und Nacht, und so eine Mattigkeit verspür ich, und der Stuhl ist auch rechtschaffen schwach, und die Zähn' thun mir so schwitzen!"

„Wie steht's mit dem Appetit?"

„Der wär' schon recht passabel, recht passabel!"

„Was genießt denn der Sepp für eine Nahrung?" frug der Bader weiter.

„Uh mein, das Essen ist häufig genug, häufig genug", antwortete der Sepp, „der Herr Doctor weiß ja, bei unserem Wirt geht's verschwenderisch zu; aus den Knochen, die sie in den Hof vor den Hundskobel werfen, koch ich mir eine prächtig gute Suppen!"

„Jetzt weiß ich, was dem Sepp fehlt", sagte der Bader, „dem Sepp fehlt jeden Tag ein gut Stück Braten und ein Glas Wein."

Nach diesen Worten gieng er davon.

Der Sepp sah ihm knirschend nach: „da prahlt er, sein Rath thät nix kosten! Mit dem geizigen Wirt hält er's; ausziehen wollen sie unser-

einen, dieſe Blutſauger. Braten und Wein bei dieſer Zeit! Lieber Gott, wie gerecht haſt du den reichen Praſſer beſtraft!"

Aber Sepps Zuſtände wurden ärger, immer ärger. Hundertmal zählte er ſeine Thaler, es half nichts mehr. Und was er auch friſches, kräftiges Quellwaſſer trank — es half nichts — die Schwäche nahm zu.

Wankte er eines Tages am Friedhofe vorüber; da drinnen machte juſt der Todtengräber ein Grab.

„Iſt eine recht lockere Erden", redete ihn der Sepp an.

„Jetzo paſſiert's", verſetzte der Gräber, „aber im Winter!"

„Bei ſolchen Arbeiten müſſen einem die Gedanken an eitel Weltgüter wohl rein vergehen", ſagte der Sepp, ſchlau berechnend, „was nehmt Ihr für ſo eine Grube?"

„Sechs Zwanziger werden wohl nicht zu viel ſein," antwortete der andere.

Da ſchwieg der Sepp und ſchüttelte traurig ſein Haupt. Dann nahte er dem Todtengräber und zutraulich flüſterte er ihm ins Ohr: „Bin recht geſund, bei Kräften und noch in den beſten Jahren; das heut iſt nur ſo eine kleine Mattigkeit, bin viel herumgeſtiegen, hab' wenig geſchlafen; Sorgen hat einer auch. Was meint Ihr aber, muſs es für mich auch einmal ſein, das da?" Er deutete auf die Grube.

„Kunnt ausbleiben —"

„Gelt!" rief der Sepp, „ſchau, das denk ich mir halt auch."

„Wenn's ſo eingerichtet wär'," fügte der Todtengräber bei, „aber der Herrgott hat's ſchon recht gemacht, unſereiner will doch auch leben."

„Ja, mein Gott", murmelte der Sepp ſchaudernd, „unſereiner halt auch. — — Glaubts mir's nit, wie ich das thu fürchten!"

„Nu, nu!" tröſtete der andere. Aber dieſer Troſt war unſerm Sepp ſchier zu gering.

„Sterben müſſen wir alle", fügte der Todtengräber bei.

„Iſt leicht geſagt," verſetzte der Sepp und zog fiebernd die Schultern ein — „freilich wohl, ſterben — ſterben! Wenn's nichts thät koſten!"

Der Todtengräber ſchaufelte weiter.

Es gieng mit unſerem guten, ſparſamen Taſchendrucker-Sepp noch eine Weile ſo hin — eines Tages aber ſtrebte ihm des Wirts neuer Kettenhund nach dem Leben, der verweigerte ihm nämlich die Knochen.

Nicht lange darauf gieng der Sepp zur Nachbarin und ſagte ihr, er habe einen recht guten, haltbaren Suppentopf, nur der Henkel ſei ein wenig angeſprungen, und deswegen gäbe er ihn billiger, als beim Hafner ſonſt ein neuer gekauft werde. Drei Groſchen ſei kein Geld, ob ſie den Topf dafür nehme?

Sie gab ihm drei Groſchen und ließ ihm den Topf: da gieng er mit dieſem zur zweiten Nachbarin, die gab ihm auch drei Groſchen, nahm den Topf und verſchenkte ihn an ein Bettelweib.

Von derselben Zeit an war der Mann verschwunden. Nichts, gar nichts hatte er in seiner gemieteten Kammer zurückgelassen, als den leeren, zerwirrten Strohbund, auf dem er geschlafen. Vergebens suchte man in diesem Stroh nach der etwaigen Hinterlassenschaft. —

Nach Jahren fand man in einer unwirtlichen Felsenschlucht zufällig das Gerippe eines Menschen und daneben zwischen halbverwesten Wollenlappen einen Haufen Silbergeld.

Das Geld floss der Gemeinde zu, das Gerippe aber — wäre der Taschendrucker-Sepp dagewesen, er hätte es an einen Beinwaren-Drechsler verkauft.

Aber das Gerippe war ja das des Taschendrucker-Sepp, der in die Wildnis gieng, um die Todtenschaugebür und die Leichenkosten zu ersparen.

Er hat sie erspart, und seine dankbare Erbin, die Gemeinde, stellt ihn, den Taschendrucker-Sepp, ihren Kindern und Kindeskindern als abschreckendes Beispiel des — Geizes auf.

Almsagen und Almmärchen
aus dem bayrischen und steierischen Hochland.

Mitgetheilt von **Alfred Hofmann.**

1. Die drei steinernen Jungfrauen.

Bei Berchtesgaden auf dem Kirnberge kann der Wanderer drei steinerne Jungfrauen sehen; es sind gottlose Sennerinnen, die hier in Stein verwandelt wurden, weil sie, während unten in der Kirche des Thales zur Wandlung geläutet ward, dort oben in weltlicher Eitelkeit ihr Haar gekämmt hatten.

2. Die steinerne Agnes.

Ganz andere Bewandtnis hat es mit der steinernen Agnes auf dem Lattengebirge bei Reichenhall. Sie war eine ebenso fromme, als schöne Sennerin, welcher der Teufel nachstellte. Um sie vor diesen Nachstellungen zu schützen, ward sie auf ihr Gebet in den Himmel entrückt; dem Satan aber ließen die himmlischen Mächte eine steingewordene Sennerin.

3. Die Mordau-Alpe.

Von der Mordau-Alpe, die im Berchtesgadener Ländchen ostwärts unter dem Kamme des Lattengebirges gelegen ist, geht folgende

Sage. Im Jahre 1382 hauste da eine schöne Sennerin, die aber ungetreuen Herzens mehrere Liebhaber hatte. Damals war Herzog Friedrich von Bayern mit kriegerischer Macht ins Berchtesgadner Land gefallen; ein Schatz der Sennerin stieg hinauf zu ihrer Alm, um sie vor dem andringenden Kriegsvolke zu warnen, sie aber schickte den Getreuen fort, weil sie mit einem andern ein Stelldichein verabredet hatte. In der nächsten Nacht war die Treulose sammt ihrem neuen Buhlen von einem Haufen rohen Kriegsvolkes erschlagen — seitdem führt die Alpe den Namen Mordau.

4. Das Götzenbild.

Eine ganz merkwürdige Sage kann man auf den Almen in der Umgebung von Schleching vernehmen. Dort sollen übermüthige Sennerinnen einst ein Götzenbild aus einem Baumstamme geschnitzt und mit Milch und Butter gefüttert haben, bis der Götze in einer Nacht lebendig ward und seine Urheberinnen um das Dach der Sennhütte schlug, dass sie zerschmetterten.

5. Die wildernde Schafdirn' bei Partenkirchen.

Auf dem Weideplatz an der Angerhütte sollte einst eine Dirne Schafe hüten. Statt auf dieselben zu achten, gieng sie dem Wildern nach, hatte sich aber oben in den Schrofen „derfallen"; jetzt muss sie zur Strafe umgehen und zur Nachtzeit in und um die Hütte rumoren.

6. Der Wolf im Hochgebirge.

Einst hatte eine Sennerin im bayrischen Hochland einen bösen Traum. Es erschien ein Wolf im Hochgebirge, brach in ihre Herde, vertilgte Stück um Stück des Viehs und zerriss endlich auch sie. Mit einem lauten Schrei erwachte die Dirne und gelobte, zum Birkenstein wallfahrten zu gehen, um das Unglück, das ihr nach diesem Traume bevorstand, von sich und ihrer Herde abzuwenden. Sie übergab die Hütte der Obhut einer Nachbarsennerin und führte ihr Gelübde aus. Auf dem Wege begegnete ihr ein Holzknecht, der sie nach der Ursache ihrer Wallfahrt fragte. Als sie ihm den Grund nannte, verspottete er das Mädchen und gieng lachend seines Weges. Er war aber noch nicht lange gegangen, als plötzlich ein ungeheurer Wolf erschien, über ihn herfiel und ihn zerfleischte. Die Sennerin dagegen kam wohlbehalten und unangefochten nach Birkenstein, und, nachdem sie dort geopfert und gebetet, ebenso glücklich wieder nach ihrer Hütte zurück. Der Wolf ließ sich nie in der Nähe der Alm sehen.

7. „Die übergossene Alp" am Königsee.

Genau dieselbe Sage, welche sich an die Blümlisalp des Berner Oberlandes knüpft, wird auch von dieser Alm erzählt. Sennerinnen hatten durch den übergroßen Reichthum der gesegneten Alp zu frevlem Übermuth

ſich verleiten laſſen und namentlich die köſtliche Gottesgabe, Butter und Käſe, hatten ſie in ſchnödeſter Weiſe miſsbraucht; da ward mit einemmale die ganze Alp verſchüttet, und Schneefelder und wildes Geſtein bedecken fortan die Gehänge, auf welchen vordem das Vieh ſeine üppige Graſung gefunden hatte.

8. Der Splitter im Fuß.

Eine Sennerin auf einer einſamen Alm vernahm nachts um zwölf Uhr eine ganz bezaubernde Muſik über ihrer Hütte. Um dieſelbe recht genau zu hören, verließ ſie ihr Lager und ſtieg barfuß hinauf unter das Dach, damit ſie kein Geräuſch verurſachte. Aus Furcht, das wilde Heer, das in der Mitternachtsſtunde umherzieht, könnte ſie mitnehmen, verkroch ſie ſich hinter einem Holzhaufen und horchte gierig auf die liebliche Muſik, die immer näher kam. Als das wilde Heer aber an ihr vorüberzog, that ſie unwillkürlich einen Schritt vorwärts und ſtieß ſich in der Dunkelheit einen auf dem Boden liegenden ſtarken Holzſplitter in den nackten Fuß. Dann hörte ſie noch ein Krachen und Praſſeln, und alles war vorüber, nur der Splitter blieb ihr im Fuße ſtecken. Mit aller Anſtrengung konnte ſie ihn nicht herausziehen. Da rieth ihr ein altes Weiblein, die Dirne ſolle ſich übers Jahr, in derſelben Nacht und zur ſelben Stunde, wieder barfüßig unter dem Dache einfinden und ſich hinter dem Holzhaufen verſtecken. Dieſe that es, vernahm alsbald, wie im vorigen Jahre, die wunderliebliche Muſik, hörte das wilde Heer immer näher auf ſie zukommen und bemerkte, wie einer aus dem Heere auf ſie zutrat und ihr den Splitter aus dem Fuße zog. In der Folge blieb die Dirne immer fein ſtill in ihrem Bette liegen, wenn das wilde Heer daherkam, und gieng — wenn ſie Holz holte — ſtets in Pantoffeln auf den Boden, damit ihr Fuß nicht wieder verletzt würde. Es geſchah ihr auch nie mehr ein Leid, weil ſie ſonſt eine brave und fleißige Magd war.

9. Die Schmugglerin.

Einer andern Sennerin an der bayriſch-tiroliſchen Grenze iſt es weit ſchlimmer ergangen. Dieſe hielt es mit den Schmugglern und nahm an deren nächtlichen Paſchereien theil. Wie ſie nun einſt bei Nacht aus Tirol wieder nach Bayern hinübergehen wollte, hörte ſie auf einmal einen ohrenzerreißenden Lärm. Sie legte ſich augenblicklich mit kreuzweis vor die Bruſt geſchlagenen Armen in einen Graben am Wege, wurde jedoch von dem wilden Heere mit fortgenommen, zwei Stunden weit durch die Lüfte, und fiel neben einem Wegkreuze herab, wo ſie Holzknechte todt liegen fanden.

10. Die geizige Sennerin.

Auf eine Alm, auf der das üppigſte Gras wuchs und die fetteſten Kühe weideten, kam der Herr einmal als Armer und bat um ein Stück

Brot, doch die geizige Sennerin reichte ihm statt dessen einen Stein. Kaum hatte sich der Herr von der Alm entfernt, so fieng es an zu schneien, und alsbald war die ganze Alm mit Kühen und Sennerin eingeschneit, und alles musste erfrieren. Bis auf den heutigen Tag nennt man's die verwünschte Alp.

11. Die Grasmägde.

Christus wanderte einst durch das Hochland und besuchte auch die Almen. Da traf er eine grasende Sennerin und fragte sie, ob es heuer viel Gras gäbe. Die Dirne fluchte, dass es nicht regne und fügte bei: „Wenn nur der Teufel einmal regnen ließe!" Darauf gieng der Herr des Weges weiter und begegnete einer andern Sennerin, welche er mit denselben Worten anredete. Diese erwiderte: „Wenn nur unser Herrgott einmal einen Regen schickte!" Da fiel sofort Regen auf ihre Wiese; die fluchende Dirne aber ward in einen Stein verwandelt.

12. Der Teufel als Bräutigam.

Auf einer Alm war einst eine Sennerin, die liebte einen Jäger. Wenn die Dirne ins Gras gieng, kam er aus dem Walde heraus und gieng mit ihr auf die Alpenmatte. Wenn sie nun ans Sicheln wollte, sprach er: „Lass nur gut sein, liab's Dirndl!" zog sie nieder ins Gras, lachte und liebelte mit ihr, und wenn's dann Zeit zum Nachhausegehen war, hatte die Sennerin nichts mehr zu thun, als das Gras einzuraffen, geschnitten war's schon. Das trieb sie eine Zeit lang, dann erzählte sie's einmal ihrer Bäuerin, als sie mit Butter zu Thal stieg. Die dachte, es könnte nicht mit rechten Dingen zugehen, und wendete sich an den Pfarrer. Dieser befahl der Dirne, sie sollte einmal wie zum Spass dem Jäger den linken Stiefel ausziehen. Das that sie und gewahrte mit Schrecken einen Bocksfuß. Der Jäger war der Teufel. Als dies der Pfarrer erfuhr, gab er ihr zwei Kräuter, die musste sie, so ihr das Leben lieb war, auf dem Herzen tragen. Der Jäger ließ sich nicht wieder sehen, wenn die Dirne zum Grasen gieng. Um Mitternacht aber sah man ihn oft um ihre Hütte streichen, wo er jammerte:

„Weireutla und Mireutla
Bringt mich um mei' schön's Bräutla!"

13. Geisterspuk auf der Alm.

Auf einer Alm sah man jedes Jahr im Herbst einen weiblichen Geist von der Ebene auf den Berg zu gehen. Er trieb ganz hastig eine Kuh und ein Kälblein vor sich her. Am Berge angelangt, stürzte das Kälblein hinunter, die Kuh stürzte nach. Kaum aber war dies geschehen, so erblickte man den Geist wieder auf der Ebene, dem Berge zueilend, und die Kuh

mit dem Kälblein vor sich her treibend. Am Berge angelangt, stürzte das Kälblein wieder herunter, und die Kuh stürzte nach. Der Geist war eine Sennerin, die früher auf dieser Alm gewirtschaftet und auf das Vieh nicht genügend Obacht gegeben hatte, so dass einst eine Kuh und ein Kälblein sich verstiegen und in eine Schlucht fielen. Zur Strafe muss die Dirne als Geist umgehen. —

Auf einer anderen Alm kann niemand wohnen, auch nicht übernachten vor lauter Unruhe. Man benützt sie nur als Heustadel. Einst wagten es sechs muthige Burschen, die Hütte zu besuchen. Sie lagerten sich oben auf dem Heustock. Nachts um zwölf Uhr kam ein Geist und fieng zu käsen an. Als er damit fertig war, gieng er in den Stall, um die Kühe auszutreiben. Wie die Burschen vorher das Feuer prasseln und das Milchgeschirr hin- und herlegen gehört hatten, so hörten sie jetzt die Ketten von den Hälsen der Kühe wegfallen und sämmtliches Vieh aus dem Stalle hinaustrappen. Auf einmal, als kaum der Tag graute, wurden alle sechs vom Heustock herab und vor die Hütte geworfen. Sie standen auf und erzählten sich gegenseitig, was sie während der Nacht gesehen und erfahren hatten. Und alle stimmten genau überein. In dieser Hütte war ehedem eine Sennerin, die durch zu langes „Fensterln" mit ihrem Geliebten stets ihre Arbeit versäumte, deshalb musste sie geistern. —

In einer dritten Sennhütte kam jedesmal am Abend, wenn die Sennerinnen sich ans Fenster setzten, ihre Abendkost bereiteten und verzehrten, ein Geist an den Herd hin, ganz so gekleidet, wie andere Sennerinnen, und setzte sich an seinen bestimmten Platz. Dieser Platz wurde immer offen gelassen. Der Geist that niemandem etwas zuleide, nur einmal, da eine kecke Dirne es wagte, sich an den Platz der Unbekannten zu setzen, behauptete der Geist sein Recht. Sie ward auf einmal von unsichtbarer Hand über den Stuhl hinab und gegen das Feuer hin geschlagen, so dass sie überpurzelte. Sogleich war auch der Geist an seinem Platze. Die Dirne hatte nie mehr Lust, dem Geist seinen Platz streitig zu machen.

14. Das weiße Brot.

Einst war auf einer Alm eine fromme Sennerin. Eines Tages verlief sich eine Kuh aus ihrer Herde, und sie konnte dieselbe nicht wieder finden. Emsig streifte sie durch Busch und Wald, erklomm manche Höhe und rief nach allen Seiten hin, umsonst, das Thier blieb verloren. Indes war der Tag zur Neige gegangen; die Sorge um das anvertraute Gut ängstigte sie, das lange Umherwandern hatte sie ermüdet. Sie raffte ihre letzte Kraft zusammen und bestieg in gläubigem Vertrauen einen Fels. Dort warf sie sich auf die Knie und flehte, der Herr möge ihr das Verlorene wieder finden lassen. Nach dem Gebete schlief sie ein und erblickte im

Traume den Ort, wo die Kuh sich befand. Die Freude erweckte sie, sie eilte nach dem bezeichneten Orte und — fand das Thier. Da erkannte sie die wunderbare Gnade, die ihr der Herr erwiesen, und ohne sich durch Speise zu kräftigen, eilte sie mit dankbarem Herzen auf den Fels zurück. Und sieh'! Auf dem Steine, wo sie zum Dankgebete kniet, liegt ein schönes weißes Brot; es war ihr zur Erquickung beschieden.

15. Das grüne Männchen.

Zwei Sennerinnen giengen einst, Gras zu holen. Da bemerkten sie vor sich etwas Lebendiges. In einer Entfernung von vier bis fünf Schritten saß ein grünes Männchen auf einem Steine und sah den beiden Mädchen zu. Es war von Angesicht hübsch und freundlich, die beiden Arme hatte es übereinander gelegt, den Oberleib vorwärts gebeugt. Staunend, doch ohne Furcht betrachteten die beiden das grüne Männlein, wagten jedoch nicht, es anzusprechen. Endlich sprach es selbst zu ihnen mit lieblich klingender Stimme:

„Erzähl' keinen Traum und bäh' kein Brot,
So hilft dir Gott aus jeder Noth." —

In derselben Gegend sah eine andere Sennerin, die sehr besorgt war, ein solches Männchen bei einer Quelle stehen und trinken; und es trank, ohne aufzuhören, fort, bis die Dirne, die auch zur Quelle wollte, des Wartens überdrüssig, den Berggeist mit scharfen Worten fortwies. Da sprach dieser zu ihr: „Wüsstest du, wer ich bin und was ich weiß." — „Was wirst du denn wissen, kleiner Knirps? Packe dich!" erwiderte sie. Darauf der Berggeist: „Durchsuche deine Taschen, darinnen wirst du drei Äpfel finden." Ungläubig den Kopf schüttelnd, sprach das Mädchen zu ihm: „Hätt' ich Äpfel bei mir, so hätt' ich sie längst gegessen. Auf dieser Höhe wachsen keine Äpfel!" Doch griff sie unwillkürlich in ihre Tasche und fand zu ihrem Erstaunen drei Äpfel. Da überfiel sie der Schreck, es schwanden ihr die Sinne, und sie glitt ohnmächtig zur Erde nieder. In diesem Zustande wurde sie von Holzknechten gefunden und nach ihrer Almhütte getragen.

(Schluss folgt.)

Billigkeit – Gerechtigkeit.

Jeder *soll* billig sein für sich; das ist menschlich, das ist schön: aber alle *müssen* gerecht sein gegen alle; das ist nothwendig, sonst kann das Ganze nicht bestehen. Der billige Richter ist ein schlechter Richter, oder seine Gesetze sind mehr als gewöhnlich mangelhaft. Die Billigkeit des Richters wäre ein Eingriff in die Gerechtigkeit. Zur Gerechtigkeit kann, muss der Mensch gezwungen werden; zur Billigkeit nicht: das ist in der Natur der Sache gegründet. Wo die Parteien billig sein wollen, handelt der Richter nicht als Richter, sondern als Schiedsmann. Die Gerechtigkeit ist die erste, große, göttliche Cardinaltugend, welche die Menschheit weiter bringen kann. Nicht die Gerechtigkeit, die in den zwölf Tafeln steht und die nachher Justinian lehren ließ. Wenn du Gerechtigkeit in den Gesetzen suchst, irrest du sehr; die Gesetze sollen erst aus der Gerechtigkeit hervorgehen, sind aber oft der Gegensatz derselben. Du kannst hier, wie in manchem unserer Institute, schließen: je mehr Gesetze, desto weniger Gerechtigkeit; je mehr Theologie, desto weniger Religion; je längere Predigten, desto weniger vernünftige Moral. Mit unserer bürgerlichen Gerechtigkeit geht es noch so ziemlich; denn die Gewalthaber begreifen wohl, dass ohne diese durchaus nichts bestehen kann, dass sie sich ohne dieselbe selbst auflösen: aber desto schlimmer sieht es mit der *öffentlichen* aus; und mich däucht, wir werden wohl noch einige platonische Jahre warten müssen, ehe es sich damit in der That *bessert*, so oft es sich auch *ändern* mag. Dazu ist die Erziehung des Menschengeschlechtes noch zu wenig gemacht, und diejenigen, die sie machen sollen, haben zuviel Interesse, sie nicht zu machen, oder sie verkehrt zu machen. Sobald Gerechtigkeit sein wird, wird Friede sein und Glück: sie ist die einzige Tugend, die uns fehlt. Wir haben Billigkeit, Großmuth, Menschenliebe, Gnade und Erbarmung genug im einzelnen, bloß weil wir im allgemeinen keine Gerechtigkeit haben. Die Gnade verderbt alles, im Staate und in der Kirche. Wir wollen keine Gnade, wir wollen Gerechtigkeit; Gnade gehört bloß für Verbrecher, und meistens sind die Könige ungerecht, wo sie gnädig sind. Wer den Begriff der Gnade zuerst ins bürgerliche Leben und an die Stühle der Fürsten getragen hat, soll verdammt sein, von bloßer Gnade zu leben; vermuthlich war er ein Mensch, der mit Gerechtigkeit nichts fordern konnte. Aus Gnaden wird selbst kein guter, rechtlicher, vernünftiger Mann selig werden wollen.

Seume.

Wie's einem geht, wenn man kein Bier mehr trinkt.

Ehe ich dir, mein lieber Leſer, mein Schickſal erzähle, will ich dir mittheilen, wie ich auf den ſeltſamen Einfall gekommen bin, dem Alkohol Valet zu ſagen und an meiner eigenen Haut den Verſuch zu machen, wie ſich das Leben ohne Bier, ohne Wein und ohne Schnaps anläßt. Ich las einmal in einer Zeitungsnotiz, daſs Leute, von denen ſtarke und ausdauernde Muskelarbeit verlangt wird, wie zum Beiſpiel berühmte Bergſteiger, Meiſterſchaftsfahrer, Wettruderer und derartige Sportsleute, die ihr Geſchäft im großen betreiben, daſs ſolche Kraftmenſchen, ſage ich, keine oder faſt keine geiſtigen Getränke genießen. In der engliſchen Armee, las ich dann, dienen viele Soldaten, die nur Waſſer trinken, und dieſen war nachgerühmt, daſs ſie überall, in Feldzügen und auf Märſchen, größere Ausdauer, weniger Krankheitsfälle und geringere Sterblichkeit aufwieſen, als ihre Kameraden, die Alkohol in mäßigen Gaben zu ſich nahmen. Die Nordpolfahrer, hieß es weiter, nehmen für ihre beſchwerlichen Fahrten ins ewige Eis keinen Tropfen Alkohol mit, und die Walfiſchfänger, die ein äußerſt angeſtrengtes Leben führen, ſind faſt lauter Waſſertrinker. Dieſe Thatſachen ſetzten mich in Staunen. Ich hatte nie anders gehört, als daſs geiſtige Getränke, mäßig genoſſen, den Menſchen bei Kraft und guter Geſundheit erhalten. Allerdings hatte ich früher auch ſchon verſchiedene Ausſprüche von Gelehrten geleſen, die dem Alkohol nicht günſtig waren. Aber dieſe Ausſprüche hatten mich weniger angegriffen. Ein Spruch iſt ein Spruch, aber dieſe Thatſachen, die unleugbaren Thatſachen von den Nordpolfahrern und von den engliſchen Soldaten u. ſ. w. ſtachen mir gewaltig in die Augen und machten mich in meinem Glauben an die Kraft des Alkohols ſchwankend. Ich hatte zwar nicht im Sinn, nach dem Nordpol auszufahren oder Walfiſche zu fangen, aber, ſagte ich mir, wenn dieſe Leute für ihre Rieſenſtrapazen mitten im Meere ohne Stärkungsmittel ſtark genug ſind, dann wirſt du für deine Arbeit auch ohne Kraftſpender Alkohol auskommen können. Es leben ungefähr neun Millionen Menſchen, die alle möglichen Berufsarten haben und keinerlei geiſtige Getränke genießen, fuhr ich weiter. Aber, fragte ich dann wieder: paſst denn das, was in den Schnapsländern gut iſt, auch für das bayriſche Bierland, und bringt den Schneider nicht um, was dem Schmied auf die Beine hilft? Um aus meinem Zweifel herauszukommen, beſchloſs ich, einmal eine Zeit lang ganz alkoholfrei zu leben. Probieren, ſagte ich mir, geht übers Studieren. Ich will einmal ſehen, was hinter der neumodiſchen Mäßigkeitsgeſchichte ſteckt. Wenn es fehlt, kannſt du immer wieder zum rettenden Maßkrug zurückkehren. Ich

pensionierte mein Bierglas unter Anerkennung seiner vieljährigen, treu geleisteten Dienste, und es ist nun ein halbes Jahr herumgegangen, ohne dass ich Bier oder sonst etwas Geistiges getrunken hätte. Wie ist es mir in diesem Halbjahr bei meinem Wasserkrügel gegangen?

Soll ich meine Erfahrungen in einem Satze zusammenfassen, so muss ich sagen: Das Ergebnis meiner halbjährigen Enthaltsamkeit von Alkohol war eine Reihe von Verlusten und Enttäuschungen.

Das erste, was ich auf mein Verlustconto zu setzen hatte, war mein Bäuchlein. Junge Leute wachsen bekanntlich in die Länge, ältere in die Breite. Die Jahre haben mich etwas gerundet, und ein kleines Fettbäuchlein, dieser Schmuck des reiferen Mannes, quoll anmuthig unter meiner Weste hervor. Ohne dass ich den Verlust eigentlich merkte, schwand das aufgespeicherte Fett zusammen und in wenigen Monaten war dahin, was ich in vielen Jahren und mit theuerem Geld gesammelt hatte. Einen Nachbar, der fast gleichzeitig mit mir unter die Wassertrinker gegangen war, ist es ebenso schlimm ergangen. Er war um ein Gutes beleibter als ich, aber ein Vierteljahr bei leerem Wasser hat seinen Fetthügel dermaßen abgeflacht, dass er sich seine Rockknöpfe zweimal handbreit musste zurücksetzen lassen und dass ihm ein Theil seines Rockes jetzt leer steht. Wir klagten einander unseren Verlust und fanden nur den mageren Trost, dass wir uns beide beweglicher, munterer und jünger fühlten, als ehedem, wo wir ein Übergewicht von zwölf oder zwanzig Pfund Fett auf unserer Lebensreise mitzutragen hatten. In der That ist es mir oft zumuthe, als ob ich ein Jahrzehnt von meinen Knochen geschüttelt hätte. Natürlich ist das eitel Täuschung, denn nach Ausweis des Kalenders bin ich durchs Wassertrinken um keinen Tag jünger geworden.

Der zweite Nachtheil, den mir das Wassertrinken brachte, war die Schlaflosigkeit. Man nennt das Bier nicht umsonst das „bayrische Morphium", und in dem Worte von der „Bettschwere" steckt eine tiefe Lebensweisheit. Seit ich meinen gewohnten Abendtrunk, drei Glas Bier, nicht mehr zu mir nahm, wollten sich meine Augen nicht mehr zur rechten Zeit schließen. Indes verlor sich dieser Zustand schon nach ein paar Monaten von selbst und ich schlafe jetzt ohne das gewohnte künstliche Betäubungsmittel ganz vortrefflich und besser als jemals. Würden Leistungen auf diesem Gebiete in Nürnberg ausgestellt, ich traute mir mehr als die Bronze-Medaille damit zu verdienen.

Schwerer fiel mir die dritte Enttäuschung, die ich erleben musste. Drei bis vier Glas Bier im Tage erspart, hatte ich gerechnet, macht monatlich so und so viel Ersparnisse. Es kam anders. Seitdem ich mich alkoholfrei gemacht hatte, wuchs mein Appetit, und was ich am Trinken ersparte, musste ich, wenigstens theilweise, an der Kost wieder zusetzen. Nicht ganz, aber theilweise; der Reingewinn war geringer, als ich gerechnet hatte. Die Ansicht, dass der Wassertrinker eine andere Kost brauche, als

der Biertrinker, ist nach meiner Erfahrung ein Irrthum. Ich esse alles und jedes, was ich früher auch gegessen habe. Süßes und Saures, Kaltes und Warmes, Fleisch- und Fastenspeisen, Rettige und Gurken und alles, was da kreucht und fleucht und zur altbayrischen Hausmannskost gehört. Nur die Portionen müssen größer sein als früher. Genau wie mir geht es auch meinem Nachbarn mit den zurückgenähten Knöpfen. Auch er klagt über den abscheulichen Hunger, den er jetzt zu jeder Mahlzeit mitbringt. Im Gegensatz zu mir aber behauptet er, dass das Wassertrinken billiger sei, als das Biertrinken, und dass er jetzt trotz der vermehrten Ausgaben für Kost immer überflüssiges Geld in den Taschen seines weiten Rockes finde. Der Widerspruch dürfte sich dadurch erklären, dass mein Nachbar um ein Gutes mehr für Bier ausgegeben hat, als ich, und durch die Thatsache, dass eine Kreuzersemmel billiger ist, als eine Maß Bier.

Als ich vor einem halben Jahre das Wasserkrüglein zur Hand nahm, tröstete ich mich mit dem Gedanken, dass ich jederzeit wieder zum Bierglas zurückkehren könnte, wenn mein Versuch fehlschlagen sollte. Aber das war auch eine Täuschung, und nicht die geringste von allen, die ich erlebt habe. Das Verlangen nach geistigen Getränken hat sich nach kurzer Zeit schon gänzlich verloren, und als ich einmal aus besonderem Anlass ein Glas Bier trinken musste, habe ich daran nicht den mindesten Geschmack mehr gefunden. Mir wäre es heute eine Buße, wenn ich wieder zu meiner alten Ordnung zurückkehren müsste. Ich weiß nicht, ob dieser traurige Zustand immer so fortdauern wird, aber das weiß ich, dass ich für heute oder morgen aus der Grube nicht mehr heraus kann, in die ich hinuntergerutscht bin. Der Durst vermindert sich überhaupt, finde ich, wenn man keinen Alkohol mehr trinkt, und nichts wäre irriger als zu meinen, es müsste einer ebensoviel Wasser hinunterschütten, als er jetzt Bier trinkt. Nur anfangs, solange der Organismus noch an die großen Wassermengen gewöhnt ist, die er mit dem Bier verschluckt hat, verträgt er noch ziemlich viel Feuchtigkeit. Später mindert sich die Neigung, und wenn man einmal den künstlichen Durst aus den Gliedern hat, den der Alkohol macht, so genügt eine kleine Menge Wasser, um den natürlichen Durst zu befriedigen. Schon oft habe ich mir in halb verzweifelter Stimmung gedacht, dass ich mir mit der Zeit das Wassertrinken auch noch abgewöhnen werde, wenn es so fortgeht. Ich bin bereits auf ein Drittel meines früheren Bedarfs an Flüssigkeit herabgekommen.

Als ich noch unschlüssig zwischen dem Maßkrug und dem Wasserglas schwankte, da erschien mir die Entbehrung des Alkohols als ein großes Opfer, die einem alle Tage ins Fleisch schneide. Das Wasser kam mir so nass, so kalt und so leer vor, und ich summte den Vers vor mich hin, den Biertrinker vom Wasser singen:

Es ist halt so dünn, so dünn,
Es ist halt nix drin, nix drin.

Seitdem ich aber meinen Trunk vom Brunnen hole oder warmes Waſſer mit Zitronenſaft oder ſonſt einen Fruchtſaft trinke, vermiſſe ich das Bier oder das Alkoholwaſſer, wie ich es in meinem Vorurtheil nenne, nicht im geringſten, und wenn ich das hochpreisliche Naſs aus der Tiefe des Brunnens an die Lippen ſetze, dann ſing' ich ſtillvergnügt den Lobſpruch aufs Waſſer:

Im Durſte ſchmeckt es wunderſüß,
Schon Adam trank im Paradies.

So weit kann ſich der Menſch verirren, wenn er ſich einmal dem Laſter des Waſſertrinkens in die Arme geworfen hat: Ich wollt's nur probieren, und nun läſst's mich nimmer aus. Ich bin enttäuſcht, aber ich kann nicht mehr umkehren. Mein Bäuchlein iſt dahin, die erhofften Sparpfennige ſind nicht alle gekommen, ich muſs ganze Nächte hindurch feſt ſchlafen, zu jeder Mahlzeit ordentlich eſſen, und bei all dieſen Übeln, mit denen mich der Waſſerkrug überflutet, fehlt mir der Muth, mich aus der Knechtſchaft des Waſſers loszureißen. Mitten in meinem Elend fühl' ich mich äußerſt behaglich, und das iſt ein ſicheres Anzeichen, daſs ich kaum mehr daraus gerettet werde. Meine Kappe iſt verſchnitten, und auch der einzige Troſt in meinem Unglück, daſs ich mir wie verjüngt und neugekräftigt vorkomme, iſt leer und eitel; denn trotz meines Waſſertrinkens bin ich nicht imſtande, Walfiſche zu fangen oder beim nächſten Jahrmarkt als Herkules aufzutreten.

Möge der kluge Leſer gewarnt ſein! Wer einmal entſchloſſen iſt, ſein Bier in Ruhe zu trinken, der darf ſich auf Experimente mit dem Waſſer nicht einlaſſen. Man muſs ſeine Naſe nicht in alles ſtecken, und vor allem muſs man den Thatſachen aus dem Wege gehen. Die laſſen mit ſich nicht ſpaſſen. Ich wollte die Thatſachen nur ein wenig prüfen, die von der Lebensweiſe der Bergſteiger und Nordpolfahrer erzählt werden. Aber kaum hatte ich ſie ein wenig beim Schopf genommen, ſo faſſen ſie mich an der Kehle und laſſen mich nicht mehr los. Ich hatte nur A ſagen wollen, und jetzt nimmt's mich durchs ganze Alphabet. Mein Vorwitz iſt beſtraft. Was gehen die Himalayakraxler und die engliſchen Soldaten auch einen an, der in der Ebene von Feldmoching herumſpaziert! Man muſs die Thatſachen in Ruhe laſſen, dann laſſen ſie einen auch in Ruhe. Hütet euch nur vor dem erſten Schritt, ſonſt geht es euch wie mir und meinem Nachbar, dem die närriſche Geſchichte ſeinen Bauch und bald auch ſeinen Rock gekoſtet hätte.

Ignaz Danzer.

Kleine Laube.

Der tückiſche Ring.

Ein Märchen von Hanna Schomacker.[1])

Er ſah ſo harmlos aus, der kleine goldene Reif mit dem blauen Vergiſsmeinnicht und der weißen Perle, die den Kelch darin bildete, ſo harmlos und unſchuldig, und war doch ſo voller Tücken.

„Die Perle iſt echt“, bemerkte der Goldſchmied in der Hirſchgaſſe, als Tante Malchen zwei Wochen vor Emmys Confirmation den Ring kaufen kam. Und Malchen glaubte es ihm aufs Wort.

Es hätte ſich auch wirklich nicht gelohnt, eine unechte hineinzuſetzen, die Perle war gar ſo winzig.

Nur von dem Preiſe hätte Tantchen gerne etwas abgedungen, wenn auch nur fünfzig Pfennige; aber da hatte der Goldſchmied hinzugefügt: „Gnädige Frau werden ſich ſelbſt überzeugen, daſs der Ring preiswürdig iſt.“ — Und da konnte Tante Malchen es ſchon gar nicht übers Herz bringen, zu feilſchen. „Gnädige Frau!“ hatte er geſagt. Wie artig das klang! So hielt er ſie alſo für verheiratet! — Und dieſe Anrede hätte ihr ja auch von rechtswegen gebürt, wenn der ſeelige Kriegsrath nicht anno 48 ſo plötzlich verſtorben wäre!

So kaufte ſie denn den Ring für ſieben Mark. Eigentlich hatte ſie nur ſechs Mark dafür beſtimmt — aber ihre ſchwarzen Handſchuhe hielten wohl noch zur Confirmation vor.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Fräulein Emmy!“ ſagte vierzehn Tage ſpäter auf der Geſellſchaft bei Hofraths der junge Referendarius, der ihr Tiſchnachbar war. „Fräulein Emmy, wollen Sie mir zur Erinnerung an die unvergeſslichen Stunden, die ich in Ihrer Nähe verbracht, den kleinen Ring ſchenken, den ich an Ihrer Hand ſehe!“

Niemand achtete auf Emmy und ihn. Alle hatten genug mit ſich ſelbſt zu thun; aber er ſprach doch in ſo gedämpftem Tone, als hienge ſein und ihr Leben davon ab, daſs niemand ſonſt dieſe Bitte hörte.

Und Emmy antwortete ebenſo; aber ſie erglühte heiß dabei. „Dieſen Ring! — Aber der hat gar keinen Wert! Es iſt ein ganz unſcheinbarer kleiner Reif!“ — (Sieben

[1]) Aus deren höchſt anziehendem Büchlein: „Bunte Märchen.“ Leipzig. Guſtav Fock.

Mark! — und keinen Wert! sieben Mark und unscheinbar! Wenn das Tante Malchen gehört hätte!)

„Für mich ist er kostbarer, als alle Schätze der Welt, Theuerste!“ flüsterte der Referendarius feurig, und dabei fasste er unter dem Tisch verstohlen nach Emmys zitternder Hand und drückte sie leise.

Da zog Emmy, von seinem bittenden Blicke gebannt, den goldenen Reif vom Finger und reichte ihn ihm.

„Bitte, meine Herrschaften!“ rief in diesem Augenblick die Frau Hofräthin, die Tafel aufhebend.

Und — — Oho! verschenken!“ sagte der kleine Ring boshaft, „da muss ich doch auch dabei sein!“ Und damit sprang er mit einem mächtigen Satze unter den Tisch, als der Referendar eben nach ihm greifen wollte, und dann kollerte und rollte er noch eine Weile auf dem Parquet hin und hielt erst an, als weder Emmy, noch der Referendar ihn mehr erblicken konnten.

„Was ist mir denn da vor die Füße gerollt?“ fragte ein junger strebsamer Musiker, den die Hausfrau in der Hoffnung eingeladen hatte, er werde nach dem Souper seine neue große Etude vortragen. „Sieh doch! ein Ring! Ein Vergissmeinnichtring! — Wer von den Damen hat diesen Ring verloren?!“ — und blitzschnell hatte er den Flüchtling vom Boden aufgenommen und hielt ihn nun hocherhoben in der Rechten.

Entsetzt sah Emmy den Referendar an, und der Referendar sah Emmy an; aber beide schwiegen. Ihr gehörte der Ring ja eigentlich nicht mehr, und er wagte ihn nicht öffentlich zurückzufordern.

Er hatte ja noch kein Gehalt, der arme Referendar! „Der Staat verkennt seine besten Männer!“ meinte Emmy, wenn das Gespräch je darauf kam.

An eine Verlobung war also vorläufig noch nicht zu denken. Wie dürfte man sich da zu einem Damenring bekennen!

Und über all dem Überlegen war der rechte Augenblick verpasst, denn es schien ihnen nun beiden, als müsse jedermann ihr Geheimnis errathen, wenn sie den Ring jetzt noch zurückverlangten.

„Also niemand meldet sich?“ fragte der junge Musiker übermüthig. „Meine Damen, ich biete den Ring nochmals aus! Zum ersten . . . zum zweiten . . . zum dritten! Niemand hat ihn reclamiert, also gehört er dem ehrlichen Finder! Wer weiß, vielleicht bringt er mir Glück!“ — Und damit steckte er den Ring an den Finger.

„Ja, Glück!“ spottete der tückische Vergissmeinnichtring. „Wirst dich wundern!“

Und dann giengen alle in den Musiksalon.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Darf man fragen, was denn das für ein kleiner Vergissmeinnichtring ist, den Sie am Finger tragen?“ sagte Fräulein Aurelie, die schöne, reiche Banquierstochter, plötzlich spitzig, als der junge Künstler ihr am nächsten Vormittag in der Musikstunde einen schweren Triller vorspielte.

„Dieser Ring? . . . Ja, das ist eine komische Geschichte! Den habe ich gefunden, und niemand hat ihn zurückverlangt“, sagte der junge Musiker lachend, indem er dabei sein langes dunkles Haar mit der wohlgepflegten Hand zurückstrich.

„Gefunden?! Das ist allerdings sehr merkwürdig. Ich hätte aber eher geglaubt, es sei vielleicht ein Geschenk irgend einer jungen Dame, die — — Aber ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen — ich dachte nur nach allem, was Sie früher — sagten —“

Und Aurelie hustete nervös und sah sehr aufgeregt und unglücklich aus.

„Aber Fräulein Aurelie! — Sie werden doch nicht glauben! — Sie denken doch nicht etwa — — Bitte, wollen Sie mir die Freude machen, den kleinen Ring als Geschenk von mir anzunehmen? Ich habe zwar eigentlich kein Recht, ihn zu verschenken, denn er gehört mir wirklich nicht; aber immerhin will ich's darauf wagen. Bitte!“ und er reichte ihr mit beschwörender Geberde den Ring hin.

„Also wirklich gefunden?“ rief Aurelie schnell besänftigt. „Aber ich darf ihn eigentlich nicht nehmen, wenn er Ihnen nicht einmal gehört. Nur —“ und nun nahm sie den Ring doch und steckte ihn tieferröthend unter seinen heißen Blicken an den Finger.

Der Ring hatte ja offenbar durchaus keinen Wert, so konnte sie ihn schon annehmen, schon weil er darum bat. Und vielleicht war es doch das Geschenk einer andern — dann liebte er sie jedenfalls mehr: weil er ihr den Ring fortgab.

„Nimm mich nur! Steck' mich nur an! Wirst deine helle Freude an mir haben!“ dachte der kleine boshafte Goldreif; aber er sagte es nur leise, denn die prächtige Banquierstochter imponierte ihm doch ein wenig — und das will bei solch einem frechen kleinen Ring schon etwas sagen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Was hattest du denn vorhin so Wichtiges mit dem Musiklehrer zu verhandeln, dass ihr mich nicht einmal bemerktet, als ich in die Thür trat, fragte eine halbe Stunde später Aureliens Mutter, als das Töchterchen trällernd in ihr Boudoir hüpfte. „Und was trägst du denn da für einen herrlichen Ring am Finger?“ fügte sie spottend hinzu. „Das ist wohl ein Geschenk deines armseligen musikalischen Ritters? Recht des Gebers wert! Gib ihn einmal her!“ Und ehe Aurelie widerstreben konnte, hatte die hochmüthige Frau Banquier ihr den Ring vom Finger gezogen und reichte ihn hohnlachend dem eben eintretenden Gemahl.

„Sieh doch, Isidor! welch kostbare Geschenke deine Tochter von einem ebenbürtigen Verehrer erhält! . . . Geh auf dein Zimmer, Aurelie! Die Musikstunden bei dem Herrn Habenichts sind jetzt ein- für allemal zu Ende, dass du's nur weißt! Und unsere Reise ins Bad treten wir schon übermorgen an, anstatt in nächster Woche!“ schloss sie ergrimmt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ein Sträußchen frischer Maiglöckchen gefällig, gnädigster Herr?“ bat die kleine schwarzäugige Blumenhändlerin schmeichelnd, indem sie sich an den Herrn Banquier herandrängte, der soeben im Auftrage seiner gestrengen Frau Gemahlin einige Reisevorkehrungen getroffen hatte.

„Wieviel? Zwanzig Pfennige?“ und wohlwollend griff der Herr Banquier in die mit Kleingeld gefüllte Westentasche. Doch was kam ihm denn da zwischen die Finger? — Ach! der kleine, unglückselige Ring, der seiner Frau so viel Ärger verursacht hatte! Wie armselig er aussah! Der wäre hier eher am Platze, als an der Hand seiner Tochter! —

Dann — ein Blick in die erwartungsvoll lächelnden Augen der kleinen Blumenhändlerin, und gedacht — gethan! „Da, nimm!“ und die Hand der kleinen schwarzäugigen Hexe ergreifend, die das Zwanzigpfennigstück umschloss, steckte der behäbige Banquier ihr langsam, lächelnd den Vergissmeinnichtring an den schlanken Finger.

„Sieh da! Ein kleines Abenteuer!“ Und wie aus dem Boden gewachsen, stand plötzlich die boshafte Frau Inspectionsräthin neben den beiden. „Wahrlich! ein artiger kleiner Ring! Und ein schmuckes Mädchen! — Noch etwas unreif zwar, aber das ist ja heutzutage der Geschmack der Männer!“

„Aber, verehrte Frau! Sie denken doch nicht etwa gar? — Ich trage den Ring rein zufällig — kenne das Mädchen gar nicht! —“ stotterte der Banquier, ganz verwirrt durch die plötzliche Störung.

„Gott bewahre! ich denke gar nichts! — Man kennt das ja! — So was kommt immer ganz zufällig!“ ziſchelte die Frau Inſpectionsräthin. „Kann ich Ihrer werten Frau Gemahlin vielleicht einen Gruß von Ihnen ausrichten? Ich hatte zwar heute nicht die Abſicht, ſie zu beſuchen, aber Ihnen zu Gefallen mache ich ſchon gerne dieſen kleinen Umweg. Und ein paar gute Freundinnen haben ſich ja auch immer etwas zu erzählen! — Auf Wiederſehen!“ und boshaft lächelnd eilte die Frau Inſpectionsräthin von dannen.

„Na! aber die Gardinenpredigt von der Frau Gemahlin!“ jauchzte der Vergiſsmeinnichtring ſchadenfroh.

Aber der Banquier hörte nicht mehr. Er ſtürmte ſchon davon, um womöglich vor der Frau Inſpectionsräthin zu Hauſe zu ſein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Herr Winkelmann! Herr Winkelmann! Bitte, ſehen Sie doch, was für einen herrlichen Ring mir heute ein dicker alter Herr geſchenkt hat! Wieviel mag er wohl wert ſein? Er iſt zwar ſehr ſchön; ich möchte ihn aber doch lieber verkaufen und mir dafür ein Paar neue Schuhe anſchaffen, wie die Thereſe ſie hat.“

„Gib 'mal her!“ meinte Herr Winkelmann, der Hausbeſitzer, phlegmatiſch, als das kleine Blumenmädchen ihn im Flur anhielt. Und während er die Linke nach dem Ringe ausſtreckte, faſste die Rechte nach Dorchens brauner, runder Wange und kneipte ſie leicht hinein.

„Aber Herr Winkelmann!“ und erzürnt wich die Kleine zurück.

„Das iſt der rechte Augenblick für mich!“ kicherte der kleine Ring ſchadenfroh. „Aufgepaſst! Wer hält mich jetzt? Er halb und ſie halb — und keiner ordentlich! Hetßa! ho! ich gehe in die weite Welt!“ Und — klirr! — ſprang er zu Boden und tanzte in Windeseile über die Steinfliesen hin, damit Dorchens flinke Finger ihn nicht am Ende noch erwiſchten.

„Verſteck' dich hier!“ rief ihm der dunkle Spalt unter der Treppe zum oberen Stock zu, und der Ring ließ ſich das nicht zweimal ſagen, er war gleich dazu bereit.

Plumps! — Aber das gieng einmal tief hinunter! So tief hat ſich der Ring den Spalt doch nicht gedacht. —

„Ach Herrje! mein Ring! . . . Herr Winkelmann! Sie haben meinen Ring verloren! Er iſt in den tiefen Spalt gefallen! Gott! mein wunderſchöner Ring!“ und Dorchen rang die Hände und begann bitterlich zu ſchluchzen.

„Ja, das ganze Haus wird man deines Ringes wegen nicht abreißen“, knurrte der Hausbeſitzer erboſt. „Hör' doch einmal auf zu flennen, Mädchen! Hier nimm, da haſt du fünf Mark!“ und ärgerlich warf er ihr das Goldſtück zu und ſtampfte die Treppe hinauf.

„Fünf Mark? — Ich bin doch ſieben wert! — Unter dem Preiſe fortgegeben!“ ſchrie der kleine Ring aus der Spalte herauf; aber das Blumenmädchen achtete nicht auf ihn. Seelenvergnügt lief ſie mit dem Geldſtück davon. —

Und da lag er nun allein, der kleine Ring. Das gefiel ihm gar nicht.

Niemand mehr da, den man ärgern, niemand, dem man ſchaden konnte!

Es war recht langweilig.

Aber ſo geht es, wenn man zu boshaft iſt!

„Warum ſoll das Haus nicht meinetwegen abgeriſſen werden?“ dachte der Ring misvergnügt. „Iſt es denn mehr wert als ſieben Mark? Iſt es denn mehr wert als ich?! — Reißt das Haus ab! Ich liege hier unten!“ rief er den Leuten zu, die die Treppe hinanſtiegen.

Aber die hatten alle ſo viel zu thun. Niemand achtete auf ihn. —

Und ſo liegt er noch heute in dem dunklen Spalt.

Das Haus aber steht in der Langgasse und ist das dritte zur rechten Hand. Jetzt ist es übrigens schon lange baufällig. —

Wer weiß, vielleicht findest du ihn noch, den kleinen tückischen Vergissmeinnichtring mit der Perle als Kelch in der Mitte. Und die Perle ist echt.

Deutschen Gesang!

(Eine Zuschrift. Wegen Raummangels verspätet.)

Lieber Heimgärtner!

Du hast einmal gesagt, dass jetzt die Leute noch weniger gern in die Kirche gehen, seit beim Hauptgottesdienst der deutsche Gesang ausgeschlossen ist. Wohl gewiss nicht aus Opposition oder Nationalsinn, als rein nur, weil man den Gesang nicht bloß hören, wohl auch verstehen will.

Heute bin ich zum Hochamte in die N-Kirche gegangen, wo sie seit jeher beim Offertorium so schön das Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht" gesungen haben. Ich freue mich immer auf dieses liebe Lied, es macht mir die Weihnachten erst ganz, und ich sehe das Jesukindel ordentlich vor mir in der Krippe liegen. Es scheint anderen auch so zu gehen. Die Kirche ist voller Leute gewesen und auf dem Chor haben sie eine lateinische Messe gesungen. Wie das Offertorium kommt, wo jenes Lied eingelegt zu werden pflegte, fangen sie da oben auf dem Chore wieder an und singen was Fremdes, Unverständliches. Und jetzt hättest du sehen sollen, wie die Leute, eine Menge, sich umgedreht haben und fortgegangen sind — mitten im Amt. Da habe ich an deinen Ausspruch gedacht.

Zum Frühgottesdienst, hat's geheißen, hätten wir kommen sollen, da würden deutsche Lieder gesungen. Sind wir halt wieder einmal zu spät aufgestanden. — Die Leute sind einmal so. Hineingehen sehr viele nur berufshalber, die Stimmung zur Andacht soll erst drinnen gemacht werden. Bilder, Lichter, Weihrauch, Musik sind bisher die Mittel dazu gewesen. Man liest, dass eine Musik, die den Leuten in die Sinne, also ins Gemüth geht, aus der Kirche jetzt verbannt sein soll, weil eine solche Musik von der Andacht abziehe. Als ob das keine Andacht wäre, wenn mich ein schönes religiöses Lied zu Thränen rührt! — Ja, Narr! Wenn die Musik nicht wirken soll, wozu sie überhaupt machen? Wozu dann der Lärm auf dem Chor? Er stört ja in der Andacht! Dann sollen sie lieber still sein da hinten oben! Dann sind aber auch die Bildnisse und andere Sachen Andachtstörer, dann kommt's heraus, als ob ein kahles, stilles Bethaus das Beste wäre. Ich fürchte immer, wir wirtschaften ab, wenn das Deutsch-Volksthümliche so nach und nach aus der Kirche gedrängt wird. Da ist's einem schon bald bei den Evangelischen lieber. Es ist ja ganz merkwürdig, wie die Leute heutzutage wieder Kirche, religiöse Stimmung und Himmelsbrot suchen, und wie man ihnen statt Brot — Steine reicht. Auch von der Kanzel. Na, ich will nicht weiter, da kommt mir allemal der Zorn. Bin oft ganz verzagt und traurig, dass sich die Kirche uns so fremd macht. Läßt sich da denn nichts thun, Heimgärtner?

Graz, am Christtage 1897. Ein Leser.

Keinen Stein auf sie.

Ein furchtbarer Sturm tobte und toste die ganze Nacht; wie undurchdringliche Nebelmassen wälzte er den frischgefallenen Schnee dahin, die Felder entblößend, Wege und Gräben verschüttend, — fast unmöglich schien es, am nächsten Morgen einen weiteren Gang zu machen.

Ob darum so wenig Leute an dem frischen Grabe standen, in das man den schlichten weißen Holzsarg senkte, oder darum, weil die stille Schläferin da unten so arm gewesen, weil kein Glockenton ihr Hinscheiden meldete und kein Grabgeläut zu ihrem Begräbnis rief, — oder wohl darum, weil so viel über ihren Lebenswandel gesprochen, geklagt und gelästert wurde?!

Ach ja, eine arme Sünderin liegt da drunten in dem hölzernen Kämmerlein, und ungeschmückt wie der Sarg mag auch der junge abgezehrte Körper sein, der drinnen ruht, höchstens, dass etwa die barmherzige Schwester, die die Kranke, Verlassene in den letzten Wochen pflegte, ihr doch noch zum letztenmale die weichen, dunkelblonden Zöpfe in Kranzform um das feine Köpfchen legte, — vielleicht, — vielleicht auch nicht.

Wer sollte sie schmücken, bekränzen? Hat sie's verdient, oder hinterlässt sie jemand, der mit ungetheiltem Schmerz an ihrem Grabe weint? — Nein, leider nicht.

Und doch war dieses Mädchen einmal unschuldig, geachtet, geschätzt, — jung und hübsch. Das treue Bestreben, sich eine Existenz zu gründen, auf ehrliche Weise ihr Brot zu verdienen, beseelte sie, aber die Welt, die Verhältnisse, die Armut hatten ihr ihren guten Vorsatz oftmals schwer gemacht.

Wie oft wurde sie enttäuscht, wie manchmal musste sie eine schöne Hoffnung in Nichts zerrinnen seh'n und sich mit wundem Herzen wieder anderwärts eine Stelle suchen! Und als es ihr gelang, ein Ziel endlich zu erreichen, da war es wohl die höchste Zeit, denn da starb ihre Mutter, die bisher ihre einzige Zuflucht und Stütze gewesen.

„Gerad' so lang", sagt man, „hat die Frau gelebt, bis ihre Anna versorgt war."

Ja, versorgt war das Mädchen, da es ihm nach langem Lernen und Ringen gelungen war, eine Anstellung zu erlangen, eine Anstellung, wo es ein bescheidenes, fast karges Auskommen finden konnte — Posterpeditorin an einer kleinen Station; versorgt, ohne Vater, ohne Mutter, ohne treue Freunde, — ausgesetzt allen Unbilden, allen Versuchungen des Lebens, — jung, unerfahren, schutz- und haltlos, fremd unter fremden Menschen.

Weil sie hübsch war, richteten sich begehrende Augen auf sie, und weil sie arm war, wagte sich die herzlose Verleumdung an sie heran und zog ihren ehrlichen Namen in den Staub.

Ein Stein ward geworfen, — er war nicht verdient. aber er traf schwer, und um die Wunde zu kühlen, griff die Schutzlose nach der einzigen Hand, die sich ihr bot, da wurde sie die Geliebte eines Mannes, der der Gatte einer andern und Vater eines unschuldigen Kindes war.

Wohl mochte sie fühlen, dass jetzt die Welt das Recht hatte, sie zu verurtheilen, zu verachten und ein junges, selbst leichtsinniges und übel beleumundetes Weib das Recht, sie zu hassen, zu verdammen, aber sie hatte nicht mehr das Verständnis für diese Verachtung, sie wusste nur, dass eine betäubende Leidenschaft sie an den begehrenden und begehrenswerten Mann fesselte. Und sie war glücklich in dieser sündigen Liebe; man las es aus ihren glänzenden braunen Augen, aus ihrem sanften, ehedem so herb ernsten Gesicht.

Aber lang, lang dauerte es nicht.

Ob es das Mädchen mit Reue erfüllte, als das Ehepaar, dessen Lebensglück erschüttert, vernichtet war, sich scheiden ließ? Wohl kaum. Wusste sie, glaubte sie, wie groß ihre Mitschuld war?!

Spricht man nicht im Leben und in Büchern so viel von unglücklichen Ehen, von unbezähmbarer Liebe und Leidenschaft?!

Aber es kam ein anderer Kummer, — der Mann wurde in eine ferne Station versetzt und Anna stand allein vor der kalt verurtheilenden Welt, allein mit ihrem

bethörten Herzen und ihrem umflorten Sinn. Und zum seelischen Leiden gesellte sich körperliches. Anna hustete. Das Lungenleiden, das Vater und Mutter hingerafft, zehrte auch an ihr, und so, krank an Leib und Seele, nahm sie ihre Zuflucht ins Krankenhaus, wo sie unter barmherzigen Schwesterhänden Pflege fand.

Ach, es war ja ein so friedlich trautes Zimmer, in das sie kam, mit dem Ausblick auf den winterlich stillen Garten und hinüber auf den Friedhof mit seinen verschneiten Hügeln, und den Kreuzen und Steinen. Aber einsam, ach so einsam.

Es schneite so viel, Tage und Wochen lang, und als schon einmal Thauwetter war und das Frühjahr zu nahen schien, da kam wieder Nachwinter und es schneite und schneite.

Die wenigen Besucher trösteten auf die schöne Zeit, die bald kommen müsste, und wie dann Tag für Tag die Krankheit abnehmen, Kraft und Gesundheit wiederkommen werde.

Die Kranke hörte es so gern und schaute so sehnsüchtig aus nach dem ersten Sonnenstrahl, aber er wollte nicht kommen. Und die Kräfte der Verlassenen verfielen, ihre Hände waren so durchsichtig, der Körper so schmächtig, in den Augen brannten Sehnsucht, Unruhe und Seelenangst.

So kamen die letzten Faschingtage.

In der Kirche war das hochwürdigste Gut ausgesetzt, — weißgekleidete Jungfrauen und andächtige Gläubige bewachten es, Buße und Ablass wurde gepredigt; — in den Wirtshäusern bliesen die Musikanten zum Tanz.

Und die Menschen drunten auf der weißen Straße giengen dahin, — die einen zu ihrer Lust, die andern zu ihrem Heil, und über sie alle wirbelte das gleiche andächtige Schneegetriebe nieder.

Die Kranke in dem einsamen Stübchen hörte die Musikklänge und die Glockentöne, und das sang und klang so traurig in ihrem Herzen von einem jungen verfehlten Leben, und von der Schattengestalt, die einst jedes Lebenslichtlein auslöscht, wer weiß wie bald. — Und da dachte sie unablässig an eine Schuld, die sie auf sich geladen. Sie hatte unter der Bürgschaft zweier Verwandter und ihrer einzigen treu vertrauenden Freundin Geld aufgenommen, um ihre Lebensstellung verbessern zu können, hatte aber dieses Vertrauen missbraucht und das Geld in sündiger Verblendung dem geliebten, aber ehrlosen Manne anvertraut, der es nicht wiedergab. Nur ein klein weniges hatte sie noch zurückzahlen können, und wenn sie nun starb, wenn sie mit dieser ungetilgten Schuld aus dem Leben scheiden musste?

Ach, wie das quälte und marterte, bis sie in Todesängsten an ihre Freunde schrieb, ihre Schuld bekannte.

Darauf kam einer, und als er sah, dass die hinfällige Kranke nie und nimmer ihre Schuld gutmachen könne, da sagte er ihr schwere, bittere Vorwürfe, — wehrlos hat sie zugehört.

Dann lag sie wieder einsam und verlassen, allein mit ihrem gequälten Herzen und ihrem zermarterten Gehirn. Und es kam eine Nacht, in der sie sehr unruhig war und ein Morgen, an dem sie sich nicht mehr rührte. —

Und heute senkt man sie in die kalte Erde und der Wind stöhnt und summt, und leise schluchzt die einzige alte Tante, — ach nur leise. Es weckt dich niemand auf, Anna, zu einem Leben voll Enttäuschung und Schmach!

Von den Lippen der barmherzigen Schwestern kommt sachte das „Vaterunser“ und „Ave Maria“ mit dem stets wiederholten Zusatze: „Herr, lasse sie ruhen in Frieden“, und wie feiner Sprühregen weht das Weihwasser nieder auf die gefrorene Erde und den weißen Sarg.

„Wasch' sie rein, o Herr, von aller Missethat“, denkt das Herz, flüstert die Lippe.

Ach, war sie nicht ein Kind ihrer Zeit, dieser Zeit, die an allen heiligen Gesetzen rüttelt, die Leidenschaft entschuldigt, die Sünde verschönt?! Und so jung, so schutzlos und arm!

Noch eine Hand voll Erde auf dein letztes Kämmerlein, Anna, aber keinen Stein, — nein, keinen Stein! Rosalia Fischer.

Poetenwinkel.

Vergebliche Mühe.

Ich bin ein armer Sängerknab'
Und fahr' den lust'gen Schustertrab;
Hab' nichts als meinen jungen Leib
Und Lied und Herz zum Zeitvertreib.
Wenn das die Mädchen wüssten,
Ob sie mich dann noch küssten?

D'rum sag' ich jeder, die mich kost,
Ich hätt' mir selt'nes Glück erlost.
Ich weiß ein' Schatz im hohlen Stein',
Und hebst du den, so bist du mein!
Weil das die Mädchen meinen,
So thut mir keine greinen.

Ihr glaubt mir nicht? Ich zeig' es euch!
Ich nenne mein ein Königreich.
Der Wald, der ist mein weites Schloss,
Die Vöglein drinnen mein bunter Tross,
Mein Himmelbett die Linde,
Das Ränzel meine Spinde.

Die Sonne ist mein Krongeschmeid',
Ihr lichter Schein mein Königskleid,
Mein Scepter ist der Wanderstab,
Den führ' ich bis zum kühlen Grab' —
Wenn das die Mädchen wüssten,
Ob sie mich dann noch grüßten?

D'rum sag' ich's keiner, wie ich's mein'
Und küsse alle Mägdelein!
Den Schatz, mein Lied, kriegt sie als Lohn,
Und wenn die fragt, bin ich davon,
Zu suchen, ob am Ende
Ich wohl die rechte fände.

* * *

Zwei Sonette.

I.

Ich seh' die Menschheit auf dem Todesnachen,
Den Sturm und Welle in die Tiefe reißt.
Und keine Hand, die ihr die Rettung weist!
Ich hör' der Angst wahnsinnig banges Lachen.

Verzweiflungsvolle Fahrt! Die Planken krachen!
– Kein inn'res Warnen, das euch Umkehr heißt,
Kein Lenker! Weh, das Steuer ist verwaist,
Und niemand rettet euch vom Todesrachen.

Oft hat der Mensch der Menschheit Los bejammert.
Wer kann die Welt in neue Bahnen leiten?
Vergeb'ne Müh', das Schicksalsrad zu stellen.

Wie ihr euch an den Strohhalm „Leben" klammert,
Ihr müsst euch selbst den Untergang bereiten,
Und euer Schiff wird einst im Sturm zerschellen.

II.

Ich seh' die Menschheit auf des Wissens Höhen,
Im Denken stets, doch nie im Handeln dreist,
Wie jenen Jüngling, doch mit zagerem Geist
Und muthlos, vor dem Bild von Saïs stehen.

Wollt ihr die Wahrheit, die verwahrte sehen,
Und wagt den Kampf nicht, der sie euch verheißt?
Hofft ihr, dass der verbot'ne Schleier reißt,
Und euch erspart, den Frevel zu begehen?

Wollt ihr auf Zufall eure Rechnung gründen,
Auf planlos Ungefähr des Plans Gelingen?
Den letzten Schritt, ihr müsst ihn thun, nicht finden.

Die Zukunft baut man nicht aus Rauch und Dampf.
Wer schaffen will, der muss auch Opfer bringen,
Wer siegen will, der scheue nicht den Kampf. H.

* * *

Der Schlüssel.

Mein Herz, das war verschlossen,
Wo liegt das Schlüsselein?
Kein Mensch auf Erden weiß es,
Und keiner kann hinein. —

Da kam ein Bursche des Weges,
Es war wohl ein Schlossergesell'.
Drum hat er den rechten Schlüssel
Geschmiedet auf der Stell'.

Oder war's nur sein feuriges Auge,
Das Riegel und Schlösser gesprengt?
Er hat mir das Herz erschlossen
Und hat mir die Liebe geschenkt.

Und als er wandern mußte,
Der flinke Schlossergesell',
Vergaß er den Schlüssel im Schlosse —
Der Abschied kam gar zu schnell.

Und kommt er nimmer wieder,
So bin ich ganz allein,
Mein Herz, mein Herz steht offen,
Will niemand denn hinein? H.

* * *

Die Linde.

Ich kann es nicht verwinden,
Daß schon der Sommer geht,
Zum Raub den kalten Winden
Nun bald mein Laub verweht.

Daß bald im Winterschauer
Ich werde schmucklos steh'n,
Und rings um mich in Trauer
Die Schönheit wird vergeh'n.

Mag Esche und Platane
Auch prangen frisch und grün,
Beglückt von einem Wahne:
Sie müssen doch verblüh'n.

Mir macht des Herbststurms Wehen
Die Blätter bleich und matt,
Ich möchte ganz vergehen
Und fühl' mich lebenssatt.

So sprach die schöne Linde
Mit tiefbetrübtem Sinn
Und warf dem bösen Winde
Dann all ihr Laubgold hin.

Elsa Hruschka.

* * *

Krank lag ich ...

Krank lag ich, und die Mutter saß bei mir,
Mir jeden Wunsch aus meinem Aug' zu lesen.
Mild klang die Mahnung von den Lippen ihr:
„Geduld, mein Kind, bald wirst du ja genesen!"
Ich aber murrte wider mein Geschick
Und führte laut und heftig harte Klage,
Daß ich nun leide endlos lange Tage.

Die Mutter sagte leis' mit feuchtem Blick:
„Mein Kind, o wär' ich doch statt deiner krank!"
Betroffen schwieg ich, und die Gute sank
Laut schluchzend auf des Krankenbettes Kissen.
Erschüttert fuhr ich auf, und mein Gewissen
Sah in der Mutterliebe heil'gen Born,
Und fühlte schmerzend tief der Reue Dorn.

Franz Floth.

* * *

Die ehernen Ritter.

Im stolzen Dom zu Innsbruck,
Da steht eine eherne Schar
Von Rittern in Panzern und Helmen
Schon manche hundert Jahr'.

Und heute ist es Sonntag,
Da weilt an ihrem Fuß
Die Eine, deren ich stündlich
In Liebe gedenken muß.

Sie hört die heilige Messe
In Andacht fromm und rein,
Die flieht wohl in Gedanken
Auch mich von fern hinein.

Weh euch, ihr ehernen Ritter,
An welche ihr Mäntlein streift,
Daß ihr im hohlen Busen
Das Leben nicht begreift.

An eurer Stelle belebte
Die Liebe mein starres Erz
Vom Postamente stieg' ich
Und sänke an ihr Herz.

So aber trennen, Geliebte,
Von dir mich, Berg und Strom,
Weiß nur, daß jetzt du betest
In Innsbrucks schönem Dom.

Gedenke ich solcher Ferne
Sinkt mir mein ganzer Muth —
Wie habt ihr, eherne Ritter,
Vor mir es doch so gut!

Georg Mühlbach.

Richard Wagner gefunden?

Des Öfteren habe ich gesagt, dass die Wagnerische Musik meinen Ohren weh thäte, was mir von den Wagnerianern allemal heftige Missbilligung eingebracht hat. Wenn ich da, schutzlos vor Clavieren, Platz- und Straßenmusiken, in Verzweiflung gerieth und den „aufdringlichen Wagnerlärm" verfluchte, war wohl noch keine Ahnung da, dass gerade durch Richard Wagners Musik mir einmal der höchste Genuss zutheil werden würde, den je mein irdisches Ohr empfunden hat. Das ist geschehen. In Graz werden zur Zeit die „Meistersinger von Nürnberg" aufgeführt, glänzend, musterhaft an Ausstattung, Besetzung und Inscenierung. — Leidlich ausgeruht, vorbereitet auf den Inhalt, wohnte ich gleich der zweiten Aufführung bei und wurde durch den urdeutschen Charakter dieses Werkes voller Humor und Gemüthsinnigkeit, durch die wundervolle Zusammenwirkung der Künste in eine Stimmung versetzt, wie sie im Theater mich noch selten so beseelte. In mir jubelte es auf, jauchzte es mit, weinte und lachte es ununterbrochen durch den ganzen Abend. Es war ein fünf Stunden langer Theaterabend voll gesättigter Schönheit. Wenn mir sonst bei Wagnerstücken schon in den ersten Acten das Gefühl der Abspannung und Langweile gekommen war, — diesmal konnte ich nicht genug Ohren und Augen haben für alles, was da schön und interessant war.

Jetzt, wie kommt das? Ist Wagner ein anderer geworden? Bin ich ein anderer geworden? Ersteres undenkbar, letzteres unwahrscheinlich. Es war in mir auch anfangs kein Vorurtheil gewesen; mit dem „Musikverständnis" hapert's heute noch so arg als je und mein Ohr ist heute noch so wehleidig gegen schrilles, wirres Getöne ohne Melodie. — In den „Meistersingern" fand ich diesmal nichts von all dem, was mich in Wagners Musik sonst missmuthig gemacht hatte. Liegt das in der vollendeten Aufführung? Liegt es in einer glücklichen Stimmung, die ich schon mitgebracht? Liegt es in einer gekräftigteren Gesundheit? Oder kann sich wirklich unser Kunstgeschmack so mächtig ändern? — Im letzteren Falle müsste man wohl vorsichtig sein mit dem Urtheil. Übrigens habe ich Wagner nie kritisiert, vielmehr nur meine Ohren. Und so darf ich nun wohl auch fröhlich gestehen, dass meine Ohren sich gebessert haben und dass ich glücklich bin, miteinstimmen zu können in die Begeisterung für den Genius, der uns die „Meistersinger" vom Himmel geholt hat. Rosegger.

Federstiel und Wanderstab.

Gedichte von Josef Schweizer. (Graz. Leykam.)

Diese Gedichte werden sehr gut bezeichnet durch ihre Einleitung: „Zueignung".

Zueignung.

Als Gott der Herr die Welt gemacht,
Die Menschen auch zustand gebracht,
Da sprach er: „Liebe Christen!
Für Sorge, Leid und Zwisten,
Für Hader, Schwermuth, Gries und Gram
Und derlei böse Sachen
Will ich ein Mittel wundersam
Euch lieben Kindern machen.
Zieht aus in Berg und Feld und Au,
Und freut euch an des Himmels Blau!"
Schnitt einen Stecken ab
Und schuf den Wanderstab.

Da sprang aus einem Tintenfass
Der böse Geist, der Satanas
Voll arger Tück und Listen:
„Weh euch, ihr frommen Christen,
Die Wanderlust, des Himmels Blau,
Ich will sie euch verderben.
Euch soll in düst'rer Wände Grau
Die Lebenslust ersterben!"
Schnitt rasch aus seinem Höllenkiel
An dreißig Tausend Federstiel,
Pfiff Gries und Gram herbei
Und schuf die — Kanzelei!

Das folgende Lied ist nicht minder staubflüchtig und thaufrisch.

Städter.

In dumpfen, engen Gassen,
Da lebt ihr eingeengt,
In dichte Häusermassen
Gar greulich eingezwängt.

Nicht über grüne Berge
Schweift weit und frei der Blick,
Er prallt an düstern Mauern
Verzagt, enttäuscht zurück.

Und niemals lacht der helle,
Der liebe Sonnenschein
In eure trüben Stuben,
Ins Winkelwerk hinein.

Nur schmale, enge Gassen
Und finst're Höfe nur
In hohen, düstern Mauern,
Sind euere Natur.

Des Nachbars Dach vorm Fenster
Ist euch der Bergeshang,
Der Gassenbuben Pfeifen
Ist euer Vogelsang.

Ein dürres Blumentöpfchen,
Das ist euch Flur und Feld,
Ein schmaler blauer Streifen
Ist euer Himmelszelt.

Der Rinnstein auf der Gasse
Muss euch das Bächlein sein,
Ein staubig Straßenpflaster
Ist euer Felsgestein.

Und öffnet ihr das Fenster,
Da weht nicht Bergesduft —
Nur dumpfe, feucht und trübe
Die Hof- und Kellerluft.

Drum kommet doch, ihr Städter,
Aus eurer Stadt heraus,
Und hier im freien Grünen
Erbaut euch Haus um Haus. —

Doch nein — doch nein — was sprech' ich?
Verbleibt nur, wo ihr seid,
Denn sonst verbaut ihr auch noch
Die grüne Herrlichkeit.

Naturfreude, andachtsvolle, überall. Aber auch tiefsinnige Heimwehklänge. Dieses Büchlein hat kein Schreiber geschrieben, hat ein Dichter gedichtet. Das kann man halt lange nicht von jedem „Gedichtebuch" sagen. M.

Kegelscheiben.

(Sprachlich.)

Wir nennen unser volksthümliches Kegelspiel Kegelscheiben; sollen wir dies gegen das norddeutsche und hochdeutsch gedruckte „Kegelschieben" aufgeben, als ob es nur eine mundartliche Ausartung von diesem letzteren wäre? Das ist es aber nicht; es ist ein eigenes Wort, um welches wir Älpler reicher sind. Wir haben das Zeitwort „schieben" ebenfalls in der bekannten allgemeinen Bedeutung; diese passt auf unser Kegelspiel schlecht. Wohl aber passt unser anderes Zeitwort „scheiben", das heißt rollend fortbewegen (auch v. n. sich so fortbewegen), offenbar vom Hauptwort „Scheibe" abhängig. Schieben hat im Mittelwort „geschoben": unser Scheiben hat da „geschieben", so wie die lautverwandten Zeitwörter: bleiben, geblieben, reiben, gerieben, schreiben, geschrieben, treiben, getrieben. (Hingegen wird wohl mitunter gefehlt und schiebt sich ein geschoben ein; bei beiden Zeitwörtern heißt die einzelne Handlung ein Schub. Von Scheiben abgeleitet ist „scheiblig", das heißt kugelrund oder fast so, also zum Scheiben geeignet.)

Fortgerollt werden zwar nicht die Kegel, sondern diese werden nur durch die hinausrollende Kugel umgeworfen, „umgeschieben", also Kegelscheiben hiefür ein verkürzter Ausdruck; wie ja auch beim Scheibenschießen nicht die Scheibe geschossen wird, sondern nur das Geschoss auf die Scheibe.

Unsere hochdeutschen Landsleute sind also zum Kegelscheiben eingeladen; das Zurechtschieben der Kegel, wo sie etwa ungenau stehen, verrichten bei uns die Kegelaufsetzer vulgo Kegelbuben.

Und Touristen, welche unsere Berge ersteigen, mögen achthaben, dass sie nicht irgendwo „abscheiben".

Über die Gefahren des „Zuges nach der Stadt“

äußerte ſich neulich, wie der „Vogtländiſche Anzeiger“ meldet, in einem Vortrage der Strafanſtaltsdirector Roßmy. In das ihm anvertraute Männergefängnis zu Hoheneck (Sachſen) wurden vom Juni 1887 bis Juni 1896 6508 Verurtheilte eingeliefert, unter denen nicht weniger als 926 Knechte waren. Das Leben auf dem Lande war ihnen zu eintönig geworden. Verwandte, Freunde, Bekannte hatten ihnen von dem Leben in der Großſtadt verlockende Schilderungen entworfen, ſo daſs ſie dem Landleben den Rücken kehrten. Die hohen Zahlen in dem Hoheneder Anſtaltsverzeichnis bekunden deutlich, was aus ihnen zum großen Theil in der verpeſteten Großſtadtluft geworden iſt. Der Director Roßmy ſtellte aus den Fragen, die er an die ſeiner Obhut anvertrauten Sträflinge über ihren Lebensgang richtete, feſt, daſs faſt in allen Fällen die Freude am Genuſſe die ehemaligen Landbewohner hatte ſtraucheln laſſen. All ihr Denken und Handeln war nur darauf gerichtet, die Mittel zu einem ausgiebigen Sinnengenuſs zu erhalten. Anfangs verſuchten ſie es auf ehrliche Weiſe, durch redliche Arbeit. Aber der Genuſs ſtumpft die Sinne ab und mindert die Luſt zu anſtrengender und ausdauernder Thätigkeit. Es war immer das alte Lied. Der redliche Arbeitsverdienſt reichte nicht mehr aus, um allen Liebhabereien des Gaumens und Verſuchungen des Sinnreizes zu genügen. Man warf ſich daher auf die leichte Seite, lehnte ſich auf gegen Ordnung und Geſetz, borgte, ſo lange der Credit ausreichte, und ſtahl oder betrog, wenn die Gelegenheit dazu ſich bot. Das Ende vom Liede war Arbeitshaus oder Zuchthaus. Herr Roßmy theilte aus ſeinen Erfahrungen folgende intereſſante Einzelheiten mit: „Wir pflegen die Eingelieferten eingehend zu prüfen, nicht bloß auf ihren äußeren Lebensgang, ſondern auch auf geiſtige Befähigung, auf Gemüths- und ſittlichen Zuſtand, ſowie auf Schulbildung. Beim Eingehen auf die letztere liegt die Frage nach Kenntnis der zehn Gebote nahe. Die Mehrzahl der Züchtlinge macht meiſtens ein ſehr verdutztes Geſicht ob dieſer Zumuthung; doch die meiſten finden ſich verhältnismäßig noch gut ab. Auffällig iſt nur, daſs von hundert Gefangenen achtzig verſagen, wenn es ſich um Aufſagen des dritten Gebotes handelt, während ihnen die übrigen Gebote ziemlich geläufig geblieben ſind. Von dem Gebot „Du ſollſt den Feiertag heiligen“ haben ſie kein Verſtändnis. Dem Volk iſt eben die Gewohnheit, den Sonntag in Saus und Braus — mit Schlemmen und Praſſen zu verleben, ſo in Fleiſch und Blut übergegangen, daſs es ſich gar nicht mehr der Entheiligung desſelben durch den maßloſen Genuſs bewuſst iſt. Aus der Gleichgiltigkeit gegen das dritte Gebot folgt ſeine Miſsachtung. Somit iſt es auch natürlich, daſs tauſende nicht mehr das Bedürfnis fühlen, nach der Laſt der Wochenarbeit an Sonn- und Feiertagen einmal ins Gotteshaus zu gehen. Aus der Verachtung der Feiertagsheiligung bildet ſich aber auch ſchnell die Verachtung aller übrigen Gebote heraus, die ihren Ausdruck finden in der Vermehrung von allerlei Geſetzesübertretungen, Vergehen und Verbrechen, unter denen bezeichnenderweiſe die Fleiſchesſünden, die gegen Leben, Geſundheit und Ehre der Mitmenſchen, ſowie die gegen die Staatsgewalt gerichteten Strafthaten eine ſo hervorragende Stelle einnehmen. Doch nicht nur in ſittlicher, ſondern auch in körperlicher Beziehung iſt der Schaden leicht nachzuweiſen, den diejenigen erleiden, die dem allgemeinen Zuge nach der Stadt folgten. Bei den meiſten Sträflingen hatte die Arbeits- und Lebenskraft im Rauſche gröbſter Sinnenluſt ſchwer gelitten. Genug, die Nachtheile des Wegzuges vom Lande ſind außerordentlich, und jeder Landmann ſollte es ſich tauſendmal überlegen, ehe er den Frieden des Landlebens auf nichtige Hoffnungen hin preisgibt.“

Für Schriftsteller.

In Wien hat sich eine „Deutsch-Österreichische Schriftsteller-Genossenschaft" gebildet. Der Verein bezweckt die Förderung der geistigen und materiellen Interessen seiner Mitglieder, mit Ausschluss jeder Politik.

In Österreich leben weit über tausend deutsche Schriftsteller und deutsche Journalisten. Es erscheinen hier zweihundertfünfzig politische Zeitungen und einige hundert Fachzeitschriften in deutscher Sprache. Die geistigen Arbeiter all dieser Blätter haben gemeinsame Interessen und sie dürften zum großen Theile gewonnen werden können für eine rein wirtschaftliche Vereinigung, wie die Genossenschaft eine sein soll.

Von diesem Vereine, dem ich mit Vergnügen als Mitglied beitrete, wäre zu wünschen, dass er auch das geistige Zusammenhalten der Berufsgenossen nicht außer Auge lasse. Was nützt es, dass wir in wirtschaftlichen Sachen zusammenstehen, wenn wir uns bei jedem Anlasse, oder auch ohne solchen, öffentlich zanken, einander bloßstellen, herabzuwürdigen suchen, wie das so oft geschieht! Es ist ja recht, dass wir selber die Censoren und Richter des Schriftthums sind, und nichts kann mir zuwiderer sein, als das Cliquewesen, dieser größte Krebsschaden der Literatur. Aber persönliche Gehässigkeiten zwischen Schriftstellern der Öffentlichkeit gegenüber sind unstatthaft und schaden uns moralisch und materiell weit mehr, als alle wirtschaftlichen Bestrebungen einer Schriftstellergenossenschaft nützen können. — Ich wünsche dem neuen Verein einen guten kameradschaftlichen Geist! R.

Bücher.

Hundstagszauber. Roman von Königsbrun-Schaup. (Pierson. Dresden. 1898.)

Der etwas befremdende Titel erklärt sich durch den Inhalt. Die Erzählung spielt sich in einer der zahlreichen Fremdenpensionen in Dresden während der schwülsten Sommerszeit ab. Alle Gäste haben die Stadt verlassen, nur ein Schriftsteller Baron Premberg und ein polnischer Graf mit seiner Nichte, der schönen Gräfin Laja, sind durch zwingende Verhältnisse noch in der Pension verblieben. Premberg und Laja hatten früher bei den vollbesetzten gemeinsamen Mahlzeiten kaum von einander Notiz genommen; erst jetzt, wo sie als die einzigen Gäste auf einander angewiesen sind, nähern sich beide, und aus dem schon lange in ihnen schlummernden unbewussten Interesse entwickelt sich eine gegenseitige Liebe, die indes mehr als „Flirt" behandelt wird und auch als solcher endet, ohne Abschluss und Zukunft, kaum mit der Hoffnung, sich wiederzusehen. Weder die handelnden Personen — in Premberg hat sich der Verfasser augenscheinlich und nicht ohne Offenherzigkeit selbst gezeichnet — noch die Conflicte sind besonders neu und packend — auch fehlt die Leidenschaft und der heiße Puls in der Erzählung; aber über dem Ganzen schwebt wirklicher „Hundstagszauber": eine gewisse träumerische Schwüle, ein gedämpfter Flügelschlag der Phantasie, ein Hin- und Herwandern wie von Traumgestalten trotz aller realistischen Federstriche, womit der Dichter seine Gestalten gezeichnet hat. Vielleicht ist es gerade das, was die Erzählung zu einer angenehmen und fesselnden Lectüre macht; man fühlt das Auge und die Feder eines Dichters. In Gerhardt Hauptmanns „Einsame Menschen" sagt Anna Mahr: „Über den Dingen liegt ein Duft, ein Hauch, das ist das Beste." Man kann dies auch von dem vorliegenden Roman behaupten, und das erhebt ihn über die Dutzendwerke dieser Gattung. Dr. Gnad.

Der Bruderhof. Eine bäuerliche Lebens- und Leidensgeschichte aus dem Hildesheimischen von Heinrich Sohnrey. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1898.)

Der deutsche Süden ist Eigenthum des deutschen Nordens geworden. Der deutsche

Süden hat den deutschen Norden erobert. Diese scheinbar schroffen Gegensätze bedeuten dasselbe. Die Schönheit der Alpen, die Vorzüge ihrer Bevölkerung haben die Norddeutschen zu uns gezogen. Süddeutsche Dichter und Schriftsteller haben den Norden mit dem Süden vertraut gemacht. Der Norddeutsche meistert den Süddeutschen gern, aber er liebt ihn.

Nicht genau so ist es umgekehrt. Wir im Süden kennen den Volkscharakter des Nordens noch zu wenig, um ihn lieben zu können. Auch hier vermittelt wieder die Literatur. Eine solche Vermittlung ist Sohnreys Erzählung „Der Bruderhof". Sohnrey, der Herausgeber des „Land",[1]) einer Zeitschrift für bäuerliche und dörfliche Cultur und Sitte, der gründliche Kenner des norddeutschen Bauernthums, entrollt hier ein lebenswahres Bild aus dem Bauernstande Norddeutschlands, welches ebenso belehrend als unterhaltend wirkt. Eine gewisse Fremdartigkeit in der Sprechweise der handelnden Personen fällt uns auf, ein Zeichen der Naturwahrheit des Buches. Wir Süddeutschen werden um sehr viel reicher sein, wenn wir die Eigenart unserer nördlichen Brüder erkennen und verstehen gelernt haben. Der „Bruderhof" führt uns ja nicht so intim in das „Plattleben" ein, als etwa Fritz Reuters Schriften, er ist in Stoff und Stil landläufiger gehalten, hingegen für uns vom bairischen Stamme umso bequemer zu lesen.

R.

Alltägliches und Neues. Gesammelte Essays von Karl Otto Erdmann. (Leipzig. E. Friedrichs. 1898.)

Nichts spricht mehr für die Gediegenheit einer Zeitschrift, als wenn ihre Aufsätze nachher als Buch erscheinen. In diesem Falle ist auch der „Kunstwart", herausgegeben von F. Avenarius, München. In ihm fanden und genossen wir schon eine Reihe der Essays, die hier zu einem wertvollen Buche versammelt sind. Aufsätze, wie „Die Zukunft der Höflichkeit", „Warum zieht man den Hut?", „Einbildung, Heuchelei und ihr Nutzen für die Kunst", „Das Wort ‚schön' und seine Unbrauchbarkeit", die hypnotische Suggestion und die Dichtung" u. s. w. sind Arbeiten, die ihrer Actualität wie ihrer geistvollen Art wegen den gebildeten Leser fesseln und fördern müssen. Sitte, Geschmack und Kunst bilden ja die Hauptgesprächsstoffe unseres Geisteslebens. Dieses Werk gibt darüber zu denken und zu sprechen, es sei lebhaft empfohlen.

M.

Bunte Blätter. Gelegenheitsgedichte von Rudolf Baumbach. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1897.)

Die meisten Stückchen dieser Sammlung scheinen ihrer Natur nach nur zeitliche oder örtliche Bedeutung zu haben. Was ein Dichter schafft, das quillt aber auch in diesem Falle über den Rand hinaus und wird zum Vergnügen für weitere Kreise. Also hat auch dieses neueste Singen unseres fahrenden Gesellen nur Lust gebracht. Für uns Österreicher von ganz besonderem Interesse sind die Gedichte an Kronprinz Rudolf, Robert Hamerling, Peter Rosegger, an die deutsche Schule in Triest, den Fremdenverkehrsverein in Trofaiach u. s. w. Auf die Alpenländer bezieht sich manches Lied, das den bleibenden Gesängen dieses köstlichen Poeten beigesellt werden wird.

M.

Du schönes grünes Alpenland! Sitten, Sagen, schnurrige Geschichten und Volkslieder von Cölestin Jocher. (Innsbruck. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. 1898.)

Wer eine Sammlung von Büchern über Steiermark hat, der mag sich auch dieses Werklein anschaffen. Was es enthält, zeigt der Titel. Die Art der Wiedergabe ist eine ganz schlichte, und der Verfasser deutet im Vorworte bescheidentlich seine Stellung selbst an.

M.

Schleswig-Holsteiner Landleute. Bilder aus dem Volksleben von Helene Voigt. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1898.)

Kein Geringerer, als der norddeutsche Dorfgeschichtenmeister Heinrich Sohnrey ist es, der diesem Büchlein eine gute Empfehlung mit in die Welt gibt. Sohnrey sagt in dem Vorworte: „Ich bin gewiss, dass die Schilderungen und Erzählungen, welche hier vereint sind, allesammt eine Verheißung in sich tragen, dass die stammkräftigen Triebe, die hier gewachsen sind, bei fortschreitender Entwickelung viele köstliche Früchte bringen müssen. — Was ich von Helene Voigt erhoffe, das ist eine ausgiebige, naturgetreue und dabei doch echt dichterische Verkörperung des gesammten Schleswig-Holsteiner Volksschlages."

M.

Moloch. Von Vincenz Chiavacci. (Wien. Selbstverlag des Verfassers IX., Frankgasse 1.)

Das tiefernste Glaubensbekenntnis eines Mannes, den wir bisher vorwiegend als Humoristen kennen gelernt haben. — Die Frau Sopherl und Moloch! Wie reich ist die Claviatur eines ganzen Menschen!

Ein Prachtwerk. Ein solches ist der soeben in glänzender Ausstattung, in einer kostbaren Einbanddecke erschienene erste Band des von Julius Laurenčič herausgegebenen Kaiser-Jubiläums-Prachtwerkes **„Unsere Monarchie"** (G. Szelinski, Wien). Der Band „Unsere Monarchie" ist nicht nur ein hübscher Schmuck eines jeden Salontisches und jeder Bibliothek, er ist mit seinen hundertvierundvierzig pracht-

[1]) Berlin. Trowitzsch und Sohn.

vollen photographischen Reproductionen hervorragendster Ansichten aus verschiedenen Kronländern in künstlerischer Vollendung eine wahre Augenweide und zugleich unterhaltend und belehrend für alt und jung, groß und klein.

Wie die praktische Erfahrung des Lebens zeigt, werden fast täglich Fragen im öffentlichen Leben berührt, die sich mit der Einrichtung und der Verwaltung der katholischen Kirche, in mehr oder minder einschneidender Weise, befassen. Deshalb war der Gedanke, eine systematische Darstellung des gesammten Betriebes curialer, wie kirchlicher Verwaltung zu bieten, ein berechtigter. — Wie diese Aufgabe gelöst wurde, zeigt uns Prospect und Heft 1 des Prachtbandes: **„Rom, das Oberhaupt, die Einrichtung und die Verwaltung der Gesammtkirche"**, welche das Unternehmen: **„Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild"** einleitet.

In dieser Form und Vollständigkeit ist bisher noch kein Buch über die römische Curie erschienen. Was die Art der Darstellung anbetrifft, so ist es vermieden worden, ein schwer verdauliches Buch mit wissenschaftlichem Ballast zu bieten; eine vornehme, gemeinverständliche Sprache war die Richtschnur der Verfasser, so dass der Text und zahlreiche künstlerisch vollendete Illustrationen historischen und zeitgenössischen Wertes zusammenwirkend, das Werk zu einem in jeder Hinsicht erstclassigen gestalten.

Das Werk, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft in Wien, kündigt sich also ein starker Quartband von etwa 720 Seiten an, mit 60 Tafelbildern und 1100 vollseitigen und kleineren Illustrationen ausgestattet. V.

Isabella. Eine Erzählung aus der Bretagne. Von Marg. Levray. Mit Originalillustrationen von E. Vulliemin. (Stuttgart. Jos. Roth'sche Verlagshandlung.)

In lebenswahrer Schilderung entrollt uns die Verfasserin ein Bild von der bestrickenden Macht, die blendende äußere Vorzüge leicht auf ein unschuldiges Gemüth ausüben können. Die ganze Erzählung ist in christlichem Geiste, rein und gemüthvoll gehalten. V.

Jubiläums-Ausgabe der Problematischen Naturen von Friedrich Spielhagen.

Nahezu vierzig Jahre sind verflossen, seitdem dieses Werk geschrieben wurde. Seither hat es als ein wahres Lieblingsbuch des deutschen Volkes unzählige Auflagen erlebt. Anlässlich des zu Beginn des nächsten Jahres fallenden siebzigsten Geburtstages des Dichters veranstaltet der Verlag L. Staackmann in Leipzig eine in vierundzwanzig Heften erscheinende illustrierte Ausgabe der Problematischen Naturen, zu welcher der Münchner Meister Richard Gutschmidt die Bilder liefert. Die bereits vorliegenden ersten Hefte sind nachgerade entzückend an künstlerischer Ausstattung — wahrhaft würdig der Dichtung und des Anlasses. M.

Gedichte von Josef Pollhammer. Neue Folge. (Wien Karl Gerolds Sohn. 1898.)

Kennern intimerer Heimatspoesie ist der steirische Poet Josef Pollhammer nicht fremd. Diese neue Sammlung wird sie nicht enttäuschen, vielmehr überraschen, denn in ihrem Inhalte sind die Poesien jung und warm geblieben, in ihrer Form noch vollkommener geworden. M.

Die Wahrheit über die katholische Volkspartei. Unter diesem Titel veröffentlicht Dr. Otto Lecher in A. Edlingers Verlag in Innsbruck drei Reden, in denen an der Hand der Geschichte der letzten Jahre die Haltung der katholischen Volkspartei in nationaler und wirtschaftlicher Beziehung, sowie in der Schulfrage einer sehr eingehenden Kritik unterzogen wird. Das Schriftchen ist besonderer Beachtung wert; es gewährt einen klaren Einblick in die politische Parteiwelt Österreichs. V.

Die drei Verschollenen vom „Sirius". Von G. Price. Mit Originalillustrationen von Ed. Zier. (Stuttgart. Jos. Roth'sche Verlagshandlung.)

Gleich der Beginn der Erzählung führt uns an Bord eines Admiralschiffes, das im Piräus vor Anker liegt. Mit hochgespannter Erwartung folgen wir dann dem Cours des nach Osten in See gehenden „Sirius" bis zu dem schrecklichen Zusammenstoß mit der englischen Jacht. Jetzt concentriert sich unser ganzes Interesse auf die drei Helden der Erzählung. Es sind das der tapfere Commandant des Kanonenbootes, der wackere Schiffsarzt und der stets zu lustigen Streichen aufgelegte Matrose Jean Quosé, der selbst in den gefährlichsten, ja oft verzweifelten Situationen den Muth nicht verliert. Aber auch der englische Lord gewinnt unsere volle Sympathie dadurch, dass er kühn Gut und Blut einsetzt, um den in die egyptische Wunderwelt verschlagenen Seeleuten Rettung zu bringen.

Schöne Illustrationen, von Künstlerhand entworfen, veranschaulichen den Gang der Handlung. V.

Hellas. Geographie, Geschichte und Literatur Griechenlands von Friedrich Jacobs. Neu bearbeitet von Karl Curtius. Mit einem Bilde von Athen. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Der geographische Abschnitt gibt ein Bild von Land und Leuten, von den Städten und

Heiligthümern in Griechenland und den griechischen Colonien, sowie eine etwas ausführlichere Beschreibung der wichtigsten Culturplätze, wie Mykenä, Delphi, Olympia, Athen, Milet, Samos, Syrakus, Agrigent. Hier kommen neben der geschichtlichen und topographischen Entwickelung jener Städte besonders ihre Bauten und Denkmäler in Betracht, die auf Grund der neueren Ausgrabungen und Funde beschrieben sind. In dem geschichtlichen Theil werden die Hauptereignisse der griechischen Geschichte erzählt, die großen Gesetzgeber, Staatsmänner und Feldherren in kurzen Charakterbildern vorgeführt, während nebensächliche Dinge beiseite gelassen sind. V.

Geneviève, von Madame de Pressensé. Deutsch von Hedwig Kahl. Autorisierte Übersetzung. (Reutlingen. Fleischhauer & Spohn. 1898.)

Die Geschichte spielt in Paris und seiner nächsten Umgebung und führt uns auf ihrem Höhepunkte in die Zeit des deutsch-französischen Krieges.

Geneviève ist früh Waise geworden. Die Witwe Marceau hat sie in Pflege genommen und das vierjährige anmuthige Kind ist Augapfel und Sonnenschein ihres braven ältesten Sohnes Jacques.

Aber Sorge und Schulden bedrücken die arme Witwe. Ohne Wissen ihres Sohnes hat sie eines Tages das Pflegekind um fünfhundert Francs einer fremden reichen Dame überlassen. Sie darf ihren Namen nicht wissen und von der Zukunft des Kindes nie mehr etwas erfahren. Jacques ist außer sich. Sein Rosenknöspiein, das Gedicht seines Lebens, ist in der Weltstadt unwiederbringlich verloren. Suchen und Wiederfinden ist der ergreifende Inhalt unserer Erzählung. Jacques ist Arbeiter geblieben, aber er fühlt sich unglücklich in seiner Welt, abgestoßen von der Alltäglichkeit seiner Umgebung und trägt ein unstillbares Verlangen nach Höherem und Besserem in seiner Seele.

Geneviève ist die Adoptivtochter der vornehmen Frau von Préal geworden und ist im Glanze des Lebens erzogen, aber auch sie hat, erst in unklaren Empfindungen, dann in immer deutlicher gewordenen Vorstellungen, das Heimweh nach der Armseligkeit ihrer ersten Kinderjahre nicht verloren. V.

Ein Weltbuch. In der ganzen Weltliteratur gibt es nur wenige Bücher, die bei ihrem Erscheinen ein so allgemeines Aufsehen erregt haben, wie „**Onkel Toms Hütte**“ von Harriet Beecher-Stowe. Die Sclavenfrage war damals zu einer Existenzfrage für die Vereinigten Staaten geworden. Der Süden wollte die für ihn so vortheilhafte Einrichtung mit allen Mitteln aufrecht erhalten wissen; der Norden hingegen brandmarkte sie um ihrer Unmenschlichkeit willen, denn die grausame Unterjochung der farbigen Bevölkerung schrie zum Himmel. Da überwältigten Entrüstung über den ehr- und rechtlosen Zustand der armen Schwarzen und innige Theilnahme für die leidenden Mitbrüder und Schwestern das edle Gemüth einer Frau Neuenglands. Harriet Beecher-Stowe, eine schlichte Lehrersfrau, allein von dem inneren Drange getrieben, das niederzuschreiben, was ihr das Herz bewegte, griff zur Feder und entrollte vor ihren Landsleuten Bilder aus dem amerikanischen Sclavenleben, die jedes empfindende Herz mit Abscheu erfüllen mussten. Die Wirkung dieser lebenswahren Schilderung war denn auch beispiellos. Innerhalb eines Jahres wurden 121 Auflagen in mehr als 300.000 Exemplaren gedruckt und verkauft, und als das Buch nach Europa kam und in alle Culturspraehen übersetzt wurde, zählt der Absatz bald nach Millionen. Seitdem ist mehr als ein Menschenalter verflossen, die Zeiten und alle Verhältnisse haben sich völlig geändert; aber wunderbar: Onkel Toms Hütte übt noch immer den gleichen Zauber auf die Gemüther aus. Jedes neu heranwachsende Geschlecht übernimmt das Buch wie ein theures Vermächtnis: die Jugend begeistert sich daran für Menschenrecht und Menschenwohl, und die Alten freuen sich mit den Jungen, dass die Tage jener schändlichen Bedrückungen wenigstens in unseren civilisierten Ländern für immer vorüber sind. Das unvergängliche Werk erscheint gegenwärtig, trefflich übersetzt, in einer reich illustrierten Ausgabe in zwanzig Lieferungen in der deutschen Verlags-Anstalt (Stuttgart).

V.

Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien hat ein neues Unternehmen begonnen, dessen erste Lieferung uns vorliegt. Das Unternehmen trägt den Titel: „**Bilderbogen für Schule und Haus**“ und erscheint in Heften oder in losen Bogen, theils farbig, theils schwarz. Wo es erforderlich, sind die Bogen auf der Rückseite mit einem erklärenden Text versehen. Die Absicht des Unternehmens ist, zunächst der Schule alles bildlich Darstellbare aus dem gesammten Lehrstoff in leichtfasslicher, übersichtlicher Form und in sorgfältig gewählten, künstlerisch vollendeten Abbildungen zu bieten, und zwar zu einem so niedrigen Preise, dass selbst dem Unbemittelten die Anschaffung möglich ist.

Die erste Lieferung zeigt Abbildungen aus der biblischen und vaterländischen Geschichte, aus Geographie und Thierleben, sie bringt Märchen und Legenden, sowie Darstellungen aus dem Volksleben und aus dem Gebiete der technischen Erfindungen und Einrichtungen der Neuzeit. V.

„**Für die Jugend.**“ Monatsschrift mit Bildern. Herausgegeben vom Wiener Lehrerverein. Schriftleiter Hans Fraungruber. Verlag A. Neumann, Wien, I., Johannes-

gasse 25. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direct. Jährlich 1 fl. 20 kr.

Die Hefte des siebenten Jahrganges dieser populären Jugendzeitschrift tragen die Vermerke: „Das hohe k. k. Unterrichtsministerium hat mit Erlass vom September 1897 und Januar 1898 eine größere Anz hl früherer Jahrgänge dieser Jugendschrift angekauft."

Diese seltene Anerkennung seitens der höchsten Schulbehörde ist wohl die kräftigste Empfehlung eines Unternehmens, das sich nach Inhalt und Ausstattung dazu eignet, in jeder kinderfreundlichen Familie die beste Aufnahme zu finden. Der „Heimgarten" hat wiederholt das Abonnement der billigen Zeitschrift empfohlen und thut es hiemit abermals.

Büchereinlauf

Künstlerlieben. Erzählung von Marie Reinhard. (Graz. Leykam. 1897.)

Böhmerland — deutsches Land! Kampflieder aus der Ostmark von Heinrich Gutberlet. (Leipzig. Wilhelm Friedrich.)

Kinderlieder und Reime. Komische Thiergeschichten und Abenteuer für die kleine Welt. Von Julius Lohmeyer. Mit vielen Illustrationen. (Leipzig. Th. Griebens Verlag.)

Bitt' schön a Sträußerl! Lustige Dorfgeschichten für 'n Abend von Joh. Jantsch. (Wien. Selbstverlag des Verfassers und Friedrich Schalk, Wien, Mariahilferstraße 97.)

Hianzische Veaschln. Gedichte in Kukmirner Mundart von Johannes Ebenspanger. (Oberwarth. L. Schodisch. 1897.)

Die deutschen Mundarten. Auserlesenes aus den Werken der besten Dichter alter und neuer Zeit. Herausgegeben von C. Regenhardt. Drei Bände: Niederdeutsch, Mitteldeutsch und Oberdeutsch. (Berlin. C. Regenhardt.)

Reisebilder aus dem Kaukasus. Von T. Waldvogel. (Schaffhausen. Karl Schoch. 1897.)

Weg zur Kunst. Eine Gedankenlese aus den Werken des John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt, zusammengestellt und eingeleitet von Jakob Fris. (Straßburg. J. H. Ed. Heitz.)

Der Mensch und seine natürliche Ausbildung. Gegen das althergebrachte Verfahren in Erziehung und Unterricht von Arthur Schulz. (Berlin. Richard Heinrich. 1896.)

Mehr Kenntnisse! Weniger Zeit! Ein Vorschlag zur Neubildung unserer Schule. Von Arthur Schulz. (Berlin. Richard Heinreich. 1897.)

Wie denkt das Volk über die Sprache? Gemeinverständliche Beiträge zur Beantwortung dieser Frage. Von Dr. Fr. Polle. Zweite, verbesserte und stark vermehrte Auflage. (Leipzig. B. G. Teubner. 1898.)

Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Von Nagl und Zeidler. Sechste Lieferung. (Wien. Karl Fromme.)

Das Heine-Grab auf dem Montmartre. Von A. v. d. Linden. (Leipzig. H. Barsdorf. 1898.)

Neue Heine-Funde. Veröffentlicht von J. Nassen (Leipzig. H. Barsdorf.)

Sammlung pädagogischer Vorträge. Herausgegeben von Meyer-Markau. (Bonn.)

Das Kränzchen in der Küche. Von Marie Beeg. (München. Karl Haushalter.)

Zur Lösung der brennendsten Rassenfrage der heutigen europäischen Menschheit. Eine sociologische Studie mit einem Anhange zur Begründung der Socialethik von Dr. Adolf Harpf. (Wien. M. Breitenstein. 1898.)

Die Flottenfrage in ihrer Beziehung zu Deutschlands Weltpolitik von Alex. Freiherrn v. Siebold. (Würzburg. Loerls Reisebücherverlag. 1897.)

Das Evangelium. Monatsschrift zur Wiederherstellung der Lehre Jesu. Von Gottfried Schwarz. (Dresden. Friedrich Jacobi.)

Licht. Wiener Zeitschrift für Kunst und Leben. Herausgegeben von Franz v. Borgias Schmid. (Wien. III. Hauptstr. 5.)

Willkommen! Illustrierte Unterhaltungsbibliothek. Erzählendes und Belehrendes von namhaften Schriftstellern. Erster Jahrgang. Siebenter Band. (Berlin. Mauser, Nieser & Co.)

Altes und Neues aus dem Pegnesischen Blumenorden. (Nürnberg. Joh. Bernh. Schrag. 1897.)

Religion und Schule. Ein Wort zum Antrag Ebenhochs von Adolf Mößler. (Wien. Moriz Band. 1898.)

Erdöl und Erdwachs. Ein Bild galizischer Industrie von Ignaz Leichner. (Wien. Ignaz Band. 1898.)

Was kann die Schule für die Mäßigkeitssache thun? Von Ernst Trull. (Wien. Karl Graeser. 1897.)

Der Wegweiser. Kalender des deutschen Protestantenvereines 1898. (Hamburg. Otto Meißner.)

Deutscher Frauenkalender für das Jahr 1898. Herausgegeben von Anna Bauer. (Elberfeld. Sam Lucas.)

Rohrers Kalender-Handbuch 1898. (Brünn. Verlag Rohrer.)

Lexikon deutscher Frauen der Feder. Eine Zusammenstellung der seit dem Jahre 1840 erschienenen Werke weiblicher Autoren,

nebst Biographien der lebenden und einem Verzeichnis sämmtlicher Pseudonyme. Zwei Bände. Herausgegeben von Sophie Pataky. (Berlin. Karl Pataky.)

Die Personaleinkommen- und Rentensteuer. Soeben erschien in zweiter Auflage im Verlage von Rainer Hosch in Neutitschein ein Vortrag von Ernst Weiskirchner, eine leichtfassliche, allen Verhältnissen Rechnung tragende Anleitung zur Verfassung des Personaleinkommen-Steuerbekenntnisses.

Der Berliner Thierschutz-Verein versendet: **Illustrierter Kalender**, Jahrgänge 1895–1898; **Illustriertes Lesebüchlein**; **Unserer Vöglein Noth**; **Caro und der Blinde**; **Bildermappe** des Berliner Thierschutz-Vereines

Postkarten des „Heimgarten".

„D.-ö. Lehrerzeitung", Wien: Die Lehrerschaft war bisher noch rückständig. Fast alle übrigen Parteien haben mir im Laufe der Zeit die Kriegserklärung gemacht und — wieder zurückgenommen. Man respectiert schließlich doch das Recht der persönlichen Überzeugung. Diese kann man wohl auch dann nicht fahren lassen, wenn sie zufällig einmal mit der Bestrebung einer Gegnerschaft zusammenfällt. — Sie polemisieren plötzlich gegen eine Meinung, die ich seit dreißig Jahren unzähligemale ausgesprochen habe in Erzählungen und anderen Aufsätzen, ja die der Grundgedanke meiner Weltanschauung ist. Sie nehmen heute heftig Stellung gegen meinen Aufsatz: „Der Bauernstand unsere Rettung", der vor vielen Jahren in zahlreichen Blättern Österreichs und Deutschlands abgedruckt worden ist und mir begeisterte Beistimmung aus allen Schichten der Gesellschaft eingetragen hat, was zwar kein Beweis von seiner Richtigkeit sein kann, wohl aber ein Beweis, dass er vielen der Ausdruck ihres Wunsches war. Der Aufsatz ist vor kurzem ohne mein Wissen nachgedruckt worden, obschon er in einigen Punkten vielleicht nicht mehr die Thatsachen deckt. — Ich bin in Angelegenheiten des Bauernthumes nicht ganz Neuling, und steht die Sache so: Wenn der alte Bauernstand in den Alpen gerettet werden soll, so müssen ähnliche Kraftmittel angewendet werden, wie sie der Aufsatz vorschlägt, und aus Erfahrung weiß man auch, dass der Bauer seine Kenntnisse und Fertigkeiten nicht alle in der Schule lernen kann, und dass beim Bauern probieren über studieren geht. Sie sagen, das Bauernkind müsse soweit geschult und gebildet werden, dass es auch anderswo in der Welt sein besseres Fortkommen finden könne. Damit geben Sie selbst zu, dass es durch die Schule dem Bauernstande entzogen werden kann. Es ist ja gut und ich bin auch der Meinung, dass der Mensch nicht gerade für den Bauernstand da ist, und zwar allerdings auch nicht für die Fabrik, für die Kanzlei, für Hausmeisterstellen oder Köchinnenposten in den Städten. Wenn es aber den Herren ernst ist, dass der Bauernstand erhalten bleiben soll, dann mögen sie auch die Grundlage gelten lassen, auf der dieser Bauernstand ruht. Will und kann man das nicht, dann soll man auch das Gerede von der Erhaltung des Bauernstandes sein lassen und trachten, die armen Leute so schnell als möglich anderswo unterzubringen, etwa in den Bergwerken und Fabriken, damit dann aus der also gekräftigten Socialdemokratie jener frische Volksnachwuchs entstehe, ohne den, wie Sie selbst andeuten, die Gesellschaft in kurzer Zeit zugrunde gehen müsste. Warum aber geht die städtische Gesellschaft ohne Naturferment zugrunde? Wegen der unnatürlichen Lebensweise, wegen zu einseitiger Ausbildung der Fähigkeiten. Ich habe gar keine Freude darüber, wenn die Schule den jungen Bauernnachwuchs in die Stadt lockt, wo die unnatürliche Lebensweise herrscht. Ich selber bin nicht durch die Schule in die Stadt gekommen, ich habe draußen bei den Bauern so viel gelernt, um sogar den städtischen Lehrerzeitungsredacteuren manchmal etwas lehren zu können. Ich sage, dass über ein gewisses Maß der Volksschule hinaus dem Alpenbauer die praktische Ausbildung in seinem Fache nöthiger ist, als die theoretische. Wenn Sie darin eine Schwenkung zum Clericalismus wittern und einen Angriff auf die Schule erblicken, so hätten Sie das ebenso gut vor zehn oder zwanzig Jahren erklären können. — Wer etwa neugierig ist, was der verdonnerte Aufsatz „Der Bauernstand unsere Rettung" verbrochen hat, der findet denselben in meinem Buche: „Allerlei Menschliches." Wien. 1892. Rosegger.

J. H., Graz: Die betreffende Rede des deutschen Cultusministers v. Bosse gelegentlich der Frenzelfeier in Berlin gipfelte in dem Gedanken, das freie Schriftstellerthum habe nichts vom Staate, dürfe auch auf diesen

keine Rücksicht nehmen und von ihm in seiner Entfaltung nicht gehindert werden. Auch der an Staatsinstituten wirkende Vertreter freien Schriftstellerthums, wie der Universitätsprofessor, müsse unbeeinflusst vom Staate unabhängig vom Staate denken und schaffen können. „Huldigen Sie mit mir", schloss der Minister, „der freien Arbeit des Geistes. Das freie Schriftstellerthum lebe hoch!"

J. W., Innsbruck: Sie beklagen sich als Schriftsteller darüber, dass von den Zeitungen Ihre Bücher stets ignoriert werden und man sich von dieser Seite nur dann an Sie erinnert, wenn die Herren ihre Rundfragen ausschicken: „Was halten Sie von Majestätsbeleidigungen?" „Wie denken Sie über die Todesstrafe?" „Was ist Ihre Meinung über den Process Dreyfus?" u. s. w. — Sehen Sie, lieber Herr College, da geben wir Ihnen den Rath, auch einmal so eine Umfrage zu halten, z. B. eine solche an die Recensenten der Wiener Blätter zu schicken: „Was halten Sie von meinem neuen Buche?"

Lector, Graz: Die Familien und Verwandten der Jünger Jesu waren Juden und Heiden. Darum verlangte er, der eine neue Lehre predigte, dass die Jünger sich von Vater, Mutter, Weib und Kindern, ja von ihrem ganzen bisherigen Leben losreißen müssten, wenn sie seine Anhänger sein wollten. — So verstehen wir Matthäus X. 34—37 und Lukas XIV. 26. Wenn diese Verse die Kirche aber dahin auslegen wollte, dass der Christ überhaupt seine christliche Familie, sein Volk aus Gründen allgemeiner Brüderlichkeit verlassen und bekämpfen müsse, so hat das allerdings auch einen Sinn. Dann darf sich die Kirche aber nicht als die staatenerhaltende Macht proclamieren, wie sie es stets thut, dann wäre sie das gesellschaft- und staatenzerstörende Princip im Sinne der extremsten Socialdemokraten.

Dem „guten Bekannten": Der Setzerkobold hat vom Krebs wahrscheinlich ein paar Füße verleugnet, um das Vieh nicht noch mehr zu compromittieren. Acht Füße haben, und doch nur „arschling" kommen statt vorwärts, da muss einer freilich krebsroth werden vor lauter „schamen".

J. B., Graz: Die „Königskinder" sind von Haus aus ein naives Märchen. Wir dichten tieferen Sinn hinein: Der Königssohn verlässt die Höhen der Menschheit, um niederzusteigen zum Pöbel, in dem er zugrunde geht. „Verkaufe die Krone nicht!" ruft ihm seine Braut zu, doch er gibt das Symbol hohen Ideals für das Materielle, für Brot, und verhungert und erfriert trotzdem. — Wer über die „Königskinder" witzeln kann, dem fehlt nach unserer Meinung Verständnis und Mitleid überhaupt. Die Grazer Bühne hat sich durch vortreffliche Vorführung dieses hochpoetischen Melodramas ein großes Verdienst erworben.

M. H., Marburg: Die von Ihnen gewünschte Einladung zu jenem Krieglacher Feste lautet:

Lockruaf zum Schützaball

für alle Schützen, Schützafreund und Schützafreundinnen, die ma gern dabei habn.

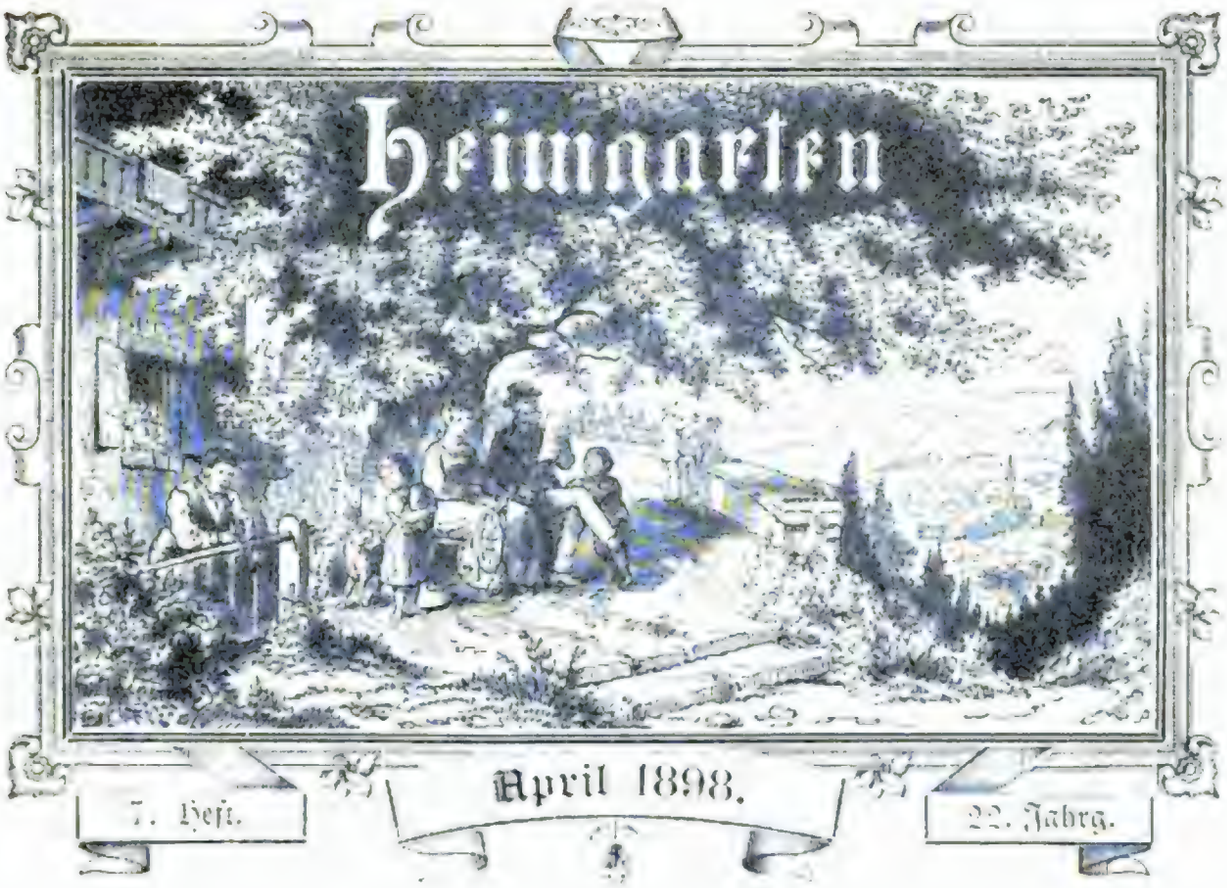
War ih a Hahn, so baizad ih,
Da wurdn d Jaga rena!
Nau — weil ih bloß a Dichter bi,
So werns mih schwerlih kena.
Und dena woaß ih ah an Ruaf,
Da laffns wia die Nadln;
A Tanzbodn und a Spielleuttisch
Und Weiberleut zan Drahdln!
Für Schützn ghört a Schuss — wans gleih
An Vorschuss müassn nehma,
Der Ausschuss will an Überschuss;
Drum, Leutl, thuats fein kema!
In Überschuss, den schmeiß ma zsam
Für all, ins grossi Hefn,
Und trifft da Schütz, so wird er ah
Noh s Hödn'reich Wirtshaus treffn.
Leicht gibts ah guatn Anlass zum
Verbrüadern und Verschwagern.
Da Hirsch in Wald is ah nit hard,
Wan d Jager Menscher jagern.
Wer woaß, ob nit bald s Vaderland
Die Jager ruaft zum Wachtn,
Drum müassts bei Zeitn Lebn und Lust
Und Liab zan gniassn trachtn.
Da Bixnlauf hoaßt Kraft und Muath,
Und Schützenziel is d Scheiben:
Dass mir, Gott waltsl in Glück und Noth
Stets treue Brüader bleiben!

Pl. Z., Wien: Schon lange geht das Telephon zwischen Wien—Graz direct. Bald kommt Berlin u. s. w. Allmählich machen wir die ganze Natur zum Menschenleib.

Dr. W. M., Wien: Über das deutsche Dorfwirtshaus finden Sie einen prächtigen Aufsatz in den Januar- und Februarheften 1898 der „Grenzboten".

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Erdsegen.

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.

Herausgegeben von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Adamshaus, am siebenundzwanzigsten Sonntag.

Es ist eine Freude! Die Haferfelder grünen saftig auf, das Korn steht hoch in Ähren und wallt wie ein See, wenn die Luft streicht. Vor ein paar Tagen haben wir freilich stundenlang gezittert, als das Wetter stand im Hochgebirge. Zuerst waren die weißen Nebelstreifen niedergeflossen in den Schründen und Schluchten, dann sank das ganze schwere Gewölk ins Hochthal herein und in den Lüften war ein Rauschen, als rieben sich gedörrte Nüsse in ungeheueren Säcken. Es war so dunkel geworden, dass die geweihte Wetterkerze, die in der Stube brannte, ihren trüben Schein an alle Stubenwände warf. Aus dem Rauchfang stiegen die dünnen Wölklein der am Herde verkohlenden Palmzweige. Ihr prickelnder Geruch wurde in der schweren Luft niedergeschlagen auf den Erdboden. Unter dem Ahorne stand die Barbel und schwang ununterbrochen ein Handcrucifix gegen das langsam heranrollende Gewitter. Dabei murmelte sie: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. — In ihm war das Leben und das Leben war

das Licht der Menschen. Und das Licht leuchtete in der Finsternis. — Und das Wort ist Fleisch geworden."

Ich stand unweit von ihr und schaute hin, wie sie in einer Art von Verzückung diese Worte des Johannesevangeliums sprach. Ihr weißes Gesicht leuchtete seltsam vor dem bleiernen Hintergrund, wie eine Seherin stand sie da. Endlich trat ich hin zu ihr: „Barbel, du sollst jetzt ins Haus gehen. Siehe, in den Ästen rauscht schon der Wind. In wenigen Augenblicken ist es da, du sollst ins Haus gehen!

Und sie sagte zu mir: „Lass mich, Hansel, lass mich. Hier ist es schön!"

Aus den Nebelmassen, die sich im Thale abwärts wälzten, sprang plötzlich ein so greller Blitz auf, dass ich's in meinem Auge wie einen heftigen Schlag empfand. Als der Donner geschmettert hatte, hörte ich die Barbel traumhaft sagen: „Hier ist es so schön! — Herrgott, nimm mich jetzt! — Dein Wort ist Fleisch geworden . . ."

Da brachen die Wässer schon aus den Lüften und ich riss das Mädel mit mir ins Haus.

Als das Gewitter vorüber war, funkelten die Bäume wie Glaslüster in der untergehenden Sonne. Draußen aber in den Thälern des Untergai's lag ein weißer Winter.

Gestern ist ein Händler gekommen, der hat die Felder geprüft und gemessen und hat das Korn auf dem Halm gekauft. Mein Hausvater bekommt aber nur einen geringen Vorschuss auf die Hand, um die allerdringendsten Auslagen an Steuern und Lebensmitteln zu bestreiten. Der mehrere Theil wird ihm ausbezahlt im Frühherbste, wenn das Getreide, unversehrt vor Wetterschlägen, Nässe, Dürre, Wildfraß und anderem Unheil, in die Säcke rieseln kann. Nämlich so: Ist die Ernte gut, so hat der Händler den Vortheil, schlägt das Unglück, so hat mein Adam den Schaden. Der hat, von Noth gedrungen, unterschrieben.

Nachher bin ich mit einem Ochsenpaar und einem Karren nach Hoisendorf geschickt worden, um gekaufte Sachen zu holen: Einen Metzen Weizenmehl, einen Salzstock und Lichtöl, denn ich habe das Petroleum eingeführt, was mich übrigens schon reut, weil dasselbe mit Bargeld gekauft werden muss, während sie sich das Kienspanlicht selber herrichten konnten. Sobald diese Gebirgsbauern anfangen müssen, viel mit Geld zu machen, wird's bedenklich, selbst wenn sie eins haben. Ich habe ferner auch noch aufzuladen gehabt ein Kistchen mit Sicheln, Schnitzwerkzeug, Eisenstiften, Zündholz, mit einem Fläschchen Wacholdergeist, Rosenbuschbalsam und dergleichen. Der Hoisendorfer Schmied kann glasen und wachsziehen, bei dem habe ich Fenstergläser und einen Wachskerzenstock zu bestellen gehabt. Vor fünfzig Jahren noch soll, bis auf ganz Weniges, aller Bedarf im Bauernhause von der Bauernschaft selbst hergestellt

worden sein. Das hat sie selbständig gemacht, trotz der Hörigkeit. So kann's heute nicht mehr sein, heißt es. Ich aber meine, wenn alle Stricke reißen und alle Brücken stürzen, dann wird's wieder so sein können. Der Bauernstand ist der einzige Stand, der ohne Beihilfe eines andern bestehen kann. Na, ich wollte Dir eigentlich etwas anderes erzählen.

Als ich mit meiner Karrenladung — ich saß oben drauf und leitete mit der Gerte die braven Ochsen, die viel leichter zu leiten sind, als manch ein Mensch, der es an Brauchbarkeit und Klugheit durchaus nicht aufnehmen kann mit diesen bescheidenen und tüchtigen Hausthieren — als ich so durchs Thal herein heimwärts fuhr, begegnete mir der Lehrer. Er stand am Bach, hatte die Ärmeln aufgestreift und war beim Fischfang.

„Dass Ihnen der Jäger Konrad nicht die Hand abschießt, Herr Winter!" spreche ich ihn an. Der Jäger hat nämlich auch die Aufsicht über das Fischwasser, welches dem Jagdherrn gehört.

„Der Jäger Konrad ist zahm geworden", sagt der Lehrer. „Das böse Gewissen wegen Eures Hausfohnes hat ihm den Giftzahn ausgebrochen. Vor dem könnte man jetzt den Steinbock aus dem astronomischen Thierkreise schießen!"

Ich hatte mein Fuhrwerk angehalten. Der Lehrer streift die Ärmlinge vor, stellt sich an den Karren und reicht mir eine Cigarre.

„Wie, Sie rauchen jetzt?" frage ich.

„Ich nicht, eben drum biete ich sie Ihnen an. Mir hat sie gestern abends der Kulmbock gespendet; ich nahm sie an, um ihn nicht zu beleidigen. Gegen diesen Herrn-Bauern muss man jetzt höflich sein."

„Der raucht Regalitas?"

„Seit er Landtagsabgeordneter ist, gibt er's nobel."

„Ein armer Bauernknecht darf sich nicht verwöhnen. Schön Dank!" Damit gebe ich ihm das Zeug zurück. Meine Meinung über das Rauchen kennst Du ja. Schon aus Achtung vor meinen Ochsen wollte ich mich vernünftig benehmen.

Ich sitze so auf dem Mehlsack, nicht gerade in der Absicht, sofort wieder anzutreiben. Die Thiere fressen Lattichblätter, die am Wegrande stehen.

„Sie kommen doch gar zu selten zu uns hinauf, Herr Winter." Sage ich.

„Es ist heiß jetzt, über den Berg hinauf", antwortet er.

„Man müßte abends gehen. Oder gar in der Nacht", klinge ich an.

„Wahrhaftig!" sagt er ganz harmlos. — Warte, Sünder, damit ist's heute nicht abgethan.

„Es ist nicht lustig bei uns droben", fahr' ich fort zu sprechen. „Sie sind alle so bekümmert, so traurig. Wie mich diese Leute dauern, ich kann's nicht sagen."

Jetzt wird mein Lehrer etwas unruhig und streichelt die Ochsen. Man müsse sich wundern, dass die Thiere bei dem schweren Fuhrwerk so leibig seien. Es komme wohl auf die gute Pflege an.

„Die Alten haben großen Kummer um ihre Kinder." So ich.

„Es ist ein Elend!" sagt der Lehrer kleinlaut.

„— — Mit der Barbel hat's was. Sie wissen wohl davon, Herr Winter?!"

„Und ob ich's weiß!" seufzt er auf.

„So wissen Sie auch, was Sie zu thun haben."

Da zuckt er die Achseln, und das regt mich auf.

„Sie werden als ehrlicher Mann wissen, was Sie zu thun haben!"

Da antwortet er rasch: „Es wird nicht nöthig sein, sich gleich auf den ehrlichen Mann zu berufen. Der läuft Ihnen nicht davon, ich versichere Sie."

„Schlimm war's nicht gemeint", sage ich und reiche ihm die Hand hin. „Verweigern Sie mir das Recht, sich da einzumischen? Es nützt Ihnen nichts. Ich nehme es selber."

„Aber Mensch, es ist mir recht, dass wir davon sprechen, Trauttentorffer. Ich trage schwer genug und habe keinen Freund. Niemanden, der mich versteht — verstehen darf. Nur sie allein, und sie ist trostlos, will sich nicht beruhigen lassen. Und es ist die Zeit da, dass es ihre Eltern wissen müssen."

„Sie ahnen es. Der Vater ist möglicherweise noch nicht einmal so weit. Jedenfalls hält er Augen und Ohren mit den Händen zu. Bei seinem Herzleiden kann's bedenklich werden!"

„Dann steht das Schlimmste noch bevor", sagt er niedergeschlagen. Und flackert plötzlich auf: „Freund, wie oft habe ich diese Stunde verflucht!"

„Wie jeder, den die Liebe traf!"

„Diese verdammte Liebe ist anders, als man sich sie vorstellt! Zuerst naht sie so harmlos, so mild und vertraulich — wie eine fromme Schwester, möchte ich sagen. Warum bleibt's nicht dabei?"

„Ho, Feilcherln, ho!" Denn die Ochsen zogen an. Der Karren gieng quixend langsam voran, der Schullehrer schritt daneben her, um sich vor mir zu rechtfertigen. Und dabei bekannte er: „Nein, es gibt keine Entschuldigung. Der entscheidende Augenblick ist freilich unschuldig, wie eine Flamme, die ins Strohdach fährt. Aber gezündelt wird vorher! Wochenlang vorher. Man denkt dran, denkt sich hinein, regt sich auf, wünscht die Gelegenheit herbei und führt so die unschuldige Liebe spazieren,

wohin sie nicht gehört. Plötzlich fällt Leidenschaft und Gelegenheit zusammen, und der Teufel ist los."

„Und das Philosophieren hinten drein hilft nichts mehr", sage ich.

„Wenn ich's allein zu tragen hätte, mein Gott weiß es, nicht ein Wort!"

„Allerdings hat die Eva bei solchen Zufälligkeiten schwerer zu tragen, als der Adam."

„Die Eva!" fährt er mich an. „Ich leide dieses Wort nicht! Das ist kein Vergleich. Als ob sie mich verführt hätte! Das ist ja das Verfluchte! Die Schlange war ich. Das arme Mädel ist heute so unschuldig, wie vor einem Jahr. Und jetzt muss sie alles leiden, alles allein, und die Verzweiflung um ihre Eltern dazu! — Jeder soll sich hüten!"

„Das klingt so lehrhaft, als wollten Sie etwa mir ein warnendes Beispiel aufstellen, Herr Winter!" sage ich nicht ohne Bosheit. „Geben Sie das Ihren Schulkindern, ich brauche keins mehr. Meine Hundstage sind so ziemlich vorüber. Man verflucht sich nicht, man findet sich ab. Wann gedenken Sie denn schon Hochzeit zu machen, Herr Winter?"

„Mich dünkt, Trauttentorffer, Sie haben eben von sich selbst gesprochen. Haben Sie sich auch stets mit Hochzeiten abgefunden?"

„Wäre es nöthig gewesen, gewiss! Man bequemt sich den Kreisen an, in denen man lebt. Allerdings ist zu sagen, dass man sich kein großes Gewissen draus zu machen pflegt, gelegentlich einmal ein frisches Bauernmädel zu haben, und der Bauer, der später die Braut heimführt, frägt nicht gerne nach, ob er der erste sei. Damit, lieber Herr Lehrer, werden Sie sich aber kaum trösten wollen. Dieses Mädel, das ist ein anderes. Und Sie werden es so wenig dulden als ich, dass man die Leute vom Adamshaus in einen Topf mit der gewöhnlichen Bauernschaft wirft. Das sind Sonntagsleute, mein Lieber, obschon ihr äußeres Leben ein einziger, ununterbrochener Werktag ist. Wäre ich ein junger Fürst, mit Demuth würde ich werben um dieses Bauernkind. Ich liebe die Barbel! Mein Herr, ich liebe sie auch! Diese Liebe ist eine fromme Schwester, von der Sie früher sprachen, aber sie dürfte keinen Spass verstehen, wenn's drauf ankäme! — Ich will jetzt gerade einmal wissen, Winter, welche Absicht Sie haben."

Der Lehrer zog den Riemen an, dass die Ochsen stehen blieben. Dann stellte er sich stramm vor den Karren und sagte: „Ihnen bin ich keine Antwort schuldig. Da Sie mir jedoch als ehrenhafter Mensch vorgekommen sind, der in seltener Laune dieser Familie ein Jahr seines Lebens schenkt —"

„Das lassen Sie gut sein. Jetzt handelt es sich nicht um mich, sondern ums arme Mädel."

„Ich will nur ſagen, daſs ich Ihnen die Antwort freiwillig gebe. Und damit Sie ſehen, daſs dieſe Antwort vorbereitet iſt. Erſt heute habe ich das bekommen.“

Er zog aus ſeiner Taſche Briefſchaften. Es war der behördliche Beſcheid auf ein Anſuchen um definitive Anſtellung im Schulamte und es war der Beſcheid ſeiner Zuſtändigkeitsgemeinde, auf eine Anzeige, ſich verehelichen zu wollen. Die Zuſtändigkeitsgemeinde hat gegen eine Verehelichung nichts einzuwenden. Die Schulbehörde iſt dermalen nicht in der Lage, den proviſoriſchen Lehrer Herrn Guido Winter ordentlich anzuſtellen, reſpective ſeinen Gehalt von dreihundert Gulden zu erhöhen.

Die geleſenen Papiere gebe ich zurück mit der Frage: „Was werden Sie thun?“

„Ich werde heiraten.“

Mit dreihundert Gulden Jahresgehalt?“

„Es wäre königlich, wenn ſie vollends mir gehörten. Ich habe damit aber noch Schulden aus der Studienzeit abzuſtatten.“

Daſs ſeine mittelloſe Mutter noch lebt, weiß ich wohl auch.

„Winter“, habe ich geſagt, „betrachten Sie mich als Ihren guten Freund. Wir wollen noch über die Sache miteinander ſprechen. Jetzt muſs ich da hinauf, den Berg. Sagen Sie mir doch noch eins. Wann erwartet ſie?“

„Um den erſten Theil des Monats September.“

— Siehſt Du, mein Philoſoph, ſo geht es denen, die ein Herz und ein Gewiſſen haben.

* * *

Am achtundzwanzigſten Sonntag.

Mich reizt es immer, lieber Freund, Dir meine Erfahrungen über das Leben der Hausthiere zu ſchildern. Über das leibliche und — höre es! — ſeeliſche Leben der Rinder, Schafe, Schweine und Hühner! Wir wollen es uns aber auf eine günſtigere Zeit ſparen, vielleicht auf dann, wenn wir wieder einmal perſönlich beiſammen ſind. Wir verfaſſen ein Werk darüber. „Das Seelenleben der Hausthiere.“ Ich gebe die Empirik, Du das Syſtem und die Philoſophie. Ich ſage Dir nur, die Ochſen und die Kühe ſind auch Menſchen, nur ſolche auf vier Füßen. Sie haben ihre Freuden und ihre Leiden, ihre Liebe und ihren Haſs, ihren Glauben und ihren Zweifel, ihre Träume und ihre Gedanken und ihre Sprache. Es iſt überaus verſtändlich, daſs dieſe Thiere im Bauernhofe behandelt und geliebt werden wie Hausgenoſſen. Wie Lebensgenoſſen, wenn Du willſt! Nicht allein, daſs ſie eine Sprache für ſich haben, verſtehen ſie auch die menſchliche, das heißt, ſoweit dieſe ſie angeht. Du muſst einmal ein Rinderfuhrwerk geſehen haben, auf der Straße oder am Pflug,

Du muſst einmal ein Kuhmelken beobachtet haben. Das Herdelocken eines Hirten — und es wird Dir gewiſs ſchon ſelber aufgefallen ſein, daſs da etwas mehr dahinterſteckt, als man gemeiniglich annimmt. Mein Adam iſt nicht der Geſprächigſten einer, doch wenn er mit ſeinen Hausthieren zu thun hat, da geht ihm nicht bloß der Mund auf, ich meine ſchier auch das Herz. Denen erzählt er ganze Geſchichten aus ſeinem Leben, die ſo harmlos ſind, daſs ſie in jedem Familienjournal Aufnahme finden könnten, alſo auch für unſchuldige Thiere paſſen. Er macht auch Späſſe, bei denen die Ochſen gerade nicht offenbar lachen, aber doch ein ganz munteres Geſchau bekommen. „Geh, ſei ſo gut, Falber", ſagte er vor ein paar Tagen bei einem Fuhrwerk zum Rinde, „laſs mir mein Jöppel ein wenig an dein Hörndl hängen." Er that's, es war heiß. Der Ochſe trug die Jacke an ſeinem Horn behäbig einher und ſchmunzelte ein wenig dabei. Am liebſten hören ſie's natürlich, wenn er ſie zum Heu lockt, oder zum Salz, wovon jedes jeden Tag ein Stücklein aus ſeiner Hand in die Schnauze bekommt. Aber ſie reſpectieren es auch, wenn er ſie am Pfluge leitet, wenn er ihnen auf der Weide mit drohender Stimme zuruft, nicht ins Haferfeld zu treten oder am Kleeacker zu naſchen. Alle ſind natürlich nicht gleich gutmüthig. Da haben wir ein graues Öchslein, das ſich alles gefallen läſst, das ſchlechte Gras wie die brennenden Gertenhiebe, das ſich nie beſonders aufregt, anſtrengt, vielmehr mit würdevoller Gelaſſenheit am Barren ſteht, die Egge zieht oder über den Rain ſteigt in den Rübgarten, deſſen junge Kräutlein ihm gut ſchmecken. Da haben wir auch einen ſchwarzen Stier, der bei geringſter Veranlaſſung wild aufbrüllt, wähleriſch im Futter iſt und zur Arbeit ſich überhaupt nicht brauchen läſst. Vor allem iſt's gar ein rüder Geſelle gegen ſeinesgleichen, es kommt kaum einer an ihm vorüber, dem er nicht mit dem Hinterbein einen Schlag oder mit den Hörnern einen Schurf zu verſetzen trachtet. An dem ſpare ich meinen Peitſchenriemen nicht, den ich ſonſt am liebſten um den Stab gewunden laſſe. Sein ganzes Sinnen und Streben geht nach den beſſeren Hälften, die ſeine Domäne ſind im ganzen Almgai. Im nächſten Herbſte, meint der Rocherl, dürfte dem Schwarzen etwas paſſieren, woran ſeine Haare bald ergrauen dürften, bis ſie weiß werden wie bei den übrigen Ochſen. Nicht war, Philoſoph, Du weißt reichlich ſo viel von der Naturgeſchichte der Wiederkäuer, um hier verſtändig den Kopf zu nicken.

Vor einiger Zeit haben wir zwei Paar Ochſen und die Kalbinnen auf die Almen getrieben, an denen das Adamshaus ein Theilrecht hat. Die eine Kalbin iſt der Liebling der Barbel, und da gab's einen Abſchied. Das Mädel dachte wohl nicht daran, daſs hinter dem Futterbarren Knechte mit der Streugabel herumarbeiten können, ſie ſtreichelte die Kalbin an den Backen, kraute ſie am Kopfe zwiſchen den hervorgucken-

den Stumpfhörnchen und band ihr dann einen Kranz aus Tannenzweigen aufs Haupt. Dabei hat sie ihr halblaut das Folgende ins große Ohr gesagt: „Im vorigen Jahr um diese Zeit sind wir miteinander gegangen auf die Alm — allezwei mit einem Kranzel. Es hat sich was verändert, mein du! Verwundern wirst dich, bis du wieder heimkommst im Herbst. Ich weiß nit, ist es zum Verzweifeln bei mir, oder zum Juchezen. Was Lebigs wachst! — Wenn mir nur die andern nit so thäten derbarmen, bis sie's erfahren. Das fürcht' ich wie's Feuer. Ich wollt's gern dertragen. Nur so viel schamen! Zum Flennen ist mir jetzt nimmer. Kann dir's nit sagen, wie! Kunnt ich nur den Guidl so halsen, wie dich!" Ihre runden Arme legte sie um den dicken Hals des Thieres, und ihre Wange schmiegte sie an seinen Kopf, so dass ihr geflochtenes Haar aufgieng und sich an die Kalbin kräuselte.

Das habe ich sehen und hören müssen, ein halbes Stündlein bevor wir den Almtrieb begonnen. Der Rocherl und ich.

Auf dem Weg über die Höhen hin, die immer ansteigen in weiten Matten und sanften Kuppen, ist es so schön gewesen, dass ich Angst bekommen habe, es könnten sich allmählich Touristen züchten im Almgai. Zum Glück ist nichts zum Klettern da und nichts, wo man abstürzen kann, so krauchen sie alle weit hinten im Hochgebirge herum. Von diesen Almen geht's nach drei Seiten niederwärts in die waldigen Thäler, an deren Bächen die langgestreckten grünen Wieslein liegen, weiter draußen, an den Lehnen die Bauerngründe. Und sehr tief herauf schimmert das weiße Kirchlein von Hoisendorf. Unsere Almhütten liegen nach den Angaben des Lehrers über siebzehnhundert Meter hoch. Es stehen noch ein paar Fichten- und Lärchengruppen dort, die aber ihre zerzausten Äste alle nach einer Seite hin wachsen lassen, wie Windfahnen. Die Hütten liegen in einem kleinen Kessel, der Anger rings herum ist von großen Sauerampferblättern bedeckt, die auf dem Kuhdung des vorigen Jahres gewachsen. Von allen Seiten sind auch die Nachbartriebe heraufgekommen, Halter und Dirnen, die heroben bleiben und ihre Milchwirtschaften einrichten. Es geht lustig zu. Die Kuhschellen und das Jauchzen der Bergfrohen und das heitere Hin- und Herrufen der Ankommenden und das Blasen der Alphörner, hier „Flatschen" genannt — mir ist's ein neues Rauschen des menschlichen Lebensstromes. Vom Kulmbockhofe ist die Tochter da, eine dralle Almerin. Nicht gerade schön, aber anlebig! Unter den breiten Strohhutkrämpen hat die ein paar Augen, vor denen mein Rocherl nicht sicher geht. Fortwährend hänselt sie über den Zaun herüber, um anzubinden. Mir gilt's nicht, das merke ich wohl. Der Rocherl thut aber nicht viel desgleichen. Der hat mir unterwegs beim Treiben ein Wort verstehen lassen. „Wenn's bei der Barbel was haben sollt', nachher —"

„Was meinst denn, nachher?“

„Nachher wirst sehen, was geschieht!“

„Rocherl“, habe ich darauf gesagt, „wenn's wär'! so wäre sie nicht die erste und nicht die letzte. Man sollte das arme Mädel nicht noch verzagter machen.“

„Ich bring' ihn um!“ knirschte der Bursch', und seine Hand in der Binde krampfte sich zur Faust. — Es ist unheimlich, was in diesem zarten, oft so fast weichmüthig gestimmten Jungen für ein wildes Feuer glüht! Es sind hoffentlich wohl nur so Redensarten, um dem begreiflichen Unmuth Luft zu machen. Ich möchte ja auch dreinschlagen, aber auf wen?

Als wir des Abends unsere Rinder in den Almstall gestellt und hierauf in der Hütte die Schmalznocken gekocht und verzehrt hatten, legten wir uns aufs Heu. In der Nachbarschaft gieng's noch lange laut um. Als es endlich draußen still geworden war, hub mein Rocherl an.

„Es muss sich das Wetter ändern“, sagte er von seinem Heu her. „Ich kann nit schlafen. Mir bohrt's wieder in der Hand.“

Ob ich sie ihm frisch verbinden solle? — da machte er schon Licht und sagte: „Ich weiß was, Hansel. Ich hab' ein Hexenkraut mitgenommen. Wenn's dem Vater hilft, kann's ja mir auch gut thun.“ Stand im groben Hemde am Herdstein und athmete den Rauch des glosenden Krautes ein. Im Mittelalter, wie Du weißt, Doctor, hat das Hexenkraut einen etwas zweifelhaften Ruf gehabt. Man hat's auch „Liebesklee“ geheißen, der reizenden Träume wegen, die es hervorgebracht haben soll. Nun seither hat sich die Natur wesentlich geändert, und wenn das Kraut damals in die Irrgärten der Liebe verführte, so lindert es jetzt in christlicher Wohlthätigkeit manches körperliche Leiden. Mein Rocherl war denn thatsächlich auch ruhig geworden und ich schlief ein.

Schon nach Mitternacht ist's, dass mich ein Lärm aufweckt. Draußen ist ein Poltern und Fluchen. „Rocherl!“ rufe ich, „es scheint, sie raufen!“ Er hört's nicht, da stehe ich auf, nehme mein Rinderpeitsche und gehe hinaus. Und finde bei der Nachbarshütte den Rocherl mit zwei andern Burschen heftig ringen. Ich lass' ein paarmal knallen und den Riemen niederpfeifen, da fahren sie auseinander. Mit einem blauen Auge ist er davongekommen.

Ja, mein Freund, das ist Dir ein höllischer Unterschied, ob ein alter Mann das Kraut anwendet, oder ein junger! Hat der Schlingel zur Kulmbockischen hinein wollen und haben ihn ein paar Nebenbuhler abgefangen.

„So was ist mir auch noch nit passiert!“ brummte nun der Rocherl halb ärgerlich, halb lustig.

„Dass du gerauft hast?“

„Nit, daſs ich gerauft hab'. Das iſt mir ſchon oft paſſiert, ſolang' ich noch meine zwei Händ' hab' gehabt. Aber — daſs mich der Teuxel zu einem Weibsbild hat tragen wollen, das iſt mir noch nit paſſiert."

Darauf ich: „Das iſt auch eine Heldenthat von den zwei Lümmeln, über ein Einhandel herfallen! Bin imſtand und geh' ihnen nach mit dem brennenden Riemerl!"

„Laſs ſie laufen, Hanſel. Iſt mir eh weiter nichts gelegen an der Kulmbockiſchen. Verdächtige Hex, die. Nit anders. Wie ich auf einmal bin munter worden und hab' gemeint, es müſst' ſein auf der Stell'! — Dummheiten! — Sei ſo gut, Hanſel, bind' mir jetzt die Hand ein. Saggra, das grabt!"

Nach längerer Zeit iſt der arme Junge doch zur Ruhe gekommen. Jetzt möchte ich aber ſchon wirklich wiſſen, was Wahres d'ran iſt an dieſem Kraut! Will's nicht verſchwören, daſs ich's demnächſt ſelber verſuche.

* * *

Am neunundzwanzigſten Sonntag.

Das Ernten beginnt. Zuerſt reift uns das, woran wir das allergeringſte Verdienſt haben. Waſſer leiteten wir auf die Wieſen, das war ziemlich alles. Und nun die üppige Halm-, Blätter- und Blumenwildnis, die wir mit der Senſe niederlegen und nach der Dörre mit Rechen und Gabeln heben und heimen ſollen. Freund, das Mähen iſt ſchwer! Die ſchwerſte Arbeit beim Bauer! ſagt mein Hausvater, wenn's mir nicht ſchleunen will. Schon die Vorbereitungen deuten auf Außerordentliches — das ſchallende Dängeln der Senſen, das kräftige Frühſtück noch vor Sonnenaufgang. Thaunaſſes Gras ſchneidet ſich beſſer, als eins, das die Sonne gewelkt hat, drum heißt es früh auf die Wieſen! Ich hatte mich ſchon ſeit einigen Wochen geübt in der Führung dieſes grauenhaften Meſſers und ſpiele den Senſenmann nun ſchon leidlich — blühendes, hoffnungsvolles Leben vor mich niederlegend zu langen Mahden, die hinterher der kleine Franzel mit der Holzgabel auseinander ſtreut. Der Wetzkumpf hängt mir hinten, ſo wie euch der Zopf, und nach jedem dritten Dutzend Hiebe — ich zähle ſie nicht, das beſorgt ſchon die Senſe — iſt es zum Schärfen mit dem feuchten Wetzſtein. Wer ſich beim Bücken aus dem Kumpf das Waſſer über den Rücken ſchüttet, der kann den Wetzſtein ins thaunaſſe Gras tauchen. Voran mäht der Hausvater, dann komme ich, und hinterher die Hausmutter, die ganz ſchneidig dreinfährt und mir ſtets hart an den Ferſen iſt. Die häuslichen Arbeiten beſorgt die Barbel. Der Rocherl weidet die Schafe und flucht dabei dem Jäger, der ſchuld iſt, daſs er in dieſer g'nöthigen Zeit nichts Beſſeres thun kann. „Der Vater mit ſeiner kranken Bruſt muſs mähen, und ich,

der kerngesunde Kerl, soll ein müßiger Halterbub' sein!" sagte er gestern zu mir. „Ist ja doch klüger, man läßt die Thiere selber ihr Gras abbeißen, als daſs man's ihnen mit so großen Beschwerden niedermäht." Mit diesem Spasse habe ich ihn trösten wollen.

Freilich muſs mein Hausvater manchmal aussetzen, um schnaufen zu können. Die Hausmutter hat Hexenkraut mit, aber bisher ist's auf der Wiese nicht nöthig gewesen. — Steht die Sonne hoch, dann hängen wir die Sensen in die Schatten eines Strauches, nehmen Gabeln und Rechen, um die ausgestreuten Futterschichten umzuwenden und später zu Haufen und Schöbern zu sammeln. Der Heuduft ist köstlich — ist würzig wie der feinste Holländerthee, wenn Du die Profanierung gestattest. Aber der Schweiß, dessen Tropfen kitzelnd über Nase und Nacken rinnen, erinnert nicht an Holland, vielmehr ans Morgenland, wo einmal einer zum andern gesagt haben soll: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot verdienen! — Das heißt einmal Wort halten, du heiliger Herrgott! — Hingegen muſs ich Dir sagen, daſs bisher die Kopfschmerzen ausgeblieben, die sonst in heißer Jahreszeit meine Plage gewesen.

Am Donnerstag abends war's, als ich über den Hof gegen meine Kammer schritt, daſs von Barbels Stüblein her die scharfe Stimme der Hausmutter erscholl. Sie steigerte sich bis zur höchsten Heftigkeit und dann hörte ich beide weinen.

Und am Freitag war's, daſs die Barbel ihr schwarzes Lamm herzte und nicht müde werden konnte, es zu kosen. Auf dem Arm wiegte sie das Thier, wie man ein kleines Kind wiegt, und immer sagte und wiederholte sie es ganz herzbewegend: „Du bist ja mein, du bist ja mein, du bist ja mein." — Mir ist immer, als ob alles, was sie thut, und das wenige, was sie spricht, so bedeutsam wäre. Dann lachte sie laut.

Und das endlich war am Samstag, daſs der Hausvater, der Rocherl und ich auf einem Heuhaufen saßen und „Halberabend" hielten. Halberabendhalten heißt, das Nachmittagsbrot zu sich nehmen. Es bestand aus Buttermilch und Topfen, in einem Brei vereint, eine der wenigen Speisen, die mir gar nicht in den Schlund wollen. Darum legte mir der Hausvater den Brotlaib vor: „Hansel, heiz' ein! Hast brav angezogen die Wochen. Jetzt lassen wir's gut sein für heut! Aber eine Freud' ist's, so ein Heu! Was wir heuer für ein schönes Heu kriegen auf dieser Wiesen! Eine Freud' ist's!"

Als wir dann zum Feierabend über die glattgemähte Wiese heraufgiengen mit unseren Gabeln und Rechen über der Achsel, murmelte der Hausvater: „Ich sag' Gott Lob und Dank, daſs mir der Stein vom Herzen ist. Die Barbel ist ja eh wieder lustig. Habt Ihr sie nit auch gehört singen heut früh? Und ein bissel gelacht hat sie auch wieder,

heut zu Mittag. Ist eh ein braves Dirndl, die Barbel. Aber Angst hab' ich schon gehabt, eine Teufelsangst. Bissel bleichsüchtig wird sie halt sein, weil sie so viel Gewand muss anlegen, mitten im Sommer. Müssen ja schon bald die Hundstag sein, jetzt. Heilig wahr, mir ist warm genug! Gott Lob und Dank, weil nur meine Barbel wieder lustig wird!"

Der Rocherl hat zu diesen Reden ein unmuthiges Gesicht gemacht. Der weiß mehr, als das harmlose Gemüth wahrhaben will. Die Spatzen pfeifen es ja schon auf dem Dach, und eine Schwalbe gestern, auf dem Kirschbaum! „Hörst sie?" hat mich der Rocherl gefragt, „hörst, was sie sagt? Der Schulmeister ist ein Erzspitzbub, ein Erzspitzbub, bringt Dirnlein in die Schand, in die Schand und lasset sie sitzen!"

„Ich verstehe es nicht genau", drauf meine Antwort, „wenn er aber wirklich so singt, der Vogel!"

Der Rocherl legte den Finger auf den Mund: „Pst! Hörst es, was er weiter sagt? — Todtschießen, todtschießen!"

„Was dir nicht beikommt, Rocherl! Brotessen, Brotessen! singt die Schwalbe. „Und hast du Junge im Nest, Junge im Nest, so musst sie auch füttern! — Die Barbel wird Schulmeisterin werden."

Der Rocherl machte mit der Hand eine Geste, die mir sehr unangenehm ist.

Und was der Junge für Gesichtszüge annimmt! Besonders, wenn er unheimliche Anspielungen macht. Wollte ihm in solchen Augenblicken einmal meinen Taschenspiegel in die Hand spielen. Er lehnte ihn ab: „Den kannst du dem Herrn Lehrer spendieren, dass er sein Reibeisengesicht kann anschauen."

„Weißt du, Rocherl, was ein Gesicht noch häßlicher macht, als Blatternarben? Rathe einmal. Willst du nicht rathen, so sag' ich es dir willig. Das Hassen macht häßlich . . ."

Er hat es verstanden. „Brauchst mich ja nit anzuschauen, wenn ich dir zu wenig schön bin", sagte er und wendete sich mit einer ganz merkwürdigen Miene ab.

Was lauert in dem? —

Vor kurzem war der Jäger Konrad wieder bei ihm. Er hätte gehört, der Rocherl wäre auf der Alm von zwei Lotterbuben beleidigt worden. „Weil du dich leider Gottes selber nit wehren kannst, so will ich es ihnen heimzahlen, wenn es dir recht ist, Rochus."

„Da braucht's nix heimzahlen, ich lass ihnen die Kulmbockische. Um die thut's mir nit leid." So drauf der Bursche und setzte bei: „Ein anderer steht mir im Weg. Mit dem will ich aber schon selber fertig werden und dich brauch' ich nit."

Hat der Jäger wieder gehen können und sich wohl gedacht: Auch recht, Trutzbeutel! Dir trag' ich mich nit mehr nach. Vielleicht suchst du mich einmal selber! —

Heute beim Mittagsmahl war die Barbel wieder einmal nicht vorhanden. Sie habe Zahnschmerzen und könne nichts essen. Die Hausmutter war ausnehmend weich gestimmt und gesprächig. Sie erzählte so nebenhin manche Neuigkeit von einer Bekannten in Krosbach. „Eine sonst so brave Person, die Gutheit und Bravheit selber. Ein einziger Fehltritt, mein Gott, das junge Blut und das Gernhaben! 's ist ihr halt auch so ergangen, wie es Weltlauf ist. Mein Gott, 's ist schon bald nichts mehr Neues. 's ist schon bald, wie der Vetter Krisost einmal gesagt hat, dass es in Krosbach wär': Für eine junge Dirn ein' Schand, wenn's nit ist. Zeit und Weil ist ungleich. Ehvor ist's freilich großmächtig gefehlt gewesen, jetzt macht man sich schon bald ein' Ehr draus. Die Schlechtesten sind's nit, die Malheur haben, sagt der Vetter Krisost."

„Der Vetter Krisost ist ein Strick", fuhr der Hausvater drein, „ein leichtsinniger Strick, der die Liederlichkeit schönmachen will. Gott Lob und Dank, das werden wir noch nit Noth haben, im Adamshaus."

Die Hausmutter kam nicht weiter in ihrer Erzählung von der Bekannten in Krosbach. Hingegen fragte sie etwas ungleich: „Wer ist denn heut bei der Predigt gewesen? Ist nit das Evangeli vom Pharisäer und Zöllner ausgelegt worden?"

„Das nit", antwortete der Hausvater, „'s ist dasselb' gewesen, wie der Herr Jesus viertausend Leut' gespeist hat."

„So werden wir auch nit verhungern, sollt' um eins mehr sein", sagte sie.

„Wieso?" fragte er dumpfig. „Du meinst, wenn der Valentin auf Urlaub heimkommt?"

Hat aber den zerrissenen Roggenknödel auf dem Holzteller liegen lassen, hat nichts mehr gegessen, hat gemeint, es wäre wieder so was, wie der Dampf, in Anzug.

Ich glaube, er sieht die Wahrheit schon, will sie nur nicht nennen.

„Kleine Kinder, kleines Kreuz, große Kinder, großes Kreuz!" rief die Hausmutter auf einmal aus. Er wehrte mit der Hand und stöhnte unter schwerem Athmen: „Mutter, mein Kraut!"

* * *

Am dreißigsten Sonntag.

Die ganze Woche ist kein Wort geredet worden von unguten Dingen. Zum Glück läßt das Heuen, das heiße, eilige Heuen kein Bangen aufkommen. Die Barbel ist ja auch auf der Wiese in ihrer alten wulstigen Jacke und mit ihrem langen Rechen. Einmal hat sie ein kleines Liedel geträllert, der

Vater hat ihr zugerufen: „So ist's recht! Junge Leut' sollen lustig sein!“ Die Mutter hat heimlich gegen den Rocherl hin gesagt: „Das Herz möcht' einem zerspringen!“

Heute morgens gehe ich früher in die Kirche als sonst. Zum Lehrer gehe ich hinein, mit dem habe ich zu sprechen. In der Schulstube setze ich mich gleich auf die vordere Bank, der Lehrer an seinen Tisch. Das Examen kann losgehen, aber ein umgekehrtes.

„Muss schon wieder einmal anfragen, Herr Winter, wann wollen Sie denn Ernst machen?“

„Fragen Sie aus eigenem oder sind Sie von Adam geschickt?“

„Die Mutter wird selber kommen, vielleicht auch der Rocherl, der nicht fein sein wird. Dem Vater haben sie noch nichts gesagt, die Barbel redet nichts. Wir haben bald Ende Juli, Herr Winter. Im September kommen doch die Schnitter, wie?“

„Mir wäre es schon am liebsten, wenn ich die Adamsleute selber — wenn ich mit ihnen selber —“

„Sollen sie Ihnen nachgehen? Sollten sie Ihnen das Kind nachwerfen? Wer hat denn zu bitten?“

„Mein Gott, ich, freilich ich!“ ruft er und wirft sich die Hände ins Gesicht. „Schon ganz irre bin ich vor lauter Sinnieren. Ich weiß mir keinen Rath. — Heute nachmittag werde ich hinaufgehen.“

„Was glauben Sie, Lehrer, weshalb ich mich da einmische?“

„Offen gestanden, Trauttentorffer, ich weiß es wirklich nicht.“

„Ich werde es Ihnen sagen. Weil Sie rathlos sind und weil ich Ihnen rathen möchte. Zuerst gehen Sie hinauf und bitten den Adam um die Hand seiner Tochter. Sie wollen noch im August Hochzeit machen.“

„Dieser Rath ist billig, mein lieber Hans!“

„Geduld, der Rath kommt erst. Ich weiß schon, was Sie zu sagen haben. Sie können nicht heiraten, weil Ihnen die Mittel zur Erhaltung einer Familie fehlen. Das wäre nun ganz verteufelt in Ihrem Falle, hören Sie? Eben drum möchte ich mich einmischen. Sie wissen, dass mir ein sehr guter Jahrlohn bevorsteht. Gut. Ich bin kein Hundsfott, Sie sollen von mir eine Ausstattung bekommen. Das heißt, nicht so, nicht Ausstattung, nur ein Darlehen für die ersten Jahre, das Sie mir in besserer Zeit zurückzuzahlen haben. — Jetzt können Sie schon hinaufgehen. Doch bin ich aber ein Egoist und verlange eine Gegengefälligkeit, allerdings nicht just für mich. So beiläufig, wie es die Minister machen bei ihrer Politik. Ich bin Minister des Innern da oben im Adamshaus. Das weiß zwar nichts davon, aber es macht nichts, just die genialsten Diplomaten treiben Politik auf eigene Faust. Für ihr Herrscherhaus, natürlich.“

„Mir ist aber recht ernst zumuthe, mein lieber Trauttentorffer.“

„Mir ist auch nicht besonders heiter, mein lieber Winter. Dafür, dass ich Ihnen die Haustochter gebe, müssen Sie mir den Hausſohn sichern für den Hof. Sie wollen mir versprechen, der Adamshauserin den Floh wieder aus dem Ohr zu locken, als müsse der gescheite Franzel studieren und ein Herr werden. Sie können mich dabei unterstützen, dass er für eine Landwirtschaftsschule vorbereitet werde, im übrigen bleibt der Junge daheim auf dem Gute seiner Väter. Ist es recht so?"

Mein übermüthiger Ton ist bald gedämpft worden, gestehe ich Dir. Als ich so gesprochen hatte, schritt mein Lehrer mit fast gröblicher Derbheit die Stube auf und ab zwischen den Schulbänken. Die Hände auf dem Rücken, den Kopf vorgebeugt, so dass, wenn er an die Wand kam, es schien, als wolle er sie einrennen.

„Dass gerade —" stieß er plötzlich hervor. Er stockte. Endlich: „Dass gerade Ihnen so viel an dieser Heirat liegt!"

Also neuerdings dieser Klang. Im Moment habe ich ihn verstanden, was Du sogar für verdächtig halten könntest. Von meinem Sitze habe ich mich erhoben, so groß ich bin.

„Wie? Dass mir so viel dran liegt? — Ist das Ihr Ernst, Winter? Sind Sie verrückt? — Ich frage nicht, ob Sie rechnen können. Kann's nicht hindern, dass Sie mir Misstrauen entgegen halten, während ich als Freund Ihnen die Möglichkeit bot, Ihre Ehre zu retten. Aber dass Sie imstande sind, sie zu verdächtigen! Ein *solches* Wesen zu verdächtigen! — —" Dann, als er schwieg, kam's weiter: „Vorhin habe ich Ihnen einen guten Rath gegeben, dass Sie hinaufgehen sollen. Jetzt gebe ich Ihnen einen bessern. Gehen Sie nicht hinauf. Werben Sie nicht um dieses Kind, das Sie verführt haben. Lassen Sie's beim kleineren Übel bleiben. Wenn Ihre Liebe schon heute so faul ist, dass Verdacht und Eifersucht drin wuchern wie Maden und Würmer! — Pfui Teufel!"

An der Schulbank rüttle ich, dass die Bretter knattern, es war ein redlicher Zorn, ich versichere Dich, Alfred. — Was geschieht nun aber? Er schaut mich betroffen an und je heftiger ich wettere, desto verklärter wird sein Gesicht, endlich füllen sich die Augen mit Wasser und er stürzt mir an die Brust.

Ein guter Kerl. Muss aber erst erzogen werden, und das möchte deines wunderlichen Bauernknechtes Nebenbeschäftigung sein für die Sonntage.

Es ist ein recht leichtfüßiges Heimgehen gewesen an diesem Tage. Erziehe *ich* den Schullehrer, so erzieht mich der Adam mit seiner Geduld, die Barbel mit ihrem heimlichen Weh erzieht mich, die Bravheit und Tüchtigkeit dieser Leute, die Arbeit, die Größe, Lieblichkeit und Herbheit der Natur, und dass ich endlich einmal in dämmernde Tiefen des Lebens blicke. — Gott, was war ich für ein Windhund in der Zeitungsstube!

Nun ist noch eine niedliche Überraschung angestoßen. Wir wollen in dieser Woche brachen, das heißt den Acker umbrechen für die Wintersaat.

Ich sehe in der Zeughütte nach, ob der Pflug in Ordnung ist, und wie ich just mit dem Schlägel den lockergewordenen Arling festkeile, piepst draußen jemand: „Hansel!“ und eine zweite Stimme kräht: „Grethel!“ Und stehen im nächsten Augenblick zwei Collegen von der „Continentalen“ da. Ich habe keine Lust, die Reize des Wiedersehens zu schildern. Ihr Spotten über das Bäuerliche und mein Verhältnis zu ihm ist mir einigermaßen widerlich vorgekommen. Die Herren scheinen auf ihrem touristischen Ausfluge nicht ganz zufällig ans Adamshaus gerathen zu sein. Sie wussten mir manche Neuigkeit von der Zeitung zu erzählen, unter anderem, dass der Redacteur des Feuilletons, Doctor Angelus Mayer, nach Amerika ausgewandert, der Reporter für den Gerichtssaal als nervenkrank in eine Irrenanstalt überbracht werden musste. Weißt Du, Freund, was das für mich bedeutet? Die beiden Herren waren bei meiner Wette Zeugen! Jetzt ist nur noch der eine vorhanden, der Administrator Freiberger. Was hatte ich Dir auf Dein Bedenken vor Wochen geschrieben? Dass drei lebendige Zeugen besser seien, als ein todter Federstrich? — Es wäre ganz abscheulich, wenn am Ende —. Jetzt, da ich auch die Schulmeistersippe sozusagen auf mich genommen habe! — Meine Herren Touristen, die ich nicht weiter in die Geheimnisse des Bauernhauses eingeweiht, sondern ehestens nach Hoisendorf begleitet habe, machten mir nebenbei wieder so Andeutungen, dass man bei der „Continentalen“ mich für einen Sonderling halte, den man weiter nicht ernst nimmt. Na, das wollen wir erst noch sehen! Einstweilen ließ ich mich bei Doctor Stein höflichst entschuldigen mit der Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen zu Neujahr. — Ob ich mich wieder bewerben wolle um einen Posten bei der Zeitung? Hat einer gefragt. — Das sei dahingestellt, das Wiedersehen würde einer anderen Angelegenheit wegen stattfinden. — Beim Abschied hat einer der Herren aufgekreischt: „Au, Teufel! War das ein Dreschflegelhändedruck!“

Womit ich für heute bin Dein Knecht Hansel.

* * *

Am einunddreißigsten Sonntag.

Das geht dich nichts an, Hansel! würde meine schneidige Hausmutter gesagt haben. Mein Gott, als Bauernknecht gienge es mich freilich nichts an, aber als Mensch geht einen alles an, was menschlich ist. Und was göttlich ist, erst recht. Heute bin ich, sage ich Dir, mit einer gewissen Spannung in die Predigt gegangen. Der Franzl hat nämlich gestern abends, wie es am Samstag Feierabend hier Sitte ist, das Sonntagsevangelium vorgelesen und ist es das berüchtigte des Lukas vom ungerechten Haushalten. Da war ich doch begierig, wie unser Curat mit seinem Schifflein Petri über diese Klippe hinauskommen würde. Du weißt es, dass Christus die Parabel erzählt vom verschwenderischen Verwalter, der von seinem Herrn

verjagt werden soll. Der Verwalter will sich, solange er noch im Amte ist, die Gunst der Schuldner seines Herrn erwerben; er läßt ihnen geschwind die Hälfte der Schulden nach, damit er dann bei ihnen Aufnahme finden könne. Und der Herr, so fährt Christus fort, lobt den ungerechten Haushalter, daſs er klug gehandelt habe, denn die Kinder dieser Welt sind klüger, als die Kinder des Lichtes. Aber ich sage euch: Machet euch Freunde mittelst des ungerechten Reichthums, damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch in die ewigen Wohnungen aufnehmen."

Ich habe dieses Evangelium stets über alle Maßen bedenklich gefunden. Was aber sagt darüber mein Pfarrer in Hoisendorf? Er nimmt langsam aus der Dose eine Brise und sagt: „Da hätt', meine Lieben, der Evangelist Lucas just schon ein bissel deutlicher sein können. Da kommt's schier so heraus, als ob der Herr Christus selbst den ungerechten Haushalter loben thäte wegen der Lumperei. Im Grund gibt er nur ein Beispiel davon, daſs die Weltleut' allemal abgefeimtere Spitzbuben sind, als die Kinder Gottes. Und wenn der Herr sagt, daſs wir uns mit ungerechtem Reichthum Freunde machen sollen, so heißt das heilig nichts anderes, als daſs der Reichthum halt überhaupt ungerecht ist, jeder, nicht bloß der gestohlene, auch der erworbene, und daſs man den Reichthum an die Armen vertheilen solle, damit gute Werke stiften, die uns, wenn's zum Sterben kommt, in die ewigen Wohnungen aufnehmen. — So ist's, meine lieben Christen, und nit, daſs ihr glaubt, der lieb' Heiland hätt' einen Unsinn gesprochen, wo die Dummheit vielmehr an denen liegt, die ihn nit verstehen. Merkt euch das und befolgt das Wort Gottes, damit ihr ewig selig werdet. Amen."

Nun, Philosoph, da hast Du gleich ein Exempel von einer Dorfpredigt, die oft wesentlich christlicher und wertvoller ist, als die dogmatischen Tüfteleien mancher Doctoren der heiligen Theologie auf den Kanzeln der Stadtkirchen. Im Evangelium hat ja gewiſs alles seine geschichtliche und örtliche Begründung, aber nach meiner Meinung müſste jeder Prediger sich vor allem fragen: Wie kann dies oder das vom Volke verstanden werden? und darnach seine Erklärungen einrichten. Übrigens fürchte ich, daſs meinem bibelfesten Curaten das Evangelium von der königlichen Hochzeit mehr Kopfzerbrechen bereiten wird, als der ungerechte Verwalter. Wir wollen seinerzeit sehen. —

Schon am vorigen Sonntage ist unser Hausvater vorbereitet worden, daſs in kürzester Zeit der Schullehrer sich einfinden würde, um einen Besuch zu machen.

„Besuch?" fragte der Adam. „Was braucht's denn das? Kann ich ihm was, so soll er's durch den Franzel sagen lassen, erspart er sich den Weg."

Aber er scheint es doch zu ahnen, um was es sich handelt! Auf der Brache, wie die Barbel uns die Halberabend-Milch gebracht hat und darauf wieder davongegangen ist, schaut er ihr nach. Schaut ihr lange nach. —

„Nicht wahr, Vater", sage ich, „das ist ein Gesichtlein! Viel zu fein für eine Bäuerin. Ein wahres Schulmeistergesicht!"

Er schüttelt den Kopf, greift wieder zum Pflug und zieht seine Furche hin durchs Erdreich. Die Hausmutter ist ganz aufgeregt. So oft der Kettenhund anschlägt, seit paar Wochen haben wir einen solchen, reißt es ihren Kopf seitlings, um zu sehen, wer da kommt. Aber derselbige ist am Montag nicht gekommen, am Dienstag nicht, die ganze Woche nicht. — Die Barbel hat rothgeweinte Augen. Und plötzlich schreit sie ein Trällern und Jauchzen heraus — er kommt!

(Fortsetzung folgt.)

Ob Könige sterben?

Geschichte von **Ludwig Jacobowski.**[1])

In der Provence war ich noch nie, und doch schwöre ich, es war eine Stadt aus der Provence, die ich gestern nachts im Traume sah. Ich saß auf einem ergrauten Meilenstein und starrte durch die klare dunstlose Sommerluft hinüber nach der schönen, stolzen Stadt. Im Goldglanz erschimmerte die Kuppel des Königspalastes, und um das schlanke Kreuz auf der Erlöserkirche flatterten weiße Tauben, bis sie in dem blauen Himmel verschwanden. Nur ein paar Dutzend Schritte hatte ich noch bis zu dem schweren eisernen Stadtthor, und doch hielt ich an und saß und saß, und wagte nicht, Einlass zu begehren. Denn mich ängstigte, dass ich keinen Laut vernahm, der von lebendigen Wesen zeugte. Kein Hund schrie, kein Pferd wieherte, keine Hellebarde dröhnte taktgemäß auf dem granit'nen Pflaster, nur eine wunderliche Stille lag über der Stadt.

Noch schaute ich auf das ernsthafte, hohe Thor, da öffnete es sich unhörbar. Ein kleiner Knabe lief heraus, und hinter ihm fiel die Eisenthür stumm ins Schloss. In Eilsätzen rannte er auf mich zu, und willenlos blieb er stehen, als ich ihn anrief:

„Wohin willst du?" fragte ich und strich mit der Hand über sein Hermelinröckchen, dessen Kostbarkeit mir tiefen Respect einflößte.

„Ich bin der König!" sagte er einfach und stolz und warf das todtenblasse Gesicht zurück.

„Ah . . .!"

„Ich fürchte mich so! Der Tod ist in der Stadt gewesen! . . . Aber kennst du mich nicht?" fuhr der Knabe ungeduldig fort, „ich bin

[1]) Aus dem Büchlein: „Satan lachte und andere Geschichten" von Ludwig Jacobowski. (Leipzig. Heinrich Georg Meyer. 1898.) Dieses Werkchen, das neun Perlen kleiner Erzählungskunst bietet, darf nicht übersehen werden. Wir hatten daran unsere helle Freude. Die Red.

ja der König. Jawohl", fügte er wichtig hinzu, als ich ein maßlos verblüfftes Gesicht zog, „der bin ich."

„O, du armer kleiner König!" rief ich aus.

„Der Bobby, mein großer Bernhardiner, ist mir gestorben. Gestern abend. Warum ist er gestorben? Er hat nicht zu sterben, wenn ich es nicht will!" Seine großen braunen Augen blitzten zornig, und die weißen Oberzähne pressten sich in die blassrothe Unterlippe.

„Der Tod fragt niemanden, nicht den Bauer, nicht den Grafen. Er kommt und ist da, und wenn er winkt, muss Bobby sich hinlegen, wie der größte, mächtigste König!" belehrte ich sein bekümmertes Herz.

„Geh du!" stieß er zornig hervor. „Das sagte der alte General gestern auch. Wozu bin ich König, wenn ich nichts vermag, gegen diesen alten schändlichen Tod" . . . er schüttelte sich vor Ärger und Zorn . . . „wenn ich ihn hätte, ließe ich ihn in einen Eisenkäfig festsetzen und tausend Mann müssten darum stehen mit geladenem Gewehr und blankem Degen."

„Es hilft nicht, kleine Majestät" . . . fuhr ich fort. „Er bricht Eisenstäbe wie Rosenblätter entzwei, und sein Lauf ist schneller als der Flug einer Kugel und der blitzende Schlag eines Säbels. . . ."

„Der alte General sagt's auch. Aber ihm glaub' ich nicht. Als ich vor einem Jahr im Bett lag, da sagte er: ‚Denkt, dass Ihr sterben könnt.' . . . Da sagte ich zu ihm: ‚Ich sterbe nicht. Ich bin der König. Der Gaston soll für mich sterben, und der François und die Manon und . . . und . . . das ganze Regiment der Arkebusiere.' . . . Da hat er mich ganz still angesehen und gesagt: ‚Du lebst für dich und nun soll ein anderer für dich sterben!' Und ich wurde gesund und ich lachte ihn aus. Und jetzt . . . wenn ich nicht einmal meinen armen Bobby vor dem Tode retten kann . . ."

Seine Augen hiengen verzweifelt an meinem Blick und unter seinem Hermelinröckchen zitterte der schmächtige Körper.

„Viele entgehen dem Leben", murmelte ich leise, denn ich fand keinen Trost, „aber der da lebt, entgeht dem Tode nicht."

In seinen Augen glomm der Hass.

„Du lügst! — Wie der General, der alte häßliche Kerl! Ich will nichts wissen vom Tode. Darum bin ich geflohen und will ihn nie sehen! Nie . . . nie . . . nie! . . ."

. . . Wortlos legte ich meinen Arm um seine schmale Schulter; er aber sah wie geistesleer vor sich hin. Endlich fand er seine Sprache wieder. „Ich bin entflohen, um ihm nicht zu begegnen, dem schändlichen Tod. O, wenn mir nur einer sagen könnte, warum ich auch sterbe. Und ob Könige überhaupt sterben?"

Ich wollte ihm antworten, aber mit mächtigem Getöse schob sich das schwere Stadtthor auf, und in Reih und Glied marschierten zwanzig Landsknechte heraus, vornan der alte General mit suchendem betrübtem Blick.

„O du", schrie der kleine König und preßte meinen Arm. „Sie wollen mich holen. Jetzt muss ich sterben!"

Mir aber that die kleine Majestät leid. Ich hüllte mich und ihn in meinen unsichtbar machenden Zaubermantel und flog empor, und bald war der letzte schwache Klang der rasselnden Hellebarden unter uns verklungen.

* * *

. . . Tief in Afrika, mitten in einem Dorfe am Nigerdelta ließ ich mich mit meinem Schützling nieder. Ich wollte ein Erzieher für den König sein, der, herangewachsen, nicht mehr fragen sollte: „Ob Könige sterben", sondern der wissen sollte, „wie Könige l e b e n!" Ganz voll von dieser erhabenen Aufgabe erhob ich mich vom dunkelgrünen Grase und wies den erstaunten Knaben auf die Herrlichkeiten der Natur. Seltsame Fächerpalmen standen vor den bienenkorbartigen Strohhütten und in ihren Zweigen flüchteten sich goldschillernde Vögel vor den plumpen Griffen spielender Äffchen. Hinter der Hüttenreihe erhoben sich zwei dunkelrothe Termitenhügel, und über sie hinweg sahen unsere trunkenen Augen ein unermessliches Feld, auf dem Scharen von Negern emsig arbeiteten. Im Dorfe selbst war es still, nur aus einer entfernten Hütte ertönte das harte, regelmäßige Klopfen von Steinen, die Sesam- und Hyptiskörner zu Brei zerrieben.

„Hier wohnt ein bescheidenes und genügsames Volk!" rief ich entzückt aus. „Hier wirst du Frieden finden, kleiner Fürst. Komm, lass uns zum Könige gehen!"

„Was?" rief er erstaunt aus. „Hab' ich hier auch Vettern?"

Ich antwortete nicht, sondern spähte in den Reihen der Hütten umher, um das Haus des Königs ausfindig zu machen. Richtig, das fünfte Haus rechts. Aber noch ehe wir zehn Schritte näher gegangen waren, kroch eine Gestalt aus der Königshütte, über und über mit rother Erde beschmiert, dass ihre Beine so roth waren, wie die Purpurhöschen des kleinen Prinzen.

Er erblickte uns, schrie auf und stürzte auf mich zu, während der Knabe sich ängstlich hinter meinen Mantel versteckte.

„Weißer Mann", rief er, und nahm dann erschöpft einen Schluck aus seiner Kürbisschale, die mit Merissa gefüllt war, „du musst mir helfen. Mein Freund Bungo ist gestorben. Ich aber, der König Poppel von Bonny, will nicht sterben. Ich will bleiben, wie ich bin."

„Aber bedenkt doch, wenn Ihr nun nach dem Tode an einen Ort kommt, wo es schön und herrlich ist und . . .“

Ich sah mit Zittern, wie der Knabe hervorkam und seinen schwarzen Bruder mit starrem Blick ansah.

König Poppel fiel mir ins Wort: „Davon weiß ich nichts, das kenne ich nicht; ich weiß, dass ich jetzt lebe, ich habe sehr viele Frauen, viele Nigger und Kähne. Ich bin König, und viele Schiffe kommen in mein Land. Weiter weiß ich nichts, aber am Leben bleiben will ich!“

„Aber . . . Gott?“ wagte ich einzuwenden, bestürzt über das schreckliche Mienenspiel des gefolterten Knaben.

Da geberdete sich König Poppel wie wild. Sein Antlitz verzerrte sich und er schrie, dass es weit ins Dorf scholl und ein paar Hunde zu heulen begannen: „Wenn ich Gott hier hätte, so würde ich ihn auf der Stelle todtschlagen.“

Mir erstarb die Sprache vor Schreck, weniger über den Wuthausbruch des Königs Poppel, als über die glänzenden Augen des Prinzen und über dessen erhobene, geballte Faust. Aber meine Furcht gab mir einen Entschluss ein. Mit beiden Händen ergriff ich den weißen und den schwarzen König, und mein Zaubermantel trug uns drei über weite Länder und blaue Meere. In einer ernsten Stadt, mitten auf einem großen Platze, ließ ich mich nieder. Eine riesige Menschenmenge stand unbeweglich vor einem schwarzbehängten Schafott und schaute nach dem Richtblock, neben dem mit blankem Arm und blitzendem Schwert der Henker stand. Mit entsetzten Blicken sahen mein armer Prinz und der bestürzte Negerkönig, wie ein anderer König die Stufen zum Schafott emporstieg und wie der Henker ihm das Hermelingewand vom Leibe riss und die rothe goldene Krone vom Kopfe. Das Königshaupt beugte sich, das blanke Schwert sauste durch die Luft, ein Kopf polterte auf das Holzgerüst, dann brauste der Jubel des Volkes so gewaltig durch die Luft, dass sich meine Schützlinge ängstlich an mich klammerten. Draußen vor der Stadt heulte König Poppel, denn er wusste jetzt, dass auch Könige sterben, und während ihm die Thränen über die Backen liefen, hob er die Kürbisschale und trank einen tiefen Schluck Merissa.

Der kleine Knabe verzog verächtlich die Lippen. „Der dumme Nigger“, flüsterte er mir zu, „nicht wahr, nur schlechte Könige sterben, und sterben so!“

Ich schwieg, packte sie wieder mit beiden Armen, und mein Zaubermantel trug uns in eine andere große, fremde Stadt. Vor dem hohen Königspalaste standen unendliche tausende von Menschen und warteten auf eine Nachricht über das Wohl des geliebten kranken Königs. Während ich mit den beiden Unglücklichen in der Menge stand, hörten wir leise Worte der Dankbarkeit und Ehrfurcht, die dem Könige galten.

„Nicht wahr! Das ist ein guter König?“ fragte der Knabe mit glänzenden Augen.

Da glitt die Fahne vom Dach des Palastes langsam hernieder. Ein Schrei lief durch die Menge. „Er ist todt . . . todt . . . todt!“ Halb unterdrücktes Weinen erscholl von allen Seiten, und ich gieng mit meinen beiden Schützlingen langsam vor das Thor.

Auf einem Meilenstein ließen sie sich beide nieder.

Keine Frage lag mehr auf ihren Lippen, keine mehr in ihren düsteren Augen.

Kopf an Kopf saßen sie zusammen, der weiße Prinz und der schwarze Niggerkönig, und ihre Thränen flossen ineinander.

Sie wussten jetzt, ob Könige sterben. . . .

Der Schlaucherl vom Berg.

Eine Sondergestalt von **Peter Rosegger.**

In einer Fürstenstadt gibt's allerhand seltsame Sachen — und jeden Tag etwas anderes. Und doch bewahren sich die Einwohner ihre kindische Neugierde bis ins graueste Alter hinein. Die Gesetztesten noch bleiben auf der Gasse stehen, schauen um, andere laufen gar der erstbesten Gestalt nach, die irgendwie auffällt. Was wunder, dass der Dunnerer-Bum sein großes Publicum besaß, so oft er sich in der Stadt zeigte.

Freilich war er schön, der Dunnerer-Bum! Er hatte niedere Bundschuhe mit breiten Messingschnallen; er hatte weiße, ruppig gestrickte Wadenstrümpfe; er hatte eine Bocklederne, an allen Nähten und Ecken weiß ausgesteppt; er hatte um den ziegelrothen Brustfleck einen breiten Ledergurt, der mit allerhand Figuren geziert war und Haftlein hatte, in denen Messer, Gabel und Löffel staken. Dann hatte er einen langen, braunen Lodenrock an, dessen aufstehender Kragen wie eine Ringmauer das kleine, mitten drin steckende Köpflein umgab und dessen zwei große Seitentaschen schwer und wanstig niederhiengen, weil der Mann sein Hab und Gut drin herumtrug. Dann hatte er einen schwarzen schwammigen Filz auf, der gleich einem Zuckerhut wolkenwärts strebte, der stets von üppigen Alpenblumen und Kräutern umkränzt war und dessen Krämpen breit wie ein Riesenrad den ganzen Kerl eindeckte. Den ganzen breitschulterigen Kerl sammt seinem Buckelkorb. In diesem Korbe hatte er seine Warenniederlagen, zugedeckt mit dem blauen Bettzeuge, aus dem er sich für die Nächte in irgend einem Wagenschoppen eine prächtige Liegerstatt zu bereiten wusste. In der braunen knochigen Hand hatte er einen langen Hirtenstab, an dessen oberem Ende

ein bunter, aber zumeist schon welker Strauß gebunden war. Vom Angesicht dieses Mannes sah man aber vor lauter Rockkragen und Hut blutwenig. Man sah nur eine sehr stattliche, rothe Adlernase und dann und wann einen Blitzer aus den springenden Augen. Aber hören that man es, dieses verborgene Menschenangesicht: Wacholderzweige, Kranabetbeeren, Waldrauch, Ameiseier schrie es aus, mit einer Stimme, die allen Straßenlärm übertönend hell und grell an die Häuser schlug. Jeder Ausruf gieng in ein Jodeln über, das mit einem lustigen Juchezer endete.

Also marschierte er mit langen, schweren Schritten würdig durch die Gassen und hinter sich hatte er stets eine Rotte von Gassenbuben, zufällig müßigen Dienstmädchen und anderen Leuten, die sich an solcher Erscheinung nicht sattsehen, satthören und sattlachen konnten. Böse Buben begnügten sich natürlich nicht mit dem, sondern bezupften seine Kleider, warfen Steinchen auf seinen Hut und ergötzten sich, wenn dieselben auf den Krämpen liegen blieben. Jetzt, unter solchen Neckereien hörte beim Dunnerer-Bum manchesmal die Gemüthlichkeit auf. Da begann er die Arme auszuwerfen, mit dem Stab herumzufuchteln, schrecklich wild und zornig, aber immer achtend, niemanden zu treffen, höchstens, dass er dem keckſten Zudringling mit dem Almbuschen die Wange scheuerte. Er hub in solchen Augenblicken auch ein schauderliches Geschrei an über die Belästigung und Verfolgung, der ein armer, anständiger Mensch bei den dummen Stadtleuten ausgesetzt sei! Zum Dunnerer! Sie sollten, wenn sie „gebültete" Leute sein wollten, ihm lieber Wacholderstauden abkaufen, um ihre schmökenden Nester auszuräuchern, oder Kranabetbeeren, um dem Magen Luft zu machen! Abfahren sollten sie! Zum Teufel sollten sie sich scheren, oder was arbeiten, oder einen Rosenkranz beten — sei gescheiter, als einen ehrlichen Mann auszuspotten! — Mit solcher Art von Vorstellungen machte er es allerdings nicht besser, der Schwarm wurde nur immer noch dreister und wollte ihm auf die Bude. Da rief er himmelan: „Dunnerer! Dunnerer!" Und schrie es dem Pöbel zu: „Der Dunnerer soll euch stäupen!" und sagte offen heraus, was sie nach seiner Meinung wären: Lauter Hirschen und Ochsen und Gimpel! Und rief schreckbar laut den Herrgott an, dass er glühendes Schusterpech sollte regnen lassen über die lasterhafte Stadt!

Sie gröhlten vor Lachen, er verkaufte Ware. Aber siehe, das glühende Schusterpech war der Polizei nicht recht. Der Dunnerer-Bum, wie man ihn nannte, ward abgeschafft! Als er zwischen den Wachleuten mächtig dahinstiefelte, schwang er seinen Stock hoch in die Luft und jauchzte so durchdringend, dass die Wagenrösser scheuten. Also ein gemeingefährliches Individuum. Na, und ob! In den Kotter bockte er mit vorgehaltenem Haupt so scharf hinein, dass er mit seinem Spitzhut dem Profosen schier den Bauch eingerannt hätte. Zur Stunde war just die Fürstin vorübergefahren und als sie die wunderliche Gestalt so in den Händen der Häscher

sah, fragte sie die Kammerfrau: „Was sie nur dort mit dem alten Mann haben?“

„Hoheit“, antwortete diese, „wie der Mann so hell schreit und singt, kann er noch nicht alt sein.“

Weil ihm bei dem unsanften Gehaben der Wachleute der Hut vom Kopf gefallen war, so zeigte es sich, dass die Zofe sehr richtig geurtheilt hatte. Es war ein verwilderter, aber ein junger frischer Blondkopf.

„Dann sollen sie ihn zu den Soldaten nehmen“, sagte die Fürstin.

„Sehr richtig, Hoheit!“ —

Am nächsten Tage dachte kein Mensch mehr an den Dunnerer-Bum. Vielleicht mit Ausnahme von ein paar Köchinnen und Vogelinhabern, die den Zündholz- und Ameiseiermann vermissten. Man hätte ihn ganz ruhig köpfen können, falls eine Machtperson an seinem Jodeln und Juchezen ein Staatsverbrechen gefunden haben würde. Kein Hahn wäre darob krähend geworden.

Ein halbes Jahr später, im Mai war's. Ein sommerlich heißer Sonntag. Die Hoheiten waren ausgefahren, die Dienerschaft ausgegangen. Nur die Kammerfrau war im Schlosse auf dem Zimmer geblieben, um einen Brief zu schreiben an ihren Ritter, der auf einem Landgute in fürstlichen Diensten stand. Schwül war es überhaupt, bei dem Briefschreiben war ihr sehr warm geworden. Am offenen Fenster stand sie und wedelte mit einem taubengrauen Seidenfächer ihrem drallen, gerötheten Gesichte Kühlung zu. Da hörte sie plötzlich unten auf dem Schlossplatze jodeln. Aber der weite Platz war fast menschenleer, auch die breit sich hinziehenden Straßen. Alles in den kühlen Häusern oder draußen in den Gärten und Wäldern der Umgebung. Auf ödem Kies brütete die Sonne. Das Jodeln wirbelte in ein hellklingendes Getriller aus. Ist denn — sollte denn jener Bergmensch wieder vorhanden sein, den sie so drollig den Dunnerer-Bum nennen? Die forschende Kammerzofe merkte nun auch, woher es kam. Am Hauptportal des Schlosses, über das sich der Schatten des plumpen Thurmdaches legte, stand der wachehabende Soldat. Die weißen Riemen kreuzweise über der breiten Brust, die Pickelhaube mit dem funkelnden Knauf stramm an die Backen geschnallt, das aufgemesserte Gewehr über der Schulter — so stand der Kerl da und jodelte. Die Dame nahm ihre Zuflucht zum Operngucker. Der wusste schon mehr. Es war ein junger Mensch mit stattlicher Nase und einem hellblonden Schnurrbart, so buschig, dass ein Dutzend Kadetten damit hätten ausgestattet werden können. Und niemand anderer war's. Der Dunnerer-Bum war's. Sie stieß ein wenig das Fenster an die Mauer, dass es klirrte. Sie musste es zwei- oder dreimal thun, bis er heraufblickte. Da hat sie mit dem Fächer gewinkt. Das konnte aber wie ein gewöhnliches Weiberflügelflattern gewesen sein, der Soldat legte kein Gewicht darauf. Erst als sie sehr gegen

ihn niederfächelte und winkte, merkte er, dass es ein außergewöhnliches Weiberflügelflattern war. — Er sollte ein bisschen heraufkommen!

Ja, was denn nicht noch! Jetzt hat er nicht Zeit.

Als jedoch die Glocke vier Uhr schlug und der Wachtsoldat abgelöst wurde, dachte er: Der Sonntag ist jetzt sowieso schon verpatzt, warum soll ich mir das schöne Geschloss nicht einmal auch einwendig anschauen? Heißt's halt das einfältigste Gesicht aufstecken, das wir extra für den Stadtgebrauch mit haben. Damit kommt man überall durch. — Die breiten Steintreppen mit den weißen Bildsäulen gefielen ihm sehr gut. Dass nur die hohen Herrschaften gar so eine Freud' haben mögen mit so nackenden Figuren da! Die weiten Gänge sind mit Teppichen belegt, dass man hübsch heimlich dahinschleichen kann. Wie ausgestorben. Nur eine Schwalbe schwirrt unter den Stuckdecken hin und her und kann das Loch nicht finden, wo sie hereingekommen.

„Was suchen Sie denn?" fragte plötzlich im Vorsaal eine schmiegsame Stimme.

„Nix, nix, nix!" antwortete der Soldat und wollte eilig davon.

„Aber so ist's nicht gemeint!" lachte die Kammerfrau. „Sie können ungeniert das Schloss besehen. Die Hoheiten sind ausgefahren."

„Weiß es eh", sagte der Soldat, „haben uns eh gegrüßt beim Thor. — Aber nobel ist's da!"

„Gefällt's Ihnen? Ich will Sie etwas herumführen."

„Gut ist's. Bist ein wohlgefälliges Frauenzimmer, du!"

Na, das war stark. Aber sie hat es ausgehalten. Schließlich, warum soll er nicht du zu ihr sagen. Wir sind alle Menschen. Auch die Tiroler. — Dass die Dame reserviert blieb, versteht sich aber.

„Haben Sie so hell gesungen, vorhin?" fragte die Kammerfrau.

Der Soldat zwinkerte mit den kleinen, tief in den Knochen liegenden Augen, schnob durch die Nase und kicherte sich selber zu: „Natürlich. Auch schon wieder nit recht."

„Mir? Nicht recht — sagen Sie? Das lustige Singen?"

„Der Hauptmann wird mich einsperren lassen, denk' ich. Oh, das verschwefelte Singen! Meine Mutter hat mir's gelernt, schon in der Heidel. Im Wald hab' ich gesungen, da hat mich der Jäger gejagt, weil ihm das Jodeln die Hahner und Hirschen verscheucht hat. In der Stadt hab' ich gesungen, da haben's mich gut aufg'hebt. Und vor dem Gschloss, auf der Wacht, wo der Mensch Zeit hat zum Singen — mir scheint, da ist's auch nit recht. Hopsa! Jetzt wär' ich bald gefallen!" Auf dem glatten Marmorpflaster ausgeglitten lag er nach allerlängs da und die erschrockene Schlossdame wollte ihn aufheben. Er blieb ruhig liegen, lachte aus voller Brust und sagte: „Nein, von einem Weibsbild nit, dass ich mich heben

lass. Es wird schon auch so gehen, mit Gottswillen.“ Ein flinker Sprung und er stand wieder aufrecht.

Als sie ihn in das Zimmer des Fürsten führte, das er zu sehen gewünscht, stand er an der Thür still und wollte nicht weiter. „Da schaut's greulich aus“, sagte er.

Auf dem Ruhekissen kauerten Bären und Wildkatzen, auf dem Fußboden lagen Wölfe und Eber, die ihre Zähne fletschten, es waren aber nur die Felle mit den Köpfen und Pranken. In den Winkeln ausgestopfte Adler und Geier, an den Wänden Hirschfänger, Flinten, Revolver und sonstiges Mordzeug.

„Gefällt Ihnen das nicht?“ fragte sie.

„Da geht mich der Schiach an.“

„Was geht Sie an?“

„Dudl, verstehst nit deutsch?“ sagte er mit gutmüthigem Gebrumme. Sie lachte und führte ihn in ein Frauengemach.

„Aha, das ist der Seinigen ihres.“

„Nein, Kind, das ist meines.“

„Waaas?“ rief er, duckte sich zusammen und klatschte auf seine Oberschenkel. „In Ihr Stübel führt sie mich?“

Artig eingeladen setzte er sich rasch in einen Kissenstuhl, zuckte dabei mit den Armen auf, wie ein im Wasser Untergehender. Als er merkte, dass er doch nicht versunken war, streckte er behaglich Arme und Beine aus und sagte: „Jetzt sollen wir leicht ein bissel herzen und scherzen miteinand?“

„Aber Mensch!“ hauchte sie verweisend und ließ sich nahe bei ihm nieder.

„Beim Busseln — ums G'mal ist's schad.“

„Nein, Lieber. Vermählt bin ich noch nicht.“

„Ah, das ist gut!“ rief er, in die Hände klatschend, „jetzt ist die noch ledig! — Aber verstanden hast mich wieder nit, Kammerkatz'! Das G'mal auf deinem Gesicht mein' ich. Schau, die Tirolerinnen brauchen sich nit zu farbeln. Bei denen Drutscherln spielt sich alles von selber. Zuerst, wenn man bitteln kommt, werden sie roth. Nachher, wenn sie was Besunderes wissen, werden sie weiß. Endlich, wenn man sie sitzen lasst, werden sie grün und gelb. — Da hab' ich ehezeit zu jeder gesagt: Mögen thu' ich dich schon, aber heiraten thu' ich dich nit.“

„Nicht wahr!“ sagte die Dame, „es muss auch nicht immer geheiratet sein.“

Jetzt fasste er ihre grau behandschuhten Hände, schaute ihr treuherzig in das breite Gesicht und lispelte fast schämig: „Dich mag ich auch gar nit.“

„Flegel!“ rief sie und sprang heftig auf. Lichterloh brannte ihr Antlitz an den Stellen, die nicht mit dem zarten Puder getüncht waren.“

„Mit welchem Recht beleidigt man mich?“ sprach sie, „dafür, dass ich Ihm freundlich entgegengekommen bin! Wo Er etwas ganz anderes verdient hätte. Für Sein pflichtvergessenes Lärmen auf dem Posten! Der Hauptmann wird hoffentlich das Weitere verfügen!“

Jetzt nahm er sogar die Pickelhaube ab, verneigte sich und sagte sehr lind: „Recht hast, Frauenzimmer! Verklagen musst mich. Kriegst zum Lohn ein rothes Röckel! Und gelbe Strümpfeln! Schergfist! Schergfist!“

„Mir aus den Augen!“

Er schulterte das Gewehr und marschierte die Treppen hinab. Die Schlossdame brach in ihrem Zimmer auf einen Polsterstuhl nieder. „Recht geschieht mir!“ wimmerte sie kläglich.

Und recht geschah ihr. Wenn's auch nicht ganz so schlimm war, als es ihm vorgekommen sein mochte. Gesagt hat sie nichts. Von ihr aus gieng es nicht, als bald darauf der Bursche seinen vorzeitigen Abschied erhielt. Es sei mit ihm absolut nichts anzufangen. Er sei so dumm, so tölpelhaft und so verschlagen, ganz und gar undressierbar, man müsse ihn hinschicken, woher er gekommen.

So gelangte der Dunnerer-Bum wieder heim auf seine Almen. Er war im Stockhaus gewesen, er war krummgeschlossen gewesen, aber er versicherte daheim, beim Militär sei es ganz nett, es hocke sich so gemüthlich. Die Officiere seien sehr lustige Leute und hätten ihn immer geneckt. Mit den Stadtleuten sei es überhaupt ein Spass, und wenn er gejodelt, so wären sie aus den Häusern gerannt und ihm nachgelaufen vor lauter Freud'. Auch die Frauenzimmer! Im Fürstenschloss sei er aus und ein gegangen, wie daheim. — Es war ja alles wahr, was er sagte; nur sagte er nicht ganz alles, was wahr war — und das darf man doch! Und denken kann man, was man will, nur machen muss man's so wie andere. Das „Du“ gleich mit jedem und jeder ist so treuherzig, so tirolerisch. Dass er ein Salzburger ist, brauchen sie nicht zu wissen. Daheim hatten sie ihn den Schlaucherl vom Berg genannt. Aber wenn die Schlauheit aufkommt, dann ist's keine Schlauheit mehr. „Politik von Fall zu Fall“ hatte er einmal gelesen. Aber er behauptete mit tölpischer Miene, dass er keinen Buchstaben kenne. — Na halt so: Unter feinen Leuten spielt man den Einfaltspinsel, damit man ihnen die Wahrheit ins Gesicht sagen kann. Frotzeln und necken sie einen, so kann man zornig werden. — Der Dunnerer-Bum! Das macht Aufsehen. Obschon es sich aber gar nicht auszahlt, dass man sich auseinanderthut. So bleibt man, was man ist und geht als Sieger durchs Leben. — Dieweilen blieb er nun in der Wildnis, wo ihm ein struppiger rother Bart wuchs. Er hoffte noch so weit herunterzukommen, dass seine Höhle aussah, wie jenes Fürstenzimmer — voll wilder Thiere und Mordwaffen.

Da geschah es — ich kann nichts dafür, es war wirklich! — dass der Fürst eines Tages auf der Jagd sein Gefolge verlor, sich im Berg-

wald verirrte und in die Hütte unſeres Schlaumeiers gerieth, wo er eines Wetterſturmes wegen eine Stunde lang Unterſtand nehmen muſste.

„Ei ja“, ſagte der Dunnerer-Bum, als er den Gaſt am Herdfeuer aufgeſpeichert hatte, „Jäger ſein iſt eh eine harte Sach'. Muſs im Gebirg herumkrallen, ſich fetznaſs ſchwitzen und krank keuchen, muſs arme Thierlein todtſchießen, oder, wenn man nichts trifft, ſich auslachen laſſen. Da haben es die hohen Herren gut, meiner Seel'. Die dürfen fehlen, wie ſie wollen, ſo werden ſie gelobt — welch ein gutes Herz, nit einmal ein Reherl umbringen! Sie dürfen treffen, was ſie wollen, die Geiß oder das Kitz, es ſind doch die ſchönſten Böcke! Wirklich wahr, ſo ein Graf oder Fürſt, oder was, möcht' ich ſein. Da wollt' ich mir die Welt herrichten, ſaggra noch einmal! Erzählen thät' ich mir nur laſſen, was ſich gut anhört, das andere iſt nit. Iſt nit! Wer mir angenehm Sach erzählt, der kriegt ſo ein Dingerl ins Knopfloch, ein ſauberes; wer mir die Wahrheit ſagt, der kriegt eine Naſen. — Iſt ein Tröpfel Milch gefällig?“

Der Fürſt machte einen Schluck aus ſeiner Cognacflaſche, blickte den Waldmenſchen ſchmunzelnd an und ſagte: „Da wäret Ihr ja ein ſehr ſchlechter Fürſt, lieber Freund!“

„Wieſo, Herr? — Juſt die guten Fürſten müſſen der Wahrheit ausweichen. Wiſſen Sie's, wie's zugeht im Land und ſie bleiben doch, der Sie ſind — na, gute Nacht, vor ſo einem ruck ich kein Hütel, geſchweige einen Hut. Wenn du ein Fürſt wäreſt, Jager, das heißt, ein guter, ſo wollt ich dir ins Geſicht ſagen: Hoheit, dank' ab. Wenn du dir einbildeſt, daſs du die Leut' regierſt, ſo biſt ein Narr. Sie regieren dich. Und recht ſo. Einer richtet ſich leichter nach vielen, wie viele nach einem.“

„Und wozu, mit Geſtattung, wäre denn nach Eurer Meinung ein Fürſt gut, der ſich von ſeinem Volke regieren ließe?“ Der Jäger fragte das.

„Wozu halt ein Siegelring gut iſt. Haſt ja auch einen am Finger, Jager. Zum Dunnerer, das blitzt wie ein Karfunkelſtein!“

Das Wetter hatte ſich aufgeheitert.

„Es hat mich gefreut!“ ſagte der Jäger, „nehmt das. Wenn Ihr in Eurem Einſiedlerleben dafür Verwendung habt. Und ſonſt behaltet es als Andenken.“

Der Waldmenſch glotzte das glänzende Scheiblein in der hohlen Hand an und ſchnalzte mit der Zunge: „Zum Dunnerer hinein! Ein Kreuzer, ein goldener! Na, hörſt, Jager, wer ſo viel Geld hat, der ſollt ſich doch nit mit dem nothigen Wildpretſchießen abgeben!“

„Schon gut, lieber Waldbruder. Und wenn Ihr einmal in die Stadt kommt, ſo beſucht mich. Hausnummer eins!“

Der Dunnerer riſs wie erſchrocken ſein Geſicht in die Höhe. „Haus — Numro eins?“ fragte er verblüfft. „Man hört, daſs — dort unſer allergnädigſter Herr wohnt!“

„Das ſtimmt. Ihr habt ihn heute beherbergt.“

Sprang der Dunnerer-Bum zwei Schritte rücklings, als hätte ihm einer einen Schlag ins Geſicht verſetzt. Einen angenehmen natürlich. Denn dieſes Geſicht that ſich jetzt in allerſüßeſter Breite auseinander. „Du wärſt — der Fürſt!“ rief er aus, „na, aber da ſchaut's her! — Und ich hab' ſo dumm dahergeredt!“

„Hat nichts zu ſagen. War vielleicht klüger, als was ich ſeit langem gehört.“

„Geh! Im G'ſchloſs bei den geſcheiten Herrſchaften! — Nachher wüſst ich dir doch einen guten G'ſpaſs, gnädigſter Herr Fürſt. Du kunntſt mich gleich mitnehmen hinein. Mich zum Miniſter machen — gelt ja! — Sollſt mit mir keine Schand' aufheben, ich laſs' mich raſieren.“

Der Fürſt ſtieg herab in die herrliche Cultur. Der Dunnerer-Bum, oder wie er eigentlich heißt, blieb oben auf dem Berge. Den Berg nenne ich nicht, er ſteht zwiſchen der Salzach und dem Bodenſee. Wenn es einem der europäiſchen Souveräne doch am Ende einfiele, ihn zum Miniſter zu machen, ſo liefere ich ſeine Adreſſe. Diplomat iſt er genug dazu. Leute, die ſich zu rechter Zeit dumm ſtellen, kriegen die Klügſten unter.

Oſterlieder eines gefiederten Sängers.

Von **Auguſt L.....**

Einleitung.

Ein liebes Vöglein hielt ich einſt gefangen,
Ein holder Sproſs, aus ſüdlich warmem Land;
Doch traurig war's, mocht' heimwärts wohl verlangen;
Da ſah's ein Freund, der bald das Rechte fand.
Sein Feſtgeſchenk hab' freudig ich empfangen,
Das Waldeskind zum Norden mir geſandt. —
Und als am Baum die Weihnachtskerzen flammten,
Da ſaß mein Pärchen traulich ſchon beiſammen.
Längſt war des Feſtes Lichterglanz verglommen,
Noch weilt ich einſam in dem dunklen Raum;
Da ſchien ein Flüſtern leiſe mir zu kommen
Vom Vogelbauer unterm Weihnachtsbaum.
Von Froſt und Eis und Frühlingswiederkommen,
Von herbem Weh und ſel'gem Liebestraum,
Da rauſcht es mahnend in den Tannenzweigen
Ein dunkles Wort, und jene Stimmen ſchweigen.

Die Zeit entſchwand, der Winter iſt verfloſſen,
Auf grüne Au'n die Frühlingsſonne lacht;
Da wird's zu eng dem ſchweigenden Genoſſen,
In ſeiner Bruſt auch iſt der Lenz erwacht.

Und Freud' und Leid, im Buſen bang verſchloſſen,
Klingt nun hinaus in Duft und Blütenpracht:
Doch die Gefährtin ſelig lauſcht dem Klange,
Und eine Welt erblüht ihr im Geſange.

I.

Monde ſind nun ſchon verſtrichen,
Seit ich trauernd ſtillgeſchwiegen,
Seit der Bruſt, der gramerfüllten,
Keines Liedes Klang entſtiegen.
Von der lieben Heimat ferne,
Aus der Freunde Kreis verſtoßen,
War der Frohſinn mir entſchwunden,
Blieb die Kehle mir verſchloſſen;
Und wie draußen Wald und Auen
Kalter Winterſchlaf umfangen
Schliefen ein die holden Weiſen,
Die ſo fröhlich ſonſt erklangen. —

Doch es ſchmolz des Eiſes Rinde
Vor der wärmern Lüfte Weben.
Die Natur, die froſterſtarrte,
Sie entſtand zu neuem Leben.
Hell am Himmel ſtrahlt die Sonne,
Und es ſproſst und grünt auf Erden,
Und es rufen's tauſend Stimmen:
Frühling, Frühling ſoll's nun werden!
Frühling wird's, und mit dem Frühling
Kehren Luſt und Freude wieder —
Frühling wird's, und tief im Buſen
Werden wach die alten Lieder!
Nicht wie einſt erfreu'n ſie heute
Der Geſpielen muntere Menge:
Bin ja fern und bin gefangen
In des Kerkers bitt'rer Enge. —
Doch ſchon iſt in fernen Landen
Unſer Frühling kund geworden,
Und es zieh'n verwandte Scharen
Aus dem Süden nach dem Norden.
Hoch zu ihnen in die Lüfte
Will ich meine Lieder ſingen,
Und ſie werden ſie als Boten
In die theure Heimat bringen,
Werden treulich dort verkünden
In des Waldes grünen Hallen —
Freunden eine Freundesgabe
Gruß und Botſchaft allen — allen.
Und die einſt in ſeliger Freiheit
Mich, den Muntern, Frohen, kannten,
Werden freundlich mein gedenken,
Des Bekümmerten, Verbannten. —

II.

Schöne Heimat — Jugendträume,
Waldes duſterfüllte Räume,
Wie erſehn' ich euch zurück!
Sich auf ſchwankem Zweige wiegen
Froh von Aſt zu Aſte fliegen —
Welche Freude, welch ein Glück!

Wenn der Tag zur Ruh gegangen,
Hielt mich Schlummer ſüß umfangen,
Bis vorbei die düſt're Nacht,
Und des neuen Tages Sonne
Weckt' zu neuer Lebenswonne
In die holde Blütenpracht.

Raſch geregt die flinken Flügel!
Nach dem ſchattigen Waldeshügel
Geht es durch die Lüfte fort.
Wo an moosig kühler Stelle
Hell erglänzt die Silberquelle.
O wie herrlich war es dort!

Ach, welch wolluſtvolles Grauen
Bebend da hinabzuſchauen
Durch den ſchauerlichen Schlund,
Wo's von ewiger Nacht umdüſtert
Seltſam murmelt, leiſe flüſtert
In der Bergſchlucht tiefſtem Grund.

Elfen ſind's, die niederſteigen
Zu der Waſſertöchter Reigen,
Weiſen Nixen zugeſellt,
Aus der Wellen dumpfem Rauſchen
Sich die Kunde zu erlauſchen
Von der fernen, großen Welt.

Lauſchend tags im kühlen Grunde,
Schwingen ſie zur Abendſtunde
In die Wipfel ſich empor,
Um, was drunten ſie erfahren,
Droben treu zu offenbaren,
Achtſam lauſcht der Hörer Ohr. —

Nacht wird's, ihre Stimmen ſchweigen,
Aus der Bäume luſtigen Zweigen
Winkt es lockend nun zur Ruh'.
Hell ſchon iſt am Himmelsbogen
Stern um Stern heraufgezogen,
Und die Äuglein fallen zu.

III.

Leiſe ſang der Waſſergeiſter,
Sang der lichten Elfen Schar:
Alles Leben, alle Weisheit
Rinnet aus der Quelle klar,
Könnten blöde Menſchenaugen
Wie der Geiſter Augen ſeh'n,
Könnten ſie der Wellen Murmeln
Wie der Geiſter Ohr verſteh'n;
Offen läg' vor ihren Blicken,
Was kein Meiſter je erſchloſs —
Erſtes Werden grauer Urzeit
Fernſter Zukunft dunkles Los.

Alles Lebens erſter Urſprung
War des Waſſers heilige Flut,
Tief in ſeinem tiefſten Grunde
Hat des Lebens Keim geruht.
Aus des dunklen Meeres Wogen
Stieg empor das feſte Land,
Kroch das erſte aller Weſen
An den unbewohnten Strand.
All die Wunder, die auf Erden
Euer Auge heut erſchaut,
Alles ſah'n die Wellen werden
Haben ſie mit aufgebaut. — —

Von des Meeres Spiegelfläche
Steigen leichte Dämpfe auf,
Nehmen hoch in luft'gen Reichen
Mit dem Winde ihren Lauf,
Ziehen weiter ob den Wellen,
Bis die ferne Küſte winkt,
Und der Regen ſegenſpendend
In die dürre Erde ſinkt.

Doch aus den verborg'nen Tiefen
Bricht verjüngt der Quell empor,
Sprengt durch ſtarre Felſenmauern
Freiheit dürſtend ſich ein Thor.
Toſend ſtürzt er ſich hernieder;
Drunten an des Berges Fuß
Einen Quellen ſich zu Bächen,
Aus den Bächen wird ein Fluſs —
Und der Fluſs durch weite Ebene
Gleitet ſtolz als Strom einher
Bis ihn, ſeinen treuen Boten,
Wieder grüßt das alte Meer.

Und ſo gieng es manch Jahrtauſend,
Seit der erſte Quell entſtand,
Seit das erſte Bächlein rauſchte
Durch das neugeborne Land.
Viel vernahmen ſo die Wellen
Schon auf ihrem ew'gen Lauf,
Und die Geiſterſchar der Quellen,
Sie bewahrt es treulich auf,
Wird gar vieles noch erkunden,
Bis der letzte Quell entſprang,
Bis die letzte aller Wogen
In der Meerflut unterſank,
Bis zum letztenmal vollendet
Sich der Waſſer weiter Kreis,
Bis der letzte Waſſertropfen
Einſt erſtarrt zu ew'gem Eis,
Bis die ſtarke kalte Hülle
Deckt verſunk'ner Welten Pracht,
Und des Lebens reichſte Fülle
Ewig ruht in Grabes Nacht.

IV.

Weihnacht war's. Es blies der Nordwind
Durch die Zweige, ach ſo kalt!
Unter ſchweren Eiſes Laſten
Beugte ächzend ſich der Wald.
Ringsum auf der Berge Gipfel
Fiel des Mondes heller Schein;
Aber in des Thales Mitte
Dunkel lag der Tannenhain.
Müde ſind die Augen alle,
Doch kein Schlummer ſchließt ſie zu;
Bitt'rer Hunger, bitt're Kälte,

Ach, die gehen nicht zur Ruh'!
Nebel ſteigen auf und nieder,
Senken leiſe ſich zu Thal,
Glimmen auf in gold'nem Schimmer,
Leuchten wie im Sonnenſtrahl.
Und wir kennen dieſes Leuchten,
Haben ſchnell den Tann umkreiſt —
Sieh', da tritt er aus dem Dunkel
Hehr und groß: des Waldes Geiſt.
Und er ſpricht ſo ſanft und liebreich,
Und er mahnt ſo ernſt und mild,
Zaubert vor die bange Seele
Holder Frühlingshoffnung Bild.
Doch nicht Troſt bloß will er ſpenden;
Er erzählt, und er belehrt,
Tadelt unſer thöricht Wünſchen,
Hat ſchon manches Herz bekehrt.
„Kinder, 's ſind gar ſchlimme Gäſte
Böſer Froſt und Hungers Leid —
In der Bruſt die ſtärkern Feinde
Aber heißen Haſs und Neid.
Bitter neidet ihr's den Menſchen,
Haltet ſie für hochbeglückt;
Weil ſie — meint ihr — nicht die Kälte,
Noch der Hunger je bedrückt.
Haſst ſie, weil nach eurer Freiheit
Sie gerichtet oft ihr Ziel,
Weil ſo mancher Waldbewohner
Schon in ihre Schlingen fiel. —
Kinder, neidet's nicht dem Menſchen —
Was ſo lockend euch berückt,
Menſchenglück iſt leerer Schimmer,
Der nur glänzt und nicht beglückt.
Die nach eurer Freiheit ſtreben,
Haben Freiheit nie gekannt,
Sind aus ihrem lichten Reiche
Lange, lange ſchon verbannt.
Könnten Menſchenherzen fühlen,
Was für euch die Freiheit ſei,
Glaubt mir, eure Brüder alle
Wären längſt von Banden frei.
Denn der Menſchen Herz iſt gütig;
Wandten ſtolz ſie ſich von mir,
Bleiben ſie ja dennoch immer
Meine Kinder ſo wie ihr.
Und ſie beugen wider Willen
Sich auch heute meiner Macht,
Und gleich euch bei meinen Tannen
Feiern ſie die Weihenacht.
Bannet drum aus eurem Buſen
Das Gedächtnis ihrer Schuld;
Fallet ihr in ihre Schlingen,
So ertragt es mit Geduld.
Und wie bang das Herz auch ſchlage,
Trauert nicht und zaget nicht,
Froher Sang aus voller Kehle
Sei euch eure erſte Pflicht:
Singt! — und längſtentſchwund'ne Ahnung
Dämmert auf in mancher Bruſt —
Singt! Den Menſchen ſei's zur Mahnung,
Den Gefährten ſei's zur Luſt.
Singet! und in eure Seele
Kehre Frohſinn wieder ein;
Singet! und in Kerkerbanden
Sollt ihr frei und glücklich ſein. —
Sprach's und ſchwand. — Und das Gefunkel
Seines Nebelthrons zerrann,
Schweigend, in dem mächtigen Dunkel
Zog der Waldgeiſt durch den Tann. —

V.

Welch ein Sturm! Wir hatten ſchaudernd
Uns in Neſtes Schutz geborgen —
Träumten noch von Schnee und Winter —
Da erweckt uns — welch ein Morgen!
Berg und Thäler, die noch geſtern
Weißes Schneegewand umfangen —
Wie im erſten Frühlingsſchmucke
Sie ſo feſtlich heute prangen!
Fern im Oſt der Hügel Ränder
Flammen auf in hellen Gluten,
Erd und Himmel fließt zuſammen
In des Lichtes gold'nen Fluten.
In den Zweigen, welches Regen!
In den Wipfeln, welches Wogen!
Auf des Sturmes raſchen Fittig
Iſt der Lenz ins Land gezogen.
Und im Flug von Baum und Sträuchern
Streift er ab die letzten Flocken,
Weckt im Grund die holden, weißen,
Halbverſchlaf'nen Frühlingsglocken.
Und da zieht ein leiſes Läuten
Lieblich durch die lauen Lüfte,
Öffnen ſich viel tauſend Augen,

Hauchen Blumen süße Düfte.
Durch der alten Tannen Äste
Geht ein wundersames Rauschen,
Und wir sitzen ohne Regung,
Und wir athmen kaum und lauschen.
Erst nur flüstert's leise, leise,
Geht dann laut von Mund zu Munde
Eine langersehnte Botschaft,
Eine freud'ge Siegeskunde:
Dass der junge Held, der Frühling,
Seinen alten Feind geschlagen,
In des Winters letzte Burgen
Seine Banner kühn getragen. —
Ja er kam. Und ach, sein Kommen
Weckt im Herzen sel'ge Wonne.
Und wir regen uns're Flügel,
Fliegen auf zu Licht und Sonne.
Preisen schmetternd, tausendstimmig
Ihn den Sieger, den Befreier —
Und das ist des Waldes schönste,
Ist des Waldes Osterfeier.

VI.

Der du Trost und Segen spendest,
Der du über Land und Meer
Weithin deine Boten sendest,
Blicke gütig auf mich her!
Tief in alle Herzen sehen
Kannst du Herrer, ewiger Geist,
Kennst auch deines Kindes Flehen,
Das in fremdem Land verwaist:
Lass mich einmal wiederschauen
Meiner Kindheit gold'ne Welt
Und ein traulich Heim erbauen
Unterm freien Himmelszelt.
Führ' nicht grausam zum Verderben,
Was ich thöricht einst erstrebt,
Lass mich in der Heimat sterben,
Wo so glücklich ich gelebt! —
Doch ich weiß, wie sich's auch wende,
Immer wird's zum besten sein,
Denn der Dinge letztes Ende
Kennst nur du, nur du allein.

VII.

Frühlingslieder, Jubelweisen
Steigen fröhlich himmelwärts.
Dieses Singen, Loben, Preisen
Wie bewegt es mir das Herz!

Stund' um Stunde ist verronnen
Und nun wieder ist's ein Jahr,
Dass es dort in Lust und Sonnen
So ganz anders — anders war.
Der Erinn'rung holde Bilder
Mahnen an entschwund'nes Glück,
Gram und Schmerzen wurden milder,
Doch die Sehnsucht bleibt zurück.
Und ich kann es nicht vergessen,
Was mir auf der Seele brennt,
Dass ein Kerker, eng bemessen,
Mich von Licht und Freiheit trennt,
Dass des Waldes grüne Halle
Nimmer schützend mich umgibt,
Das Geschick mir raubte alle,
Die mein Herz so treu geliebt!" —

Holder Lenz, du kehrtest wieder,
Blüt' an Blüte sprosst empor
Und die alten, lieben Lieder
Singt so schön der Freunde Chor.
Und im festlichen Gedränge
Wogt der Menschen bunter Strom.
Glockentöne, Orgelklänge
Laden feierlich zum Dom.
Dankgebet von tausend Seelen
Jubelnd auf zum Himmel steigt,
Jubelnd tönt's aus tausend Kehlen,
Nur der Undank grollt und schweigt.
Nicht mit ew'gem Fluch beladen,
Kann das zürnende Geschick;
Auch auf Unglücks dunklen Pfaden
Lächelt manch ein Sonnenblick.
Und was je in meinem Leben
Höh'rer Rathschluss mir geraubt —
Hat er mir doch dich gegeben,
Die mich kennt und an mich glaubt,
Freundlich, tröstend um mich weilet,
Mir die Hoffnung wieder gibt,
Mein Verhängnis mit mir theilet,
Mich, den armen Fremdling — liebt. —
Drum das Glück heut' will ich preisen
Und vergessen allen Schmerz —
Frühlingslieder, Jubelweisen
Steigen fröhlich himmelwärts. —

VIII.

Neulich ſtand das Thürchen offen,
Hurtig ſchlüpft' ich aus dem Haus,
Durch das Fenſter durft' ich hoffen, —
Käm' ins Freie ich hinaus.
Hei! die Flügel regt' ich ſchnelle,
Schwang mich fröhlich in die Luft,
Und ſchon ſchwebt' ich ob der Schwelle —
Aber ach, die Freundin ruft. —
Wie es weiter dann gegangen,
Mal' ſich jeder ſelber aus —
Aber heute noch gefangen
Sitz' ich in dem engen Haus.

IX.

Holder Sprößling aus dem Süden,
Munt're Freundin, lieb und traut,
Mir ſo theuer, ſeit ich damals
Dir im Aug' die Thrän' erſchaut.
Jene mitleidsvolle Thräne,
Die du meinem Schmerz geweint,
Jene Thräne, die auf immer
Uns zu Luſt und Freud vereint.
Du allein riſſ'ſt von dem Banne
Der Verzweiflung einſt mich los,
Warſt es, die in meinem Herzen
Eine neue Welt erſchloſs —
Eine Welt, die nicht wie jene
Stets von Wonnen überquoll —
Eine Welt im engen Kreiſe,
Aber traut und freudenvoll.
Nimmer werd' ich von dir laſſen,
Böt' man heut' die Freiheit mir,
Würd' ich ſtolz von mir ſie weiſen,
Oder theilen ſie mit dir.

X.

„Kinder, fliehet vor den Menſchen" —
Hört' ich unſ're Eltern warnen —
„Daſs mit ſchlau geſtellten Netzen
Sie euch liſtig nicht umgarnen."
Hörten's — und in dieſe Netze
Führt' uns dennoch unſer Flug:
Damals waren wir gar thöricht,
Heute wären wir wohl klug.
Du magſt ſchelten, drohen, mahnen,
Daſs herein das Unheil bricht —
Das Verhängnis kannſt du ahnen,
Aber wenden kannſt du's nicht.
Wenig taugt die Offenbarung,
Die dir kommt aus fremdem Mund,
Nur die eigene Erfahrung
Iſt der Weisheit ſich'rer Grund.

XI.

Wer im Kerker ward geboren,
Hat die Freiheit nie vermiſst;
Wer die Freiheit nie verloren,
Weiß nicht, was ein Kerker iſt.
Jeder hört in ſeinem Kreiſe,
Daſs ſein Lied er trefflich ſingt,
Und verachtet fremde Weiſe,
Weil ſie fremd im Ohr ihm klingt.
Und er ſchließt aus Freud und Schmerzen,
Die erkeimt in eig'ner Bruſt,
Auf das Fühlen and'rer Herzen,
Auf der andern Leid und Luſt.
Aber fallen erſt die Schranken,
Die den engen Sinn gebannt,
Freier werden die Gedanken,
Klar wird uns, was wir verkannt.
Und ich lernt' in Kerkerbanden,
Nun gar manches erſt verſteh'n.
Was ich frei in freien Landen
In ganz ander'm Licht geſeh'n.
Was der Menge blinde Meinung
Und auch ich geliebt — gehaſst,
Schwand zur trügenden Erſcheinung,
Seit ich ſeinen Kern erfaſst.
Wahn iſt's, was wir auch erſtreben,
Ob man gut, ob bös es nennt —
Jede That wird der vergeben,
Der der Thaten Grund erkennt.
Rache ſchwur ich einſt euch allen,
Meinen Neid weckt' euer Glück.
Nun in eure Hand gefallen —
Nehm' ich meinen Schwur zurück.

XII.

Abend wird's, die Sonne scheidet,
Leise sinkt die Dämm'rung nieder —
Und ich bin des Singens müde,
Steck' das Köpfchen ins Gefieder,
Und vor meine Seele zaubern
Holde wunderbare Träume
Meines Waldes heilige Schatten,
Seine Blumen, seine Bäume.
Mag nun auch der Traum zerrinnen,
Wirst doch du mich stets begleiten,
Süß' Erinnern, still Gedenken
Der entschwund'nen schönen Zeiten. —
Gute Nacht nun all ihr Lieben!
Leise nah' auch euch der Schlummer,
Lösche aus in euren Herzen
Ernsten Tages Sorg' und Kummer —
Und nun nehmt die kleine Gabe,
Die ich euch vermag zu schenken,
Und erfreu'n euch diese Lieder,
Mögt ihr freundlich mein gedenken.

Der Proceſs Zola und die öffentliche Meinung.

Im vollgepfropften Coupé ſaß ich und las die neueſten Zeitungen. Die Verurtheilung Emile Zolas. Die Blätter waren voll davon und ergiengen ſich — für oder wider — in aufregendſten Darſtellungen und Ausdrücken. Die Mitfahrenden in lebhaftem Geſpräch über denſelben Gegenſtand — theils für Zola, theils gegen ihn.

Es war ſchon ſo viel über die Sache geſprochen worden — klug und thöricht, tiefſinnig und witzig. Standen nach Zeitungsberichten beim Proceſs für Zola die Dinge günſtig, ſo erklärte die Menge den Mann gleich für großartig. Standen am nächſten Tage die Sachen für ihn ungünſtig, ſo war man überall ziemlich der Meinung, daſs er ein dummer, wenn nicht gar ſchlechter Kerl ſei.

Nun war er verurtheilt. Ich recapitulierte für mich nochmals den mir bekannten Sachverhalt.

Vor etwa vier Jahren wurde in Paris der franzöſiſche Hauptmann Dreyfus verhaftet, weil er militäriſche Geheimniſſe von hoher Wichtigkeit an einen fremden Staat verrathen haben ſoll. Er wurde verurtheilt und fern auf ein Eiland des großen Oceans, die Teufelsinſel, verbannt. Der Proceſs war geheim und mit größter Willkür geführt worden, ohne daſs ſich für die Öffentlichkeit ein ſicherer Anhalt für die Schuld ergeben hätte. Dreyfus' Familie ruhte nicht, um ſeine Unſchuld ans Licht zu bringen und ſo kam ein zweiter Officier, Major Eſterhazy, auf die Anklagebank, gegen den ſich überaus markante Verdachtsgründe ergeben hatten. Dieſer wurde vom Kriegsgerichte freigeſprochen und damit die Verurtheilung Dreifus' neuerdings beſtätigt.

Nun ſtand der Pariſer Schriftſteller Emile Zola auf. Mit der Heißblütigkeit eines empörten Franzoſen proteſtierte er gegen Zuſtände,

Personen und Verfahren, die in einem Culturstaate jemanden willkürlich verurtheilen können, ohne Gesetz und ohne Öffentlichkeit. Zola, den man aus seinen Schriften als einen radicalen, rücksichtslosen Wahrheitsfanatiker kennt, schleuderte die schwersten Beleidigungen auf die Generäle, die Richter des verurtheilten Dreyfus und des freigesprochenen Esterhazy und verlangte dafür selbst in den Anklagestand gesetzt zu werden, damit er seine Beweise für die Unschuld Dreyfus' erbringen könne und der ganze Process noch-einmal aufgerollt und revidiert werden müsse.

Zola wurde der Ehrenbeleidigung angeklagt und vor das Gericht gestellt. Die Franzosen nahmen in ungeheurer Mehrzahl Stellung für die von Zola beschuldigten Generäle, für die Armee und gegen Dreyfus, der noch dazu ein Jude war. Der Process gegen Zola wurde schlau geführt. Man hatte aus seinem Proteste nur jene Punkte aufgegriffen, die sich auf Esterhazy bezogen, somit kam die Verurtheilung des Haupt-manns Dreyfus gar nicht zur Revision, und damit war Zolas Absicht vereitelt. Zola konnte seine Beweise, die sich hauptsächlich auf Dreyfus bezogen, nicht erbringen und er wurde wegen Ehrenbeleidigung verurtheilt zu einem Jahre Gefängnis und Büßung von dreitausend Franken.

Seit Jahren hatte der Hochverrathsprocess durch die Zeitungen gespukt, ohne dass man sich bei uns besonders dafür erhitzt hätte. Erst mit dem Auftreten Emile Zolas zog die Affaire die allerweitesten Kreise in ihren Strudel. — Wer sich mit Zola und seinen Schriften abgegeben hat, der wird durchaus nicht immer für ihn eingenommen sein, ja er wird sich oft abgestoßen fühlen von der brutalen Enthüllung der mensch-lichen Niederträchtigkeiten. Doch wird er den Eindruck gewinnen, dass es dem Schriftsteller um die Sache Ernst ist, dass dieser die Thatsachen, die Wahrheit rücksichtslos darstellt, so wie er sie sieht, und dass sein Wahrheitsfanatismus ihn wohl bis zum äußersten fortreißen könnte.

Nun tritt er plötzlich für den verurtheilten Dreyfus auf. Er kennt weder den Verurtheilten, noch irgendwen aus seiner Familie persönlich, er steht in keinerlei persönlichem Verhältnis zur Angelegenheit, er ist nur bis auf den Grund seiner Seele überzeugt und empört, dass Dreyfus unschuldig verurtheilt wurde und er setzt seine Popularität, seine literarische Macht, seine Person ein, damit die Wahrheit ans Licht komme. — Das war das Merkwürdige an Zola, das mich hingerissen hatte. Es gibt noch Menschen, die ihre Existenz und sich selbst einsetzen für das Recht! Ja, für das Recht eines andern, der keinen Anwalt mehr hat. — Es kam ja nicht einmal darauf an, dass Zola wirklich im Rechte war. Er vermeinte es zu sein und opferte sich persönlich für die Unschuld eines ihm vollkommen fremden Menschen.

Nun meldeten die Zeitungen, dass Emile Zola verurtheilt worden ist. Zwar nicht zum Tode und nicht zur Verbannung wie es für einen

Märtyrer stilgerecht wäre, sondern zu einem banalen Arreste und zu einer philisterhaften Geldstrafe. Aber die Verurtheilung beweist, dass die „große Nation“ trotz ihres Unglückes nicht um ein Fünkchen anders geworden ist, dass der alte Brauch auch heute gilt: Der Staat voran, das Recht hinten drein.

Der Process gegen Zola ist, so wie der gegen Dreyfus, nach allen Darstellungen zu schließen, incorrect und ausflüchtig geführt worden, und zwar, wie es heißt, aus Staatsrücksichten. Aus Staatsrücksichten kann und darf jeder einzelne Staatsbürger ungerecht verurtheilt werden! Dieses Urtheil sagt viel. Es sagt zu jedem Franzosen: Lass es dir zur Lehre sein. Bleib in deiner engen Ichsucht stecken. Kümmere dich nicht um andere, kümmere dich nicht um das Recht deiner Mitbürger, nicht um die sittliche Größe deiner Nation! — Und der Franzose kann darauf antworten: Gut, ich werde aus meiner persönlichen Ichliebe nicht heraustreten, auch dann nicht, wenn der Staat meine Steuern, mein Blut fordert. Denn wenn es keine Gemeinsamkeit im Rechte gibt, so gibt es auch keine Gemeinsamkeit in der Pflicht! —

Die Zeitungen, die vor mir lagen, nahmen allerlei Standpunkte ein. Die einen waren über Zolas Verurtheilung entrüstet, weil sie in derselben eine Spitze gegen das Judenthum, für das er in die Schranken getreten sein soll, empfanden. Die anderen Blätter jubelten, weil durch die Verurtheilung das ganze Judenthum mitverurtheilt worden wäre. Wieder andere Journale sahen nur die politische Seite. Die einen Blätter traten die Anklage breit und ignorierten die Vertheidigung, die anderen machten es umgekehrt. Jedes für sich verschwieg, was seinem Parteigeiste nicht passte, und spann das übermäßig aus, was ihm dafür dienlich schien. Bei solch verschiedenen Berichten konnte man glauben, es handle sich um verschiedene Processe, um verschiedene Rechte und verschiedene Zolas! Ein weißer Zola, ein hochherziger, muthvoller, für die Menschenrechte brennender und für sie opferfreudiger Zola! Und ein schwarzer, eitler, geldgieriger, reclamedurstiger und scandalsüchtiger Zola! Zola, der größte Patriot Frankreichs! Zola, der verbissenste Feind Frankreichs! dann gab's einen italienischen Zola, einen jüdischen, auch einen österreichischen. Dann gab's einen wahnsinnigen Zola, einen verführten und einen verführenden — kurz, von jeder Sorte einen. Es war nicht zu verstehen. Es war nicht zu verstehen, wieso hier der Antisemitismus und die Politik und alles Mögliche hineingetragen wurde in eine Sache, die schnurgerade alle Menschen angeht. Alle Menschen der gesitteten Welt!

Der Fall Dreyfus-Esterhazy-Zola wurde in die ganze Welt getragen, darum war die ganze Welt darüber in Aufregung gerathen. Es gibt auch andere Fälle von himmelschreiender Ungerechtigkeit, die von keiner Partei ausgebeutet werden können, die nur von einem menschlichen Stand-

punkte aus zu beurtheilen sind, und von keinem anderen. Würden auch solche mit so großem Pomp hinausgetragen in die Welt, so müßten sie ebenfalls Aufregung hervorbringen. Die gesittete Menschheit ist gottlob noch nicht gleichgiltig gegen Recht und Unrecht.

So meine Gedanken, die aber durch das Gespräch meiner Reisegenossen immer lebhaft unterbrochen wurden. Wie dort die Zeitungen, so schrien auch hier die Leute leidenschaftlich durcheinander. — Man habe die Verurtheilung erwartet, denn es sei nicht anders möglich, im Falle des Freispruches wäre die Revolution ausgebrochen in Paris. — Nein, die Verurtheilung sei eine Ungeheuerlichkeit, die den Krieg zur Folge haben könne. — Aber diesem Zola sei doch ganz recht geschehen, weshalb mische er sich in Dinge, die ihn nichts angiengen! Und schon gar für einen Juden sich einzusetzen! Dem Dreyfus geschehe auf der Teufelsinsel unter allen Umständen recht, auch wenn er den Hochverrath zufällig nicht begangen haben sollte. Alle Juden gehören auf die Teufelsinsel! — Nein, es war bei Zola durchaus nicht Liebe zu den Juden, er habe des öfteren gezeigt, dass er selbst Antisemit sei. Noch weniger Liebe zur Gerechtigkeit, denn da hätte er viel zu thun, wenn er alle Ungerechtigkeit, die in der Welt und seinen eigenen Romanen vorkommt, auf Leben und Tod bekämpfen wollte. Nein, nein, aus Eitelkeit hat er's gethan, der Herr Zola. Wieder einmal sprechen machen wollte er von sich. Eine Reclame für seine Bücher will er haben von den Judenblättern in aller Welt. — Und die werde er wohl erreicht haben. Und die dreitausend Franken, die er büßen muss, werden wohl doch aufgewogen werden von der Million, mit denen er bestochen ward. Und das Jahr Gefängnis, in dem er natürlich einen Roman über den Process schreibe, würde ihm zehnfachen Vortheil bringen und obendrein die Gloriole eines Märtyrers eintragen! —

Solchen Entleerungen entgegnete ein Grobian: Wie der Schelm sei, so denke er über andere! Könne man sich denn gar keine selbstlose, hochherzige That mehr vorstellen? —

Aber bitte! die Pariser würden es schon wissen. Umsonst würden sie nicht gerufen haben: Nieder mit Zola! Ins Wasser mit ihm! Jawohl! Die Pariser sind an Ort und Stelle, wir müssen es nehmen, wie es die Zeitungen darstellen. Wer näheren Einblick in die Sache gehabt, der hätte die Verurtheilung erwartet, ganz Frankreich habe sie erwartet. Was wollen es denn wir, die fernestehenden, besser wissen! — Aber bitte, fast die Hälfte der Geschworenen war für den Freispruch. — Und die größere Hälfte für die Verurtheilung. — Natürlich, sonst hätte sie ja nicht stattgefunden. — Zola war ja stets missliebig bei den Franzosen. Erinnern Sie sich doch, wie vergeblich er sich um die Aufnahme in die Akademie beworben hat! Er stellte sie auch zu abscheulich dar,

dieſe franzöſiſchen Menſchen, in ſeinen Romanen! In ſeinem Kriegsroman ſoll er's ja geradezu gegen die Franzoſen und mit den Deutſchen halten. Ein durchaus antinationaler Schriftſteller. — Und wundert ſich, nicht in die franzöſiſche Akademie aufgenommen zu werden! — Wenn er nach einem Jahre das Gefängnis verläſst, wird er in Paris unmöglich ſein. — Nach Italien, ſeinem Vaterland, wird er auswandern. — Es ſoll aber gar nicht wahr ſein, daſs er aus Italien ſtammt. Er ſoll ein Urfranzoſe ſein. — So wird er in die Schweiz auswandern. Genf etwa wäre die richtige Stadt für ihn. — Ich bitte Sie, Zola und Genf! Zola und nicht Paris! Der kann nicht athmen ohne die Luft der Weltſtadt. Der erſtickt in der Bergluft! — Eigentlich iſt es doch traurig, daſs ein Menſch nur ſo für nichts und wider nichts ſeine Exiſtenz verpatzt! Eine ſo glänzende Exiſtenz! — Für nichts und wider nichts? Auch gut. — Ich habe ebenfalls die Verurtheilung erwartet, denn man muſs nur die Franzoſen kennen. Indes, ich — offen geſagt — hätte ihn freigeſprochen. Er hat's in gutem Glauben gethan. — Und wer weiß, ob er nicht doch recht hat! Faul iſt etwas bei der ganzen Dreyfusaffaire! Es kann noch eine ungeheure Schweinerei herauskommen! Wenn die Reviſion des Proceſſes doch zuſtande kommt. — Und wenn ſie zuſtande kommt, ſo iſt das Zolas Verdienſt, und er wird noch triumphieren! — Dem Himmel ſei's gedankt, daſs es noch ſo Leute gibt, die Muth haben, für die Unſchuld einzutreten. — Ja beſonders, wenn man dafür ſo berühmt wird! —

Und das iſt die öffentliche Meinung. — Hol's der Teufel!

Dann aber fragte ich mich: Nach dieſen Zeitungen und nach dieſen Redereien — kannſt du dir ein Urtheil bilden? In Ermangelung anderer und beſſerer Quellen, kannſt du behaupten eine Meinung, oder gar ein Urtheil über den Fall zu haben? Jeder und jede ſchrotet die Sache für ſich aus, nach Gutdünken, Laune und Stimmung, nach Parteiſtandpunkten, oder um ſich in ein juridiſches oder philoſophiſches Licht zu ſtellen. Je mehr man darüber lieſt und hört, deſtoweniger weiß man, deſto unklarer wird alles, und ſchließlich muſs man ſich ſagen, es iſt Thorheit, Thorheit, nach ſolchen Quellen das Richtige erfahren zu wollen.

Und geht es am Ende nicht auch ſo in allen anderen Dingen, von denen man nur auf dem Wege der „öffentlichen Meinung" hört? Da hatte am Ende jener nicht ganz unrecht, der da ſagte: Je mehr ich leſe, deſto dümmer werde ich. Je mehr ich höre, deſto unklarer wird mir alles. — Es iſt in der That etwas dran. Ein Bild, das man unbeeinfluſst ſich ſelbſt macht, mag unrichtig ſein, aber es iſt einheitlich, und in dieſer Einheitlichkeit mehr wert, als ein ſich widerſprechendes, welches hie und da Körnchen von Wahrheit haben mag, nur weiß man nicht, wo dieſe Körnchen liegen. — Aber iſt es dann wohl der Mühe wert,

auf ſolch wandelbare Nebelpanoramen ſo viel Zeit und Seele zu verwenden? — Sollte ich mir zur Stunde nicht geſagt haben: Laſs es ſein. Höre zu, wenn du nichts Beſſeres zu thun haſt, aber thue nicht mit, öffentliche Meinung zu treiben. Haſt du über etwas deine Anſicht, deine Überzeugung, ſo behalte ſie für dich ſelber, ſchwätze nicht mit über Dinge, die du nicht klar ſehen kannſt, nicht gewiſs weißt. Und merk' dir das. — Über Zolas Verurtheilung habe ich ja meine Gedanken. Doch was gehen meine Gedanken die Menge an, die ſich ihren Bedarf an derlei ſelber deckt und zwar auf die flotteſte Weiſe von der Welt! Wahr braucht es nicht zu ſein, nur klingen muſs es gut. —

Als mir in ſolchem Sinnen die Blätter aus der Hand geſunken waren, wendete ſich eine Dame im Coupé zu mir und fragte: „Nun Herr Malſer, Sie ſind heute doch gar zu vertieft. Was iſt denn Ihre Meinung?"

— Meine Meinung? Worüber?

„Über den Proceſs Dreyfus-Zola!"

— Über den Proceſs Dreyfus-Zola? Meine Meinung? — Ich habe keine.

Hans Malſer.

Bärte.

Von Dr. Guſtav Kleinert.

„Lange Haare, kurze Gedanken" iſt ein bekannter Ausſpruch. Und zwar ſoll ſich das nur auf die Frauen beziehen. Das hat natürlich ein Mann behauptet, der dem Ewig-Weiblichen etwas anhängen wollte, wahrſcheinlich, weil er bei den Frauen nicht viel Glück hatte. Ebenſo habe ich jene Schriftſtellerinnen, die zu Helden ihrer Romane nur ganz wunderbar ſchöne und edle Frauen und aus den dazugehörigen Männern ſchlappe Waſchlappen machen, in Verdacht, daſs ihre eigenen körperlichen Vorzüge wenig Anziehungskraft für die Männer hatten. Denn es iſt doch noch ſehr die Frage, ob man bei den Frauen gerade von „kurzen Gedanken" ſprechen kann; ich habe Ehemänner gekannt, die gelegentlich über die langen Gedanken ihrer Ehehälften des Langen und Breiten zu berichten wuſsten. Indeſſen in ihrer Allgemeinheit möchte ich die Theſe „lange Haare, kurze Gedanken" faſt gelten laſſen, alſo auch auf die Herren der Schöpfung bezogen. Nun iſt es ja wahr, daſs man von Künſtlerhaaren ſpricht; von jenen langen, zudringlichen Haaren, die in kürzeſter Zeit aus dem ſauberſten Rockkragen ein „Noli me tangere" machen, aber es gibt glücklicherweiſe auch ganz bedeutende Künſtler, ſogar Maler, die dieſer Sitte zum Trotz das Haar

ganz geschoren tragen. Außerdem habe ich jene stattliche Reihe von Gelehrten auf meiner Seite, deren Haarwuchs sich mit der Zeit vollständig nach rückwärts concentriert hat, wodurch dann jene hohe, eindruckmachende Denkerstirn entsteht, die sich bis zum Wirbel erstreckt und auch dem Beschauer allerlei zu denken gibt. Jene mondscheinsüchtigen gelehrten Herren werden gegen die umgekehrte These: „Gar keine Haare, kolossale Gedanken" wenig — es sei denn aus anrüchig-übertriebener Bescheidenheit — einzuwenden haben. Nun will ich jedoch den Satz „lange Haare, kurze Gedanken" nicht für das Haupthaar, sondern nur für den Bart mir so ein klein wenig in Anspruch nehmen und komme daher mit den Künstlerhaaren gar nicht einmal in Conflict.

Man mag sich dagegen sträuben, wie man will, man mag mir übel angebrachte Subjectivität und bedenkliche Parteilichkeit vorwerfen, man mag anführen, dass doch die Menschen das Pulver erfunden und die Margarinbutter, dass sie also unbedingt höhere Wesen sein müssten, — der Bart ist und bleibt ein Rest, ein unabweisliches Andenken für und an unsere thierische Vergangenheit.

Wir finden uns ja mit diesem animalischen Vergissmeinnicht leidlich gut ab, wir sind stolz auf unseren Bart, wir pflegen ihn, wir bürsten ihn, wir streicheln ihn, lassen ihn uns sogar streicheln, wenn wir zufälligerweise — ich will jedoch niemand etwas Böses wünschen — verlobt sind; aber das ist alles nur so ein Selbstbetrug, wir machen eben nur gute Miene zum bösen Barte. Selbst die Vorliebe der Frauen für bärtige Männer und das unbarmherzige Naserümpfen derselben den bleichen Milchgesichtern gegenüber spricht auch nur dafür, dass der Bart ein thierisches Erbstück ist und zum Darwinismus gehört. Denn die Liebe, so ideal sich dieselbe im Laufe der Jahrhunderte auch gestaltet haben mag, so viele lyrische Gedichte und Lustspiele mit Doppelverlobung im letzten Act sie auch hervorgerufen haben mag, ist im letzten Grund ebenfalls zu den angenehm-animalischen Erinnerungen zu rechnen. Die Frauen haben keine Bärte und sind eigentlich schon aus diesem Grunde — man staune doch auch mal über meine Galanterie — zu den wirklich höheren Wesen zu rechnen, weshalb sie ja auch wohl in begnadet erleuchteten Augenblicken von den weit tiefer stehenden Männern Engel genannt werden. Und trotzdem zieht dieses Gegensätzliche, dies Ewig-Thierisch-Bärtliche — Beweis genug, wie confus es in der Welt zugeht — jene rosenwangigen, formenschönen Engel an. Sie schwärmen bei den Männern außer für den Kneifer, beziehungsweise das Monocle und die dazu gehörige anständige Nase, in erster Linie für hübsche „aufregende" Bärte, das Charakteristisch-Männliche, ebenso wie wir in Sonderheit für das Charakteristisch-Weibliche schwärmen. Sie sagen uns das zwar nicht so offen hin, und wir sagen ihnen das auch nicht so direct in das hübsche Gesicht,

aber wir lassen es sie doch „durchfühlen“. Das ist etwas indiscret; indessen wozu sind denn die kleinen Geheimnisse da, wenn man sie nicht ausplaudern soll.

Die Frauen haben in ihrem Naturell — von Charakter kann man bei ihnen eigentlich nicht reden, denn sie haben für jeden Tag der Woche einen besonderen Charakter, und den besten, wenn ihnen gerade ein neuer Hut bewilligt worden ist — einen entschieden souveränen, um nicht zu sagen despotischen Zug, sie lieben nämlich bei den Männern den beschränkten Unterthanenverstand; und wenn sie dann auch instinctiv einen üppigen — dieses Eigenschaftswort spielt bei allen Wechselbeziehungen zwischen „ihm“ und „ihr“ eine große Rolle — Voll- oder Schnurrbart oder auch beides zugleich lieben, so drängt uns dieser Umstand unwillkürlich zu dem Schluss, dass üppige Bärte das äußere Kennzeichen von beschränktem Unterthanenverstand sind. Schopenhauer braucht es uns wahrhaftig nicht naturpsychologisch bis zur Beschämung zu beweisen, dass die schönsten Frauen die thörichtsten Gemähler erküren, man kann es alle Tage erleben; so dass denkende Männer ordentlich einen Schrecken bekommen müssen, wenn sich eine schöne Frau für sie interessiert. Denn der Mann ist gerichtet.

Da man nun den Vogel an seinen Federn erkennt, so kann man auch mal den Versuch machen, die Männer nach ihren Bärten zu classificieren. Ich weiß nicht, wie es den Lesern damit geht, aber ich bin immer etwas vorsichtig — misstrauisch, wenn ich mit einem Manne zu thun habe, der augenscheinlich schon dreißig Jahre alt ist und dennoch keine Haare im Gesicht hat. Es ist doch kein Zufall, dass alle diese Leute, mögen ihre Gesichtszüge auch sonst noch so verschieden sein, etwas schlau Verschmitztes, Hinterlistiges haben. In der Regel ist es bei diesen mit ihrem Bartwuchs von Natur schon kümmerlich bestellt; aber auch diejenigen, welche dieses glatte Gesicht nur markieren, indem sie den Bart beseitigen, machen auf mich denselben fatalen Eindruck. Das sind die richtigen Intriguantengesichter, und kluge Frauen heiraten solche Leute auch nur, wenn sie durchaus keinen bärtigen bekommen können, denn die erste Violine werden sie bei dem ehelichen Concert sehr selten spielen. Es dürfte auch häufig kein Zufall sein, dass Priester und Schauspieler — die ja auch von Goethe in psychologische Beziehung gebracht werden — wenn sie nicht schon von Natur über ein bartloses Aushängeschild des Geistes verfügen, dasselbe wenigstens künstlich herzustellen suchen. Ich bezweifle, dass der katholische Clerus im Vollbarte die unbestreitbaren Erfolge in seinem Einfluss auf die gläubige Herde aufzuweisen hätte; mir hat wenigstens solch ein ultramontan rasiertes Gesicht immer unheimlich imponiert. Auch durch die Tonsur suchen sich die Geistlichen einen geistig überlegenen Anstrich zu geben. Solch eine breite Oberlippe, die für den

harmloſeſten Bart Raum genug bietet, in ihrer herausfordernden Nacktheit gewährt dem Beſitzer ein gewiſſes fatates Übergewicht über ſeine ſchmallippigen ſchnurrbärtigen Zeitgenoſſen. Es mag dies nur eine Täuſchung ſein, an welcher die letzteren ſelber ſchuld ſind; indeſſen mundus vult decipi, das iſt ein Sätzchen, welches auch noch nach hunderttauſend Jahren ſeine volle Geltung behält.

Einen ähnlichen Eindruck wie das glattraſierte Geſicht machen die Geſichter mit dem kurzen Backenbartanſatz, der von den Ohren bis zum erſten Drittel der Wangen reicht. Er gibt der Phyſiognomie außer den eben angeführten Eigenſchaften noch einen Stich ins Philiſtrös-Habſüchtige. Er wird mit Vorliebe von den Engländern getragen und auch wohl zuweilen von Deutſchen, die ſich einige Zeit in England aufgehalten haben.

Der Backenbartanſatz in ſeiner Vollendung iſt unter dem Namen Cotelette bekannt. Dieſe Bartform gibt dem Geſicht einen Schein von Gutmüthigkeit und macht das Verſchlagene, das durch den Bartanſatz hevorgerufen wird, vergeſſen, aber es ſind doch häufig eigenartige, zur Verſtellung geneigte Menſchen, die dieſe Bartform lieben. Und Leuten, die eine lange Naſe und kurze Stirn haben, möchte ich dieſelbe nicht anempfehlen. Ich muſs jedoch hier ein- für allemal betonen, daſs ich nur den Eindruck zu ſchildern verſuche, den die verſchiedenen Bartformen auf mich gemacht haben und den ich ſehr häufig beſtätigt fand. Selbſtverſtändlich können unter den Vertretern ſämmtlicher Bartformen die ehrenwerteſten und tüchtigſten Leute ſein; indeſſen wir leben nun einmal in dieſer Welt des Scheins, und darum iſt der Eindruck dieſes Scheins nicht gleichgiltig.

An das Cotelette ſchließt ſich der ſogenannte Rahmenbart an, der in ſchmalem Streifen von einem Ohr zum andern geht uud auch am Kinn nicht breiter iſt als auf den Backen. Es iſt die thörichteſte Bartform, die man ſich denken kann. Sie würde ſelbſt dem hübſcheſten und intelligenteſten Geſicht etwas Albernes verleihen, und trotzdem gibt es Leute genug, die dieſe Bartform bevorzugen. Ein Schauſpieler, der einen thörichten Patron darzuſtellen hat, braucht nur dieſe Bartform zu wählen, und er wird ſeine Abſicht nicht verfehlen.

Der Rahmenbart in ſeiner Vollendung und allſeitigen Entwickelung wird zum Vollbart. Derſelbe wird aber faſt nie ohne Schnurrbart getragen, weil die ganze Phyſiognomie dadurch etwas Unfertiges, Verlegenes bekommt. Der Beſitzer könnte auch gerade ſo gut ohne Kopfbedeckung oder ohne Shlips auf der Straße herumlaufen.

Der Vollbart mit zugehörigem Schnurrbart. Er iſt der Stolz des Mannes, zuweilen ſogar ſein einziger Frauen können ſich allein ſchon in einen ſolchen Vollbart verlieben. Er verleiht dem Geſichte etwas Würdiges,

Selbſtbewuſstes, Reifes; geiſtreiche Männer tragen indeſſen ſelten Vollbärte. Die Beſitzer derſelben haben von dem Eindruck, den ſie dadurch machen, häufig eine übertriebene Vorſtellung. Es liegt ſo etwas Fertiges in ihrer Phyſiognomie, als wenn ſie von niemandem mehr etwas lernen könnten, als wenn ſie mit ihrer Bildung längſt abgeſchloſſen hätten. Sie erlauben ſich, geſtützt auf den überlegenen Eindruck, den ſie zu machen glauben, über alles ein voreilig ſicheres Urtheil, und werden moquant, wenn ſie auf Widerſpruch ſtoßen. Sie ſind alle ſehr eitel und davon überzeugt, in ihrem Vollbart das ſicherſte Mittel zu beſitzen, den Frauen gefährlich zu werden. Geriebene Gauner tragen ebenſowenig Vollbärte, wie Duckmäuſer und Leiſetreter. Die letzte Handlung des Vollbartmannes, wenn er im Sterben liegt, beſteht darin, noch einmal mit einem tiefen Seufzer ſeinen Talisman zu ſtreicheln.

Der Vollbart mit ausraſiertem Kinn. Er gibt dem Geſichte das Gepräge von Wohlhabenheit und Vornehmheit. Wird daher mit Vorliebe von Commerzienräthen, ſolchen, die es werden wollen, und von Beamten getragen. Er erweckt den Eindruck der Strenge und des Pflichtgefühls, läſst aber doch etwas Gutmüthiges dabei erſcheinen. Ich bin davon überzeugt, daſs von allen Bartträgern der Mann mit dem ausraſierten Vollbart von ſeinen Nebenmenſchen am leichteſten Geld geborgt bekommt. Er iſt bei der heiratsluſtigen Jugend als Schwiegervater ſehr beliebt, heiratet auch ſelbſt meiſtens zum zweitenmale, wenn ihm ſeine erſte unvergeſsliche Gattin durch den Tod entriſſen wird.

Der Knebel- oder Philiſterbart. Es iſt dies der bis zum Kinn abraſierte Vollbart, wodurch die Wangen ein dunkelblaues, wetterfeſtes Ausſehen bekommen, und wird ſo lange mit der Hand nach unten gezogen, bis er ſich dazu bequemt, ſtraff vertical herunter zu hängen. Ich habe ihn außer bei gutſituierten Handwerkern und kleinen rührigen Fabrikanten mit Vorliebe von Elementarlehrern tragen ſehen, die nicht nur das Mittelſchul-, ſondern auch das Rectorenexamen gemacht haben. Es gibt dem Geſicht etwas Rechthaberiſch-Vorwitziges, und ſchlanke, ſinnige, träumeriſche Mädchen ſchwärmen nicht dafür. Aus der durch einen ſolchen Bart beeinflusſten Geſichtsbildung lieſt man gern die Deviſe „Ehrlich währt am längſten“ heraus, man kann aber auch den Kürzeren dabei ziehen. Es ſind meiſt Streber, die bei der Wahl ihrer Mittel zum Zweck nicht ſonderlich ſcrupulös ſind, dabei aber meiſtens unter dem Pantoffel ſtehen, wenn ſie verheiratet ſind.

Der ſogenannte Henri quatre iſt zwar eine Art Miniaturausgabe des Knebelbartes, gibt aber der Phyſiognomie einen ganz anderen Charakter. Er wird in Verbindung mit dem Schnurrbart durch ſorgſame Cultivirung der „Fliege“, einer in der Mitte des Kinns befindlichen Haarvaſe, gebildet. Er drückt gewiſſermaßen der ganzen äußeren Erſcheinung den

Stempel des Galant-Leichtlebigen auf, was ja vielen Frauen an den Männern gefällt, wenn sie auch zuweilen böse Erfahrungen dabei machen. „Doch wer kühn ist und verwegen, kommt vielleicht noch besser fort", das scheint der Grundsatz der Henriquatre-Männer zu sein. Ein freundliches, zuvorkommendes, ein sogenanntes einnehmendes Wesen, hinter dem aber der Schalk lauert, das ist der erste Eindruck, den ein Mann mit dieser Barttracht hervorruft, also doch auch wohl hervorrufen will. Es ist daher also auch nicht zu verwundern, dass er mit Vorliebe von den Franzosen getragen wird.

Und so kommen wir denn auch endlich zum Schnurrbart. Er macht von allen Bärten im allgemeinen den meist sympathischen Eindruck; jedenfalls ist die Zahl der Pfleger und auch der Verehrer, beziehungsweise Verehrerinnen die größte. Er verleiht der Physiognomie entschieden etwas Flottes, Chevalereskes, Feuriges, Intelligentes und verschönt daher in der That das Gesicht, so lange er in seiner einfach natürlichen Form getragen und nicht an ihm herumgekünstelt wird. Er gibt wie die Augenbrauen dem Gesicht die Schattierung und nimmt demselben das Unheimlich-Monotone, das jedes bartlose Gesicht in gewissem Grade hat. Der Schnurrbart kann manche Unvollkommenheiten des Antlitzes vertuschen und verdecken, ohne dabei doch wie beim Vollbart den ganzen unteren Theil des Gesichtes und besonders die Formen des Kinns zu verhüllen. Manche zu dicke, oder nicht besonders edelgeformte Oberlippe — ein Deficit, das sehr viele sonst ganz hübsche Männer haben — wird durch den Schnurrbart der Kritik entzogen, manche nicht gerade griechisch geschnittene Nase muss der desto classischere Schnurrbart wieder herausreißen. Denn während man diesen bewundert, entwischt jene glücklich einer strengeren Prüfung, sowie ja auch die Frauen zuweilen nur deshalb funkelnde Diamanten tragen sollen — man hat mir das wenigstens versichert, ich glaube es aber doch nicht — um das Auge des Beschauers von irgend einem körperlichen Mangel abzulenken. Jedenfalls aber erscheint durch den Schnurrbart mancher etwas zu große Mund normaler und mancher Durchschnittsmund bedeutend verführerischer. Aber, wie gesagt, er muss in seiner natürlichen urwüchsigen Gestalt die Oberlippe zieren und soll weder zu spärlich noch zu wüst sein. Dem letzteren kann man ja leicht mit der Scheere beikommen, und manchem Inhaber eines riesig-unschönen Schnurrbartes wäre im eigensten Interesse eine kleine Beschneidung sehr zu empfehlen; ob man aber auch der Spärlichkeit des Schnurrbartes beikommen kann, nachdem die Natur und die Zeit sich dagegen als ohnmächtig erwiesen, darüber werden sich wohl nur die Erfinder von Barterzeugungsmitteln einig sein, oder auch diese noch nicht einmal, indem ja stets jeder das seinige für das allein wirksame preist. So ein dürftig winziger Schnurrbart macht allerdings eine entsprechend

ſchwache Wirkung, aber er ſcheint doch den meiſten noch immer „opportuner“ zu ſein, als gar keiner; indeſſen die Sorte von Schnurrbärten, die hinter den Ohren getragen werden kann, verfehlt auf vernünftige Menſchen und feinfühlige Frauen ebenfalls ihre Wirkung. Dasſelbe gilt von allen Künſteleien, wie dem affectierten Gedrehtſein nach oben oder unten oder in die die öffentliche Sicherheit gefährdenden Spitzen. So hübſch der Schnurrbart in ſeiner natürlichen Geſtalt — die nöthige Pflege iſt dabei keineswegs ausgeſchloſſen — ausſieht, ſo wird andererſeits dieſe „Zierde des Mannes“ durch jene die Lächerlichkeit herausfordernde Dreherei und Wichſerei ein Gegenſtand ſpöttiſcher Kritik, die ſogar bei zart-äſthetiſch veranlagten jungen Damen eine aufkeimende Liebe erſticken kann. Die Lächerlichkeit wirkt zwar bei uns immer noch nicht ſo vernichtend, wie ſie das eigentlich ſollte, aber ſie iſt doch bereits eine Macht, die nicht mit ſich ſpaſſen läſst. Und zu dieſen Lächerlichkeiten gehört auch das ewige nervöſe Ziehen, Streicheln und Drehen des Bartes. Es iſt ganz ſonderbar, wenn jemand eine lange Naſe hat, ſo läſst er hübſch die Finger davon und zieht ſie nicht noch mehr in die Länge, aber bei dem Barte iſt man hierüber ganz anderer Anſicht, obwohl es eigentlich ebenſo abgeſchmackt iſt, fortwährend an dem Barte wie an der Naſe herumzuzerren. Wer alſo einen hübſchen Schnurrbart ſein eigen nennt — und wer hätte den wohl nicht in ſeinen Augen — der verderbe den vortheilhaften Eindruck, den er dadurch zweifellos auf ſeine Zeitgenoſſen, beſonders aber die weiblichen, macht, nicht durch ſolche fatale Angewohnheiten.

„Tägliche Rundſchau.“

Wahret die deutſchen Ortsnamen!

Von J. K. Techer.

So im Vorbeifahren um den Dolomitſtock der drei Zinnen erinnert der Heimgärtner, es war im Januar-Heft ſeines Blattes, an den ehrlich deutſchen Namen des Miſurina-Sees. Der würde von rechtswegen im Munde der Deutſchen Mosrain-See heißen, wenn eben nicht unſere engeren, weiteren und weiteſten Landsleute, ſobald ſie ein Bildunglein dritter Güte erbuchſtabiert haben, dies durch fleißige Verwelſchung aller denkbaren Bezeichnungen erreichen wollten. Da drinnen im Dolomitengebiet, an der Grenzſcheide zwiſchen den deutſchen Puſterer und italieniſchen Furlaner Alpenorten geht es damit beſonders bös her. Dort iſt einer der claſſiſchen Punkte, wo ſich dieſe deutſche Gewohnheitsſünde in ihren luſtigſten und ärgerlichſten Spielarten beobachten läſst. Dort, auf der

Haid, haben die „gebildeten“ Sommerfrischler und Bergläufer aus den deutschen Landen die Orts-, Flur- und Bergnamen, die Landkarten der Touristen und deren Wegweisbüchlein verwelscht, die Kellnerinnen, Hausknechte, Stellwagenkutscher und Bergführer zum Welschheucheln genothzüchtigt. Vor vier, vor drei Jahrzehnten noch, bevor das Ampezzo völlig „entdeckt“ und „erschlossen“ worden, war alles, was diesseits der Wasserscheide zwischen dem Rienz- und Boito-Quellgespreng liegt, echt deutsch, geradeso wie derzeit noch — im Winter, wenn dort die wurzelständigen Leut unter sich sind.

Wenigstens verhielt es sich so vor fünfzehn Jahren, wie ich damals selbst mit freudig verwunderlichem Staunen erfahren habe. Es war ein sonnenklarer Jänner-Sonntag, der letzte in diesem Monat des Jahres 1883; als ich von der Mühlbacher Klause herauf ins Hochpusterthal fuhr, glitzerten die bereiften Wälder an den Thalhängen, glänzten die schneebedeckten Almfelder zwischen den Felszacken der Dolomiten so anlobend, dass ich in Welsberg beim kurzen Anhalt Pelz und Rucksack aus dem Coupé hinauswarf und ihnen nachsprang. Den wahren Feiertag musste ich mir breitschlagen!

Beim „Lamm“ gab's ein gut tirolisch Fastnachtessen, das meine innere Verfassung wieder ins Gleichmaß rückte, die vom gestrigen sybaritisch üppigen Festmahl in Bozen und der darauf folgenden Weinkosterei mit gut dritthalb Dutzend Tisch- und Kneipreden sich etwas windschief verspürt hatte. Ob ich einen Schwarzen nach dem Essen und einen Rennschlitten mit einem flinken Bergrössel zur Fahrt ins Ampezzo haben könnte, fragte ich den Hausherrn. Einen Schwarzen ohne Feigenkaffee alsogleich, replicierte anstatt des Gemahls die resolute Lammwirtin, aber mit dem Rössel werde es sich schwer machen lassen; das Heu- und Holzführen die ganze Woche — seine Sonntagrast müsse der Christmensch auch dem lebenden Vieh gönnen. Bejahend nickte hiezu der stattliche Wirt und lüftete hiebei — gegen fremde Herrische muss man höflich sein auch zur Winterszeit — sein grünsammt'nes Käppchen. Wartet, euch krieg ich schon dran, bevor sich der siedheiße Kaffeetrunk kühl gestanden, dachte ich mir und hub an zu fragen, wie das „Lamm“ sich wieder aus der bösen Überschwemmung vom letzten Spätsommer herausgewutzelt habe so nett und sauber, wie man jetzt sehen könne. Das sei wolltern schief gewesen dazumale wie ich, gleich nachdem die ersten Hochwasser wieder abgeronnen waren, mit dem Beamten aus Bruneck, der Frau und Kinder auf dem Niederdorfer Bahnhof in der Frische gehabt, auf dem angeschwemmten Schlamm und Schutt in der Stube herumgekrochen sei, in der ich jetzt so gemüthlich auf den Ofenbank hocke.

Da rückwärts ober der Thür ins Nebenstübel sei das wüste Zuig so hoch gelagert gewesen, dass ich mich kaum auf dem Bauch liegend

durchzwingen konnte, und in den Säcken meiner Joppe am Decken-Getäfel mir ein Loch gerissen habe.

Und wo die Frau Wirtin die eingemachten Bohnen, die ich bekommen, wohl her hätte; ihr Krautgartel sei ja von den Giefs lei völlig weggerissen worden.

Ich bekam mein Rössel, und ein gut ausgerastetes auch noch; dazu ein Prachtexemplar von einem Kutscher. Den hatte die Halbe Wein, die ich ihm vor der Fahrt auf den grimmig kalten Weg hinaus — der Thermometer zeigte zehn Grad unter Null — als Wärmetrunk hatte geben lassen, sehr gesprächig und mittheilsam gemacht. Schon bei der ersten Spende einer Cuba zu fünf gieng's über das sommerliche Touristenvolk los mit Glimpf und mit Schimpf, so dafs ich an manches deiner Sprüchlein, lieber Freund Heimgärtner, denken mufste. Wie wir die beschneite Eisfläche des Toblachersees in seiner frostreif übersponnenen Lärchenumrahmung zur Rechten hatten, entwickelte sich der Lotter als scharfer Deutschnationaler von der kecken Tonart. „Das Rössel lauft selber seinen richtigen Trab; so ein Vieh, das ans Heuschlitteln von den Almen herab gewöhnt ist, braucht auf gutem Weg kein Leitseil. Jetzt können wir plauschen, Herr", und dabei drehte er sich vom Bock her zu mir um und hub, bald laut fluchend, bald in geheimnisvoll gedämpfter Stimme, zu zettern an: „Eine Schand und ein Spott ist's, was die fremden Leut aus Wien und aus Preußen und weiß der liebe Gott, von wo überall her, aus unserem Winkel da machen. Mein Lebtag hat's auf der Haid g'heißen, wo wir hineinfahren; aber na, heutzutag ist das nit herrisch, nit vornehm genug, Ampezzo tituliert man's jetzt. Alleweil haben unsere Nachbarn ihre Küh auf die Toblacher Alm 'trieben; Monte Piano heißen sie's jetzt, und aus dem Höhlenstein habens gar ein Höllenstein gemacht, und vornehm heißen sie's Landro, grad auf Welllisch. Ein bissel welllisch versteht unser einer hier zu Land auch und in der Sprach nennen's die Höhle seitwars vom Bauer'schen Wirtshaus freilich Landro, wie jede Höhlen."

Ich mufste dem Kutscher-Philologen recht geben. L'andro ist die maulfaul venetianische Form des italienischen l'antro, die Höhle. „Na, die Höhlen werd' ich ihnen weisen, wenn wir hinkommen; a Höllen ist, ins drei Tuifels Namen, dort schon gar nicht. Schön ist's dort, wie im Vorhimmel, wenn Sanct Petrus das Thor ein bissel aufmacht."

Damit hatte der Kutscher recht. Das Thal weitete sich, die drei Zinnen und die Bergkolosse in dem Halbrund um den Dürrensee kamen in Sicht. Ich habe sie früher und später öfter in ihrer Sommerpracht, wenn die Sonne hoch im Zenith stand und wenn sie im Untergehen die Dolomitzacken und Wände mit rothem Glast überglühte, in erschauernder Bewunderung angestaunt. So herrlich, wie damals, am eisig kalten

Winternachmittage, habe ich sie aber niemals gesehen, weder vorher und noch nachher. Das Thal und der Unterbau der Bergmassive lag bereits im blaulichen Schatten und da herunten war völlige Windstille. Oben aber, auf den sonnbeschienenen Höhen, raste ein Wirbelsturm und wildes Schneetreiben. Im Mittelpunkt dieses hochalpinen Cyclons standen die drei Zinnen. Bald waren sie alle drei, bald eine oder zwei derselben in eine Riesenwolke von Schneestaub eingehüllt; dann trat wieder plötzliche Stille ein; die Schneestaubnebel senkten sich, und die Zinnen hoben sich mit ihren scharfen Umrissen klar und wundervoll rein vom blauen Himmel ab. Nach ein paar Minuten wurde es wieder lebendig da oben. Zuerst hub das Schneetreiben in den tiefen Felsrunsen an, und in den sogenannten Kaminen. Leichte Schneewolken, wie Lämmerwölklein, stiegen da aufwärts zu den Spitzen, und auf einmal fasste sie die Windsbraut, zerzupfte sie, holte sich von der Südseite her ihren wallenden Mantel und führte in demselben einen berückenden Schleiertanz rings um die Zinnen auf. Das alles beleuchtete und durchleuchtete die untergehende Sonne mit ihrem winterlichen Alpenglühen. Hielt die Windsbraut, um Athem zu schöpfen, Rast, so erblühten die Dolomit-Schroffen dunkel rosig, satt in der Farbe, wie das vielberühmte, viel besungene Rosengärtlein König Laurins am Schlern bei Bozen. Flogen und flatterten aber die Schneeschleier wieder auf, dann ergaben sich alle denkbaren Abtönungen vom hellsten, kaum röthlich überhauchten jungfräulichen Farbenduft einer eben aufknospenden Malmaison-Rose mit den zahllosen Übergängen bis zum vollsatten Rosa der Bauern-Centifolie. Und all diese Spielarten hatten eine metallische Lasur, wie die Knospe einer Safrano-Rose, fast wie die Flügel eines Blasengels in einer alten Tiroler Dorfkirche, dem der Barockmeister die Federn zuerst vergoldet und dann mit einer Karminlack-Lasur belebt hat.

„Herr, wenn's die Höhlensteiner Höhlen noch sehen wollen, vor's ganz dunkelt, so kommens. . . . Da drunten an der Felswand sehen Sie das großmächtige schwarze Loch. Der Ruß an der Dekn kommt vom Polentakochen her, das die welschen Straßenarbeiter drin in der Höhle treiben; alles verschmutzen die Höllsakra — jo sölle woll." Ein Stichwort vom Kutscher; ich folgte ihm in die gehörig überheizte Schwemm des trefflichen Touristenhotels, wo man einen Guten schenkte; der karfunkelte im Glas und wärmte bis in die beim Schneesturmkneipen vereisten Fußspitzen. Des Rösselenkers kleiner Cumpanei am andern Tisch hatte er die Zungen gelöst; laut gieng es her und lustig, den Gesprächsstoff bildeten wieder die Sommertouristen und deren Welscherei. Da hörte ich noch manchen Bergnamen auf deutsch, den die Karten italienisch aufweisen. Leider durfte ich mir keine Notizen aufschreiben, wollte ich die Leutlein nicht kopfscheu machen. Das große Wort führte ein junger

Bergführer, ein hochgewachsener, tannenschlanker Bursche mit kleinem Schnurrbärtlein im bildsauberen, fast mädelhaften zarten Gesicht, aber mit funkelnden Augen und dem ruhig verwegenen Gehaben des anerkannten Hagmaiers, des Preisringers; ein ländlicher Herzenbrecher. Der erzählte gut und saftig, wie die „Gnädigen", die er auf die Berge hinaufschleppen müsse, nun einmal welsch mit ihm reden wollen und glauben, oder sich stellen, zu glauben, dass er seiner Mutter ehrlich Deutsch nicht verstehe. Er könne allerdings zur Noth italienisch, wie ja alle Nachbarn daherum an der Grenz', und da gehe er auf die Einbildung der Fremden ein, weil das viel mehr Trinkgeld trage, wenn er ihr Krautwelsch sich richtig ausdeute. Das aber sei gar nicht so schwer, da die Fräuleins, ehe sie an ihn mit ihren welschen Brocken herankommen, früher auf deutsch unter sich rathschlagen, wie das sprachliche Wagnis zu bestehen wäre. Auch mache seine Verstellung ins Wällische ihm mitunter großen Spass. Weil die Fräuleins glauben, er verstehe ihr berlinerisch Buchdeutsch schon gar nicht, redeten sie in seiner Gegenwart als „Mädchen unter sich" sehr ungeniert, auch über ihn und oft so, dass er „roth werden müsse." — „Geh, luig nit, du und roth werden!" ertönte der Kellnerin Zwischenruf vom Schenkschranken her. — Darauf gab der Führer eine Geschichte zum Besten, wie sie der geehrte Leser in Boccaccios Decamerone nachsehen kann in der Novelle vom schönen Gärtnerburschen im Nonnenkloster, der sich so lange taubstumm gestellt, bis zu vielseitige Anfechtung ihn brach gelegt.

Was ich im Schlitten und in der Höhlensteiner Schwemm gehört, habe ich etliche Jahre später bestätigt gefunden. Ich hielt mich ein Paar Tage in Toblach auf und pflegte im Hotel Ampezzo zu frühstücken, an dem Tischlein vor dem damals noch bescheidenen Haus, bei der Anspann, von wo der Stellwagen nach Cortina abfährt, und zur Zeit, wenn die Fahrgäste sich einstellten. Kam ein solcher in Sicht, krautwelschten Hausknecht, Kutscher und Kellnerin; der Passagier suchte sich italienisch, oft mit Hilfe eines Taschenwörterbüchleins, zu verständigen und es gieng ganz prächtig. Im Nothfalle ließen Hausknecht oder Kellnerin sich zu deutsch radebrechen herbei und das klang gottserbärmlich gezwungen. Waren die drei unter sich — ich ward als neutraler Landsmann angesehen — redeten sie ihr angeboren pusterisch. Auf eine inquisitorische Anfrage wegen solch frevlerischer Sprachenmengerei belehrte mich die Kellnerin: „Die deutschen Herrschaften sind das Trinkgeldgeben nicht gewohnt und überhaupt sparsam mit den Gröscheln. Könnens da, am Eingang zum Ampezzo, zum erstenmal ihr bissel Italienisch anbringen, so g'freut sie das unbändig und in der Freud lassens a Zwanzigerl springen." — Ich konnte im Grunde meines Herzens den hartlebenden Leuten ihre Art, das klein bisschen Sommererwerb zu mehren, nicht

allzu sehr verübeln, wohl aber den deutschen Schwestern und Brüdern aus dem Reich und vom Donauthal her ihren Fehl an einem richtigen Stammesbewusstsein in solchen kleinen Dingen. Diese lässt sich wohl auf eine avitische Erbsünde zurückführen, auf jene Gattung Bildungsprotzerei, die ein seit Jahrhunderten einseitig philologischer Erziehungsdrill der deutschen Nation eingeimpft hat. — Man kann davon haarsträubende Exempel erleben, auch hoch oben, nicht bloß tiefer herunten.

Vor anderthalb Jahren fuhr ich wieder einmal über den Bodensee. Wir kamen vor Langenargen am Schloss Montfort vorbei, wo dessen Herrin, die Prinzessin Louise von Preußen, einstieg. Von Damen des Gefolges und Lakaien hörte ich das Wort Montfort mit tadellos französischem Nasallaut aussprechen; einige Herren auf dem Vorderdeck, die sich gegenseitig Herr Doctor und Herr Professor und Herr Justizrath antitulierten, bemühten sich, ihrer schwerfälligen oberschwäbischen Zunge den besagten Nasenlaut anzuzwängen. Ich fragte unverfroren, weshalb sie französisch machten, sechsundzwanzig Jahre nach Sedan, was nahezu durch ein Jahrtausend mit deutscher Betonung ausgesprochen worden. Das von der Prinzessin aus dem deutschen Kaiserhause restaurierte Schlösschen Montfort sei der letzte Ansitz eines im Mittelalter um den Bodensee herum reich begüterten, allerdings aus dem romanischen Rhätien stammenden, aber deutschen Grafengeschlechtes gewesen. Wenn die Herren als Schwaben dafür kein historisch Verständnis hätten, so müssten sie als akademisch gebildete und graduierte Deutsche doch sich des Minnesängers Hugo von Montfort, der da drüben auf Hochbregenz gesessen, von der Schule und von der Lectüre des „poetischen Hausschatzes" her erinnern, Hugos, des so fruchtbaren mittelhochdeutschen Lyrikers und Epikers. Ich musste die belehrende Einwendung hören, auf Montfort werde jetzt das zweite t fallen gelassen und das ont gequetscht. — Und doch weht über des Schlösslein Zinnen die Flagge des deutschen Kaiserhauses!! —

Ganz Unglaubliches wurde von den officiellen Landkarten- und Catastermachern in Entstellung oder Verballhornung von Berg-, Orts-, Bach- und Flurbenennung verbrochen. Die Landkarten-Männer giengen wenigstens ehrlich vor und irrten im guten Glauben, wenn sie die Bezeichnungen ungenau in ihre Mappe eintrugen. Sie verstanden, als Landfremde, Dialect und Aussprache der Ortseingesessenen nicht, bei denen sie Auskunft holen mussten; da wird auch neuestens das meiste richtiggestellt. Unglaubliches ist aber in den Catastern bei deren Anlage im vorigen Jahrhundert verbrochen worden. Diese halbgebildeten Amtsschreiber ritt der Talmi-Bildungsteufel wie ein Alp. Nur zwei mir persönlich nächstliegende Beispiele: mein Baumgarten in Altenberg liegt „am Köppring", wie alle Nachbarn von uraltersher die Örtlichkeit bezeichnen; im Catasterbuch, auf der amtlichen Catastermappe, ist sie als Koppreut

bezeichnet. Es erschien wohl dem Judenauer Pflegamtsschreiber, der bei der Catastervorlage die Feder führte, das „reut" vornehmer! Für den geschichtlichen Quellenforscher, dem Flurnamen einen Weiser betreffend der ersten deutschen Ansiedlungen in einer Gegend geben, ist es ein ganz verschieden Ding, ob ein Name in Reut, Reute, Ing, Ingen, Beuren, Buren oder Wil, Wilen auslautet! Der Schreibersknecht hat die geschichtliche Spur zertreten; das Gleiche geschah mit dem Kraienbühel, einem stattlichen Vorberge, an dessen Fuß meines Vaters Haus im Bregenzerwald stand. Auf dieser Höhe hat man einen weiten Auslug ins Land über ein halbes Dutzend Thäler hinweg bis zum Pfänder. Deshalb stand da oben auch vordem ein Kraifeuer; wenn das Kraifeuer auf dem Pfänder, dem Rigi des Bodenseelandes, auflohte, flammte auch das auf dem Kraienberg empor und gab den wehrhaften Mannen im hintern Walde das Nothzeichen, dass der Feind im Anzuge und sie allesammt zum Waffenplatz rennen müssen. Das Feuer kraite, es schrie den Weckruf; im Oberallemannischen krait der Hahn, er kräht nicht. Aus dem Kraienberg haben die Schreibersleut' einen Krähenberg geballhornt; auf dem Amt und in der Schule wird der Berg und die Häuserrotte hinter seiner Einsattlung seit siebzig Jahren Krähenberg geschrieben und die Kraienberger glauben bald selbst, die schwarzen Vögel wären ihre Göd.

Mit soartigem Verwischen geschichtlicher Spuren und Erinnerungen wird dem Volke eine von wenigen vollwertig abgeschätzte Schädigung angethan. Dadurch ertödtet man das Bewusstsein volksthümlicher Wurzelständigkeit, aus der ein kräftig gesunder Localpatriotismus im engeren und engsten Kreise erwächst; ein Localpatriotismus, aus dem in seinen weiteren, vielartigen Entwicklungsstadien ein selbstbewusst stolzes Nationalgefühl gerade nicht den schlechtesten Theil seiner treibenden Nährsäfte zieht. Es wäre endlich hoch an der Zeit, wieder, was unwissentlicher Irrthum und verzopfter Aberwitz früherer Geschlechter da verdorben haben, gutzumachen und die verschütteten geschichtlichen Spuren in Orts-, Berg-, Bach- und vor allem in den Flurnamen wieder aufzudecken. Vieles könnten hiebei die Touristenvereine helfen; das meiste heimatlich gesinnte Leute in den Dorfgemeinden, wo es noch leicht ist, die alten Flurnamen wieder richtigzustellen, wenn auch nicht im eisernen Cataster, doch auf einer der im Gemeindeamte aufbewahrten Catasterkarten.

Wiederholt habe ich diesen Gedanken „anzuregen" versucht, aber der Zeitungsmann muss nicht bloß das Richtige in richtigen Worten sagen, sondern auch zur rechten Zeit. Eine verfrühte Standrede verhallt wenig beachtet; vielleicht ist jetzt eben der richtige Zeitpunkt, unser Volk ist wieder wach geworden, es rührt und regt sich aller Orten zur Wahrung des altes Besitzstandes und der alten Rechte. Von den Feinden lernen wir, wie wichtig für die Wahrung des Volksthums die Vertheidigung

auch der kleinsten Stellungen ist; bei ihnen sehen wir, welchen Wert sie auf Orts-, auf Straßen- und Flurnamen legen, während wir bislang solch altererbtes Gut fahrlässig haben verbummeln lassen, es als nichtig erachtend. Vielleicht ist darum eben jetzt der richtige Zeitpunkt für diesen Mahnruf. Wenn noch nicht, nun — ein halbes Jahrhundert lang habe ich gelernt, dass man etwas auch zwei- und dreimal wiederholen muss, ehe es ins Gehör dringt!

Almsagen und Almmärchen
aus dem bayrischen und steierischen Hochland.

Mitgetheilt von **Alfred Hofmann.**

(Schluss).

16. Das Schneereutern auf der Alm.

Eine heiratslustige Sennerin, die während der Winterszeit im Hause ihres Dienstherrn zugleich die Stelle einer Magd versah, reutete (siebte) in der Faschingszeit auf der Tenne die ausgedroschenen Körner. „Reutere nur zu", sprach der Knecht zu ihr, deshalb bekommst du in diesem Fasching doch keinen Mann!" Gereizt entgegnete die Dirne: „Wenn ich bis zum letzten Faschingstage keinen Mann habe, so soll mich der Teufel auf die Alm hinauf zum Schneereutern holen." Aschermittwoch kam, allein für die Maid hatte sich kein Mann gefunden.

Als man sie am Morgen dieses Tages suchte, war sie nicht zu finden. Die Unglückselige muss nun auf der Alm den Schnee reutern. Den Mägden aber, denen am Ende des Faschings noch kein Mann beschert ist, droht man scherzweise, dass sie für die Alm bestimmt seien — um dort Schnee zu reutern.

17. Der Sprung der Sennerin.

Einst verfolgte ein zügelloser Ritter zu Ross eine schöne Sennerin, um sie zu seinem Willen zu zwingen. Die Dirne entfloh, der Verfolger sprengte hinter ihr d'rein und kam ihr immer näher, als sie sich mit einemmale an einem furchtbar tiefen Abgrund und ohne weiteren rettenden Ausweg sah. Vor ihr drohte gewisser Tod, hinter ihr gewisse Schande, und entschlossen wählte sie den ersten, indem sie ihre Seele Gott und seinen Engeln befahl. Sie sprang hinab, im Augenblick, als schon der Verfolger die bübische Hand nach seiner Beute ausstreckte. Als er sah, dass sie seinen Augen entschwand, spornte er wild sein sich entsetzt bäumendes Ross und sprengte ihr nach. Zerschmettert sammt seinem Ross

hauchte er in der Tiefe die Seele aus; aber über dem Mädchen hatten schirmende Engel die rettenden Hände gehalten, sie war unverletzt und sanft niedergeschwebt und kniete zitternd und dem Himmel für ihre Rettung dankend im Grunde.

18. Der Schatzthaler.

Am Untersberge sichelte einst eine junge Sennerin Gras für ihre Herde. Die Dirne hatte viel gehört von Kaiser Karl dem Großen, wie er im Untersberge verzaubert sitze, und gedachte bei sich, dass sie ihn wohl einmal sehen möchte, sang deshalb ein lustiges Almliedl und schloss mit einem fröhlichen Jauchzer. Mit einemmale rauschte es nahe in den Tischen, und über einer Felsklippe ward ein ehrwürdiges Greisenhaupt sichtbar, das rief mit milder Stimme: „Mädchen, sprich, wem hat dein Lied gegolten?“ Und die Dirne besann sich nicht lange, sondern antwortete: „Das hat Kaiser Karl gegolten.“ — „So komme mit mir, dass er dir auch lohne,“ sprach die Gestalt, und das Mädchen folgte ihr nicht ganz ohne Zagen. Es gieng viele Stufen abwärts, bis an eine metallene Thür, die mit hellem Krachen aufsprang, da sah nun die Dirne eine große mächtige Halle voller Gold, Edelstein, Wehr und Waffen, und des Kaisers Tochter, sowie eine Schar stattlich gerüsteter Ritter und Damen in Prunkgewändern, die sich alle tief vor ihrem Führer neigten, da merkte das Mädchen, dass der alte Kaiser selbst ihr Führer gewesen war, und erschrak. Doch der Kaiser und seine Tochter sprachen ihr Muth ein, und der Herrscher sagte zu seinem Hofstaate: „Dieses Mägdlein hat uns geehrt.“ Darauf zeigte er ihr alle Pracht der Halle und fragte sie: „Welchen Lohn begehrst du, mein Kind?“ Die Dirne erwiderte treuherzig: „Keinen!“ Da langte der Kaiser eine Münze aus einer Truhe und reichte dieses Geldstück dem Mädchen dar mit den Worten: „Nimm das und gehe; sage auch droben, dass, wenn die Zeit sich erfüllet hat, der Herr uns lösen wird aus diesem Bann, dann soll das Deutsche Reich frei und das heilige Grab aus des Türken Hand erlöst werden.“ Die Dirne kam hinauf, und der Berg that sich zu. Die Münze war von lauterem Gold, und das Mädchen hieng sie als sogenannten Schatzthaler an ihr Sonntagsmieder und trug sie stets mit Stolz und Ehrfurcht.

19. Die Glücksblume.

Eine Sennerin stand einst am Untersberge, und da sie eine arme Dirne war, gedachte sie mit Kummer ihrer Armut, die sie hinderte, ihren Geliebten, der eben so arm war, wie sie, zu heiraten. Da erblickte sie eine wunderschöne blaue Blume, wie sie noch nie eine geschaut, und sie pflückte die Blume und steckte sie an ihr Mieder, um sie ihrem „Buam“ mitzubringen. Auf einmal ward sie in einer weiten Mauerspalte

ein Zwerglein gewahr, das winkte ganz freundlich, und sie faſste ſich ein Herz, ihm zu folgen. Da gieng es tief, tief hinunter, und in den Gängen des Berges war eitel Glanz und Pracht von herrlichen Geſteinen zu ſchauen, auch ihr Fuß trat auf ſchöne Steine, und ſie hob einige davon auf. Im Bücken fiel ihr die Blume vom Mieder, da überkam ſie ein Grauſen, und ſie wendete ſich eilend um, den Ausgang zu gewinnen. Eine Stimme ſchallte hinter ihr: „Vergiſs' das Beſte nicht!" Aber ſie eilte unaufhaltſam von dannen. Als ſie nun in den Ruinen ſtand, und noch nicht recht wuſste, wo ſie war, erſchien wieder der Zwerg, diesmal aber mit zorniger Miene, und fragte: „Wo haſt du die Blume?" — „Ich habe ſie verloren", antwortete furchtſam die Dirne. „Du Thörin!" zürnte da der Zwerg, „die Blume war dir beſtimmt und mehr wert, als der ganze Untersberg!" Rief's und verſchwand. Traurig gieng das Mädchen nach ihrer Hütte zurück und erzählte am Abend ihrem Buam, was ihr im Berge begegnet. Dabei fielen ihr die Steine ein-, die ſie aufgeleſen, und ſie warf ſie ihm in den Schoſs. Ei, wie klangen ſie ſo ſchön, und waren — eitel Gold. Nun konnten ſich die Liebenden heiraten und miteinander glücklich ſein.

20. Die gold'nen Haare.

In einer Sennhütte waren einſt „Buam" und „Dirndln" zum „Hoagart" verſammelt, es wurde erzählt, geſungen, gelacht und geſcherzt. Eine unter den Sennerinnen war zwar eine hübſche und brave, aber etwas beſchränkte Dirne; deshalb wurde ſie viel gefoppt und gehänſelt. Ein Bua fragte ſie, ob ſie Muth habe, in den Untersberg zu gehen, und zum Zeichen, daſs ſie daſelbſt geweſen, Kaiſer Karl dem Großen drei Haare aus ſeinem Barte zu rupfen und mitzubringen. Das Mädchen gieng, und geſpannt harrte man ihrer Rückkehr. Nach einer guten Stunde trat ſie wieder in die Hütte ein und brachte — drei brennendrothe lange Haare. Staunend ward ſie angeblickt, die Haare waren aus des Kaiſers Bart, es war kein Zweifel. Das Mädchen hatte ihn geſehen, geſprochen und die Haare nehmen dürfen, nur das war ihr anbefohlen worden, dieſe heilig aufzubewahren. Sie legte die Haare in ein großes Papier gewickelt in einen verſchloſſenen Kaſten und vergaſs ſie. Eine Zeit darnach fiel ihr das Papier einmal ein, ſie holte es herbei, aber es war ſo ſchwer, daſs ſie es kaum heben konnte, die drei Haare aus des Kaiſers Bart waren in zolldicke Goldſtangen verwandelt.

31. Die Krönlnatter.

Es lebte vor langer Zeit eine kreuzbrave Sennerin, die bei einem Bauern ſchon mehrere Jahre im Dienſte war. Sie that treu und redlich ihre Pflicht, ſah auf das Vieh ihres Dienſtherrn und arbeitete von fünf Uhr

morgens bis spät abends. In ihrer Sennhütte wohnte auch eine Krönlnatter. Das scheckige Würmchen, das ein hellglänzendes Krönlein auf dem Kopfe trug, hielt sich in einer Mauerritze des Stalles auf und ließ sich selten sehen, wenn andere den Stall betraten. So oft aber die brave Dirne in den Stall kam, um die Kühe zu melken, fand sich auch die Krönlnatter ein. Es war ein herziges Thierlein und hatte glänzende schwarze Äuglein mit denen es die Sennerin gar bittend und klug ansah. Da dachte sich die Dirne, ich weiß schon, was du möchtest, und goss ein wenig Milch in ein irdenes Schüsselchen und gab sie dem Thierchen zu trinken. Dies ließ sein Zünglein spielen und schlürfte gierig die weiße warme Milch ein. War das Schüsselein geleert, nickte die Natter mit ihrem Köpfchen, dass das Krönlein hellauf funkelte, und schlüpfte in die Ritze der Mauer. — Die Dirne hatte ihre Freude an dem Thierchen und gab ihm morgens und abends Milch, und dies geschah um so lieber, als sie sah, dass die Natter Glück und Segen brachte. Denn seitdem diese Milch bekam, waren die Kühe immer gesund und gaben viel mehr Milch, als früher. So gieng es lange Zeit und nichts kam dazwischen. — Als eines Abends die Natter wieder im Stalle war und ihr Schlücklein Milch trank, kam der Bauer, der ein rechter Geizhals war, auf die Alm und sah dies. Alsogleich fieng er an zu schelten und zu toben, nannte die brave Magd eine Schelmin und machte ihr die bittersten Vorwürfe. Das arme Mädchen weinte und schluchzte, dass eine Thräne um die andere über ihre rothen Wangen floss, und betheuerte ihre Unschuld. Der Bauer ließ sich jedoch in seinem Fluchen und Schelten nicht irre machen und schrie: „Ich kann eine Dirne, die so wirtschaftet und die Milch den Würmern gibt, nicht brauchen! Nimm deine Hadern[1]) und packe dich aus meinem Hause!“ Die arme Magd mochte sagen und thun, was sie wollte, er bestand auf seinem Worte. Da gieng die Dirne weinend in ihr Kämmerlein, schnürte ihre Kleider zusammen und zog traurig von dannen. Bevor sie aber auf immer Abschied von ihrer lieben Alm nahm, gieng sie in den Stall, um noch einmal die theueren Kühe zu sehen. — Wie sie dort stand und es sie schwer ankam, von den Thieren, die ihre Stimme kannten und ihre Hand leckten, zu scheiden, kroch plötzlich die Krönlnatter daher, machte vor der Dirne halt und schüttelte das funkelnde Krönlein vor sie hin. In einem Nu war dann das Thierlein durch die Stallthür hinaus und wurde nie wieder gesehen. Die Dirne nahm das schöne Krönlein, das ihr die Natter aus Dankbarkeit gebracht hatte, zu sich und kehrte zu ihrer Mutter, die eine Einhäuslerin war, zurück. —

Dem braven Mädchen ergieng es in der Folge ganz gut, denn das Krönlein macht jeden, in dessen Besitze es ist, steinreich. Der Bauer

[1]) Lumpen, Lappen.

hatte aber, seitdem die Krönlnatter von der Alm verschwunden war, kein Glück mehr. Seine Wirtschaft gieng rückwärts, und er kam später von Haus und Hof. So ward seine Unbarmherzigkeit und sein Geiz bitter bestraft.

22. Ein anderes Märlein von der Krönlnatter.

Auf einer Alm wirtschaftete einmal eine sehr arme, aber brave Sennerin. Zu dieser kam oft, wenn sie im Stalle war und melkte, eine Krönlnatter und that sehr freundlich. Als die Dirne einmal wieder die Kühe melkte, kam die Natter ganz nahe zu ihr und sprach: „Weil du ein braves Mädchen bist und bisher keine Sünde begangen hast, kannst du mich erlösen. Ich werde in drei Tagen als abscheuliche Schlange wieder kommen und dir dreimal um den Hals kriechen und zuletzt ein goldenes Schlüsselchen in den Mund legen. Du darfst mich aber nicht wegschütteln, denn dann hätte ich umsonst auf dich gehofft.“ — Nach diesen Worten verschwand die Natter ins Gemäuer. Am dritten Tage abends, als die Dirne allein im Stalle war, kam ein abscheulicher Wurm, der trug ein goldenes Schlüsselein im Maule. Er kroch auf die Dirne zu und an ihr hinauf. Dann schlängelte er sich um ihren Hals. Sie ließ das zweimal geschehen und blieb gefasst. Doch, wie er zum drittenmale um ihren Hals sich schlingen wollte, ward die Magd von einem großen Grauen befallen und schüttelte den Wurme von sich. Da sprach er: „Du hast mich von dir gestoßen, und deshalb muss ich noch hundert Jahre als Schlange umgehen und leiden. Hättest du mich an deinem Halse gelassen, wäre ich erlöst, und du hättest all das Geld bekommen, das ich während meines Lebens aus Geiz vergraben habe.“ — Dann verschwand die Schlange und ließ sich nicht mehr sehen.

23. Das ausgehöhlte Brot.

Zu einer jungen Sennerin gesellte sich oft, wenn sie Gras holte, ein Wildfrauchen und machte sich mit dem Mädchen recht vertraut. Eines Tages, als in dem Bauernhofe, wo die Dirne diente, frisch gebacken worden war, und man der Sennerin mehrere Laib Brot auf die Alm geschickt hatte, nahm das Mädchen einen Laib für das Wildfrauchen mit. Dieses empfieng das Brot mit großer Freude, brach es von einander und höhlte alle Krume heraus, dann sammelte es Laub von den Bäumen und stopfte das ausgehöhlte Brot ganz damit voll. Dieses scheinbar so kindische Wesen verdross die Sennerin, und das liebe Brot dauerte sie. Auf einmal lag das Brot bei ihr, und das Wildfrauchen war verschwunden. Nun hatte die Dirne nichts Schnelleres zu thun, als das Laub aus dem gehöhlten Brote zu schütten und letzteres wieder mit nach ihrer Hütte zu nehmen. Da klapperte etwas im Brote, und die Dirne dachte, es möchte etwa ein kleiner Stein sein, der mit dem Laub in

das Brot gekommen, schüttelte es nochmals aus, aber siehe, da waren aus einigen Blättern Laub, die innen hängen geblieben waren, einige Laubthaler geworden. Hurtig und geschwind lief die Sennerin nach dem Grasplatze zurück und suchte dort eifrig nach dem kostbaren Laube, fand dessen auch noch und trug's in der Schürze heim, aber es wollten daraus keine Laubthaler werden, und nie sah die Dirne das dankbare Wildfrauchen wieder.

24. Verschwundenes Vieh.

Kein Jahr vergieng, ohne dass eine Sennerin, deren Hütte in der Nähe des Untersberges lag, ein Stück aus ihrer Herde verlor; die arme Dirne war untröstlich darüber und sollte aus ihrem Dienste gejagt werden, sobald wieder ein Verlust entstände. Eines Abends vermisste sie wieder eine fahle Kuh und zugleich ein weißes Schwein, die schönsten Thiere gerade in der ganzen Herde. Laut jammerte sie auf, denn nun war ihr Unglück gewiss. Da traten drei Männer in Rittertracht an sie heran, wiesen ihr einen Felsen hinter dem Untersberge, dahin solle sie kommen, wenn sie mit ihrer Arbeit fertig sei, dort werde sie ihren Schaden ersetzt finden. In ihrer Noth blieb der geplagten Dirne nichts anderes übrig, sie fand sich an der angewiesenen Stelle noch in derselben Nacht ein und bekam dort ein Stück Gold, wofür sie mehr als zehn Kühe und Schweine hätte kaufen können. Das war das erste- aber nicht das letztemal. Alle Jahre noch hatte die Dirne fahle Kühe und weiße Schweine verloren, hatte aber auch für jedes Stück Vieh ein Stück Gold an jenem Felsen gefunden. Das ist so fortgegangen, so lange sie Sennerin auf jener Alm war.

25. Der gefährliche Werber.

Eine junge hübsche Sennerin hatte ihre liebe Noth mit einem grauen Männchen. Überall, wo sie arbeitete, in Hütte und Stall, auf Fels und Alpenmatte, war auch das Männchen da und bat und flehte, die Dirne solle mit ihm gehen, es wolle ihr große Schätze zeigen. Doch dem Mädchen grauste vor dem unheimlichen Gesellen. Als alles Drängen und Flehen nichts helfen wollte, zeigte er eine schöne goldgelbe Blume, die vor der Dirne plötzlich aufgewachsen war, und verlangte, sie solle selbige abzupfen. Sie that es aber nicht. Das nächstemal bot ihr der Kleine eine wunderherrliche Blume von blauer Farbe an. Das Mädchen weigerte sich standhaft, mochte nichts mit dem grauen Männchen, noch mit seinen Blumen zu schaffen haben. Endlich war es eine kohlschwarze Blume, die vor ihr stand. So etwas hatte sie noch niemals gesehen. Das Mädchen zupfte sie, steckte sie an das Mieder, und in drei Tagen war es todt.

A ſingada Steirer.

Gedichte von Franz Fraungruber.

A Liadl.

A Liadl waht um
In der Luft wia a Fliagn,
An iada kann's fanga —
Aber kriag'n muaſs er's, kriagn!

A Liadl, a Liadl
Muaſs Schwungfedern hab'n,
Däs fliagt über d' Alma
Und eini in Grab'n.

Däs oan is wia Höni,
Däs ander wia Gift,
Und a Liad derſpart's Raff'n,
'bald 's urdentli trifft.

* * *

Alloan.

Ih geh' gern mein' Straß'n alloan,
Thua raſten, wo 's mer juſt g'fallt,
Ih juchaz hellauf von der hochen Alm
Und g'freu mich in liabſtill'n Wald.

Ih trink' gern mein Glasl alloan
In Winkerl da untern grean Bam,
Und buſsl die ſauberne Kellnerin oh,
Alloan und ſchön in der G'ham.

Ih trag' a mein Load gern olloan,
Was brauch' ih an Fremdn dazua?
So weng hat koan and'rer am Raunzen a Freud,
Als wia a ſtoanſteiriſcha Bua.

* * *

D' Almerin.

Auf der Alma is 's luſti,
Da geht's umanand,
Da läuten die Kuahla
Dahin nach der Wand.
Die Glückl und Goldl,
Die Gräfin, die fein,
Die Weinl, die Piganella —
San alleſand mein.

Und bald ih oans jodel,
So gengans mr zua,
Akrat wia ih ſelm,
'bald r juchhazt — mein Bua.
Aſt laſs ih ſie eina,
Thuas melka in Stall,
Und 'bald mr beinand ſan,
Se g'freut uns allmal.

Aſt rühr' ih an Buttern,
A Strutzn wird g'macht.
Und z'leßt kimt mein Franzl,
Und aſt — guate Nacht!

Es kann dir nichts geſchehen!

Eine unzeitgemäße Betrachtung.

Abgeſehen von einer rein thieriſchen Menge, darf man ſagen, daſs jeder Menſch ſein Ideal hat, welches außerhalb der rohſinnlichen Intereſſen ſteht. Denn der Menſch lebt nicht allein vom Brote.

Unter den Hochbildern der Menſchenſeele finden wir zum Beiſpiel Freiheit, Gleichheit, Nation, Kunſt, Religion. Die Religion verliert Anhänger in dem Verhältniſſe, als man ſich anderen Idealen zuwendet. Der glühende Socialdemokrat, der leidenſchaftliche Nationale kann nicht noch dazu religiös ſein, jedenfalls mangelt ihm hiefür das Bedürfnis; ſein Gemüth wird ausgefüllt von anderen Vorſtellungen, durch die er ſich über den Alltag erhebt. Ich achte jedes Ideal, das den Menſchen von ſeinem thieriſchen Ich befreit, aber es iſt zu ſagen, daſs die Ideale nicht gleichwertig ſind. Die ſocialen und politiſchen Ideale haben an und für ſich keinen Wert, ſie müſsten ins Werk geſetzt werden. Der Nationalismus zum Beiſpiel gewinnt erſt Bedeutung, wenn dem Gefühle, dem Worte die That folgt, wenn der Lobpreiſer ſeiner Nation auch bereit iſt, für ſie zu arbeiten, zu leiden, ſeine perſönlichen Vortheile, und wenn es ſein muſs, ſelbſt ſich zu opfern. In dieſem Falle ſteht das nationale Ideal ſo hoch, daſs es nur noch von dem einen übertroffen wird: vom Menſchheitsideal.

Da wir aber ſehr armſelige Weſen ſind, täglich von Noth und Unglück bedroht, in Selbſtliebe und Muthloſigkeit befangen und von dem Bewuſstſein der Nichtigkeit des Daſeins gedrückt und gelähmt — ſo iſt es eine Frage, ob die Ideale Freiheit, Volk, Kunſt, Wahrheit u. ſ. w. auch ſtets vorhalten und uns in jeder Lebenslage eine Stütze ſein können.

Das treueſte aller Ideale iſt nach meinen Erfahrungen und Erwägungen die Religion. In glücklichen Lebensſtunden, wenn unſere Sinne herzhaft in die Welt ſich verbeißen, tritt der religiöſe Geiſt in den Hintergrund. Im Leide und in der Traurigkeit kommt er hervor mit ſeinem Troſte und mit ſeiner himmliſchen Kraft — und der Menſch, es mag ihn alles ſonſt verlaſſen und betrogen haben, bricht nicht zuſammen. Es muſs aber daran erinnert werden, daſs die reine Religion hier gemeint iſt. Nicht die Formen und Gebräuche derſelben, nicht der Hochmuth gegenüber anderen Weltanſchauungen, nicht jene frömmelnden Umtriebe, die ſich ja zumeiſt auch um Weltliches drehen — ſondern das Verlangen nach einer gütigen Gottheit, die von Ewigkeit zu Ewigkeit iſt

und keines ihrer Geschöpfe verliert, und die demüthige Hingabe in diese Zuversicht.

Die Formreligion, die in kirchlichen Gebräuchen besteht, schon sie macht den Menschen in sinnlicher Einwirkung und im Genusse eines geistigen Brotes glücklicher. Und erst die verinnerlichte Religion, die so sehr in das Menschengemüth übergegangen ist, dass sie keine sichtbaren Zeichen der unsichtbaren Gnade mehr braucht — sie versetzt den Menschen in jenes reine, unzerstörbare Glück und Gefestigtsein, bei dem Anzengrubers Steinklopfer sagt: „Es kann dir nichts geschehen!"

Mancher moderne Mensch weiß kaum mehr, was das heißt: Religion haben. Und es ist ihm schwer deutlich zu machen, es fehlt ihm in seinem „Milieu" das Bedürfnis hiefür, ja er — der erklärte Feind alles Aberglaubens — ist von dem Aberglauben befangen, „dass es nicht auf der Höhe der Zeit stehe", religiös zu sein. Er will in der Religion etwas dem Menschengeiste Unwürdiges finden, etwas „Altweibermäßiges". Mit solchen Abfindungen beweist er sein Unvermögen, das auch nur annähernd zu ahnen, was ich meine.

Es gibt auch eine Religion, die einen Gott, oder die Götter leugnet, und lediglich ethische Philosophie ist. Die meine ich nicht. Ethik ist nicht Religion, kann nur eine Folge derselben sein. Alles, was da einen weltlichen Zweck verfolgt, was da rundweg beweisen will oder rundweg leugnet, hat mit Religion nichts zu thun. Die Grundstimmung der Religion ist Demuth. Wir sind klein und ohnmächtig, wir können im Grund nichts beweisen und nichts, was uns beeinflusst, ableugnen, wir können nichts anderes thun, als uns dem hingeben und vertrauen, von dem wir kommen und in dem wir sind. — Wir von heute halten ja so viel auf Wahrheit. Gut. Dass wir nichts vermögen und arme Creaturen sind, das ist die reine Wahrheit. Bleibt mir weg mit euren „Errungenschaften", solange nicht einer unserer Wünsche gestillt, nicht eine unserer Hoffnungen erfüllt ist! Ich meine jene Wünsche und jene Hoffnungen, die sich auf unser inneres Glück, auf die Freude des Daseins beziehen. Geht mir weg mit eurer Theorie, dass es unsere einzige Aufgabe sei, „fortzuschreiten". Eine nothwendige Entwickelung besorgt die Natur schon selbst. Man kann innerhalb der Natur unnatürlich sein, und das sind wir, wenn wir essen, ohne Hunger zu haben, wenn wir uns anstrengen, Bedürfnisse zu haben, von denen unsere Natur bisher nichts wusste. Der Mensch hat durchaus keine andere Aufgabe, als irgend ein anderes Geschöpf: er soll sich des Seins freuen. Aber er hat größere Mittel, sich zu freuen, als andere Geschöpfe. Er hat die Fähigkeit, sich für seinesgleichen aufzuopfern, und in diesem bewussten Aufopfern befriedigt zu sein. Er hat die Fähigkeit, die Nichtigkeit dieser Lebensspanne einzusehen und in dieser Einsicht ruhig und ergeben

zu sein. Er hat die Fähigkeit, zu hoffen, in eine große Ewigkeit hineinzuhoffen, und in diesem Hoffen selig zu sein. Und alles geht darauf hinaus, sich zu freuen, dass er ist. — Er ist ohnmächtig, aber er ist. Er ist in Noth und Leid, aber er ist. Die Ohnmacht bedeutet nichts, denn er ist ein Atom dessen, das allmächtig ist. Sein Leid bedeutet nichts, denn er schreitet durch dasselbe einer geistigen Vollkommenheit zu, die ihm klar macht, dass er eins ist mit dem Allmächtigen. —

Wenn einer so denkt, was wird geschehen?

Mit hochmüthiger Überlegenheit werden sie lachen, die Unglücklichen, über dieses Denken eines Glücklichen, für den es keinen Tod gibt, obschon er täglich ein Dutzend Särge an seinem Fenster vorübertragen sieht; für den es keinen Selbstmord gibt, weil seine Wesenheit unzerstörbar ist. Und welch ein Hochmuth, sagen sie, einer, der sich einbildet, unzerstörbar zu sein!

Ja, das ist — um wieder zur Hauptsache zu kommen — die Demuth im Menschen und der Hochmuth in Gott. Man nennt es Religion.

Religiöse Menschen begegnet man selten, oder vielmehr, man merkt es ihnen nicht an. Die vor aller Welt religiös scheinen, sind es nicht, und die es sind, scheinen es nicht. Erstere müssen die Religion sehr in Misscredit gebracht haben, denn sonst wäre es nicht zu verstehen, wie in der kritischen Gegenwart auch wirklich religiöse Leute so gering geschätzt und verspottet werden, da sie doch niemandem was Böses zufügen, beim „Kampf ums Dasein" bescheiden in den Hintergrund treten, ihren Beruf schlicht und treu erfüllen, in ruhiger Seelenheiterkeit und Wohlwollen für die Mitmenschen dahin leben. — Man kennt ja solche Menschen, man liebt sie, aber nur, weil man nicht weiß, dass sie religiös sind, weil sie's nicht ausrufen, weil sie ihre Gottesminne keusch verhüllen und der Welt nur die guten Früchte derselben bieten. Ich glaube, solch wirklich religiöse Menschen heute noch überall zu finden, in jedem Stande, beim Arbeiter so gut, wie beim Aristokraten, beim Manne der Wissenschaft so gut, wie beim Landmann. Denn Religion ist eine allgemeine, unausrottbare Naturanlage, ich möchte sagen ein Schutzorgan gegen die unendliche Trostlosigkeit dieses Lebens. Ich kannte einen grimmen Atheisten, der bekämpfte die Religion, oder was er dafür hielt, mit derber Leidenschaft. Er war der beste, treueste, hilfbereiteste Mensch. Solange es ihm gut gieng, war er wohlgemuth, als es ihm schlecht gieng, war er ebenfalls wohlgemuth, und in der letzten Lebensstunde war er von einer milden Heiterkeit erfüllt, als gienge es zu einer Hochzeit. Er fühlte sich wohl eins mit der ewigen Macht, der er alle möglichen Namen gab, nur nicht den Namen „Gott". Das war so ein kleiner Aberglaube von ihm, zu glauben, dass es keinen Gott gebe und dass die Gottidee für die Menschheit von eher verderblich gewesen sei. Dabei passierte ihm nur das kleine

Malheur, daſs er die Scheinreligion mit der wirklichen verwechſelte, ſo leugnete er dreiſt denſelben Gott, den er liebte und lebte.

Ähnlich mag es wohl öfter vorkommen. Im allgemeinen geht es aber doch nicht an, dort von Religion zu ſprechen, wo nicht an Gott geglaubt wird. Ein Menſch, der gelaſſen einfach nicht glaubt an Gott, hat ſicher keine Religion; ein Menſch aber, der Gott heftig leugnet, kann Religion haben. Denn er zeigt vor allem, daſs ihm die Sache nicht gleichgiltig iſt, daſs ſie ihn beſchäftigt, beunruhigt und zu irgend etwas beſtimmt. Und ſei es ein Böſewicht, der Gott leugnet, weil er ihm unangenehm iſt — er thut's aus einem religiöſen Grunde, aus böſem Gewiſſen.

In der Menſchheit — auch in der gegenwärtigen — gibt es einen unerſchöpflichen Fonds von Güte, Zuverſicht und Tapferkeit, die ſich von keiner irdiſchen Widerwärtigkeit unterkriegen läſst, einen unendlichen Quell von Lebensdurſt, von Sehnſucht nach Vollkommenheit und ewiger Glückſeligkeit. Wie ſollen wir denn dieſe Regungen nennen? — Sie ſind zu groß, zu göttlich, um einen Namen zu tragen, den Menſchenzungen ausſprechen können. Gut. Aber das eine wird man wohl wünſchen dürfen, nämlich, daſs ſolche Regungen ſtets geweckt, genährt und ausgebildet werden ſollen. Schon einerſeits, weil ſie den Menſchen beſſer machen, aber noch vielmehr, weil ſie ihm eine Seligkeit verleihen, die nicht in Wiſſenſchaft und nicht in Kunſt, nicht in Freiheit, nicht in Gleichheit, nicht in Nationalität und nicht im Kosmos ſo gefunden werden kann.

Wenn die religiöſen Naturanlagen ganz vernachläſſigt werden, dann verkommen ſie, dann löſchen ſie allmählich aus, und was zurückbleibt, das iſt ein Homunkel, oder ein ruheloſes Weſen, das dieſem „ſinnloſen, thörichten" Daſein durch Betäubung und Selbſtmord zu entkommen trachtet. Denn auch ein ſolches Weſen iſt immer noch nicht frei von metaphyſiſchen, myſtiſchen Vorſtellungen — es glaubt, wenn dieſes gegenwärtige Leben getilgt iſt, dann wird es ſchlafen können, ewig bewuſstlos ſchlafen und nichts mehr ſein, was empfinden und leiden kann. Ich habe dieſe Vorſtellung metaphyſiſch und myſtiſch genannt, weil ſie den uns bekannten Naturgeſetzen, unſeren praktiſchen Denkformen ganz entgegengeſetzt ſind und ſo gleichſam nach unten hin eine Art von Religion ausmachen. Ewig nicht ſein und nichts ſein! Welch ein unnatürlicher Gedanke! Der Beweis für das ewige Nichtſein iſt noch viel weniger zu erbringen, als der für das ewige Leben der Perſönlichkeit. Für letzteres haben wir wenigſtens *ein* annäherndes Beiſpiel: das Leben überhaupt, unſer gegenwärtiges Leben, welches man ſich nur in irgend einer Form fortgeſetzt zu denken hat. Aber ein ewiges Nichtſein? Wo iſt denn jemand, der *nicht* iſt! — Ein Menſch, der geſtern ſtarb, iſt allerdings heute für uns nicht mehr vorhanden, wir glauben auch davon überzeugt zu ſein, daſs derſelbe Menſch in derſelben Weiſe nirgends auf Erden vorhanden ſein kann, weil er ja

gestorben ist, und weil wir die Reste seines Wesens vor uns zerfallen sehen. Damit sind wir auch fertig mit unserer Weisheit. Was aber steht dem alles gegenüber? Es steht ihm gegenüber in unserer Vorstellung ein unendlicher Raum, eine unendliche Zeit, wo und wann unter ewigen Veränderungen alles Leben leben muss, und wo und wann man sich nichts weniger vorstellen kann, als die Grenzen der Ewigkeit und des Universums. Es steht ihm gegenüber eine planmäßige Welt, in der alles im innersten Zusammenhang webt mit Vergangenheit und Zukunft. Es steht ihm gegenüber der unbändige Lebensdurst der Person, die alles als Schmerz empfindet, was das Leben beeinträchtigt, und alles als Lust, was es erhöht. Endlich steht ihm gegenüber die unausrottbare Sehnsucht des Menschen nach Vollkommenheit, nach immerwährendem Sein, *das sich bewusst ist*. Und am allersichersten steht dem Absterben eines Individuums gegenüber die Unmöglichkeit des Beweises, dass sein Ichbewusstsein mit der Auflösung seines zeitweiligen Körpers für immer aufgehört habe.

Aber ich weiß nicht, ob damit alles aufgezählt ist, was das ewige Leben einer Person unendlich wahrscheinlicher macht, als der ewige Tod, von dem man sagt, dass er nach dem Absterben eines bestimmten Körpers plötzlich beginnen soll. Vielleicht sind gerade die wichtigsten Gründe für ein ewiges Leben hier noch gar nicht berührt. Vielleicht sind für die wichtigsten Gründe Geist und Sprache unzulänglich, so dass sie nur in unserem ahnenden Herzen walten können.

Denn Religion kann man nicht sagen, nicht thun, man muss sie haben. Sie besteht nicht in Gedanken, nicht in Leistungen, sondern in der Wesenheit selbst. Und darum sollte man von ihr nicht so viel sprechen, als ich heute schon gesprochen habe.

Es verlangt mich nur manchmal lebhaft, uns zu erinnern an die Elemente unzerstörbarer Seligkeit, die in uns ruhen, bei den einen mehr, bei den anderen weniger ausgebildet, bei dritten fast ganz versunken unter den Wünschen und Bestrebungen eines flüchtigen Tages. Es verlangt mich zu sagen, dass keines unserer Ideale, es mag wie immer heißen, es mag was immer wirken, so bedeutungsvoll für uns ist, als das religiöse Herz. — Mir ward Gelegenheit, zwischen den tausend und aber tausend von Scheinreligiösen wahrhaft religiöse Gemüther kennen zu lernen. Ich kann mir nichts Edleres denken, als einen Menschen, der schlicht und anspruchslos, strenge und gewissenhaft seine dermalige Lebensaufgabe erfüllt, weil er weiß, dass sie zum Ausbaue der Himmelsleiter nothwendig ist; der sich freut an seinen irdischen Leistungen, ohne ihnen seine ganze Seele gefangen zu geben; der die Freuden des Lebens mit Dankbarkeit genießt, aber auch Ungemach, Noth und Leid hochgemuth zu ertragen weiß, der allen Widersachern gleichmüthig aus dem Wege geht, oder ihnen hasslos steht, weil er sich sagt, dass all derlei ihn reinigen und für höhere Ziele

ſtählen ſoll. Er kennt keinen Schrecken und keine Furcht, denn es kann ihm nichts geſchehen — das äußerſte, was ihm geſchehen kann, iſt ſterben, und gerade das iſt ſeine Erneuung.

Ein ſolches Leben iſt ſchön, gut und glücklich.

Und ſetzen wir nun den Fall: es wäre nicht! Oder vielmehr, Gott und ewiges Leben wären zweifelhaft, müſste man nicht auch in dieſem Falle eine Herzenseigenſchaft achten, eine Seelenſtimmung ſuchen, die uns ſchön, gut und glücklich machen kann? Hätte nicht auch dann noch die Religion wenigſtens dasſelbe Recht, gehegt und gepflegt zu werden, wie etwa die Kunſt, die ja auch unvollkommen, oder wie die Wiſſenſchaft, die ja auch zweifelhaft iſt und gerade im Zweifel ihre Haupttriebfeder beſitzt?

Laſſet dem Volke ſeine Religion! Hört man vielfach ausrufen von ſolchen, die ſich nicht zum Volke rechnen wollen, höher als das „Volk“ zu ſtehen glauben und vermöge ihrer gewaltigen Bildung ohne Religion auszukommen gedenken. Ich ſage dagegen, daſs gerade bei hoher Bildung die edelſte Blüte der Religion reifen kann. Die Religion niedriger Claſſen veräußerlicht ſich gerne in Formen und Ceremonien. Man kann ja gegen dieſen Cultus nichts einwenden, wenn er die religiöſe Empfindung ſtärkt und die Herzen beſeligt. Ja, man muſs den in die Sinne fallenden Cultus gerade deshalb hochhalten. Wer *ohne* denſelben ein gottinniges Leben zu führen vermag, der iſt freilich noch beſſer dran.

Manchmal ſpielt ſich's, als wollte es wieder einmal Mode werden, religiös zu ſein. Das wäre ein Unglück. Da iſt mir noch eine Zeit lieber, wo der Chriſt ſein Jeſukind verſtecken muſs vor dem Herodes, wo er von der Geſellſchaft verſpottet in den Katakomben der Einſamkeit lebt. Das Modechriſtenthum hat die Quelle des Heils ſchon ſo oft mit Sand verſchüttet, daſs man wohl wünſchen muſs, die Leute ſollen freimüthig ſagen, was ſie ſind. Ein redlicher Atheiſt iſt doch auch vor Gott tauſendmal mehr wert, als ein gleißneriſcher Chriſt. Denn, wie ſchon angedeutet wurde, wer reinen und treuen Herzens in ſeiner Weiſe nach dem Hohen ſtrebt, der ſteht an der Schwelle der Religion. Und indem er in heißem Wiſſensdurſt trotzig den Schleier zerreißt, um die Wahrheit zu ſehen, ſteht die Gottheit vor ihm, in einer ſo unermeſslichen Größe, Schönheit und Güte, daſs der Menſch ſein Zweifeln und Forſchen vergiſst und anbetend niederſinkt aufs Knie. R.

Bäuerlicher Aberglaube in Deutschland.

Einen interessanten Abschnitt des bäuerlichen Aberglaubens bietet die Heilmethode des „Versprechens“. Zwar trifft man sie auch in Städten genug an, auf dem Lande aber, besonders in Mitteldeutschland, ist sie ungleich weiter verbreitet. Das Versprechen ist eine mit jeweilig verschiedenen Ceremonien verbundene Handlung, die ohne Anwendung von Heilmitteln durch Hersagen eines mehr oder weniger gereimten Spruches im Namen der Dreieinigkeit die Krankheit „versprechen“, d. h. hinwegsprechen will.

Die Aufklärung dieses Jahrhunderts hat der Anwendung des „Versprechens“ keinen Abbruch gethan. Selbst der social-demokratische Arbeiter läßt sich in seiner Dorfheimat seine Leiden versprechen. Er wie der Bauer weiß den daraus entspringenden Segen zu rühmen; sie wissen Beispiele zu erzählen, die es dem Zweifler beweisen sollen, wie der Verspruch geholfen hat. Es gibt nur wenige Familien, in denen er nicht gelegentlich angewandt wird. Neben dem Arzt bedient man sich des Verspruchs. Letzterem wird die Heilung eher zugeschrieben als ersterem.

Die Versprüche interessieren uns jedoch hier nicht nach der medicinischen Anschauungsweise, die darin zum Ausdruck kommt, sondern wegen ihres religiösen Inhalts. Die religiösen Gedanken in ihnen sind umso beachtenswerter, als sie das praktische Leben des Landvolkes in hohem Maße beeinflussen und darin eine wirkliche Rolle spielen.

Eine Anzahl Versprüche mögen hier aufgeführt werden; an die Spitze stelle ich die, in denen Jesus erwähnt wird.

Eine eigenthümliche Ergänzung des Lebensbildes Jesu findet sich in dem Verspruche gegen den Umlauf. Jesus geht darin ans Ackern; statt des Zimmermanns oder des Maurers ist er hier der Bauersmann:

Unser Herr Jesus Christus gieng ans Ackern,
Ackerte drei Würmer aus.
Der erste war weiß,
Der zweite war schwarz,
Der dritte war roth,
Nun drück ich diesen Wurm todt
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes u. s. w.
Amen.

Eine nicht weniger apokryphische Auffassung vom Leben Jesu tritt uns in folgendem Verspruch vor Augen:

Jesus zog über Land;
Da fand er einen Stock,
Der war schwarz und doch nicht schwarz.
Er nahm ihn in seine schneeweiße Hand
Und „versprach“ damit den Rothlauf,
Das Fieber und den kalten Brand.
Im Namen . . . Amen.

Jesus ist hier Zauberer; mit dem Zauberstock in der Hand heilt er die Leidenden. Für den Rothlauf und den kalten Brand fehlt der biblische Grund. Jesus „versprach“ selbst und legitimiert so durch sein Beispiel das Verfahren derer, die heute noch versprechen.

In dem Verspruch gegen eine Wunde, die nicht eitern soll, zeigt sich eine Reminiscenz an das katholische Dogma, insofern Jesus der einzige Sohn der Maria sein soll:

Du sollst nicht hitzen, nicht schwitzen, nicht schwären,
Bis Maria ihren zweiten Sohn wird gebären.

Auch das Kind Jesus findet in den Versprüchen des öftern Erwähnung; es ist lauter und rein:

Siebenundsiebzigerlei Gicht,
Weiche aus meinem Gesicht,
Weiche aus meinem Gebein,
So lauter und so rein
Wie das Kind Jesulein,
Im Namen Gottes . . .
Amen.

Einmal findet auch eine Berufung auf die Händchen Jesu in der Krippe statt:

Herzgespann, weiche!
Mein Finger greife
Unter deine Rippen,
Wie das Kind Jesulein in der Krippen.
Im Namen Gottes . . .
Amen.

Viele Versprüche haben, wenn auch nicht mit den Worten, so doch mit den begleitenden Ceremonien Beziehung zur christlichen Religion. So muss in dem Verspruch gegen Kopfweh:

Knochen zu Knochen,
Blut zu Blut,
Im Namen Gottes . . .
Amen!

der Kopf dreimal „ins Kreuz“ gefasst werden. Wichtig ist auch, dass bei einem Verspruch gegen die Gelbsucht das Object mit dem Taufnamen genannt wird:

Ich „schneide“ die Gelbsucht (Taufname des Objects)
Auf siebenundsiebzigerlei Art.
Im Namen Gottes . . .
Amen.

Diese Krankheit muss mit einer Erbsichel, einer geerbten, nicht selbst gekauften Sichel geschnitten werden. Das Schneiden geschieht in der Weise,

dass man mit der Sichel über die Kopfhaare streicht. Neben der Zahl siebenundsiebzig, die verschiedentlich vorkommt, spielt die heilige Zahl drei eine große Rolle: drei Würmer sind es, die der Herr Jesus ausackert; in einem Verspruch für das Blutstillen findet sich die Dreizahl so:

Es wuchsen drei Rosen
An einem Stiel.
Die erste hieß: Güte,
Die zweite: Gemüthe,
Die dritte: „Wie Gott will."
Blut, stehe still!
Im Namen Gottes . . . Amen.

Jeder Verspruch aber muss unbedingt dreimal gesprochen werden; beim drittenmal schließt er mit einem Amen.

Manche Versprüche lassen, abgesehen von dem regelmäßig wiederkehrenden Schlusse: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" die Beziehung zur christlichen Religion vermissen. Dies ist in folgendem der Fall:

Guter Mond — grüner Baum,
Wurzele in der Erden —
Mach, dass meine Zähne nicht
Wüthend, tobend werden.

Ebenfalls in einem andern Verspruch, der auch gegen Zahnweh „gut" ist:

Gegrüßet seist mir, neues Licht,
Behüt' mich vor Zahnschmerz und vor Gicht.

Die Anrede gilt dem Mond oder dem Neumond; man personificiert ihn und geht ihn um Erfüllung der Bitte an. Es scheint, als ob sich in diesen Versprüchen Reste alter naturreligiöser Anschauung kundgäben.

Die religiöse Beurtheilung des Verspruchs von Seiten des Landvolks ist in sich widersprechend. Bald steht es ihm naiv christlich gegenüber, indem es ihn für eine Art Gebet in stereotyper Fassung hält, „das nicht hilft, wenn Gott nicht seinen Segen dazu gibt". Man hält es für berechtigt, auch in der realistischen Gegenwart durch religiöse Mittel zu wirken. Mit Worten wie diese: „es geschieht ja alles im Namen Gottes" weist man gelegentlich vorgebrachte Bedenken an der Christlichkeit des „Versprechens" zurück. Leute, die versprechen, stehen daher auch in dem Rufe der christlichen Gesinnung; man traut ihnen eine besondere Fähigkeit zu, auf Gott einzuwirken. Ihr Gebet übt größern Einfluss, als wenn man selbst beten würde, zumal in einer Form, die vermeintlich schon seit Generationen sich als vortrefflich bewährt hat. Es ist die katholische Auffassung von Fürsprache und Einwirkung auf Gott, die sich hierin widerspiegelt.

Indessen ist diese christlich-katholische Denkungsart über das Versprechen keine feste und ungetheilte. Das unterchristliche Gepräge desselben

ist dem einen oder andern doch auch klar. An den Bedingungen, die bei der Anwendung zu erfüllen sind, läßt sich das deutlich erkennen. Zunächst müssen die Ceremonien und magischen Handlungen, die den Verspruch begleiten, ziemlich genau ausgeführt werden, denn sonst überträgt sich die Krankheit auf den Versprecher. Ein altes Mütterchen erzählt, sie habe einmal die Gelbsucht nicht ganz regelrecht versprochen und sei infolge dessen ein ganzes Jahr kränklich gewesen; diese Gefahr flößte ihr die größte Sorge ein, als sie mich das Versprechen lehrte. Auch abgesehen von dem regelrechten Vollzug der Handlung hat das Versprechen für den, der es übt, eine schlechte Wirkung. Man hält gern damit zurück, weil es einen schweren und schrecklichen Tod herbeiführt. Sehr interessant ist der Grund für diese Meinung: die Gottheit wird durch das Versprechen zu stark angegriffen. Dafür rächt sie sich. Man sieht, wie hier der Gedanke, daſs das Versprechen Zauberei sei, Ausdruck findet. Gott hat, nach Meinung des Volkes, kein Wohlgefallen daran.

Unerklärlich ist eine weitere Bedingung, an die die Wirksamkeit des Verspruchs geknüpft ist: eine Person weiblichen Geschlechtes muſs ihn von einer Person männlichen Geschlechts gelernt haben, und umgekehrt. Dies ist jedoch dann nicht nöthig, wenn die Sprüche vom Papier abgelernt werden. Auf jeden Fall aber hilft das Versprechen nicht, wenn das Object keinen Glauben hat, d. h. die Möglichkeit der Heilwirkung leugnet. Daher die oft wiederholte Frage an den Kranken: Hast du denn auch den Glauben daran?

Charakteristisch an dem Inhalt wie an der Beurtheilung des Versprechens von Seiten des Landvolkes ist die Vermischung von christlich-apokryphischen oder katholischen und unterchristlich-naturreligiösen Elementen. Das Volk hat sich eben in seinem Aberglauben eine Nebenreligion zurechtgemacht; der Glaube an Magie, Zauberei, Hexen, Gespenster und Vorbedeutungen, verbunden mit vielen abergläubischen Gebräuchen, besonders Todtengebräuchen, bildet die Vervollständigung dieser Nebenreligion. Sie zeigt uns, wie sehr noch das Volk in seinem praktischen Leben in unterchristlichen und vorevangelischen Anschauungen wurzelt. Der Kampf dagegen ist ebenso nothwendig, aber wegen des christlichen Anstrichs, in dem sie erscheinen, viel schwieriger als der Kampf gegen den Unglauben.

O. Hütterott.

Kleine Laube.

Heimat oder Nation?

Im Angesichte der Ereignisse unserer Zeit beschäftigt mich oft eine bestimmte Frage.

Die Frage, was im Menschen natürlicher und mächtiger sei, die Liebe zur Scholle, oder die Liebe zur Nation? Wenn erstere, dann bleibt ein Geschlecht eben in seiner Heimat sitzen und fügt sich gegebenenfalls einer fremden Nationalität, die etwa sieghaft in Sprache und Sitte darüber hereinbricht. Ist aber die Liebe zur Nation stärker, als die zur Heimatsscholle, dann dürfte doch allmählich sich eine geographische Verschiebung der Völker vollziehen, so dass die Nationen sich einigen und die Nationalitätenfragen gelöst werden könnten. Aus der Geschichte glaubt man zu lernen, dass der ursprüngliche Mensch, der Mensch im Naturzustande ein Nomade ist, der nicht an der Scholle kleben bleibt, sondern seinem Stamme folgt. Eine erhöhte Cultur fesselte den Menschen immer mehr an den Boden, auf dem er geboren wurde und wirkt. Das Heimatsgefühl wird mächtiger, als die Liebe zur eigenen Nation, die man des Vaterlandes wegen gelegentlich sogar bekriegt. Aber das ist nicht das Ende. Gelehrte hörte ich sagen, dass der Mensch auf der höchsten Stufe der Cultur im Falle nationaler Noth wieder Nomade werde, der unbekümmert um Heimat und Vaterland nur mit seinem Volk vereint sein will.

Allein, das alles ist nur behauptet und nicht bewiesen. Ich für meine Person halte das Heimatsgefühl für das mächtigere, halte es aber, vorausgesetzt, dass alle Kämpfe vergebens waren, auch für möglich, dass man unter dem Drucke einer verhassten, fremden Nation die Heimat verlassen kann und eine fremde Stätte suchen, auf der man in Genossenschaft mit seinem Volke ist. Auch dort, mitten in der eigenen Nation, bei gleicher Sprache und Sitte, wird der fremde Boden sehr rasch zum heimatlichen, und eine nächste Generation fühlt nichts mehr von dem gewiss wahnsinnigen Schmerze, mit dem die Vorfahren sich von der alten Heimat mit ihren Erinnerungen und ihren Gräbern losgerissen hatten, um an der Trennungswunde vielleicht still und rettungslos zu verbluten. Die nächste Generation schon genießt das Glück, Heimat und Nation beisammen zu haben. Wer da sagt, man darf nicht wandern, sondern soll sich in seiner alten Heimat, wenn's sein muss, eben mit Gewalt

erwehren vor einer fremden Nation — der spricht gewiss das Naheliegendste und Mannbarste aus. Aber damit ist die Frage noch nicht gelöst. Denn es ist der Zustand endloser Kämpfe.

Ich wünsche, dass ein Gelehrter mit großem Gesichtsblick und großem Herzen ein wissenschaftliches Werk schriebe über die Frage: Was ist im Menschen schließlich ausschlaggebend, die Liebe zur Heimat oder die Liebe zur Nation? R.

Die deutsche Frau.

Die deutsche Frau erweist dem eigenen Heimatlande den größten und besten Dienst, wenn sie ihren Beruf als Gattin und Mutter und die damit verbundenen Pflichten ganz und getreu erfüllt. Das stille, trauliche Heim soll der deutschen Frau ganzer Wirkungskreis sein und bleiben. Dort kann sie wahrhaft Großes leisten für die deutsche Sache — für Familie und Vaterland.

Diejenigen aber, welche ihren Wirkungskreis in die Öffentlichkeit verlegen, um marktschreierisch z. B. politische Anschauungen an die große Glocke zu hängen, bilden gerade das Gegenstück zu unserem Ideale der deutschen Mutter und Frau; das sind ruhmsüchtige Damen, die, ihre Bestimmung verkennend, ihre Pflicht vergessend, sich das Schlagwort als Deckmäntelchen zur Befriedigung kleinlicher Eitelkeitstriebe entleihen; wenn diese Modernen wüssten, um wie viel mehr sie verlacht und verspottet, denn „bewundert“ werden, sie ließen gern vom Spiele des Scheins.

Franz Goldhann.

Einem Vivisector.

Bevor du das Messer an ein hilfloses, in Todesangst erbebendes Thier legst, halte einen Augenblick still und denke an dein Kind. Es kann die Stunde kommen, wo du ebenso hilflos und angsterfüllt für dein Kind um Erbarmen flehst!

Rosegger.

Stimmen und Bilder.

Neue Gedichte von Ferdinand Avenarius.

Wenn ein Recensent über lyrische Gedichte kommt, na, prost Mahlzeit! Da gibt's fast immer ein Unglück. Ist es schon schwer denkbar, dass ein Zunftkritiker mit seinem Schulmeistergewissen einer Erzählung, einem Drama gerecht wird, die nicht für Docentenweisheit, sondern für Menschenseelen geschrieben werden, um wie weniger erst wird der Fachschreiber das richtige Verhältnis zur Lyrik haben, das selbst der einfache poesiedurstige Mensch nicht jeden Tag findet! Darum fürchte ich, dass auch den Gedichten, die zur Stunde vor mir aufgeschlagen sind, groß Unrecht geschehen wird. Die Verse kommen in moderner Buchausstattung daher: derbes Papier, Schwabacherlettern, aufgelegt secessionistischer Leistenschmuck von J. V. Cissarz — also ein Jungdeutscher, ein Moderner, wie jetzt täglich einer aus der Presse kriecht. Ein paar Schlagworte dran, und weg damit. Abgethan!

Ich kritisiere Avenarius' „Stimmen und Bilder“ nicht, ich bin ihnen bloß dankbar, dass sie erschienen sind. In der richtigen Seelenverfassung gelesen, haben sie mich innig ergriffen. Da ist das „Jahrbuch“ mit seinen Naturgedichten über die Jahreszeiten. Da sind die „Stimmungen“ mit den berückenden Poesien „Der Gruß“, „Lichtgestalten“ und „Die sterben beide an einem Tag“. Dann Abtheilungen: „Die Ehe“, „Gedenkblätter“, „Bilder und Gestalten“, ein reicher Kranz von sonnigen und mystisch dämmernden Geistern. Das sind durchaus Sachen, in denen nichts Her-

gebrachtes, nicht Abgebrauchtes zu finden ist. Die edelsten Regungen unseres Herzens, die höchsten und reichsten Anbilder der Erde und des Himmels finden wir — wie bei den Classikern — auch in vielen dieser Gedichte wieder, nur in neuer Form, die scheinbar frei, aber dem Inhalt oft wunderbar fein anempfunden ist.

Ich will nicht länger behaupten, ich will beweisen. Aus den bei Eugen Diederichs in Leipzig (1898) erschienenen „Stimmen und Bilder" von Ferdinand Avenarius stammen die hier folgenden Gedichte:

Frühlingsnahen.

Von schwarzer Nächte
Dunkel umflossen,
Auf Wolkenrossen
Herbrauste der Lenz,
Die Höhen umschlang er,
Die Tiefen durchsang er,
Hauchte auf alles
Und wurde stumm.

Aber seltsam
Klopft nun das Herz.
Um sich, betroffen,
Blickt alles Geschaffene,
Allerwärts
Däucht es ihm schöner,
Anders scheine ihm
Das gleiche Geschöpf.

Da zieht ein Sehnen
Heiß durchs All.
Du hörst es flöten
Beim Abendröthen
Im Drosselliede
Und zwitschern im Riede.
Aus den Knospen der Au'n,
Aus der Menschen Träumeraugen
Siehst du es schau'n.
Und wo im Acker der Hase kauert,
Und wo der Fuchs im Dickicht lauert,
Bis wo das Reich des Lebendigen endigt,
Siehst du vom Einen Drange durchschauert,
Siehst du das Freie
Zum Dienen gebändigt.

Schön bist du, Lenz,
Im Festgewande,
Sieger, wenn dir zum schuldigen
Danke huldigen
Die blühenden Lande, —
Erhabener nie,
Als wenn die Winterschlacht,
Lücken ins Lebende gebracht,
Und sie zu füllen
Nach deinem Willen
Geschöpf zu Geschöpf du
Zusammenzwingst!

* * *

Im Gewitter.

Weinerlicher Regen,
Heute glückt dir's nicht —
Trotzig allerwegen
Flimmert's schon vom Licht:

Lang genug getrunken
Hat's herein den Hass, —
Endlich wirft's den Funken
Doch ins Pulverfass!

Und mit Donnerkrachen
Aufwärts platzt es dort,
Und mit Hohneslachen
Feuert's drüben fort,
Und bei Flintenknattern
Und Kanonengroll
Blitzen Flammennattern
Alle Lüfte voll.

Und ich schreit' im Feuer
Mitten durch die Schlacht —
Ist's auch nicht geheuer,
Ist's doch eine Pracht!

Wär's so übel, Seele,
Fänd' im bunten Braus
All dein trüb Gequäle
Lustigen Garaus?

* * *

Waldeskampf.

Und sei er herrlich anzusehn,
Ich mag jetzt nicht im Laubwald gehn —
Dies heiße Prangen
In Gelb und Roth,
Dies wilde Verlangen
In Todesnoth:
Hier noch ein Ringen
Mit frischem Grün,
Dort ein Umschlingen
In krankem Blüh'n —
Ein Taumel am Tage,
Der prahlt und lacht
In wüstem Gelage,
Und Frost in der Nacht.
Betäuben, Berauschen
In letzter Noth —
Ich mag's nicht belauschen,
Ich wünsch' ihm den Tod!

* * *

Waldestod.

Und nun haſt du dich, mein Wald
Würdig drein gefunden: —
Schwand dein grünes Leben bald,
Gieng's in gold'nen Stunden!
Funkelnd kreiſt noch, lebensmatt,
Niederwärts das letzte Blatt,
Dann wird's Ruh' hinieden,
Ruh' im Kirchhofsfrieden:
Auf dem Grund, ein gold'ger Schaum,
Liegt dein todter Frühlingstraum.

Aber droben in blauen Höh'n
Seh' ich die gute Sonne geh'n,
Sehe ſie tragen von Erd' zu Erd'
Alle die Sommer, die ſie beſchert.

* * *

Der Gruß.

Spät in der Nacht war's. Noch am Arbeitstiſch
Müht' ich mich ab. Fruchtlos. Ich warf den Stift
Geekelt hin, die Hände vor der Stirn
Grollt' ich und brütete. Die letzten Tage,
Wie Schreie gellten ſie mir nach im Hirn.
Da, aus der ſchwarzen Stille rings der Nacht
Wuchs vor mir auf ein Wunſch, der oft mich ſchon
Umſäuſelt hatte, doch er rauſchte heut
Voll durch mich hin, er ward ich ſelbſt, daſs ich
Nur Wunſch, nur Sehnen war: Komm, komm, o Tod,
Befreie mich!
Da fühlt' ich freundlich mir am Scheitel ruhn
Kühl ſeine Hand und ſah des dunkeln Auges
Beruhigende Ruhe. Und er ſprach:
„So rühr' ich dich denn an — ich grüße dich.
Nein, bleibe noch! Doch das verleih ich dir:
Daſs du fortan dein ganzes Leben lang
Mich vor dir ſiehſt und ſo ſiehſt, wie ich bin,
Der ich am Ziele wartend ſteh' von allem,
Herüberſegnend übern bunten Tag
Vom großen Abend. Kommt einſt deine Zeit,
So tret' ich wieder her, du kennſt mich wieder,
Und traulich legſt du deinen Arm in meinen.
Dann ſchreiten wir mitſammen ſtill hinaus
Wie Brüder . . .“

* * *

Lichtgeſtalten.

Sahſt du noch nicht
Um Sonnuntergang
Geſtalten,
Goldumleuchtete,
Droben in den
Schwebenden Landen?

Was von erhabenen
Seelen Ewiges
Aus dem Vergänglichen
Aufwärts ſtieg:
Siehe, ſo wandelt
In leuchtenden Höhen
Segnend es
Über den Suchenden hin,
Und zu ſeines Volkes
Lichteskindern
Blickt der Umdunkelte
Dankbar auf.

* * *

Die ſterben beide an einem Tag.

War heut doch ein zuwid'rer Tag —
Ob er was Gutes noch bringen mag?

Geh ich zum Goldenen Elefanten,
Möglich, ich treff' dort einen Bekannten,
Zum Tagesſchluſs noch Galle und Nieren
Mal zu entlaſten durch Politiſieren.
Schreit ich denn ab von der Eingangshalle
Spähend die räuch'rigen Kneipſtuben alle,
Aber vor ihren Hüten und Röcken
Sitzen nur fremde Philiſter und Gecken.
Komme ſo bis an die letzte Thür,
Da iſt's leer — ſo bleib' ich hier,
Wo kein unbewanderter Mann
Mich ſo leichtlich finden kann,
Stecke ins Glas nun meine Naſen
Und beginne Trübſal zu blaſen.

Plötzlich knarrt die Angel. Fürwahr,
Zieht daher ein eigen Paar!
Ein uralt Männlein führt herein
Am Arm ein ſteinalt Mütterlein,
Grüßt mich höflich, mit zitt'riger Hand
Hängt's ihren Mantel dann an die Wand,
Rückt einen Stuhl ihr, altmodiſch galant,
Dort an des letzten Tiſchchens Rand,

Putzt die Brille, setzt sich, blickt
Prüfend ringsum, lächelt und nickt.
Kommt der Kellner. „Zwei Spaten?“ „Nein!“
Schmunzelt der Alte, „was gibt's für Wein?“
Und bestellt ein Fläschlein gut
Vom alleredelsten Traubenblut.
Jetzt werd' ich den beiden Luft:
Kennerisch saugt das Männchen den Duft,
Stößt mit der Alten den Römer an,
Streichelt zärtlich ihr Kinn alsdann,
Ihr mag'res, und blickt ihr immer dicht,
Ins freundliche kleine Runzelgesicht.
Dann schweigen sie, bis der Alte schaut
Zur Uhr. Da spricht er plötzlich laut:

„Dass wir uns hier gefunden, war
Just eben also g'nau siebzig Jahr!“
Und nun erhebt sich plötzlich sie,
Und feierlich langsam und nicht ohne Müh
Stolziert sie um des Tisches Rund
Und küsst den Greisen g'rad' auf den Mund,
Lange und fest g'rad' auf den Mund.
Und in Auge bleiben sie stehn ...
Ganz wunderlich ist das anzusehn,
Ganz wunderlich! Plötzlich der Glockenschlag
Der Mitternacht —

Ihr sterbt an einem Tag!

Eine Schildbürger-Geschichte.

Einst wollten die Schildbürger ein Theater bauen. Aber sie hatten keinen geeigneten Platz dazu. Am besten passte der, auf dem das alte Theater stand, eine ungeschickte, feuergefährliche Bude, bei der für den Fall einer Feuersbrunst an den Außenwänden eine Art von Heubodentreppe angebracht war. Wie aber sollte man nun das neue Theater auf diesen Platz stellen, wenn das alte noch drauf stand? Darüber zerbrachen sich die Schildbürger ihre Köpfe.

Der Gärtner machte den Vorschlag, man solle das neue Theater auf das alte pfropfen, wodurch eine edle Mischgattung entstehe. Nun hatten die Schildbürger dieselbe Sache schon vorher bei ihrem Rathhause gemacht, nämlich ein neues Rathhaus auf das alte gestellt. Die edle Mischgattung wollte aber nicht recht gefallen, und so wurde des Gärtners Vorschlag abgelehnt.

Nach gepflogenen eingehenden Studien kam endlich der Baumeister zur Erklärung, dass es allerdings ein Mittel gäbe, das neue Theater dorthin bauen zu können, wo das alte stand, man müsse nämlich vorher das alte niederreißen.

Die Stadtväter fanden das „gar dumm“. Einen noch ganz guten Bau, der schon so lange seine Dienste geleistet hat, niederreißen und ihn wieder aufführen?! Haben wir denn so viel Geld?

Neben dem alten Theater breitete sich ein schöner Garten aus mit herrlichen Bäumen, unter denen sich das Volk und die Jugend zur Lust ergieng. Da kam einem der Stadtväter die Idee: Bauen wir das neue Theater in diesen Garten hinein. Die Bäume fällen wir, Bäume gehören nicht in die Stadt, in die Stadt gehören Häuser. „Wer eine selbstverständliche Wahrheit das erstemal ausspricht, der ist unsterblich.“ Bäume gehören nicht in die Stadt, in die Stadt gehören Häuser! der Stadtvater war unsterblich.

Weil in Schildburg zur Weisheit sich rasch die Thatkraft zu gesellen pflegt, so wurde schon am nächsten Tag begonnen, im Garten die alten, schattigen Bäume zu fällen, mehr als hundert an der Zahl. Damit war auch eine allfällige Opposition des Pöbels gebrochen, die sich anfangs ja immer und überall einstellt, wo etwas Neues und wahrhaft Gutes angestrebt wird. Der größte Theil der Bevölkerung war dem Projecte entgegen, mit Unrecht natürlich, hatten sie doch ihren Willen bei der Wahl den Stadtvätern übergeben; wie gewahlt, so gezahlt. Nun war aber auf diesem Bauplatz, als an Stelle eines einst verschütteten Stadtgrabens, lockerer Schottergrund, so dass zu befürchten stand, das neue Theater würde umfallen. Da gab ein Stadtvater den Rath, man solle alle Steine des Anstoßes hineinwerfen, die die Wahl dieses Bauplatzes verursacht hätte, und das Theater würde ausgezeichnet fundiert sein.

So geschah es, und in kurzer Zeit stand der Prachtbau da. — Nun sahen aber die Schildbürger zu ihrer größten Überraschung, dass sie zwei Theater hätten, die unmittelbar neben einander standen. Wie war das nur möglich? Sie hatten ja bloß eins gebaut! Ja so, das alte, die Bude stand noch da. — Aber wozu, so fragten sie sich, wozu brauchen wir jetzt diesen alten Rumpelkasten, der so häßlich dem neuen Bau gegenüber steht? denn sie hatten architektonischen Geschmack, die Schildbürger! Also faßten sie den Entschluss, das alte Theater niederzureißen.

Als demnach die Bude weggeräumt, zeigte es sich, dass der Platz, auf dem sie gestanden, leer war, und dass er sich sehr gut für den Bau eines neuen Theaters eignete. Jetzt, das stand aber schon dort drüben, wo einst der Park mit den herrlichen Bäumen gewesen. Was war zu thun? Auf Rollen Gebäude weiter zu schieben, wie die Amerikaner, das hatten die Schildbürger noch nicht gelernt. Sie beschlossen also, das neue Theater ruhig stehen zu lassen, wo es stand, den alten Theaterplatz aber dadurch auszunützen, dass man auf demselben ein großes Monument errichtete, unten darstellend die breite Schichte der Wähler und Steuerzahler, höher oben im engeren Kreise der hohe Rath, und an der Spitze das Stadtoberhaupt — also ganz pyramidal zum ruhmreichen Andenken gewidmet den weisen Stadtvätern von Schildburg.

H. M.

Vorstehende Erzählung läßt zwei Auffassungen zu. Wir für unseren Theil halten sie als durchaus naiv und harmlos, während andere darin ganz verruchte Bosheiten, gemünzt gegen eine bestimmte Stadt in den Alpen, finden wollen. Natürlich haben, wie immer, wir recht. Die Red.

Warum kaufen die lieben Deutschen so wenig Bücher?

Hm, drollige Frage! das muss ich sagen;
Denn man braucht nur die Augen aufzuschlagen
Und hineinzuschauen ins Publicum,
Dann weiß man auch schon zur Genüge warum.

Da sind die einen, die lesen sich satt
Des Morgens an Zeitung und Tageblatt,
Auch lassen sie Wochenschriften wandern
Im Lesezirkel, von einem zum andern —
Was kann sie an Büchern noch reizen und freuen?
Sie wissen ja immer das Neueste vom Neuen!

Sind and're wiedrum, gar gut und brav,
Die brauchen zehn Stunden gesunden Schlaf,
Die müssen zwei Stunden spazieren geh'n,
Zwei Stunden lang aus dem Fenster seh'n,
Vier Stunden bei der Arbeit schwitzen,
Und sechse in der Kneipe sitzen —
Nun bitt' ich, wo sollen die armen Wesen
Die Zeit hernehmen zum Bücherlesen?

Sind abermals and're, die hätten wohl Zeit,
Doch braucht g'rad die Gattin ein Seidenkleid,
Das Töchterchen braucht einen Bechsteinflügel,
Die Pferde moderne Schabracken und Zügel —
Kurz, 's ist wohl erklärlich für jedermann:
Ein Buch kommt hier noch lange nicht dran!

Da sind auch die Herren Kritici
Und Redacteure, wie steht's um die?
Ja die, die werden sich Bücher kaufen —,
Da kommen sie gratis ins Haus gelaufen!

Sind schließlich sie selber, die Herren Autoren —
An denen ist Hopfen und Malz verloren!
Dieweil sie die Bücher dutzendweis schreiben,
So lassen das Lesen sie gänzlich bleiben.

Kurz, wollt' ich hier nennen der Gründe jeden,
Ich könnte die Zung' aus dem Munde mir reden;
Denn wo man hineingreift ins Publicum,
Man greift eine Antwort auf dies Warum.

Edwin Bormann.

Wie Dichter entstehen.

Aus einem Artikel der Wiener „Neuen Revue" glauben wir die nachfolgenden Ausführungen unseren Lesern nicht vorenthalten zu sollen. Sie entstammen der Feder Gustav Schwarzkopfs und zeigen, wieso es kommt, dass Kürschners Literaturkalender über 10.000 lebende deutsche Dichter und Schriftsteller aufzuweisen hat.

„Wenn Siegfried in seinem vierzehnten Jahre zu dichten anfängt, so empfindet er vor Vollendung des fünfzehnten bereits das dringende Bedürfnis, gedruckt zu werden. Das glaubt er sich, vor allen Dingen aber der Welt schuldig zu sein. Durch Vermittelung einiger Zeitschriften werden seine Dichtungen der „Welt" zugeführt. Wenn einmal ein Dutzend erschienen ist, stellt sich bei Siegfried das Verlangen ein, seine Werke, auch diejenigen, die noch die Mappe birgt, in Buchform zu sehen. Die Eltern finden das Verlangen begreiflich. Sie fragen, was soll man dem Jungen zum Geburtstag schenken? Soll man ihm ein Rad kaufen, oder soll man seine Gedichte drucken lassen? Wenn die Mittel reichen, erhält er beides: das Rad und die Erlaubnis, mit einem Verleger zu unterhandeln. Die brennende Sehnsucht nach Druckerschwärze, welche die tausend Siegfrieds empfinden, hat neue Geschäftszweige ins Leben gerufen. Die Speculation, die mit allen Eitelkeiten rechnen muss, hat sich auch der Eitelkeit, gedruckt zu werden, bemächtigt. Es gibt eine verhältnismäßig große Anzahl von „literarischen" Wochenblättchen, die zu dem Zwecke gegründet wurden, die Erzeugnisse in Poesie und Prosa von Siegfried und Genossen aufzunehmen. Diese Blätter zahlen selbstverständlich für Beiträge kein Honorar, sie nehmen es, der Abonnementsschein ist der Rechtstitel zur Mitarbeiterschaft, wer mehrere auf seinen Namen lautende Abonnementsscheine aufweisen kann, wird besser behandelt. Er darf mehr oder öfter Platz für sich in Anspruch nehmen. Nichtabonnenten ist der Eintritt verboten. Es ist ein ideales Verhältnis, ein Bild echter häuslicher Thätigkeit, die auf die Mithilfe Fremder ganz verzichtet. Diejenigen, die die Zeitung schreiben, lassen sie auch auf ihre Kosten drucken und besorgen auch das Lesen ganz allein.

Dem gefälligen Redacteur, der Siegfried fördert und damit eine allerdings bescheidene Existenz gewinnt, hat sich auch der gefällige Verleger zugesellt. Es gibt einige, die sich ausschließlich nur mit dem Verlag und Vertrieb solcher Bücher befassen, deren Drucksorten von den Autoren, und zwar reichlich bezahlt werden. Der größte Theil der Summe, die durch den Verkauf einzelner Exemplare erzielt wird, d. h. derjenigen Exemplare, die der Autor selbst für seine Freunde und Verwandten kauft, fällt auch dem Verleger zu.

Siegfried und Genossen wollen aber nicht nur schreiben und gedruckt sein, sie wollen auch kritisch gewürdigt werden. Auch dafür ist gesorgt. Es gibt Blättchen, die ausschließlich der Kritik dienen. Ihre Parole ist: Wer abonniert, darf kritisieren. In diesen Blättern kann man lesen, wie Siegfried über das Genie Eugens und wie Eugen über das Genie Siegfrieds denkt und urtheilt. Die jungen Herren sind darin wirklich nicht schüchtern oder blöde, und sehr gewandt im Abstreifen von beengenden Vorurtheilen. Sie sagen: Wenn *wir* uns nicht loben, wer soll es denn thun? Ihre keck zugreifende Naivetät hat das edle Princip der Gegenseitigkeit rascher und schöner zur Entwickelung gebracht, als die langjährige Übung der Alten. Dieser schönen Eintheilung ist es zu danken, dass Siegfried und Genossen schon in jungen Jahren mit zahlreichen „lobenden Zeitungsausschnitten" prunken können, ein Erfolg, der wieder zahlreiche neue Siegfrieds schafft."

In unseren Schulen lernt man Verse machen. Und da passiert manchem der Irrthum, das Versemachen mit dem Dichten zu verwechseln. Sie meinen, wer so gut Verse machen könne, wie Schiller, der sei auch ein so großer Dichter. Es ist aber viel schwerer, eine gute Prosa zu schreiben, als einen regelrechten Vers zu machen. Letzteres kann man lernen, ersteres ist ein Talent. Das Dichten ist halt so leicht und man braucht nichts dazu. Wäre die Feder so schwer wie ein Schmiedehammer und das Blatt Papier so rauh und herb wie ein Brachfeld — der Kürschner hätte nicht ihrer zehntausend in seinem Literaturkalender.

Bücher.

Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik. Von Friedrich Spielhagen. (Leipzig. Staackmann. 1898.)

Weil das Genie in seiner glücklichen Blindheit gerade die höchsten Thaten verrichtet, so schüttelt mancher den Kopf, wenn Dichter über Dichtkunst schreiben, als ob die theoretische Beschäftigung mit den Kunstproblemen auf ein Nachlassen der naiven Productionskraft zurückzuführen wäre. Goethe und Schillers Briefwechsel und die ästhetischen Abhandlungen Schillers beweisen, wie wenig verständiges Nachdenken und kritische Begriffe als störende Beigaben auf dem Wege der schöpferischen Dichtkunst anzusehen sind. Ja, man darf behaupten, dass man den Werken der Dichtkunst umso gerechter wird, je weniger man bei deren Beurtheilung nur lediglich von theoretischen Schulmeinungen und gelehrten Schlagwörtern ausgeht und je mehr man durch eigene productive Thätigkeit auch in die innere und geheimnisvolle Werkstätte des künstlerischen Schaffens einen Blick zu werfen vermag. Diese Vertrautheit mit dem innern Werdeprocess des Dichtens geben dem vorliegenden Buch einen zweifellosen Wert, und Spielhagens Urtheilen nicht nur über Wesen und Theorie des Romans, worin er selbst Meister ist, sondern auch seiner Würdigung der neuesten, ihm selbst durch eigene Bethätigung fremden dramatischen Literatur ein hohes Interesse. Der Ausspruch: „Wer den Dichter will versteh'n, muss in Dichters Lande geh'n" hat einen viel tiefern Sinn, als ihm gemeiniglich zugeschrieben wird.

In jedem Dichtwerk steckt etwas, das die Gelehrsamkeit allein nicht herauszunehmen, sondern nur der zu schätzen weiß, den die Muse mindestens mit ihrem Flügel gestreift hat.

Es ist begreiflich und berechtigt zugleich, wenn der Verfasser der „Problematischen Naturen" und der „Sturmflut" sich gegen das geringschätzende Urtheil Schillers verwahrt „dass jede Romanform schlechterdings nicht poetisch sei, sondern ganz nur im Gebiete des Verstandes liege", sondern im Gegentheile zu dem Satze gelangt, „dass der legitime Erbe des alten, in unserer Zeit dichterisch nicht mehr möglichen Volksepos einzig und allein der moderne Roman sei, der seine Aufgabe, die weite Welt zu umschweifen und sich liebevoll in das kleinste Detail zu versenken nur lösen kann, wenn er das Wort, ledig der Fesseln von Metrum, Rhythmus und Reim, zur völligen Freiheit entbindet als Organ des durch kein ästhetisches Dogma, keine überlieferte Gepflogenheit beschränkten, völlig freien, die Welt durch das Medium der Phantasie betrachtenden Geistes." Durch diesen Satz wird allerdings die epische Dichtung der Neuzeit, insoweit sie sich in der Form des modernen Romans ausspricht, eines wesentlichen Merkmals der alten Epik entkleidet, jener Objectivität und des Zurücktretens des Dichters hinter die Begebenheiten und handelnden Personen, und wird zum Ausdruck der vollen Persönlichkeit und des geistigen Lebens des Verfassers: einer Subjectivität, die der Dichter nicht durchbrechen kann, ohne seinen intimsten und mächtigsten Zauber aufzugeben. Von diesem Standpunkte aus beleuchtet Spielhagen in geistvoller und anregender Weise den neuern Roman, der in Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahren" auf der Höhe modernen epischen Schaffens steht, an verschiedenen Meistern der Erzählungskunst, und auch Roseggers „Das ewige Licht" wird von diesem Grundsatze aus einer freisinnigen Würdigung unterzogen.

Nur in dem, was Spielhagen über Goethes „Hermann und Dorothea", dieses herrliche Epos von deutscher Bürgertugend sagt, dürfte er auf berechtigten Widerspruch stoßen. Nicht deshalb, weil er diese Dichtung — gewiss zur Verwunderung vieler — als Novelle bezeichnet, sondern weil er zum Unterschied von dem Roman, worin eine Entwickelung der Charaktere, zum mindesten des Helden stattfindet, es als ein Merkmal der Novelle bezeichnet, dass darin fertige Charaktere aufeinander treffen. Sind Hermann und Dorothea wirklich fertige Charaktere, oder liegt nicht gerade in der Entwickelung und seelischen Metamorphose dieser beiden Helden, die gleich einem stillen mächtigen Strome bis zu Ende anschwillt, der Schwerpunkt und zugleich der Hauptreiz dieser herrlichen Dichtung?

Ein interessanter Abschnitt des Buches ist ferner das erste Capitel des Buches: „Die epische Poesie unter dem wechselnden Zeichen des Verkehrs", worin in origineller und bisher nicht beachteter Weise an alter und neuer epischer Dichtung der Einfluss hervorgehoben wird, wie die mit der Zeit wechselnden und erweiterten Verkehrsmittel auf Schauplatz und Umfang der Begebenheiten, und auf Phantasie und Erfindung des Dichters bestimmend eingewirkt haben und naturgemäß einwirken mussten.

Ebensoviel Geistvolles und Anregendes bietet der zweite Abschnitt des Buches, der

über das moderne Drama handelt. Spielhagen ist kein Anhänger des bloßen Naturalismus in der dramatischen Kunst: „Die Zwecke der Natur und der Kunst decken sich nun und nirgends. Die Natur ist ohne die Kunst noch immer sehr gut fertig geworden; und wenn die Kunst in Naturnachahmung aufgeht, ist sie nichts weiter, als eine Natur aus zweiter und — toter Hand, wofür jedes Panoptikum die schauerlichen Beweise liefert." Ja, man fühlt aus seinem Buche deutlich heraus, dass der berühmte Romanschriftsteller mit einem gewissen Neid auf die raschere, mühelosere und doch viel nachhaltigere, augenblickliche Wirkung der Bühnendichtung blickt, aber es berührt den Leser sympathisch, dass er in der Beurtheilung der modernen Dramatiker, unter denen er am eingehendsten Sudermann und Hauptmann behandelt, eine gewisse vermittelnde Stellung zwischen alter und neuer Schule, zwischen Idealismus und Realismus einhält. Die Art, wie er die eben genannten beiden Hauptvertreter in ihren einzelnen Werken bespricht, zeigt ebensoviel Einsicht, als Besonnenheit im Urtheil, in der Würdigung von Hauptmanns „Versunkener Glocke" scheint er mir viel Tüftelei und allegorische Erklärungsversuche gerade in der einfachen Deutung den Nagel auf den Kopf zu treffen. Von diesem Dichter behauptet er mit Recht, dass in seiner Brust zwei Seelen wohnen: die naturalistische Erfurcht vor der Wirklichkeit, in deren Abschilderung man vor nichts zurückschrecken dürfe, und die Sehnsucht hinauf in Regionen, in denen der freie Flügelschlag der Phantasie durch keine Erdenschranke gehemmt wird, und Sudermann begrüßt er als hervorragendes dramatisches Talent, dessen Talent nicht, wie so viele, mit dem ersten glücklichen Erfolg erschöpft hat, sondern, ohne einen Schritt zurückzuweichen, die eingeschlagene Bahn mit einer Kraft fortsetzt, die durch die Übung stetig wächst. Möge keiner, der sich für die Einzelnheiten seiner Ausführungen, in die ich mich in dem engen Rahmen einer bloßen kritischen Anzeige nicht einlassen kann, interessiert, verabsäumen, das geistvolle und anregende Buch selbst zur Hand zu nehmen. Er wird in den schwankenden Eindrücken, mit denen Kritiker und Publicum den neuern Erscheinungen unseres Schrifthums oft gegenüberstehen, einen verlässlichen und klärenden Führer finden. Dr. Gnad.

Naturgeschichtliche Volksmärchen aus nah und fern. Gesammelt von Oskar Dähnhardt. (Leipzig. B. G. Teubner. 1898.)

Das sind Volksüberlieferungen, die eine Deutung geben wollen, warum eine Naturerscheinung entstanden und warum sie gerade so entstanden. Zum Beispiel wie die Feindschaft zwischen Hund und Katze entstanden ist, warum der Fuchs einen weißen Schwanzzipfel hat, warum die Eichblätter eingekerbt sind, warum des Menschen Fußsohle nicht eben ist, warum der Feldhase keinen Schwanz hat u. s. w. Phantastische Deutungen, oft rührend sinnig, oft voll übermüthigen Humors. Ein wertvolles Büchlein für alle Freunde naiver Volkspoesie. M.

Bunte Märchen. Von Hanna Schmacker. (Leipzig. Gustav Fock.)

Allen Dingen Seele einzuflößen, das macht den Dichter. Somit ist der Märchendichter, der die leblosen Gegenstände menschlich beseelt und sie in Herzensbeziehung zu den Menschen bringt, der wahre, ureigentliche Dichter. Von der Verfasserin der „Bunten Märchen" darf man das wohl sagen. Und ihre Märchen werden dadurch pikant, dass sie es versteht, die phantastischesten Erfindungen in moderner Form darzustellen. Es ist drollig, wenn die rostige Stahlfeder oder der vertrocknete Veilchenstrauß, oder der Silberlöffel oder der Fingerring oder gar der Storch in putziger Gouvernantensprache plaudern. Aber das Abenteuerliche und Drollige tritt zurück vor dem tieferen Sinn, der allerwärts durch die anmuthigen Geschichtlein sich spinnt und dieselben zu einer wahrhaft anregenden Lecture macht. M.

Der Vicar. Novelle in Versen von Adalbert von Hanstein. (Berlin. Concordia Deutsche Verlagsanstalt.)

In dem engen Rahmen einer kurzen Erzählung entrollt hier der begabte Autor ein ergreifendes Gemälde aus dem Kleinbürgerthum des katholischen Rheinlandes. Das alte Problem von Liebe und Entsagung eines Priesters ist zum Gegenstand einer dramatischen Schilderung gemacht. V.

Im Verlage von Friedrich Schirmer, Berlin, ist erschienen: **„Drillichauer Lebensläufe"** von Manuel Schnitzer. Prächtige Charakterköpfe aus der kleinen Stadt, wo gleichsam jedermann zum komischen Original werden musste, zum „Reislein vom Narrenbaume", der allerort grünt und gedeiht. Es sind Vollmenschen, diese Männer von Drillichau, und der Verfasser versteht es, sie so zu schildern, dass man sie förmlich in greifbarer Lebendigkeit vor sich sieht. Manchmal streift hier der Schnitzer'sche Humor, dem es auch an satirischer Schärfe nicht fehlt, an das Tragische: der Jahrmarkt menschlicher Eitelkeiten hat sich in diesem kleinem Drillichau aufgethan, das so zum Spiegelbilde der großen Welt wird. V.

Mit Freuden wird es nicht nur in theologischen, sondern auch in den Kreisen der Gebildeten überhaupt begrüßt werden, dass der Verlag von Otto Hendel in Halle a. S. seiner trefflichen **Bibliothek der Gesammtliteratur** ein so wertvolles Buch wie Schleiermachers „Der christliche Glaube" einverleibt hat. Das schöne Werk, durch ein Begleitwort von Sup. Prof. Dr. Förster eingeführt, ist nunmehr in einer billigen Ausgabe erlangbar. Die nächste Nummer dieser Serie nimmt Friedrich Schillers Erzählung „Der Geisterseher" ein. Dann Edward Lytton Bulwers vortrefflichen Roman „Rienzi, der letzte der Tribunen", ein Werk, das schon um deswillen das allgemeine Interesse verdient, weil es unserem Meister Richard Wagner den Stoff zu seiner bekannten Oper geliefert hat. Die neue Serie der Bibliothek der Gesammt-Literatur (Halle a. S., Otto Hendel) bringt zunächst des Oldenburger Poeten Julius Mosen „Gedichte". Die folgenden Nummern bringen einen historischen Roman E. Hartners „Im Schlosse zu Heidelberg", der nächste Band „Englische Dichter", Gisberte Freiligrath bringt Übersetzungen von Shelley, Moore, Keats, Swinburne u. a. Ferner zwei Dramen des Italieners Giacosa „Freudlose Liebe" und „Rechte der Seele". Endlich bringt die Serie noch Heinrich Smidt's Devrientnovellen. V.

Büchereinlauf.

Schach der Qual. Ein Phantasiestück von Bertha v. Suttner. (Dresden. E. Pierson. 1898.)

Aus dem Verlage Karl Konegen, Wien:

Kreuzigt ihn! Roman von E. v. Czajkowski.

Gedichte von H. Geras.

In der G'schwindigkeit. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moriz Schadek.

Der Anderl und 's Resei. Ein Faschingsschwank in Schnadahüpfeln von Adolf Pichler. (Leipzig. George Heinrich Meyer. 1898.)

Brüder und Schwestern. Roman von Eugen Reichel. (Berlin. Ferd. Dümmler. 1898.)

Unbesiegbar. Roman von Ludwig Stave. (Leipzig. A. Dieckmann.)

Gruß aus Thüringen. Neue Lieder von Julius Gersdorff. (Hetschburg a. Ilm. Julius Gersdorff.)

O Menschenfreud, o Menschenleid! Gedichte von A. Kassau. (Dresden. E. Pierson. 1898.)

Aus 'm Gebirge. Allerhand Geschöchten un Tommheeten. Drei Hefte. (Unter-Polaun, Böhmen.)

Durch Licht zum Licht. Buddhistische Mission. (Leipzig. Anton Hartmann.)

Deutsche Sprache und deutsches Leben. Von Augustin Trapet. (Gießen. O. Kindt. 1898.)

Nicht rasten und nicht rosten. Jahrbuch des Scheffelbundes für 1897. Geleitet von Oskar Pach. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1898.)

Emil Rittershaus als Dichter und Mensch. Vortrag von Gustav Andrießen. (Krefeld. K. Kästner. 1898.)

Zur Psychologie des Sprachlebens. Mit einigen Anwendungen auf die Unterrichtspraxis. Von Dr. E. Martinak. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1898.)

Tourenbuch von Steiermark für Radfahrer. Zweite erweiterte und verbesserte Auflage. Herausgegeben vom steierischen Radfahrer-Gauverband.

Warmbad und Sommerfrische Topolschitz, Post Schönstein bei Cilli in Südsteiermark.

Postkarten des „Heimgarten".

W. Z., Dresden: Die Leipziger „Allg. Buchhändler-Zeitung" war zum Abdruck bewusster Mittheilungen nicht ermächtigt. Die Hartleben-Angelegenheit ist abgeschlossen und ich lasse mich darüber in keine Polemik ein. R.

H. Z., Wien: Welcher Stand und Beruf hätte heute nicht zu kämpfen! Es ist gleichsam ein krampfhaftes Anspannen aller Muskeln der Menschheit, bevor die Weltgeschichte ihren Purzelbaum schlägt. Einstweilen besteht unser Elend darin, dass man immer nur

ans Princip denkt, nie an die Bedürfnisse. Das Princip ist eine Fessel der Vergangenheit. Und da will man vorwärts kommen. — Suchen wir doch erst die neuen Erscheinungen zu verstehen, den neuen socialen Bedürfnissen gerecht zu werden, dann haben wir auch das richtige Princip.

F. F., München: Schön Dank für die Bilder, die mir meine vorjährige Dolomitenreise in so ausgezeichneter Weise ins Gedächtnis zurückrufen. R.

J. K., Graz: Handelt es sich um ein Duell, so muss man den Muth haben, zu sagen, dass man keinen hat. Denn es ist der Muth der Feigheit, wenn man nicht das Herz hat, für eine schlimme Handlung ordentliche Genugthuung zu leisten, wenn man sich an dieser Mannespflicht vorbeidrücken will mit einer nichtssagenden Schlägerei.

W. L., Salzburg: Jener Ausspruch Goethes an Eckermann lautet: „Unser Landvolk hat sich fortwährend in guter Kraft erhalten und wird hoffentlich noch lange imstande sein, uns vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und auffrischen."

A. K., Berlin: Was hilft das viele Schreiben und die massenhaft anwachsende Literatur über Gesundheitspflege! Diese Hypochonderliteratur gefällt mir nicht. Einfach leben, körperlich tüchtig arbeiten, bei der Nacht schlafen und weiter nicht an die Gesundheit denken. Basta!

A. M., Wiener-Neustadt: Über die Frage, wer das Recht hat, das Bildnis einer Person zu vervielfältigen, scheint immer noch Unklarheit zu herrschen, obwohl sie nach den geltenden gesetzlichen Bestimmungen leicht und einfach zu beantworten wäre. Es zeigt sich das namentlich anlässlich des sogenannten Stuttgarter Bilderstreits, das heißt anlässlich des so lebhaften, von den deutschen Porträtphotographen erhobenen Einspruchs gegen das Anerbieten der Stuttgarter illustrierten Zeitschrift „Über Land und Meer", ihren Abonnenten Vervielfältigungen nach eingesandten Originalphotographien zu liefern (ein Anerbieten, auf das hin beiläufig bis jetzt mehr als sechzigtausend Photographien bestellt wurden). Das Bild einer Person darf nur derjenige vervielfältigen, der, sei er nun Maler, Bildhauer oder Photograph, sich von dem Besteller des Originalwerks ausdrücklich die Erlaubnis hiezu ausgewirkt hat. Am wenigsten ist der Photograph als Hersteller einer Originalaufnahme berechtigt, willkürlich Copien derselben anzufertigen, er macht sich sogar direct strafbar, wenn er dieses thut. So versagt denn auch das deutsche Gesetz über den Schutz der Photographien gegen unberechtigte Nachbildung dem Photographen den Schutz gegen die Nachbildung der von ihm gemachten Porträtaufnahmen.

J. F., Graz: Eine deutsche Übersetzung von Zolas neuem Roman „Paris" kommt gegenwärtig in der Halbmonatschrift „Aus fremden Zungen" zur Veröffentlichung und wird im Mai auch in Buchform zur Ausgabe gelangen.

A. L., Dresden: Man macht seinen Lesern, die es ernst meinen, ja von Herzen gern eine kleine Freude, und es wäre lächerlich, ein warm gewünschtes Autograph zu verweigern, wenn nicht weitere, manchmal recht unbescheidene Zumuthungen gestellt würden. Nur mit Postpacketen von Stamm- und Gedenkbüchern, von Fächern zum Hineinschreiben bitte ich mich zu verschonen. Die tägliche Belästigung mit solchen Sachen ist eine unleidliche geworden. Als ob ein Mensch sonst nichts zu thun hätte, als Postpakete aufschneiden, wieder einpacken, zwei bis drei Frachtbriefe dazuschreiben, auf die Post tragen u. s. w. bloß um der Sammelnarrheit und der Eitelkeit müßiger Leute zu genügen. R.

M. Brody: Eine andere Besprechung des Buches bereits gesetzt. Grüße dem warmherzigen Menschen.

J. H., Wolfsberg: Viele Grüße. Leider muss ich wegen Zeitmangels mir die Freude persönlichen Briefschreibens immer mehr versagen. R.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Ninja

Ninja are a type of Japanese mercenary.

Ninja are a type of Japanese mercenary. Ninja are known for their use of unorthodox methods, such as espionage, sabotage, and assassination. Ninja are also known for their use of ninjutsu, a martial art that emphasizes stealth, agility, and the use of weapons.

Ninja are often depicted in popular culture as wearing black clothing and masks, and as being able to disappear in a puff of smoke. While these depictions are not entirely accurate, they do reflect the ninja's reputation for secrecy and mystery.

Ninja are also known for their use of a variety of weapons, including shuriken, kunai, and katana. Shuriken are throwing stars, kunai are small knives, and katana are long swords. Ninja are also skilled in the use of hand-to-hand combat techniques.

Ninja are a fascinating and complex subject. They have been the subject of many books, movies, and video games. Ninja are also a popular topic of discussion among martial arts enthusiasts.

Schiebe es der Langeweile nicht in die Schuhe, wenn Dein Bauernknecht an Sonntagen philosophische Anwandlungen hat. Denke an seine niedrige Herkunft und dass langwierige Schulbänke nie mehr ganz gutzumachen sind.

Am Mittwoch, während, wie ich lese, bei euch draußen überall das wilde Hochwasser war, haben wir die Sicheln gedängelt. Die Haferfelder sind noch wiesengrün, nur sonnseitig färben sich die vielschnabeligen Rispen ins Silberige. Der Roggen steht dicht, hoch, üppig, und eine Ähre legt sich schwer und reich auf die Achsel der andern. Sie schimmern in Goldglanz. So schön, sagt der Hausvater in seiner demüthigen Freude, wäre die liebe Feldfrucht seit vielen Jahren nicht mehr gestanden. Mir verdirbt's die Freude, dass ich denken muss: das, was wir hier ernten, gehört nicht mehr unser, gehört dem Händler. Wenn es aber vom Ungewitter verheert worden wäre, dann hätte es unser gehört. O traurige Landwirtschaft! Zum Glücke, dass der Kulmbock in den Landtag kommt, Der wird's schon anders machen. An dem kommt keiner vorbei! Einstweilen lässt er seinen reifen Kornacker noch reifer werden, und sitzt in politischen Versammlungen und Berathungen der Wirtshäuser des Vordergai's.

Dass mich am Donnerstag, wie wir uns am Feldrande angestellt haben mit den klingenden Sicheln, keiner meiner Stadtbekannten gesehen hat, dessen bin ich froh. Einen gewissen Ehrgeiz setze ich doch drauf, als ordentlicher Bauer auch etwas von der Hand zu bringen. Lieber ist es mir jetzt jedenfalls, ich bringe gewandt eine stilvolle Korngarbe fertig, als einen Zeitungsartikel über Einfuhr ungarischen Getreides. Nun ist's aber auf dem Kornfeld gar nicht nett gewesen.

Mir wollten beim Garbenschneiden und Binden die Halme nicht einig werden, der eine stand da hinweg, der andere dort hinaus, der eine war zu kurz, der andere zu lang. Und erst die Stoppeln! Hier standen sie borstig halbfußhoch hervor, dort hatte die Sichel vom Rasen ein Stück weggehackt. Und wie man aus zwei dünnen Halmbüscheln flink und anmuthig ein Garbenband dreht und knüpft, das lernt man auf keiner Universität und auf keiner Akademie. Das Kornschneiden ist eine Wissenschaft und Kunst für sich; wie viele Kunstgriffe es dabei gibt, wie viele Abarten der Thätigkeit, wie viele technische Bezeichnungen — Du, Doctor, der Du aus deinen Studien einige Complicationen gewohnt sein magst, würdest es nicht glauben. Der kleine Franzel, der jetzt Schulferien hat, schneidet auch tapfer mit und er hat's in der Hand, das „Wetzen" und „abmaißen" und „Ausziehen" und „Wellenmachen" und „Bandelwinden" und „Raideln"; ihm fügt sich alles wie von selbst, was mir unter Aufbietung aller Fähigkeiten nicht gelingen will. „Was Ihr Euch mit Witz und Verstand nicht erwerbt, hat er von seiner Frau Mutter geerbt." Und wo die Frau Mutter Natur ihn etwa noch hie und da im Stiche

läßt, dort hilft die Hausmutter nach, die es ihm gar scharf verweist, wenn von Franzels Garbe ein Halm verstreut oder eine Ähre abgeknickt ist! Dem Knaben sagt sie's, mich meint sie — und hat wohl alle Ursache dazu. „Der große, starke Bengel ist gerade der allerungeschickteste!" Ich wollte ihr dieses Wort mit Fingern von der Zunge nehmen, denn dort liegt es zum Greifen, davon bin ich überzeugt.

Während die Hausmutter und der Franzel, der Hausvater und ich die Garben schneiden und binden, trägt der Rocherl mit dem einen Arm sie zusammen in „Schüpfeln". An diesem einen Tage haben wir zweihundert Garben geschnitten. Und als es dunkel wurde und das weiche Gras schon kühl und feucht war in den Stoppeln, da sind die anderen in den Hof hinaufgegangen, um dort noch die häuslichen Arbeiten zu thun. Der Hausvater und ich sind auf dem Felde geblieben, um aus den „Schüpfeln", die zu sechs Garben stark sind, die „Deckeln" aufzustellen. Der Hausvater stellte je fünf Garben nebeneinander auf den Kopf, so daß oben die Ähren aneinander lehnen, ich halte sie mit der Hand fest, während er aus der sechsten Garbe den „Hut" biegt — eine unerhört einfache pyramidenförmige hohle Figur, die er dann über die Garben stülpt. So werden die aufgestülpten Garben von diesem Hute zusammengehalten und haben bei Regenwetter ein prächtig ableitendes Dach, bis alle mit dem langen Leiterkarren in großen Fuhren zur Scheune geschafft werder können. Das muß schon ein heftiger Sturm sein, der so ein Deckel wirft. Diese Deckeln stehen zu je zehn in zweireihigen Gruppen zusammen und heißen nun eine „Setz", ein „Schober" oder eine „Fuhr". — Du hast Dein Lebtag schon so viel Überflüssiges gelernt, mein Doctor, Professor und Philosoph, daß Dir diese eingehende Beschreibung einer Kornernte im Gebirg kein besonderes Bedenken zu verursachen braucht. Wenn Du Dir all diese Garben einprägst, so wirst Du zwar viel Stroh im Kopfe haben, aber auch volle Ähren! — Übrigens, nehmen wir gleich heute noch Abschied von der Ernte! Ich will Dir nur noch ein kleines Gespräch erzählen, das so groß und einfältig ist, als wäre es aus dem Homer.

Es war schon ganz finster geworden. Im Grase zirpten die Heimchen, daß es wie ein wunderbares Klangrieseln war über das weite Feld hin. Die hüpfende Heuschrecke schnellte manchmal ein feines Thautröpflein auf an unsere Hände. Der schwarze Himmel war voll funkelnder Sterne. Mein Hausvater setzte sich auf eine Garbe, trocknete den Schweiß und athmete schwer. So ruhte er, das Gesicht gegen Himmel gewendet, kurze Zeit, dann sagte er leise: „Wenn wir einmal dort oben sind — alle miteinander!"

„Damit hat's Zeit, Vater", antwortete ich.

„Es ist halt hart", sagte er. „Keins von meinen Leuten möcht' ich überleben. Und wenn sie *mich* müßten ins Grab legen, thäten sie mir auch erbarmen."

Darauf ich: „Da weiß es dann der liebe Gott mit dem besten Willen nicht, wie er es einrichten sollte."

„Es ist so, es ist so, Hansel. Wir sind allzu herzkrank, allzu herzkrank sind wir. — Wenn ich's nur nit gar so lieb thät' haben, das Dirndl!"

„Die Barbel, meint Ihr."

„So, wir wollen schauen, dass wir in Gottesnamen fertig werden." Er erhob sich mühselig und wir schichteten den Rest der Deckeln.

Dann sind wir heimgegangen, zwischen den fruchtprangenden Feldern hin, deren Bergung in den nächsten Wochen unsere Mühe und unsere Freude sein sollte. Die Luft war wie eine weiche, betäubende Last. Der Sternenhimmel funkelte in seiner unendlichen Ferne fast heftig. Bei den größeren Sternen war's, als sprühten die Zacklein nur so rundum hinaus. Und dazwischen fuhren die Sternschnuppen hin in grellen Streifen über das Himmelsrund. — Der Hausvater blieb einmal stehen, stützte sich an einen Stab, athmete hoch auf und sagte: „Wer's betrachtet. Die Allmacht Gottes!" — Dann stieg er wieder an.

Ob ich meiner Tage noch ein christliches Buch aufschlage oder nicht, ich weiß nun, was Religion ist. Vor keinem Lehrstuhl habe ich's erfahren können. Auf dem freien Felde hat's mich ein Bauer gelehrt. — Sieben oder acht Stunden später, mein Freund, haben wir ein anderes Capitel erfahren von der Allmacht Gottes.

Ein gewaltiges Sausen und Brausen weckt mich auf, ich springe hinaus in den Hof. Es tagt schon und ich sehe gerade nach, wie ein schwefelgelber Himmel niedersinkt auf die Berggipfel und wie über den Schachen herab sich ein ungeheurer Wolkenballen wälzt, unter dessen Wucht die Bäume rasend sich biegen und schmetternd brechen. Von unserem Hausdache springen Giebellatten auf und tanzen hoch in der Luft wie Geier mit langen Schwingen. Noch sehe ich den Hausvater im Nachtgewande, der zur Thür herauseilt, da werde ich zu Boden geworfen, mit Steinwürfen und Knüppeln gedroschen, wie ich denke, und als ich aufspringe, um mich zu wehren, da sind es die Schloßenknollen, die ringsumher niedersausen. Blutend taumle ich unter das Streuhüttendach, von welchem die Schindelsplitter fliegen. Wie von einem weißen Gewebe bin ich eingeschlossen, dessen niederstrählende Fäden, sich kreuzend, ein lebendiges Eisgitter weben. Durch den Hof schießt, die Zeugschupfe durchbrechend, ein Bach herab, Balken, Räder und Karren mit sich treibend; Eismoränen wogen heran und der Lärm ist so, als wäre ringsum ein Wasserfall, eine Feuersbrunst und eine Schlacht. Mein Versuch, ins Wohnhaus hinüberzulaufen, misslang, ebenso auch der, zu den Ochsen in den Stall zu gelangen. In der Einsamkeit undurchdringlicher Naturgewalten harrte ich unter der Streu auf das Niederbrechen des ganzen Gebäudes.

Freund, ich habe bisher nichts Ähnliches erlebt, weiß auch nicht mehr, was ich gedacht habe, es war ein völlig traumhafter Zustand. Wie lange es gedauert hat, darüber gehen die Meinungen auseinander von fünfundzwanzig Minuten bis zu einer Stunde. — Als es vorüber war, kamen sie mir entgegen vom Hause her auf dem knisternden Eise. Durch tiefe Gräben brandete wüster Brei von Wasser, Erdreich und Schloßen hinab. Die Luft war kalt wie im Winter, an den Bergen strichen Nebel hin, und von den Bäumen und Dächern hiengen die Fetzen nieder.

Alle waren todtenblass, die Barbel hielt ihre Hände über dem Busen und stand wie eine Bildsäule da.

„Ist dir wohl nichts geschehen, Hansel?" fragte der Hausvater, denn er hatte mich fallen sehen. „Nicht. Gott Lob und Dank. Das Haus steht auch noch. Und der Kornschnitt ist auch vorbei, das Jahr."

Der Kornschnitt ist freilich vorbei, du ewiger Himmel! Auf allen vier Feldern steht kein Halm. Es ist alles in den Erdboden hineingeschlagen. Die Deckeln, die wir am Vorabende noch mit allem Hochgefühle geschichtet hatten, sind wie Häuflein gekochten Strohes. Es ist wie frisch geackert und gesäet. Das Korn, welches schon reif war, wird im Spätherbste grünen und kann im Winter reifen, wenn — „kein Frost, kein Schnee kommt". Die Grasweiden sind kahl gedroschen. Der Kohlgarten sieht ganz lächerlich aus, er ist mit Krautblättern so fest gepflastert, dass man darauf tanzen könnte, wenn die kahlen Stengel nicht ihre Spieße aufreckten. Das Kraut auf dem Kartoffelfeld ist fast spurlos verschwunden. Wenn's auf den Almen ebenso grob war, dann, mein Freund Alfred, kommt eine lustige Zeit. Dann gibt's keine Arbeit mehr, hingegen viel Fleisch zu essen, weil alle Hausthiere geschlachtet werden müssen. — Auf weiten Umwegen nur können wir zu den Nachbarn, denn an den Rainen sind Lawinen abgegangen, in den Gehölzen ist durch Baumbrüche alles wüst verrammelt. Von den Gleimer- und Schragererhöfen herüber hören wir helles Klagen, Fluchen und Weinen. Unsere Hausmutter wollte auch zu hadern anheben mit dem Herrgott, da sagte der Adam begütigend: „Mutter, so musst nit! Wollen lieber einen Rosenkranz beten, dass wir alle noch leben."

„So!" rief sie, „bedanken sollen wir uns, dass wir Bettelleut' geworden sind! Bei uns wird schon einem die Hand abgeschossen, wenn er in den Wald geht um ein Stückel Widbret. Und der da oben thut, was er will! Warum er uns nit gleich all' hat derschlagen lassen, dass wir derlöst wären!"

Du wirst die Verzweiflung dieses Weibes verstehen und du wirst sagen, dass das beste Mittel gegen alle Lästerung Gottes ist, an keinen zu glauben! — Sage es, Du kannst es sagen, Du hast nicht erfahren, wie trotz alledem der Glaube die einzige Stütze dieser Leute ist. Als das Weib sich ausgetobt hatte, begann es — demüthig zu beten.

Am Abend kam ein Bote mit der Nachricht, die Almhütten wären vom Sturme abgedeckt worden, die älteſten Schirmbäume wären geſtürzt, aber die Matten ſeien vom Hagelſchlag verſchont geblieben.

„Das iſt unſer Glück“, ſagte der Adam, von Glück ſpricht der Menſch! „Jetzt heißt's auf die Alm, Heu machen, wo eins zu finden iſt. Wir werden auch nit verhungern, dieweil uns noch die Feldrüben und Erdäpfel bleiben. Den Hanſel dürfen wir freilich nit mehr bitten, daſs er uns noch länger bleibt. Der wird ſich jetzt wohl um einen beſſeren Platz ſchauen wollen.“

Auf das war ich nicht gefaſst, daſs die Folgen des Unglückes mich zu allererſt treffen ſollten. Nachdem wir wie gewöhnlich zu Abend gegeſſen hatten, ſagte ich: „Vater, vielleicht habt Ihr doch noch irgendwo Arbeit für mich. Es ſind die Dächer auszubeſſern, die Fenſter zu verkleben, die Wege zu machen und die Stege zu legen. Ich möchte Euch nicht gerne allein laſſen, jetzt. Und für die Koſt, die ich Euch wegeſſe, will ich ſchon gutſtehen. Bis der Valentin auf Urlaub heimkommt, darf ich wohl dableiben?“

„Brav biſt wohl, brav biſt wohl!“ ſagte der Adam und hielt mir ſeine zitternde Hand her.

Am Tage drauf iſt ſchon die Abſchätzung gekommen. Zwei Herren vom Händler geſchickt, der das ſtehende Getreide gekauft hatte auf dem Felde. Als ſie das Unheil ſahen, bedauerten ſie zuerſt den Händler, weil er geſchädigt ſei, denn nicht einmal für das Angeld, das er gegeben, iſt Deckung vorhanden. Dann bedauerten ſie natürlich recht theilnehmend auch den Adam, auf den größeren Betrag verzichten zu müſſen, den er bei günſtiger Ernte gutgehabt hätte. — Der Hausvater ſchaute nur ſo drein, als könne er es nicht faſſen.

* * *

Am dreiunddreißigſten Sonntag.

Nun ſollſt Du hören, lieber Freund, was gekommen iſt.

Seit dem Ungewitter war der Hausbrunnen ausgeblieben. Oben im Schachen an der Quelle war Erdreich ins Rutſchen gekommen und hatte das Waſſerrohr verſtopft. So arbeiteten wir oben mittelſt eines langen Drahtes, den Canal wieder durchzuſtechen.

„Gott Lob und Dank, daſs es nur die Quelle nicht verſchüttet hat!“ ſagte der Adam. „Solang' der Menſch noch Waſſer hat, iſt's nit zum Verzagen.“

„Und die unausrottbare Zufriedenheit iſt noch beſſer, als Waſſer!“ So ich. „Euch müſste Gott als Lohn für Eure Geduld nach meiner Meinung das größte Glück geben.“

„Und nach meiner Meinung müſste er das Glück ſolchen ſchenken, die kein Unglück ertragen können", antwortete er wohlgemuth. „Gerade die Kinder geſund und brav, nachher iſt mir alles recht."

Dieſes Geſpräch hatten wir ſo während des Arbeitens geführt, da rief die Mutter vom Hauſe herauf: „Vater! Sollſt ein biſſel kommen. Es iſt wer da."

Er gieng langſam hinab. Ich blieb nicht lange allein, bald kam der Rocherl. Die eine ſtarke Fauſt, die er hat, ballte er umſo feſter zuſammen.

„Jetzt iſt er da!" murmelte der Burſche, man hörte ſeine Zähne ſcharren.

„Der Kornhändler?" fragte ich.

„Dieſer Winter. — Der Schullehrer iſt im Haus. — Weiß auch warum. — Herrgott, wenn ich den kumt —!"

„Was meinſt du, Rocherl? Wenn der Lehrer da iſt und nach dem Vater verlangt hat, ſo wird's kaum in einer ſchlimmen Abſicht geſchehen."

„Und das weißt du nit, Hanſel, daſs er die Barbel haben will?!" fuhr er empört drein.

„Das kann ich mir ſchon denken. Und du wirſt doch deiner Schweſter das Glück nicht neiden!"

„Verdammt!"

„Sei doch froh, daſs in all der traurigen Zeit wieder einmal was Fröhliches kommt. Du weißt es wohl doch ſchon, daſs deine arme Schweſter jetzt nichts nothwendiger braucht, als einen ehrlichen Ehemann."

„Als einen ehrlichen Ehemann!" wiederholte der Burſche unter grellem Lachen, „wo er's zuerſt auf das angelegt hat, daſs er ſie nachher in der Gewalt hat. Weil ſie ſonſt nit mögen hätt' — nie!"

„Lieb hat ſie ihn." Faſt ſtockte mir das Wort im Munde.

„Wen? Dieſen Zottel, dieſen blatternarbigen?"

Da war ich ſchon wieder beruhigt. Wenn er nichts Schlechteres von ihm weiß, als die Blatternarben!

„Sei geſcheit, Rocherl und frage dich ſelber einmal, ob du es auch auf das angelegt haſt, wie du dazumal auf der Alm bei der Nacht zur Kulmbockhütte gegangen biſt? Wer weiß, was du ſchuldig worden wäreſt, wenn dich die Burſchen nicht zurückgejagt hätten! — Hilf mir jetzt das Brunnenrohr heben, es liegt zu tief. Nur den Hebel in die Hand, ſo. Es iſt ſchon gut."

Wir arbeiteten nun ſchweigend nebeneinander, bis der Ruf zum Mittageſſen erſcholl. Als wir in die Stube kamen, ſtand an der Herdecke noch der Lehrer, und ſeinen zuckenden Mienen ſah ich's an, daſs ihm nicht wohl war. Die Barbel war wieder einmal nicht gekommen aus ihrer Kammer. Wir andern ſetzten uns nach dem Gebete an den Tiſch, wie immer. Der Hausvater ſchob einen verzinnten Löffel, es war der für die

Gäste, über das Tischtuch und sagte: „Bitt gar schön! Die Ehr' auf einen Löffel Suppen thu' uns der Herr Lehrer nit versagen. Er wird wohl schon was Warmes mögen, es ist steil, den Berg herauf."

Der Lehrer trat einen Schritt vor und sprach: „Könnte wohl keinen Bissen essen, solange ich nicht weiß, wie ich dran bin. Der Hans Trautentorffer darf schon wissen drum, ist gut Freund. Und so sage ich's noch einmal, weshalb ich da bin. Ich begehre die Haustochter Barbara zu meinem Weibe."

Der Adam legte den Brotlaib hin, von dem er Brocken in die Milchsuppe geschnitten hatte und sprach: „Thut's mich nit so peinigen, meine lieben Leut'. Es ist wohl eine Lieb' und Ehr', wenn unsere Tochter so eine Heirat kunnt machen. Aber zu jung ist das Dirndel noch, all zu jung. Gelt, Mutter, du sagst es auch?"

Seine Berufung auf die Hausmutter war keine glückliche. „Zu jung!" sagte diese, „das möcht' wohl kein großes Unglück sein. Älter wird der Mensch. Und haben schon jüngere geheiratet. Dass sie sich gerne haben, zeigt sich wohl auch schon rechtschaffen deutlich. — Wenn's Gottes Willen ist!"

Nun legte der Hausvater die Hände zusammen und man merkte ihm eine schwere Beklemmung an, als er sagte: „Und sollten wir — sie fortgeben, unsere Barbel!"

Gieng sein Weib vom Herde an den Tisch, setzte sich zu ihm und sprach fast zärtlich: „Wird uns halt sonst nichts übrig bleiben, Adam. Wird wohl sein müssen. Die paar, drei Wochen sind bald vorüber, die sie noch hat. Wenn sie gleich anfangen, kann's noch zu rechter Zeit in Ordnung gebracht werden."

Jetzt schaute der Adam auf sein Weib, auf den Lehrer, wieder auf sein Weib —. Dann sagte er in gemüthlichem Ton, aber heiser: „So, so. — Ist's wohl doch wahr. — Hab's nit glauben wollen. — Hab's nit glauben wollen. — Die Barbel. — — Meine Barbel .... Nachher freilich wohl ...."

Alsogleich nach diesen Worten wendete die Hausmutter sich ganz vergnügt zum Lehrer: „Nachher thät's ja soweit richtig sein. — Geh', Franzel, ruf' die Dirn. Das dumme Ding soll doch kommen. Ist sowieso schon zu spät jetzt, das Schamen. Kann Gott danken, dass es noch so ausgeht. — Thu sich der Lehrer jetzt zu mir hersetzen. Da ist Platz. Wird ein Bauernmittagsmahl wohl nit verachten. Werden jetzt wohl öfter beieinandersitzen. — Was hat denn der Vater? — — Jesus Maria! — was hat denn der Vater?!"

Unser Hausvater hatte sich in den Tischwinkel gelehnt. Matt röchelte es in seiner Brust. — Was soll ich Dir sagen, Alfred! — Nach wenigen Minuten ist's vorbei gewesen.

Das war gestern, als den 14. August.

* * *

Welch eine Wucht von Drangſal und Trübſal in dieſem Hauſe! Mit einem Schlage bin ich in den Mittelpunkt verſetzt, als wäre ich Hausvater und Bruder. Alle ſtützen ſich auf mich und weinen. Alle ſchauen zu mir um Rath, was jetzt zu thun ſei. Aus welch frevelhaftem Grunde bin ich in dieſes Haus gekommen, und welch ſchwere Menſchenpflichten haben meiner hier gewartet! Wenn der heilige Ernſt dieſes Standes und das Erbarmen mit den Dulдern mich nicht einigermaßen geläutert hätten, ich wäre dieſen Tagen nicht gewachſen. Hier der todte Vater, hier die gefallene Tochter, hier der von unheimlichen Leidenſchaften bethörte Bruder, hier der wahnwitzige Soldatenflüchtling — und über allen der wirtſchaftliche Zuſammenbruch des Hauſes.

In der Nacht, da ich verwirrt, rathlos auf meiner Truhe ſaß, kam mir ein Gedanke, für den ich mich hätte peitſchen mögen wie einen feigen Hund. — Was hält dich denn in dieſem Jammerhauſe? Nimm den Stecken und gehe davon! — Teufelseinflüſterung, verfluchte! Und wenn ich keinen Heller bekomme dort unten von dem Zeitungsmanne, mein Platz iſt *hier*, und nirgends als hier! Das will ich doch mal ſehen, ob aus dem Haderlumpen, der ich war, nicht ein treuerer Menſch werden kann!

Nur Dir muſs ich ſchreiben dürfen, lieber Alfred, nur Du darfſt mir Dein gutes Wort nicht verſagen. Dann will ich's verſuchen zu leiſten, was von mir verlangt wird. — Und nun höre die Ereigniſſe.

Als bei jenem Mittagsmahle der Adam geſtorben war, da habe ich es zunächſt nicht glauben können. Derſelbe Menſch, mit dem ich eine Stunde vorher noch gearbeitet und geſprochen hatte oben bei der Brunnenquelle, lehnt jetzt da im Tiſchwinkel, wird blaſs, wird kalt und ſtarr. Wie wir ſeinen Namen auch rufen, ſein Geſicht begießen mit Waſſer, ſeinen Leib rütteln und reiben — das Auge iſt gebrochen. Die Hausmutter hat mehrere Sätze eines Sterbegebetes ausgerufen, dabei Anordnungen getroffen, wie wir ihn laben ſollten und dazwiſchen immer wieder zärtlich mit dem Todten geredet: „Aber ſo krank werden, Vater! So krank werden jetzt auf einmal! Wart nur, das kalt' Waſſer! Das iſt doch ein Unſinn, wie es dich jetzt wieder packt. Keinen ſolchen Dampf haſt wohl ſchon lang nit gehabt! Unſere liebe Frau von Luſchari wird's noch einmal machen. Heilig auf den Luſchariberg will ich mich verloben, wenn's nur jetzt noch einmal gut wird, um Gotteswillen! Frei den Athem hat's dir verſchlagen. O kreuzſterbender Jeſu, erbarme dich ſeiner! — Adam! Was iſt das? Ohne Behütgottnehmen willſt uns verlaſſen?! — Mein Mann! Mein lieber Mann! — Adam! — — 's iſt aus und 's iſt vorbei."

Und wie das Klagen angehen will in der Stube, ſchreit die Hausmutter hart drein: „Still ſeids! Daſs wir noch ein zweites Unglück

haben könnten!“ Der Franzel war immer noch an der Thür gestanden und hatte die Barbel nicht gerufen. Jetzt gieng die Mutter zu ihr hinaus. „Hast recht“, sagte sie zum Mädel, „dass du in deinem Stübel bleibst, bei uns drinnen hat's wieder was 'geben. Der Vater will nit. — Geh' doch, geh' doch, mach' dir nichts draus, wir werden ihn schon kriegen, lass uns nur allein mit ihm, dass er deiner nit ansichtig wird. Bis der Sturm vorbei ist — du weißt ja eh, Kind, wie gut er ist!“

So hat zu dieser Stunde die Hausmutter gesprochen und du wirst Dir's denken, warum man der Barbel den plötzlichen Schreck hat ersparen wollen. Der Lehrer hat dem Adam die Weste aufgerissen, hat sein Ohr an die Brust gehalten. „Lassen Sie das sein, Winter“, sage ich, „da drinnen werden Sie nichts mehr hören, als die ewige Ruhe. Sie haben jetzt ein anderes Tagewerk. Gehen Sie mit der Barbel hinaus über die Felder spazieren und bereiten Sie sie langsam vor.“

Jetzt schlug der Lehrer sich die Fäuste an die Stirn, hub an laut zu gröhlen: „Ich bin Schuld! Ich bin die Schuld!“

„Jetzt heißt's ein starker Mensch sein, Lehrer! Gehen Sie nur hinaus zu der, die wohl aller Lebtag Ihren Beistand nicht nöthiger haben wird, als gerade jetzt!“

Da ist er hinausgegangen, da sind sie beide über den Hof gegangen und unten den Rain entlang. Wir haben den Todten auf der Bank ausgestreckt und dann in größter Betrübnis Rath gehalten, was jetzt zu geschehen habe. Der Franzel wird um die alte Marenzel geschickt, dass sie die Leiche wasche, in den Sonntagsstaat bringe und aufbahre. Der Kleine eilt flink wegshin. Das ist auch noch einer, der es nicht erfahren hat, dass jemand, der gestorben ist, nimmer und nimmermehr vorhanden sein wird. Der Rocherl muss den Stecken in die Hand nehmen zu einer Wanderung nach Ruppertstein, um das Telegramm aufzugeben an den Valentin in Laibach und um Sachen für die Leichenfeier heimzubringen. Ich bin nach Hoisendorf hinabgeschickt worden, um beim Pfarrer und Todtengräber die Bestattung zu bestellen. Überall bringe ich die höchste Bestürzung mit, nur der Curat hat's gelassen angehört wie eine alltägliche Sache, der ist's ja gewohnt, das Sterben — bei anderen. Doch als es zum Verscheidenläuten ist, „Schiedungläuten“ sagen sie hier, fehlt der Lehrer, der solchen Küsterdienst zu verrichten pflegt. Dass der auf Freiersfüßen aus ist, habe ich nicht gleich sagen mögen. Der Lehrling vom Schmied und ich haben uns an die Glockenstricke gemacht, ich in jeder Hand einen, so haben wir's ins Hochthal hinausgerufen: Beten, beten sollet ihr! Ein Mitbruder ist verschieden! — Das hat mir der Schmiedjunge gleich erklärt, wenn's ein Mannsbild ist, müsse zum Schluss die große Glocke einige Züge lang nachgeläutet werden, sonst die kleine. — Dann mit dem Todtengräber, das war schlimm.

Denn es ist keiner. Man muss von Bauernhaus zu Bauernhaus gehen und bitten um Knechte, „die aus christlicher Barmherzigkeit dem abgerufenen Pfarrgenossen Adam Weiler ein Erdenbett bereiten zur ewigen Ruh'!" — Sind uns nachher drei Knechte zusammengekommen, ich habe mitgethan, mein lieber Alfred, und habe mit Haue und Schaufel meinem Hausvater eine Raststätte gebaut, wie es keine bessere gibt. Und den Sarg macht der Zimmermann Martin, der gleich gesagt hat, das Maß dazu wolle er an sich nehmen, sie seien hübsch gleichgroß gewesen.

Auf dem Heimweg in der Abenddämmerung treffe ich den Rocherl, der schon von Ruppertstein zurückkommt. Er hat ein Bündel mit Weizenmehl, Presshefe, Leichelichtern und einen Überthan für den Sarg. Wie wir so hintereinander den steilen Bergweg ansteigen, sagt der Rocherl: „Jetzt wird er's schon wissen, der Valentin. — Ob's nur auch schon die Barbel weiß, denke ich bei mir. Der Lehrer muss noch oben sein, weil er nicht unterwegs kommt.

„Wenn er nur Urlaub kriegt!" meint der Bursche.

„Es ist eine Frage", sage ich. „Wenn sie auf Übungsmärschen sind, dann ist es auch gar nicht möglich. Und am Ende käme er zu spät, weil übermorgen schon das Begräbnis ist."

„Der Ruppertsteiner Kaufmann ist wohl recht grob geworden, wie er mir die Sachen zusammengebunden hat und wie er hört, dass ich sie nit zahlen kann", erzählt der Rocherl.

„Die Mutter hat dir ja Geld mitgegeben", sage ich.

„Ja, den Ducaten. Der ist ihr Bindband gewesen, wie sie der Vater genommen hat. Da ist's mir aber eingefallen unterwegs, was hilft dem Valentin der Urlaub, wenn er einen kriegt. Hat ja kein Geld zum Heimfahren! Und habe ihm gleich den Ducaten telegraphieren lassen."

„Deine Mutter ist nicht klug", drauf ich. „Ihr wisset doch, dass ich immer bissel ein Geld im Sack habe." — Offen gestanden, von meinen noch aus der Stadt mitgebrachten und dann aus Ring, Uhr und anderen Sachen gelösten Capitalien sind noch ihrer fünfundzwanzig Gulden vorhanden. Damit heißt's auslangen bis Neujahr.

Es ist dunkel geworden, die Wölklein am Himmel haben noch den Rosensaum des Abendrothes. Es ist ruhsam, und wenn der Weg nicht seine tiefen Gräben und Löcher gehabt, man hätte fast vergessen mögen, dass die Natur manchmal so wahnsinnig rasen kann. Wendete der Rocherl sich wieder einmal um und sagt: „Jetzt wirst es doch glauben, Hansel!"

„Was soll ich glauben?"

„Dass dieser Mensch unser Unglück ist!"

Ich habe nichts dazu gesagt.

Endlich kommen wir zum Hause hinan. Das liegt wie eine dunkle Masse da, und aus zwei Fenstern leuchtet ein rother Schein. Der

Rocherl bleibt stehen. Ich sage, er solle nur mitkommen zur Mutter und Schwester. Er bleibt noch immer stehen und jäh hebt er an so heftig zu weinen, dass es zum Erbarmen ist. — Er weiß es wohl. Dort, wo die beleuchteten Fenster sind, wird die Bahre des Vaters stehen. Doch wie wir hinkommen, ist im Hause nicht der Todtenfrieden, ist vielmehr ein wirres Durcheinander von Weibern. Der Lehrer eilt uns entgegen zur Thür heraus: „Es kommt alles zusammen! Ein neues Unglück! So wie ich, ist noch keiner gestraft worden! Die Barbel!“

Der Rocherl stürzt schier wahnsinnig ins Haus. — Weiter kann ich jetzt nicht. Wir wissen zur Stunde noch nicht, ob sie mit dem Leben davonkommt.

* * *

Am fünfunddreißigsten Sonntag.

Dein Brief, mein theuerer Freund, hat mich sehr gestärkt. Habe Dank dafür. Ich glaube wohl nicht, dass ich jetzt irre würde an dem, was ich muss, selbst wenn auch Du mich verließest, wie die anderen mich verlassen haben; zu brauchen habe ich aber Deinen Beistand doch, und ach, wie nöthig! Du willst nun noch hören vom armen Mädchen.

Als der Vater todt war, hat der Lehrer sie hinausgeführt ins Freie und hat ihr gesagt, dass sie nun Bräutigam und Braut wären, und dass er ihr Freund sein werde in allem, in jeder Freude und in jedem Leide, für das Leben lang.

„Aber der Vater will ja nicht!“ hatte sie gesagt.

„Aber gewiss will er's, Barbel. Er mag ja wohl zornig gewesen sein, anfangs, das ist ihm wohl nicht zu verübeln. Was soll er denn anderes wünschen für dich, als das wir jetzt Mann und Weib werden! Auch sind Aussichten vorhanden zum Vorwärtskommen beim Lehrstande.“ — So soll er sie abgelenkt haben, dann waren sie lange so umhergegangen über die Felder und Wiesen hin, wo jetzt so viel Schutt liegt. Dann haben sie allerlei besprochen, wie sie es einrichten wollten in ihrer neuen Wirtschaft, und das Mädel war dabei ganz froh geworden. Dann war sie einmal still gestanden und hatte gefragt: „Was läuten sie denn, zu Hoisendorf? 's ist ja doch heller Werktag heut'!“

„Es wird wieder jemand heimgegangen sein“, sagte der Lehrer.

Da zog die Barbel über ihr weißes Gesicht ein Kreuz und betete still ein Vaterunser für den, dem das Läuten galt. Und der Lehrer dachte: Armes gutes Kind, du betest für deinen Vater. —

Dann sagte sie: „Du sollst ja daheim sein, Guido, wenn wer gestorben ist. Wer läutet denn statt deiner?“

„Das ist immer der Schmiedbub, der Kirchendiener.“

„Hast du gehört, dass wer krank gewesen ist?“

„Mein Gott, bei älteren Leuten kann jäh was sein", sagte der Lehrer. „Der Gleimer zum Beispiel. Er hat ja immer Athemnoth. Und ein Herzleiden soll er auch haben. Da ist man keine Stunde sicher. 's ist immer ein Schmerz, wen's trifft, aber endlich ist es jedem zu gönnen, der von dieser traurigen Welt erlöst ist. Für die Kinder ist's freilich hart; einmal hat's halt jeder und jede durchzumachen, ist noch gut, wenn's nicht umgekehrt kommt, so dass Eltern ihre Kinder begraben müssen. Das ist hart, das geht gegen die Natur."

Und als er in dieser Weise fortredete, da sprach die Barbel mit einiger Beklommenheit: „Ich will aber doch jetzt heimgehen."

„Es hat Zeit, Barbel, gönne dir den schönen Tag." Er hielt sie an der Hand, da machte sie sich rasch los: „Lass mich aus, Guido, ich muss heim zum Vater!"

So schnell eilte sie die Lehne hinan, dass er eilen musste, um sie noch abzufangen vor der Hausthür.

„Du sollst jetzt nicht hinein, Barbel. Weißt du, der Vater — ich wollte dir's nur nicht gleich sagen — er ist schwer krank geworden . . . ."

Sie stieß ihn fast heftig zurück und eilte in die Stube. Da hat man schon auch den gellenden Schrei gehört. Es soll herzzerreißend gewesen sein, wie sie auf den Todten hingestürzt ist und ihn rüttelte, dass er erwache. — Als sie sich überzeugt hatte, wie die Sache stand, da kam eine Ruhe über sie, dass es unheimlich war, sie wankte in ihre Kammer und schloss sich ein. Als man später ihr Stöhnen gehört hat, ahnte die Hausmutter es bald, was vorgieng. Die alte Marenzel, die gekommen war, um den Todten aufzubahren, hatte nun etwas anderes zu thun. — Als wir, der Rocherl und ich, am selben Abende heimkehrten, lagen zwei des Adamshauses auf der Bahre, der älteste und der jüngste.

So, mein Alfred, hat es sich zugetragen. Und es war eine solche Trauer im Hause, dass ich gemeint habe: wenn nur wer schelten wollte! Wenn nur wer hadern möchte mit diesem ungerechten Schicksal, dass ein frischer Zorn ausbreche, eine Gemüthsrevolution, damit doch diese schreckliche dumpfe Trauer unterbrochen würde. Endlich in der Nacht war's, dass die Barbel anhub auf ihrem Bette zu fragen: „Ja, ihr Leute, wie ist denn das zugegangen? Wie ist denn das gewesen mit dem Vater?" Weil keines mit der Farbe heraus wollte, so trat ich vor und begann herzhaft zu lügen.

„Barbel", sage ich, „es ist wohl ein glücklicher Tod gewesen. Wie er hört, dass der Lehrer redlich um deine Hand bittet, da hebt er die Arme und ruft: Soll's doch sein, dass das gute Kind glücklich wird! Gott Lob und Dank! Darauf ist er an die Wand zurückgesunken und kein Zucken mehr."

„Und ist er denn nit zornig gewesen?“ fragt sie auf.

„Freilich zornig gewesen! Weil ihm der Lehrer zu spät gekommen ist. Weil man ihn zu lange in der Angst hat gelassen, es könnte ausbleiben oder nicht rechtzeitig sein, was doch sein muss.“

Darauf hat sie geschwiegen und nachgedacht, und hernach: „Wenn es so gewesen ist! Wenn es so gewesen ist!“ Und hat wieder geweint, aber wie ganz anders jetzt, als früher.

— Und von dieser Lüge, Alfred, musst Du mich lossprechen. Anfangs jubelte ich über den Erfolg derselben. Die wohlgemeinte Unwahrheit, die ein Herz vor dem Fegefeuer erlöst, kann doch nicht schlecht sein. Aber jetzt in den Nächten, wenn ich schlaflos bin, sieht's anders aus. Es ist furchtbar frevelhaft, das Kind über das Sterben des Vaters zu täuschen. Sie, die so viel Jammer in die Familie gebracht, die seinen Tod verursacht hat, soll so leichten Kaufes davonkommen? Soll sie nicht vielmehr die ganze Wucht ihres Fehltrittes empfinden? — Ich bitte Dich, Freund, sage n e i n. Sage, Du treuer Philosoph, dass es erlaubt ist, nach allem Belieben drauf los zu lügen, wenn man damit was Gutes stiften kann. Sage nicht auch Du das abscheuliche Wort, Wahrheit über alles, auch wenn darunter Menschenglück und Menschenherzen zu Grunde gehen. Ich beschwöre Dich, lass alle Theorie und alle Philosophie so sein, dass dieses Leben milde wird und warm. Wenn es auch dunkel ist, wenn es nur warm ist und reich an Liebe. — Schau, das arme Mädchen lächelt heute unter seligen Thränen. Die rohe Wahrheit hätte sie auf ihr Lebtag lang in Gram und Verzweiflung gestürzt.

Am nächsten Sonntage werde ich Dir berichten, was sich weiter in diesen Tagen ereignet hat.

* * *

Am sechsunddreißigsten Sonntag.

Auf der Oberfläche scheint es, als kümmerten sich in einer solchen Gegend die unterschiedlichen Bauernfamilien nicht um einander. Kommt jedoch über eine etwas Besonderes, dann offenbart sich allgemein die menschliche Theilnahme. In den zwei Nächten, als der Hausvater auf der Bahre lag, konnte die große Stube kaum alle Anwesenden fassen, die gekommen waren, um zu trösten und zu beten. Etliche Bauernweiber hatten sogar Butter, Weißbrot und gedörrte Wildkirschen gebracht, damit die Adamhauserin Mittel habe, ein würdiges Todtenmahl zu bereiten. Ich beschreibe Dir nicht die Todtengebräuche, deren im großen und kleinen unzählige sind. Denke Dir bloß, dass während der Tage, als ein Todter im Hause liegt, keine knechtliche Arbeit verrichtet werden darf, dass die Wanduhr nicht gehen darf, dass das Sprengreisig, mit welchem die Leute Weihwasser auf die Leiche spritzen, in einem dreifachen Kreuze gewachsen

sein muss, dass das Bettstroh verbrannt werden muss, auf welchem der nun Verstorbene in seiner letzten Lebensnacht gelegen, und so weiter. Der Gehstock des Todten wird ins Freie getragen und an einen alten Baum gebunden, weil er sonst anheben könnte, allein umherzuwandeln. In der Nacht sind am Tische und auf Bänken die Leute der Nachbarschaft herum, beten den Rosenkranz, singen Weihelieder, essen Weißbrot mit Milchrahm und führen dabei auch Gespräche, die manchmal ganz heiter werden. Sonst soll es manchmal vorkommen, dass bei solchen Todtenwachen junge Leute allerhand Kurzweil treiben, körperliche Übungen mit Schalkereien, sogar nach einem alten Herkommen mit der Leiche. Im Adamshause hat die Hausmutter solches Gebaren nicht zugelassen.

Die Leiche war mit einem weißen Leintuche ganz bedeckt; manche, die ankamen, schlugen vom Haupte das Tuch zurück, schauten ins lehmfarbige Gebilde des Adam und sagten: „Nachbar, Gott geb' dir die ewige Ruh. Wenn ich dich einmal gekränkt sollt' haben, um der heiligen Wunden Jesu willen bitt' ich dich, thu' mir verzeihen!" Auch der Jäger Konrad hatte das gethan, da hat die Hausmutter drauf hingeschaut und gerufen: „Du hast wohl Ursach' dazu, Jager Konrad!" — Sie scheint einstweilen noch nicht willens zu sein, dem Manne zu verzeihen. Neben der Leiche auf einem Lehnstuhl steht das hölzerne Crucifix vom Hausaltare herab, daneben ein Wasserglas mit dem Öllicht und ein Töpflein voll Weihwasser und dem Sprengzweig, mit dem sie den Todten von Zeit zu Zeit bespritzen. Zu Füßen der Leiche, ganz im Wandwinkel liegt ein kleines Ding, das auch mit einem weißen Tüchlein zugedeckt ist. Und das, mein lieber Alfred, ist die Erbsünde. —

In der zweiten Nacht war's, dass von der Nachbarschaft zwei Mägde ankamen, ganz erregt und verstört zur Thür herein. Sie wussten etwas Unheimliches zu erzählen. Als sie durch den Schachen hergegangen seien, hätten sie an der Brunnenquelle, wo der Holzapfelbaum ist, den Adam stehen gesehen. Er habe sich an einen Spaten gestützt, als ob er graben wolle und dabei müde geworden sei. Sie wüssten gar nicht, wie sie hierauf zum Hause gekommen wären, vor lauter Schreck.

„Wir wünschen ihm all die ewige Ruh!" sagte der Kulmbock, der am Tische auf dem Ehrenplatz saß und für die Bestattung das Ordneramt übernommen hatte. „Nit so dumm daherreden, Weiberleut'! Das friss ich nit! Was wird's denn ein Geist gewesen sein! Es gibt gar keinen Geist! Das werd ich etwan nit wissen! Just so!" Der Kulmbock gehört ja jetzt zu den Aufgeklärten. Seitdem er zum Abgeordneten gewählt worden, stellen sie ihn überall voran und er entwickelt stets eine große Umsicht und Beredsamkeit, die er einstweilen nur im Landtage noch nicht hatte bethätigen können. Sein Töchterlein war auch vorhanden und hielt sich im Herdwinkel bei anderen jungen Leuten auf. Als der Rocherl

mit Brotlaib und Messer dorthin kam und die heimlich miteinander ein wenig schäkernden Leutchen einlud, zuzugreifen, sagte die Kulmbock-Tochter: „O ja, Rocherl, ich mag schon eins, von dir, ein Brot. Schneid mir nur ein großes Trumm aber!“

„Das wär' bei dem eine Kunst“, spottete ein anderer Bursche. „Mit einem Maul Brot essen, das wird er wohl können, aber mit einer Hand abschneiden schwerlich.“

Darauf entgegnete scharf der Rocherl: „Und du thätest auch mit dem einen Maul nit stänkern, wenn ich zwei gesunde Händ' hätt'!“

„Gehts weg!“ sagte die Kulmbockische, die anderen mit den Ellbögen von sich tauchend; „ich lass' über den Rocherl nichts aufkommen.“

„Sie meint halt, halsen kann ein Einhandel auch“, bemerkte jener Bursche. Der Rocherl biss die Zähne aneinander und gieng hinaus in die Kammer zu seiner Schwester. Ich hatte den kleinen Vorgang so halbhin beobachtet und ist mir wieder das ganze Elend des armen Jungen klar geworden. Von jedem Wichtling muss er sich verhöhnen lassen, es geschieht ungestraft. Aber sie sollen sich nicht spassen mit dem Rocherl! Wer ihn nur erst näher kennt! Mit einer Hand führt man gefährlichere Waffen, als mit zwei Händen!

Gegen Mitternacht war's, wir knieten alle gerade an den Bänken herum, an den Tischen, deren mehrere aufgerichtet worden waren, als unten an der Thür eine Bewegung entstand. Kurze Ausrufe, ein Schluchzen der Hausmutter. Aus der Dunkelheit trat eine hochgewachsene Gestalt vor, in Mütze und Soldatenmantel. Der Valentin! Der Urlauber! Ein stattlicher junger Mensch mit breitknochigem Gesicht und krankhaft eingefallenen Wangen. Nicht umarmt und nicht geküsst hatte der Heimgekehrte die Mutter, aber mit wirrem, unbeschreiblich weichem Blicke sie angeschaut. So trat er nun zur Bahre vor. Ein Nachbarsweib deckte das Gesicht des Todten ab und flüsterte: „Gelt, ganz unverändert. Als wie wenn er thät' schlafen.“

Der Valentin kniete schwerfällig mit beiden Knien nieder auf das Flez, hielt die Hände ineinander mit verschlungenen Fingern, und starrte unverwandt auf den Todten.

Aber nicht lange so. Er stand auf, taumelte in den Hintergrund, wo an der Wand der Sarg lehnte, stützte sich mit dem Arm an den Uhrkasten, und an dem stillen Stoßen seines Körpers sah man's, was in ihm wüthete.

Wir in den Städten kennen sie nicht, die Schamhaftigkeit des Schmerzes. Sowenig, wie wir die Schamhaftigkeit der Liebe kennen zwischen Eltern und Kindern. Der Valentin, aus der Fremde kommend, seinen Vater auf der Bahre findend, hat ihn nicht mit einem Finger berührt, hat nicht ein einziges Wort der Klage, der Zärtlichkeit gefunden — in Gegenwart der Leute.

Später, als der Valentin und sein Bruder Rocherl in der offenen Hausthür standen, so herzvoll und so wortkarg, und hinausschauten in die Mondnacht, deutete der Rocherl auf eine Gestalt, die am Brunnen saß, und sagte: „Dort, Valentin, siehst du ihn? Das ist der Unglücksstifter!“

Da trat die Mutter vom Herde, wo bei prasselndem Feuer das Mahl kochte, dazwischen, und der Valentin solle doch was essen. Er schüttelte den Kopf, essen könne er nichts. Sie stellten sich zusammen im dunklen Vorhaus und die Mutter erzählte dem Heimgekehrten, wie alles zugekommen. Als sie vom Lehrer sprach, durch den die Barbel zum Falle gekommen, soll der Soldat mit der Hand nach dem Stilet gezuckt haben. Als sie erzählte, dass er sie heiraten werde, sagte der Valentin: „Das ist sein Glück.“

„Und damit, glaubst du, dass es gut ist?“ fragte ihn der Rocherl.

„Mehr kann er nicht thun“, antwortete der Soldat.

„Valentin“, murmelte der Rocherl, fast krampfig sagte er es: „Ich kann mit einer Hand nichts machen, sonst hätt' ich's schon gethan. Auf dich hab' ich gewartet. Du wirst mit ihm abrechnen!“

„Mit wem? Mit dem Lehrer? Wenn er sie ja doch heiratet!“

„Und ihre Ehr' und Magdschaft?!“

„Warum bist so auf, Rocherl! Ein Malheur, das jedem passieren kann.“

„Valentin, du bist schlecht geworden!“

„Du sollst erst wissen, Rocherl, wie es in der Welt zugeht.“

Dieses Gespräch ist zwischen den beiden Brüdern geführt worden. Dann wollte der Heimgekehrte zur Schwester; sie schlafe, wurde ihm gesagt. Dann kam er wieder in die Stube, wo sie am Tische zusammenrückten, damit er sich hinsetzen könne. Er hielt sich jedoch immer im Hintergrunde und so oft die Thür aufgieng, wendete er rasch sein Gesicht dahin. Da merkte ich, wie eine besondere Unruhe in ihm war. Ich trat zu ihm und sagte, dass ich der Knecht wäre und begann zu sprechen vom Regiment, bei dem ich auch gedient hätte, und ob er den Urlaub leicht erhalten?

„Ganz leicht“, sagte er.

„Auf wie lange?

„Auf unbestimmt“, antwortete er, und zwar in einer Art, dass ich erschrak. Soviel ich weiß, wird jetzt nicht auf unbestimmt beurlaubt.

Als ich noch einige Worte an ihn richtete, drehte er sich um und gieng hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Der Antiquar.

Eine gedankliche Geſchichte von **Hans Grasberger.**

In derſelben Straße der inneren Stadt war vor Jahren eine Buchhandlung, da, wo das enge, ſchmale, finſtere, von einem Schwibbogen überbrückte Seitengäſschen einmündet; in ihrem Schaufenſter prangte das päpſtliche Wappen und das des Primas von Ungarn. Gleichwohl kam ſie auf keinen grünen Zweig; ſie gieng nach raſchem Beſitzwechſel wieder ein, und von ihr ſoll hier nicht länger die Rede ſein. Lediglich zur Kennzeichnung der Örtlichkeit iſt ihrer gedacht worden.

Tiefer in der Straße, in der Häuſerzeile zur Linken, erfreut ſich ein kleines Antiquariat längeren Beſtandes, obwohl auch dieſes ſchon mehrmals ſeinen Eigenthümer gewechſelt. Das war eben wieder der Fall, und die Veränderung fiel mir in doppelter Beziehung auf. Der Name des neuen Antiquars war der einer Gegend, einer Gemeinde, eines „Grabens“ meiner Heimat, und ein paar ſteiriſche Werke, denen man in Wien ſonſt nicht zu häufig begegnet, waren ausgeſtellt. Alſo ein literariſcher Landsmann, dacht' ich mir; wahrſcheinlich aus Graz hieher gezogen in der mageren Hoffnung, in dieſem ſtillen Viertel beſſere Geſchäfte zu machen. Ich trat ein, und der Mann blickte auf.

Er hatte am Stehpult geſchrieben oder gerechnet. Seine Erſcheinung iſt einnehmend. Jung, blond, ſchlank — aber etwas engbrüſtig ſcheint er. Die Züge verrathen Kenntniſſe, geiſtige Arbeit, aber auch lyriſchen Eigenſinn. Wenig Kram und viel Eifer! Gleichwohl ſind ihm die Scharteken ſicherlich nicht die Hauptſache. Iſt ihm das Geſchäft Vorwand? Macht er Verſe? Krankt er an heimlichem Ehrgeiz? Sein Kinn iſt ſpitz und bekundet wenig Thatkraft, ſchütter der Bart, mädchenhaft das Incarnat, und die Brille ſitzt ihm wie einem Gelehrten.

Das alles war erſter Eindruck, und hinterher läſst er ſich ſchöner zergliedern. Zudem ſtraft das erſte Wort aus des Mannes Munde die Landsmannſchaft Lügen; er ſpricht norddeutſch, ſpricht es ſcharf — keine Spur vom bajuwariſchen a.

Ich kaufte eine Kleinigkeit und fragte ſo nebenher, wie er zu den ſteiriſchen Büchern komme.

„Je nun, der Wind fährt in die Sachen und ſetzt ſie bald da, bald dort ab.“

Das ſagt' er lächelnd und that dabei, als hätt' er ein Geheimnis zu bergen. „Und ſehen Sie mal", fuhr er fort, indem er mir einige literariſche Alterthümer vorlegte: „eine Graetziſche Luther-Bibel, ſichtlich ein Familienſtück und wohl vielen Gefahren entronnen,

des Holzſtechers und Buchdruckers Zacharias Bartſch ſchönes Wappenbuch des ſteiriſchen Adels, in deſſen Vorrede zu leſen, daſs ſich der Steirer mit Gut und Blut das Privilegium erkauft, immer der erſte zu ſein wider den Feind ſowie hinter demſelben drein,

Wahrhafte Beſchreibung, was zu der fürſtl. Durchleuch. Ertzherzogen Carls zu Öſterreich Hochzeitlicher heimfuerung in der Hauptſtadt Grätz . . . von Porten und deren Triumphirenden zierlichkaiten zuegericht, Graetz 1572,

Siegmund Banſtingl: Conduct weilandt J. f. D. Erzherzog Carls zu Öſterreich, Graetz bei Hanſen Schmidt, 1591, u. dgl. m."

„Auf ſolche Seltenheiten kann ich mich nicht einlaſſen", ſagte ich blätternd und bewundernd; „in Graz fände derartiges vielleicht Abſatz."

„Es iſt auch nicht alles feil, was da herumliegt", erwiderte der wortkarge, wunderliche junge Mann.

Aha, dachte ich mir, Antiquar und Liebhaber in einem! Gleichwohl war mir, als ich den kleinen Laden verließ, nicht recht klar, warum dieſer Nordländer gerade das Steiriſche bevorzugte.

Das war ein kleines Winterabenteuer, und Samstag war's. Samstags macht' ich nämlich gern an den Auslagen meine literariſche Wochenſchau, um ſchließlich bei Grienſteidel einzufallen, wo ſich wohl auch ſchon die deutſchen Wochenblätter eingeſtellt haben mochten. Es war dies noch das alte friedliche Café; der vordringliche Winkelclub der unruhig ſuchenden Moderne beſtand noch kaum. An der vorderen Façade der Hofburg erhob ſich noch nicht der altneue Thorbau, um ſich eine glotzäugige, überſtreckte Mittelkuppel aufzuſetzen.

Im Sommer darnach fuhr ich zunächſt nach Krieglach zu Freund Roſegger, der eine auffallende Veränderung an mir wahrnahm, die gar ſehr begründet war. Dann trieb ich mich nördlicher in den Heimatbergen herum, und ſchließlich brach ich nach Tirol auf zu dem ſchwerſten Gange meines Lebens, zum Traualtar nämlich. Denn ja, wenn dieſes wichtige Unternehmen nach Dante um die Mitte unſeres Lebensweges ſich vollziehen ſollte, ſo müſst' ich frevelhafterweiſe auf gute hundertzehn Lebensjahre hoffen. So unmäßig wird man mit den Wünſchen! Vor Zeiten hätt' ich mich geſehnt, nur noch 1855 zu erleben, weil in dieſem Jahre Venedig in einer Nacht zugrunde gehen ſollte. Und als dies nicht eintrat, wünſchte ich vier Jahre ſpäter, auf einer Orientfahrt zu ſterben, weil dies immerhin intereſſanter, als die trockene Juriſterei zu Ende zu führen. Und ich lebe noch, um berichten zu können, welche merkwürdige Begegnung ich auf meiner Brautfahrt gehabt.

Noch stand ich vor dem neuen Häuschen, es von außen mit Wohlgefallen betrachtend. Ich hatte der jungen Herrin desselben als engster Landsmännin einen Besuch gemacht. Ihr Mann war auf einer Lehrerconferenz, und der Bau ist das Schulhaus, das sich die Berggemeinde S. errichtet, deren Kinder sonst an zwei geschlagene Stunden zu einem Lehrer hatten. Was nicht so eine einschichtige Gemeinde für die Bildung thut! Der S.-Graben ist wahrlich keiner der sanftesten dieser Gegend. Aber der Winkel ist sonnig, darein sich das kleine Anwesen schmiegt, und dieses zu schmücken, sind die jungen Lehrersleute bedacht. Die kleine Veranda ist umrankt, ein Laubgang zieht sich durch den Garten, und das Obstwäldchen gedeiht hoffnungsvoll. So winkt' ich noch einen Abschiedsgruß zurück und war eben daran, auf die Heerstraße hinauszutreten, welche vor Zeiten von den Cimbern ausfindig gemacht worden, und auf welcher später Österreich seine Legionen nach Italien schickte, als ein junger Mann aus dem Walddunkel des Grabens trat und sich gleichfalls noch einen Rückblick in die liebliche Thalbucht gestattete.

Ich sollt' ihn kennen; er hatte sich augenscheinlich müde gelaufen; auf seinen Wangen zeigten sich scharf umrissene Röslein. Auch er stutzt, und ja, man hat in anderer Umgebung für einander schärfere Augen; er ist, nun weiß ich's, der norddeutsche Antiquar mit den steirischen Sachen, und er erinnerte sich meiner als des kleinen Kunden vom vorigen Winter.

Ich begrüße ihn, indem ich sage: „Dies ist mein heimatlicher Boden und es überrascht mich nicht nur, Sie hier zu treffen, sondern auch, dass wir beide am Eingange eines Grabens stehen, der genau so heißt, wie Sie sich schreiben."

Er darauf: „Es freut mich, dass wir Landsleute sind, aber wer von uns beiden hier bodenständiger ist und sich die Heimat mehr kosten ließ, das bin ich. Wär' ich vermöglicher und lohnte sich's noch — schmerzliches Lächeln begleitet dies Wort —: hier möcht' ich mich ankaufen und mir solch ein Häuschen erbauen wie dieses."

„Es wäre Geschmack bei der Sache; Sie sind wohl sehr früh schon nach Norden verpflanzt worden, Herr S.?"

„In der That sehr früh! bald werden es dreihundert Jahre! ... aber wir kommen nicht vom Fleck. Wir haben wohl den gleichen Weg ins Murthal hinaus. Bald erreichen wir den Marktflecken. Ich habe mir im Graben die Schmiede, die Mühle, den Kohlbarren und jeden Hof besehen; das hat mich müd' und hungrig gemacht. Wenn Sie wollen, halten wir zusammen Mahlzeit."

„Einverstanden; und die Kreuzwirtin wird uns nicht kurz halten. Ich kehre gern bei ihr zu; sie ist die Tochter des musikfreudigen Schulmeisters, der mich zum Sängerknaben abgerichtet und ins Kloster

gebracht hat. Damals, als ich fortzog in die Studien, war sie ein Wickelkind, ein schwächliches, und eine prächtige, wirtliche Frau ist aus ihr geworden."

„Und sehen Sie mich an: ich bin der letzte dürftige Enkel eines Huf- und Grobschmiedes aus hiesiger Gegend. So erstarken, so verkümmern die Menschengeschlechter. Ein Wald aber, der abgestockt worden, schießt wieder auf, und ein Graben, den Unduldsamkeit zur Öde gemacht, besiedelt sich aufs neue. Weiß er um seine Vergangenheit? Jede Spur ist ausgetilgt oder überwachsen."

„Für einen sonnigen, würzigen Wandertag sind das ernste Betrachtungen. Sie müssen mir tischüber von Ihren Schicksalen und Fahrten erzählen, und bei einem Landsmanne dürfen Sie erhöhte Theilnahme voraussetzen."

„Ja ja, meine Landesangehörigkeit erscheint Ihnen noch immer etwas zweifelhaft. Meine Wiege hat allerdings nicht hier gestanden, aber ich bin auf dem Weg ins Paltenthal zum Senior, um mir ein Grab in der Heimaterde zu sichern, und ich thu' es mit der Freudigkeit eines Mannes, der von den Anordnungen, die er zu treffen hat, nicht überrascht wird."

„Sie denken an ein frühes Grab und könnten mein Sohn sein, und ich, ich bin auf der Brautfahrt begriffen. Dies nur nebenher. Es soll uns das eine nicht verzagt, das andere nicht übermüthig machen. Die Scholle aber wartet unser aller, auch wenn wir sie nicht vorausbestellt."

Unter solch wunderlichem Geplauder gelangten wir vor die gastliche Schwelle. Der Gruß einer munteren, frischen Wirtin macht des weitesten Weges und jedes Steines darauf vergessen, an dem man sich etwa wund getreten. Und ein guter Tropfen thut unter allen Umständen seine Schuldigkeit. Wenigstens mundet er nicht übel, der Marwein, so genannt von weiland der Windischen Mark, die wieder Lust zeigt, zum schwärigen Pfahl im Fleische der edlen Styria zu werden. Auch prasselt's schon vom Herd her, und an leckeren Wohlgerüchen haben wir einen Vorschmaus.

Als aber das Gelüst' an Speis' und Trank gestillt war, der schwarze Kaffee in naher Aussicht stand und der Rauch der Cigarre sich emporkräuselte, begann der junge Antiquar: „Ich weiß nicht, ob der grausame Winter von 1600 hierzulande noch viel im Gedenken lebt . . ."

Ich, dazwischenfahrend: „Vielleicht erwacht er zu recht bedeutsamem Gedenken, wenn unsere Schwarzen es länger noch so forttreiben, dass sie am Lande und an der ihnen anvertrauten Herde zu Verräthern werden. Dann könnt' es aber auch leicht geschehen, dass die Bedränger zum Lande hinaus müssen, während die Verrathenen sich und ihr Seelenheil etwas anders betten."

„Daſs damals an der Straße Goldammern erſtarrt von den kahlen Äſten und aus der froſtſpinnenden Luft fielen; daſs das Hochwild in die Hausgärten herniederkam, um nach einer vergeſſenen Rübe, nach einem Krautſtrunk zu ſcharren; daſs der Hund von der Kette genommen und in die warme Stube gethan werden muſste; daſs der Wolf heulend die Anweſen umſchlich und in den Glut- und Lichtſchimmer von Haus und Stall ſtierte; daſs man auf dem Bretterboden wochenlang eine Leiche barg, eh' man ſie zu Thal bringen konnte: das ſind die Züge, die jener harte Winter noch in der ſpäteſten Erinnerung aufweiſt; ſo iſt er von Vätern und Großvätern ganzen Geſchlechtsfolgen hindurch geſchildert worden; ſolch tief in die Knochen frierendes Bild von ihm habe ich von den Meinen überkommen. Ein freundliches — Auswanderungswetter das!"

„Nun glaub' ich Sie ganz zu verſtehen, Herr S. Sie entſtammen einer der vertriebenen ſteiriſchen Proteſtantenfamilien, hinter denen im grimmen Winter die beiden biſchöflichen Ketzerbanner Stobäus und Brenner wie Racheengel mit feurigen Schwertern her waren, bis die armen Gehetzten die Landesmarken hinter ſich hatten."

„Auch im Salzburgiſchen, auch im Bayerland war noch kein Bleibens. Ungewiſs der Zufluchtsort, weit der Weg! Viele erlagen den Beſchwerden; Erkrankte muſsten da und dort zurückgelaſſen werden; Zugthiere ſtanden um, und winterlich war ſelbſt noch der gaſtliche Boden, den die Flüchtlinge endlich fern im Norden, zwiſchen den Weiden und Fichtenwäldern der Mark, zugewieſen bekamen! Denen aus unſerem Graben wenigſtens iſt es ſo ergangen. Ihr Führer war der Hufſchmied; ſtark gelichtet kamen ſie an; die Drangſal einigt, daher ſich alle als Eine Familie fühlten; ſie nannten ſich nach dem engen verlaſſenen Heimatthal. Vom ſtrengen Winter, von der traurigen Fahrt, von den fernen grünen Bergen war fort und fort die Rede in der kleinen Colonie. Das ward zur Familientradition, zum Haus- und Kindermärchen, zum gemeinſamen Bekenntnis, Sehnſucht weckend und das Verlor'ne mit einem zauberhaften Schein umwebend. Aber die Stammeshäupter ſtarben ab, die weibliche Nachkommenſchaft heiratete in andere Namen hinein, kurz: die S. erwuchſen in der Fremde zu keinem Volke; ich bin der letzte meines Geſchlechtes und zugleich auch der letzte, an dem noch der alte Name haftet. Kränklich von Haus aus, zu einem kräftigen Handwerk untauglich, ſucht' ich in einem Geſchäfte tüchtig zu werden, das mich nicht an die Scholle band, das mich mit alten Erinnerungen vertraut machte. Nennen Sie's einen romantiſchen, einen krankhaften Hang: ich wollte die alte Heimat aufſuchen, als hienge für mich das goldene Vließ da. Meine Arbeit, mein Sparen hatte bald keinen anderen Zweck. Und ſo bin ich zurückgekehrt als der einzige, der, ſelbſt wund, von einer verlornen Schlacht Meldung

thut. Aber ſchau' ich dieſe Sonne, dieſe Berge, dieſer Wälder Grün, ſo ſage ich mir doch auch nicht ohne Stolz, daſs ich mir ſelbſt und daſs ich in vieler anderer Namen die Heimat wieder erobert."

Ich war gerührt und erwiderte: „An Ihrem Heimweh erkenne ich, daſs ſteiriſches Blut in Ihren Adern fließt. Heimweh, geſchichtlich aufgeſammelt, zu heroiſchem Maße geſteigert, hat Ihrem Leben den Stempel aufgedrückt. An Ihrer gemeſſen, iſt meine Heimatliebe Kleinmuth. Möge Ihnen die wiedergefundene Heimat die Geſundheit feſtigen und das Leben erheitern!"

Er lächelte ungläubig dazu, antwortete aber herzlich: „Und Ihnen viel Glück zu Weib und Kind!"

So trennten wir uns, aber doch erſt drüben im Paltenthal.

Sein Glückwunſch hat mehr ausgegeben als der meine. Das Antiquariat iſt in andere Hände übergegangen, und man erräth, warum.

Der Reformator.

Erlebnis von **Hans Malſer.**

Das war in einer größeren Stadt unſerer Alpen. Ich war nachmittags angekommen, ſollte am Abende eine öffentliche Vorleſung halten über die Volkskünſte in den Alpen, und verbrachte die Stunden bishin auf meinem Hotelzimmer, um mich auszuruhen. Am Fenſter ſaß ich und blickte hinaus auf den ſtattlichen Fluſs, der in grauen Wogen dahinwallte, auf die ſchmalen, hochgiebeligen Häuſer jenſeits desſelben, auf die alte Veſte, die hoch über den Dächern und Thürmen ragte und auf die zackigen Berge, die hinter allem in den herbſtlichtrüben Himmel hineinſtanden. Unten vor den Fenſtern rollten dumpf die Wägen der Pferdebahn und auf dem Bürgerſteige giengen in der höchſt mäßigen Eile einer Landſtadt die Leute hin und her.

Da ſah ich, wie ſie ſich plötzlich in Gruppen ſammelten und lachend mit den Fingern auf eine Geſtalt wieſen, die mitten auf der Straße einherkam. Es war ein zwerghaft gewachſener, wie mir ſchien, noch junger Mann mit ſchwarzem, flott aufgeſpitztem Schnurrbart. Er hatte einen mausgrauen Rock an, der kuttenförmig faſt bis zur Erde reichte und bei jedem Schritt ſeine Falten ungefüg um die Beine warf. Der Rock war bis unter das Kinn zugeknöpft und ſein umgebogener Kragen legte ſich weit über die Achſeln hinaus. Auf dem Haupte ſaß ein breitkrempiger und ſehr hochſpitziger Filzhut, unter welchem üppige, faſt ziegelrothe Haarlocken weit über den Rücken hinabwallten. Ich hatte das zuerſt für einen rothen Tuchlappen gehalten, aber es war thatſächlich das Haupthaar. Mit langen,

ſchlenkernden Armen, den Hut über die Augen herabgebogen, ſo haſtete er voran und in ein Hausthor. Die Leute ſchüttelten lachend ihre Köpfe und zerſtreuten ſich. — So hat jede Stadt ihre Originale und ihren — Pöbel, dachte ich. Aber komiſch war das Kerlchen doch geweſen. Muſs denn nur jedes Lachen auch gleich ein Auslachen ſein?

Ein paar Minuten ſpäter klopfte es an meine Thür. Und wer ſtand da? Die wunderliche Geſtalt von der Straße. Den ſchwarzen Rieſenhut in der einen rauhen, froſtrothen Hand; die andere mit einem Wollenhandſchuh bedeckt, legte er breit auf die Bruſt. Den Kopf mit der ſtattlichen Mähne frei gehoben, ſo ſtand er da und ſchaute mich an. Das Auge eines Schwärmers.

„Ich ſage nicht, Herr. Ich ſage Menſch. Ich ſage Bruder!“ Mit dieſen in Fiſtelſtimme hervorgeſprudelten Worten gieng er auf mich zu, ſo nahe, daſs er mit ſeiner ziemlich ſtattlichen Naſe faſt an meinen Magen ſtieß. — Mit wem habe ich die Ehre? Dieſe blöde Phraſe lag mir ſchon auf der Zunge. Aber ſie war platterdings nicht möglich. Wir waren uns ja ſchon vorgeſtellt. Menſchen! Brüder! — Und es kam bald mehr.

„Wie ein Wild. Wie ein gehetztes Wild!“ ſprach er laut, faſt ſchreiend. „Wo ich mich zeige, Spott, Gelächter! Bin ich nicht auch ein Menſch wie ſie? Es iſt eine Bande, ſag' ich Euch.“

Aber, lieber Herr, ſpotten, lachen! Sie ſehen doch auch gar zu komiſch aus! — Auch dieſe Bemerkung muſste als untauglich hinabgewürgt werden.

„Man lacht, ſagen Sie?“ rief ich, ſelbſt lachend, „aber das wird wohl nicht ſo ſchlimm gemeint ſein. Man wird ſich an Ihrem langen Rock ergötzen.“

„Als ich einen kurzen trug, lachten ſie noch mehr“, ſagte der Fremde. „Ich habe nämlich ſo kurze Beine. Wie ein Dachshund. Und krumm ſind ſie auch. Eine Katz' könnte durchſpringen, wie durch einen Reifen. Da haben ſie mich allemal ausgeſpottet. Dieſes Geſindel! Kann ich etwas dafür?“

„Aber Herr, Sie machen ſich ja gerade ſelber über ſich luſtig.“

„Ich? Das iſt was anderes, ich kann mit mir machen, was mir beliebt. Bin mein eigener Herr und kann mich auslachen, ſo viel ich will. Aber andere Leut', die dürfen's nicht, wenn ſie gebildet ſein wollen. Weil ich's nicht mag. Hab' alſo einen langen Mantel angethan, der den verbogenen Adam verdecken ſoll. Jetzt lachen ſie noch mehr, dieſe Lumpenkerle masculi und femini! Das Maß iſt ihnen auch nicht recht, dieſen Gaunern, die einen armen Menſchen nach der Elle meſſen. Und wenn er um ein paar Zoll zu kurz ausgefallen iſt, da witzeln ſie. Ich wollt' ihnen ſchon auch witzeln! Ausgefallen ſind alle zu kurz. Sie wären ganz andere Kinderpuppen, als ich bin, wenn ſie nicht gewachſen wären. Ich hab' mich ja verbeſſert. Dieſer da“ — er hob den Hut — „ein fermer Puſterthaler! Wenn er oben ſitzt, habe ich das Soldatenmaß ſo gut wie jeder Hauptmann, ich bitt' gar ſchön. Aber was thut die Brut? Auslacht ſie mich. Pfui!“

Mein Fußboden mußte es entgelten.

„Vielleicht", so meinte nun ich, „ist es Ihr schönes Haar, an dem sie Gefallen finden."

Er griff über die Achsel, langte einen Strehn herüber, schaukelte ihn wägend in der Hand und sagte leise, fast weihevoll: „Ein teutonischer Flachs!"

Ich kannte nun meinen Mann, obschon mich sein treuherzig und betrübt dreinschauendes, dunkelblaues Auge immer noch irremachen wollte.

„O, Freund", sagte er, „dieses Haar ist die Quelle meiner Leiden."

Ich lud ihn ein und wir setzten uns in Fauteuils. Teufel, das war ungünstig. Jetzt blickte er von oben herab. Was mich um so viel größer gemacht hatte, als er war — meine langen Beine.

„Wieso dieses Haar?" fragte ich. „Am Ende ein Simson!"

„Lassen wir das. Es war ein Hebräer."

„Ah, Sie sind wohl Antisemit?"

Er starrte mich mit Befremdung an. „Solltet Ihr noch keinen Antisemiten gesehen haben? Gut, so müßtet Ihr doch wissen, daß ein Antisemit alle zehn Secunden das Wort Jude ausspricht, während ich nicht davon reden mag." Mit der Hand einen Schlag in die Luft: „Passé, passé."

„Aber ich möchte wissen —"

„Auf dem Wege hierher zu Euch", fuhr er unterbrechend fort, während er sich sehr behaglich in den tiefen Polstersessel einzuwohnen begann, „haben sie mich wieder verlacht und verspottet. Aber, Liebster! das waren meine Freunde! Meine Freunde waren es im Vergleich zu jenen. Zu jenen andern! — Saget mir, Bruder, seit wann werden Hochverräther nicht mehr hingerichtet?"

„Daß ich nicht wüßte."

„Daß ich nicht wüßte? Ist das eine Antwort? — Dann werde ich hingerichtet." Er sagte es sehr gleichmäßig, als sei es selbstverständlich. Als sei es so in Ordnung. Dann stand er höflich auf, verneigte sich vor mir und sagte: „Ich habe die Ehre, mich als den Hochverräther Dominicus Täubler vorzustellen. Allen Ernstes, mein Freund. Das Capitel hat's erklärt. Der Rath hat's auch erklärt. Der Gute Rath, wisset Ihr es nicht, daß dieser „Gute Rath" mit Gänsefüßchen unsere conservative Zeitung ist? Die hat mich überwiesen, ohne Widerruf. — Ich spreche nämlich deutsch. Das ist die Sprache des Deutschen Reiches, die Sprache der Preußen. Erstes Delict. Ich lese deutsche Dichter, wie Goethe, Schiller, Körner, Arndt, Wildenbruch, Scheffel und selbst noch manchmal den stocklutherischen Klopstock. Bei der Hausdurchsuchung hat man die Oden gefunden, die Biographie Friedrichs des Großen und sogar das Mörderdrama Wilhelm Tell! Und das Lexikon. Was ist eine Dynamitbombe gegen Brockhaus' Conversationslexikon, in welchem — Band zwei, Seite fünfundneunzig bis hundertundeins die Biographie Bismarcks steht! — Nicht wahr, Ihr schaudert!"

„Wenn's weiter nichts ist!“ lachte ich auf, „die genannten Werke findet man bei uns wohl in jedem gebildeten Hause. Woher sollten wir denn sonst unsere Bildung und Cultur hernehmen, als aus der Literatur des deutschen Volkes?“

Mein Dominicus Täubler schoss zur Thür, ob sie wohl im Schlosse sei und kein ungebetener Horcher hinter ihr stehe.

„Es ist unbesonnen“, sagte er dann, wieder in seinen Lehnstuhl zurückkehrend, in einer gewissen ängstlichen Erregung. „Die Wände haben Ohren. Übriges hätte man vielleicht noch ein Auge zugedrückt, denn ich habe bei Gericht einen Gönner, der es bei der Voruntersuchung deponiert hat, dass ich ein geborener Grandesel wäre, der von dem Verfänglichen und Verbrecherischen seiner Büchersammlung kaum eine Ahnung haben dürfte. Nun reitet mich aber der Teufel, — ich glaube, Beelzebub, der oberste muss es gewesen sein — und am zweiten December, nachts, auf dem Wege vom Wirtshaus heim, singe ich auf offener Straße ganz laut die Wacht am Rhein!“

„Sie Unglücksmensch!“ rief ich, aus meinem Sessel springend. Und jetzt fällt mir auch sein Blick auf. In der That, es waren Kornblumenaugen.

„Entschuldigt!“ sagte er, seine Hand auf meinen Arm legend, „selbst das Rheinwachtlied hätte mir den Kopf nicht gekostet. Mein Gönner bewies auf Grund der Zoologie, dass der Esel, wenn er i a singt, durchaus nicht an die Buchstaben denkt.“

„Nun also!“

„Nun also — natürlich! Gedankenloser Mensch! Seht Ihr's denn nicht? Ein geborener, ein eingefleischter Teutone, der ich bin! Ein Vollblut-Germane!“ Er nahm wieder seine rothen Haarsträhne vor: „Da habt Ihr das corpus delicti! Das ist's! Das ist's!“

„So schneiden Sie sich doch das rothe Haar vom Kopf. Wenn's das ist!“

„Hab's schon gethan. Hilft nichts. Habe mir das Haar geschnitten, diese schönen, seidenfeinen Locken, seht nur! Einen langen Zopf habe ich daraus geflochten und denselben dem Herrn Oberdenuncianten vom „Guten Rath“ in einer brüderlichen Umarmung heimlich, von hinten, an die Kappe gehangen. Mit diesem sinnigen Schmuck gieng er spazieren, aber, als er das gewahrte, ist der Herr sehr schlimm geworden und will mich einsperren lassen.“

„Na, schön, schön! So lassen Sie sich halt Ihre teutonische Demonstration wieder wachsen. Kann ich mit etwas dienen?“

Jetzt kam der sattsam citierte „Dolch im Gewande“. Ein Manuscript.

„Ihr gebt ein Blatt heraus, Lebensgefährte!“ sprach der kleine Mann, der sich, der Feierlichkeit des Vorganges gemäß, jetzt erhoben hatte, so dass er wieder sehr klein geworden war.

„Ein Blatt, jawohl, ich gebe eins heraus, aber nicht für Poesie, oder dergleichen", baute ich vor.

„Ihr seht hier in meiner Hand einen zusammengefalteten Papierbogen. Ganz schlicht — ein gewöhnliches Blatt Kanzleipapier. Und w e l c h ein Inhalt! Bruderherz, welch' ein Inhalt! Eine politische Kundgebung ersten Ranges."

„Meine Zeitschrift ist nur ein Organ für Kunst."

„Herrlich! Ganz mein Organ. Das, was i c h leisten werde, ist die größte Kunst! Ihr sollt es gleich hören, um was es sich handelt." Er wollte gleich zu lesen anheben.

„Nein, ich muss doch bitten. Ich bin eben — ich habe eben heute —"

„Der Aufsatz ist nicht lang, obschon er mehr enthält, als alle Zeitungen seit zehn Jahren zusammen, was sage ich zehn — seit fünfzig Jahren! Das Richtige ist ja so einfach. Und Leute, die mich heute als Hochverräther brandmarken, sollen mir morgen ein Denkmal errichten, eins von Erz oder Marmor — der Preis differiert nicht stark — als dem größten Patrioten. — Also, das Opus betitelt sich: Österreichs Ju—" Ich nahm ihm das Papier mit einem muthigen Griff aus der Hand. „Werde es selber lesen. Wollen Sie mir nur gütigst Ihre Adresse mittheilen."

„Wozu?" fragte er. „Auf das Honorar verzichte ich. In wenigen Wochen wird mich alle Welt kennen und nennen. — Meine Wohnung kann ich nicht einmal meinem Bruder mittheilen, denn man hat Beispiele. Ich merke es, guter Mensch, Ihr wollt, dass ich jetzt gehe. Ihr werdet Euch für Eure Vorlesung präparieren wollen. Sie wird aber kaum stattfinden."

„Wer? Die Vorlesung? Wieso?"

„Wenn Ihr vorher meine Schrift leset, werdet Ihr heute noch etwas Besseres zu thun haben, als über bäuerliche Kunst zu sprechen. Seid Ihr gläubig? Dann schwört mir beim dreieinigen Gott, diese meine Kundmachung in Eurer nächsten Nummer abzudrucken."

„Gut, gut. Was sich thun lässt. Hat mich gefreut. Bitte nicht zu stolpern. Eine kleine Stufe vor der Thür."

Es war keine geringe Mühe, ihn unter Versicherung aller Bereitwilligkeit zur Thür hinauszubringen. Der Blick, den er noch zu mir aufrichtete! Voll rührenden Flehens. Dann trippelte er den dunklen Gang entlang. — Mir war jetzt nicht ums Lachen. Eher ums Weinen vor Rührung. So sehen sie aus, d a s sind die Kinder, denen der Heiland das Himmelreich verhieß. — Aber es kommt ja erst.

Die Schrift war auf meinem Tisch zurückgeblieben. Am selbigen Tage habe ich sie nicht gelesen. Am nächsten Morgen jedoch auf der Weiterreise im Coupé. Der Aufsatz — mit markigen Zügen geschrieben — betitelt: „Österreichs Jubiläum!" Er ist verfasst im Stile einer Kundmachung der „Wiener Zeitung". Der Inhalt jedoch ist nichts weniger als trocken,

ja in Bezug auf die berührten Fragen thatsächlich von höchstem Interesse. Und das ist die Sache:

Österreich-Ungarn wird im Jahre 1898 seinem allgeliebten Kaiser ein beispielloses Jubelfest bringen. Aber nicht etwa Festzüge, Monumente, Gründung von Kunstanstalten, Krankenhäusern, Schulen u. s. w., Lapalien. Das thut man jeglichen Tag. Etwas anderes, etwas Besseres, etwas Größeres. Die Nationalitätenfrage wird gelöst. Friedlich. Und gründlich. Keine Sprachenverordnung und keine Obstruction. Bloß ein bissel Länder tauschen. Wegen Vereinigung der Völker unter sich. Zum Beispiel: Die Siebenbürger Sachsen übersiedeln in die Preßburger und Ödenburger Comitate, wo sie an die Deutschen stoßen. Dafür wandern die Magyaren dieser Comitate nach Siebenbürgen aus, wo sie wieder unter sich sind. Die Tschechen Böhmens und Mährens gehen nach Steiermark und Kärnten, wo sie mit den Südslaven zusammenkommen. Die Deutschen Steiermarks und Kärntens verlegen ihre Heimat in die also freigewordenen Gebiete Mährens und Böhmens, wo sie sich mit den dort schon seßhaften Deutschen vereinigen. Und so weiter. Den geschäftlichen Umtausch der Güterverhältnisse hat eine gemeinsam gewählte Commission zu regeln, die Reise- und Transportkosten der Staat zu tragen. Natürlich werden die Sprachgrenzen zu Landesgrenzen gemacht. Und weiter? Nichts mehr. Punctum! — Einiges Bedenken hat der große Reformator nur, ob diese Lösung wohl auch allen recht sein wird. Denn die Übersiedlungen werden von mancherlei Widerwärtigkeiten begleitet sein. Allein die Liebe zum gemeinsamen Landesfürsten wird alles überwinden.

Also der Inhalt des Schriftstückes. Wer sich des Näheren darüber unterrichten will, der kann es bei mir einsehen. Aus der Hand gebe ich die Reliquie nicht.

Maigewitter.

Eins aus dem Leben. Von **Peter Rosegger.**

Wüthend war sie. Man hatte sie nie noch so gesehen, die gutmüthige Person. Ihr Bruder, der Pfarrprovisor, meinte bei sich: Wenn der Zorn größer ist als die Liebe, umso besser, so wird sie's leichter verwinden.

„Jetzt geh' ich!" rief sie, raffte das kastanienbraune Umhängtuch zusammen und warf es sich unordentlich um die Schultern.

„Wohin willst du doch?" fragte sie der Pfarrer.

„Wohin denn sonst? Zu ihm."

„Zum Lehendorfer? Du? Und jetzt? — Marianna, das thäte ich nicht an deiner Stelle. Ihm nachgehen, dem Lumpen."

„Ihm nachgehen! Na, Bruder, das hab' ich Gott sei Dank nicht vonnöthen."

„Das meine ich auch. Mein liebes, feines Schwesterl, bekommst zehn für einen."

„Ich mag keinen! Gar keinen. Lauter schlechte, falsche Canaillen!" Sie zitterte am ganzen Leib, ihre Wänglein waren fahl wie eine Kirchenmauer, ihre sonst so rothen Lippen hatten die Farbe der Zähne, die sie zusammenbiss, dass es knackte. Aber das Auge! Zu diesen großen, runden Augen loderten die Flammen heraus, wie zu den Fenstern eines Hauses, dessen Inneres in hellem Brande steht.

„Und doch willst du zu ihm?"

„Weil ich ihn züchtigen muss!"

„Gezüchtigt ist er ja schon."

„Aber von mir nicht! — Wart', Bübel, die anderen haben dir ihre Meinung schon beigebracht. Jetzt sollst noch die meinige erfahren —" Sie riss etwas vom Wandnagel.

„Was, die Hundspeitsche, Marianna?!"

Sie war schon zur Thür hinaus.

Der Pfarrer gieng mit raschen Schritten die Stube auf und ab. — Diese Liebeshändel! Diese verdammten Liebeshändel! So hasserfüllt, so rachgierig! Und das heißt man Liebe. — Wie die Leute erzählen, bin ich ja nicht einen Augenblick sicher, auf den Versehgang zu müssen! Und ich werde in die Lage kommen, dem Manne, der meine arme Schwester hintergangen hat, die Sünden zu vergeben. Dass man solchen Gesellen die Hölle heiß macht, um dann doch wieder zu löschen, dazu fehlt gewöhnlich schon die Zeit. Schade um ihn. Was hilft's, wenn der Geselle sonst ein sogenannter anständiger Kerl ist, wenn ihm das Wichtigste fehlt. Bigamisten, wie die Hunde! Pfui Teufel!

Durch die hellen Fenster sah er draußen den Arzt vorübergehen.

Der Pfarrer riss den Flügel auf: „Guten Morgen, Herr Nachbar! Wie steht's?"

„Guten Morgen, Herr Pfarrer! Wir können läuten lassen."

„Aber nein, doch! Das ist ja schrecklich! Der hat's einmal hart gebüßt."

„Gebe uns Gott allen ein so sanftes Ende. Nach so hohem Alter!" sagte der greise Arzt.

„Sie meinen am Ende den alten Zinnstauber!"

„Er hat Feierabend gemacht."

„Ich meinte aber doch den Adjuncten."

„Ah den Lehendorfer. Na, mit dem steht's allerdings schlimmer."

„Ich höre — ein Raufhandel. Die Leute reden allerhand."

„Der wird lange nicht mehr zum Nachbarsmädel gehen!"

„Hat auch wahrlich nichts bei ihm zu thun, der Lotter! Der Spitzbub, der — sackerment, jetzt hätt' ich bald geflucht."

„Die Beine haben sie ihm abgeschlagen — alle zwei", berichtete der Arzt. „Ihrer ein Schock Bauernburschen. Vor dem Fenster der Grillbaumerischen. Zuerst — heißt's — haben sie ihn gedroschen, nachher hat er mit dem Messer gestochen, alsdann hat er seine Fetten halt bekommen. Zerbrochen wie eine Kinderpuppe. — Mahlzeit, Herr Pfarrer!"

— Na, prost Mahlzeit! Armes Dirndel. Jetzt hast einen Bräutigam, der nicht stehen kann. Richtig, du gehst ihn ja karabatschen. Dünkt mich also doch, dass du ihn noch behalten willst .... So sprach der Pfarrer mit sich selber, weil der Arzt schon davon war.

Nach längerer Zeit wurde es zwölf Uhr. Auf dem Thurm läutete die Glocke. Der Pfarrer stand am Fenster und betete das Ave Maria. Er konnte es heute nach Belieben wiederholen, ohne dass die Suppe kalt wurde. Denn sie stand noch gar nicht auf dem Tisch. In der Pfarrhofsküche brannte kein Feuer, und die junge Köchin war noch nicht zurückgekommen.

Sie war mit sehr raschen und fast mannbar großen Schritten hinaufgeeilt gegen das Haus des Gerbermeisters. Dort hatte der Mensch sein Zimmer. Auf der Gasse standen die Weibsleute still und schauten ihr boshaft nach. Sie hätte sie mit den Augen todtstechen mögen. Den Blick etwa zu Boden schlagen! Just nicht! Mehr wert ist sie, wie die anderen alle. Stolz macht das Unglück. — Die Peitsche ließ sie in der Luft schwirren über schnatternden Gänsen. So heiß war in ihr der Zorn, dass sie kein Herzweh spürte. — Sechs Wochen vorher hatten sie sich verlobt. Der Adjunct erwartete eine Beförderung, dann wär's zum Heiraten gewesen. Ein so lieber Kerl! Und so falsch! So falsch! — Aber jetzt soll er's sehen! Sie wird ihn wegwerfen. Sie wird ihn mit ihrer Verachtung in den Abgrund werfen! Dann soll ihn nur die Grillbaumerische auflesen — diese Schlange! Diese Giftschlange! Gott, wenn sie nur heute all die Schmachworte zur Hand hätte, die diesem Best gebühren! Sie hat ihn verführt, anders ist's nicht! —

Als die Marianna in das Gerberhaus kam, musste sie erst seinem Zimmer nachfragen. In der hofseitigen Stiege begegnete ihr ein altes, unsauberes Weib. Vor lauter Vergnügen über den Besuch zog dieses den Mund auseinander, dass man alle drei Spitzzähne sah. Sie war die Wärterin, wollte aber die beiden Leutchen jetzt bereitwillig allein lassen.

„Ist nicht nothwendig!" rief das Mädel. Die alte blieb aber doch heraußen. Die Thür ist ja ganz dünn.

Aus dem Hof grunzten die Schweine herauf. Aus einer Bretterkammer, die so weit offen stand, dass die Gesellen zu sehen waren, wie sie die Haare fetzenweise von den gebrühten Häuten schabten, kam ein

widerlicher Geruch. Das Zimmer war dumpfig, das Fenster geschlossen, auf dem Bette lag ein junger Mann, dessen Beine wulstig in Tücher eingewunden waren, wie ein Riesenfatschkind. Soweit ein hübscher Mensch. Auf der feuchten Stirne klebten ein paar braune Locken. Ein mäßiges Schnurrbärtchen war da, aber ganz ungepflegt, die Haare kamen ihm zum Mund hinein, wenn er sprach.

Sie hatte gedacht, er würde sehr erschrecken, wenn sie nun auf einmal vor ihm stand. Nicht annähernd. Mit einem gutmüthigen Blick schaute er sie an und hielt ihr die weißärmelige Hand entgegen.

Sie war ganz an der Thür stehen geblieben, verblüfft. „Ah, das ist gut!" sagte sie. „Wie freundlich er mich grüßt! Mir scheint, dass er gar nicht bös ist auf mich!" Der ganze Hohn, den sie vorläufig aufgebracht. Dann schleuderte sie das braune Tuch von sich, und das Unwetter brach los: „Du Schandfleck! Du Schandfleck! Recht geschieht dir! Alles hätten sie dir zerschlagen sollen! Die Händ' und den Schädel!"

Er antwortete nicht. Merkte jetzt, wo das hinaus wollte. Abzuleiten suchte er und verlangte heiser nach der alten Wärterin, dass sie ihm Wasser reiche.

„Ja, ich bitt' dich gar schön!" sagte die Marianna. „Ist denn deine Herzliebste nicht da? Das sie dich pflegen könnt'. Weil du so viel für sie leiden musst!" — Dass diese Worte in ihrer eigenen Brust wie Messer wühlten, wer merkte es ihr an?

„Marianna!" sprach endlich der Kranke. „Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Habe groß gefehlt. Aber soweit nicht, wie du meinst. Soweit hätt' ich mich nicht vergessen, nie und nimmer. . . ."

„Lüg nicht!" rief sie grell aus. „Umsonst schlägt man einen aus Eifersucht nicht zum Krüppel! Der du jetzt bist!"

Nach einigem Schweigen sagte er trotzig: „Wer hat's denn zu leiden, als ich selber! Wenn du mir so kommst! Wen geht's denn noch was an?"

„Wen 's was angeht, fragst du", sprach sie ganz sänftiglich. „Wem hast du dich denn versprochen, Hans? Am Peter und Paul-Tag. Weißt du noch? Wirst mir wohl treu sein? Habe ich dich gefragt. Und du: Was denkst du von mir? Ein Mann, der sein Ehrenwort bricht! Seiner Braut Treu versprechen, hast du gesagt, ist so gut ein Ehrenwort, wie jedes andere. Ein Schurke, wer's bricht! — Und heute, nach sechs Wochen? Ich brauch' dich nicht zu nennen, wer du bist, du hast es schon selber gethan."

Er richtete sich rasch mit dem Ellbogen auf und sagte scharf: „Kannst du mir was Schlechtes vorwerfen? Hast du's gesehen?"

Jetzt fuhr sie los: „Leugnen! Leugnen! Hautschlechter Lump du! Weil es ich nicht gesehen hab', willst du mir's abstreiten. Das möchte

eine saubere Ehe werden, wo du denkst: Wenn sie's nur nicht sieht! Wenn sie's nur nicht sieht! Wo hat denn die Treue zu stehen, vor oder hinter dem Rücken? Wofür heirate ich denn, als dass ich einen treuen Menschen hab'. Ich kann ledig bleiben auch. Bei meinem Bruder fehlt mir nichts. Und tausendmal lieber ein Dienstbot aller Lebtag, als eine Rathsfrau sein — wenn du's mit deiner Treu und Gewissenhaftigkeit soweit bringst — und alle Tag betrogen werden hinter einer jeden Küchenschürze! Schandbub, du!"

„Marianna!"

„Mir graust vor dir! Ich kann's nicht sagen, welchen Abscheu! Zigeunerzodel, schlechter!"

„So lass mich doch reden!"

„Kannst sagen, was du willst, das Vertrauen ist hin. Kannst brav sein wie du willst — wenn du's zusammenbringst! — Mir wird der Tag nimmer aus dem Kopf gehen: Er kann betrügen, er kann's! Schon in der ersten Brautzeit, wo sonst die Lieb' am größten ist, hat er dich betrogen. Ist zwar halb todt geprügelt worden, und das ganze Dorf hat's erfahren. So wird er ein anderesmal vorsichtiger sein und man hätt' den ausgemachten Spitzbuben im Haus, vor dem man sich selber zusperren muss, wenn man schon die Kisten und Kästen offen lässt!"

„Du! Marianna!" Er wäre am liebsten aus dem Bett gesprungen, da krachten die Beine. Die Zähne biss er ineinander, auf der Stirn standen große Tropfen.

Sie schaute ihn einen Augenblick schweigend an.

Er sagte aus zusammengepresster Kehle: „Und wenn ich mich vergangen hätte! Was du für ein steinhartes Herz hast! Jetzt, wo ich so verlassen bin — so verlassen . . . ."

Sie war mit raschen Schritten durch das Stübchen gegangen, hin und her, hin und her. Zum Aufschreien war ihr vor schrecklicher Pein, die ihre eigenen Worte in ihr angerichtet hatten. — Und wie sie unten in Winkel stand, vom Bette fast fern, da wendete sie sich hin und sprach ruhig: „Also, wenn du unschuldig bist, wie ist's denn zugegangen?"

Er ballte mit der Faust das Leintuch zusammen und sagte: „Mein Gott, wie ist es zugegangen! Der Chef feierte seinen Geburtstag. In der Nacht auf dem Heimweg bin ich lustig, und wie das Grillbaumerhaus kommt, fällt's mir ein, da schläft auch ein Mädel drin, das man foppen könnte. Und klopfe ans Fenster."

„Dass du aber das Fenster so genau gewusst hast!"

„Weil ich früher etlichemal mit den Burschen gasseln gegangen bin bei der Nacht. Der Gregelmaier hat sie gehabt' und wie es die jungen Leute schon treiben. Wir sind Wacht gestanden vor dem Haus und ist's mir halt eingefallen, wie ich in derselbigen Nacht am Fenster vorbeigeh'."

„Und sonst nichts? Aber — diese Unschuld! Zu rührend! Nur wecken hast wollen am Fenster? Nur das? — Hans! Wenn ich dich jetzt bei deinem heiligen Ehrenwort frag'! Du hältst ja so viel aufs Ehrenwort! Wenn ich dich frag', ob's wahr ist! — Schau' mich an!"

Er schaute ihr ganz offen ins Gesicht, auf einmal aber zuckte er mit den Wimpern, als wäre ein grelles Licht. Dann blickte er wie hilfesuchend umher. Ganz stumm.

„Nun also! Heraus mit dem Ehrenwort!" Starr wie eine Bildsäule stand sie vor ihm. Er schob sich gegen die Wand um, verdeckte sein Gesicht mit der Hand und — weinte.

Sie gieng wieder auf und ab. Die Peitsche hatte sie längst nicht mehr in der Hand. Das Fenster öffnete sie, um mit dem Taschentuch die Fliegen hinauszujagen. Der starke Geruch aus der Häutekammer drang herein, sie schloss wieder. Sie that, als wollte sie aufräumen, warf Kleider und Bücher hin und her, aber alles nur, um ihre Bewegung zu unterdrücken. — Dieser schlechte Mensch, wie furchtbar arm er jetzt ist! Ein Krüppel, und so Schmerzen, und muss dahin liegen, und hat niemanden mehr . . . .

Jetzt trat sie sachte, ganz sachte wieder an sein Lager, legte ihm die Hand leicht auf die Stirn und strich ein wenig das Haar zurück. Er schluchzte, dass die Achseln heftig auf- und niederstießen. — Vom Ehrenwort sagte sie nichts mehr. — Ganz jäh beugte sie sich auf ihn nieder, riss seinen Kopf an ihre Brust, küsste seine Stirn, seine feuchten Wangen, seinen Mund, so heftig, dass es ihr den Athem fast verschlug. Er ließ es bloß geschehen, dann, als sie müde geworden war, stöhnte er: „Ich bin deiner nicht wert . . . ."

„In Gottesnamen!" stieß sie hervor. Ihre Stimme war heiser, halb gebrochen. Und nach einer Weile, da sie sich aufgerichtet hatte und ziemlich ruhig geworden war: „So kann's nicht bleiben, da. Du musst eine ordentliche Wartung haben. Was sagt der Arzt?"

„Einen Verband hat er mir gemacht. Alle zwei sind ab."

„Ich will dir doch einen Beinbrucharzt kommen lassen."

„Unserer hat gute Hoffnung. Aber Geduld — sagt er."

„Ist dir die alte Wärterin recht? Sonst bestelle ich die Spital-Nandl. Weißt, die kann umgehen und ist lieb mit den Kranken. Ich werde täglich ein paarmal heraufschauen, ob dir was fehlt. Und bring' dir das Essen mit, wenn's dir recht ist. Aber schau, liegen wirst schlecht. Wart', ich schiebe dir die Kissen besser. Du kannst dich nicht bewegen?"

Er nickte nur so ein wenig.

„Thut's dir arg weh?" fragte sie ihn voller Innigkeit.

„Jetzt nicht mehr, Marianna, jetzt nicht mehr."

„Schau, du bist ja mein guter Hans!" Mit beiden Händen streichelte sie sein Gesicht. Feuchte Augen. Und so selig, so selig! —

Das Mitleid war schier noch süßer, als die Liebe. Oder — war das erst die rechte Liebe? Seitdem sie ihm etwas zu verzeihen hatte! Jetzt erst hatte sie aus Freiem ihn angenommen, jetzt erst konnte sie sehen und zeigen, wie gut sie ihm ist. Und jetzt erst wusste sie es auch für sich, dass kein Zerstören des Bundes mehr möglich ist, dass ihr aller Schmerz und alles Glück von diesem einen Mann bestimmt sein muss.

„Was hast du denn? Aber was hast du denn, Hans?“ fragte sie, lebhaft bestrebt, mit den Händen sein Haupt so zu rücken, dass er sie anblicken musste. Er verdeckte immer wieder sein Gesicht. Dann murmelte sie ein einzigesmal: „So viel schämen!“

Sie begann zu plaudern von allerhand heiteren Dingen, berührte aber die Ursache des Vorgefallenen mit keiner Silbe mehr. Da hob der Adjunct ganz plötzlich die Hand in die Luft und schnalzte mit den Fingern.

„Was heißt denn das?“ fragte sie lachend.

„Weil ich jetzt anders nicht jauchzen kann!“ —

Gegen zwei Uhr nachmittags knisterte in der Pfarrhofküche das Feuer. Der Pfarrprovisor schlich zur Thür, um durch das Guckloch zu erfahren, ob es ihm auch schmecken werde, das Mittagsmahl. Sie schaffte fleißig und hatte ein hochgeröthetes, munteres Gesicht.

Treues Bruderherz, freilich wird's dir schmecken!

Aus der „Modernen“.

Gedichte von Christian Morgenstern.[1])

Der Tod und der einsame Trinker.

Eine Mitternachtscene.

„Guten Abend, Freund!“
„„Dein Wohl!““
„Wie geht's?“
„„Dein Wohl!““
„Schmeckt's?“
„„Dein Wohl!““
„Du zürnst mir nicht mehr?“
„„Dein Wohl!““
„Im Ernst?“
„„Dein Wohl!““
„Hab Dank!“
„„Dein Wohl!““
„Aber —“
„„Dein Wohl!““
„Zuviel!“
„„Dein Wohl!““
„Nun —“
„„Dein Wohl!““
„Wie du willst!“
„„Dein Wohl!““
„Narr!“
„„Dein Wohl““
„Genug!“
„„Dein —““

* * *

[1]) Aus: „Auf vielen Wegen.“ Gedichte von Christian Morgenstern. Berlin. Schuster & Löffler. 1897. — Ganz wunderlich. Doch im Grunde nicht so übel! Wie? Wenigstens riecht diese „Schule“ nach keinem Schulstaub. Die Red.

Meeresbrandung.

„Warrrrrrte nur . . . . . .
wie viel ſchon riſs ich ab von dir
ſeit den Äonen uns'res Kampfs —
warrrrrrrte nur . . . . . .
wie viele ſtolze Feſten wird
mein Arm noch in die Tiefe ziehn —
warrrrrrrte nur . . . . . .
zurück und vor, zurück und vor —
und immer vor mehr, denn zurück
warrrrrrrte nur . . . . . .
und heute mild und morgen wild —
doch nimmer ſchwach und immer wach —
warrrrrrrte nur . . . . . .
umſonſt dein Dämmen, Rammen, Bau'n,
dein Wehr zerfällt, ich habe Zeit —
warrrrrrrte nur . . . . . .
wenn erſt der Menſch dich nicht mehr ſchützt —
wer ſchützt, verloren Land, dich dann?
warrrrrrte nur . . . . . .
mein Reich iſt nicht von ſeiner Zeit:
er ſtirbt, ich aber werde ſein —
warrrrrrrte nur . . . . . .
und will nicht ruh'n, bis daſs du ganz
in meinen Grund geriſſen biſt —
warrrrrrrte nur . . . . . .
bis deiner höchſten Firnen Schnee
von meinem Salz zerfreſſen ſchmilzt —
warrrrrrrte nur . . . . . .
und endlich nichts mehr iſt als Ich
und Ich und Ich und Ich und Ich —
warrrrrrrte nur . . . . . .“

* * *

Die Flamme.

„So ſterben zu müſſen —
auf einer elenden Kerze!
thatenlos, ruhmlos
im Athemchen
eines Menſchleins
zu enden! . .
Dieſe Kraft,
die ihr alle nicht kennt —
dieſe grenzenloſe Kraft!
Ihr Nichtſe!
Komm doch näher,
du ſchlafender Kopf!
Schlummer,
der du ihn niederwarfſt —
ruf doch dein Brüderlein Tod —
er ſoll ihn mir zuſchieben —
den Lockenkopf —
ich will ihn haben — haben!
Sieh,
wie ich ihm entgegenhung're!
Ich renke mir alle Glieder
nach ihm aus . . .
Ein wenig noch näher —
näher —
ein wenig —
ſo —
jetzt vielleicht —
wenn's glückt —
ah! du Hund!
Er will erwachen?
ſtill —
ſtill —
ſo iſt's noch beſſer!
Der Pelz am Mantel —
Der Pelz — der Pelz —
hinüber — hinüber —
ahhh! faſs ich dich — hab' ich dich —
hab' ich dich, Brüderchen —
Pelzbrüderchen, hab' ich dich — ahhh!
Hilft dir nichts —
wehr dich nicht mehr!
Mein biſt du jetzt —
Hand weg!
Waſſer weg!
Mein biſt du jetzt!
Waſſſſer weg!
Wart', da drüben iſt
auch noch für mich —
ſo —
den Vorhang hinauf —
fängſt mich nicht mehr —
Tuch — Tuch —
jetzt bin ich Herr!
Siehſt du, jetzt breit' ich mich
ganz gemächlich im Zimmer aus —
laſs doch den Waſſerkrug!
Laſs doch das Hilfgeſchrei!
Bis ſie kommen

bin ich schon längst
in den Betten und Schränken —
und dann könnt ihr nicht mehr herein —
und ich beiß' in die Balken der Decke —
die dicken, langen, braunen Balken —
und steig' in den Dachstuhl —
und von einem Dachstuhl
zum andern Dachstuhl
und irgendwo
werd' ich wohl Stroh finden,
und Öl finden,
und Pulver finden —
das wird eine Lust werden!
Das wird ein Fest werden!
Und wenn ich die Häuser alle zernichtet —
dann wollen wir mit Wäldern
die Fische in den Flüssen kochen —
und ich will euch hinaustreiben
auf die kältesten Berge —
und da droben
sollt auch ihr meine Opfer werden,
sollt ihr meine Todesfackeln werden —
und dann wird alles still sein —
und dann —

Vom Adel des Könnens.

Heute stellen wir unseren Lesern einen neuen Heimgarten-Mann vor, d. h. einen Mann, der ganz im Sinne unserer Weltanschauung denkt und spricht, aber dieselbe viel schöner ausdrückt, als wir es können und ihr eine Menge neuer Seiten abgewinnt. Es ist der große Engländer John Ruskin. Er hat zahlreiche populär-philosophische, ethische und ästhetische Werke geschrieben, aus denen Jakob Feis eine reiche Gedankenlese gezogen und ins Deutsche übersetzt hat unter dem Titel: „Wege zur Kunst." (Straßburg. J. H. Ed. Heitz.) Durch diese Übersetzung, die an Klarheit und Stil geradezu glänzend genannt werden muß, ist dem deutschen Volke ein großes Geschenk angeboten, und wer nach dem Buche greift und es mit Verständnis lesen kann, der wird sich bereichert fühlen und eine Klärung über Dinge erfahren, in denen, trotz der vielen Schriften hierüber, oder vielleicht gerade deswegen, eine große Verworrenheit herrscht.

Ruskin bekennt vor allem die Erhabenheit des Menschen und seiner Natur. Er glaubt nicht, dass das Häßliche, Abscheuliche und Thörichte eine absolute Nothwendigkeit sei, die man eben einmal hinnehmen müsse. Die menschliche Natur sei so, dass sie zwar unendlich tief sinken, aber auch unendlich hoch steigen könne — je nach welcher Seite des Menschen Einsicht sie lenkt und sein Handeln sie fördert. Alle Bestrebungen Ruskins, sagt der Übersetzer, gehen darauf hin, Grenzlinien zu ziehen zwischen Arbeiten, welche die Menschennatur rechtmäßig entwickeln helfen, und solchen, welche sie entadeln. Das ist der gewaltige Text, über den er unaufhörlich predigt. — Die uns umgebenden Wirklichkeiten in naturgesetzlichen Einklang mit der Menschennatur zu bringen, darin sieht Ruskin die Vorbedingung jeder höheren Entwickelung. Jede gute, der Entwickelung in irgend einer positiven Weise dienende Arbeit nennt er Können, im weitesten Sinne der Kunst. Er wendet sich ernst gegen die

Bestrebungen unserer Zeit, deren bloß utilistische Einrichtungen in Handel und Wandel den Menschen unredlich machen, deren Maschinenindustrie alle Gemüthskräfte tödtet. Er erklärt dem mehr und mehr über die ganze Welt verbreiteten, alle Arbeit beeinflussenden Maschinenwesen den Krieg. Das Rad, von Wind oder Wasser getrieben, ist ihm noch natürlich, dieser Betrieb schädigt noch nicht so die menschliche Gesundheit und das Ebenmaß zwischen Körper und Geist, es stumpft nicht so sehr die Daseinsfreude, die Nährquelle aller Tugenden und aller Kunst ab, als das unendliche Räderwerk, das überall mit Feuer und Dampf getrieben wird und die Menschen zu Handlangern der Maschine macht. Von der Kunst verlangt Ruskin, dass sie das getreue Bild eines edlen Menschen vergegenwärtige, mehr habe sie niemals geleistet und weniger solle sie niemals erstreben. In Bezug auf die faulende Menschencultur in den Großstädten weist er auf Ninive, Babylon, Tyrus, Jerusalem, Athen, Alexandrien, Byzanz, Rom und andere, die das Grab höherer Menschentypen geworden seien. Der Herausgeber erinnert in seinem schönen Vorworte an den Ausspruch eines anderen großen Geistes.

„Das Gedeihen der Völker", sagt Gustav Freytag, „liegt in der einfachen Thätigkeit des Landmanns, der menschlichen Arbeit, bei welcher Geist, Körper, Anstrengung und Erholung, Freude und Unglück durch die Natur selber reguliert werden. Wo solche Arbeit gedrückt, beschränkt, unfrei wurde, erkrankte das gesammte Volk."

Ruskin sah bereits vor einem halben Jahrhundert die physische und geistige Entartung voraus, welche kommen musste und unausbleiblich um sich greifen wird, solange unsere jetzige maschinelle Arbeitsweise fortfährt, die Menschen in winzige Lebensfragmente zu zerstückeln und den Lebensodem der Massen „wie ein Heizmittel zu benützen, um den Fabrikrauch zu nähren". Die Ritter des Geistes glauben die Heilung vom Kopfe her bewerkstelligen zu können. Man philosophiert über wirtschaftliche Probleme wie einstmals über theologische, und man wähnt, dass, wenn wir erst richtig denken und glauben gelernt haben, sich die ersehnten Thore des irdischen Paradieses von selbst aufthun werden.

Die Kunstlehre Ruskins jedoch geht vom Gedanken aus, dass jegliche Erziehung mit der Arbeit beginnen müsse, dass, was wir denken und glauben, von keiner so großen Wichtigkeit ist, als *was* wir schaffen und *wie* wir schaffen. Denn die Arbeit war von jeher das große Mittel der Zucht, die große Lehrmeisterin der Menschheit, die erziehende Hand des lebendigen Gottes. „Wer aber höret und nicht thut, der ist gleich einem Menschen, der ein Haus bauete, auf die Erde ohne Grund."

Was an scheinbarem Reichthum — Geldbesitz — erworben wird, ist oftmals übertheuer an Fleisch und Blut erkauft, wofür die künftigen Geschlechter aufkommen müssen.

Wenn es nur auf das Quantum Arbeit ankäme, welches geschafft wird, so müsste unsere über alle Maßen fleißige Generation die glücklichste sein, die je auf Erden wirtschaftete; doch „unbedingte Thätigkeit, von welcher Art sie sei, macht zuletzt bankrott" — sagt der weiseste Dichter.

Nur in der Macht der nahrungerzeugenden Länder, meint Ruskin, liegt es, eine veredelte Menschenrasse heranzubilden; denn sie sind die Herren und die Musterländer, indessen diejenigen, welche mehr und mehr ihre Nahrung gegen mechanische Erzeugnisse eintauschen, im Laufe der Zeit zugrunde gehen müssen. Freilich darf ein Land seine Nahrungsmittel gegen die eines anderen Klimas austauschen: Getreide gegen Orangen, Weine gegen Kaffee u. s. w.; doch unter keiner Bedingung darf sich eine ganze Provinz oder ein ganzes Land einer rein mechanischen Arbeitsweise hingeben.

Wir müssen anstreben, die sinneschwächenden Maschinenarbeiten auf ein Minimum einzuschränken, um statt ihrer Arbeiten zu verrichten, welche den Glauben an die eigene Kraft wecken, das Herz offen, die Augen klar, das Gefühl warm und den Geist rege erhalten; „denn der schönste Lohn des Lebens, das Leben selbst, ist die Freude des Schaffens, der Lohn, den Gott sich selber gibt."

Nach diesen einführenden Bemerkungen wollen wir aus Ruskins Darstellungen selbst einige Aussprüche in unser Herz aufnehmen.

Der hauptsächliche Gegenstand des Werkes ist die Kunst, die von der Natur geboren und von der Übercultur begraben wird.

Verlorene Schiffe und Armeen kann man ersetzen, doch ein großer Geist, einmal auf falschem Wege, bleibt ein ewiger Fluch auf Erden.

Was ich Ihnen zu sagen habe, ist dies: über Kunst darf nicht gesprochen werden. Die Thatsache, dass man überhaupt über sie spricht, besagt, dass sie schlecht gepflegt oder überhaupt nicht ausgeübt wird. Kein wirklich bedeutender Maler sprach oder spricht jemals viel über seine Kunst. Die größten schweigen. Sobald ein Mensch seine Arbeit wirklich thun kann, redet er nichts darüber. Alle Worte werden für ihn weiter nichts als nichtige Theorien.

Man erwirbt die Kunst weder durch ein Anspornen der Denkkraft, noch vermag sorgfältiges Reden sie fasslich zu machen. Sie ist das instinctive und unausbleibliche Ergebnis von Kräften, die nur im Volksgemüth im Laufe vieler Generationen entwickelt werden können und schließlich ins Leben treten unter gewissen socialen Bedingungen, die so langsam reifen als die von ihnen geregelten Anlagen.

Fragt den Arbeiter auf dem Felde, in der Schmiede oder in der Mine: fragt den geduldigen, zartbefingerten Handwerker oder diejenigen, welche starken Arms und glühenden Herzens das Metall, den Marmor oder Farbengebilde gestalten, und keiner von ihnen, sofern er ein wahrer Künstler ist, wird uns jemals sagen, dass er das Gesetz des Himmels

hart gefunden hat, wonach er, bis er in den Schoß der Erde zurückkehrt, sein Brod im Schweiß des Angesichts essen soll; noch dass der Lohn für den Gehorsam ausblieb, wenn er wirklich dem Gebote Folge leistete: „Was deine Hände zu thun vorfinden, thue es mit ganzer Macht.“

Was auch unsere Lebensstellung sein mag, in dieser kritischen Zeit sollten alle, welche ihre Pflicht thun wollen, ein möglichst schlichtes Leben führen, und zweitens alle förderſamen Arbeiten thun, welche sie zu thun imstande sind, um, was sie entbehren können, dem Guten auf sicherem Wege zuzuwenden.

Und Gutes auf sicherem Wege geschieht, indem man Menschen nährt, Menschen kleidet, Menschen behaust und schließlich mit den Künsten, Wissenschaften und anderen geistigen Anregungen Menschen Freude macht.

Man findet fortwährend Mädchen, welche man niemals lehrte, ein wirklich nützliches Ding gründlich zu thun; welche weder nähen, kochen, rechnen, noch eine Arznei bereiten können, deren ganzes Leben der Unterhaltung oder dem Prunk gewidmet war; und sie wenden, wenn ein ernsterer Sinn sie beschleicht, ihre tiefinnerſte religiöse Seelenglut, die Gott ihnen gab, um sie gegen die Widerwärtigkeiten der täglichen Mühsal zu stärken, eitlen und traurigen Betrachtungen zu, um den Sinn des großen Buches zu entziffern, von dem niemals eine Silbe anders als durch die That verstanden worden ist. Alle instinctiv verständige und gemüthvolle Wirklichkeit geht zu Grunde, und die Hoheit sittlichen Bewusstseins wird umgarnt von fruchtloser Qual über bestimmte Fragen, welche durch die Gesetze hilfreicher Thätigkeit entweder sofort gelöst oder aus dem Weg geräumt worden wären. Geben sie solchen Mädchen ein wirkliches Stück Arbeit, welche sie, wenn der Morgen dämmert, thätig, und, wenn die Nacht naht, müde macht und sie auch empfinden lässt, dass ihre Mitmenschen durch ihre Arbeit wirklich gefördert worden sind; und die entkräftigende Unruhe ihrer Schwärmerei wird alsdann zum lachenden und segensreichen Frieden.

So auch mit unseren jungen Herren. Wir lehrten sie einstmals lateinische Verse machen und nannten sie gebildet; jetzt lernen sie wettlaufen, wettrudern und Ball schlagen, und wir nennen sie gebildet. Können sie pflügen, säen, rechtzeitig pflanzen oder mit starker Hand bauen? Erstreben sie Keuschheit, Heldenhaftigkeit, Gedankenhoheit, Sittlichkeit und Liebreiz in Wort und That?

Im genauen Verhältnis zur Rechtmäßigkeit der Sache und zur Reinheit der Empfindung steht die Möglichkeit schöner Kunst. Ein Mädchen vermag ihre verlorene Liebe, ein Geizhals jedoch nicht den Verlust seines Geldes zu besingen. Und so ist genau genommen, die Schönheit

aller möglichen Kunst das äußerste Zifferblatt der von ihr ausgedrückten sittlichen Reinheit und Erhabenheit der Empfindung.

Solange Worte nur in Treu und Ehrlichkeit gesprochen werden, solange fährt die Sprache fort, sich zu veredeln; in dem Augenblick jedoch, wo man sie nach äußern Grundsätzen gestaltet und meißelt, wird sie würdelos und verkommt. Und längst schon wäre diese Wahrheit bekannt, läge nicht in den Zeiten vorgerückter, akademischer Bildung eine Neigung, die Aufrichtigkeit der ersten Sprachmeister zu leugnen. Haben wir einmal die Fertigkeit erworben, auf die Art eines classischen Schriftstellers anmuthig zu schreiben, so sind wir geneigt anzunehmen, auch er habe in der Weise eines Vorgängers geschrieben. Aber kein edler oder echter Stil gründete sich je auf etwas anderes als auf ein aufrichtiges Herz.

Kein Schriftsteller ist zur Bildung unseres Stils lesenswert, der nicht meint, was er sagt, noch ward je ein edler Stil von jemandem ersonnen, der nicht glaubte, was er gesagt hat.

Wir finden, dass alle untergeordneten Künstler sich beständig der Nothwendigkeit tüchtiger Arbeit zu entziehen versuchen, indem sie entweder entzückt von einem Gegenstande schwärmen oder sich mit ihren edleren Motiven brüsten, während sie in Angriff nehmen, was sie nicht vollenden können. Übrigens ist, nebenbei gesagt, ein großer Theil dessen, was man irrthümlicherweise für ein tief empfundenes Motiv hält, ein verderbliches, weil eine fein versteckte Art Eitelkeit, wohingegen die großen Männer von Anfang an wissen, dass die erste Moralität eines Malers wie die eines jeden andern Menschen darin besteht, sein Handwerk zu kennen.

Kein Volk erreichte jemals die höheren Stufen der Kunst außer zu einem Zeitpunkt, wo seine Civilisation von häufigen, ungestümen und selbst ungeheuerlichen Verbrechen geschändet wurde. Und schließlich war bis jetzt bei jedem Volke der Höhepunkt seiner Kunstentwickelung der Anfang seines Verfalls.

Im Völkerleben kommt der Zeitpunkt, wo Gewissen und Geist so hoch entwickelt sind, dass sich neue Wege des Irrthums aufthun durch das Unvermögen, die Anforderungen des einen zu erfüllen, oder die Zweifel des anderen zu ersticken. Dann ist die Einheit der Volksseele zerrissen; es entwickeln sich alle Arten Heucheleien und Gegenströmungen der Wissenschaft; man zieht einerseits den Glauben in Frage, und man findet sich anderseits mit ihm ab; der Reichthum nimmt zur selbigen Zeit gewöhnlich verderbliche Ausdehnung an; der Luxus folgt, und der Verfall der Nation ist alsdann gewiss.

Reichthum ist die Wurzel aller Übel.

Ich erachte es ganz und gar als die höchste Ruchlosigkeit unserer Zeit, dass wir unser Gefühl der Entrüstung haben verkommen und

erkalten lassen, und weder danach trachten, noch wagen, Missethaten, wie sich's gebürt, zu bestrafen.

Alle wahre Gerechtigkeit rächt ebenso sehr das Laster, wie es die Tugend belohnt. Hierin nur unterscheidet sie sich von persönlicher Rache, dass sie das gethane, nicht das uns zugefügte Unrecht rächt.

Menschen würden sofort andere wie sich selber liebgewinnen, wenn sie sich nur andere so wie sich selber vorstellen könnten. —

Wir mögen uns vielleicht einbilden, dass ein von William Hunt gemaltes Vogelnest besser als ein wirkliches sei. Thatsächlich zahlen wir für jenes viel Geld und kümmern uns wenig um dieses. Aber es wäre besser, dass alle Bilder in der Welt zu Grunde giengen, als dass die Vögel aufhörten, Nester zu bauen.

Nur das Bild ist edel, das man aus Liebe zur Wirklichkeit malte.

Wer vom Wunsch beseelt ist, etwas darzustellen, was er liebt, wird schnell und sicher vorwärts kommen. Wer zeichnen will, um eine schöne Zeichnung zu machen, dem wird es niemals gelingen.

Das beste Bild ist das, welches am vollkommensten darstellt, was es darstellen will; wie die beste Sprache die ist, welche am verständlichsten ausspricht, was sie sagen will.

Nichts, sage ich, was ich sehnlicher wünsche, dass man mir glauben möge; nichts hat in meiner Erfahrung ein tieferes Anrecht, gläubig hingenommen zu werden, als: dass wir nie die Kunst wahrhaft lieben werden, wofern wir nicht das noch inniger lieben, was sie abspiegelt.

Die Kunst als solche und um ihrer selbst willen ausgeübt, ohne dass sie eine Verdolmetschung der Natur erstrebt, untergräbt, was immer die Menschheit Gutes und Edles besitzt; aber wie naiv auch die Natur beobachtet werde, oder wie unvollständig sie erkannt sei, je nach dem Grade der Hingebung an sie verleiht sie Schutz und Hilfe dem Edelsten, was die Menschheit besitzt.

Kunst hat nichts mit den inneren Strukturen, Ursachen oder absoluten Thatsachen, sondern nur mit den Erscheinungen zu thun. Beim Darstellen dieser Erscheinungen missleiten die Kenntnisse des Nicht-Äußerlichen mehr, als dass sie fördern. Dies der Grund, dass im großen und ganzen alle anatomischen Studien der Pflanzen, Thiere oder Menschen der plastischen Kunst schaden; dass insbesondere die Gewohnheit, bei der Behandlung menschlicher Körperformen über deren anatomischen Bau nachzudenken, nicht nur hinderlich, sondern geradezu erniedrigend ist; und ferner, dass, wenn die menschliche Gestalt entblößter ist, als die Gesundheits- und Schicklichkeitsbedürfnisse des täglichen Lebens es erfordern, das Studium des Nackten noch jeder Kunstschule, die sich darauf verlegte, zum Verderben gereichte. . . .

Anatomie hilft uns nicht die wahrheitsgetreue Erscheinung der Dinge zu veranschaulichen. Ob sie aber nicht etwa unsere Begriffe über das Wesen der Dinge erweitert? Weit entfernt, dies zu thun, hat das Studium der Anatomie, welches zu unserer Herabwürdigung und zu unserem Unglück die Stelle und den Namen sowohl der Kunst als der Naturgeschichte eingenommen hat, die merkwürdigsten und verhängnisvollsten Folgen gehabt für unsere Fähigkeit, die verschiedenen Thierrassen zu zeichnen.

Man mag bestreiten, ob es, wenn man eine lebendige Madonna malen will, zu wissen nöthig ist, wie viele Rippen sie hat; doch scheint es mir unerlässlich, zu wissen, wie viel Rippen ein Skelett hat, wenn man es malen will.

Diese Sehkraft, sorgfältig herangebildet und rein gehalten, ist die einzige Gabe, welche der plastische Künstler bei seinen Naturstudien anwenden soll. Es ist sein Beruf, Erscheinungen darzustellen, und es ist seine Pflicht, sie zu kennen. Mehr zu wissen ist nicht seine Pflicht; wiewohl dies manchmal bequem sein mag, birgt es immer eine Gefahr für ihn, wenn er mehr weiß; wenn er die Ursachen der Erscheinungen oder das innere Wesen der Dinge kennt, durch welche sie hervorgebracht werden.

Es ist wahr, dass Menschen von gewaltiger und echter Veranlagung das Vorzüglichste mit verhältnismäßiger Leichtigkeit schaffen; aber niemals wird man hören, dass sie einer Selbstzufriedenheit Ausdruck geben, die schlichtere Menschen über geringere Leistungen empfinden.

Unwissenheit, welche vergnügt, aber ungeschickt ist, erzeugt Unvollkommenes, jedoch nichts, was verletzt. Unwissenheit, welche missvergnügt, aber kunstgewandt ist: die lernt, was sie nicht begreifen kann, nachahmt, was sie nicht genießen kann, erzeugt die widerwärtigsten Machwerke, welche die Menschheit schänden und missleiten.

Was in der Literatur, Kunst oder Religion Geldes halber gethan wird, ist höchst schädlich, doppelt so, weil es verhütet, dass die edle Literatur und Kunst, welches aus Liebe und um der Wahrheit willen geschaffen worden, gehört und gesehen wird.

Das Geld, was man für Kunstunterricht ausgeben kann, das müssen wir guten Meistern geben und ihnen überlassen, ihr Bestmöglichstes für uns zu thun.

Was müssen die Folgen eines öffentlichen Beifalls sein, der ständig zu verstehen gibt, dass das Winzige, was wir leisten, in dem Maße seiner Sonderlichkeit vorzüglich ist! Und was müssen die Folgen einer ständigen Aufmunterung sein, die uns verlockt, etwas zu schaffen, was sich von der Arbeit unserer Mitmenschen unterscheidet?

Kein anderes Mittel gibt es, um gute Kunst zu erlangen, als das eine — sowohl das einfachste als schwierigste — nämlich: dass wir uns

ihrer erfreuen. Man prüfe die Geschichte der Völker, und klar und unwiderlegbar drängt sich uns diese große Thatsache auf, dass gute Kunst nur von Völkern geschaffen worden ist, die ihrer sich freuten; sich damit, als wäre es Brot, nährten; sich darin, als wäre es Sonnenlicht, sonnten; bei ihrem Anblick jubelten; vor Wonne darüber tanzten; sich darum stritten; darum kämpften; dafür verhungerten, thatsächlich genau das Gegentheil damit thaten, als wir damit thun wollen — sie schufen sie, um sie zu behalten, wir, um sie zu verkaufen.

Machen wir unsere Kunst populär, billig, zu einem für den fremden Markt erwünschten Artikel, so wird der fremde Markt stets etwas Besseres aufweisen. Aber machen wir den Kunstgegenstand so, dass er uns gefällt, entschlossen, dass niemand anderer ihn erlangen soll, und die Folge davon wird sein, dass ihn jedermann haben möchte.

Ich möchte jedem Schüler, der unsere Schule besucht, sagen: Sei, wenn du willst, ein Mahomedaner, ein Diana-Anbeter, ein Feuer-Anbeter, ein Wurzel-Anbeter — sei aber so viel Mensch, um zu wissen, was anbeten und verehren bedeutet.

Die Wissenschaft beschränkt sich ausschließlich auf Dinge, wie sie an und für sich sind, während die Kunst es ausschließlich mit den Dingen zu thun hat, sofern sie das menschliche Empfindungsvermögen und die menschliche Seele berühren. Ihre Aufgabe ist es, die Erscheinungen der Dinge darzustellen und die natürlichen Eindrücke zu vertiefen, welche sie auf den Menschen machen. Die Aufgabe der Wissenschaft ist es, Thatsachen an Stelle der Erscheinungen, und Beweise an Stelle der Eindrücke zu setzen. Beide, wohlgemerkt, befassen sich gleicherweise mit der Wahrheit: die eine mit der Wahrheit der Anschauung, die andere mit der Wahrheit des Begriffes. Die Kunst stellt die Dinge nicht falsch, sondern genau so dar, wie sie der Menschheit erscheinen. Die Wissenschaft ergründet die Beziehungen der Dinge zu einander; aber die Kunst ergründet nur ihre Beziehungen zum Menschen.

Die ganze Aufgabe des Künstlers in der Welt ist die, ein Wesen zu sein, welches sieht und fühlt.

Aber nein, dürfte der Leser vielleicht einwenden, der größte Nutzen des Wissens liegt darin: uns die Augen zu öffnen; Dinge wahrnehmbar zu machen, welche von uns nie gesehen worden wären, wenn wir sie nicht vorher mit dem Verstande erfasst hätten.

Nicht doch! Nur solche Menschen können so etwas aussprechen oder glauben, welche von dem Anschauungsvermögen eines großen Künstlers in Vergleich zu dem eines gewöhnlichen Menschen keine Ahnung haben. Es gibt keinen großen Maler, keinen großen Werkmann in irgend welcher Kunst, der nicht mit einem einzigen Blick mehr wahrnähme, als er in tausendstündiger Arbeit erlernen könnte.

Gott hat jeden Menſchen tauglich für ſeine Arbeit geſchaffen: Er hat dem Menſchen, den Er für einen Gelehrten beſtimmte, die Anlage der Reflection und Logik, den Menſchen, den Er für einen Künſtler beſtimmte, die Anlagen der Anſchauung, der Empfindſamkeit und des Gedächtniſſes gegeben. Und weit davon entfernt, daſs einer des andern Arbeit verrichten könnte: keiner von ihnen verſteht die Art und Weiſe, auf welche die des andern verrichtet wird. Der Gelehrte hat keinen Begriff von der künſtleriſchen Anſchauung, der Maler keinen vom Proceſs des Denkens; noch hat insbeſondere der Gelehrte eine Vorſtellung von der ungeheuern Schärfe des Blicks und der Empfindung, welche einen echten Maler auszeichnet.

Man wird wiſſen, daſs das Wiſſen nur in dem Augenblick wirklich belebt, wo wir es zuerſt aufnehmen und es uns mit Freude und Staunen erfüllt: eine Freude, welche, wohlgemerkt, durch die vorhergehende Unwiſſenheit ſo gut wie durch das gegenwärtige Wiſſen bedingt iſt.

Wenn wir uns das Wiſſen einmal völlig angeeignet haben, ſo hört es auf, uns Genuſs zu bereiten. Es mag für uns praktiſch nützlich, für andere gut ſein, oder gut als Wucher, um mehr zu erlangen; aber an und für ſich, ſobald wir einmal mit ihm vertraut worden, wird es todt. Das Wunderbare weicht davon, ſammt aller Farbenpracht, in der es ſchillerte, da wir es zuerſt aus dem unendlichen Meer herauszogen.

Eine Wirkung des Wiſſens iſt die, die Macht unſerer Einbildungskraft und die urſprüngliche Energie des ganzen Menſchen zu tödten: unter dem Gewicht ſeines Wiſſens vermag er ſich nicht ſo leicht wie in den Tagen ſeiner Einfalt zu bewegen.

Es möge ſich jeder ſelber fragen, wie weit er durch ſein Wiſſen ſo geworden iſt, oder wie weit man es auf ihn gehäuft hat wie die Pyramide auf das Grab, wie viele Wohlthaten er mit gleicher Mühe und gleichem Zeitaufwand der geſammten Menſchheit hätte erweiſen können; wie viele Menſchen er ohne Troſt und ohne Beiſtand gelaſſen haben mag, indeſſen ſeine Augen bei der Mitternachtslampe verſagten; wie viele warme Sympathien in ihm erſtorben ſind, da er Verſe gemeſſen und Silben gezählt; wieviel Athemzüge friſcher Meeresluft und Gänge auf grünem Bergeshang und Blicke auf zum hohen Himmelsdom er um ſeines Wiſſens willen einbüßte; wie viel von dieſem ſo theuer erkauften Wiſſen man vergeſſen oder miſsachtet hat, nur daſs es obendrein ſeine Fähigkeit des Staunens und, wie es in tauſend Fällen geſchieht, ſelbſt vielleicht ſein Ehrfurchtsgefühl verringert hat. . . . So haben Philologie, Logik, Rhetorik und die anderen, größtentheils lächerlichen und kleinlichen Schulwiſſenſchaften eine verderbliche Wirkung auf diejenigen, welche ſie betreiben; ſo daſs ihre Jünger ſich von höheren Wiſſenſchaften, als dieſen, keine Vorſtellung machen können, ſondern ſich einbilden, daſs jegliche Erziehung ende mit dem Wiſſen von Wörtern. Die wahren und großen Wiſſenſchaften jedoch, insbeſondere die Naturgeſchichte,

machen die Menschen im Verhältnis zur Größe ihrer Beobachtungsgabe und richtigen Wahrnehmung der Unendlichkeit des Unerforschbaren feinfühlig und bescheiden. . . . .

Der einzige Zweck einer guten Erziehung besteht darin, die Menschen dahin zu bringen, dass sie nicht nur das Rechte thun, sondern auch Genuss darin finden, es zu thun; dass sie nicht bloß fleißig seien, sondern den Fleiß lieben; dass sie nicht nur gelehrt seien, sondern die Gelehrsamkeit lieben; dass sie nicht nur rein seien, sondern die Reinheit lieben; dass sie nicht nur gerecht seien, sondern nach Gerechtigkeit dürsten.

Damit schließen wir die Reihenfolge losegefügter Gedanken eines erleuchteten Geistes, der in aller Welt geehrt und — nirgend befolgt wird.

Als ich Schullehrer gewesen.

Erinnerung aus der Waldheimat von **Peter Rosegger.**

Ob es wahr sei, dass ich einmal Schullehrer gewesen? wurde ich vor einiger Zeit brieflich befragt. Denn in irgend einer Gesellschaft des Reiches hatte man sich mit meiner Wenigkeit für und wider befasst und da hätte jemand die von den übrigen bestrittene Behauptung aufgestellt, der Waldbauernbub sei einmal Schulmeister gewesen.

Ob das richtig sei?

So viel ich weiß, nein.

Das heißt —. Ganz kann ich es nicht ableugnen, und bei näherer Gewissenserforschung komme ich drauf, dass jener Jemand recht hatte. Ich war doch einmal Schulmeister gewesen, und was für einer!

Als im Jahre 1857 der alte Michel Patterer verstorben war, drohte in Alpel die Kunst des A-B-C wieder verloren zu gehen, sowie den Deutschen einst die Glasmalerei und die Kunst, Knödel zu braten verloren gegangen war. Das musste vermieden werden. Ich fühlte mich als Hüter der Wissenschaft und hatte Lust, in die Ehren und Würden des alten Lehrers zu treten, erstens, um der schweren Feldarbeit zu entgehen, zweitens, um — Spielgenossen um mich zu versammeln. Es war, wie man sieht, ein mehrfach begründetes Streben.

Meine Eltern waren unschwer zu überzeugen, dass es auch den jüngeren ihres Stammes — Mädlein wie Knaben — vortheilhaft sein würde, wenn sie christliche Bücher, Zuschriften des Amtmannes und die Papierflügeln auf den Medicinflaschen lesen konnten. Täglich auf zwei Stunden wurden mir meine Geschwister freigegeben, dass ich sie im Lesen, Schreiben und Rechnen unterwiese. Der Leuttisch in der Stube war zur Zeit von Nähterinnen besetzt. So richtete ich mir als Schulzimmer den Stubenwinkel ein, der

zwiſchen dem breiten Elternbette und dem Ofen war. Ein Brett von der Bettſtatt bis zur Ofenbank war der Tiſch. Zu beiden Seiten einige Holzblöcke waren die Stühle. Das abgebrochene Stück einer Kaſtenleiſte war das Lineal, eine Fibel und eine Schiefertafel ſollten von Hand zu Hand gehen, und ſonſt bedurfte man nichts. Alles übrige muſste ſich im Kopfe vorfinden. Meine Schuljugend befriedigte mich aber nicht recht. Der Bruder Jakob beſtritt mir die Namen einzelner Buchſtaben, und die Schweſtern waren dumme Dinger, die immer lachten.

Ich ſann nach, wieſo beim alten Patterer eine größere Ordnung war. Natürlich, weil er mehr Schüler hatte. — So gieng ich in die Nachbarſchaft und warb Schüler. Ich thäte es ganz umſonſt, ja, wenn meine Mutter Topfenſtritzel backe, ſo bekämen ſie auch davon.

Einige Nachbarn hatten mir ſofort ihre Kinder probeweiſe zugeſagt. Der alte Höfel-Zenz, er ſaß immer auf dem Herd ſeines Hauſes, der nahm mich zwiſchen die Knie, faſste mich an beiden Ohren an, aber ganz leicht, und fragte nach meinem Alter.

„Dreizehn vorbei!“

„Sappermoſthoſen! — Na, die Altersſchwäche wird noch nicht plagen. Sag, Peterl, was willſt du denn werden?“

Glotzte ich ihm ins Runzelgeſicht. Werden? Ich war's ja ſchon!

„Schulmeiſter, natürlich!“

„Ah ja ſo. Richtig, richtig, Schulmeiſter.“

„Auweh!“ ſchrie ich auf, denn er war mir auf die Zehe getreten.

„W—a—s?!“ fragte er ellenlang gedehnt. „Du ſchreiſt auweh, wenn dir einer mit dem Tuchpatſchen ein biſſel auf die Zehen tritt. Und willſt Schulmeiſter werden? Oh, mein kleiner Menſch, auf einem Schulmeiſter wird noch ganz anders herumgetreten!

Dieſer thörichten Rede legte ich kein Gewicht bei. Wer wird denn auf einem Schulmeiſter herumtreten!

„Na, geh nur, ich werde meinen Buben, den Klaſel, ſchon ſchicken. Aber raufen, wenn's mir thut's!“

Als ich auf dem Heimweg über die Weide gieng, wo ſein Bub die Schafe hütete, winkte ich ihm wiederholt mit der Hand: „Grüß Gott, Klaſel!“ und ſchritt mit langſamen, großen Schritten fürbaſs. — Strenge, das nahm ich mir vor, ſtrenge wollte ich nicht ſein. Wuſste ich doch ſelbſt am beſten, daſs der alte Patterer nur mit Güte bei mir was ausgerichtet hat. Einſt, als er mir des Käfers im Tintenfaſſe wegen die Ohrfeige verſetzt hatte, blieb ich nachher einfach wochenlang weg, bis er endlich gütlich und bittlich an mich herankam und mir ein Lebzeltenherz verſprach, wenn ich wieder in die Schule käme. — Lebzeltenherzen hatte ich nicht zu vergeben, ſo durfte ich natürlich auch keine Ohrfeigen austheilen, und das umſo weniger, als meine Schüler faſt alle ſtärker waren, als ich.

Aus diesem Grunde geschah es auch, dass schon in der zweiten Lehrstunde, die, wie die erste, sehr feierlich begonnen hatte zwischen Bett und Ofen, ein Nachbarsbub den Vorschlag machte, wir sollten jetzt in den Schachen hinausgehen und „Esel über den Bock springen", hingegen am nächsten Tage um eine Stunde länger Fibel lesen. Nun dachte ich, wer nicht stark ist, der muss klug sein. Vergeben will ich mir nichts.

„Esel über den Bock springen? Ich kann euch das nicht erlauben, Kinder, denn es ist Schulzeit. Aber ich will es auch nicht verbieten. Wir werden jetzt diese Seite fertig lesen und dann werde ich abstimmen lassen."

„Wer für den Schachen nicht ja sagt, der wird gehaut!" rief der Nachbarsbub. Alle stimmten für den Schachen. Auch meine kleine Schwester Plonele, die sonst immer Wissensdrang geheuchelt, hub ihr Bratzlein auf: „In den Schachen, in den Schachen!"

Einige Zeit früher, als ich des „Hasenöls" wegen in Bruck gewesen war, hatte ich Schulknaben gesehen, die im Garten der Reihe nach über einen mit Leder überzogenen Holzbock sprangen und der Lehrer commandierte sie dazu wie Soldaten. „Turnen" hieß man das, eine Leibesübung, die nach neuem Brauch auch zur Schule gehörte. Als meine Schuljugend nun einstimmig für den Schachen war, erhob ich meine Stimme und rief strenge: „Schachen hin, Schachen her! Jetzt ist Turnstunde. Jetzt gehen wir bockspringen. Marsch!" — So hatte ich den Anschein meiner Herrlichkeit gewahrt und kann sich's auch mein Leser merken: „Willst du, dass dir die Leute stets gehorchen, so befiel ihnen gerade das, was sie selber thun wollen." Da die Knaben keine hölzernen Turnböcke hatten, so gaben sich die Mädel dazu her, indem sie tief gebückt auf Füßen und Händen dastanden und die Jungen über sich springen ließen. Ich war natürlich der Turnmeister, hütete mich aber wohl, auch nur einen Sprung zu machen, um nicht etwa die Meinung zu zerstören, dass ich der beste Springer sei. Das hinderte sie keineswegs, sich im Schachen in wilder Knabenlust auszutoben.

Um meine Zöglinge nächstens doch wieder zu den Schulbüchern zurückzulocken, stellte ich ihnen bei der Prüfung am Schlusse des Monates Prämien in Aussicht. Die A-B-C-Schützen waren noch die ehrgeizigsten, sie wussten in wenigen Tagen die Namen der vierundzwanzig kleinen Burschen, die seit vierhundert Jahren größere Reiche erobert haben, als alle Heere der Welt zusammen. Das Zifferrechnen wollte gar nicht gehen, hingegen waren die Finger an der Hand die denkbar bequemste Rechenmaschine. Die Schreibaufgaben wurden häufig illustriert. Zumeist ein Kopf mit langen Ohren und langer Nase. Ich hatte nie den Muth, die Künstler zu fragen, wer das sein sollte. „r!" rief die kleine Schwester, die auf dem Ofenmäuerlein saß und ihren Finger gar so harmlos an den genannten Buchstaben legte.

Ich war zur Zeit im Besitze eines alten Pulverhornes, wie es einst die Jäger an grüner Schnur seitlings getragen hatten, ferner hatte ich vom verstorbenen Oheim, der „Uhrendoctor“ gewesen, ein Paar in Bein gefasste Brillen inne und endlich war ich Eigenthümer einer mausgrauen Pelzhaube, an der man rechts und links Tuchlappen über die Ohren herabbinden konnte. Diese Schätze stiftete ich als Ehrengaben für jeden besten Schüler im Lesen, Schreiben und Rechnen. Die Prüfung kam heran. Den alten Höfel-Zenz, den ich ein wenig als Gönner meiner Schule betrachtete, lud ich ein, der sollte den Schulinspector abgeben. Ich hatte ihm in der Stube nächst dem „Schulzimmer“ den Großvaterstuhl hergerichtet. Er kam, setzte sich hinein, behielt aber den breitkrempigen Hut auf dem Kopf und die Pfeife im Mund, was mich so irre machte, dass alle feierliche Stimmung zum Kuckuck gieng. Unter den Schülern war leidliche Zucht, ich ließ lesen, schreiben und rechnen, und zwar das Urelementare im A-B-C, und die ewige Wahrheit, dass zweimal zwei gleich vier ist. Bei einigen gieng es recht nothig, aber sie brachten es ziemlich richtig vor; ein paar aber ratschten ihre Wissenschaft mit großer Zungengeläufigkeit herab, an der nur die Kleinigkeit auszustellen gewesen wäre, dass fast alles unrichtig und falsch war. Natürlich nickte ich stets zufrieden mit dem Kopf und hütete mich, auch nur einen Fehler auszubessern. Darob ließ freilich auch der alte Höfel-Zenz sein Köpflein bewundernd wackeln; jetzt that er auch den Stinktiegel vom Gesicht, spuckte über das Ehebett hin in den Stubenwinkel und sagte: „Deuxels Fratzen seid's, dass' schon lesen und rechnen könnt's, wie der Herr Verwalter! Hätt' mir's nit erwartet von dem Rotzbuben, dass er schon so brav schulhalten kunnt! Wie der Pfarrer thun's lesen, dass nur gleich alles scheppert, die Schlingel, die verschwammelten! So ein kleberer Nixi da, dem die Windeln schier noch beim Höfel heraushängen! Und schon so schulhalten können! Wirst halt einer werden müssen, bist eh sonst zu nix.“

Auf solche Anerkennung blickten meine Schüler auf mich her voller Hochachtung und Geringschätzigkeit zugleich, ganz im Geist der Rede des verehrlichen Inspectors. Und dann wurde die Preisvertheilung vorgenommen. Meine Schwester erhielt das Pulverhorn, der Klasel die Brillen, der Grabenhupfer Franzel für sein fixes Rechnen die Pelzhaube. Nun mochte der gute Rechner auf etwas Besseres gerechnet haben, als auf eine schäbige Budelhaube, er schmiss sie dem Höfel-Zenz an die Beine, worauf dieser ihn mit zwei Fingern beim Ohrläppchen nahm und wie eine Schraube drehte: „Werden wir halt einmal ein bissel uhraufziehen, vielleicht, dass nachher im Köpfel doch der Verstand anhebt. Aften wollen wir das Pelzkappel schon noch aufsetzen.“

Der Klasel war übrigens mit seinen Brillen auch nicht zufrieden, wollte das Pulverhorn haben. Ans Schießen dachte er, allerdings nicht ermessend, dass zum Horn auch noch Pulver und zum Pulver das Gewehr

gehört. Darauf kam er erst, als das Horn durch Tausch für die Brillen sein Eigenthum geworden war, und also einen Schock unerfüllbarer Wünsche in ihm geboren hatte. Meine Schwester wollte die Brillen sofort an das Nasel stecken, blieben aber auf dem kleinen Ding nicht stehen; und als sie doch ein wenig durchguckte, konnte sie durch diese guten Gläser sehen, wie es ist, wenn man nichts sieht, wenn man die Augen aufmacht in den hellichten Tag und nichts sieht, als nebelige Sachen, die alle ineinanderrinnen.

So hatte ich mit meinen Prämienstiftungen schon das Richtige getroffen, jedes war unzufrieden mit der seinigen, und die mehreren, die nichts bekommen hatten, waren es noch am meisten.

In den Vacanzen, während des Herumarbeitens im Heu und Korn, legte ich mir manchmal die Frage vor, ob für nächstes Jahr meine Schule nicht einen andern Geist bekommen sollte? Eine Schulreform, die sich aber in erster Linie auf den Schullehrer selbst beziehen sollte. Vor allem musste er älter werden, und das wurde er bis zum nächsten Winter. Dann musste er gescheiter werden, und das wurde er nicht. Denn als der Winter kam, machte er mit Kreide an der Hausthür bekannt, dass das neue Schuljahr beginne.

Die Nachbarn thaten diesmal aber nichts desgleichen, nur einer warf es mir so im Vorbeigehen über die Achsel zu, er schicke seinen Buben nicht mehr. Das sei ein kindisches Wesen und es käme nichts dabei heraus. Der Knabe des Höfel-Jenz, der Klasel, schickte mir ein zierlich zusammengefaltztes Brieflein, in welchem nichts Geringeres stand, als der folgende Bericht:

„I g nima, kan e scha lesen un schreim a."

Nun also! Das war doch ein Erfolg. Und was für einer! Mit so wenigen Buchstaben so viel zu sagen! — Übrigens war das aber auch die einzige schriftstellerische Leistung des Klasel. Später ist er Viehtreiber geworden. Nun, da kam er mit seinen Consonanten ja reichlich aus. Dem Esel war er über.

Wie weit wir es gebracht!

Wenn wir es irgendwo zu etwas gebracht haben, dann haben wir es in der Verschleierung unserer Nichtigkeit zu etwas gebracht.

Hugo Oswald.

Wie das Volk dichtet.

Da wollen wir einmal die unbekannten Naturdichter hören. Die können's! In den „Naturgeschichtlichen Volksmärchen", gesammelt von O. Dähnhardt (Leipzig. B. G. Teubner) finden sich unter anderem die folgenden Erzählungen, deren Wahrheit zwar nicht verbürgt ist, deren grandiose und lustige Phantasie aber unter Brüdern einer redlichen Bewunderung oder eines herzhaften Lachers wert ist. Also frisch voran!

Warum die Schweine im Grund wühlen.

Eine alte Hexe und zwei schmucke Mädchen setzten einen Kuchen aufs Feuer. Aber als der Kuchen halb gar war, gieng er auf und davon. Als er nun ein Stück unterwegs war, kam ihm ein Hase entgegen und sprach: „Kuchen, wohin willst du, Kuchen?" Da sagte der Kuchen: „Ich bin eben zwei schmucken Mädchen und einer alten Hexe entlaufen, ich entlaufe dir, Has Wippschwanz, auch wohl." Da fieng der Hase auch an zu laufen, dem Kuchen nach, fiel um und blieb todt. Der Kuchen gieng weiter.

Als er nun wieder ein Stück hinter sich hatte, kam ihm der Fuchs entgegen und sprach: „Kuchen, wohin willst du, Kuchen?" Da sagte der Kuchen: „Ach, ich bin eben zwei schmucken Mädchen und einer alten Hexe und dem Has Wippschwanz entlaufen, ich entlaufe dir, Fuchs Dickschwanz, auch wohl." Da fieng der Fuchs an zu laufen, fiel um und blieb todt. Der Kuchen gieng weiter.

Als er nun wieder ein Stück hinter sich hatte, kam ihm ein Reh entgegen und sprach: „Kuchen, wohin willst du, Kuchen?" Da sagte der Kuchen: „Ach, ich bin eben zwei schmucken Mädchen und einer alten Hexe und dem Has Wippschwanz und dem Fuchs Dickschwanz entlaufen, ich entlaufe dir, Reh Blixschwanz, auch wohl." Da fieng das Reh an zu laufen, fiel um und blieb todt. Der Kuchen gieng weiter.

Als er nun wieder ein Stück hinter sich hatte, kam ihm eine Kuh entgegen und sprach: „Kuchen, wohin willst du, Kuchen?" Da sagte der Kuchen: „Ich bin eben zwei schmucken Mädchen und einer alten Hexe und dem Has Wippschwanz und dem Fuchs Dickschwanz und dem Reh Blixschwanz entlaufen, ich entlaufe dir, Kuh Schwippschwanz, auch

wohl." Da fieng die Kuh an zu laufen, fiel um und blieb todt. Der Kuchen gieng weiter.

Als er nun wieder ein Stück hinter sich hatte, kam ihm eine alte Sau entgegen und sprach: „Kuchen, wohin willst du, Kuchen?" Da sagte der Kuchen: „Ach, ich bin eben zwei schmucken Mädchen und einer alten Hexe und dem Has Wippschwanz und dem Fuchs Dickschwanz und dem Reh Blixschwanz und der Kuh Schwippschwanz entlaufen, ich entlaufe dir, alte Sau, auch wohl." Und als der Kuchen das gesagt hatte, machte er sich in den Grund hinein. Da fieng die alte Sau an zu wühlen und wollte ihn herausholen, konnte ihn aber nicht kriegen.

Und von dieser Zeit an wühlen die Schweine noch alle im Grund und wollen den Kuchen heraus suchen.

Warum des Menschen Fußsohle nicht eben ist.

Als die Teufel von Gott abgefallen waren und sich auf die Erde flüchteten, hatten sie auch die Sonne mit sich genommen, und der Kaiser der Teufel hatte sie auf eine Lanze gesteckt und trug sie auf der Achsel. Aber die Erde beklagte sich bei Gott, dass sie von der Sonne noch ganz verbrannt werden würde, und Gott schickte den heiligen Erzengel Michael, der sollte dem Teufel auf irgend eine Art die Sonne wegnehmen. Der heilige Erzengel stieg zur Erde nieder und knüpfte Freundschaft an mit dem Kaiser der Teufel. Dieser merkte jedoch gleich, wo das hinziele, und war auf seiner Hut.

Einst, als beide miteinander auf der Erde spazieren giengen, kamen sie an das Meer. Da machten sie Anstalten, sich darin zu baden, und der Teufel stieß die Lanze mit der Sonne in die Erde. Nachdem sie sich ein wenig gebadet hatten, sprach der heilige Erzengel: „Nun lass uns tauchen und sehen, wer tiefer hinunter kommt." Der Teufel war's zufrieden, und der heilige Michael tauchte unter und brachte in den Zähnen Meersand herauf. Nun sollte der Teufel tauchen. Der fürchtete aber, der Erzengel möchte ihm unterdessen die Sonne entwenden, und sah sich vor. Er spuckte auf die Erde, und aus seinem Speichel entstand eine Elster, die ihm die Sonne hüten sollte, bis er getaucht und aus der Tiefe mit den Zähnen Meersand heraufgeholt hätte. Sobald aber der Teufel im Wasser verschwand, machte der heilige Michael mit der Hand das Zeichen des Kreuzes, und alsbald bedeckte das Meer neun Ellen dickes Eis. Hierauf erfasste er schnell die Sonne und flüchtete damit zu Gott. Da krächzte die Elster aus Leibeskräften. Wie der Teufel die Stimme der Elster vernahm, ahnte er auch schon, was es gab, und kehrte so schnell als möglich um. Doch als er in die Höhe kam, fand er das Meer zugefroren und sah, dass er nicht hinaus konnte. Eilends kehrte er nochmals auf den Meeresgrund zurück, holte sich einen Stein,

brach damit das Eis durch und jagte hinter dem klugen Erzengel drein. Schon hatte dieser mit einem Fuße den Himmel betreten, da erreichte ihn der Teufel bei dem anderen Fuße und riss ihm mit seinen Klauen ein großes Stück Fleisch aus der Sohle. So verwundet trat der heilige Michael vor den Herrgott und brachte ihm die Sonne. Weinend klagte er ihm sein Leid und sprach: „Was soll ich nun, o Gott, so verunstaltet?“ Da erwiderte der Herr: „Sei ruhig und gräme dich nicht. Von nun an sollen alle Menschen gleich dir eine unebene Sohle haben.“

So geschah es, und so ist es geblieben.

Die Lebenszeit des Menschen.

Als Gott die Welt geschaffen hatte und allen Creaturen ihre Lebenszeit bestimmen wollte, kam der Esel und fragte: „Herr, wie lange soll ich leben?“ — „Dreißig Jahre“, antwortete Gott. „Ist dir das recht?“ — „Ach Herr“, erwiderte der Esel, „das ist eine lange Zeit. Bedenke mein mühseliges Dasein: von Morgen bis in die Nacht schwere Lasten tragen, Kornsäcke in die Mühle schleppen, damit andere das Brot essen, mit nichts als mit Schlägen und Fußtritten ermuntert und aufgefrischt zu werden! Erlass mir einen Theil der langen Zeit!“ Da erbarmte sich Gott und schenkte ihm achtzehn Jahre. Der Esel gieng getröstet weg, und der Hund erschien. „Wie lange willst du leben?“ sprach Gott zu ihm. „Dem Esel sind dreißig Jahre zu viel. Du aber wirst damit zufrieden sein.“ „Herr“, antwortete der Hund, „ist das dein Wille? Bedenke, was ich laufen muss! Das halten meine Füße so lange nicht aus. Und habe ich erst die Stimme zum Bellen verloren und die Zähne zum Beißen, was bleibt mir übrig, als aus einer Ecke in die andere zu laufen und zu knurren?“ Gott sah, dass er recht hatte und erließ ihm zwölf Jahre. Darauf kam der Affe. „Du willst wohl gerne dreißig Jahre leben?“ sprach der Herr zu ihm. „Du brauchst nicht zu arbeiten, wie der Esel und der Hund, und bist immer guter Dinge.“ — „Ach, Herr“, antwortete er, „das sieht so aus, ist aber anders. Wenn's Hirsebrei regnet, habe ich keinen Löffel. Ich soll immer lustige Streiche machen, Gesichter schneiden, damit die Leute lachen, und wenn sie mir einen Apfel reichen, und ich beiße hinein, so ist er sauer. Wie oft steckt die Traurigkeit hinter dem Spass! Dreißig Jahre halte ich das nicht aus.“ Gott war gnädig und schenkte ihm zehn Jahre.

Endlich erschien der Mensch, war freudig, gesund und frisch und bat Gott, ihm seine Zeit zu bestimmen. „Dreißig Jahre sollst du leben“, sprach der Herr. „Ist dir das genug?“ — „Welch eine kurze Zeit!“ rief der Mensch. „Wenn ich mein Haus gebaut habe, und das Feuer auf meinem eigenen Herde brennt, wenn ich Bäume gepflanzt habe, die blühen und Früchte tragen, und ich meines Lebens froh zu werden

gedenke, so soll ich sterben! O Herr, verlängere meine Zeit!" — „Ich will dir die achtzehn Jahre des Esels zulegen", sagte Gott. „Das ist nicht genug", erwiderte der Mensch. „Du sollst auch die zwölf Jahre des Hundes haben." — „Immer noch zu wenig." — „Wohlan", sagte Gott, „ich will dir noch die zehn Jahre des Affen geben, aber mehr erhältst du nicht." Der Mensch gieng fort, war aber nicht zufriedengestellt.

Also lebt der Mensch siebzig Jahre. Die ersten dreißig sind seine menschlichen Jahre. Die gehen schnell dahin, da ist er gesund, heiter, arbeitet mit Lust und freut sich seines Daseins. Hierauf folgen die achtzehn Jahre des Esels. Da wird ihm eine Last nach der andern aufgelegt. Er muss das Korn tragen, das andere nährt, und Schläge und Tritte sind der Lohn seiner treuen Dienste. Dann kommen die zwölf Jahre des Hundes. Da liegt er in den Ecken, knurrt und hat keine Zähne mehr zum Beißen. Und wenn diese Zeit vorüber ist, so machen die zehn Jahre des Affen den Beschluss. Da ist der Mensch schwachköpfig und närrisch, treibt alberne Dinge und wird ein Spott der Kinder.

Sinniger Unsinn.

Volksmeinungen. Gesammelt von **Karl Reiterer.**

Zum Zwecke vergleichender Sagenforschung und Beleuchtung verschiedener Volksmeinungen ist es verdienstlich, das in entlegenen Gebirgswinkeln verstreute Material zu sammeln, aus welchem Grunde wir neuerdings den in St. Martin bei Gröbming und Donnersbachwald jüngst zusammengetragenen Stoff publicieren.

Vom Wildschützen Jokerl, einem Wilderer im Ennsthaler Gebiet, sagt man, dass er allerlei Kunststücke gekannt habe. So habe er auch gewusst, dass der, welcher am Stefanitage während des Lesens des Evangeliums vom Blutzeugen Stefanus ein Sandkorn in der Kirche aufhebt und es in die Hand nimmt, eine sehr große Kraft gewinne. Das Sandkorn muss aber gerade in jenem Momente aufgehoben werden, wenn die Stelle gelesen wird: „Und sie hoben Steine auf und warfen nach ihm."

In Zauberbüchern kann man lesen, dass alle Thüren aufzumachen sind, wenn man eine „Brechwurzel" bekommt und unter gewissen Ceremonien beim Schlüsselloch hineinbläst. Einer fand einst ein Zauberbüchel und las darin, wie man es angehen muss, um das Ei von einer Henne, die in der Nachbarschaft legt, zu bekommen. Er probierte es — und richtig! bald kollerte zur Thür herein ein Ei.

Ein anderer erzählt, dass man Diebe bannen kann. Der vulgo Goas-Karl in Alt-Irdning konnte das. Er bannte einen Dieb mit

einem Sack auf der Schulter. Dies geschah in Donnersbach. Man ließ das Samengetreide über Nacht auf dem Felde. Morgens fand man den Dieb, der mit dem Sack fort wollte, angebannt.

Einst verdingte sich jemand dem Teufel, dass dieser die Schweine hüte auf der Alm. Die Schweine blieben aber nicht, sondern kamen ganz wild heim. Der Bauer, der sich mit dem Teufel eingelassen hatte, durfte zeitlebens nicht mehr auf jene Alm. Der Böse hätte ihn geholt.

Die Sage vom „Tazzelwurm" ist auch im Ennsthale verbreitet. Nur heißt dieses Thier in diesem Gebiete „Birgstutzen". Es ist gewiss bezeichnend, wenn geglaubt wird, die „Birgstutzen" seien ungefährlich, während andere wieder meinen, man müsse vor ihnen „entrinnen". Die alte Jagerpeter-Kathl, eine alte „Brenntlerin" (Sennerin) erzählte, die „Birgstutzen" seien ihr beim „Glock"-(Grünfutter-)Schneiden öfters untergekommen, wobei sie dieselben einfach ruhig mit der Hand beiseite schob und jäh sagte: „Geh' weg!" worauf sich das Thier wieder verkroch. Dem entgegen erfuhren wir vom Realitätenbesitzer G. Häusler, einem früheren Jäger, dass ein gewisser Lumplegger, Jäger beim Fürst Woldemar, auf der Finsterkar-Alm bei einem Reviergange vor circa fünfzehn Jahren einen „Birgstutzen" gesehen habe. Als es sich nämlich dieser Weidmann unter einem Steinwandel bequem machte und seine Glieder auf dem Rasen ausstreckte, hörte er plötzlich ober sich ein Pfeifen. In die Höh blickend, war ein „Birgstutzen" zu sehen. Gewehr und Rucksack, das neben dem Jäger lag, im Stiche lassend, entfloh der Erschrockene und kam ganz kreideweiß beim Jagdhause an. Man sieht, der Bergsohn ist ein kühnes Geschöpf. Er trotzt allen Gefahren. Aber vor Sagengestalten graut ihm. Wir fragen nur, was ist das für ein Thier, vor dem ein sonst muthiger Jäger entflieht, während eine alte Sennin dasselbe nicht im geringsten fürchtet? In der nordwestlichen Steiermark behauptet man, dass es eidechsenartig sei und eine dunkle Färbung habe. Charakteristisch ist ferner, dass man in benannter Gegend glaubt, dem „Birgstutzen" könne man nur entfliehen, wenn auf den Bergeshängen, wo einem das Thier gewöhnlich zu Gesicht kommt, fortwährend „gschreams" (schief, im Zickzack) gelaufen werde. In diesem Falle sei es unmöglich, dass man erwischt werde. Es drängt sich nun die Frage auf: welches Reptil hält man für einen „Birgstutzen"? Freiherr von Doblhoff sagt in einer ausführlichen Arbeit, „Altes und Neues vom Tazzelwurm", dass die Tradition mächtiger wirkt, als der Einfluss des Gebildeten. „So geht es", fährt er fort, auch beim Birgstutzenglauben. Sie gehen nicht ab von ihrem Glauben an dieses Thier und reden sich ein, es gesehen zu haben, wenn dies auch natürlich nicht der Fall war. Immer und immer bleibt das Wahrwort aufrecht:

„Und weise Männer sah'n noch nie
Den Tazzelwurm!"

Der Aberglaube ist aber nie auszurotten. Der eine, der an eine Sagengestalt glaubt, behauptet oft auch schon, sie gesehen zu haben, wenn er irgend einem gefährlichen oder ungefährlichen Reptil begegnet. Bäuerliche Idealisten, deren es eine Menge gibt, gefallen sich wohl auch darin, kleine unbedeutende Erlebnisse aufzubauschen oder mit ihrer Phantasie auszuschmücken. So kommt es, dass eine Reihe von Volksanschauungen über einen und denselben sagenhaften Gegenstand entstehen kann. Der Alpensohn schreibt alles Unverstandene dem Eingreifen überirdischer Mächte zu. Dies beweist auch die Volksansicht über die „verwachsenen" Seen. In Donnersbachwald befinden sich deren zwei: der eine ist auf der Finsterkar-Alm, der andere auf dem Michelirdning. Diese Seen sind mit einer trügerischen Rasendecke versehen, so dass man, dieselben betretend, versinken würde. Der Alpensohn meint nun, die „verwachsenen" Seen stünden an der Stelle verwachsener Alpenhütten, in denen einst leichtfertige Dirnen, die für frevelhaftes Beginnen bestraft wurden, gehaust haben. Es wird erzählt, bei den verwachsenen Seen sei zu gewissen Zeiten der Teufel zu sehen, Kinder der seinerzeit versunkenen Sennimmen in den Händen wiegend. Ist man imstande, sich dem Bösen soweit unbemerkt zu nähern, dass man ihn mit Weihbrunnen von rückwärts plötzlich bespritzen kann, so verwirft er das Kind, das erlöst ist. Das erinnert uns an die Sage von der „verfallenen" oder „verschneiten" Alm, respective vom „todten Schnee". Die Volksanschauung, dass der Teufel kleine Kinder von Sennimmen in den Armen halte, begegnet uns in der Sage vom Wechselbalg. („Heimgarten", neunzehnter Jahrgang, pag. 945.)

In der Ebenbachalm unweit Donnersbachwald, befindet sich neben einem großen Stein unweit den Sennhütten ein „Gefrorener" begraben. Der vulgo Lahrer Patritz und Groschen-Stöffl, beide noch am Leben, versuchten einst, wie uns berichtet wurde, den gedachten Gefrorenen auszugraben, allein sie ließen davon ab, weil ihnen der Teufel „einen Gewalt" vorwarf. Alles im Stiche lassend, flohen sie entsetzt. Dies beweist wieder, dass der Alpensohn, ein sonst kühnes Geschöpf, seinen ganzen Muth verliert, wenn er sich anschicken will, einer „übernatürlichen" Sache auf den Grund zu kommen. Der Schreck' („G'walt") bannt seine Glieder.

In der Umgebung von Irdning im Ennsthale fuhr einst ein Holzfuhrmann auf der Landstraße über die Klachau, einem Pass östlich vom 2351 Meter hohen Steinkolosse Grimming. Zu einer Brücke kommend, sah der Fuhrmann auf dem einen Streichbaum einen großen Wurm (Natter), dessen eine Hälfte jenseits des Streichbaumes lag. Da lief ein Wiesel mit einem Blatt im Maule daher und legte, einen Pfiff machend, das Blatt auf den Wurm, worauf dieser bei der Mitte entzwei brach. Nun erst getraute sich der Fuhrmann über die Brücke. Das Bezeichnende an dieser Sage ist das Erscheinen des Wiesel. Bei Professor Kastner, heißt es in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde", Jahrgang 1895, pag. 159,

dass das Wiesel hin- und herspringt, sich aus Neugierde aufrichtet, wenn es etwas Seltsames sieht, und wenn es eingeengt wird, pfeift. Dazu bringt unsere Sage, dass das Wiesel mit einem Blatt im Maule erscheint. Nun weiter.

Auf dem Lande ist es üblich, dass sich Frauen und Mädchen vorsegnen lassen, wenn sie das Wochenbett verlassen haben. Würde dieser Volksbrauch unterlassen, so möchte das allerlei böse Folgen nach sich ziehen. Man sagt in Donnersbach bei Irdning, dass die, welche sich vorsegnen lässt, bei der Kirchthür stehend, bemerkt, ob sie noch ein Kind bekomme, wenn sie eine solche Kerze in der Hand hielt, die Wachs enthielt, das von den Bienen im „Frauendreißigst" zusammengetragen wurde. War einst ein armes Bauerndirndlein, das einer verunglückten Biene auf die Beine half. Plötzlich begann das Thierchen zu reden: „Weil du gegen mich so gut bist, sollst erfahren, wie viel Kinder du bekommst!" Als die Magd später Mutter wurde und sich „vorsegnen" ließ, kam eine Biene und summte ihr bei der Kirchthür ins Ohr: „Sieb'n, sieb'n!" Richtig erhielt sie sieben Kinder. Hier spielt die Zahl sieben eine Rolle. Bemerkenswert ist ferner das Erscheinen der Biene. Im „Heimgarten", Jahrgang 18, pag. 548, haben wir seinerzeit erwähnt, dass eine weissagende Fliege dem erscheint, der während des Gottesdienstes dem beim Altare amtierenden Priester alles heimlich nachsagt.

Wenn einer Frauensperson das Fürtuchbandel „aufgeht", dann wird ihr der Liebhaber, heißt es in St. Martin bei Gröbming, untreu. Natürlich weiß der Älpler wieder ein Mittelchen, dies zu verhindern. Das Kind der Berge macht einen „Kreuzknopf" und spricht während des Knotenbindens:

„Ziver, zaver, halt zsamm',
In des Herrn Christi Nam'."

Erwähnenswert ist auch die Volksmeinung: Löst sich einem Buben, der verliebt ist, der Schuhriemen, so sagt man, dass ihm 's Dirndl untreu werde. „Es geht ihm auf d'Seiten!" lautet der volksthümliche Ausdruck. Dasselbe besagt die Redensart: „Sie schlagt ihm über d' Anazen!"

In Alt-Irdning, einem Bauerndorfe bei Irdning, lebte einst ein Klausner, dem ein Engel vom Himmel erschien und ihm nahelegte, es sei in der Umgebung ein Bauernknecht, der frommer sei als der Waldbruder. Dieser ließ sich vom Engel in jenen Stall führen, wo der besagte Knecht seine Lagerstätte hatte. Es war zur Nachtzeit. Der Knecht war nicht daheim. Erst um Mitternacht kam er johlend herbei. „No", dachte schadenfroh der Eremit, „wenn der frommer sein soll, als ich, dann bin ich neugierig, wie's kommen wird." Der Knecht entkleidete sich, und bevor er ins Bett stieg, betete er inbrünstig, Gott laut dankend, dass er ihm so fröhliche Tage gegeben habe. Nun sah der Waldbruder ein, dass auch ein lebenslustiger Bauernknecht Gott wohlgefällig sein könne.

Dieſer Einſiedler erinnert uns an jenen Waldbruder, dem auch der Sage nach ein Engel erſchien. Als dieſer einſt mehrere Tage ausblieb, fragte ihn der Waldbruder, warum er ſo lange nicht gekommen ſei, worauf der Bote des Himmels antwortete, es habe im Himmel ein großes Feſt gegeben, bei dem auch er hätte zugegen ſein müſſen. Es ſei nämlich ein verſtorbener Räuberhauptmann in den Himmel eingezogen, wobei es feſtlich zugehen muſste. Den ſtolzen Klausner empörte dies und er fragte, was geſchähe, wenn er in den Himmel käme, worauf der Engel antwortete: „Wenn du ſtirbſt, wird es nicht gar feierlich heruntergehen. Um dich komme nur ich.“ — „Eher, daſs ich das will“, rief erzürnt der Klausner, „eher fahre ich lieber mit neunundneunzigtauſend Teufeln in die Hölle. Der Engel entfernte ſich weinend und der Böſe holte den Einſiedler. Hier kommt in den beiden Sagen deutlich der Gegenſatz der beiden Einſiedler zum Ausdrucke. In letzterer Sage iſt gezeigt, daſs ſelbſt der ſcheinbar demüthigſte Menſch voll Hoffart ſein kann. Der Kern der Sage iſt ſomit tendenziös. Das trifft man ſehr häufig, denn derlei macht auf den Älpler einen großartigen Eindruck. Das Gemüth des Naturmenſchen neigt ſich dem Myſtiſchen zu. Der Menſch war zu allen Zeiten ſo. Er ſucht in die Geheimniſſe einer „anderen Welt“ einzudringen. Der Tod bildet hiebei den Hauptknoten. Dabei muſs ſich der Menſch begnügen, zu glauben. Daraus reſultiert ſich der Aberglaube. Der, welcher ein einigermaßen denkfähiges Gehirn beſitzt, glaubt an derlei nicht, damit ſoll aber nicht geſagt ſein, daſs unſer Volksglaube nicht ſinnig iſt. Im Gegentheil, er bildet ein bemerkenswertes Moment in der Culturgeſchichte eines Volkes.

Zahllos ſind die Varianten über die Anſicht wegen des Schätzegrabens. Neu dürfte dem Leſer Folgendes ſein. In Oberhaus, einer Gemeinde des oberen Ennsthales, ſoll ein Schatz ſein, den der Moosbach-Sepp, ein abergläubiſcher Patron des Dorfes, beheben wollte. Er verſah ſich zu dieſem Zwecke mit drei Todtenköpfen, die heimlich dem „Beinhauſe“ entnommen wurden. Einen nahm den Schatzgräber zu ſich ins Bett, und den andern legte er in ſeine Kleidertruhe. Um mit dem dritten mit Erfolg „operieren“ zu können, kaufte Sepp auf Anrathen ſeiner Nachbarſchaft fünfzig Mehlſäcke, zerſchnitt ſie und machte daraus hundert kleine Säcklein, wovon der hundertſte dazu diente, den dritten Todtenkopf aufzunehmen.

Beim vulgo Pötſch, Hausnummer 18 in Donnersbachwald, ſoll ſich in der Nähe des Gehöftes, das derzeit eine Hube des Zacharias Seebacher iſt, ein Schatz befinden, den die alt' Pötſchin, die vormalige Beſitzerin des Hofes, vor zwanzig Jahren beheben wollte. Eine Schwörruthe, die die Alte beſaß, bezeichnete die Stelle, wo der Schatz lag. Man ließ Bergknappen bringen, die an jener Stelle graben muſsten. Ein Gewährsmann, der vulgo Strobl Florl in Donnersbachwald, erzählte uns, man habe beim Schatzgraben nur einen beiläufig ein Kilo ſchweren Klumpen

„Arz" gefunden. Ein Kaufmann in Irdning, dem man 's Arz zeigte, soll gesagt haben, dass dann, wenn mehr gefunden würde, wacker weiter gegraben werden soll. Man fand aber nichts mehr. Noch heute sieht man jene Löcher im Erdboden, die seinerzeit gegraben wurden.

Der Gedanke, dass die Erde Erze oder geheimnisvolle Dinge berge, ist ein uralter. Das „Arz" übt eben zu allen Zeiten einen gewissen Zauber auf die schätzesuchende Menschheit aus. Der, welcher heute eine Schurfbewilligung benöthigt, will auch nichts anderes — als Schätze suchen. Dass hiebei aber Schwörruthen und Bergspiegel keine Rolle mehr spielen, ist begreiflich.

Wunderlich ist der Volksglaube, dass der Teufel Hanf nicht riechen könne. Berührt wird er von ihm schon gar nicht. Das beweist die Sage: War einst eine Maid, die den Teufel heiratete. Beim Ehrentag spürte sie, dass der Bräutigam, der Handschuhe trug, Krallen an den Fingern hatte. Zum Pfarrer laufend, erhielt sie den Rath, bei der Heimfahrt die Pestsäule am Rosenbühel, welche man mit Hanf bestreichen ließ, zu umfangen. Die Braut befolgte den Rath, worauf der Bösen davonfuhr, eine Feuersäule zurücklassend.

Natürlich muss solcher Hanf geweiht sein. Geweihten Hanfsamen gibt die Ennsthaler Bäuerin überdies den Haushühnern, damit sie der Fuchs oder Geier nicht hole. Man gibt zu dem Zwecke, dass der Same geweiht werde, denselben in den „Palmbesen", der am Palmsonntag in der Dorfkirche geweiht wird.

Wie es die Bauern bei uns machen!

Eine volkswirtschaftliche Darstellung aus der Schweiz von **R. Gutzlohn.**[1])

Stets hab' ich geglaubt, nur bei uns hätte der Bauer einen harten Kopf, aber seit ich weiß, wie oft und viel der Heimgärtner fruchtlos an das Thürli seiner Landsleute klopft, lob' ich mir unsere Bauern. Bei uns gab es auch eine Zeit, da man gar wenig vom Bauernstand gehalten hat; der Städter hat ihn verächtlich „nur" Bauer genannt und die Herren auf dem Land, die hielten ihn für dumm und unzugänglich. Aber der Bauer, der hat's anders gemacht, der hat's dem Städter „gezeigt", dass er recht sehr mit ihm zu rechnen hat. Wie es so gekommen, möchte ich nun dem „Heimgarten" anvertrauen und dem steirischen Bauern damit beweisen, wie gut es der Heimgärtner mit ihm und seinem Stande meint.

[1]) Ich spreche vom Bauernverein des Cantons Luzern, da dessen Wirken mir bekannt und unsere landwirtschaftlichen Verhältnisse viel Ähnlichkeit mit denen der Steiermark haben.

Wenn unser Seppi lesen würde, wie sorglos der steirische Sepp mit dem umgeht, was ihm die Natur so freigebig und ohne besonder Zuthun gibt, da würde er sinnen und mit dem Nachbar rathschlagen, wie er das „goldige" Wässerlein, das den Wiesen den Durst löscht, wie den guten Dung, der sie nährt, für sein Land benutzen könnte. Und da würde er sich hinter den Ohren krauen und unwillig brummen: „Dass das Steirerland auch gar so weit weg ist!" Unser Bauer hat's gelernt, für sich zu sehen, da jeder andere eben auch auf seine Mühle das Wasser leitet; zuerst hat er zugesehen, dann aber gemerkt, dass mit dem Zusehen das Land nicht besorgt ist, das Vieh nicht gedeihen kann und die Scheunen sich für den Winter nicht füllen. Der Bauer sah auch ein, dass es mit dem Schinden und Arbeiten, wie in der „guten alten Zeit", nicht besser werde, er verlor an Ansehen, sein Standesgefühl schlief fast ein.

Da, in der Zeit der höchsten Noth, versammelten sich 1859 in Sempach etliche Männer, die viel Verständnis für die Landwirtschaft hatten und beriethen, ob dem Bauernstand nicht durch eine Vereinigung neues Leben zuzuführen und das Standesgefühl wieder wachzurufen sei. Mit Rath und That wollten sie gemeinschaftlich einander beistehen und dem Bauern so wieder Ansehen und Berufsliebe geben. Lebhaft wurde dieser Vorschlag begrüßt und der cantonale Bauernverein gegründet, der bis auf den heutigen Tag zum Segen und Gedeihen der landwirtschaftlichen Bevölkerung gewirkt hat.

Als Hauptaufgabe des Bauernvereins galt die Hebung und Förderung all der Zweige der Landwirtschaft, welche auf Erfolg in unserem Canton rechnen konnten, — die Politik wurde ausgeschlossen. Als Mitglieder des neuen Vereines konnten aufgenommen werden: Landwirte, Gutsbesitzer, Fabrikanten landwirtschaftlicher Geräthe und Freunde der Landwirtschaft. Um die Interessen des Vereins zu wahren, wurde ein Vorstand von sieben Mitgliedern gewählt, die sich regelmäßig versammeln und die Geschäfte des Vereins besorgen. Man gründete auch Sectionen; je zwanzig Mitglieder einer Section senden an die einmal im Jahre stattfindende Abgeordnetenversammlung einen Abgeordneten, der Bericht abzugeben hat über das, was in seiner Section geleistet worden ꝛc. Jedes Mitglied des Bauernvereins bezahlt einen jährlichen Beitrag von vier Francs fünfzig Centimes, erhält dafür das Vereinsorgan „Der Landwirt" gratis. Durch Schenkungen und Anschaffungen des Vorstandes, im Namen des Bauernvereins, kam dieser zu einer Bibliothek, welche natürlich nur solche Schriften und Werke enthält, die für den Bauernstand nutzbringend sind.

Wenn man auf den Beginn der Genossenschaft zurückblickt, da reiht sich ein Ereignis an das andere, eine ganze Geschichte ließe sich darüber schreiben. Wie spröde verhielten sich vorerst die Bauern, als der Verein ins Leben gerufen wurde, sie wollten von so „neumodigem" Zeug

nichts wissen, — accurat so, wie es die Steirer jetzt machen, doch nach und nach ließen sie sich herbei, aus kleinen Anfängen wurde ein starker Verein. Viel trug zum Beitritt auch bei, dass sich die Industrie da und dort im Canton einzubürgern suchte und so vielfach dem kleinen Bauernstand gefährlich zu werden drohte. Gleich von Anfang an bedeuteten die Männer an der Spitze des Bauernvereins den Landwirten, dass vorab der Viehzucht tüchtige Pflege zutheil werden müsse, denn diese sei nutzbringend für unser Land. Und um den Bauern zu beweisen, dass damit etwas zu erzielen sei, beschloss der Vorstand schon ein Jahr nach Gründung des Vereins, sechs bis acht Stück Vieh nach Colmar an die landwirtschaftliche Ausstellung zu senden. Dies Unternehmen wurde mit solcher Energie in die Hand genommen, dass selbst das bedächtigste Bäuerlein Muth und Hoffnung für die Viehzucht bekam, als es den Erfolg sah. Als der Vorstand merkte, dass sich der gute Wille im Bauern regte, griff er zu einem neuen Mittel, um noch bessere Resultate zu erzielen; ein zu einer Ausstellung würdig befundenes Thier wurde prämiiert mit zehn Franken; die Gabe war nicht groß, doch die Anerkennung that jedem Bauern wohl. Schon ihm Jahre 1863 hatte die Viehzucht einen solchen Aufschwung genommen, dass der Vorstand denjenigen, welche sich an der Ausstellung in London betheiligen wollten, namhafte Beiträge leistete, wobei der Staat zum erstenmale eine Unterstützung von vierhundert Franken verabfolgte und so auch den Bestrebungen seine Zustimmung gab. Nicht nachgeben — gewinnt, dachten auch unsere Bauern, und so beschickten sie fast Jahr für Jahr diese oder jene Ausstellung, wobei es die hohe Regierung nie unterließ, ihr Scherflein beizutragen, was auch den zaghaftesten unter den Bauern mehr Muth machte und dem ganzen Stande zu Ansehen und Bedeutung verhalf. Als dann Seuchen sich ausbreiteten, da war es der Vorstand des Bauernvereins, welcher der Polizei energisch zur Seite stand, um all die Vorsichtsmaßregeln zu unterstützen. So war die Viehzucht ein einträglicher Theil der Landwirtschaft geworden. Vor allzuviel Getreidebau, namentlich Korn, wurde gewarnt, da das Land meist hügelig und theilweise schweren Hagelwettern unterworfen ist. Nebst der Rindviehzucht wurde die Pferdezucht angeregt, und auch namentlich die Schweinezucht, welche für den Bauern des Cantons sehr vortheilhaft wurde. — Ein anderes Gebiet ist die Obstzucht und die Verwendung des Obstes zu Most u. s. w. Zum Anpflanzen von Obstbäumen, wo immer guter Boden war, wurde stets gemahnt, es wurden Pfropfreiser von guten Obstsorten abgegeben; die Abfälle des Obstes kommen als Viehfutter zu bester Verwendung. Ein vorzügliches Mittel, beim Bauern belehrend zu wirken, waren volksthümliche Vorträge über: Nachzucht des Milchviehes, Mostbereitung, Anpflanzen von Obstbäumen, Verwendung von

Abfällen als Futter, Futterbau, Düngerwesen, Milch- und Alpenwirtschaft u. s. w. Bei solchen Vorträgen wurden meist auch neue Mitglieder für den Verein gewonnen, das Vereinsorgan erhielt das Interesse dann stets wach.

Auch Samenausstellungen wurden ins Leben gerufen und so dem Bauer Gelegenheit geboten, nur zu guter, keimfähiger Ware zu kommen. — Gibt es Jahre, da das Futter schlecht gerathen, da sorgt der Verein für Ersatz und gibt den Landwirten Anweisung, wie sie sich in solchen Jahren zu behelfen haben. — Bei alledem kommt mir immer der Steirer in den Sinn, der ein gleich schönes Land bewohnt, gute Luft in Hülle und Fülle athmen kann, seine Wiesen aber dürsten und hungern lässt und so auch mit dem Vieh keine großen Erfolge hat. — Statt nun hübsch zuzusehen, ruhte der Verein nicht, da wo es Noth that, ließ er „Curse" abhalten, die sich stets großer Theilnahme erfreuen und nicht nur von den jungen Bauern, nein, auch von Alten besucht werden. Damit erweiterten sich die Kenntnisse des Bauern in der Obstbaumpflege, Käserei und Milchwirtschaft, in der Forstwirtschaft u. s. w., und mancher Bauer, der daheim bei seinem Hause einen leeren sonnigen Platz hatte, gieng nach einem solchen Curs tapfer dran, Obstbäume zu pflanzen.

Schon im Beginne schenkte der Verein der Einführung erprobter und neuer landwirtschaftlicher Geräthe große Aufmerksamkeit. Und hat auch manch Bäuerlein zuerst darob den Kopf geschüttelt, die Neugier war doch so groß, dass es bei den Proben mit Dreschmaschinen, Fruchtröllen, Heurechen, Haberbrech-, Häckerling- und Rübenschneidmaschinen dabei sein wollte. Vielleicht hat's anfangs seinem Nachbarn einen Deuter mit dem Ellbogen gegeben, alls wollt' es sich über die Maschinen lustig machen, hat dann aber umso mehr aufgepasst, als die Maschinen zu arbeiten anfiengen. Dem „Neuen" ist der Bauer von jeher abhold gewesen, aber hat er das oder jenes als brauchbar befunden, dann — schwört er fast drauf. Da und dort ließ der Verein wieder von Zeit zu Zeit solche Proben abhalten, wobei die Vorzüge der Maschinen erläutert, ihre Brauchbarkeit für den Bauern besprochen werden.

So hat der Verein eigentlich das Amt eines Lehrers übernommen und einen Stand, der fast zu versumpfen drohte, zu prächtigem Gedeihen gebracht. Mit dem Können des Bauern aber war der Verein noch nicht zufrieden, er wusste, wie ungern der Bauer schreibt, wie schwerfällig er sich entschließt, das oder jenes zu notieren. Und brachte man die Alten nicht weiter, als zu einem Kreuz machen, wenn der Name gezeichnet werden sollte, nun da mussten die Jungen besser dran. So griff der Verein zu Buchhaltungscursen, die durch die große Theilnahme den besten Beweis lieferten, dass sie der Landwirt zu schätzen wusste. Auch Männer, namentlich Ärzte, nahmen sich lebhaft eines andern Gebietes an, wo viel gesündigt wurde, nämlich der „Volksernährung".

Nicht geringe Sorge verursachten dem Bauern die Hagelwetter, worunter einige Gegenden, wie das Entlebuch z. B., unendlich zu leiden haben. Deshalb ertönte bald der Ruf zur Versicherung gegen Hagelschaden, auch einer Viehversicherung wurde vielfach das Wort geredet; — beides ist, soviel mir bekannt, im Werden begriffen. Dass unsere Bauern auch ein Herz für andere haben, dafür leistet die Liebesgabensammlung von 1871 für durch den Krieg hart mitgenommene Landleute in Frankreich den schönsten Beweis.

Da fand aber der Verein, dass mit all den Bestrebungen noch nicht alles gethan sei, was der Bauer eigentlich können und wissen sollte. Kam der Bub aus der Schule, da trieb er sich zu Hause im Stall umher, eine Fortbildungsschule noch besuchen, das war dem Buben zu dumm, und der Vater fand: Was nützt's, wenn der Bub' nochmals auf der Schulbank herumrutscht und vielleicht lernt, seinen Namen schöner zu malen! Halt, Bauer! hat der Verein gedacht, wir gründen eine Schule, worin der Bub lernt, was er in Scheune und Stall brauchen kann und soll. Da machte der Bauernverein den Versuch, das Departement des Innern der cantonalen Regierung zu gewinnen für die Gründung einer landwirtschaftlichen Schule und fand auch Entgegenkommen. Die landwirtschaftliche Schule bezweckt, junge Landwirte in den Kenntnissen, welche sie in der Volksschule erworben, weiter zu bilden, dieselben durch Unterricht dahin zu bringen, die wichtigsten Vorgänge in der Landwirtschaft zu verstehen und aus ihrem Heimwesen besten Reinertrag zu erzielen. Und dann möchte die Schule die jungen Landwirte anregen, auch nach dem Verlassen der Anstalt sich weiter zu bilden. Die landwirtschaftliche Schule hat zwei Curse zu umfassen. Vielen Landwirten kam aber diese Schule nicht gelegen, und wenn's auch bloß des Wortes „Schule" wegen war, da tauchten Schulbank, Tintenkleye, des Lehrers Meerröhrchen und anderes in der Erinnerung wieder auf. Und manch vorsichtig Bäuerlein ließ sich vernehmen: „Gelehrte Buben geben keine Bauern!" All dem aber ist abgeholfen worden, indem als Leiter der Schule ein vorzüglicher Mann gewählt worden, der sich ganz des Zutrauens der landwirtschaftlichen Bevölkerung erfreut. Und so war denn auch das Zutrauen zur Schule, welcher Behörden und Bauernverein ein stetes Wohlwollen entgegenbringen, gewonnen und mit Eifer und Freude wird sie von unsern Bauernsöhnen besucht. Der Bauer ist vorsichtig und sparsam, und zwanzigmal überlegt er sich, ob das nütze, ob jenes die Ausgabe wert sei. Das Verdienst des Vorstehers, Director Moos, ist ein umso beachtenswerteres, wenn man sieht, welchen großen Zuspruch die Schule hat. Da wird in deutscher Sprache unterrichtet (Orthographie, Dictate, Geschäftsbriefe ꝛc.) Rechnen, (natürlich was für die Landwirtschaft nutzbringend ist). Geometrie, Naturgeschichte,

Physik, Chemie, Viehzucht, Pflanzenbau, Betriebslehre, Obstbau und Gemüsebau. Die Resultate sind gute, die Schule ist stets besetzt, oft müssen noch Zöglinge abgewiesen werden. — Der Bauernverein möchte auch anstreben, dass im Lehrerseminar die angehenden Volksbildner mit der Landwirtschaft vertrauter gemacht werden sollten, um so auch thatkräftig den Bauernstand zu unterstützen und den Kindern Liebe zum Stand anzuerziehen.

Der Bauer liest zwar nicht gern, es ist schon viel, wenn er die Zeitung liest, und da sieht er gleich nach den Marktpreisen, schüttelt den Kopf, wenn er findet, dass das „Zeug" wenig gilt, oder bestimmt sich, ob er nun seine „Braune" geben will, die Preise sind hoch und das Futter gar theuer. Was „im Amerika drüben, oder im Frankreich hinten" geht, lässt ihn kühl, da liest er schon lieber im Kalender, was der für Wetter prophezeit, ob man im Juni noch — Schnee zu erwarten hat, dass man gar nicht mit dem Heuen beginnen kann. Was in seinen Beruf geht, hat Interesse für ihn, ein „prächtiger" Düngerstock setzt ihn in Entzücken, eine gute Milchkuh ist ihm lieb, einen stattlichen Heustock zeigt er seinem Nachbarn mit Vergnügen. Auf das warme Interesse am Beruf hat denn auch der Bauernverein gerechnet, da er Herausgeber volksthümlicher Schriften wurde und ihnen möglichste Verbreitung zu geben suchte. So vertrieb er Schriften über Volksernährung, zur Förderung der Rindviehzucht, Kochherd- und Heizofenanlagen, Schweinezucht u. s. w. und dann auch ein Inventarium, den Landwirt zu geordneter Buchführung anzuleiten und ein anderes Heft: Jahres-Abrechnung für die Landwirtschaft. Beide sind vorzüglich und möglichst einfach abgefasst.

Nun denkt der Steirer vielleicht, so viel plagen wolle er sich nicht und glaubt's am Ende nicht einmal, wenn ich ihm erzähle, dass der Bauernverein sogar einmal einen — Bügelcurs abhalten ließ irgendwo, — ich glaube es war ein bischen Eitelkeit, die weißen Hemdenbrüste waren ihnen zu wenig steif und glänzend, und da mussten die Frauen das Bügeln besser lernen. — Unser Bauer ist nicht so, dass er gleich findet: „Es thut's so!", sondern je mehr der Verein seine Thätigkeit entfaltet, desto reger wird auch er und zeigt für landwirtschaftliche Bestrebungen stets reges Interesse; da und dorthin sendet er Abgeordnete, um Neuerungen, Maschinen u. s. w. zu sehen und vielleicht nutzbringend für unsere Verhältnisse zu verwerten. Wir haben Alpweiden, und da hinauf senden viele ihr Vieh den Sommer hindurch in die „Ferien" und herbstlich wird's, wenn die Glocken läuten, das Vieh heimkehrt von der Alp.

Nun regen sich aber nicht nur die Männer bei uns, sondern die Frauen halten mit, und zwar ganz gehörig. Wir haben den cantonalen Frauenverein, der ganz Bedeutendes leistet und vielfach mit dem

Bauernverein Hand in Hand geht. So besitzt die landwirtschaftliche Schule eine Schwester, die Koch- und Haushaltungsschule, welche für die Töchter der landwirtschaftlichen Bevölkerung berechnet ist. Da kann eine Tochter alles lernen, was sie daheim täglich brauchen kann, kochen, nähen, flicken; nebstdem lernt sie den Gemüsebau und Hühnerzucht. Dass die Anstalt im Sinne des Bauernvereins ist, dafür gilt als Beweis, dass er die Schule mit einer Subvention unterstützt, das Gleiche thun die Behörden. Was will der Bauer machen, wenn seine Frau nichts versteht, und gerade der Gemüsebau ist etwas, wovon der Bauer weniger wissen will, der aber für die Frau bei uns doch lohnend ist. Der Frauenverein lässt auch Gemüsebaucurse abhalten, die gerne von den Frauen und Töchtern besucht werden. An vielen Orten wird auch die Bienenzucht lebhaft gepflegt und der Honig findet stets Absatz bei kleinen und großen Leckermäulchen.

Nun ist aber der Unterschied zwischen Städter und Bauer kein so großer mehr, im Gegentheil, vor dem Bauern hat mancher Städter gewaltigen Respect. Es ist viel weniger Schein beim Bauernstand, eine Unsumme von Arbeit nimmt ihn ganz in Anspruch, so dass ihm etwas Solides, Behäbiges anhaftet. Dann ist bei uns auch nicht der Sprachunterschied, wie oft in andern Ländern, der Städter und der Bauer sprechen den gleichen Dialect, letzterer ein bisschen gröber, der erstere möcht's gern nobler machen. Das thut nichts zur Sache, und ist dem Bauern ziemlich gleichgiltig, und je größer sein Viehstand, je duftender sein Heu, je mächtiger sein Miststock — desto mehr wächst sein Reichthum. Und ob all dem wacht der Bauernverein, dass der Bauer nicht nachlasse und wo es Noth thut, sei es in schlechten Jahren oder sonst, da bezieht der Verein das Nöthige genossenschaftlich, kommt billiger dazu und gibt es den Landwirten zum Selbstkostenpreise ab. An ein „Geschäfte" machen denkt der Verein nicht, dass er aber einen ganz gewaltigen Umsatz hat, beweisen die Einnahmen eines Jahres mit 14.315 Franken, denen aber Ausgaben im Betrage von 13.730 Franken gegenüber stehen. Dass es sich aber lohnt, das möge der Steirer glauben, auch bei uns gibt der Bauer nicht mehr aus, als er für nöthig erachtet. Und nun nehm' er sich ein Beispiel, höre er auf die Männer, die es gut mit seinem Stande meinen. Genossenschaftlich lässt sich viel wirken, manches Herandrängen von außen abwehren und Neues, Gutes einführen. Dass die schweizerischen Bauern damit schlecht fahren, wenn sie sich vereinigt, das könnte gewiss niemand sagen!

Warum sind so viele Menschen unglücklich?

Von **Friedrich Kirchner.**

Es ist eine allgemeine Erfahrung, dass die wenigsten Menschen mit ihrem Lose zufrieden sind; selbst ein Goethe, der doch vor Tausenden so hoch begnadet war, hat, wie er zu Eckermann sagte, in fünfundsiebzig Jahren „keine vier Wochen reines Behagen" gehabt. Und jener König in dem Gedichte Seidls „Das Glöcklein des Glücks" findet erst sterbend Veranlassung, es zu läuten. Bei näherer Betrachtung werden wir äußere und innere, objective und subjective Gründe zu dieser Unzufriedenheit finden.

Da sind zunächst die physischen Übel: Krankheit, Gebrechen aller Art, und Alter. Diese können uns wohl Stunden und Tage, ja das ganze Leben vergällen, mögen wir selbst davon betroffen werden oder diejenigen, welche wir lieben. Und doch kennen wir Beispiele, wo Leute, die erblindeten, glücklich gewesen sind. Milton schuf sein „Verlorenes Paradies", und Pfeffel, seit seinem einundzwanzigsten Jahre erblindet, war ein liebenswürdiger, heiterer Erzieher. Manche verbringen auf ihrem Siechbette viele schmerzvolle Jahre, aber es wird für sie zum Siegesbette.

Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen musste nach seiner Niederlage bei Mühlberg fünf Jahre lang Karl dem V. in harte Gefangenschaft, Schmach und Elend folgen. Trotzdem verlor er nicht die Ruhe und Heiterkeit des Gemüthes.

Was das Alter betrifft, so hat Cicero in seinem Buche „Cato der Ältere" die Vorzüge desselben beredt geschildert.

Das Alter befreit uns von vielen Versuchungen der Sinnlichkeit, erhebt uns über die Täuschungen der Jugend und gewährt uns jene ruhige Resignation, welche von dieser Welt nicht mehr verlangt, als sie geben kann. G. v. Moser sagte an seinem siebzigsten Geburtstage, als ihn seine Verehrer durch ein Festessen feierten: „Es ist mit hohen Jahren ungefähr so, als wenn man einen hohen Berg erstiegen hat. Unten liegt die weite Ebene der Vergangenheit, und weit hat man nicht mehr auf den Gipfel; aber wie oben die Luft klarer ist, so genießt auch das Alter eine gewisse Heiterkeit. Die Leidenschaften sind abgeklärt, Thorheiten

begeht man nicht mehr viel (aus den verschiedensten Gründen), und es bildet sich eine gewisse innere Zufriedenheit aus. Auch das Verhältnis den Damen gegenüber ist ein schönes. Man kann ja noch ab und zu glücklich sein, aber man kann nie mehr unglücklich werden. Vor allem aber macht sich eine von Tag zu Tag zunehmende Lebensweisheit geltend, besonders mit Rücksicht auf den eigenen Körper." Der berühmte Dichter schloss mit der Mahnung: „Meine Herren, seien Sie immer recht mäßig und solide!"

Die socialen Verhältnisse sind gewiss bei vielen ungünstig genug. Die Mehrzahl der Menschen hat nicht den genügenden Lebensunterhalt; viele sind in drückender Abhängigkeit und nicht wenige in einer Lage, die weder ihren Fähigkeiten, noch ihren Verdiensten entspricht. Alle diese können sich damit trösten, dass sie so viele Leidensgenossen haben, und dass sie selbst direct oder indirect ihre Lage mitverschuldet haben.

Wieviele gute Gelegenheiten, unsere Lage zu verbessern, haben wir versäumt! Wie oft haben wir durch Unbesonnenheit, Trägheit oder Mangel an Geistesgegenwart selbst das Misslingen unserer besten Pläne veranlasst!

Auch dies mag eine Art von Trost sein, dass es bei der Überfülltheit unserer Erde und bei der Natur des menschlichen Wesens unmöglich erscheint, allen zu einem befriedigenden Dasein zu verhelfen, mögen es auch die Utopien alter und neuer Zeit verheißen.

Uralt sind die Phantasien der Menschenfreunde, welche das Glück der Menschheit durch eine Neugestaltung der Gesellschaft zu begründen wähnen. Platos „Republik", Campanellas „Sonnenstaat", Morus' „Utopia", Bellamys „Rückblick aus dem Jahre 2000" und viele andere haben durch Umgestaltung der socialen Verhältnisse das allgemeine Glück zu begründen vermeint.

Noch wichtiger sind die moralischen Übel, welche unsere Zufriedenheit bedrohen. Jeder von uns hat sich Vorwürfe zu machen; denn wie oft haben wir gethan, was wir nicht sollten, oder was wir sollten, unterlassen! Infolgedessen empfinden wir Reue, Unzufriedenheit mit uns selbst, und machen uns Vorwürfe, selbst wenn wir bei kaltem Blute einsehen, wir hätten es gar nicht anders machen können und würden es bei nächster Gelegenheit wieder so machen. Auch die Schlechtigkeit anderer stört unseren Frieden, seien es unsere Freunde und Bekannte, seien es Verwandte oder Zöglinge. Und endlich, wer höhere Interessen hat, fühlt sein Glück fortwährend durch die Schwäche oder Schlechtigkeit der Menschen überhaupt beeinträchtigt, so dass er manchmal mit Hamlet ausrufen möchte: „O Schmach und Gram, dass ich zur Welt, sie einzurichten, kam!"

Wichtiger aber noch sind die subjectiven Gründe für die allgemeine Unzufriedenheit.

Zunächst die Mängel des Verstandes. Der Mensch überblickt zu wenig die Verhältnisse, um seine eigene Stellung und seinen Anspruch auf Lohn richtig zu beurtheilen. Gewiss, der Arbeiter ist seines Lohnes wert, aber die verschiedenen Arbeiter verdienen nicht dasselbe, und Männer wie Raphael, Luther, Schiller und Bismarck verdienen offenbar mehr als der tüchtigste „Arbeiter"; es wäre daher die gröbste Ungerechtigkeit, wollte man mit den Socialisten alle gleichmäßig ablohnen. —

Dem kurzsichtigen Menschen leuchtet ferner die Nothwendigkeit der physischen und socialen Übel nicht ein, und er träumt mit den Dichtern von einem goldenen Zeitalter; aber jene Übel sind in Wahrheit mit dem menschlichen Wesen verknüpft, und schon Sokrates erkannte, dass die meiste Lust nur aus der Aufhebung der Unlust entspränge. — Sodann vergisst der Mensch meistens, dass wir nicht zum Genießen allein auf der Welt sind, sondern um unsere Schuldigkeit zu thun und auf Grund der Pflichterfüllung glücklich zu sein. Alles in der Welt muss erarbeitet werden. — Sodann halten viele in pessimistischer Anwandlung alles für Illusion: Ehre, Ruhm, Liebe, Macht u. s. w. Aber selbst wenn dies wahr wäre, obgleich jede Selbstbethätigung Realität ist, so würden doch jene Güter nichts dadurch an Wert verlieren. Denn erfreut uns der blaue Himmel oder der Regenbogen etwa deshalb weniger, weil sie ein Product von unserem Auge und der Sonne, also Illusionen sind? Oder empfinden wir an Homer und dem Nibelungenliede deshalb weniger Vergnügen, weil Achill, Odysseus, Siegfried und Brunhild nicht gelebt haben? — Endlich zeigt sich die mangelhafte Geistesbildung der meisten Menschen in jener Unzufriedenheit, sofern für sie Wissenschaft und Kunst keine Quelle des Glückes sind. Wie anders dachten dagegen Spinoza und Milton! Aller äußerlichen Vergnügen beraubt, fand jener seine Zufriedenheit in der philosophischen Speculation, dieser in der religiösen Dichtung.

Dieselbe Denkweise finden wir bei allen Philosophen, Dichtern und Künstlern. Nicht in äußeren Glücksgütern, Macht, Glanz und Ehre, sondern in ihrem Innern, in der Beschäftigung mit ihren Gedanken oder den Geisteswerken großer Männer haben sie ihr Genügen gesucht und gefunden. Wie mancher Gelehrte lebt weltfremd seinen wissenschaftlichen Arbeiten, ohne der Menschen oder der weltlichen Vergnügungen zu bedürfen! Und wieviel Tausende von Einsiedlern haben ihr Glück in der Einsamkeit durch Betrachtung der Natur und andächtige Versenkung in Gott gefunden!

Eine weitere Ursache des Unglücks ist die ungezügelte Phantasie vieler Menschen. Die meisten haben von Natur und durch Erziehung einen thörichten Hang, sich fortwährend mit anderen zu vergleichen. Anstatt sich in ihrer Lage zu bescheiden und an dem, was sie besitzen, zu erfreuen, schielen sie immer nach fremden Gütern und Vorzügen hin. Sie bedenken dabei gar nicht, dass die, welche sie für glücklicher halten als sich selbst,

auch ihre Sorgen haben. Denn Reichthum, Macht und Stellung haben neben ihren Vorzügen auch viele Nachtheile. Jede Würde ist eine Bürde. Ja, jeder würde gewiss, wenn er kurze Zeit in der Haut des von ihm Beneideten stecken könnte, gern wieder in seine eigenen Verhältnisse zurückkehren, wie dies Chamisso in seinem Gedicht „Die Kreuzschau" so hübsch darstellt: Ein unzufriedener Mensch wird von einem Engel in einen großen Raum geführt, wo zahllose Kreuze aller Art herumstehen, und aufgefordert, sich ein anderes auszuwählen. Lange schwankt er hin und her; das eine ist zu groß, das andere zu klein; das eine zu schwer, das andere zu ungefüge. Endlich hat er das, wie er glaubt, beste gefunden, aber siehe da, es ist sein altes, eigenes Kreuz! — Viele Menschen werden durch ihre Lectüre unglücklich. Aus den verkehrten Romanen, die sie verschlingen, machen sie sich ein überspanntes, völlig falsches Bild von der Welt und dem Leben. Alle Menschen zerfallen für sie in Tugendbolde und Bösewichte, und sie erwarten für sich dieselben wunderbaren Glücksfälle, welche sie an ihren Helden gewohnt sind. — Noch andere haben den Fehler, den die Phantasie verschuldet, dass sie fortwährend in der Vergangenheit oder der Zukunft leben und darüber natürlich die Gegenwart verlieren. Ältere Leute sehnen sich stets nach dem, was hinter ihnen liegt, jüngere nach dem, was, wie sie glauben, ihnen bevorsteht. Beiden ergeht es, wie Till Eulenspiegel, der sich bekümmerte, wenn er bequem den Berg hinabstieg, weil er schon an den nächsten Aufstieg dachte. Sie schwanken infolgedessen meist zwischen Melancholie und Schwärmerei hin und her.

Andere wieder laborieren an allerlei Mängeln des Willens. Entweder ist er schwach, so dass sie zu träge oder bequem sind, etwas Ordentliches zu leisten, oder er ist verkehrt; sie beherrschen nicht ihre Triebe, so dass sich allerlei thörichte Neigungen herausbilden, die den Menschen zum Sclaven machen; oder er ist undisciplinirt: der Mensch steht unter dem Banne seiner Affecte und Leidenschaften. Wieviel Unglück bereiten uns Zorn, Hass und Neid, Selbstsucht, Herrschsucht, Ehrsucht und Eifersucht!

Endlich haben wir die Mängel des Gemüthes zu beachten. Viele, namentlich Frauen, kranken an einer zu großen Empfindsamkeit gegenüber den Reizen der Außenwelt; Wetter, Umgebung, Gesellschaft und kleine Unannehmlichkeiten des Lebens bringen manchen völlig aus der Verfassung. Die Menschen erscheinen dem Sentimentalen bald als Engel, bald als Teufel; weil er sich ein falsches Bild von ihnen macht, verfällt er leicht dem Menschenhass; er klagt sie schwarzen Undanks an, weil er mit Unrecht Dank erwartete, und behauptet, von Leuten betrogen zu sein, weil er sie falsch beurtheilt hat. Wieder andere sind unglücklich, weil sie zu selbstsüchtig sind. Sie vermissen Freundschaft und Liebe, während sie selbst versäumen, solche darzubieten.

Wer immer für andere sorgt, sei es für seine Familie oder für Arme, Kranke und Unmündige, findet eine reiche Quelle innerer Befriedigung. — Bei noch anderen ist ein unglückliches Temperament der Feind ihrer Gemüthsruhe; der Sanguiniker, der zu leicht für etwas begeistert, aber auch abgekühlt wird, der alles schnell angreift, aber auch fallen läßt, fühlt sich natürlich fortwährend unbefriedigt. Der Melancholiker, der grau in grau malt und am Leben leidet, unterliegt fast dem Weltschmerz. Der Phlegmatiker, schwerfällig im Denken, Reden und Thun, geht der Freude des Daseins verlustig. Der Choleriker endlich, der auf alle Eindrücke und Erlebnisse kräftig reagiert, bereitet sich meistens selbst viel Ungelegenheiten. Zum Glück tritt bei keinem Menschen eins dieser Temperamente ganz allein auf, aber ihre Mischung, von welcher die Reizempfänglichkeit und die Kraft der Gegenwirkung abhängen, ist doch verschieden. Glücklich der, bei welchem Verstand, Wille und Gemüth in harmonischem Gleichgewicht stehen! Das sind die Menschen, welche am meisten vom Leben haben und ihrer näheren und weiteren Umgebung am meisten nützen. Sokrates, Cäsar, Christus, Luther und Goethe sind solche Temperamentsideale, während der Sanguiniker Egmont, der Melancholiker Kleist, der Phlegmatiker Friedrich III. (1440 bis 1493) und der Choleriker Napoleon I. unglückliche Charaktere waren.

Endlich ist der Mangel an religiösem Gefühl die Ursache vielfacher Unzufriedenheit. Abgesehen davon, daſs viele Menschen mit dem Glauben auch die Stütze ihrer Tugend einbüßen, verlieren sie auch damit zugleich ihre Freudigkeit. Denn wer da glaubt, daſs ein lieber Vater voll Weisheit und Allmacht die Welt lenkt, daſs alle Dinge, mit denen wir zu thun haben, alle Schicksale, die uns treffen, in seiner Hand liegen, daſs uns alles, selbst Krankheit, Kummer und Unglück zum Besten dient, der kann gar nicht unglücklich sein. Wir finden daher, daſs alle wahrhaft Gläubige, mögen sie Christen, Juden oder Heiden sein, mit ihrem gottbeschiedenen Lose zufrieden sind. —

Dieses an sich selber schon beherzigenswerte Capitel bildet die Einleitung zu einem von F. Kirchner verfaſsten, beziehungsweise zusammengestellten Werke: „Der Weg zum Glück“ (Stuttgart. Levy & Müller.) Die große Verbreitung dieses Werkes wäre sehr zu wünschen, es ist ein kluger und förderſamer Rathgeber durch das Leben. Menschen, die sich mit dem Geiste solcher Bücher vertraut machen, können nicht so leicht unglücklich sein.

Kleine Laube.

Über Heimat, Vaterland und Nation.[1])

Bemerkungen von Th. Vernaleken.

Heimat und Vaterland seien hier im wörtlichen Sinne betrachtet.

1. Mein Heim, meine Heimat ist da, wo ich daheim bin, wo ich wohne, und ein solcher Ort kann im Leben wechseln. Ein Fremdwort nennt es Domicil.

Mein Vaterland ist da, wo meine Eltern wohnten oder wohnen und wo man meine Muttersprache spricht. Das Heim nennt man den heimatlichen Ort, sogar in der anreimenden Formel „Haus und Heim“. Oft verbunden wird es mit „suchen“, als heimsuchen, zum Beispiel Gott hat sein Volk heimgesucht (Lukas 7, 16). Auch mit „sich erinnern;

„Da ich euch wieder sehe, eure Stimme vernehme, den geliebten Ton, mich heim erinnere an die väterliche Flur.“ (Schiller, Jungfrau, 4, 9.)

Hier ist Heim und Vaterland als dasselbe aufgefasst. Heim wird der Fremde entgegengesetzt.

Heimfallen = dahin fallen, wovon etwas ausgegangen ist: Sein Gut ist dem Kaiser heimgefallen; er war des Landes verwiesen, und alle seine Güter waren dem Fiscus (der Staatscasse) heimgefallen (Schiller).

Mit sich finden, d. h. suchend seine Wohnung erreichen, wo einer sich heimisch fühlt: ein schönes Herz hat bald sich heim gefunden (Schiller).

Heimführen, eine Braut: dann führ' ich als meine Braut sie heim (Kotzebue, dram. Sp.); auch sprichwörtlich: Wer das Glück hat, führt die Braut heim. Heimkehren: Durchmisst die Welt am Wanderstabe, fremd kehrt er heim ins Vaterhaus (Schiller, Glocke). So noch mit vielen anderen Zeitwörtern, z. B. jemand etwas heimzahlen = zurückzahlen, vergelten u. a.

Im deutschen Sprachgebrauche ist Heimat der Landstrich, in dem man geboren ist oder bleibenden Aufenthalt hat, der ständige Wohnort. Heimathaus ist das elterliche, das Geburtshaus. Heimisch, heimsuchen, Heimweh u. a. sind bekannte Begriffe.

Heimat und Vaterland haben mit dem Staate nichts zu thun; Staaten wechseln, Heimat und Vaterland sind für jeden Menschen bleibend, ein Staat mag so oder anders benannt sein. Nur nach den Sprachunterschieden hat jeder sein engeres oder weiteres Vaterland, z. B. ein in Westfalen Geborener nennt diesen Landestheil

[1]) Vergleiche „Heimgarten“. April, Seite 550.

seine engere Heimat; sein Vaterland ist Deutschland, auch wenn er später sich anderswo ansiedelt. Im letzteren Falle ist er der Staatsgenosse (Bürger) des betreffenden Staates, wo er wohnt, wirkt oder ein Geschäft betreibt; es ist seine übertragene Heimat. Für seine Kinder kann es ein Vaterland werden, für ihn (den Vater) aber nicht, obwohl er seine Zuneigung dem Ansiedlungsorte, seinen Mitbürgern und dem Staate zuwenden kann.

2. Mit dem Begriffe Heimat und Vaterland steht in Verbindung: Muttersprache, Nation und Volk.

Wer die Völkergeschichte kennt, der weiß, welche Veränderungen bezüglich der heimatlichen Muttersprache stattgefunden haben. Ein Volk hat nicht selten eine andere Sprache und damit eine andere Nationalität angenommen, namentlich in Europa seit der Völkerwanderung. Außerdem nimmt infolge des Verkehrs jede Sprache mehr oder weniger fremde Bestandtheile in sich auf.

Die Mutter als Pflegerin und Erzieherin ihres Kindes steht ihm am nächsten, und die ersten Mutterlaute haben den größten Einfluss auf des Kindes Sprache, die man mit Recht die Muttersprache nernt. Hier ist das Mutter- und Vaterland des Menschen. Die Sprache gibt dem Kinde zugleich seine Nationalität. Denn was heißt Nation? Es ist das Angeborene (lat. natio, natus = geboren), und stimmt zu dem Worte Natur. Nation, national muss als vollständig eingebürgert betrachtet werden, denn Volk hat einen eigenen Begriff. Volk begreift in sich wohl auch die Gesammtheit der Menschen einer Sprache, aber auch einen Haufen Menschen, geringe Leute, Kriegshaufen, eine Schar. Ähnlich ist das lat. populus, bei uns populär = volksthümlich.

Schließlich meine ich: Wer seine Mutter liebt, der liebt auch seine Heimat und somit auch seine Nation.

Der bekehrte Tiroler.

Ein Leser des „Rufes an unsere Priester" (Februar) theilt uns folgende, dem gut katholischen „Oberinnthaler Wochenblatt" entnommene Thatsache mit:

„Wie ein strenggläubiger Tiroler von seinem Stocktschechismus geheilt worden ist. Einem schon seit Jahren bresthaften Tiroler wurde heuer ärztlicherseits eine mindestens dreiwöchentliche Cur in einem berühmten böhmischen Bade dringendst empfohlen. Der aufrichtig fromme Herr, der sich den Spruch auf dem Curhause in Ragaz (Rheinthal): „Curorte gleichen den Wallfahrtsorten. Sie gewähren Heil nur dem wahren Büßer und nachhaltig dem, der die Gelübde hält!" tief eingeprägt hatte, gieng umso lieber auf den ärztlichen Rath ein, weil er seit Jahren eine besondere Verehrung und Vorliebe für das Tschechenthum hatte, in dem er eine „Hauptsäule des Katholicismus" erblickte. In dem berühmten Badeorte traf nun unser guter Tiroler eine Menge geistlicher Herren, worunter viele Tschechen. Diese hielten eines Tages eine Art von Conferenz, an der sich auch unser Tiroler betheiligen durfte. Es kamen verschiedene Themata, wie z. B. Nationalität, deren Verhältnis zum Christenthum u. dgl. aufs Tapet. Da erhob sich ein illustrer tschechischer Prälat mit goldener Kette, goldenem Ringe und rothem Collar und sagte wörtlich: ‚Zuerst bin ich geboren als Tscheche, dann bin ich getauft (Christ), dann bin ich geweiht (Priester). Wenn es sich nun um aut aut handelt, so werfe ich unbedenklich Taufe und Weihe fort und bleibe das, wozu mich die Geburt gemacht — Tscheche.' Unser biederer Tiroler hatte genug, stand auf, gieng und ist seitdem vom Tschechismus gründlich geheilt. Sapienti sat!"

Nix deutsch!

Recht gemüthlich hatten wir uns unterhalten, auf der Strecke Wien–Prag, der Conducteur und ich. Er sprach deutsch, und die paar böhmischen Lichter, die er hie und da seinem Jargon aufsetzte, brachten mich nicht aus der Fassung. Der Mann besorgte mir schließlich ein gutes Schlafcoupé, das ich erst verließ, als der Zug still stand und die Station „Praha!“ ausgerufen wurde. Es graute der Morgen, ich öffnete das Fenster und fragte meinen Conducteur, wie lang der Aufenthalt dauern würde.

„Dvacet minut!“ antwortete er kurz.

In der Halle stand der Frühstückstisch. Da ich die Antwort nicht verstanden hatte und also über den Aufenthalt im Unklaren war, so rief ich dem Kellner zu, mir eine Portion Kaffee ins Coupé hereinzugeben.

„Nix deutsch!“

Ich wiederholte meinen Wunsch.

„Přejete si snidani?“ fragte der Kellner.

„Ich bitte, mir eine Tasse Kaffee in das Coupé hereinzugeben!“

„Zde se nemluví německy!“ antwortete der Kellner und that weiter nichts desgleichen.

„Aber wir haben nicht lange Zeit, nicht wahr, Herr Conducteur?“

„Zde se nemluví německy!“ wiederholte auch dieser scharf. Dann bedeutete er tschechisch, mir Kaffee in den Wagen zu reichen, was der Kellner nach langem Zögern that.

Ich begann ruhig zu frühstücken. Der Kellner stand vor dem Fenster und sagte: „Prosim pospěšte si!“

Na, dachte ich mir, mein lieber Böhm', du wirst noch recht gut mit mir deutsch sprechen, bevor wir auseinandergehen! — Und genoss gelassen meinen Kaffee.

Der Kellner wurde ungeduldig und rief: „Prosim pospěšte si, vlak brzi odjede!“

Ich that nichts dergleichen. Mit lebhaften Geberden rief er mir tschechische Worte zu, denn der Zug wurde bereits abgerufen. Endlich reichte ich ihm das Geschirr hinaus und nickte: adieu!

Da schrie er grell: „Kaffee kostet vierunddreißig Kreuzer!“

„Wiiie?“ fragte ich hinaus.

„Vierunddreißig Kreuzer!“ wiederholte er in höchster Erregung.

Ich deutete ihm mit den Händen: „Nix deutsch!“

Der Zug setzte sich in Bewegung. Der Kellner stand händeringend bei seinem Kaffeetisch in der Halle. —

Allzulang wollte ich aber doch nicht der Schuldner des Prager Kellners bleiben, und bei Aussig, als mein Conducteur des Deutschen wieder mächtig war, bestellte ich ihm, auf seiner Rückfahrt meine Kaffeerechnung zu begleichen. R.

Amul a weandj[1]) hianzisch!

Da drüben in der östlichen Steiermark und im nachbarlichen Streifen des Ungarlandes wohnt ein urdeutsches Völklein, genannt die Hienzen, oder „Hianzn“. In ihrer sonderartigen Mundart hat ihr Landsmann Johannes Ebenspanger eine kleine Sammlung „Hianzischer Veaschln“ (Oberwarth. Ludwig Schodisch.

[1]) einmal ein wenig.

1897) herausgegeben. Die volksthümliche Stimmung in denselben ist nicht schlecht getroffen, ihr besonderer Wert besteht indes in der Mundart, die in den folgenden Beispielen vorzüglich gezeichnet wird:

A Kotz.

I gsuich[1]), i gsuich, i gsuich mei Schotz;
I gfind, i gfind, i gfind — a Kotz.

I haon, i haon, i haon gschtodn[2]) Schotz
A geen[3]), a geen, a geen — a Kotz.

* * *

Ibas Feinsta.

Ibas Feinsta zuigg si
Hin a wüldi Reibm.
Haon mei Diandl gholsnt,
Haon ihr a Pusl geibm.

Und in Weilawi[4]) rauscht s sao:
Is a Veigadl gwein.
Potscht hod owa s Diandl:
Hod miar a Pusl geibm.

Diandl, s Schnaberl.

Diandl, s Schnaberl hea,
Schpitz as schein zui!
Woaßt jo eh, wen i ghea:
Pin jo dei Pui.

Pitt ti schein, schpreiz[5]) ti nid!
Thuist s jo nit geen.
Haon da mei Heaz ausgschitt;
Wiad schan olls wedn[6]).

* * *

Loch[7]) na dazui.

S Diandl schteht iahnl[8]) pan[9]) Ruan[10])
Und head nid af zan wuan'n.
Wos kaons wual hobm?
Si[11]) is scha viazan To,
Dos si iah Pui nid mo.
Sualts to nid klogn?

Diandl, hear auf zan reh'n[12]),
Wiad oft scha peißa wedn:
Loch na dazui!
Und sualt a da untrai bleibm,
Muißt da na d' Augn ausreibm:
Sein aondari gmui.

* * *

I mo hold kuan Schtrudl.

I mo hold kuan Schtrudl
Aohni Ziweibm[13])
Und aohni mein Diandl
Kaon i nid leibm.

* * *

Hinta dar Aofnpaonk.

Hinta dar Aofnpaonk
Lieg i drei To scha kraonk.
Wos ma faihlt, woas i nid.
Geips mar an Fried.

* * *

Gaod, ti Wöld.

Gaod, ti Wöld limp ma frei
Fia[14]), wiar a Himmölrei.
S Heaz schteiht ma völli schtül!
Is dos a Gfühl!

Gibasaom, Gobasaom[15]).

Gibasaom, Gobasaom,
Nagadlsaom[16]) drinta
S schwoaz Diandl meicht a hobm
Und s rodi, dos gfindt a.

Was berühmte Ärzte über die Vivisection sagen.

Unter Vivisection, auch „Thierversuch" genannt, wird verstanden: Das Zerschneiden, Braten, Verbrühen, Gefrieren, Verhungernlassen u. s. w. lebender Thiere, Pferde, Hunde, Katzen, Affen, Tauben, Kaninchen, also häufig hochorganisierter Thiere, die dem Menschen in Bezug auf Schmerzempfindung sehr nahe stehen. Diese Versuche sind meist so unglaublich grausamer Art, dass wir Anstand nehmen, hier eine nähere Beschreibung derselben zu bringen, aus Furcht, bei vielen unserer Leser eine gefährliche Gemüthserschütterung hervorzurufen, aber auch aus Furcht, es könne in einem von Natur zur Grausamkeit angelegten Menschen, dem die Schilderung solch haarsträubender Scheußlichkeiten zu Gesicht kommt, der grausame Kitzel erwachen, dieselben selbst zu versuchen.

---

[1]) ich suche. [2]) statt. [3]) gern. [4]) Weinlaub. [5]) zieren. [6]) werden. [7]) lache. [8]) drüben. [9]) beim. [10]) Rain. [11]) es. [12]) weinen. [13]) Zibeben. [14]) vor. [15]) Krautsamen. [16]) Nelkensamen.

Obwohl trotz der vielen hunderttausend Thierversuche dieselben Krankheiten, die vor fünfzig Jahren unheilbar waren, es heute noch sind, wird doch von den Vivisectoren der „Thierversuch“ als nothwendig zum Heil der leidenden Menschheit dargestellt.

Am besten ist es, wir hören darüber das Urtheil solcher Leute, die gewiss competent sind, über die Vivisection und ihre Bedeutung für die Medicin zu sprechen. Das sind berühmte Ärzte, Anatomen und Physiologen.

Nachstehend geben wir von einer großen Zahl solcher uns vorliegenden Urtheile deutscher und ausländischer anerkannt hervorragender Fachleute nur einige wieder:

„Für die Bildung praktischer Ärzte — und diese ist doch der Hauptzweck medicinischer Studien — könnte es nur ersprießlich sein, wenn die Physiologie der Schule sich mehr mit dem Menschen, als mit Fröschen, Kaninchen und Hunden beschäftigte, und mehr das Bedürfnis des Arztes ins Auge fasste. Man wird zugeben müssen, dass vieles, was am lebendig secierten Thiere gesehen wird, auch am frischgetödteten, oder bei jenen legitimen Vivisectionen am Menschen, welche chirurgische Operationen heißen, gesehen werden kann. Wer es ruhig mitansehen kann, wie der Professor einer Taube den Schädel mit einer glühenden Nadel durchstochert, um seinen Jüngern die höchst merkwürdige Thatsache zu constatieren, dass das Thier mit dem versengten Hirn nicht mehr recht fliegen kann (folgen noch andere viel entsetzlichere „Versuche“), wer das, sage ich, ruhig mitansehen kann, der soll ein Schinderknecht, aber kein Arzt werden! Diesen herz- und gefühllosen, blutdürstigen Experimentatoren gesellen sich aber viel gefährlichere Leute bei, welche an Dutzenden von Hunden sich unmögliche Operationen einstudieren in der Absicht, dieselben, wenn die Thiere nicht gleich unter der Hand verenden, bei nächster Gelegenheit auch an elenden tuberculosen, krebskranken Menschen auszuführen; die medicinischen Journale brachten darüber haarsträubende Berichte, und gelehrte Gesellschaften haben sich diese Greuelthaten vorerzählen lassen, ohne ihrer Indignation über die in unserer Zeit immer mehr überhandnehmenden chirurgischen Tödtungen Ausdruck zu geben.

Professor Dr. Hyrtl,
(Lehrbuch der Anatomie des Menschen, 20. Auflage).

„Pharmakologische Thatsachen, die durch Experimente an gesunden Thieren erprobt worden sind, werden skrupellos und wahllos für die Behandlung kranker Menschen nutzbar zu machen versucht. Wir brauchen Ärzte, die menschlich fühlen und nicht verroht sind durch fortgesetzte Thierschinderei, die human ihre Aufgabe empfinden und nicht durch wissenschaftliche Scheuklappen beengt und beschränkt sind.

Dr. Schweninger.

„Wenn es einerseits den Herren Vivisectoren sehr schwer werden dürfte, ein Verzeichnis jener Ergebnisse ihrer Forschungen anzufertigen, welche zur Heilung von Krankheiten beigetragen haben, so müsste es anderseits sehr leicht werden, nachzuweisen, wie viele und wie schwere Leiden und krankhafte Zustände sie an lebendigen Geschöpfen erzeugt haben; denn in der künstlichen Erzeugung krankhafter Zustände — dieses zweifelhafte Verdienst gebürt der Vivisection unbestritten — hat die Vivisection der Gegenwart eine wahrhaft virtuose Geschicklichkeit erlangt. Der unkritische Leser aber, welcher derartige Vivisections-Protokolle durchliest, wird durch das Prahlen mit wissenschaftlicher Tiefe, wodurch das Haupt des Vivisectors mit einer falschen Glorie umgeben wird, wahrheitswidrig beeinflusst, weil sich in dem Gehirn des Lesers ganz unwillkürlich die äußerst verlockende und beifallswerte Schlussfolgerung bildet, dass diejenigen, welche mit solcher Virtuosität Krankheiten zu erzeugen vermögen, dergleichen ebensogut zu heilen imstande sein werden und dieser Gedanke erscheint dem Laien so unwiderstehlich und beifallswert, dass er staunt, glaubt und hofft.“ Dr. G. Voigt.

„Die Schüler lernen nichts aus dieſer abſcheulichen Methode der Viviſection. Im Organismus von Thieren, die in einen ſo furchtbaren Zuſtand verſetzt ſind, müſſen alle organiſchen Functionen gänzlich geſtört ſein und können folglich nicht Neues lehren.

Aber der Fanatismus iſt eine Seuche; ſie verbreitet ſich überall, an allen Orten ſprießen die Viviſectoren hervor.

Man quält aus Neugier, aus Gewohnheit, aus Mode."

Profeſſor Dr. Strauß-Dürkheim.

„Ich unterſchreibe gern das Urtheil von Profeſſor Dr. med. Clarus, daſs Viviſectionen, qualvolle Operationen und Verſtümmelungen an lebenden Thieren für die naturwiſſenſchaftliche Erforſchung der Wahrheit ebenſo zweideutige Reſultate geben, wie die Tortur für die gerichtliche. Jedenfalls iſt es weder nöthig, noch rathſam, dergleichen Verſuche in einem eigenen Curſus von Vorleſungen zu wiederholen, einestheils, weil es hierbei an der nöthigen Ruhe fehlt, anderſeits, weil die tägliche Gewöhnung an das Angſtgeſchrei und an die Zuckungen gemarterter Thiere mehr geeignet ſcheint, Henker als Ärzte zu bilden." Dr. Heuſinger (Encyklopädie der Medicin.)

„Ich habe längſt die ſtatiſtiſche Bemerkung gemacht, daſs die großen poſitiven Entdeckungen der exacten Phyſiologie eine durchſchnittliche Lebensdauer von etwa vier Jahren haben." Dr. Lotze (Verfaſſer des Mikrokosmos).

„Es kann doch niemand ſo dumm ſein, zu glauben, daſs derſelbe Experimentator, welcher vormittags Thieren die entſetzlichſten Qualen verurſachte, nachmittags ſeine Mitmenſchen ſorgfältig und mit Aufgebot der Nächſtenliebe behandeln werde. Im Gegentheil iſt es in neunundneunzig von hundert Fällen gewiſs, daſs dieſe Behandlung nur eine Reihe von Experimenten ſein und den Patienten ſchließlich dem Secciertiſch der pathologiſchen Anatomie überantworten wird." Profeſſor Dr. Eduard Reich.

„Die Thierverſuche mit Medicamenten ſind trotz ihres wiſſenſchaftlichen Wertes ganz unfruchtbar geblieben für die Behandlung von Krankheiten, und im großen und ganzen ſind die Ärzte heute am Krankenbette um kein Haar beſſer bewaffnet, als ſie es vor fünfzig Jahren ſchon waren." Profeſſor Dr. Felix Niemeyer.

„Es läſst ſich ſchon jetzt ermeſſen, welche falſchen Vorſtellungen und Vorausſetzungen den Beſtrebungen zugrunde liegen müſſen, die in allerneueſter Zeit ſo viel von ſich reden machen und die darauf gerichtet ſind, durch Serumverbindungen die im Körper befindlichen pathogenen Mikroben zu zerſtören. Man laſſe ſich durch die Thierexperimente nicht täuſchen, denn das künſtliche Hervorrufen von Krankheiten geſchieht unter ganz anderen Bedingungen, als unter den in der Natur herrſchenden, ſo daſs alle hierauf begründeten Schluſsfolgerungen ohne Wert für die im menſchlichen Körper ſich abſpielenden Proceſſe ſind. Dr. Max Aſch.

Welche Beziehung zwiſchen Leitungs- und Erregungsvorgang in der Nervenfaſer beſteht, iſt im Laufe der Zeit mehrfach Gegenſtand der Frage geweſen. Wollte man indeſſen glauben, daſs die Beantwortungen derſelben gleichlautend ausgefallen wären, ſo würde man ſehr irren. Im Gegentheil ſehen wir die verſchiedenen Autoren, ungeachtet ſie ſich alle faſt der gleichen Verſuchsmethode und der nämlichen Einwirkungsmittel auf die Nervenfaſer bedienen, zu ganz entgegengeſetzten Ergebniſſen und infolge davon natürlich zu verſchiedener Anſicht gelangen."

Pflügers Archiv für Phyſiologie, 1886.

„Viviſectionen ſind niemals der Weg der Entdeckungen geweſen, und wenn man unterſucht, was in letzterer Zeit in der Phyſiologie experimentiert worden iſt, wird es ſich herausſtellen, daſs das Aufſchneiden von lebenden Thieren mehr dazu beigetragen hat, Irrthümer zu befeſtigen, als die Wahrheit zu bekräftigen. In einer ausländiſchen

Recenſion meiner früheren Schriften hat man die Reſultate, welche ich gewonnen, als ein weiteres Zeugnis zu Gunſten der Viviſection betrachtet. Aber es iſt gerade umgekehrt, denn ſie rühren alle von der Anatomie her." Dr. Charles Bell.

„Ich ſtehe nicht an, zu behaupten, daſs die Beibehaltung dieſer grauſamen Unterſuchungsmethode — der Viviſection — den wahren Fortſchritt in Phyſiologie, Pathologie, praktiſcher Medicin und Chirurgie aufhält und daſs, würde ſie gründlich unterdrückt, das Reſultat hiervon ganz beſtimmt das Erforſchen und die Auffindung weit beſſerer und viel ſicherer Entdeckungsmittel ſein würde. Wenn im Gerichtsverfahren das Verlangen, mittelſt der Folter die Wahrheit zu erfahren, gelegentlich Erfolg hatte, ſo ſchlug es zweifelsohne als Methode fehl und führte den Unterſuchungsrichter in die Irre. So iſt es auch mit der Viviſection als Forſchungsmethode geweſen; immer hat ſie die, welche ſich ihrer bedienten, zu falſchen Schlüſſen geführt, und die Berichte ſtarren von Beiſpielen, in welchen nicht allein die Thiere nutzlos gemartert wurden, ſondern auch Menſchenleben dem Irrlichte der Viviſection zum Opfer fielen."

Dr. Lawſon Tait.

„Sehen wir nicht alltäglich unbeſtreitbare Reſultate der Viviſection des Vorabend, welche durch andere des folgenden Morgen Lügen geſtraft werden? Wenige Fälle ausgenommen, führen die Viviſectionen zu den trügeriſcheſten Reſultaten und ſind an und für ſich ganz unfähig, irgend etwas Sicheres aufzubauen." Dr. Roche.

„Die Gewohnheit, zu viviſectionieren, macht die Experimentatoren ſo gleichgiltig gegen den Schmerz, den ſie verurſachen, daſs einige von ihnen das Einſchnittmeſſer in die zarteſten Theile des armen Thieres eintauchen und mit der größten Ruhe darin laſſen, um irgend etwas anderes zu beginnen." Dr. Carteaux.

„Faſt alle Reſultate, die ich hatte, waren verſchieden, und um nach vielen eitlen Verſuchen Licht in dieſe finſtere Frage zu werfen, beſchloſs ich, ſie aufzugeben, doch nicht ohne aufrichtiges Bedauern, eine ſo große Anzahl von Thieren geopfert und ſoviel Zeit verloren zu haben." Dr. Legallois.

„Die Wuth zu operieren, veranlaſst manche Chirurgen zu waghalſigen, abenteuerlichen und menſchenmörderiſchen Operationen, und es wäre hohe Zeit, dieſen maßloſen Operationen ein Ende zu machen. Man betreibt nur zu viel Experimental-Chirurgie in den Hoſpitälern. Man glaubt nicht, in wie hohem Grade die Gewohnheit des Viviſecierens die ganze heutige Operationspraktik beeinfluſst."

Dr. Guardia (Syſtem der Chirurgie).

„Die Lehren der Viviſection über die Functionen des Gehirns ſind ein Gewebe von Irrthümern geweſen und ſind nur erſt durch kliniſche Beobachtungen an Menſchen corrigiert worden." Dr. Brown Séquard

(der bedeutendſte engliſche Viviſector).

„Die ‚heilige' Inquiſition hat niemals zu exiſtieren aufgehört. Ihr Stab iſt vollſtändig ausgebildet und wartet nur ſeine Gelegenheit ab. Es leben viele Perſonen, welche mit Freuden alle ihre Greuel wieder aufleben ließen, wenn das Publicum nur erſt genügend verdorben und mit der Grauſamkeit ihres Vorläufers der verruchten Viviſection vertraut geworden wäre!" Dr. Haughton.

„Dieſe Verſuche werden ſehr häufig in einer überaus unbarmherzigen Weiſe ausgeführt; wenn das Publicum alles, was man in dieſer Beziehung in Erfahrung bringen kann, wüſste, ſo würde es gewiſs auf irgend eine Abhilfe dringen."

Dr. William Ferguſſon

(berühmter Chirurg und Leibarzt der Königin Victoria).

Am Ausgange seines unbarmherzigen Lebens musste Claude Bernard, der berühmte französische Vivisector, eingestehen: „Unsere Hände sind noch leer, aber unser Mund ist von Versprechungen voll für die Zukunft.“ (Leçons sur la Diabète.)

Dieser nationale Congress ist fest davon überzeugt, dass dergleichen Operationen ebenso grausam sind, als überflüssig für die Wissenschaft und die technische Fertigkeit. Seine Mitglieder bitten und flehen ihre Collegen im Auslande auf das dringendste an, angesichts des ausreichenden Nutzens, den Operationen an Leichnamen, wie es die Erfahrung in unserem Lande zeigt, gewähren, ihre bisherige grausame Praxis in Zukunft aufgeben zu wollen. Congress englischer Thierärzte.

Bücher.

Emlohstobba. Roman oder Wirklichkeit. Bilder aus dem Schulleben der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Von Dr. phil. Hermann Lietz, Lic. theol. Mit zweiundzwanzig Tafeln in Autotypie. (Berlin. Ferd. Dümler. 1897.)

Wie seltsam vielen auch der Titel dieses Buches vorkommen mag, so ist doch von diesem Buche zu sagen, dass es in seiner Art epochemachend ist. Der Verfasser fordert und schildert hier die Schule der Zukunft: die Erziehungsschule. Dabei geht er aber nicht von der grauen Theorie aus, nach der neue Forderungen oft zurecht geschnitten werden, sondern er gründet sich ganz und gar auf die gegebene Wirklichkeit. — Lietz selber ist längere Zeit an einer solchen Schule thätig gewesen, wie er sie hier fordert und nun gern auch bei uns ins Leben rufen möchte. Es ist dies die „New School Abbotsholme“ bei Rexester (Derbyshire), England. Der Titel des Buches ist deshalb nichts weiter als die Umkehrung des Namens der Schule. Liest man denselben von rechts nach links, so deutet er Abbotsholme und bezeichnet den Namen jener wirklich vorhandenen Erziehungsschule.

In dem ersten Theile des Buches wird uns „ein Tag im neuen Schulstaat Emlohstobba“ geschildert. Die Schule liegt draußen in ländlicher Abgeschiedenheit und ist zugleich ein größeres Landgut. Nicht in dem zerstreuenden Gewühl der Stadt, sondern in Gottes freier Natur, „wo er im eigenen Staat ganz mit den Schülern und für sie leben kann, übt der Erzieher sein verantwortungsvolles Werk“. „Die Landschaft mit Thal und Ebene, mit Feld und Fluss, Bach und Berg, Wald und Wiese soll dem Knaben ein stets geöffnetes erstes und letztes Lehrbuch sein.“ — Es ist eine wahre Freude, sich vom Verfasser in dem neuen „Schulstaat“ umherführen zu lassen. Überall herrscht frisches, frohes Leben, ein Lernen mit Lust und eine Lust am Lernen. Denn hier wird nicht nur der junge Geist, sondern vor allem auch der Körper geübt und gebildet. Nur in einem gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist: das ist die Devise der Erziehungsschule. Wie ein Blick auf den beigefügten Tagewerkplan zeigt, sind etwa fünf Stunden der geistigen Arbeit, fünf Stunden der Körperübung und Kunstübung gewidmet, vier Stunden für Mahlzeiten, Baden und Ruhepausen. Wöchentlich dient ein Freinachmittag für Ausflüge zu Fuß oder auf dem Zweirad, und ein Freiabend für Concert, Gesellschaftsspiele, Aufführungen und Literatur.

Der Unterricht der Schule ist durchaus nach praktisch-pädagogischen Grundsätzen ausgestaltet. Im Sprachunterricht ist z. B. nicht das „Extemporale“ die Haupt- und Staatsaktion, sondern es kommt darauf an, dass die Schüler die fremde Sprache wirklich sprechen lernen. Geometrie wird nicht nur im Classenzimmer, sondern auch draußen im nahen Bruch getrieben, wo Bäume, die unter Beihilfe der Knaben gefällt sind, vermessen werden. „Man lehrt nichts, was der Schüler im späteren Leben nicht irgendwie verwerten kann.“ — So hat man denn auch hier in Abbotsholme die gesicherten Ergebnisse der gewaltigen pädagogischen Arbeit der letzten Jahrhunderte praktisch anzuwenden gesucht. In diesem Sinne arbeiten englische und deutsche Lehrer dort zusammen. Das Ideal der Schule ist, wie der englische Leiter der Schule, Dr. phil. E. Beddir, in dem „Vorwort als Nachwort“ sagt, — deutsche Organisation mit englischer Unabhängigkeits- und Freiheitsliebe zu verbinden.

In dem zweiten Theile des Buches werden die Systeme der alten Unterrichts- und der neuen Erziehungsschule mit einander verglichen und erstere einer zwar recht schiefen,

aber doch meist sehr treffenden und berechtigten Kritik unterzogen. Die großen Gefahren, die unsere hochentwickelte Cultur für das Volksleben mit sich bringt, lassen sich nur durch richtige Erziehung beseitigen. Diese wird aber nicht durch Wissen, sondern lediglich durch Charakterbildung erreicht. Die Zeit, in der wir leben und der wir entgegengehen, braucht vor allem willensstarke, gesunde, charaktervolle Menschen. „Die heutige Cultur befindet sich", wie der Verfasser mit Recht sagt, „im Übergangsstadium. Wie einst beim Übergang vom sechzehnten zum siebzehnten Jahrhundert, so ringt auch heute beim Übergang zum zwanzigsten Jahrhundert gewaltiger denn je Altes mit Neuem, viele kleine Scharmützel werden dabei stattfinden. Aber die Entscheidungsschlacht wird auf dem weiten Gebiet der Volkserziehung geschlagen werden. Hie Unterrichtsschule! — hie Erziehungsschule! — ist die Parole. Welche wird siegen? Davon wird das Wohl der Nation abhängen. Verhelft der Erziehungsschule zum Siege, und die Nation ist gerettet." — Darum handelt es sich ja in der That, um die Rettung der Nation. Ein undeutscher Geist ist über unser Volk gekommen. Das ist vielleicht außer den vielen anderen Schäden in unserem Volksleben der große Hauptschaden, an dem wir kranken. Es gilt wieder, rechte deutsche Gesinnung, deutsche Kräftigkeit, deutsches Denken, Handeln und Empfinden unter uns zu wecken. Eine einseitige Geistesbildung hat die altdeutschen Vorzüge und Tugenden in den Hintergrund gedrängt. Unsere Jugend sitzt lieber im dunstigen Kneipzimmer, als dass sie draußen in freier Natur, auf dem Turn- und Spielplatz, in Feld und Wald Erholung sucht. Sie ist körperlich schlaff und träge, weil sie durch einseitige Verstandesbildung vielfach geistig müde ist. Darum muss wieder neues, frisches Leben in unsere Jugend hineingebracht werden. Auf der Jugend ruht die Zukunft und die Hoffnung der Nation. Ist die Jugend tüchtig und leistungsfähig, so hat es um das Wohlergehen des Volkes keine Noth. Eine solche Jugend läßt sich aber nur durch rechte Erziehung heranbilden. Also gilt es, sie in die Erziehungsschule zu schicken, sie allein kann willensstarke, charakterfeste Menschen heranbilden. Für sie tritt deshalb der Verfasser vom „Emlohstobba" mit aller Entschiedenheit und idealer Begeisterung ein. Für die Erziehungsschule müsste jeder rechte Jugendbildner, müsste jeder wahre Freund des Volkes begeistert sein. Wo aber solche Begeisterung für den Erzieherberuf nicht vorhanden ist, müsste ein Buch wie das vorliegende imstande sein, sie zu wecken.

Heinrich Kühnheld.

Ein vergessener österreichischer Dichter. Wieviele kennen heute noch den Namen Michael Enk? In den meisten Literaturgeschichten fehlt sein Name; höchstens bei Friedr. Halms Biographie wird seiner als eines Lehrers und Freundes des Dichters gedacht. Seine geistvollen Abhandlungen „Über Bildung und Selbstbildung", „Über die Freundschaft", „Über den Umgang mit uns selbst" ꝛc. sind heute vergessen, und wer liest jetzt noch sein schönes Lehrgedicht: „Die Blumen"?

Wäre dieses Gedicht nicht in unserem, sondern im vorigen Jahrhunderte erschienen, und wäre Enk nicht ein Österreicher, es würde in allen Literaturgeschichten als Muster seiner Gattung angeführt, und mit vollem Rechte.

Enk war ein Benedictiner des Stiftes Melk und hat in einem Anfalle von Schwermuth in der Donau den Tod gesucht. Er war ein eifriger Blumenzüchter und hat seine Lieblinge, die Blumen, in einem aus drei Gesängen bestehenden Lehrgedichte verherrlicht.

In fließenden, nie zur Prosa herabsinkenden Versen lehrt er, welche Erfordernisse an den Platz für einen Garten zu stellen seien, wie der Boden herzurichten sei; der Bau eines Warmhauses, Auswahl des Samens, Begießen, Blumenkrankheiten, die Pflege einzelner Blumen im Frühlinge, Sommer und Herbst ꝛc. werden besungen. Er widmet sein Lied den Mädchen und Jünglingen und jedem:

Euch, Mädchen! die ihr gern das braune Haar,
Den weißen Busen gern mit Blumen schmückt;
Euch, Jünglingen, die gern ihr die Geliebte
Mit Blumen, von euch selbst gepflanzt, erfreut;
Und jedem, dessen unbefang'nen Sinn
Das blüh'nde Wesen der Natur entzückt; —
Euch sei mein Lied geweiht! Gefällt es euch,
So windet euer Beifall eine Blume,
Die nicht am Abend schon verwelkt, dem Dichter
In seines Lebens blütenlosen Kranz.

Ein schalkhafter Humor würzt oft jene Stellen, die ganz prosaische Dinge behandeln. So klagt er beim Jäten des Unkrautes über unverständige Arbeiter:

Vor allen schaffen Weiber dir
Verdruss und Noth. Die plappern bei der Arbeit
Nur ewig unvernünftiges Gezeug,
Und hau'n dann mit dem blanken Karsten drein,
Als sollten Eichenklötz sie aus der Wurzel zieh'n.
Drum schärfe Vorsicht ihnen ein,
Und wenn ein Unheil sich begibt,
Dann spar' die schmäh'nden Worte nicht;
Schilt tapfer — sie vergessen es sonst gleich —
Und droh' mit finsterm, stürmischem Gesicht:
Du jagst sie fort; — doch thu' es nicht,
Und nimmer müsse eines andern Thräne
Des Lebens Blüten dir bethau'n.

Nach Art passionierter Blumenzüchter ist der Dichter misstrauisch gegen Besucher seines Gartens:

Besonders halt' die Weiber scharf im Aug';
Das trippelt ewig hin und wieder
Und plappert, kichert, schwätzt und quiekst
Und muss nach allem gleich die Hände strecken,
Tritt unvorsichtig in die Beete oder stößt
Vom Rand der Bühne dir den schönsten Rosenstock.
Auch betteln sie gleich unverschämt dich an:
„Du sollst galant sein, einen schönen Strauß
Verehren, prangende Hortensien
Und duftende Jonquillen ihnen schenken."
Sei nicht galant! und kümm're dich
Um ihre glatten Worte nicht.

Eine Ausnahme ist nur bei der Geliebten zu machen.

Ein Glanzpunkt der Dichtung am Ende des zweiten Gesanges ist die Mythe von Zephyr und Flora, und sinnige Gedanken weiß der Dichter an vielen Orten einzustreuen. Wie schön preist er z. B die Einsamkeit!

Du bist es, Göttin! die dem Menschen unverworren
Des Lebens Bild erblicken läßt, du füllst
Mit sanfter, duldungsvoller Liebe
Zu jedem Wesen seine Brust;
Durch deinen Hauch belebt, ruft laut
Rings die Natur das große Wort ihm zu:
Ein Band der Liebe ist's, das alle Wesen eint!

Von wohlthuender Wärme sind, insbesondere bei einem deutschen Priester, die Worte, mit denen er sein Deutschthum bekennt:

Germanien! Wohl mir, daſs mit edlem Stolz ich
Mein Vaterland dich nennen darf
Dich hat zum Liebling sich der Himmel ausersehn,
Uns reich mit Tugenden mit edlen Gaben
Vor deinen Schwestern dich geschmückt.
Mit immer gleicher Milde sieht
Sein Blick auf dich herab. Auf deinen Fluren hat
Auf sein Geheiß der Überfluſs
Das volle Segenshorn geleert.
Unübersehbar rauscht in gold'nen Wogen
Um Rebenhügel hier die Saat, blüht dort,
Mit Herden übersä't, die nahrungsreiche Trift.
Pomonens Segen füllt der Thäler Schoß,
Die Wälder köstliches Gewild, die Seen
Der Fische fröhliches Gewühl.
In stiller Größe strömt der Ister
Dem Meer die stolzen Wogen zu,
Erstaunt, auf seinem weiten Lauf
Nur reiche Städte, jubelvolle Dörfer.
Beglückte Völker nur zu schau'n,
Die froh der Früchte sich des eignen Fleißes freuen
Und dankerfüllt die milden Herrscher preisen,
In stolzer Kraft blüh'n deine Jünglinge,
In holder Anmuth deine Frau'n.
&c.

Das Büchlein ist 1822 bei Gerold in Wien erschienen und heute schon eine Seltenheit; es verdiente wohl eine neue Auflage.

Feder und Feile. Poesie und Satire von Leopold Wulff. (Baden-Baden. Constantin Wild.)

Es sind nicht — sagt der Verfasser — moderne Gedichte in dem Sinne „tollgewordener Prosa", auch nicht Weisheit, die so metaphysisch tief ist, so tief, „daſs es unten wieder herauskommt", es sind Poesien nach der guten alten Schule. Besser als die „Gedichte" gefallen uns die „Satiren", wovon viele ganz prächtig zünden. Z. B.:

Poesie des Geldsacks.

„Wie ich dich liebe, mein Geldschrank! Ich will
dich mit Lorbeer bekränzen.
Sieben Millionen sind voll; jetzt heißt es: Weiter
mit Gott!"

* * *

Der neue Anakreon.

Kauft man und trägt statt Perücken einst Lorbeerkränze in Deutschland,
Dann — das schwör' ich dir zu — dann schmückt
dich bald so ein Kranz!

* * *

Commercienrath und Kunstmäcen.

„Wie er dein Epos verschlingt! Da siehst du, was
ein Mäcen ist."
„Glaub' mir: er liest so geschwind, — weil sonst
die Leibgebür wächst."

Das Tagebuch eines zum Tode Verurtheilten. Von A. H. Fried. Mit einer Einleitung über die Todesstrafe von Prof. Dr. Ludwig Büchner.

Dieses Tagebuch ist ein Versuch, die Seelenqualen, welche der Verurtheilte bis zu seiner Hinrichtung zu erdulden hat, in anschaulicher Weise zu schildern, um hierdurch das menschliche Gefühl gegen die Grausamkeit dieser Strafverhängung aufzulehnen und die öffentliche Meinung für die Aufhebung der Todesstrafe zu beeinflussen. V.

Büchereinlauf.

Spielhagens Problematische Naturen. Illustrierte Ausgabe. Fünfte Lieferung. (Leipzig. L. Staackmann.)

Ludwig Anzengrubers Gesammelte Werke. Neue wohlfeile Ausgabe. Erscheint vollständig in sechzig Lieferungen. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.)

Um der Heimat willen. Novelle von Walther Siegfried. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1898.)

Die Inclusiven. Romantrilogie von Edith Gräfin Salburg. (Leipzig. Grübel & Sommerlatte. 1898.)

Schriften von Gustav Wenng. (Berlin-Friedrichshagen. C. Teistler & Co. 1898):

Contraste des Lebens und der Liebe. Novellenbuch.

Berg und Bolze. Satirische Charakterkomödie in drei Acten.

Um ein Ideal. Schauspiel in einem Act.

Morituri oder Schauspielerblut. Lustspiel in zwei Akten.

Salamanca. Eine Kärntner Sage. Dichtung von Ferdinand Stechaumer. (Wien. C. Daberkow.)

Franz Reinhardt. Ein Sang aus Schule und Leben von C. F. Janke. (Potsdam. A. Stein. 1898.)

Aus engem Haus. Lieder und Gedichte von Johannette Lein. (Bonn. Karl Georgi.)

Goethes Beziehungen zu Steiermärkern. Von Franz Ilwof. (Graz. „Leykam". 1898.)

Altgriechische Weisheit. Blumenlese von Sinnsprüchen aus griechischen Dichtern in deutscher Übersetzung von Dr. Josef Murr. (Innsbruck. Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung.)

Der Ring der Nibelungen. Geschichtliches über Richard Wagners Tetralogie. Mitgetheilt von Albert Heintz. (Charlottenburg. „Allg. Musikzeitung".)

Geschichte der Wiener Revolution 1848. Von Dr. Maximilian Bach. In dreißig reich illustrierten Heften. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung.)

König Ludwig II. und die Kunst. Von Louise von Kobell. Mit zahlreichen Illustrationen und Kunstbeilagen. Vollständig in zwanzig Lieferungen. (München. Jos. Albert. 1898.)

Moderne Opfer. Drei Bilder aus dem Lehrerleben der Jetztzeit. Nach der Wirklichkeit gezeichnet von Wilhelm Schwaner. (Berlin C., Gontardstr. 1. 1897.)

Die Christlichsocialen und ihr Programm. Von T. W. Teisen. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung.)

Arzneischatz fürs Haus. Kurzgefasstes Lehr- und Nachschlagebuch über die wichtigsten Arzneimittel, ihre Wirkung und Anwendung in gemeinverständlicher Darstellung von Dr. A. Ernesti. (Wiesbaden. Lützenkirchen & Bröcking. 1897.)

Phytotherapie. Eine Methode innerer Krankheitsbehandlung nach den Grundsätzen des Naturheilverfahrens mit giftfreien, pflanzlichen Heilmitteln. Von Dr. med. Karl Kahnt. (Berlin. Selbstverlag des Verfassers. Wisnackerstr. 2.)

Führer durch Dresden und Umgebung. Herausgegeben von Leo Woerl. Fünfzehnte Auflage. (Leipzig. Woerls Reisebücher-Verlag.)

Postkarten des „Heimgarten".

E. S., Graz: Jeder, der in seinem Berufe das Beste, in seinem Wesen das Höchste anstrebt, ist national, insofern er ja damit seiner Nation am besten dient.

W. P., Linz: Den „Ruf an unsere Priester" finden Sie im Februarhefte. Außerdem ist derselbe, wahrscheinlich auf unbedachte Angriffe hin, in zahlreichen Blättern nachgedruckt worden. Ursprünglich hatte der Aufsatz nur den Zweck einer friedlich gehaltenen Erinnerung, dass die Treue zum angestammten Volke mit dem Christenthume und den höchsten Menschheitsidealen sich sehr wohl vereinigen lässt. Die Gegner beliebten, dem Aufsatz eine weitere Bedeutung beizumessen.

W. J. K., Wien: Sie schlagen vor, dass der Staat die Schöpfung eines Kindes zwischen was immer für Personen als Ehe erklären solle, beziehungsweise als eine Zwangsehe, die mindestens ein Jahr lang unlöslich sein müsse. — Diesen schönen Gedanken hat Ihnen aber schon Karl Theodor Schulz-Dresden in der „Kritik" vom 15. November 1897 vorgedacht. Schulz setzt sogar noch bei, dass ein Ehebruch wenigstens für ein Jahr die Monogamie durchbrechen und die Doppelehe zur Folge haben müsse. Ein Ehemann, der sich gelegentlich „irrt", hätte auf ein ganzes Jahr lang zwei, gelegentlich auch mehr legitime Frauen. — Denken Sie nach darüber.

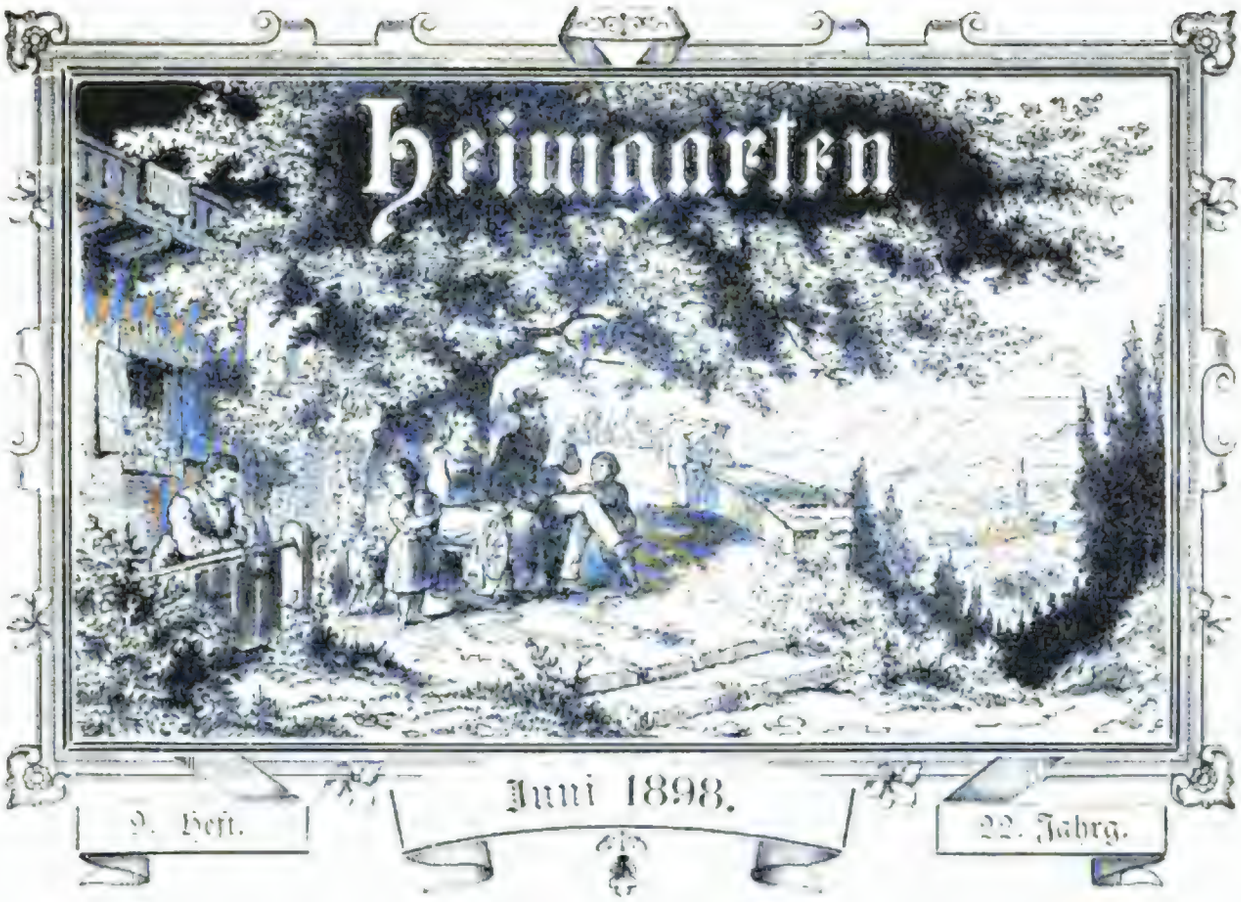
M. J., Graz: Bewusstes Abschiedsduett (Worte zu einer Abjenger'schen Alpenweise) lautet:

Ih wer' dein bleibn;
Wirst du mein bleibn,
Wann { du fortkimmst / ih fortkimm } ga so fern?
Wann sich's Jahr draht,
Frembder Wind waht,
Wird dein Treu nit windi wer'n? —
Mag sih d' Welt drah'n,
Dr Wind wahn
Van Berg her,
Van Möör her!
Er tragg nur
Die Post zua.
Dass mir anand gher'n.

* Die kleine deutsche Alpengemeinde St. Felix-Florutz oberhalb Pergine in Welsch-Tirol hat vor kurzem ein nettes Kirchlein gebaut und möchte in den schlanken, weithinleuchtenden Thurm nun auch eine Glocke haben, dass sie Freud und Leid so recht hinausläuten könnte in die herrliche Gotteswelt. Der Herr Curat von Florutz wendet sich an den „Heimgarten" um Vermittlung eines milden Beitrages zur neuen Glocke, die die braven, aber blutarmen Florutziner sich zum Kaiserjubiläum stiften wollen. Vielleicht finden sich warmherzige Heimgartenleser, die manch überschüssiges Güldlein im Sacke haben, das sie springen und klingen lassen möchten. Auf dem Bergkirchthurm im schönen Tirolerlande wäre kein übler Platz dafür, und dem Curaten Herrn Alois Gadler zu St. Felix-Florutz geschähe auch eine Freude damit. Er würde dann gewiss mit zuversichtlicherem Eifer seine deutsche Berggemeinde hüten im welschen Lande. Ich denke, lieber Leser, wir machen ein Scherflein. — Es kann direct oder durch den „Heimgarten" geschickt werden. R.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Erdsegen.

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.

Herausgegeben von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Am siebenunddreißigsten Sonntag.

In diesem Briefe schreibe ich schon seit Wochen. Du willst ja, dass ich Dir alles genau erzähle. Wie kann man das nur, wenn so vielerlei auf einmal vorfällt und wenn es soviel anderes zu denken und zu thun gibt, als eine Geschichte aufzuschreiben, die sich freilich immer wiederholt auf der Welt, die aber dem, der sie gerade erleben muss, furchtbar neu und verwunderlich ist.

Beim Valentin blieb ich stehen, er aber nicht bei mir. Da bin ich ihm so lange nachgegangen, bis er mir in der Strohschaubkammer nicht mehr entschlüpfen konnte. Er kauerte auf dem Schaub und presste sein Gesicht ins Stroh.

„Valentin", rede ich ihn an. „Zu deinem Hause stehe ich so, dass auch zwischen dir und mir Vertrauen sein darf. Gestehe mir's ganz offen, du bist desertiert!"

Es leugnete es nicht ab und gestand es nicht ein.

„Hab' ihn eh gebeten, den Hauptmann, um Urlaub auf vier Tag, wie die Nachricht gekommen ist. Wenn jeder Urlaub hätt', wo zu Haus

eins von der Sippe stirbt, hat er Antwort gethan, alsdann hätten wir das halbe Regiment bei den Klageweibern. Nichts da!"

„Und dann bist du heimlich davon?"

„Ich gehe ja morgen, wenn's vorbei ist, gleich wieder zurück."

„Valentin", sage ich, „den Vater hast du noch einmal gesehen. Wir werden ihn gut betten. Geh lieber sogleich."

Den Kopf hat er geschüttelt: Sogleich, das wolle er nicht.

Der Unglücksmensch ist geblieben, aber keiner von allen, die dem Todtenbegängnisse beigewohnt, hat's glaube ich geahnt, dass ein Deserteur danebenstand, als sie den starren Adam vom Laden hoben und auf die knisternden Hobelspäne in die Truhe legten. Während die Leute noch an den Tischen saßen und unter gedämpftem Geplauder das Todtenmahl verzehrten, nagelte der Zimmermann den Deckel auf. Verdammt, war das eine Musik, dieses Hämmern auf den Sarg! Die Hausmutter hatte alle Thüren und Fenster zugemacht, dass die Barbel in ihrer Kammer den Schall nicht sollte hören können.

Dann haben sie den Schrein hinausgetragen und niedergestellt auf der Thürschwelle, haben das Lied gesungen, in welchem der Scheidende Abschied nimmt von Weib und Kind, von Haus und Hof. In dem Augenblicke hub in der Scheune, die gegenüber der Kammer des Mädels steht, die Kornwindmühle an zu klappern, heftig und schmetternd. Die Leute schauten mit Entrüstung auf. Der Kulmbock war über diese Störung der Andacht sehr empört, aber ich muss Dir mit Freuden mittheilen von einem erweckten Menschen. Von dem Spitzelbuben habe ich Dir noch nichts Gutes berichten können. Der hatte bei jenem Osterfeuer den Rocherl in die Glut bringen wollen und ist auch sonst ein boshafter Range. Und jetzt war es dieser Bub, der die Windmühle trieb und Späne hineingesteckt hatte, damit sie doch recht mächtig klappern solle. Angestiftet soll ihn die Marenzel haben: „Ich habe den Kulmbock schon gebeten, er möcht' das harte Lied sein lassen vor der Thür. Er thut's nit, der Dickschädel. Jetzt geh, Bub', und lass die Windmühl bredeln, dass alles schnalzt, damit die Kranke in der Kammer das Lied nit kann hören." — Der Todtengebrauch war gestört, aber der Barbel war der herzbrecherische Abschiedsgesang erspart geblieben. Mich freut jetzt dieser Spitzelbub mehr, als alle sinnigen Todtensitten zusammen.

Wer da halbwild wie ein Verbannter ums Haus schlich, sich dazugehörig fühlte und doch nicht dazugehen durfte, das war Guido Winter. Außer dem unversöhnlichen Rocherl sagte es ihm keiner, dass er allein die Schuld an diesen Ereignissen sei, er selbst sagte es sich aber ununterbrochen, erbarmungslos. Nun wollte die Barbel wissen, wo der Guido sei, er solle zu ihr hineinkommen. Und dieses wunderbare Wesen — während sie den Vater davon trugen, während sie in demselben

Sarge ihre Jugend, ihre Unschuld, ihr zartes Glück davontrugen, hat sie ihm mit lieben, sanften Worten Muth und Trost zugesprochen. Wenn man in diesen Schickungen sagen könne, jemand sei Schuld, so sei es sie. Sie habe es nicht vermocht, ihn zu verleugnen, wie lieb sie ihn hätte. Es sei ihr vorgekommen: Alles, alles für diesen liebsten Mann! Und wenn sie der Herrgott nun beim Wort genommen, so könne Guido nichts dafür. Und er werde sie wohl nicht verlassen in der harten Zeit, und wenn er so wäre, wie man es manchmal von anderen höre, dann erst müsste man verzagen. Das größte Leid hätten sie nun wohl überwunden, ein so großes komme nicht mehr, und wenn's auch in Armuth und Kümmernis müsse sein, alles sei ihr recht, nur ein wenig liebhaben will sie ihn dürfen.

So hat sie zu ihm gesprochen, und gebrüllt hat der Lehrer vor Rührung, wie er es mir nachher erzählt. Und mitten in diesen heiligen Dingen fällt es mir ein, ganz abscheulich profan: jetzt, wenn sie nur schon da wären, die zwanzigtausend Kronen! Jetzt wollte ich einmal Goldonkel spielen, dass schon all des Teufels wäre!

Freund, es war Dir ein wahres sursum corda! Ein wahres, urplötzliches Herzerheben in diesen Tagen der Trauer.

Nun also haben wir sechs Männer ihn hinabgetragen über den steinigen Weg. Mit Riemen war die Truhe auf den Tragschragen festgebunden, und doch wollte sie rutschend werden, weil der Schragen so schief getragen werden musste, den steilen Hang hinab. Hinter diesem Sarge ist ein junger Bursche gegangen, mit rothen Bändern am Hut und am Arm, ganz hochzeitlich angethan. Der hat vor sich auf den Armen, wie man ein Kind trägt, das winzige Trühlein getragen, das mit schneeweißer Leinwand verhüllt war. Den Rocherl hatten sie anfangs auserlesen, dieses sonderbare Schatzkästlein auf den Kirchhof zu tragen, der aber hat über diese Zumuthung einen grauenhaften Schrei gethan und ist in den Wald gelaufen, so dass wir ihn beim Begräbnisse gar nicht gesehen haben. Hinter dem hochzeitlichen Burschen sissfelte die alte Marenzel drein, in der einen dürren Hand den Stock, in der anderen die Stallaterne. In der Laterne Scheiben spiegelte sich so scharf die Morgensonne, dass das Kerzenlicht in ihr erst wieder sichtbar ward in der schattigen Hohlichlucht. Und dann folgten die vielen Beter und Beterinnen, von jedem Hause mindestens eins, im ganzen Almgai. Die Hausmutter in ihrem dunkelblauen Gewande, der Valentin in seinem Soldatenmantel, und der kleine Franzel in seinem grünverbrämten Steirerröcklein, waren mitten drinnen und thaten wie alle andern. Weil die Trauer eine allgemeine geworden, so trugen sie scheinbar nicht schwerer, als die übrigen. Der Kulmbock soll sonst bei derlei Vorbeter gewesen sein, jetzt als Abgeordneter und Ordner hatte er mehr ans Reden zu denken, als ans Beten. So hat

der Schneider Setznagel einspringen müssen mit seinem singenden Stimmlein. Ganz hinten am Zug trippelten zwei alte Einlegerleutchen nach. Sie kommen stets herfür, wenn es wo ein Todtenschmäuslein gibt und haben sicher schon mehr Leute zu Grabe geleitet, als ihrer noch lebendig umsteigen auf diesen steinigen Bergen. Und zu allerhinterst lief einer nach, den sie wiederholt zurückjagten und der immer wieder nachkam, um seinem Hausvater das letzte Geleite zu geben. Unser Haushund. Als er jedoch endgiltig merkte, dass seine Theilnahme durchaus nicht beliebt ward, schlich er mit eingezogenem Schweife zurück zum Adamshaus, stand dort vor der stillgewordenen Thür und weinte laut.

Eine alte Nachbarin war daheim geblieben bei der Barbel und soll ihr aus einem Gebetbuche den „Kreuzweg unseres Herrn und Erlösers Jesu Christi" vorgesprochen haben. Ob das Herz des armen Mädels bei diesem Kreuzwege war, oder seinen eigenen gieng? —

Als wir in die Kirche kamen, vor deren Thor die Leiche abgesetzt worden war, lagen auf dem Altare schon die grinsenden Todtenschädel, wer weiß, ob es nicht gerade die Voreltern des Adam waren, die jetzt Ehrenwache hielten bei dem Traueramte. Die Bänke waren voll Beter, wovon jeder ein Kerzenlicht vor sich stehen hatte. Der Valentin stand ganz hinten im dunklen Thurmgewölbe und schaute auf das Kirchenthor hin, so oft es aufgieng.

Nach dem Amte haben wir den Adam an sein Grab getragen. Als wir ihn an zwei langen Riemen hinabrollen ließen, so dass der Sarg an der knolligen Erdwand ein wenig dröhnte, da habe ich wohl doch horchen müssen, ob denn niemand aufschluchzt. Die Glocken waren hell geworden, der Geistliche betete sein Requiem, und der Knabe schwang das Rauchfass, dass die blauen Wölklein aufstiegen in den Flieder des Raines. Die Hausmutter ist dagestanden bewegungslos wie eine Säule und hat unverwandt zum Christuskreuze hingeschaut. — Der Lehrer, so muss ich denken, wenn er nur jetzt bei i h r ist. . . .

Dann lehne ich die Leiter ins Grab und steige hinein, um den Sarg zurecht zu rücken, daß mein Adam recht gut rasten kann. Hernach hebt der hochzeitliche Bursche sein Trühlein herab, und wie ich das anfassen will, um es neben den Sarg des Vaters zu betten, unterbricht der Curat sein Gebet und fragt: „Es hat wohl die Taufe empfangen?"

„Mein Gott, freilich", berichtete die Marenzel.

„Natürlich, als es noch lebendig war?"

„Hochwürden Herr, lebendig ist es gar nie gewesen. Heißt das, es ist schon so auf die Welt gekommen."

„Dann gehört es nicht hierher", sagte der Curat, und sein sonst gutmüthiges Gesicht nahm einen peinlichen Ausdruck an. „Draußen vor der Hecke ist ja der Anger. Ich will es gerne segnen, nur solltet ihr

wiſſen, daſs die Erbſünde, die nicht durch die heilige Taufe gelöſcht iſt, in geweihter Erde nichts zu ſuchen hat. Und in dieſem Falle ſchon gar nicht, leider Gottes!"

Als die Leute verſtanden, der Curat wolle das kleine Kindlein ausweiſen, erhob ſich ein Aufruhr. Der Lehrer, der beim ganzen Begräbniſſe nicht zu ſehen geweſen, jetzt war er auf einmal da. Dem Burſchen nahm er das Trühlein aus der Hand und ſagte ziemlich laut: „Es iſt mein. Ich will es im Garten begraben und darüber eine Tafel ſetzen: Hier ruht eine Erbſünde, die nicht durch Chriſti Blut erlöst worden iſt."

Na Du, da iſt's mir merkwürdig kalt über den Rücken gelaufen, wie er das geſagt hat. Die Leute halten ihren Athem ein. Was wird jetzt wohl geſchehen? — Der Curat ſchaut wehmüthig drein, ſchüttelt den Kopf und ſagt dann zum Burſchen: „Thue es hinab."

Und nichts weiter.

Wir haben es zu Füßen des Großvaters geſtellt und dann Erdſegen darauf geworfen mit der Schaufel.

Wie das vorbei iſt, drängt ſich zwiſchen den Leuten, mit den Ellbogen ſachte eine Gaſſe bohrend, der Gleimerbauer mit ſeinem Weibe hervor, ſie ſtellen ſich ans Grab und heben an zu ſingen. Er mit rauh röchelnder Stimme, ſie mit grellem Discant, in der Melodie gleichmäßig beide ſteigend und fallend, als ob es eine einzige Stimme wäre, aber getheilt in einen dicken Strick und einen dünnen Faden. Stadtleute, wenn ihrer dageweſen wären, würden ſich die Zunge wundgebiſſen, oder ganz ungezogen aufgebrüllt haben. Mir iſt nicht ums Lachen geweſen, dieſes ſchlechte Singen voller Gläubigkeit und Innigkeit iſt mir nicht bloß durch Mark und Bein, iſt mir auch ins Herz gegangen. Beſonders als ſchließlich die ganze Gemeinde mit einſtimmte zu einem feierlichen Trauerchore. Die Melodie, ein getragenes Moll, ſo war mir, muſste ich ſchon gehört haben in längſt vergangenen Tagen, vielleicht zur Zeit der Nibelungen, vielleicht bei einem Odinsfeſte unter germaniſchen Eichen. Den Text hatte ſeither das Chriſtenthum dazugegeben und die Weichmuth der neue Menſch. Die Worte kann ich mittheilen, aber ſie haben keine Seele, wenn dieſe Töne des zum Himmel gehobenen Weinens, des heldenhaften Hoffens fehlen.

Am Grabe meines Adam haben ſie ſeiner Seele alſo nachgeſungen:

„Fahr' hin, o Seel', zu deinem Gott,
Der dich aus nichts geſtaltet,
Der dich erlöst durch ſeinen Tod,
Den Himmel offen haltet.
Fahr' hin zu dem, der in der Tauf'
Die Unſchuld dir gegeben,
Er nehme dich barmherzig auf
In jenes beſſere Leben." —

Und zum Abschiede:

„Wenn durch des letzten Tagesflamm'
Die Welt zu Grund' wird gehen,
So bitte Gott, dass wir beisamm'
Zu seiner Rechten stehen."

Kannst Du Dir vorstellen, dass diese Menschen, die unsere Zeitgenossen des fin de siècle sind, fest an die Auferstehung von den Todten glauben? Was sage ich, glauben! Überzeugt sind sie davon. Durchaus selbstverständlich ist es ihnen, so sicher und natürlich, wie dass auf die Nacht der Tag folgt. So über alles Wort sicher ist es ihnen, dass die Todten, die sie auf ihrem Friedhofe bestatten, und sie selbst mit ihnen, am jüngsten Tage, von der Engel Posaunenruf geweckt, auferstehen werden. Auferstehen mit ihrem irdischen Leibe und in dem Gewande, mit dem sie ins Grab gelegt worden; aus der Erde hervorsteigen, lebendig, die alte Seele mit dem alten, verjüngten Körper vereint zum ewigen Leben. — Und sie, die das alles so wissen, sind es doch selber, die nach so und so viel Jahren die alten Gräber öffnen, die Gebeine zerstreuen, der Natur unmittelbar zuschauen bei ihrem gründlichen Zerstören, Umwandeln und Erneuern. — Sie nehmen zu den bekannten Naturkräften nur noch die Allmacht, und sind im Reinen.

Ist das nicht schauerlich groß? Hat die Phantasie, geschweige die Vernunft, für unser lebensdurstiges Herz je etwas ähnlich Aufrichtendes geschaffen? — Darum hörst Du sie auch nicht in Verzweiflung schreien an ihren dunklen Gräbern, siehst sie nicht unter der Überwucht des Schmerzes ohnmächtig zusammensinken, die Hinterbliebenen. Nach einer kleinen Weile ist ja das Wiedersehen, das bessere Leben da. — „Vom Baume kam der Tod, vom Kreuze das Leben." Dieser Spruch steht über dem Eingange des Kirchhofes zu Hoisendorf. —

Übrigens hatte ich nicht lange Zeit, solchen Gedanken nachzuhängen. Schon während des Schaufelns fiel mir auf, dass zwischen den Hecken des Kirchhofszaunes etwas funkelte. Ein ganz unheimliches Funkeln. Mein Valentin steht unter dem Flieder und schaut hinab in die Grube, die sich über dem weißen Sarge immer mehr mit Erde füllt.

Nach der Bestattung stieg der Kulmbock auf einen Betschemel, erhob die Stimme und hielt folgende Anrede:

„Dieweil wir jetzo unsern christlichen Mitbruder zur Erden gebracht haben, sage ich im Namen seiner Hinterbliebenen allen Anwesenden ein Vergeltsgott, dass sie mitgegangen sind und für die arme Seele gebetet haben. Und wer Lust hat, lasst die Familie sagen, der sollt' sich jetzo zum Kirchenwirt begeben auf ein einfaches Todtenmahl, auf dass die Trauer in Freude verwandelt werde. Gelobt sei Jesus Christus."

„Reden kann er!“ nickten sich die Leute zu. „Gut kann er reden. Und heut schon gar, dass er so viel schön geredt hat.“ Es war aber auch ein wunderschöner Stoff!

Ich habe von den Freuden, in welche die Trauer verwandelt werden sollte, nicht viel wahrgenommen. Wie die Leute sich jetzt verlaufen, treten zum Kirchhofsthore rasch zwei Gendarmen herein. Der Valentin sieht sie, stößt einen heiseren Schrei aus, will nach rechts, will nach links davon, thut's aber nicht, sondern springt hinab in das noch halb offene Grab. Tiefer möchte er sich hinein wühlen mit beiden Händen in die lockere Erde, um den Häschern zu entkommen, die ihn in die Kaserne schleppen wollen, ins Stockhaus und wer weiß zu was noch Schlimmerem. Zusammengekauert in der Grube rang er die Hände zu uns herauf: „Erde, Erde auf mich, dass sie mich nit finden!“ — Aber sie standen schon da und begrenzten den Grabrand mit ihren Bajonetten. Der Lehrer und ich haben keine geringe Mühe gehabt, den wahnwitzigen Burschen aus dem Grabe heraufzukriegen. Einer der Gendarmen machte eine schrecklich wilde Miene und rief: „Na, wird's? Vorwärts jetzt, marsch!“ Aber der barsche Ton dieses Commandos misslang, er fiel zu unsicher, zu biegsam aus, so dass der Mann sich weiter keine Mühe gab, sondern gutmüthig beisetzte: „Seien Sie nicht kindisch, Weiler!“

Er hat sich dann ohne weiteres ergeben. Seine Mutter, seine Brüder sind starr dagestanden vor Schreck.

Sage ich zu den Gendarmen: „Die Herren werden doch etwas Mittag halten wollen, im Wirtshaus?“

Dess waren sie einverstanden.

Während die Leute das Todtenmahl, Brot und Apfelwein, sich munden ließen, wobei die einen in eine rührselige, die anderen in eine übermüthige Stimmung geriethen, saßen die Landwächter in der Nebenstube am wohlbesetzten Tisch, und der Valentin mit den kreuzweise geschlossenen Armen lehnte daneben in der Wandecke und starrte stumpf vor sich hin. Wir hofften insgeheim noch etwas vom Weine, der in einer Maßflasche vor die ausübende Nemesis gestellt wurde, doch diese verhielt sich sehr gemessen und schnob bisweilen nur so in den Schnurrbart. Der Kulmbock, der Lehrer und ich waren dieweilen nicht müßig. Im Schulhause setzten wir eine Art von Protokoll und Bittschrift auf, mit dem Hauptgutachten, der Valentin Weiler habe nach allem Ermessen nicht die Absicht gehabt zu desertieren, nur die Kindesliebe habe ihm einen Streich gespielt, und habe er mehreren Personen die bestimmte Absicht geäußert, nach dem Leichenbegängnisse des Vaters sofort wieder einzurücken. Die schwergeprüfte Familie, sowie die ganze Gemeinde bitte um die Gnade, dass ihm der unbedachte Schritt nachgesehen werden möchte. — Diese Einschläge des Kulmbock waren nicht so übel, obschon

ich in der Diction gerne eine militärischere Form gehabt hätte. Zuletzt kamen wir darin überein, dass der Valentin, in die Kaserne gekommen, schnurgerade und stramm vor seinen Obern hintreten und gehorsam um seine Strafe bitten solle.

Dann nach dem Mahle, als sie aufstanden und ihn wie einen gebändigten Missethäter davonführen wollten, brach das Mutterherz los. Aber nicht in weibischen Klagen, die gehen meiner Hausmutter nicht von statten, vielmehr in einem zornigen Aufbäumen gegen die „höllische Art, ein armes gutes Kind vom Vatersgrab hinwegzutreiben wie einen Dieb und Brandstifter. Und wenn der Soldat nicht einmal mehr so viel Mensch sein dürfe, dass er die Eltern heimsucht in der Todesstund', nachher sei es nicht der Mühe wert, dass der Mensch ein Heimatland habe, nachher solle gleich der Russe kommen und alles miteinander in die Luft sprengen!"

Scharf hat sie gesprochen, meine Hausmutter, und geschadet hat's nichts. Sprach einer der Gendarmen leise zum andern: „Mir scheint, seine Handeisen thun der Alten so weh. Ich glaube wirklich, wir könnten ihm die Hände frei geben."

Und der andere: „Wenn du's wagen willst? Ich halte mich an die Ordonnanz."

„Dann ich auch."

„Ihr Herren", sage ich zu ihnen, „eine Wette, ihr habt auch Vater und Mutter gehabt." — Menschlich sind sie zwar mit ihm umgegangen, aber entfesselt haben sie ihn nicht. Als der Valentin so, in gebundener Marschroute, an einer Gruppe von Bauernburschen vorüberkam, die betroffen dastanden, rief er hell aus: „Lebt wohl! Für mich ist die Kugel schon gegossen! Juchuhu!"

Das hat die Mutter stumm gemacht. Dieses Jauchzen hat sie stumm gemacht. Stumm und todtenblass.

Von den Landwächtern und ihrem Gefangenen ist bald nichts mehr zu sehen gewesen, als das letzte Funkeln der Spieße zwischen den Bäumen her, die am Hohlwege stehen.

Nachschrift. Es wird gut sein, Freund, wenn Du diese meine Briefe der letzten Monate niemandem zeigst. Falls ich noch einmal zurückkehre in die gebildete Welt, würden sie mich dort unmöglich machen. Diese Parteilichkeit für Arbeit und arme Leute! Diese Lobpreisung des Gottesglaubens! Diese Voranstellung des Menschen auf Kosten des Soldaten. — Es ist unglaublich, wie schnell man verbauert!

* * *

Im Adamshause geht es, als ob es nie anders gegangen wäre. Und wie anders war es noch vor wenigen Wochen! Schon dazumal glaubten wir schwer zu tragen, und war doch eine wahre Glückszeit, im Vergleich zu heute. Prächtig stand das Korn auf den Feldern, die Barbel pflegte in seliger Erwartung den Hausgarten, der Vater arbeitete arglos auf der Wiese, der Valentin wollte auf Urlaub kommen und der Rocherl gieng noch im Hofe herum. Heute ist das Korn und der Adam tief in die Erde geschlagen. Die Barbel liegt in der Kammer, der Valentin sitzt im Stockhaus. Der Rocherl ist fort.

Und wenn nun Tage kämen, im Vergleich zu denen diese Gegenwart noch eine Glückszeit wäre! Was mag der harte Herrgott noch alles in seinem Zeughause haben! Die Hausmutter zeigt diesem Herrgott manchmal die Zähne, dann kniet sich doch wieder demüthig hin und betet: Dein Wille geschehe!

Der Rocherl ist in Verlust gerathen. Seit dem Begräbnistage, als man ihm zugemuthet, jenes Trühlein zu tragen, ist er nicht mehr gesehen worden im Almgai. Nichts hat er mitgenommen, als was er am Leibe trug und die alte Flinte. Bei den Almhütten oben soll er einmal gewahrt worden sein und später in einer Kohlenbrennerhöhle ganz hinten im Waldthale. Der Jäger Konrad, heißt es, spähe ihm nach. Natürlich, wenn er die Flinte mit hat! Der Rocherl soll aber gesagt haben, er wisse sich andere Böcke, die den Jäger nichts angiengen! — Man weiß nicht, wie solche Reden zu verstehen sind. O Gott, wenn man's nur nicht wüsste! Es müssen ihm rein die Sinne verwirrt worden sein. Der Barbel wegen. Man sollte ihn nicht aus den Augen lassen! meint der Konrad.

„Willst du damit was sagen, Jäger?"

Der zuckt die Achseln. Nicht aus den Augen lassen! dagegen hat der Junge gründlich gesorgt.

Die Hausmutter und ich arbeiten auf dem Kartoffelfeld vom Morgen bis zum Abend. Ganz allein sind wir bei diesem Ernten und hoffen vor dem ersten Schnee leider leicht fertig zu werden. Das Kartoffelgraben ist eine der wenigen Arbeiten, die ich nicht erst mühsam lernen musste. Oder ist jetzt keine Zeit mehr zu lernen? Die wenigen Knollen, die ich anfangs mit der Haue angehackt, haben mir so wehe gethan, als wären es meine bluteigenen Zehen gewesen. Am Abend laden wir die Säcke auf den Schubkarren und ziehen sie gemeinsam in den Hof. Dabei schweigen wir neben einander her. Mich verlangt's manchmal zu sprechen über das, was uns widerfahren ist, sie thut nicht mit. Von den Kartoffeln spricht sie, und von dem Herbstklee, von den Maulwürfen — und kein Wort von dem Jammer, der so schwer auf uns lastet. Am tiefsten scheint ihr das mit dem Rocherl zu gehen, denn einmal, mitten im Graben, hat sie aufgeschrien: „Den Hanstiel sollt'

man abschlagen über seinem Buckel! So blitzdumm! So sumpflackenschlecht! Durchgehen! Ein solches Elend und durchgehen!"

„Ich will am nächsten Sonntag wieder suchen gehen!"

Auf dieses mein Wort ruft sie aus: „Fremde Leut müssen einem helfen! Dass einem die eigenen Kinder so viel Kummer mögen anthun! Alle! Eins, wie alle! Schad', dass der Franzel nit auch schon groß ist. Bin begierig, was der wird anstellen!" — Dabei lacht sie grell auf. — Ja, Freund Alfred, lustig ist's bei uns! — Der Lehrer lässt sich auch wieder nicht sehen.

So kann's aber nicht fortgehen. Ich zermartere mir den Kopf, was jetzt zu machen ist. — Fromme Leute lehrt die Noth beten, mich lehrt sie rechnen. Da habe ich vor einigen Tagen einem bekannten Advocaten in die Stadt geschrieben, ihm den Sachverhalt meiner Wette mitgetheilt und ihn gefragt, was zu thun ist, um der Sache auch ganz sicher zu sein. Die großartig poetischen Anwandlungen sind in dieser heißen Zeit gründlich versengt worden. Nein, auf mein Geld verzichte ich nicht. Es gibt zu gute Verwendung dafür. Alles kann man mit Geld freilich nicht machen, besonders wenn man keins hat. Hat man's und versteht man's, dann ist es wohl doch ein Zauber! Und dann soll auf dem Adamshause der richtige Tyrann herrschen! Die zwei Leute müssen heiraten, der Rocherl muss heim, der Franzel muss an den Pflug, und den Soldaten müssen wir auch ledig kriegen. Mit Geld geht alles, und warum soll nicht auch ich meine noblen Passionen haben! Wenn der Baron Wieselwang jährlich seine zwanzigtausend Kronen für Jagdvergnügen ausgibt, so kann der Trautentorffer, dessen Vorfahren wahrscheinlich zur Zeit der Hohenstaufen Wegelagerer gewesen, auch etwas auf ein Amusement setzen. Mir macht's gerade einmal Spaß, diese Adamsleute wieder auf die Füße zu stellen. Ich will just einmal einen alten Bauernhof aufstiften, zur Zeit, wo es Mode ist, die Bauernhöfe abzustiften. Ist's ein Unsinn, so sehe ich nicht ein, weshalb gerade ich mit meinem Gelde keinen Unsinn machen soll. Ich kannte einmal einen feinen Herrn, der zwei viertel Millionen darauf verwendet hat, sich und seine Familie zugrunde zu richten mit Spiel und Sport und Weibern. So kostspielig sind meine Passionen nicht. Freilich auch nicht so nobel.

Nun, einstweilen heißt es mit der Hände Arbeit wacker nachhelfen. Und da glaube ich gestern kein schlechtes Stück geleistet zu haben. Nicht beim Kartoffelgraben. Ein besseres. Ich erzähle Dir.

Kam da ein fremdes Männlein ins Haus, halb Bauer, halb Herr und halb etwas anderes. Eine spottschlechte Figur mit Höcker, krummen Beinen und einer Glatze von vorn bis hinten. Sonst anmuthig. Zuthunliches Rundgesicht, gut rasiert, voller Theilnahme über und über, wegen der so schweren Unglücksfälle, die das Haus getroffen. Wohl auch er

hätte ein ungeheuer schlechtes Jahr gehabt. Dem Bauer wäre wenigstens der Erdboden geblieben, auf dem wieder etwas wachsen könne. Ihm habe das böse Wetter, das die Feldfrüchte erschlug, alles erschlagen. Und deswegen werde die christliche Adamshauserin ein Einsehen haben und ihm von dem blutigen Angelde, das er für das Getreide gegeben, wenigstens einen Theil wieder zurückerstatten. Es müsse ja nicht gleich sein, aus Nächstenliebe wolle er zuwarten, ja er sei — weil ein Mensch den andern nicht verlassen dürfe — bereit, ein Übriges zu thun. Sollte Sie, die gute Adamshauserin, jetzt etwa in Geldnöthen sein? Nach solchen Unglücksfällen wäre es ja wohl möglich. Zwei, dreihundert Gulden? Sie dürfe es nur sagen. Ohne Zinsen! Und mit dem Zurückzahlen werde er sie nicht drängen, das sei nicht seine Sache, aus dem Unglücke anderer Vortheil zu ziehen. Sollte es ihr binnen fünf Jahren nicht leicht werden, das Geld zurückzugeben, so würde er gerne eine andere Deckung annehmen, etwa das Wäldchen unten am Rain bis zum Felswändel hin — und erbitte sich hierüber bloß eine Unterschrift — der Ordnung halber. Das Angeld fürs Getreide wolle er dann auch durchgehen lassen, in Gottesnamen.

Ich konnte kaum erwarten, bis der Schelm ausgeredet hatte. Nun trete ich vor! „Liebwerter Herr! Was der Wald vom Rain hinüber bis zum Felswändel ausmacht, das wären auf Ihr gütiges Anerbieten in fünf Jahren zu dem Capital etwa zweihundert Percente Zinsen."

„Sind Sie Hausherr?" fragt er mich süßlich.

„Nein, bloß Hausknecht!" sage ich, packe ihn am Arm, führe ihn zur Thür hinaus, weit über den Anger hinab bis zum Bretterzaun und werfe ihn darüber hinweg.

Nach diesem Tagewerk habe ich meinen Samstagfeierabend gemacht und mir die Nachtmahlsuppe schmecken lassen. Verdient, glaube ich, war sie diesmal. —

Und jetzt eine andere Idylle. Kam vor etlichen Tagen ein Holzarbeiter aus den Waldgräben zu uns ins Haus gesprungen und er wolle einen Brantwein haben! — Die Hausmutter erkennt ihn als den Toifel, einen halb blöden, berüchtigten Gewaltmenschen, und antwortet ganz gütig: „Lichtenberger, wie er vom Brunnenrohr herausrinnt, oder eine Schüssel Milch, anderen Trunk gibt es halt nicht bei uns."

„Ich muss Brantwein haben!" knurrt er, kauert sich in den Wandwinkel und schnaubt wie ein Eber. Wir kennen uns nicht aus, hat ihn aber keins gefragt, was ihm ist. Seine Augen waren gerade wie zwei schiefe Hacken, mit denen er uns anscheinend am liebsten zerrissen hätte. Bald darauf kommt der Knecht vom Gleimer und ob wir die Neuigkeit schon wüssten? Der alte Einleger Michel wäre erstochen!

„Er liegt in der Todtenkammer."

„Lügen thust!" schreit der Toifel von seinem Winkel her. „Gestochen hab' ich, aber nit grob."

„Er liegt in der Todtenkammer!“ wiederholt der Gleimerknecht.

Darauf hebt der Toifel an zu brüllen wie ein Stier. Dann kniet er vor mir nieder: „Bitt' dich gar ſchön, mein Adam, wenn du mir ſchon keinen Brantwein gibſt, ſo thu' mich halt binden und ſtell' mich zum Gericht. Jeſſes, Jeſſes, jetzt hab' ich den alten Michel umgebracht!“

Aber warum? Warum? Menſch, warum?

Das weiß er nicht. Am Hüttbauernhaus ſei er vorübergegangen, ſeine Holzknechtkraxe auf dem Buckel. Da ſei ihm jäh der alte Einleger im Weg geſtanden. Steh' auf die Seiten, Michel! habe er ihm zugerufen. Der Alte hätte ſich nicht gerührt, hätte trutzig geſagt: „Steh' *du* auf die Seiten! Darauf habe ihn der Toifel noch einmal gefragt: Wird's? Und der Michel habe geſagt: Na. — Iſt gut, ſo räum' ich mir ſelber den Weg! darauf der Toifel und ſtößt dem Alten das Meſſer in den Leib. Au! lacht der Michel, ſo viel kitzeln thuſt mich! kauert ſich zuſammen, fällt um und iſt todt. — Auch der Knecht hat es ſo beſtätigt.

Noch in derſelbigen Nacht haben wir das Ungeheuer nach Ruppertſtein geführt zum Gericht. Als wir in Hoiſendorf an der Todtenkammer vorbeikommen, wo am Fenſter ein Lichtlein flimmert, ſagt der Gleimerknecht zum Toifel: „Willſt hineinſchauen beim Fenſter, was der Michel macht?“ Der Toifel haſtet weiter. Nur einmal, bei der Hohen Brücke unten ſteht er ſtill, thut einen Seufzer und ſagt zu uns: „Die Herren draußen werden Umſtänd' machen. Laſst's mich hinab da ins Waſſer.“

Auf dem Heimweg haben wir den Todten angeſehen. Sein Weib, nun ſchon gar ein altes Mütterlein, iſt emſig beſchäftigt, mit einem Waſchlappen die Blutkruſten von der Bruſt zu waſchen, von der ſchneeweißen Bruſt. So gleichgiltig, als ob ſie ein Kleidungsſtück reinigte für den Sonntag. An der linken Seite die klaffende Wunde, wie abſichtlich ins Herz gezielt. — „Ungeſchickt, ungeſchickt Kind!“ ſagt die Alte vor ſich hin, „noch ein rechtes Glück, daſs nicht *mehr* geſchehen iſt!“

„Was meint ſie denn?“ frage ich den Gleimerknecht. Der hat mir Folgendes geſagt. Die Alte hätte in frühen Jahren einen Sohn verloren und ſich immer eingebildet, er wäre noch am Leben und würde eines Tages wieder kommen. Und jetzt hielte ſie den Toifel aus den Wäldern für ihren Sohn, der herfürgegangen ſei, um den Vater zu herzen. Zu herzen! —

So iſt ſie irrſinnig geworden, die arme Alte. Und wohlgemuth geblieben.

Verſtehſt Du ſolche Sachen, Philoſoph? Ich nicht. Es müſste denn ſein, daſs wir Adamshauſer heute in dieſem Ereigniſſe ein Gegenbild ſehen ſollen. Ein größeres Unglück — und doch wohlgemuth.

Wie mir um den Rocherl bange iſt, das kann ich Dir nicht ſagen.

* * *

Am neununddreißigsten Sonntage.

Die Tage gleiten träge dahin in ihrem Geleise. In dieser Woche hat der Schneider Setznagel mit seinem Lehrling im Hause gearbeitet. Doch ist eigentlich niemand vorhanden, dem der Meister was anmessen könnte. Der Franzel ist noch da, der sein Wintergewand bekommt.

Meine Leute haben den selbstgemachten Schafwollloden verkaufen und Baumwollzeug dafür kaufen wollen, erstens weil das letztere billiger ist und als „Stadtgewandel" besser passt, falls der Knabe in die Studie kommt. Mein Rath hingegen war: Ein Bauernbübel und ein Lodenjöppel!

„Wirst recht haben, Hansel", sagte drauf die Hausmutter, dieweilen sie für den Schneider Zwirn abhaspelte, „ich weiß mir nimmer aus, thu' wie du willst."

Thu' wie du willst? Bin ich denn wirklich in Ehr' und Willen eingesetzt auf diesem Hofe? Und wenn ja, kann ich's verantworten, wenn der Knabe auf meinen Rath hin festgehalten wird in dieser elenden Berghütte, während anderwärts in der weiten Welt bessere Lose seiner warten können? — O Freund, mein Vertrauen zu diesen ehrwürdigen Stand hebt an zu sinken, wie das Barometer in Sturm.

Als der Schneidermeister aus Anmessen gieng, machte er bei mir Halt und fragte die Hausmutter: „Kriegt der Knecht auch was?"

„Freilich wohl", antwortete sie, „der kriegt ein ganzes Jahresgewand. Vom braunen oder grauen Loden, wie er will."

„Mutter", gebe ich drauf, „an Gewand fehlt's mir noch gar nicht, leicht komme ich aus übers Jahr, mit dem was ich habe."

„Ist mir zuwider, wenn du dafür das Geld haben willst", sagte sie, „ich werd' es frei nit mögen aufbringen."

Jetzt bin ich doch nahe hingetreten zu ihr, so nahe, dass die Haspelflügeln mir den Wind ins Gesicht gefächelt haben: „Muss es ja schon etlichemal gesagt haben, Hausmutter, dass Ihr mir nichts schuldig seid. Dass der Herrgott mich eigentlich nicht zu einem Bauernknecht geschnitzt hat, werdet Ihr wohl schon lange bemerkt haben. Dazu ist der Holzklotz nicht hart genug gewesen. Verwunschener Prinz bin ich auch keiner. Rein aus Gesundheitsgründen bin ich in die Bergluft gegangen. Wohl, wohl, Mutter, rein aus Gesundheitsgründen! Weil die körperliche Arbeit und das Schwitzen so gesund ist. Bin auch kernfrisch geworden, da heroben bei euch, und dafür werde ich mich doch nicht lohnen lassen. Bin ich euch was nutz, so bleibe ich gern noch ein Eichtel da. Nachher im Winter vielleicht, bis ihr alle wieder auf gleich gekommen seid, werde ich halt wieder zum Wanderstecken greifen."

„So!" rief sie und ließ den Haspel stehen. „Na, gute Nacht! Wenn der Knecht auch fortgeht, nachher können wir das Vieh beim

Schweif aufhängen und uns lebendigerweis eingraben lassen. Viel dicker kann's schon nit mehr kommen."

„Also kriegt noch wer was, oder nit?" stach der Schneidermeister mit seinem spitzen Stimmlein dazwischen. Mit seinem Maßfaden stand er da, in kühnster Bereitschaft, mir Beine, Bauch und Buckel zu messen. Hier auf der Bauernschaft ist der Schneider nicht zum Spotte, wahrlich nicht! Vielmehr zur Furcht und Angst ist er! Das Haus beherrscht er, sein besonderes Essen begehrt er, wie sein Nachtbett gebaut und geschichtet werden muss, schreibt er vor. Wenn die Stubenwärme um ein Scheit zu niedrig ist (zu hoch ist sie ihm nie) dann hebt er an, heftig den Faden zu reißen, und gibt der Bäuerin schuld, wenn der Zwirn entzwei geht; hebt an, die Lodenstücke hin und herzuschleudern, in weitem Bogen auszuspucken und die Bäuerin kann sich freuen! Wenn er zur Nachbarschaft kommt, wird er ihr ein kurioses Loblied singen.

Und weil sonst niemand was kriegt, so beginnt mein kleiner Meister Setznagel mit den Augen ganz schrecklich umherzustechen, bis er — auf den Zuschnitt für den kleinen Franzel weisend — in die Worte ausbricht: „Und wegen dem Kletzen da sind wir auf den Berg heraufgefoppt worden?!"

„Mein Gott", lacht die Hausmutter bitterlich auf, „was kann ich dafür, wenn die Leut wegsterben, mit den Schandarmen fortgeführt werden und selber davonlaufen!"

„Kann i ch dafür?" begehrt der Schneider auf.

Jetzt packt mich der Unmuth. Mit der Faust nagle ich's auf die Tischecke: „Was gibts da zu greinen! Ihr macht, Schneider, was zu machen ist, und passt's euch nicht, so geht es leichter thalwärts als bergwärts. Versteht ihr mich leidlich?"

Damit bin ich schön angekommen. Der Schneider verstand sehr gut, erschrak aber durchaus nicht. Er gieng ruhig zur Bank, wo die Hausmutter saß, und forderte sein Geld. Sie sind dem Ungeheuer von früherer Zeit her schon seit Tag und Jahr den Sterlohn schuldig. Jetzt ist es an mir, in den Sack zu greifen und den Rest meines Sparpfennigs hervorzuthun. Knapp reichte es zur Sühne des beleidigten Schneiders. Dann hat er sein Zeug und seinen Lehrbuben zusammengepackt und ist davon. Die zugeschnittenen Hosentheile für den Franzel liegen auf dem Tisch. Wenn sie mit Eisennägeln zusammengenagelt werden könnten, da wüsste der ehemalige Grobschmied vielleicht Rath. Die Nadel geht über meine Kraft. — Und so fange ich an, in diesem Hause Ungutes zu stiften. Aber wer hätte gedacht, dass auch der kleine Schneider sich mit dem großen Schicksal verbündet — zum Verderben des Adamshauses!

Es erscheint demnach hoch an der Zeit, daſs heute vom Rechtsanwalt ein Schreiben kam. Allerdings eins, das schlechter war, als keins. Meine Angelegenheit mit dem Herrn Stein — schreibt der Mann — wäre eine etwas faule Sache. Ich würde gut thun, mir beizeiten eine verläſsliche Zeugenschaft zu sichern, denn der Wettgegner scheine ein geriebener Herr zu sein und nicht gesonnen, einer „hirnverbrannten Marotte“ Rechnung zu tragen. Ich solle mich — räth der Advocat — aber ja nicht etwa auf die Socken machen nach der Stadt, um meine Sache zu betreiben. Den Bauernhof verlaſsend, wäre mein Recht formell verfallen. Keine Stunde dürfe fehlen an dem Bauernjahre. — Da hätten wir es ja. Das kann eine saubere Geschichte werden. In sommerlicher Hochstimmung war mir die Sache schon gleichgiltig gewesen; jetzt mit der sinkenden Sonne des Jahres kommt die Geldgier und die Rechthaberei. Ich begehre mein Recht und auf die Wette verzichte ich nicht! — Sofort schreib' ich dem Rechtsfreunde zurück, alles aufzubieten, daſs die Zeugen sich nicht verlaufen, daſs sie fest bleiben und daſs nöthigenfalls der Gegner auf einen Eid getrieben werde. Aber es wird sich vor Ablauf der Frist nichts machen lassen. Wir haben noch ein Vierteljahr.

So kriecht der Teufel allmählich auch Deinen Bauernknecht an, den Du, mein Alfred, immer so tapfer aufrecht erhalten hast. Deine philosophischen Zusprüche haben stets gute Dienste geleistet, aber von jetzt ab wäre ihm, offen gestanden, Bargeld lieber.

(Fortsetzung folgt.)

Alt.

Skizze von **Erich Ebenstein.**

„Alte Leute sollten wirklich weniger Ansprüche machen und bedenken, daß andere nicht Zeit für den geschäftigen Müßiggang haben, dem Kinder und Greise fröhnen.“

Mit diesen Worten war er gegangen, der stolze Herr Schwiegersohn, und nun war es wieder ganz still im Zimmer wie gestern und vorgestern und all die Tage früher. Die Nachmittagssonne trieb ihr unschuldiges Spiel mit den Sonnenstäubchen weiter, als sei nichts gewesen, und die große Uhr pendelte auch so schläfrig fort wie immer. Am Fenster aber saß die alte Frau in demselben grauen Kleid, das schlottrig um ihren kleinen vertrockneten Körper fiel, mit derselben schwarzen Spitzenhaube auf dem schneeweißen Haar und mit demselben Strickzeug

in den Händen, ganz so, wie man sie Tag für Tag hier sitzen sah. Nur ihre Seele war anders als sonst.

Tausend Furchen und Fältchen zogen sich wie ein Reigen versteinter Schmerzen um ihren alten Kopf, aber die Zeit hatte so lange an ihnen gemodelt, dass sie endlich aussahen wie lauter Freundlichkeiten; die durch viele Thränen etwas wässerig gewordenen Augen blickten sanft und milde vor sich hin. Sonst blinkte etwas Heiteres darin, aber heute glitten sie ernst über die altmodischen Möbel und die darauf stehenden Sächelchen hin, als suchten sie etwas.

Jedes Ding im Zimmer war eine Erinnerung an vergangene Zeiten und längst verstorbene Menschen, und heute schien ihr, als wären es lauter Worte, die sich zu einer langen, langen Geschichte aneinanderreihten.

Machten es die Worte des Herrn Schwiegersohnes oder der Frühling, welcher draußen so glänzend über der blanken jungen Welt lag, dass sie sich müder und älter und schwächer fühlte als sonst? Sie wusste es wirklich nicht. Aber schon in aller Frühe hatte sie ein seltsames Gefühl gespürt und die Dinge ihrer Vergangenheit waren ihr mit jeder Stunde näher gerückt. Solange der elegante Herr mit der Brille auf den Augen und dem spöttischen Zug um den Mund ihr gegenüber saß, war alles still gewesen. Er war gekommen, um ihr mitzutheilen, dass seine Frau heute und morgen geladen sei und er überhaupt ihre häufigen Besuche bei der alten Frau nicht billige, weil die Kinder erwachsen seien und ihre Zeit vollauf in Anspruch nehmen. Und bezüglich der Kinder bitte er dringend, keine religiösen Gespräche mit ihnen zu führen. Ihre Erziehung ruhe auf wissenschaftlicher Grundlage, und die sei über den Köhlerglauben erhaben.

Die alte Frau hatte still zugehört wie eine Gescholtene. Was sollte sie auch sagen? Der Mann vor ihr war jung und brauchte vielleicht keinen Himmel, denn er hatte noch nichts verloren, was er um jeden Preis nicht wieder finden wollte. Wenn ihn etwas kränkte oder freute, dann waren Weib und Kinder da, dass er es ihnen sagte. Sie aber hatte nichts als den lieben Gott, dem sie alles anvertraute und der sie tröstete. Darum *brauchte* sie ihn.

Als der Herr Professor gegangen war, da hatte das heimliche Weben wieder begonnen zwischen ihr und der Vergangenheit, und ein seltsames, aus Wehmuth, Freude und Sehnsucht gemischtes Gefühl war immer stärker geworden.

Dort drüben am Nachttisch stand das Bild ihres verstorbenen Gatten, in Lieutenantsuniform, wie sie ihn zum erstenmale erblickt hatte. Ein schöner Mann; kühn, feurig und stolz, so war er damals gewesen. Sie hatte ihn geliebt, er aber hatte eine andere genommen, die er besser

geeignet hielt für seine Gattin. Ach, sie hatte ihm drei Kinder geboren und dann war sie gestorben, recht unerwartet und ungelegen, denn er war gerade in eine kleine ferne Stadt versetzt worden und wusste nicht, was er mit den Kindern anfangen sollte. Da war ihm Maria eingefallen mit ihrer großen Liebe, die sie — dumm genug — nie hatte verbergen können und rasch entschlossen hielt er um sie an.

Alle riethen ihr ab, sie aber nahm ihn, und nie war ein Moment der Reue gekommen. Was man so Flitterwochen nennt, hatte es wohl nicht gegeben, da waren schon die Kinder ein Hindernis, die viel Mühe gaben; aber gut und friedlich war es von Anfang an zwischen ihnen hergegangen und war so geblieben bis zu dem Tage, wo er auf immer von ihr genommen wurde. Eine echte, rechte, wirkliche Seligkeit hatte Maria empfunden, als sie ihr erstes Kind geboren. Ein Mädchen. Auch die noch folgenden zwei waren Mädchen gewesen. Ober dem Schreibtisch des verstorbenen Majors — denn so weit hatte er es in seinem Berufe gebracht — hiengen sie alle sechs; die drei Kinder der ersten Frau, ein Knabe und zwei Mädchen, und ihre eigenen drei. Eines konnte sie feierlich beschwören: In ihrer Liebe für die sechs Kinder war nie der geringste Unterschied gewesen, nur dass sie äußerlich den drei älteren stets mehr that, als den jüngeren. Sie sollten nie gewahren, daß sie eine Stiefmutter hatten.

Als Frau Maria ihr zweites Kind geboren — es hieß Emma und war das süßeste, was man sich denken konnte — erkrankte ihr Stiefsohn, welcher in einer Cadettenanstalt war. Er erkrankte an Typhus und man schrieb den Eltern, dass es schlecht stünde. Der Vater war außer sich vor Verzweiflung . . . gerade der Knabe . . . und Maria konnte nicht einmal fort, um ihn zu pflegen, denn sie nährte das neugeborene Kind. . . .

Dieser Tag stand schwarz in ihrer Lebensgeschichte da. Sie fühlte noch heute, wie sie herumgegangen war, rathlos zwischen Pflicht und Mutterliebe, wie eine, die nicht wusste, was stärker an ihr zog; die so gerne wollte und sich doch nicht zum Verlassen des eigenen Kindes entschließen konnte. Dann war ihr ganz sachte der Gedanke aufgestiegen: Wie, wenn dieses mit dem Tode ringende Kind eines der von dir geborenen wäre? . . .

Und am Abend war sie zu dem Gatten getreten mit der Bitte: „Lass mich zu Ludwig reisen, ich fühle es, ich werde dir ihn retten."

Da hatte er sich rasch umgewandt, damit sie die Thräne nicht sähe, die ihm im Auge stand, vielleicht die einzige, die er je geweint. Dann erinnerte er an Emma: Sie war noch so klein, kaum zwei Monate alt. . . .

„Der liebe Gott wird sie beschützen, sie ist gesund und kräftig; Ludwig aber ist krank in der Fremde."

Vier Wochen war sie fort gewesen, und kein Brief war in der Zeit gekommen. Man schrieb ja damals freilich seltener, aber einmal hätten sie ihr doch Nachricht geben können über das Kind . . . sie hatte das auch geschrieben, die große, große Freudenbotschaft: „Ludwig ist gerettet, in vierzehn Tagen komme ich heim."

Auf der Rückfahrt, die sehr lange dauerte, war ihr auf einmal bang zumuthe geworden; jetzt erst fiel ihr aufs Herz, ob man daheim wohl alles genau befolgt habe, wie sie es aufgetragen? Ob die Kinder gut gepflegt, der Mann wohlversorgt, das Haus gut bestellt war? —

Es kam ihr niemand entgegen. Die Kaserne mit ihren vielen, vielen Fenstern lag wie todt da; eine immer steigende Angst befiel sie; man wusste doch, dass sie kommen sollte. . . .

Dann, als sie ins Haus trat, ward ihr plötzlich klar, warum sie niemand zu begrüßen wagte. Das Dienstmädchen hatte verweinte Augen, der Bursche wich ihr scheu aus, die Kinder saßen in einem Winkel des Gartens so still, wie nie zuvor, und drinnen im Zimmer lehnte der Major neben der leeren Wiege, über welche er ihr stumm und niedergedrückt die Hand zum Gruße reichte.

Sie hatten beide nicht zu sprechen vermocht in dieser Stunde. Er schlang nur den Arm um sie und sie weinten zusammen. Später hatte sie sich öfter gewundert, wie es denn möglich gewesen, dass sie nie darüber sprachen, dass über den Tod dieses kleinen Wesens immer ein Siegel zu ruhen schien, welches keines zu berühren den Muth hatte.

Auf der Commode stand eine Holzschachtel, darin lagen die letzten Hemdchen der kleinen Emma, ihr Häubchen und ein Zweig von dem Epheustock ihres fernen Grabes.

Die Jahre schwanden, die Kinder wuchsen heran, der Major nahm seinen Abschied, und man zog hieher in diese kleine, stille Stadt, in der alles alt und heimlich war. Mit stiller Wehmuth gedachte die Greisin der Tage, wo sie noch alle versammelt waren in dem lieben Vorstadthaus, hinter welchem der Major seine Rosen zog und wo die Kinder sich auf weiten Rasenplätzen unter Obstbäumen hintummelten. Schneeballen, Goldregen und Flieder umsäumten den Garten, ein Spalier von Pfirsichbäumen schlang seine Arme um die Hausmauer, und jedes der Kinder hatte sein eigenes Blumenbeet, dessen Pflege stets einen edlen Wettstreit der Kräfte entfaltete. Und im Winter thürmte sich der Schnee um das liebe Haus, dass es eingesponnen und zugedeckt aussah, wie ein in Baumwolle gehülltes Kleinod.

So viel Frieden, wie damals über der Welt lag! Irgendwo musste sie noch ein Bild des alten Hauses besitzen, Ludwig hatte es ihr zu Weihnachten gemalt, und Ludmilla, ihre jüngste Tochter, arbeitete wochenlang mit ihren Kinderhänden an einem Rahmen aus Stickpapier

dazu. Sie ſtand auf und begann in dem Laden des altmodiſchen Schrankes zu kramen. Ein Duft von Lavendel und Quitten ſchlug ihr entgegen, ein ſüßer, friſcher Geruch, beinahe ein Hauch jener fernen Zeit. Richtig, hier war es, ſauber umhüllt von einem weißen Tuche, die Farben etwas verblaſst, im übrigen aber unverſehrt.

Voll Rührung ließ ſie die alten müden Augen darauf haften. Das liebe, liebe Haus! Seine blanken Fenſter lächelten freundlich unter dem Giebeldache hervor, und das Hausthor ſtand weit offen in fröhlicher Gaſtlichkeit, ſo daſs man dahinter noch ein Stück des großen Kaſtanienbaumes ſehen konnte, der im Hofe ſtand. Seine Zweige hatten traulich ins Wohnzimmer geblickt, im Frühling niſteten Amſeln darin, und wenn er in Blüte ſtand, dann ſchwirrte und ſummte es um ihn vom Morgen bis zum Abend, während ein betäubender Duft durch die geöffneten Fenſter in die Wohnung drang.

An ſeinem Fuße ſtanden Gartenmöbel, man trank dort Nachmittagskaffee, die Mädchen arbeiteten oder laſen, und an warmen Sommerabenden ſaß die ganze Familie bei Sternenſchein und heiterem Geplauder beiſammen.

Unter dieſem Kaſtanienbaume hatte man Ludwig begrüßt, als er zum erſtenmal mit den Epauletten des jung ausgemuſterten Lieutenants heimkam. Der Baum war Zeuge geweſen, wie Reſa, ihre älteſte Tochter, ſich mit einem ſchönen jungen Officier verlobt hatte. Gott, wenn ſie an die Kämpfe dachte, welche es gekoſtet hatte, des Majors Einwilligung zu erlangen! Monatelang wollte er nichts von dieſer Verbindung wiſſen, denn er beſaß kein eigenes Vermögen, und das ſeiner zweiten Frau ſollte durchaus nicht angetaſtet werden. Bis ſie dann endlich ein Machtwort ſprach: Es iſt unſer Geld und ſoll demjenigen unſerer Kinder aushelfen, welches es zuerſt braucht. Das iſt Reſa. Damals hatte ſie geglaubt, durch dieſen Entſchluſs abermals einen Beweis ihrer mütterlichen Geſinnung für die Stiefkinder erbracht und ſich deren kindliche Liebe für alle Zeit geſichert zu haben. . . .

Und dann hatte der Kaſtanienbaum ſo viel Leid mitanſehen müſſen! Gerade an ſeinem Stamm war der Major, vom Schlage getroffen, zuſammengeſunken. Als man ihn zu Grabe trug, hatten die Thorflügel des Hauſes weit offen geſtanden, das Requiescat in pace war dumpf in ſeinen ſchwarzgrünen Blättern verhallt, und die tauſend duftenden Blütenpyramiden ſahen aus wie lauter Todtenkerzen.

Ein halbes Jahr ſpäter hatte ſich die feierliche Tragödie noch einmal wiederholt, als man die junge Ludmilla zur letzten Ruheſtätte begleitete. Diesmal aber war der alte Kaſtanienbaum zornig darüber geworden. Ein ſcharfer, kalter Wind machte ſeine Zweige erbeben und ſchüttelte ſie ſo, daſs die gelben Blätter bis in den Hausgang flogen,

wo die vielen ernsten, schwarzgekleideten Menschen um den kranzgeschmückten Sarg standen. . . .

Und wieder um ein Kleines später war sie ganz allein in dem durch seine Leere nun auf einmal so groß erscheinenden Haus zurückgeblieben. Sie hatten alle geheiratet, die Kinder, und ihre eigenen Nester gebaut. Zuletzt Clara, die einzige ihrer rechten Töchter, welche am Leben geblieben. Ein gelehrter Mann, dessen Denken der alten Frau fremd war und fremd blieb, holte sie, und alles, was sie damals befürchtet hatte, traf ein; ihr Kind vergaß das alte Haus über dem neuen Leben in einer neuen Welt.

Nun hatte die große Stille begonnen. Erinnerung und Sehnsucht waren wie Geister durch die leeren Räume geglitten, unaufhörlich, stumm und traurig. Und keiner kam, der versucht hätte, sie zu bannen . . . Enkel waren geboren worden, aber man hatte die alte Frau nicht dazu gerufen.

Dem Schwiegersohne war so vieles nicht recht an ihr. Erst ihre Religion, die sie zwar niemandem aufdrängte und von der sie nie sprach, die sie aber auch niemals verleugnete; dann zürnte er ihr, dass sie den größten Teil ihres Vermögens im Laufe der Jahre den Stiefkindern gegeben, obzwar diese es nothwendig gebraucht; und endlich konnte er alte Leute überhaupt nicht leiden. Sie flößten ihm einen physischen Widerwillen ein. Die Greisin hatte es wohl bemerkt bei den seltenen Anlässen, wo er mit Clara ihr Gast gewesen, dass er nie etwas nahm, was sie ihm reichte, sondern sich stets von seiner Frau bedienen ließ. Einmal verstieg er sich so weit, zu behaupten, nur Jugendkraft und Schönheit hätten eine *wirkliche* Daseinsberechtigung. . . .

Wie weh das that, so etwas zu hören von dem, welchem man sein Theuerstes gegeben!

Die Stiefkinder ließen sich erst recht selten blicken. Sie und ihre Kinder bildeten einen festen Ring; sie nannten sich mit Vorliebe Waisen, und keines schien sich zu erinnern, dass da noch ein altes Herz lebte, das immer in Liebe für sie geschlagen hatte und dessen Dasein ein ewiges sich selbst zum Opfer bringen gewesen war. Sie war trotzdem nur die „Stiefmutter".

Das Haus musste endlich auch verkauft werden. Der Schwiegersohn wollte es so, und Clara, die ihren Gatten über alles liebte, redete der Mutter zu, es zu thun.

Nun wohnte sie in einer der neuen Zinskasernen, die nie eine Geschichte haben werden, weil sie baufällig werden, ehe sie alt sind. Das Familienhaus wurde abgebrochen, an seiner Stelle erstand ein Restaurant. Und vielleicht war es gut so. Wozu sich wieder an etwas hängen, das doch früher oder später in nichts zerrann wie alles andere?

So wie die Enkelkinder. Mit welcher Zärtlichkeit war die Großmutter ihnen zugethan! Als sie noch klein waren, kamen sie oft und gerne; man verstand sich so gut zusammen. Die Großmama wusste Geschichten, wie niemand sonst; immer gab es etwas ganz besonders Gutes bei ihr und sie zankte nie, wenn die Kleinen auch noch so viel Unfug trieben. Sie lächelte nur. So mild und hell, dass die kleine Martha einst staunend ausrief: „Großmama, du hast ja eine wirkliche, ganze Sonne in den Augen . . .“

Dann wurden die Kinder größer und lernten schrecklich viel. Und mit jedem Jahr kamen sie seltener, und immer war etwas von dem süßen Schmelz ihrer Kindheit dahin, bis sie endlich große, fertige Menschen waren, denen die Großmama langweilig und schrecklich unmodern vorkam.

Martha sagte es einmal geradezu: „Ach, Großmama, das verstehst du nicht, es ist ja jetzt alles anders als zu deiner Zeit, und deine Ansichten kommen mir beinahe lächerlich vor, du verzeihst schon!“

Und die Großmama schämte sich, dass sie so alt war, aber in dieser Nacht weinte sie viel.

Als Martha ihren Erstgeborenen brachte, fast erstickend in Spitzen und Stickerei, fieng die Greisin mit jugendlichem Eifer an zu arbeiten. Wenn man so alt ist, dass man von der Welt nichts mehr versteht, kann man doch Strümpfe und Häubchen und Jäckchen stricken, da die jungen Frauen dafür ja ohnehin keine Zeit haben.

Das duldete man. Man sah es auch ganz gerne, wenn Großmama manchmal kam und sich still an den Nähtisch setzte, denn der große Pack ausbesserungsbedürftiger Wäsche schmolz dann rasch zusammen. Sonst aber war sie meist im Wege, und die schönen luxuriösen Zimmer machten sie auch immer wirr und linkisch; sie hatte beinahe ein Gefühl der Scham, denn sie passte ja nicht mehr hinein, und darum kam sie immer seltener, bis sie überhaupt zu gebrechlich war, um auszugehen.

Beinahe achtzig Jahre!

Mein Gott, wie die Zeit vergeht! Eben hatte sie noch mit ihren Erinnerungen in der Jugendzeit gestanden. Nun aber fiel es ihr wieder ein, wie schrecklich alt sie schon war. Ihr Schwiegersohn hatte es ihr ja deutlich genug gesagt; auch er war beinahe an fünfzig, aber ihr kam er vor wie ein junger Mann.

Dann setzte sie sich in eine Ecke des Zimmers, und auf einmal fieng sie an zu weinen. Heiß und herzzerbrechend, wie sie lange nicht mehr geweint hatte. Sie war so schrecklich allein. . . .

Keiner liebte sie, keiner kümmerte sich um sie, keiner ahnte, wie sehr sie litt. Gleich einer Schande lastete das Alter auf ihr, unbegriffen von den einen, zur Seite geschoben wie etwas Überlästiges, gar nicht zu-

recht Bestehendes, von den andern. Und wenn es ans Sterben gieng, würde keiner da sein, der ihr die Augen zudrückte. . . .

War ihr Leben nicht immer nur Liebe für andere gewesen? Aber die viele Liebe, die vielen Thränen, die vielen Schmerzen waren alle vergeblich gewesen. . . .

Draußen in der Küche rumorte die Magd herum. Auch sie war alt. Das Leben war nicht zart mit ihr umgegangen, denn sie war ein lediges Kind, und das einzigemal, wo sie an Glück dachte, war der Tod dazwischen getreten, indem er ihren Liebsten hinwegraffte. Heute diente sie der Nachbarschaft zur Zielscheibe des Spottes. Fleischer, Bäcker, Briefträger — alle trieben ihren Scherz mit dem alten Mädchen. Und sie wehrte sich gegen alle Welt, indem sie immer mürrischer wurde.

Ganz ähnlich wie drüben die alte Frau Maischl, welche sie die „närrische Gräfin" hießen. Zehn Kinder sollte sie geboren haben und sechs davon waren gut verheiratet, aber in ihren Häusern war kein Platz für die Stammmutter. Geld schickten sie ihr wohl, zu Besuch kam niemand. Wenn die „närrische Gräfin" einmal ausgieng, was selten genug vorkam, liefen ihr die Schusterbuben nach, denn sie sah so komisch aus mit ihren verhärmten Zügen, der gebeugten Haltung und den schlaff herabhängenden Lippen. Sie trug graue Locken und ein schwarzes Seidenkleid nach der Mode einer längstvergangenen Zeit. Wie hätte die Jugend nicht über sie lachen sollen?

Und Nacht für Nacht brannte das Licht in dem Zimmer der Einsamen. Auch heute sah es die Majorin, und es kam ihr vor wie das letzte Fünkchen einer einst hellen Flamme, die nicht sterben konnte, trotzdem alle Welt dies erwartete.

Mit einem Seufzer wandte die Greisin sich von dem Anblick dieses ewigen Lichtes ab. Sie wollte schlafen gehen. Im Schlaf ist Ruhe, und sie fühlte sich so müde von all dem Erinnern.

Sie gieng ins Bett und verlöschte das Licht. Dabei flossen ihre Thränen von neuem. Sie dachte an alle die, welche sie liebte und die nun verstreut in der Stadt traulich in ihren behaglichen Wohnungen saßen, ohne an sie zu denken. Clara war in Gesellschaft. Martha spielte wohl mit ihren drei Kindern . . . Blut von ihrem Blute, und doch so fremd. . . .

Die Uhr tickte unheimlich schnell in der Finsternis. Es klang wie: Komm doch — komm — doch . . . . Was tickte sie heute nur gar so laut?

Richtig! Zum erstenmale seit fünfundzwanzig Jahren war sie heute nicht aufgezogen worden. Aber die Greisin war müde und es war auch gleichgiltig, wenn die Uhr stehen blieb. Draußen fuhr ein heißer Wind durch die Straßen, schüttelte zuweilen leise klirrend an den Fenstern und

trieb Sandkörner daran. Es klang wie das Klopfen einer ganz feinen kleinen Hand . . . oben auf der Zimmerdecke geisterte der Widerschein der Gasflammen, ferne Bäume rauschten, es knisterte und seufzte in allen Ecken. Der Frühling trieb alles durcheinander. Ein auf- und niederwogendes Gähren; der alten Frau im Bette wurde ganz schwindlig . . . nicht anders war ihr, als läge sie auf einer großen Kiste und drinnen waren die alten Schmerzen, welche nun alle auf einmal herauswollten; sie pressten und zwängten und drängten. . . .

Wie sie mit ihnen rang! Wie sie alle Kräfte anstrengte, sie niederzuhalten! Und jetzt wurde es auf einmal still; so still und leicht . . . der große Friede, der über dem lieben, alten Hause lag. . . .

Die Uhr war stehen geblieben, nichts regte sich im Zimmer, kein noch so leiser Athemzug störte fürder die Stille. . . .

— — — — — — — — — — — — —

Am Morgen fand die Dienerin ihre alte Herrin todt. Kein Wunder, bei dem Alter! Nur dass es so gar still und geräuschlos gekommen war, nahm sie ein wenig wunder.

Im Laufe des Tages kamen viele Besuche. Man hätte gar nicht gedacht, wie viel Verwandte die alte Frau in der Stadt besaß! Und alle weinten. Manche schauten verstohlen schätzend auf die alten Möbel . . . ein oder das andere Stück könnte mir passen . . . manche aber dachten: „Wie gut ist sie gewesen! Und wie einsam mag es ihr oft vorgekommen sein! . . . Wäre ich doch öfter zu ihr gegangen . . . hätte ich ihr zuweilen vorgelesen . . . wie leid thut es mir, oft kalt und überlegen auf ihre klugen Rathschläge geantwortet zu haben . . . ach, und sie hatte ja doch recht. . . .“

Selbst der Schwiegersohn dachte: „Hätte ich ihr nur nicht gerade gestern das von den Ansprüchen gesagt! Im Grunde machte sie ja doch nie die geringsten.“

Über den runzligen Zügen der Greisin lag ein feierlicher Frieden. Sie wusste nichts mehr von den freundlichen Gedanken und sah die Blumen nicht, die man ihr brachte. Und so tief war die starre Ruhe und der Ernst, der von ihr ausgieng, dass viele sich abwandten, weil es ihnen vorkam, als schwebe ein Vorwurf auf den bleichen Lippen der Todten. Vielleicht auch wollten sie nicht gemahnt sein an das Alter, dem sie alle entgegengiengen.

Denn unter den Menschen von heute alt zu sein, bedeutet, ungezählte Schmerzen tragen.

Der Weichenwächter.

Eine Erzählung aus dem Leben.

Bernhard saß vor dem Richterstuhl. Er hatte die Erlaubnis erhalten, sich zu setzen, denn die Anklage, das Zeugenverhör und die Vertheidigung hatten lange gedauert. Im Auditorium lichteten sich einzelne Reihen, denn es würde an diesem Tage kaum zum Urtheilsspruch kommen. Mehrere der Geschworenen hatten schon auf ihre Uhr gesehen.

Nun sagte der Präsident: „Bernhard Stellinger! Sie können nun sprechen, wenn Sie etwas zu sagen haben."

Da war das Interesse neu wach, und im Saal herrschte große Erwartung. Aber der Angeklagte sprach leise, befangen, ungeschickt. Wann und wo in aller Welt hätte er je eine Rede gehalten! Und über einen so furchtbar ernsten Gegenstand! Der Präsident unterbrach sein sich immer überstürzendes Stottern und sagte in freundlichem Tone: „Nehmen Sie sich Zeit. Sprechen Sie wie zu alten Bekannten, denen Sie alles mittheilen wollen, wie es gekommen ist. Wollen Sie vorher eine Erfrischung zu sich nehmen?"

„Ich danke, nein!" stieß der Angeklagte heraus. Die gütigen Worte des Richters schienen ihn nachgerade erschüttert zu haben.

„Möcht' wohl reden, hätt' viel zu reden!" sagte er. „'s ist halt hart. Was geschehen ist, thun die Herren ja eh schon wissen. Das mit mir ist freilich anders, wird mir halt nit viel helfen, wenn ich noch was sag'."

„Sagen Sie, was Sie auf dem Herzen haben", sprach der Präsident. Und nun war der Angeklagte ganz still, er wußte nicht, wo und wie anfangen.

„Sie sind vorher bei Ihren Eltern in Rettenbach gewesen?" half der Richter drein.

„Nein. Ja schon. Das heißt, seit lang nimmer", sagte der Angeklagte. „Seit dem Militär nimmer. Wie ich halt zu den Soldaten hab' müssen."

„Also etwa seit Ihrem zweiundzwanzigsten Lebensjahre sind Sie nicht mehr zu Hause gewesen."

„Was meine Mutter gerehrt hat, dazumal, wie ich fort hab' müssen", sprach der Angeklagte. Er wurde schon traulicher. „Der

Vater hat gesagt, mit Kummer und Nöthen, hat er gesagt, thut man sie aufzüchten, nachher werden sie einem weggenommen. Und ich hab' gesagt: Vaterleut', ist die Zeit aus, komm' ich wieder heim. — Du kommst nimmer! hat die Mutter gesagt, ich hör' sie noch heut! wie sie beim Uhrkasten gestanden ist, das Tüchel am Gesicht: Du kommst nimmer, Hartel!" . . .

„Sie sind ja glücklich wieder zurückgekehrt vom Militär!"

Der Angeklagte schüttelte den Kopf — „Heim nimmer!" Und fuhr dann fort: „Viel gesehen hab' ich in der Welt. Ein bissel was gelernt hab' ich. Und gedacht: Jetzt brauchst nit mehr nothiger Bauer sein. Ist eh alles verschuldet daheim. Und so viel ein langweiliger Graben, dieses Rettenbach. Jetzt bringst dich deines selber besser fort, bei der Eisenbahn oder wo. Nachher drauf — — ich bitt', ich — ich möcht' lieber nichts mehr sagen." . . .

„Sie verzichten aufs Wort?"

„Ich weiß nit, es wird gescheiter sein —" er schaute unschlüssig auf den Vertheidiger hin. Dieser winkte ihm zu, weiterzusprechen.

Der Angeklagte that schüchtern einen Schritt nach vorne. Die Geschworenen legten ihre hohlen Hände an die Ohren, um etwas zu verstehen.

„Hat mir mein Vater sagen lassen", fuhr er fort, „doch nur heim kommen sollt' ich. Er wäre nit mehr jung und kunnt's nit dermachen in der Wirtschaft. Dienstboten wären gar nit mehr zu kriegen und die Arbeit hart. Gut thät's wohl nit gehen, aber zum Leben wär's doch. Da hab' ich darauf Antwort geben, jeder Mensch thät's, wenn er sich's besser machen könnt'. Mit dem Bauernleben wär's nix mehr, überall besser, als auf der Bauernschaft. Sollten halt den Hof verkaufen. Derweil hab' ich mich schon um den Bahndienst umgesehen, den ich nachher auch bekommen hab'!"

„Wie lange Zeit waren Sie Bahnwächter?"

„Ist eh schon geschrieben worden. Fünf Jahr auf der Neuhofnerstrecke. Dann bin ich Weichenwächter worden in Balzing. Dort zwei Jahr und sieben Monat."

„Und Ihre Eltern?"

„Meine Mutter, die hat mich einmal besucht. Weil sie über Nacht in meiner Stub' ist geblieben und nicht schlafen hat mögen und den Dienst hat gesehen, sagt sie: Hartel, dass du so was kannst aushalten! Die Verantwortung und die ganzen Nächt' keine Ruh'! — An die Red' von der Mutter muss ich wohl oft denken. Da hättest es ja daheim um zehnmal leichter, sagt sie, wenigstens bei der Nacht schlafen. Mutter, hab' ich gesagt, man wird alles gewohnt, und lustiger ist's halt doch alleweil noch bei der Bahn, wie in der Hinter bei den Bauern.

— Na, wenn's dich g'freut, Hartel, hat sie gesagt, wollen deinem Glück ja nit im Weg sein. Nur dersparen, schau, dass d' dir ein bissel was thust. — Gibt ja Pension! sag' ich. Wie die Mutter fortgeht, schaut sie noch im Zimmer so herum: Platz hättest eh für mehrere. Wenn's uns einmal recht schlecht geht in Rettenbach, nachher kommen wir zu dir heraus. — Ist mir wohl zuerst ödweilig worden, wie die Mutter fort ist gewesen. Und ist mir gewesen: Warum gehst denn nit heim? Ist sie ganz allein davongehaspelt, das alte Weibel."

„Zur Zeit waren Sie also noch nicht verheiratet?" fragte der Richter.

„Bald darauf hab' ich's gethan. Damit's ein wenig heimlicher wird. Ganz recht ist mir halt doch alleweil nit gewesen, dass ich die alten Eltern so verlassen hab'. Immer einmal Geld wollt' ich ihnen schicken, das ist auch beim Fürnehmen geblieben. 's hat geplagt, und schon gar wie alsdann die Kinder anrucken, eins nach dem andern. Wie nachher die Post ist kommen, dass die Eltern gestorben sind, ganz schnell nacheinander, da hat's mich das erstemal angeredet: Gefehlt ist's gewesen, dass du dein Vaterhaus hast verlassen. Hat verkauft werden müssen, so viel Schulden. Bei der Bahn kommt man auch nit vorwärts. Und bin ich nimmer zufrieden gewesen mit dem Bahndienst. Und wenn man zu was keine Freud' hat, hat man auch kein Glück."

Nun sagte der Präsident: „Uns würde besonders interessieren, wenn Sie uns von dem Tage, als das Unglück geschah, alles recht genau erzählen wollten. Alles, was Sie gethan und was Sie gedacht haben?"

„Hohes Gericht!" antwortete der Angeklagte und rang die Hände. „Wenn ich das thät wissen! Es ist alles so ausgelöscht — so ausgelöscht!"

„Sie hatten ja nicht geschlafen?" wendete der Vertheidiger ein.

„Ja, ich habe seit zwölf Uhr mitternachts Dienst gehabt."

„Also standen Sie um halb acht Uhr abends, als das Unglück geschah, neunzehn ein halb Stunden ununterbrochen im Dienst?"

„Jetzt fällt's mir ein, der Gärstner ist auf die Hochzeit von seiner Schwester gegangen. Will's schon thun, sag' ich, statt seiner."

„Wer ist der Gärstner?"

„Na halt der andere, der Stationswächter."

„Wann war zu Recht Ihre Ablösungsstunde?" fragte der Staatsanwalt.

„Um zwölf Uhr mittags."

„Also haben Sie die Zeit von Mittag bis Abends freiwillig Dienst gehalten?"

„Ja, weil mich der Gärstner hat bitten lassen."

„Und waren Sie nicht schon müde?" fragte der Richter.

„Wirst es schon aushalten, hab' ich gedacht. Bin ja öfter zwanzig Stunden lang im Dienst gestanden. Diesmal bin ich wohl schon taumelig gewesen, weil ich schon in den früheren Nächten schlecht geschlafen hab'."

„Warum haben Sie in den vorhergehenden Nächten schlecht geschlafen?"

„Zwei Kinder sind mir krank gewesen, im Scharlach. Die Frau hat's auch schon so hergenommen gehabt. Steht man halt auf und thut mit."

„Dann war's aber doch sehr leichtsinnig, Stellinger, dass Sie noch für den Gärstner eingesprungen sind."

„Mein Gott, hab' mir halt gedacht, 's ist seine Schwester, die hat auch nit alle Tag Ehrentag."

„Waren Sie an demselben Tage immer auf dem Bahnhofe?"

„Von halb vier bis sechs Uhr hat der Weichenwächter nichts zu thun. Da hab ich in meinem Bett ein wenig schlafen wollen, und das Weib' sollt mich um halb sechs wecken. 's ist nichts draus worden, die Kinder so unruhig. Um sechs Uhr bin ich auf den Bahnhof und zünde die Laternen an. Dann kommt der Postzug aus Reichstein. Um sieben Uhr dreizehn Minuten kreuzen der Bärnthaler Personenzug und der Eilzug. Ja, jetzt weiß ich's schon: Heißt es, der Eilzug hätte eine Verspätung von fünfzehn Minuten. Ich stelle die Weichen und sehe gerade, dass in der oberen Latern' das Licht ausgegangen ist. Der Wind. Die grüne Scheibe ist hin. Es ist noch Zeit, sagt der Herr Vorstand und ruft einen Auflader vom Frachtenzug, der in der Station steht. Derweil schon die rothen Lichter in Sicht, der Eilzug fährt ein. Denk' ich: was der heut' rast! Dem wär's nit gut in den Weg stehen! Herrgott denk' ich, 's ist ja die Weiche nicht gestellt! stürze zum Hebel und zieh' ihn mit aller Macht um. Und zittere an Händen und Füßen, was da hätt' geschehen können, und weiß ich nit — Jes Maria! ist schon der Krach — der schreckbare Krach!" —

Ohren und Augen verhielt er sich mit den Händen und wimmerte laut.

Nach einem Weilchen fragte der Richter: „Und wie war es weiter?"

„Meine lieben Herren!" antwortete der Angeklagte, „weiter weiß ich nichts mehr. Ganz finster. Nur rothe Fackeln, und da tragen sie's hin — tragen sie's hin —"

„Was tragen sie hin?"

„Die Verwundeten, die Sterbenden, die Todten. Auf Brettern, auf Bahren, in Tüchern tragen sie's hin, tragen sie's hin — und immerfort und immerfort. Fetzenweis, die Menschen! Grausig! Grausig! Grausig! . . .

Er warf sich auf die Banklehne, es schütterte sein ganzer Leib und dabei das durchdringende Wimmern: „Vater! Mutter!"

Der ganze Saal mit den hunderten von Menschen war jetzt still wie eine Todtenkammer. Endlich dort und da ein halbverhaltenes Schluchzen. Der Präsident sagte endlich: „Ermannen Sie sich, Stellinger. Die meisten der Verwundeten werden mit Gotteshilfe genesen. — Ich hätte nur noch gern gewusst, weshalb Sie im entscheidenden Moment den Weichenwechsel gestellt haben?"

„Weil das sein muss, wenn der Eilzug durchfährt."

„Das war also in Ordnung. Wie erklären Sie sich aber das Unglück?"

Der Angeklagte erhob sich anscheinend ruhig und sagte: „Wenn ich immer so gefragt werde! Ich weiß es nit anders, ich weiß es nit. Sie sagen, ich müßt' den Wechsel schon früher richtig gestellt haben — und darauf vergessen — und nachher in der Verwirrung gemeint haben, es wär' nit geschehen — und falsch gestellt haben."

„Kann es so gewesen sein?"

„Gott hat mich verlassen! Es mag so gewesen sein, ich weiß nichts!"

„Sie wissen es also nicht, ob Sie das erstemal — also vor der voraussichtlichen Kreuzung der beiden Züge — den Wechsel gestellt haben?"

„Werd's wohl gethan haben. Sonst könnt's ja nit möglich sein?"

„Konnte der Wechsel nicht schadhaft gewesen sein? Konnte nicht jemand anderer eingegriffen haben?"

„Mein Gott, ich weiß nichts!" stöhnte der Angeklagte, „ich bin ganz — ich bin ganz —" seine Finger krallte er sich in die Stirn ein.

„Haben Sie sonst noch was zu sagen, Stellinger?"

„Macht's mit mir, was ihr wollt's", das war sein letztes Wort.

Der Präsident erklärte das Verfahren für geschlossen, und die Geschworenen zogen sich zurück zum Verdict. Aber der Zwiespalt hatte sich fortgepflanzt vom Gerichtssaal bis ins Geschwornenzimmer.

— „Was soll man denn da machen?" hieß es. „Jede böse Absicht ist ausgeschlossen. Der Mann ist nicht schlecht, nicht einmal leichtsinnig. Die Verhältnisse. Jedem von uns könnte dasselbe passieren. Die Überstunden müssten verboten sein. Nach neunzehn Arbeitsstunden fordert die Natur ihr Recht. Sein Unglück war die Gutmüthigkeit. Er leidet furchtbar, er ist gebrochen. Wie können Menschen einen solchen Unglücklichen schuldig sprechen?"

Dem stand entgegen: Durch sein Versehen waren fünf Menschenleben zu Grunde gegangen, und dreimal so viele liegen an schweren Wunden darnieder. Wer soll sich auf Eisenbahnen noch auch nur einen Augenblick sicher fühlen, wenn über das Dienstpersonale nicht die allergrößte Strenge herrscht? Geben wir den Mann frei, so passiert nächstens anderen Angestellten auch wieder was Menschliches. Er ist unschuldig, gut, aber jene, die man gestern begraben hat, waren auch unschuldig. Jeder, der einen solchen Posten annimmt in Industrie und Verkehr, muss wissen,

was es bedeutet, und kann — wenn das Unglück geschehen ist, nicht auf menschliche Barmherzigkeit rechnen. Nicht einmal auf Billigkeit. Das Menschenherz wird sagen: Der Mann ist unschuldig, und das Gesetz wird ihn verurtheilen und beide werden recht haben.

Die Geschworenen verkündeten zur Schuldfrage ein überwiegendes Ja.

Die Richter verurtheilten den Weichenwächter Bernhard Stellinger zu Kerker auf drei Monat.

Philosophen stritten sich darüber, ihnen war der Effect zu gering. Was soll das heißen, drei Monate langen Arrest? Wo es sich um so viel Todte handelt! Hat's das Fatum gethan, dann Freispruch, hat's der Weichenwächter gethan, dann Kerker auf mindestens zehn Jahre.

Ein Schöngeist sagte dreist: Die Herren haben sich eben selbst freigesprochen. Dieser banale Compromiss zwischen Frei- und Schuldspruch wird gewiss keinem das Gewissen beschweren.

Der Bernhard Stellinger schrieb in der dritten Woche seiner Haft an das Eheweib den folgenden Brief:

„Liebe Christine!

Gleichzeitig schreibe ich an die Bahn. Will nichts mehr zu thun haben damit. Mit nichts, wo Räder sind. So oft ich durchs hohe Fensterle einen Eisenbahnpfiff höre, wird mir übel. Wir werden eine Bauernhütten pachten, wo immer. Hätt' ich meinem Vater gefolgt, so könnt's anders sein. Müssen halt nothig wieder anfangen, thu mir die Kinder küssen, sie werden auch gesünder sein in der frischen Landluft, als bei Dampf und Rauch, und Du bist eh eine halbe Bäuerin. Vielleicht wird's doch noch einmal besser. Die Strafzeit kommt mir schon jetzt lang vor, aber zu lind. Immereinmal, wenn mir recht hart ist, lege ich die Holzbank um und knie auf die Kante. Mein Lebtag will ich anders sein.

Dein getreuer Bernhard."

Selbstmorde.

Man sagt, der Unglaube, oder mit anderen Worten, der Glaube an ein Nichtsein nach dem körperlichen Tode sei die Hauptursache der Selbstmorde. Könnte nicht auch der Glaube an ein besseres Leben Ursache sein, dass man sich des schlechteren ehebaldigst entäußert? R.

Meraner Volksschauspiele.

Von **Peter Rosegger.**

Wenn gesagt werden müsste, was ich in einem schönen Land lieber sähe, Fabriksschlote oder Kirchthürme — bitte schon um Verzeihung, ich entschiede mich für letztere.

Auch das gehört zu den Vorzügen unserer Alpenländer, dass kein Rauch- und Rußmeer die Luft verpestet, die Gegend verschleiert. Wie man auch der Kirche nachsagen mag, dass sie verdunkelnd wirke, ihre Thürme schimmern im klaren Glanz der Sonne. Und der himmelanragende Fabriksschlot meint nicht dasselbe, wie der himmelanragende Kirchthurm.

Im Dunste der Fabriken rußig geworden, verlangte es mich wieder einmal nach einem Alpenwasser- und Luftbade. Also gieng's im Frühjahre 1898 dem Tirolerlande zu. Von Graz in strömendem Märzregen abreisend, begleitete mich Bedenken gegen drohendes Hochwasser, das in den Alpen die Brücken zerreißt, die Dämme unterschwemmt, die Eisenbahn mit Lawinen verschüttet. Dieses Bedenken wurde bald zu Wasser, denn das Wasser wurde zu Schnee. Im Pusterthal keuchte der Schneepflug vor dem Eisenbahnzuge her, dass es zum Jauchzen war. Der erste, wirkliche Winter, den ich in diesem Jahre gesehen. Falb hatte einen prachtvollen kritischen Tag zuwege gebracht. Zwei Stunden später, auf den mailichen Geländen von Brixen, sah ich blühende Apfelbäume und das Haus des Tirolerhelden Peter Mayer, das „Wirtshaus an der Mahr" (ein paar Minuten hinter Brixen rechts von der Bahn aus zu sehen) war mit Immergrün und treibenden Reben umsponnen.

In Meran ließ ich mich nieder zu einer sehr beweglichen Rast. Unter der Hut eines fürsorglichen, unterrichtenden Freundes sah ich alles, was dieser wunderbare Ort an Schönem und Interessantem in und um sich birgt. Der gesellschaftliche Glanz vieler Länder ist hier wie in einem Brennpunkte concentriert. Weitaus am liebsten ist mir das Ureigene des Ortes, seine Natur, seine angestammte Bevölkerung. Im Morgensonnenschein stand ich an der Höhe von Obermais mit ihrer sich weithindehnenden Villenstadt. Zu meinen Füßen tief in finsterer Schlucht rauschte die Passer, herniederwirbelnd in weitem, wüstem Bachbett aus dem

Heimatsthale Andreas Hofers. Gegenüber der mit Cedern, Lorbeeren und allerlei tropischen Gesträuchen bewachsenen Schlucht die alte Zenoburg und der massige Pulverthum. In der Nacht hatte es geschneit, und jetzt tropfte das weiße Wunder des Südens in funkelnden Perlen von Dach und Baum zu Boden. Dort breit hingelagert das Etschthal mit der scharf abstürzenden Zinne der Mendel. Und an den Vorsprüngen der Berghänge Burg an Burg, alter Zeiten Herrlichkeit noch kündend. Vintschgauseitig hin lag auf den Berghöhen eine lange, breite Wolkenbank, und über derselben, gleichsam hinter allem Gebirge hoch über den Wolken schwebend, die schneeweiße, sonnenbeleuchtete Pyramide der Kirchbachspitze, oder der hohen Tixel. Mir rieselte es kalt über die Stirne hinauf und über den Rücken hinab, als dieses fast grauenhaft gewaltige Landschaftsbild so vor mir stand.

Es war Sonntag. Am Pulverthum flatterte eine weißrothe Fahne. „Es wird gespielt!" rufen sich Vorübergehende zu. Trotz der zweifelhaften Witterung gibt es am Nachmittag Meraner Volksschauspiele. Die Mitwirkenden aus der Stadt und den Thälern sollen zur Probe kommen! Das bedeutet die Fahne, die sie ruft.

In unserem „Heimgarten", siebzehnter Jahrgang, Seite 217, erzählt der Meraner Schriftsteller Karl Wolf, wie die Meraner Volksschauspiele zustande kamen. Der Entschlossenheit und Ausdauer dieses Mannes ist in den Volksschauspielen ein für Tirol hochbedeutendes Werk zu verdanken, das von den Einheimischen tief empfunden und auch von den Fremden bewundert wird. Allerdings hatte das Werk anfangs im Lande seine Gegner, und zwar gerade in jenen Mächten, die principiell jede neue That bekämpfen, und auch das Gute für schlecht erachten, oft aus keinem anderen Grunde, als weil es nicht von ihnen selber ausgeht. Heute genießen die Meraner Volksschauspiele bereits einen Weltruf, wie die Spiele von Oberammergau und Bayreuth, und sie haben diesen etwas voraus. Es ist der geschichtliche Boden, auf dem die geschichtlichen Dramen spielen, und es ist dasselbe geschichtliche Volk, von dem sie gespielt werden.

Karl Wolf, Director der Volksschauspiele, hat eine Truppe von nicht weniger als dreihundert Mitgliedern, Gewerbsleute und Bauern der Umgegend, um sich und sein Werk zu versammeln gewusst. Und zur Frühjahrs- und Herbstzeit, an den Sonntagsmorgen, wenn beim Meraner Pulverthum die Fahne weht, kommen sie zusammen zur Probe, um am Nachmittage die Bilder ihrer beispiellosen Befreiungskriege vor aller Welt darzustellen. Nicht in jedem unserer Länder getraute ich mir Leute aufzufinden wie diese Meraner Darsteller. Mir ward die Freude, mit dem Darsteller des Helden Peter Mayer persönlich zu verkehren — das ist ein Kernmensch, so gesund und stramm wie sein Körper auch sein

Herz, voll glühender Liebe zum Heimatland, voll Begeisterung für die großen Kämpfe der Vorfahren. „Ich spiel's nit, ich leb's mit", sagte er mir. „Und wann ich's einmal nit mehr da drinnen find', nachher thu ich nit mehr mit." Und das ist das Geheimnis. Sie *leben* es uns vor, das ist ihre ganze Kunst, sie haben und brauchen keine andere. Und sie können es uns vorleben, weil's in ihrem Blute liegt, weil sie die Enkel und Urenkel sind der Helden von 1809, weil sie von Kindheit auf die Tradition in sich eingesogen und ihr ganzes Heimats- und Freiheitsbewusstsein darauf gebaut haben. Und sie spielen sich, ihre Natur, ihre Geschichte, ihre Alltäglichkeit, ohne auch nur einen Augenblick banal zu wirken, weil lebendige Natur nie abgebraucht ist.

Doch gibt es eine Grenze, wo durch die unzähligen Wiederholungen derselben Sache das Herz matt wird. Dann sind sie auch am Ende ihrer Kunst. Bei einigen Mitspielern soll es schon vorgekommen sein, dass sie ins Bizarre umschlugen, mit Übertreibungen und Späßen die abhandengekommene Gemüthskraft ersetzen wollten — da hieß es sofort ausspannen. Einem solchen Entarteten wird die Rolle genommen, oder es muss, wenn die Erscheinung sich verallgemeinert, das Stück aufgegeben und durch ein neues ersetzt werden. Das Stück ist abgespielt. Nicht aber in dem Sinn, dass es nicht mehr zieht, als vielmehr, weil es von den Darstellern nicht mehr unmittelbar empfunden wird, weil es nicht mehr Leben ist, sondern Komödie. — Demnach hütet jeder Darsteller in sich die Innigkeit und Pietät, so gut es möglich ist. Jeder setzt eine Ehre daran, mitzuthun, abgesehen davon, dass ein Mitglied der Volksschauspiele mancherlei Vortheile hat. Darf ich's aber verrathen, ohne den Nimbus zu zerstören, dass die Mitglieder der Meraner Volksschauspiele schon gestrikt haben? Als es sich bereits vor Jahren herausgestellt, dass diese Schauspiele sich für die geschäftlich betheiligten Factoren sehr rentierten, erinnerten sich die Mitwirkenden daran, dass sie bei den zahlreichen Proben und Spielen viele Zeit aufbrauchten, und sonstige Opfer zu stellen hatten — sie thaten sich zusammen gegen die Unternehmung, wie sich ihre Vorfahren einst zusammengethan hatten gegen die Franzosen, und forderten — Spielhonorar. „Umsonst isch der Toad!" sagten sie. Heute bekommen die Hauptsprechenden je fünf Gulden, und die übrigen Mitwirker je einen Gulden für die Aufführung, und recht ist's. Jener Leutpriester wird sie darob das erste- und das letztemal getadelt haben, als er einem Mitwirkenden sagte: „Seit du Geld nimmst, Mensch, seither glaub' ich nit, dass du so mitlebst, wie du sagst! Auf die fünf Gulden denkst!" Und der andere gab Antwort: „Hab *ich* dich gefragt, Pfarrer, an was du denkst, wenn du deine Fünfzig Kreuzer-Mess liest?" — Dass sich ein Mitwirkender der Volksschauspiele des ihm von aller Welt reichlich gespendeten Lobes wegen nicht einen Augenblick überhebt,

und darauf hin nicht etwa seinen Beruf verleugnet, beweist jener Besuch des Schauspielers Sonnenthal bei dem Darsteller Andreas Hofers.

„Na, guten Tag, Herr College!" grüßte ihn Sonnenthal.

„Ah so, so", gab der Angesprochene zur Antwort, „sind Sie ach a Schuaschter?"

Wären diese Tiroler schon moderne Schwächlinge, so würden Sie sich längst auch schämen ihres schlichten Gewerbes, und als „Künstler" herumstolzieren wollen unter den Herrschaften des Curortes.

Mir sind die Tiroler Heimats- und Freiheitskämpfe, wie sie sich zu Beginn unseres Jahrhunderts zugetragen, persönlich ein wahrer Lebensinhalt geworden. Hatte aber bisher die Volksschauspiele noch nicht gesehen. Nicht gering war daher meine Spannung an diesem Tage. Erwartungsvoll flanierte ich durch den belebten Ort, der in der Hochsaison ein großstädtisches Gepräge hatte. Hohe und höchste Herrschaften waren da, von der in unzähligen Exemplaren vertretenen Excellenz bis hinauf zum Erzherzog Ludwig Victor und zum Thronfolger Franz Ferdinand. Mancher der Spaziergänger richtete sein Auge gegen Himmel, an dem Gewölke und Sonnenschein hartnäckig kämpften um den Preis des Tages.

Zur Aufführung stand bevor Karl Wolfs Volksspiel: „Tiroler Helden, Bilder aus den Befreiungskämpfen 1809 im Eisakthale." Hauptheld dieses Stückes ist Peter Mayer, der Wirt an der Mahr, für mich von ganz besonderem Interesse, weil diese Gestalt auch der Gegenstand einer meiner größeren Arbeiten geworden ist. Ein Tiroler Streithansel, der wohl sein Lebtag keine Tiroler Geschichte, keine Tiroler Dichter gelesen, und daher vom Mahrwirt nie etwas gehört hatte, ließ zwar drucken, dass der ganze Wahrheitsapostel Peter Mayer von mir zusammengelogen worden sei. Der Mann soll seither in den „Tiroler-Helden" gesessen sein und drei Stunden lang den Kopf geschüttelt haben darüber, was die Herren jetzt für Geschichten aufbringen, von denen in keiner Kirchenlehre und in keiner Heiligen-Legende die Rede ist. Sogar der Andreas Hofer wird heutzutage manchem der Herren unbequem, weil der Hofer-Cultus viel zu sehr um sich greift, und andere Dinge verdunkelt. — Nach meiner Meinung handelt es sich auch nicht ganz sosehr um den geschichtlichen Hofer, als um jenen, der im Bewusstsein des Volkes lebt und wirkt. Dieses Bewusstsein seiner Helden ist das segensreichste Gut eines Volkes, und für seine Gesittung und Tüchtigkeit von unermesslicher Bedeutung. — Den Andreas Hofer rührt mir nicht an! —

Mit den Tiroler Helden des Jahres 1809 haben sich geriebene Dramatiker vergeblich geplagt. Mit der alten Theaterschablone ist diesen Helden nicht beizukommen, und außerhalb der Schablone natürlich kein „Kunstwerk"! Karl Wolf hat sich die Sache leicht gemacht, weil er sie

gerade so nahm, wie sie genommen werden will, wie sie die Geschichte selber gab — eine Reihe von Ereignissen in losen Bildern. Einige Anstände hatte der Verfasser anfangs mit der Censur, diese wollte ihm ein paar historische Aussprüche nicht gelten lassen. So, als Hofer ähnlich sagt: „Das hätt' ich mir nit denkt, dass Österreich, für das wir uns aufgeopfert haben, uns jetzt in unserer Noth so ganz verlassen kann!" Der Verfasser aber bestand darauf: „Wenn das Wort gestrichen wird, so bleibt das ganze Bild fort!" Da hat es die Censur doch eingesehen, dass es nicht angeht, Weltgeschichte zu corrigieren. —

Nachmittags, ein Viertel vor drei Uhr, krachte auf dem Küchelberg ein Kanonenschuss, dass ganz Meran in seinen Grundfesten zu beben schien. Dann noch einer. Und noch einer. — Das erste Zeichen zum Beginn. Eine wahre Völkerwanderung entstand aus der Stadt über die Wiese hin, dem Schauspielplatze zu, der ganz draußen im Freien, am Fuße des Küchelberges liegt.

Mir widerstrebt es, in diesem Falle „Theater" zu sagen. Es ist aber auch kein Schauspielhaus, weil Bühne wie Zuschauerraum unter freiem Himmel liegt. Die ganze Stätte ist so: Wir sitzen in den Bankreihen eines großen, viereckigen, mit einer Bretterwand abgegrenzten Hausgartens. Rückwärts ist eine Reihe gedeckter Kammern (Logen). Vor uns, an Stelle, wo beim Theater sonst die Bühne ist, steht ein großes Tirolerbauernhaus, und in gleicher Linie an beiden Seiten desselben sind die Wirtschaftsgebäude. Zwischen diesen Gebäuden führen um das Haus herum zwei Hofwege, die in die Straße einmünden, welche an dem Hause vorüberzieht und hauptsächlich als Schauplatz dient. Haus und Nebengebäude, im malerischen Tirolerstile gehalten, sind ausgestattet mit all den Dingen, die zu einem großen Alpenbauernhof gehören — der Söller, das Glockenthürmchen auf dem Dache, der Brunnen vor dem Hause, das Bildstöckel an der Straße, alles und alles ist da und bis aufs kleinste ausgestattet. Am diesseitigen Rande der Straße, gleichsam im Straßengraben, der den Zuschauerraum von der Bühne trennt, so vertieft, dass man nichts davon sieht, das Orchester. Das Ganze ist von einer ungesuchten, selbstverständlichen Einfachheit und Zweckmäßigkeit, wie sie nur Natur und Leben bietet. Nichts erinnert, dass man etwa in einem Theater sitzt. Es gibt natürlich auch keinen Vorhang, weil die meisten Auftritte sich ja eben im Freien vor dem Hause abspielen. Bei Scenen, die in geschlossenen Räumen vorkommen, in Stuben, Sälen u. s. w., oder wo lebende Bilder gestellt werden, geht die vordere Wand des Hauses auseinander nach rechts und links, und wir haben auf der freien Bühne plötzlich eine abgeschlossene, dem Theater ähnliche.

Über den Bretterverschlag herein in unseren Sitzgarten leuchten die schneebedeckten Bergriesen. Gerade vor uns, gleichsam wie zur Bühnen-

decoration gehörig, oben auf grünem Berghang, ragt die uralte Burg Tirol, das geschichtliche Hauptschloss des Landes. Uns zur Rechten, ganz nahe am Schauspielplatz aufsteigend, die steilen Lehnen des Küchelberges; sie sind zu dieser Jahreszeit noch grau, und kahl ihre braunen Felswände. An mehreren dieser Wände sehen wir weiße Scheiben herableuchten. Die Merkmale zur Erinnerung an jene Tiroler Kämpfer, die im Jahre 1809 im Kampf mit den Franzosen an denselben Stellen gefallen sind. Das alles ist der natürliche Schauplatz jener Heldenkämpfe, und spielt, eine unbeschreiblich hehre Stimmung erzeugend, wunderbar mit, wenn jetzt das Drama beginnt.

Die Menschenmassen im Zuschauerraum sind ruhig geworden. Auf ein gegebenes Zeichen erscheint eine junge schmucke Tirolerin, und bringt in schlichten Versen das „Grüaß Gott!“ — Und nun hebt es an. Französische und bayerische Soldaten, Tirolerbauersleute, Männer, Weiber, Kinder beleben die Straße und den Platz. Bauern, deren Söhne sich vor der bayerischen Militäraushebung flüchteten, werden als Geißeln eingebracht. Das Geschick ist im Gange.

Ich erzähle hier nicht den Inhalt des Stückes: „Tiroler Helden“. Hauptsächlich handelt es vom Mahrwirt, einem der aufständischen Bauernführer, der gefangen vor den französischen Richtern sein Leben mit einer Lüge hätte erkaufen können, und freiwillig in den Tod gieng. Ein zweiter Held dieses Dramas ist der junge Peter Singmayr. Er ist Soldatenflüchtling; als die Bayern ihn vergeblich suchen, nehmen sie seinen alten Vater gefangen, und drohen, diesen zu erschießen, falls der Aufenthalt des Flüchtlings nicht angegeben wird. Der Alte wählt lieber den Tod, als seinen Sohn zu verrathen. Wie der Sohn dieses erfährt, stellt er sich selbst, um den Vater zu retten, und wird erschossen.

Sind das nicht antike Heldenzüge?

Man kann nicht oft genug wiederholen, wie groß Karl Wolfs Verdienst ist, dass er in seiner Meraner Schöpfung den Tirolern und der ganzen Welt in großartiger Weise solche Vorbilder von Menschengröße vor Augen führt! — Recht, Freiheit und Vaterlandsliebe, Lebensverachtung, Hinblick auf höhere Güter, Treue und Muth, Großmuth gegen den Feind — das sind die Grundzüge der Volksschauspiele. Neben den Kriegsthaten werden auch Werke des Friedens vorgeführt, Bauernleben, Hirtenleben in seinen Arbeiten und Idyllen, kirchliche Aufzüge, alles voll Naturwahrheit, und mit entzückender Hingabe der Mitwirkenden dargestellt.

Der Haupteffect des Stückes liegt in dem Bilde: Nach der Mühlbacher Clause. — Die Erhebung ist im Zuge, die Leute sind fortgezogen mit den Waffen. Streiter in Bauernjoppen. Denn die heiligsten Kriege werden nicht in Uniform geführt. — Von ferne gebrochenes Trommel-

wirbeln. Der Wächter unter dem Dachgiebel hat angedeutet, daſs ringsum in der Gegend die Feinde ſtehen. Dorf und Gaſſen ſind menſchenleer. Es iſt eine ſchwer gedrückte Stimmung. Da fällt plötzlich hinten am Küchelberg ein Kanonenſchuſs. Von den umliegenden Dörfern Sturmglocken. Es erhebt ſich das Kleingewehrfeuer von links und rechts, von allen Seiten, auf dem Küchelberg kracht es in allen Wänden, hinter allen Büſchen. Der Schauplatz hat ſich plötzlich nach außen verlegt. Aber ſchon laufen einzelne Franzoſen über die Gaſſe, verfolgt von Bauern; von verſchiedenen Seiten ſpringen ſie heran, Soldaten und Aufſtändiſche, vor dem Hauſe entſpinnt ſich ein heftiges Gewehrfeuer, von den Fenſtern wird herausgeſchoſſen, von den Dachluken herab. Dort und da ſtürzt ein Mann zuſammen und wird fortgetragen. Während draußen noch immer die Kanonen krachen, und auf den Berghängen das Kleingewehrfeuer knattert, daſs ſchon die ganze Meraner Gegend in Pulverdampf gehüllt iſt, kommt ein Parlamentär und bittet die Bauern um eine Verhandlung. Da legt ſich allmählich der Schlachtenlärm, Gefangene werden noch hin- und hergeführt, und die Muſik fällt ein.

Die Wirkung dieſer Abtheilung auf einen, der das erſtemal drin ſitzt, iſt unbeſchreiblich. Dieſe Entwickelung einer Schlacht, bei welcher plötzlich der hiſtoriſche Boden lebendig wird, das ganze Meranerthal mitſpielt, iſt etwas ſo eigenartig Packendes, wie es wohl in der ganzen Theaterwelt nicht wieder vorkommt. — Wenn es um Menſchenrecht, Freiheit, Heimat und Volk geht, da wird Kanonendonner und Gewehrgepraſſel zu einer majeſtätiſchen Muſik. In mir wurden zur Stunde Gefühle und Kräfte lebendig, die ich bisher kaum gekannt. Alle Muskeln zuckten, alle Sinne jauchzten. Am liebſten hätte ich ſelber ſo ein altes Feuerſchloſsgewehr an mich geriſſen, und wäre hinausgeſtürmt ins Freie, gegen die Feinde der Freiheit und des Vaterlandes, wo ſie auch ſtehen, wie ſie auch heißen mögen! — Nein, das war kein Schauſpiel, das war für mich ein Erlebnis. —

Der Himmel hatte ſich ſchon lange umzogen und die Wolken waren tief herabgeſunken an den Bergen. Nun begann es ſachte zu regnen, der noch übrige Theil des Schauſpieles muſste raſcher abgeſpielt werden. Und es war gut ſo. Das aufgeregte Gemüth zitterte leiſe fort in wehmuthsvoller Weihe. Nur bei den Schluſsbildern, wo der Peter Singmayr kommt, um mit ſeinem eigenen Leben den Vater zu retten, und Peter Mayer vor Gericht das ihm für eine Unwahrheit angebotene Leben verwirft, erhebt ſich das Schauſpiel noch einmal zur überwältigenden Höhe. Die von Johann Griſſemann geſtellte überaus packende Muſik vollendet die Stimmung.

Was über einzelne ſchauſpieleriſche Leiſtungen zu ſagen wäre? Nein, auf dieſem Punkte ſtehen wir nicht, und keiner der Mitwirkenden lugt

ins nächste Morgenblatt, um für seine Person etwa ein Extralob zu finden. Das Ganze ist eine Einheit, die handelnde Person ist das Volk. Jener Tirolerheld vor neunzig Jahren hieß Peter Mayer. Der heutige würde unter denselben Verhältnissen vielleicht Johann Aschberger heißen, genau so scheint unser Darsteller in der Natur des ersteren zu leben und zu fühlen. Und ähnlich bei allen übrigen. Die Hauptsache bestand darin, für die bestimmten Rollen die richtigen Menschen ausfindig zu machen. Das ist Karl Wolfs Verdienst. Und *dass* er sie in diesem Lande gefunden, ist Tirols Ehre.

Anfangs der Vorstellung war ich in einer der rückwärtigen Bänke gesessen, um einen größeren Theil der Gebirgslandschaft zu überblicken. Als es aber zu regnen begann, und viele Zuschauer vor mir den Platz verließen, andere ihre Schirme öffneten, setzte ich mich weiter voran in eine halbleere Bank. Neben mir saß ein junger Mann, der, den Kragen seines dunklen Mantels über den Hals gestülpt, mit größtem Interesse in die Darstellung vertieft war. Da ich meinen Schirm offen hielt, so hätte ich ihm gerne ein Mitdach geboten. Ich wollte ihm das gemeinsame Dach schon anbieten, da stand er auf, und gieng leise hinaus. Nun hatte ich eine ganze lange Bank für mich allein, an derselben Stelle, wo man sich sonst um Plätze riss für theures Geld. Denn der immer dichter niederrieselnde Regen hatte die Zuschauerreihen allmählich sehr gelichtet, nur die Allerandächtigsten blieben bis zum Schlusse, um unter den erschütternden Musikklängen die letzten Trauerscenen und das Schlussbild „Tiroler Helden" noch zu sehen.

Und dann der Stadt zu. Der Leiter Karl Wolf, der mich dahin begleitete, schien etwas missmuthig über die störende Witterung zu sein. Ja, „die Ventilation dieses Theaters war freilich musterhaft, hätte es nur auch ein Dach!" — Gottlob, dass es keines hat, dass es uns nicht blos classische Heldengröße zeigt, sondern auch die Einrichtung eines classischen Theaters unter freiem Himmel darstellt. Was thut das bisschen Feuchtwerden einer germanischen Haut?

„Etwas verregnet, Herr Wolf!" wurde er angesprochen von einem Herrn, den mein Begleiter mit „Kaiserlicher Rath" flüchtig bezeichnete, und der vorhin mein Bankgenosse mit dem aufgestülpten Rockkragen gewesen war. Der sprach ein Weilchen mit meinem Begleiter, während ich danebenstand, und ihn gleichgiltig betrachtete. „Ein noch so junger Mann, und schon kaiserlicher Rath!" bemerkte ich zu Wolf, als der Herr dann mit verbindlichem Gruße seines Weges gegangen war. Mein Begleiter blickte mich fragend an. „Kaiserlicher Rath, wieso?"

„Sie haben diesen Herrn doch so angesprochen!"

„Bewahre! Ich habe wohl kaiserliche Hoheit gesagt. Sie kennen doch den Erzherzog Franz Ferdinand d'Este!"

Tableau! — Hatte ich mich vorhin im Volksschauspielraum gemüthlich zum österreichischen Thronfolger gesetzt.

„Ja", sagte Wolf, „der Erzherzog besucht die Vorstellungen gerne, und setzt sich stets mitten unter das Volk hinein. Mit Vorliebe unter Kleinbürger und Bauersleute, mit denen er dann über die Vorstellung und anderlei behaglich plaudert. Hätten Sie ihm Ihren Schirm nur angeboten. Sie würden sich recht gut miteinander vertragen haben." —

Mit diesem kleinen Nachspiele schloss der für mich denkwürdige Tag, an welchem mein Lieblingscapitel aus der Weltgeschichte, der Tiroler Befreiungskampf, vor meinen leiblichen Augen so herrlich lebendig geworden war.

Ein Steirerherz.

Die Steiermark soll einen Mann nicht vergessen, den wir soeben auf dem St. Leonharder Friedhofe bei Graz in die heimatliche Erde gelegt haben. Sein Name ist Ferdinand Krauß. Er war Rechnungsrath der steirischen Landschaft. Aber — so gewissenhaft und ersprießlich er über ein Vierteljahrhundert lang sein Amt auch verwaltet hat — das war nicht sein besonderes Verdienst. Auch nicht sein Reisewerk „Von der Ostsee bis zum Nordcap", wofür er mit dem schwedisch-norwegischen Wasa-Orden ausgezeichnet worden war. Das ihm eigenthümliche und zumeist am Herzen liegende Hauptwerk seines Lebens waren die topographischen, ethnographischen und culturhistorischen Werke über unsere deutsche Steiermark. Sein Buch: „Die nordöstliche Steiermark. Eine Wanderung durch vergessene Lande" (Graz 1888), hat diesen schönen und volksthümlich überaus interessanten Landstrich sozusagen für die Öffentlichkeit entdeckt und dem Touristenverkehr zurecht gelegt. Sein großes zweibändiges Werk: „Die eherne Mark" (Graz 1892 und 1897) behandelt das steirische Oberland, und zwar so gründlich und vielseitig, als es bisher noch nicht geschehen war. Diese Werke sind reich mit Bildern geziert und bilden eine großartige Darstellung und Würdigung der oberen Steiermark, als Lehrbuch wie als Nachschlagebuch für jeden Freund des Landes von vielem Werte. Der Hervorbringung und Herausgabe dieser vaterländischen Schriften, die mit vielen Schwierigkeiten und Kosten verbunden waren, hat ihr Verfasser Ferdinand Krauß schwere Opfer gebracht. Mit rührender Selbstlosigkeit und unermüdlicher Arbeit hat er die Indolenz seiner Landsleute wettgemacht und ein Werk geschaffen, das wie kaum ein zweites geeignet sein dürfte, dem Steirer zu zeigen, wie

schön und liebenswert sein Heimatland ist. Er wollte nur zu viel, wo möglich alles hineinbringen, und das hat die Geschlossenheit des Werkes gefährdet. Im eigenen Lande hatte er mit einem gall- und eifersüchtigen Gegner zu kämpfen, der sich allemal, so oft ein Buch von Krauß erschien, auf die Schreib- und Druckfehlerjagd machte, um womöglich den Autor zu discreditieren. Dieser hatte sich darüber ungebührlich gekränkt. Allerdings, durchaus fehlerlos sind so großangelegte und von einer einzigen Person bewältigte Werke einmal nicht, besonders wenn sie auch den stets schwankenden touristischen Zuständen und Bedürfnissen gerecht werden wollen. In Anbetracht der großen Vorzüge dieser steirischen Werke setzt sich der Freund des Landes über etwaige kleine Unklarheiten oder Versehen leicht hinweg; sein Gefühl bei Durchsicht der genannten Schriften ist das der Anerkennung und Dankbarkeit. — Wie man hört, hat Krauß das Manuscript und Bildermaterial zu einem Werke über Graz, der Vollendung nahe, zurückgelassen. Hoffentlich findet sich eine geeignete Persönlichkeit, die das Buch fertigstellt. Wir haben ja Mangel an erschöpfenden Werken über die so stolz aufblühende Stadt.

Die Liebe Ferdinand Krauß' zu unserer Steiermark war grenzenlos. Das ist keine Übertreibung. Unsereiner ist auch kein Heimatsverächter, aber in der Begeisterung ausschließlich für die grüne Mark war mit ihm platterdings nicht zu concurrieren. Die steirischen Naturschönheiten, das steirische Volk, die steirischen Sitten und Gebräuche, die steirische Kunst, das steirische Schriftthum, kurz alles, was steirisch war, umfasste er mit einer abgöttischen Liebe, die nicht bloß in der Begeisterung des Wortes, sondern auch, wie schon angedeutet, in großer Opferfreudigkeit zum Ausdrucke kam. Vielen steirischen Künstlern hat er in ihrer jungen Zeit der Namenlosigkeit die Wege geebnet, das Publicum für sie unermüdlich zu interessieren gesucht. Unser Meister Hans Brandstetter verhehlt nicht einen Augenblick die Dankbarkeit für Ferdinand Krauß, welcher einer der ersten, vielleicht der erste war, der einst den jungen Künstler in seiner ganzen Bedeutung ahnte und öffentlich bekannte. Auch der Schreiber gegenwärtiger Zeilen wüsste aus Erfahrung zu sagen von diesem Kameraden, der in gewöhnlichen Zeitläuften gerne zurückstand und sich den Beweisen der Liebe entzog, während er zu rechter Zeit auf dem Posten war, um unermüdlich und mit aller Energie für den Freund zu wirken. Anhänglichkeit, Treue, Pietät, das waren die besonderen Merkmale dieses warmherzigen Menschen.

In unser aller Namen, im Namen der Steiermärker, glaube ich dankbar ein Ehrenkränzlein niederlegen zu dürfen auf sein frisches Grab.

Graz, am 16. April 1898.

Peter Rosegger.

Wie soll der Lehrer die Schüler behandeln?

Von einem Volksschullehrer.

Schon einmal hat der „Heimgarten" über Franz Mohaupts pädagogisches Buch „Allerlei Hobelspäne" (Böhm.-Leipa. Johann Künstner. 1897) gesprochen. Ich glaube, dass es unsere Lehrerschaft freuen dürfte, wenn neuerdings ein Hinweis auf das Werkchen erfolgt und mit freundlicher Genehmigung ein Auszug aus demselben geboten wird. Der gewählte Gegenstand ist so interessant als wichtig, auch Eltern und Kinderfreunde werden hinhorchen, was über die Sache, wie der Lehrer und Erzieher die Kinder behandeln soll, ein gewiegter Schulmann zu sagen hat.

Mohaupt sagt in seiner Abhandlung Folgendes:

Nicht selten hört man erzählen, es gebe schneidige Vertreter mancher Berufskreise, z. B. Officiere, Postbeamte u. s. w., welche durch ihr Auftreten die Frage heraufbeschwören: „Ja, sind denn die unseretwegen da, oder wir ihretwegen?" Einem Lehrer, der etwa meinen sollte, die Kinder pilgern tagtäglich seiner theuern Person wegen zur Schule, kann ich mir gar nicht denken, und doch behaupten böse Zungen, dass es solche Käuze gebe. Sollte dies wahr sein, so brauchte ich doch nicht zu fürchten, mit solch schneidigem Mitgliede unseres Standes übers Kreuz zu kommen. Also dass ich's nur heraussage: Ich meine, wir Lehrer seien der Kinder wegen da! Und nur mit denen, die sich ebenfalls zu dieser altväterischen Auffassung bekennen, will ich weiterplaudern.

Streng soll der Lehrer sein. Über diesen Punkt braucht es vieler Worte nicht. Die Strenge ist im Interesse der nöthigen Disciplin gelegen. „Eine Schule ohne Zucht ist eine Mühle ohne Wasser." Die kann nicht mahlen, und ein Lehrer, der keine Zucht unter seinen Kindern hält, kann nicht unterrichten. Das ist so gewiss, als zwei mal zwei vier ist. Will ein Lehrer seine Classe in Rand und Band halten, so muss er gebieten und verbieten. Er thue aber beides mit weiser Mäßigung! Wer zu viel gebietet und verbietet, bindet sich selber eine Ruthe, denn er muss jede Übertretung folgerichtig auch strafen. Und unsere Strafmittel sind ja so beschränkt. Daraus folgt: Jeder Lehrer gehe sehr genau mit sich zurathe, ehe er ein Gebot oder Verbot ausspricht! Ist ein solches einmal dem Gehege seiner Zähne entschlüpft, dann heißt

es, es auch aufrechterhalten — durch Strafen! Diese Mahnung möge sich jeder Anfänger im Lehramte gut hinter das Ohr schreiben. Besonders gilt dies bezüglich der Androhung von Strafen. Nicht selten werden in der Erregtheit Strafen angedroht, die man bei ruhiger Überlegung gern zurücknehmen möchte. Die Consequenz aber erlaubt das nicht! Richtig angewandte Consequenz[1]) ist überhaupt ein gewaltiges Zaubermittel der ganzen Erziehung! Bei den heutigen gesellschaftlichen Verhältnissen fällt die Hauptaufgabe der häuslichen Erziehung der Mutter zu. Der Vater muss dem Brote nachgehen und hat daher wenig Zeit, sich um Kindererziehung zu kümmern. Was sehen wir aber alle Tage? Jene Mütter, die am meisten an ihren Kindern herumcommandieren, erzielen die schlechtesten Resultate. Mütter dagegen, die wenig sprechen, wenig anordnen, aber consequent auf ihren Anordnungen bestehen, werden der Schule in der Regel Kinder zuführen, die des Lehrers Freude und Lust bedeuten! Deshalb ist auch der Lehrer, welcher mit wenigen Anordnungen sein Auskommen findet, in meinen Augen der beste Disciplinhalter. Lehrer und Mütter, welche jeden Übertretungsfall durch einen langen Sermon, eine lange „Salbaderei" austragen zu müssen glauben, sind nichts weniger als Erziehungskünstler.

Hier sei mir auch ein Wort gestattet über die Art, wie Kinder auf solche Vorstellungen reagieren. Manche hören sich solche Standreden an mit einem Gesichte, auf dem deutlich geschrieben steht: „Du predigst mir lange gut; zu einem Ohre hinein, zum anderen wieder hinaus!" Andere wieder zerfließen sofort in Thränen. Die liebe Mama wird durch diesen Anblick nun selbst gerührt und glaubt, zu weit gegangen zu sein und das Herzpünkelchen raschestens wieder versöhnen zu müssen durch allerlei Liebesbezeigungen. Hingegen gibt es wiederum Kinder, besonders Knaben, welche den Schmerz der Muter, des Lehrers gar wohl empfinden, aber zufolge des Temperamentes es als eine Schwäche betrachten würden, irgend welche Ergriffenheit sehen zu lassen. Ich hatte einen Zögling, der, wenn er gerügt wurde, sofort anfieng, mit den Kaumuskeln zu arbeiten; es schien, als ob er — bei fest zusammengekniffenen Lippen — etwas besonderes Hartes, Unschmackhaftes äße — so spielten seine Kaumuskeln! Er galt dieserwegen als besonders verstockt; ich kannte ihn besser und stellte ihm nur dringend vor, er möge seine Gesichtsmuskeln beherrschen lernen, da er nicht immer Vorgesetzte haben werde, die diese Bewegungen richtig deuten würden. Ich war überzeugt, dass er während der Standrede mehr Reue empfand, als so manches „Thränenkrüglein", welches bei dem kleinsten Tadel gleich ganze Pfützen weinte! In jenem steckt ein

[1]) Man kann nämlich auch nach der falschen Seite hin consequent sein. Dies thut z. B. der Eigensinnige, der Trotzkopf!

ganzer Mann, der auch in Wettern standhalten wird[1]) — dieses ist ein schwankes Rohr, welches von jedem Winde hin- und hergebogen werden wird. Junger Amtsgenosse, lege also den Thränen keinen zu großen Wert bei und verurtheile den thränenlosen Sünder nicht schon deshalb, weil er eben — zu weinen sich geniert![2])

Gerecht soll der Lehrer sein! Dies wird er dann sein, wenn er sich stets in die Lage des Kindes versetzt, das er gerade abzuurtheilen hat. Ein Kind hat die fällige Aufgabe nicht gebracht. Höre seine Entschuldigung an! „Die Mutter war krank, und ich musste ihr verschiedene Gänge besorgen." Das entschuldigt! „Wir hatten gestern Besuch! deshalb konnte ich meine Aufgabe nicht schreiben." Kann das Kind dafür? Gewiss nicht. Hält diese Entschuldigung stand vor der Forderung, dass jeder Schüler seine Aufgabe zur festgesetzten Zeit fertig haben soll? Gewiss nicht! Ist das Kind zu strafen??? Hierüber dürften die Meinungen auseinandergehen. Nachdem das Kind thatsächlich die Aufgabe zu Hause nicht arbeiten konnte, verdient es sicherlich keine Strafe; aber ich — der Lehrer — muss die Aufgabe haben; deshalb werde ich das Kind die Aufgabe nach der Schule arbeiten lassen, im Wiederholungsfalle Fühlung mit dem Elternhause nehmen und auf diesem Wege Wandel zu schaffen suchen.

An dieser Stelle muss ich auch Erwähnung thun der Hefte, welche in der elterlichen Behausung durch den zur stehenden Redefigur gewordenen „kleinen Bruder" oder auch durch ein in literarischen Dingen weniger bewandertes Dienstmädchen zu Schaden kommen. Besonders der „kleine Bruder" erklingt so oft vor dem richterlichen Ohre des Lehrers, dass dieser Mühe hat, sein Schmunzeln zu verhalten. Hier sei gestanden, was für Wandlung ich selber durchgemacht habe, seit ich in der Schulstube stehe: ich war ein anderer als lediger Mensch — streng und gerecht, aber nicht leicht geneigt, zu entschuldigen; ich wurde ein anderer, als ich geheiratet hatte; ich war wiederum ein anderer, nachdem ich das erstemal Vaterfreuden erlebt hatte — und noch eine Läuterung musste ich durchmachen: seit Gott uns liebe, vielversprechende Kinderlein genommen, seither sehe ich die fremden Kinder, die in der Schule vor mir sitzen, gleichsam durch eine ganz andere Brille an, eine Brille, deren Gläser mir vieles, vieles in milderem Lichte erscheinen lassen. Drum stimme auch ich in die Forderung ein: Jeder Lehrer soll heiraten! und in weitere: Stellt ihn aber so, dass er eine Familie erhalten kann!

---

[1]) Vorausgesetzt, dass er nicht in Verhältnisse geräth, welche seine Selbsterziehung ungünstig beeinflussen.

[2]) Ähnlich verhält es sich mit dem Erröthen. Nicht jeder, der leicht erröthet, ist schamhaft; und einen Jungen, der bei scharfem Tadel nicht sofort bis unter die Scheitelhaare erglüht, für alles Ehrgefühles bar zu erklären, ist ein arger erzieherischer Missgriff.

Der Lehrer aber, welchem es einmal gelungen ist, die Kinder zu der Überzeugung zu bringen, dass er sie lieb hat, der hat gewonnen Spiel; seine Liebe zu den Kindern wird ihn auch den richtigen Takt finden lassen, mit welchem Vorfälle zu behandeln sind, die ihrer Natur nach zarter und vorsichtigter angefasst sein wollen. Gewiss könnte so mancher Director, mancher Inspector Beispiele von solchen Fällen erzählen, die ihm schwere Stunden bereitet haben, weil er den verfahrenen Karren im Interesse der Schule wieder ins richtige Geleise zu bringen hatte — Vorfälle, die dem Unbetheiligten ein Kopfschütteln abnöthigen, weil man sich sagen muss, das hätte der betreffende College wirklich weniger ungeschickt zu machen brauchen. Und solche Sachen passieren nicht immer bloß jungen Brauseköpfen, Anfängern im Amte. — Der Laie ist in solchen Fällen meistens rasch fertig mit seinem Verdammungsurtheil. Doch gibt es vernünftige Eltern genug, welche unverhohlen eingestehen, sie hätten die Geduld nicht, Lehrer zu sein. Es ist unbestreitbar, dass sehr viel Geduld dazu gehört, durch die vielen Schwächen und Fehler der Kinder, gegen die der Lehrer Tag für Tag anzukämpfen hat, sich nicht aus dem Häuschen bringen zu lassen. Zudem ist es richtig, was die Weisheit auf der Gasse sagt: „Niemand kann aus seiner Haut heraus!" Also auch der Lehrer nicht! Wer ein rasches Temperament hat, eignet sich weder zum Lehrer der Kleinsten, noch der Größten; er wird am besten mit der Mittelstufe fertig werden. Die Kleinen verschüchtert er, und die Großen? Ei nun, unter denen gibt es immer welche Subjecte, denen es eine „Hetz" macht, den jähen Lehrer „steigen zu lassen"! Am einfachsten und sichersten geschieht dies durch Renitenz. Diese Fälle bringen den Lehrer in die größte Gefahr, sich zu übereilen.

Ich halte mir im Verkehre mit meinem Schülern folgende Grundsätze vor Augen:

Was du nicht wolltest, dass deinem Kinde einmal geschähe, das füge auch den Kindern anderer Leute nicht zu!

Dieser Punkt spricht für sich selbst. Man könnte ihn anders auch so stilisieren: Richte deine Wirksamkeit in der Schule so ein, als wenn die Eltern all deiner Schüler unter den offenen Fenstern der Classe ständen — dass also die Eltern von jedem Worte, welches dein Mund spricht, von jeder Bewegung, welche deine Hand vollführt, Wissenschaft haben dürfen! Dann wird es dir nicht im Traume einfallen, von volksthümlichen Schmeichelreden, wie z. B. „Du Gauner!" „Du Galgenstrick!" „Du Mistbub!" „Ihr seid eine Bagage!" — „Sie Balg!" „Sie Fratz!" „Sie Gans!" „Ihr dummen Menscher!" u. a. m. in der Schule Gebrauch zu machen; dann wird dir z. B. bei wiederholtem Zuspätkommen eines Schülers (einer Schülerin) niemals eine die Familienwirtschaft betreffende Bemerkung entschlüpfen, deren Wiedergabe zuhause

vielleicht unerwünscht sein könnte; dann wirst du gewiss keine Spitznamen, aber auch keine Namensverdrehungen gebrauchen, und was dergleichen einem geärgerten Menschen, der im Grunde genommen doch auch nur ein Mensch ist, eben alles ungeschickterweise über die Lippen schlüpfen kann. (Diese Seite der Betrachtung wird bedauerlicherweise bei Beurtheilung solcher Fälle meist außeracht gelassen — besonders seitens der in ihrem Kinde beleidigten „Herren" Eltern!)

Erblicke in jedem Schüler bereits eine ganze Persönlichkeit!

Unser österreichisches Strafgesetz macht einen großen Unterschied, ob der Unrechtthäter das vierzehnte Lebensjahr erreicht hat oder nicht. Der Lehrer aber befindet sich in einem ganz anderen Falle als der Strafrichter. Ich bin in langen Jahren zu der Überzeugung gekommen, dass der Lehrer jeden seiner Schüler als vollkommen integre Person betrachten muss. Der Charakter dieser Person — oder sagen wir besser: dieses Persönleins! — ist gewiss noch nicht fertig und noch zu bilden; daran muss ja eben der Lehrer mitarbeiten! Aber dieses „Persönchen" ist doch schon eine moralische Einheit, ein Ganzes für sich! Der Volksmund bestreitet dies, wahrscheinlich im Hinblicke auf die Anzeigeformel: „Kinder zahlen die Hälfte!" Wenn er ausdrücken will, dass so ein Schulkind noch nicht voll zu nehmen ist, so heißt es einfach: „Ach, bitt' Sie, so ein Lausbub, so ein Rotzbub . . .!" Er wendet diese Prädication aber auch auf Menschen an, die ihre Schulpflicht schon längst vollendet haben — ein Beweis, dass diese meine Auslegung richtig ist! Ich aber wiederhole: Ein jedes Schulkind ist bereits eine Ganzheit für sich und hat — darauf lege ich besonders Gewicht — bereits das Vollgefühl einer auch vor dem Gesetze vollberechtigten Persönlichkeit! Es urtheilt bereits ganz richtig, wenn es sich auch sprachlich noch lange nicht so klar ausdrücken kann: „Der A behindert mich in der Entfaltung meines Willens (der kann selbstverständlich noch eine recht unmoralische Richtung haben, da die ethische Grundlage noch nicht vorhanden sein muss!). Der A ist mir also feindlich gesinnt; der muss mir's entgelten! dem werde ich's eintränken!" Wir sehen: Die „Jungen" zwitschern ganz so, wie sie's von den „Alten" hören! Nehmen wir umgekehrt den Fall, ein Kind könne es zuhause seinen Eltern nie recht machen, erhalte mehr Schläge als zu essen. Nun kommt es in die Schule. Der Lehrer beurtheilt es gerecht, erkennt sein Streben, seine Leistungen an. Das Kind sagt sich: „Also bin ich doch noch zu etwas nütze?!" Es gewinnt Selbstvertrauen, es gewinnt Lebensmuth, und der Lehrer — der erste Mensch, welcher ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ — gewinnt in seinen Augen den Nimbus eines Erlösers, ja des Heilands selber!

Fällt ein Kind einmal, so befördere es nicht etwa durch einen gnädigen Fußtritt ganz in die Gosse, sondern richte es auf!

Wer einmal im Leben etwas Schlechtes begangen hat, dem trauen seine liebevollen Mitmenschen sofort alles mögliche Schlechte zu. Darf dies der Lehrer auch thun? Nein, und abermals nein! Zwar sagt das Sprichwort: „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, wenn er auch gleich die Wahrheit spricht!“ Das wird sogar in Lesebüchern verarbeitet. Ich hasse diese bekannte Geschichte. Wenn diese Theorie richtig ist, dass, wer einmal einen Fehlschritt begangen hat, immer wieder fallen muss, dann wäre die Welt eine große Gemeinde von Verbrechern. Lombroso hat zwar geradezu Schule gemacht mit seinen Ansichten über das Verbrecherthum, aber der Lehrer darf sich auf diesen Standpunkt nicht stellen. Der Lehrer muss sich im Gegentheile sagen: Wenn das Kind wirklich einmal gefehlt hat, so will das noch nicht viel bedeuten. „Der Gerechte fällt des Tages 99mal.“ Wenn ein Kind den Lehrer einmal belogen hat, so hat der Lehrer noch lange kein Recht, das Kind ein- für allemal als Lügner abzustempeln (wie es ähnlich mit den Galeerensträflingen geschah)! Er wird dem Kinde vorstellen, wie häßlich die Lüge sei, aber er wird aussprechen, dass er fest daran glaubt, das Kind werde nun nicht mehr lügen! Ein anderes Beispiel: Wenn ein Kind selten seine Sache kann, so darf der Lehrer, wenn es wieder einmal nichts trifft, nicht sagen: „Na, ich hab' mir's ja gedacht, dass du wieder nichts treffen wirst! Du bist und bleibst halt ein Esel!“

In allen schwereren Fällen sage dir vor: „Nicht gleich strafen! Erst beschlafen!“

Im ersten Augenblicke des Geschehens erscheint uns eine Missethat immer größer als nachher, wenn man es ruhig überdenkt. Besonders diejenigen Erzieher, welche ein rasches, hitziges Naturell haben, sollen sich angewöhnen, in solchen Fällen dem Kinde zu sagen: „Du meldest dich morgen um eine Strafe!“ Und es wird vielleicht ganz ersprießlich sein, dem Kinde, wenn es sich morgen meldet, noch einmal dasselbe zu sagen! Auf gar lange aber schiebe die Strafe nicht hinaus, denn in der Ungewissheit über die Art und Größe der zu erwartenden Strafe liegt ja selbst schon eine Buße. Bei gar zu empfindsamen Kindern aber wende dies Mittel überhaupt nicht an; das wäre für diese eine wahre Folter und könnte das Kind geradezu in Sinnesverwirrung stürzen! Die Folgen hättest dann du zu tragen! Also Vorsicht nach zwei Seiten hin: nicht zu schnell strafen, aber die Strafe auch nicht zu lange hinausschieben!!![1])

Da ich gerade von Sinnesverwirrung spreche, will ich über diesen Gegenstand gleich noch einige weitere Worte verlieren. Es kommt gar nicht selten vor, dass ein Kind etwas Strafwürdiges begeht, aber unter

[1]) Selbstverständlich bestreite ich hiemit nicht im mindesten, dass es auch Fälle gibt, in denen es angezeigt erscheint, der That die Strafe sofort folgen zu lassen. Aber auch da Vorsicht, doppelte Vorsicht!

so bewandten Umständen, dass man bei ruhiger Abwägung derselben sagen muss: In dem Augenblicke, als es dies that, war es nicht bei Sinnen (nicht zurechnungsfähig)! Solche Vorfälle darf man nie mit groben Händen anfassen. Ich strafe in Fällen, wo offenbare Sinnesverwirrung vorliegt, nie! Nur muss man auch sicher sein, dass man es mit keinem Simulanten zu thun hat! Nachstehend seien zwei Fälle von Sinnesverwirrung mitgetheilt, die mir in allerjüngster Zeit vorgekommen sind.

Zögling St., sieben Jahre alt, kaum drei Käse hoch, hatte kurz vor der Zehnuhrpause aus lauter Dummheit in aller Stille eine kleine Wasserkunst losgelassen, welche lustig das Weite suchte. Während der Classenlehrer die Externisten vors Hausthor führte, rückten die anderen paar Zöglinge der ersten Classe dem kleinen St. ganz nahe zuleibe und spotteten ihn tüchtig aus. Darüber gerieth der kleine Stöpfel derart außer sich, dass er einfach seinen Federstiel in die Faust nahm und mit der Feder die Köpfe der nächst erreichbaren Bedränger bearbeitete. Einige laufen weg, um das dem Lehrer zu melden. St. läuft auch davon, wirft sich, als er geholt werden soll, zur Erde, schlägt um sich, kratzt, beißt und brüllt wie ein wildes Thier. Der Lehrer trägt ihn in die Classe, in welcher er die dritte Unterrichtsstunde zu geben hat, und setzt seine Fracht in einer freien Schulbank ab. Der Junge sitzt finster brütend da, hält aber doch Waffenstillstand. Auch beim Mittagessen gieng's noch. Nach dem Essen aber, in der Schulclasse oben, erwischt er urplötzlich wieder eine Federlanze und holt zu gewaltigem Stiche gegen seinen eigenen Augapfel aus. Einige größere Zöglinge, die den kleinen Excedenten scharf beobachtet haben, fallen ihm in den Arm und lassen mir sofort Meldung zukommen. Ich eile hinunter, führe ihn in meine Wohnung, setze ihn auf einen Sessel vor die Kanarienvögel, lese still meine Zeitung weiter und beobachte ihn dabei. Er hängt seitlings am Sessel, sich mit dem linken Vorderarme die Augen überdeckend. So sitzt er unbeweglich eine geschlagene halbe Stunde. (Wer möchte ihm das nachmachen???) Inzwischen schien die Sonne so freundlich ins Zimmer herein — gerade auf den Buben! — der Harzer sang sein bestes Lied, unser Kind legte Bilder und farbigen Flitter neben ihn auf den Sessel, und endlich fieng er an, unter dem Ärmel aufzublinzeln: nach mir, nach dem Vogel, nach den Bildern. Nach geraumer Zeit gab er endlich den Arm herunter, verblieb aber im übrigen in seiner statuenhaften Stellung. Als ich überzeugt war, dass er sich vollständig beruhigt habe, fragte ich ihn, ob er denn zu Hause (er war erst vor kurzem ins Institut eingetreten!) auch solche Sachen aufgeführt habe? „Nein!" Von wem er denn gelernt habe, mit der Feder herumzustechen? „Von niemandem!" Ob er das noch einmal thun wolle? „Nein, nein!" Und nun hieß ich ihn seine Bilder auf-

nehmen und führte ihn wieder unter die anderen Zöglinge, denen strengstens verbietend, ihn je wieder einmal zu necken. Und der Zwischenfall war abgethan!

Ein anderer Fall: Zögling H., dreizehn Jahre alt, ein guter Junge, aber leichtsinnig, hat ein Jahr eine Mittelschule besucht, aber nicht gutgethan, ebenso wenig nachher in der Bürgerschule. Seine Eltern sind den ganzen Tag außer Hause beschäftigt. Es gelang ihnen, den Jungen gegen Zahlung im Waisenhause unterzubringen, damit er in strammer Zucht sei und sich wenigstens ein anständiges Entlassungszeugnis der Volksschule erwerbe. Montag war der Junge eingetreten. Die ganze Woche verlief, ohne dass er sich anders als in günstiger Weise bemerkbar gemacht hätte. Den Sonntag darauf, da mehrere Zöglinge zu Angehörigen beurlaubt worden, meldet auch er sich zum „Ausgange". Ich sage: „Liebes Kind, ich darf dich nicht früher beurlauben, als bis du von den Eltern ausgebeten wirst. Deine Eltern werden ja gar nicht einmal zu Hause sein. Warte, vielleicht holt dich nachmittag jemand ab!" Nachher laufen die Zöglinge lustig im Garten umher; er auch, aber nicht mit den anderen, sondern allein und abseits, und im Nu ist er auf einem niedrigen Dachel oben, welches sich an die Gartenmauer anlehnt, und mit einem gewagten Satze über die Mauer hinaus auf der Gasse! Das Gassenniveau liegt aber viel tiefer als das des Gartens. Der liebe Ausreißer mag also nicht schlecht unten angelangt sein, aber: „schnell sprang ich wieder auf die Füße und nur weiter die Gasse fort — nach Hause — denn mir war so bange nach meinen Eltern und den Brüdern, und ich wusste nicht, was ich that!" So war es sicherlich, denn durch Augenzeugen ist bestätigt, dass er gerade in der entgegengesetzten Richtung davongaloppierte, als in der nach dem Elternhause. Endlich hat er aber doch die richtige Richtung gefunden, aber er getraute sich nicht in die elterliche Wohnung, denn er war ohne Kopfbedeckung und ohne Überrock. Er versteckte sich also in einer im selben Hause eingemieteten Schulclasse, aber nach einigen Stunden trieben ihn Hunger und Kälte denn doch in das elterliche Heim. Bald war er auch wieder im Institute eingerückt. Ich ließ mir von ihm den ganzen Hergang haarklein erzählen und sagte nur: „Na, da hast du was Rechtes von der ganzen Geschichte gehabt! So dumm zu sein! Hättest ja alle Knochen brechen können! Ich hoffe, du wirst so was Dummes in Zukunft nicht mehr unternehmen!" Und das versprach er auch unaufgefordert hoch und theuer, und nach meinen langjährigen Erfahrungen sollte es mich groß wundern, wenn er dies sein Versprechen nicht hielte.

Ganz besonders gefährlich für den Lehrer sind Fälle von grober Renitenz!

Wenn ein Schüler sich erfrecht, den Lehrer persönlich zu beleidigen, so lege dieser den Schülern die Schlechtigkeit und Grundlosigkeit dar,

welche darin liegt, sehe aber, wenn möglich, von einer Bestrafung ab. Straft der Lehrer in solchem Falle, so hat das immer den Beigeschmack persönlicher Rache und stimmt einen Theil der Schüler gegen den Lehrer. Sieht er aber von der Bestrafung ab, so steigt er in den Augen der ganzen Classe — und der Eltern! Junger Amtsbruder, merke dir das!

Wenn der Lehrer einem Kinde Unrecht gethan hat (wissentlich und absichtlich wird er es ja nie thun!), so sage er ihm einige freundliche Worte der Entschuldigung! Dies ehrt ihn in jeder Hinsicht und ist keine Wegwerfung, sondern wird ihm vielmehr die Herzen aller seiner Schüler im Sturme erobern!

Kinder klagen gern. Man nennt dies mit Vorliebe „klatschen". Manche Lehrer sind gewohnt, solche Klagen ironisch oder barsch zurückzuweisen. Dem stimme ich nicht bei. Wenn dies geschieht, so werden dadurch die Kinder abgehalten, auch wirklich strafbare Fälle, aus denen noch größere Verwicklungen entstehen können, rechtzeitig zur Meldung zu bringen. Ich bestrebe mich vielmehr, womöglich durch gemüthliche Erledigung solcher leichteren Fälle deren Wiederholung vorzubeugen. Zögling F. klagt, dass der H. ihn so sehr geschlagen habe. „Hat's wirklich sehr weh gethan?" frage ich. Nach einiger Überlegung (natürlich muss er erst darüber nachdenken — so etwas weiß man doch nicht sofort!) sagt er: „Nein!" Nun siehst du, mache dir nichts daraus! H., komm du her! Hast du denn auch den F. um Verzeihung gebeten?" Pause. „Nein!" „Gleich wirst du's thun — ich will es sehen und hören!" Da stehen nun die beiden Männlein, schauen einander dummschmunzelnd an und wissen vielleicht gar noch nicht einmal, wie man so etwas macht — bis ich's ihnen zeige! Heute beklagte sich ein kleiner Zögling, dass ihn ein großer vom Schlitten heruntergestoßen habe. Ich entschied: „Also wirst du ihm sagen, er soll sich auf den Schlitten setzen, und du sollst ihn jetzt in den Schnee werfen — dass ich es befohlen habe!" Vom Fenster aus überwachte ich den Vollzug dieses Rechtsspruches, und der Gerechtigkeit war unter allgemeiner Heiterkeit Genüge geschehen, ohne dass weitere Verwicklungen daraus zu gewärtigen wären, denn die Zöglinge wissen, wo bei mir der Scherz aufhört und der Ernst anfängt.

Gegensätze in England.

Da bei uns England immer noch in vielfacher Beziehung als Vorbild gilt, oder auch als Versuchshof, wo man Systeme probiert, an die wir uns vorläufig noch nicht heranwagen, so wenden wir von Zeit zu Zeit gerne einen Blick dahin.

Ein deutscher Reisender, Julius Werner, hat uns „Aus dem Lande der Gegensätze" Englische Reisebriefe [1]) zugehen lassen, denen wir die zwei folgenden, besonders bezeichnenden entnehmen.

I.

Bekanntlich ist London die größte Stadt der Welt; aber es ist eigentlich mehr eine kleine Welt als eine große Stadt. Und wenn man London, diese mit Häusern bedeckte Provinz, noch eine Stadt nennen will, so erscheint es als das Ninive der Neuzeit, als die Großstadt par excellence, als ein concentriertes Spiegelbild der heutigen Culturwelt. Denn was die Gegenwart auszeichnet, ist neben dem Großbetrieb und dem Großcapital das, was mit beiden eng zusammenhängt: die Großstadt. Nirgends kann man aber das riesenhafte lawinenartige Anwachsen einer Stadt so deutlich und in mancher Hinsicht erschreckend wahrnehmen, als in der Geschichte Londons. Von der Königin Elisabeth wird erzählt, dass sie, von ihren Staatsgeschäften ausruhend, sich das Vergnügen machte, in ihren Gärten vor dem „Holborn Hill" mit den Kindern der Hofgesellschaft Erdbeeren zu pflücken. Das war vor dreihundert Jahren. Jetzt bildet der einst vor den Thoren Londons gelegene Platz idyllischer Landeinsamkeit einen Brennpunkt des inneren Stadtverkehres. Ja da, wo noch vor drei Jahrzehnten wallende Kornfelder, duftende Wiesengründe und weidende Viehherden das Land bedeckten, erheben sich jetzt Fabrikanlagen, Warenhäuser oder auch Villenstädte. London zählte mit Einschluss der Vorstädte im Jahre 1800 rund 900.000 Einwohner und nach der letzten Volkszählung nicht weniger als 5,900.000. Diese Sechsmillionenstadt scheint in mancher Beziehung bereits an die Grenzen ihres Wachsthums gelangt zu sein. Nicht nur bietet die Verproviantierung der Stadt, zu deren Bewältigung ganze Arbeiterarmeen thätig sind,

[1]) Dessau. Paul Baumann.

merkliche Schwierigkeiten, sondern in manchen Stadttheilen ist eine Steigerung der Verkehrsmittel bereits zur Unmöglichkeit geworden. Die 2000 Eisenbahnzüge, welche neben 12.000 Droschken und 1300 Omnibussen und zahllosen Pferdebahnlinien den täglichen Personenverkehr in der Stadt vermitteln, fahren in dem knappsten Abstand, der gesetzlich und technisch überhaupt noch zulässig ist. Auch die Omnibus- und Pferdebahngesellschaften können auf den verkehrsreichsten Linien weitere Wagen nicht einstellen, weil jetzt schon die Masse der Fahrzeuge zu gewissen Stunden und an gewissen Stellen um die Mittagszeit, sich zu einem schier unentwirrbaren Knäuel aufstaut. Ein Amerikaner hat kürzlich die Zahl der Pferde, welche eine Straße der City, die Cheapside, tagsüber passieren, auf 12.000 festgestellt. Auf der Station „Earls Court" verkehren in der Zeit von morgens fünf bis nachts ein Uhr rund 800 Züge der Stadtbahn. Diese Zahlen vergegenwärtigen das Erstaunliche eines Verkehrs, dessen Linien auf der Erde, unter der Erde, ja unter dem Wasser der Themse und über die Dächer hinziehen.

Die tiefgreifenden, oft ebenso tragischen wie komischen Gegensätze, welche das moderne Leben überhaupt, und das englische Leben im besonderen beherrschen, finden in London eine glücklicherweise anderswo nicht in gleicher Art vorkommende Gewalt und Schärfe. Das darbende Elend grenzt unmittelbar an den berauschenden Reichthum. In den Warenhäusern an den Docks, diesen Riesenbassins, wo die Schiffe aller Herren Länder zusammenkommen und die Mastbäume wie ein laubloser Wald in die Wolken ragen, da sind, so kann man ohne Übertreibung sagen, die Schätze einer halben Welt, Landesproducte und Industrieerzeugnisse aller Art, aufgespeichert. Und um die Thore dieser Docks drängen sich täglich Tausende von Arbeitslosen, welche den Kampf ums Dasein um den Preis einer Brotrinde kämpfen. Die vergoldeten Zinnen des Parlamentsgebäudes und die Thürme von Westminster, dieser herrlichen Kathedrale und denkwürdigen Ruhmeshalle, schauen nach Süden auf ein verrufenes und elendes Quartier herab. Wenn man als Ganzes das Ostend mit dem Westend vergleicht, ergibt sich ein äußerlich nicht minder überraschender Gegensatz. Im Ostend mit seinen stundenlangen eintönigen Straßen, seinem betäubenden Gewühl, seinem Fisch- und Ölgeruch, ist des Anmuthigen nur wenig. Im Westend, mit seinen blühenden Parks, seinen von Carossen und Reitern belebten Promenadenwegen, erreicht der Luxus nicht selten eine Höhe, welche an die sinnenberauschende Pracht des sinkenden Roms erinnert.

Wenn das Westend ein Paradies der Reichen genannt wird, ein Paradies, in dem übrigens auch der Teufel nicht fehlt, so das Ostend ein Fegefeuer für die Armen. Wenn das Westend an eine Stadt der Paläste wie Venedig erinnert, so das Ostend in einigen Quartieren an

die Stadt, über deren Eingangsthor der große italienische Dichter die Worte las: „Lasst, die ihr eingeht, alle Hoffnung!“ Noch immer wuchert in einigen Stadttheilen das sogenannte „Schweißsystem“ (sweater-system). Diese Arbeitsausbeutung, welche sich als Hausindustrie oder besser Höhlenindustrie in den Hintergassen hält und sich nur zu leicht dem Auge des Fabrik- und Gewerbeinspectors entzieht, ist haarsträubend.

Während es noch vorkommt, dass Frauen und Mädchen, die in der Confectionsbranche beschäftigt sind, bei zwölfstündiger Arbeitszeit einen Taglohn von einem Schilling erhalten, ereignet es sich nicht selten, dass für ein renommiertes Rennpferd, mit dem man am „Derbytage“ große Wetten macht, zweihunderttausend Mark bezahlt werden. Bei allen heroischen und auch vielfach erfolgreichen Versuchen zu socialem Ausgleich ist England doch das Land der extremsten Gegensätze. Die moderne Entwickelung erscheint im Bilde eines Keils, der nicht unter die Gesellschaft getrieben, sie im ganzen gleichmäßig gehoben hat, wie sich ein Wasserspiegel hebt, sondern wie ein Keil, der zwischen die Bevölkerung getrieben, eine kleine Minderheit zu berauschender Höhe emporgeschnellt, die große Mehrheit aber in den Tartarus bitterster Noth hinabgeschleudert hat.

Wie auf wirtschaftlich-socialem, so herrscht auch auf sittlich-religiösem Gebiet derselbe grelle Gegensatz. Man gewahrt überall in London Himmelshöhen und Höllentiefen, Großthaten und Unthaten, Heroen und Hallunken. Als sich der amerikanische Erweckungsprediger Moody unlängst in London von dem enthusiastischen Beifall einer nach Zehntausenden zählenden Volksmenge umrauscht sah, nannte er dies moderne Ninive die christlichste Stadt der Welt. Aber der General Booth singt uns ein anderes Lied von dem „dunkelsten England“. Und wenn man sich die Zahl der Trinker, Diebe, der Arbeitsscheuen, der Spieler und der gefallenen Frauen vergegenwärtigt, so erscheint die schwärzeste Tinte noch nicht schwarz genug, um die Schatten zu zeichnen. Nirgends kann man so deutlich als in London verfolgen, wie gerade die Triebkräfte, welche den modernen Fortschritt ins Großartige gesteigert haben, zugleich auch den Abgrund gegraben haben, aus dem die Dämonen des Lasters, in schmutzigen Lumpen sowohl als in fashionabeln Gesellschaftsanzug, emporsteigen. Nicht nur in den Höfen und Seitenstraßen des Ostendes, dem internationalen Unterschlupf für russische Juden, französische Nihilisten, deutsche Anarchisten, dem Freihafen für alle Schiffbrüchigen, welche das Meer des continentalen Lebens an den britischen Nebelstrand verschlägt, nein, auch in den Hintergassen der äußerlich glänzenden Stadttheile sieht man Bilder des Grauens und Entsetzens, Opfer von Sünde und Noth. Und doch hat Moody nicht minder recht als Booth. In dem „dunkelsten England“ strahlen die hellsten Sterne, im heidnischen London gibt's die christlichsten Werke. Schon äußerlich kennzeichnet sich das Bestreben, den Kampf gerade da

aufzunehmen, wo der Feind am stärksten ist. Wo die zahlreichsten Schankstätten sind, da baut man die meisten Kapellen, Betsäle, Missionshallen und Häuser, ja Paläste für Volksbildung und edle Volksvergnügungen. In dem Stadttheil, darin sich die Druckereien und Verlagsanstalten für die dem religiösen und politischen Umsturz dienenden Schriften und Zeitungen befinden, erhebt sich jetzt die Centralstelle für die Londoner Stadtmission, welche mit 500 Stadtmissionären und einem Jahresbudget von 1·4 Millionen Mark arbeitet. Nicht fern davon ist das Generaldepot der „Britischen und ausländischen Bibelgesellschaft", welche die heilige Schrift jetzt in 374 Sprachen druckt. In nächster Nähe das „Hauptquartier der Heilsarmee".

Wenn in London, der Stadt der Gegensätze, sich nicht aus dem mit socialen Explosionsstoffen aller Art gefüllten Krater ein revolutionärer Feuerstrom ergießt, so scheint das ein Wunder.

II.

Die ländlichen Verhältnisse sind eine offene Wunde am englischen Staatskörper. Die durch Handel und Industrie erzielten Reichthümer vermögen auf die Dauer nicht die Verluste der Landwirtschaft aufzuheben. Grund und Boden bildet die natürliche Basis des Wohlstandes. Darum wird in jedem Staate die Hebung der landwirtschaftlichen Interessen ein Hauptaugenmerk der Staatsleitung bilden. In England aber ist die Landwirtschaft fast ganz von der Industrie verschlungen worden. Bedenkt man nun weiter, dass die commercielle Concurrenz des Auslandes, besonders Deutschlands, vor allem aber der Vereinigten Staaten, für England immer bedrohlicher wird, so eröffnet sich für die Zukunft keine günstige Aussicht, vorausgesetzt, dass die agrarischen Zustände nicht bald eine gründliche Umgestaltung erfahren. Um die Unhaltbarkeit der jetzigen Verhältnisse zu begreifen, sei nur an ein paar bezeichnende Thatsachen erinnert.

Mehr als ein Viertel des ganzen Landes, etwa 15 Millionen Acres, sind nicht oder doch nicht ausreichend bewirtschaftet. Die landwirtschaftliche Gütererzeugung in Großbritannien reicht kaum aus, um das englische Volk für drei Monate mit den nöthigen Nahrungsmitteln zu versorgen. Jährlich werden für 140,000.000 Lstrl. Lebensmittel von auswärts eingeführt. Der Grund dieser abnormen Zustände liegt in dem sogenannten „Landlordismus", d. h. in der eigenartigen Großgrund- oder Latifundienwirtschaft. Mittlere unabhängige Besitzer, einen selbständigen Bauernstand, gibt es so gut wie gar nicht. Der gesammte Grund und Boden ist in Händen einiger weniger Landlords, deren Reichthümer sich in dem Maße mehren, als die Verarmung der Massen zunimmt. Da mit dem Grundbesitz Privilegien verbunden sind, welche durch bloßes Geld nicht erworben werden können, so verstehen sich die Großeigenthümer

nur schwer zum Verkauf. Zudem ist es auch nur mit dem Aufwand ungeheurer Mittel möglich, unbedingtes Landeigenthum zu erwerben, da nach dem Gesetz der Grund und Boden, mit allem was darauf gepflanzt oder gebaut ist, nach 99 Jahren an den ursprünglichen Besitzer, beziehungsweise dessen Erben zurückfällt; dieses („lease hold-")System ist in den Städten die Ursache eines an das Ausbeuterische grenzenden Häuserwuchers; auf dem Lande ist die Folge davon das Pächterwesen. Die Pächter müssen meisthin die hohe Rente bezahlen, wie in den Tagen, da die Landwirtschaft noch einträglicher war. Der Pächter oder Farmer sieht sich namentlich in ungünstigen Jahren genöthigt, seinen Betrieb möglichst einzuschränken; er spart vor allem an Arbeitskräften und verwandelt intensiv bewirtschaftete Felder in Weide- und Wiesenland, dessen Erhaltung weniger Arbeit erfordert als Ackerland. Nicht weniger als 200.000 Arbeiter sind auf diese Weise in den letzten Jahren von den Pächtern entlassen worden; sie sind natürlich in die Städte gezogen, wo sie den Industriearbeitern eine lästige Concurrenz machen.

Nach diesen Andeutungen ist es nur zu erklärlich, dass eine große Bewegung durchs Land geht, welche ihre Spitze gegen den Landlordismus richtet, die Kaufbarkeit von Grund und Boden verlangt, und namentlich an den Staat die Forderung richtet, den Arbeitern zum Ankauf kleiner Ackerparcellen behilflich zu sein. In diesem Punkte stimmen die Anhänger verschiedener Parteien überein.

Echt englisch geht alles zusammen, was in diesem einen Punkte dasselbe will: auch der Socialdemokrat und der Hochkirchler. Zur Begründung der Reformpläne werden, sofern sie sich nur wirksam erweisen, in geradezu naiver Unterschiedslosigkeit angeführt: Bibelstellen und radicale Zeitungsartikel, die Aussprüche orthodoxer Prediger und die Liederverse atheistischer Dichter.

Wie verschieden ist die äußere Physiognomie und die Stimmung der Bewohner! Der eine Landlord beispielsweise und sein Verwalter hat Herz und Verständnis für seine Leute. Die Arbeiter erhalten einen durchschnittlichen Wochenlohn von 15 Sh. Für eine wöchentliche Rente von 1 bis 2 Sh. haben sie ein freundliches Häuschen (cottage) mit angrenzendem Feld und Garten. Jede Cottage umfasst drei bis fünf Räume; Kasernensystem ist ausgeschlossen. Kinder unter zwölf Jahren dürfen nicht zu Feld- oder Industriearbeit verwendet werden. Die Frauen sind weit mehr als in unsern ländlichen Arbeitsverhältnissen ihrer Wirkungssphäre als Ehefrau und Mutter erhalten.

Ein „Reading room" (öffentliche Lesehalle und Volksbibliothek) bildet an Winterabenden die Stätte geselliger Zusammenkunft und belehrender Unterhaltung. Wohlorganisierte Clubs, an deren Leitung der Pfarrer hervorragenden Antheil nimmt, sorgen für billige Beschaffung

von Kleidern, Kohlen und Lebensmitteln. Sonntagsarbeit ist contractmäßig nicht erlaubt. Den Arbeitern wird in der Woche die freie Zeit zur Bestellung ihres Gartens und Feldes gewährt. — Derartige Zustände sind nicht das natürliche Ergebnis der Gesammtlage, sondern mehr durch persönliche Vorzüge einsichtsvoller Großgrundbesitzer bewirkte Ausnahmen; sie beweisen, dass bei schlechten äußeren Verhältnissen die Lage der Einzelnen vermöge der Einsicht maßgebender Personen erträglich, ja glücklich sein kann.

Leben und Glauben im Erzgebirge.

Von **H. Schwarz.**

Erzgebirge! Wer gedenkt nicht bei diesem Namen der unterirdischen Schätze, mit welchen dieses böhmische Bergland die harte Arbeit der Bergleute in früheren Jahrhunderten belohnte? Und heute? Kaum einige hundert Bergknappen finden in dem früher so erzreichen Gebirge Beschäftigung, und nur ausgedehnte Schutthalden, verfallene Stollen und Schächte, sowie zahlreiche Ortschaften, welche durch ihre Namen die Fundorte gewisser Metalle bezeichneten, geben Zeugnis von dem einstigen Bergsegen. Es sollen hier nur die Bergstädtchen Bleistadt, Kupferberg, Zinnwald, Graupen, und Dörfer wie Neuhammer, Christophammer, Hohenstollen, Silberbach und Saifen genannt werden. Wer sich aber dieses Gebirge als ein verlassenes und ödes Stück Erde vorstellt, irrt sich gewaltig; denn die fleißigen Bewohner ringen in harter Arbeit dem kargen Boden verhältnismäßig hohe Erträge ab, und sind diese auch nicht imstande, die dichte Bevölkerung zu ernähren, so hat sich hier eine mannigfache Industrie eingebürgert, welche trotz vieler Veränderungen und Stockungen ausreichenden Verdienst schafft. Der Erzgebirgler ist nämlich imstande, sich den verschiedensten Erwerbsverhältnissen anzupassen, wie nicht gleich ein anderer Volkstheil. Geht das eine Geschäft nicht, so hat er wohl bald ein anderes gefunden, das seinen Mann nährt; aber nur dann fügt er sich den geänderten Verhältnissen, wenn er die heimatliche Scholle nicht zu verlassen braucht. Lieber nagt er am Hungertuche, als dass er in der Fremde Arbeit sucht, und wenn schon, so hält er es dort nicht lange aus. Und wahrlich! Jeder muss dieses herrliche Gebirge liebgewinnen, der die von klaren Gebirgsbächen durchflossenen und mit üppig grünen Wiesen besetzten Thäler durchwandert, oder die mit wohlgepflegten Forsten bestandenen Höhen hinansteigt, auf welchen der Torfarbeiter sein mühseliges Tagwerk verrichtet und von wo aus man

eine entzückende Fernsicht nach dem Innern von Böhmen und in das benachbarte Sachsen genießt. Und was dem Wanderer nicht minder gefällt, ist das heitere und zuvorkommende Wesen der Bewohner, welche dem Fremden den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen suchen.

Wie schon erwähnt, ist die Hauptbeschäftigung der Erzgebirgler Ackerbau und Viehzucht. Manche Dorfansiedlungen weisen ein hohes Alter nach und sind viel früher entstanden, als die meisten Bergstädte. Auch hier haben die Ansiedler, die deutschen, ihren Charakter nicht verleugnet: inmitten des Grundbesitzes, oft auf einer Anhöhe, stehen die Bauernhöfe, so dass manche Dörfer eine große Ausdehnung haben. Bei dem früheren Holzreichthum des Gebirges ist es wohl selbstverständlich, dass der Bauer als Material zu seinem Wohngebäude das billigste, nämlich das Holz, nahm. Und so treffen wir noch viele Ortschaften zum großen Theil aus Holz gebaut an, welche sich neben den neuzeitigen, backsteinernen Gebäuden freilich etwas armselig ausnehmen, aber den großen Vortheil haben, dass sie im Winter hübsch warm halten, und aus größerer Fürsorge noch tüchtig mit Streu und Moos eingefüttert werden.

Das Wohnhaus besteht gewöhnlich aus einer Wohnstube und einer oder mehreren Kammern, welch letztere als Schlafstelle für das Gesinde und die erwachsenen Kinder benützt werden und den Vortheil für die Jugend haben, dass sie von den Alten des Nachts nicht so gut überwacht werden können, welcher Umstand aber der Sittlichkeit nicht immer förderlich ist. Den ersten Platz der Wohnstube nimmt der große Kachelofen ein, welchen hölzerne Bänke umsäumen, die im Winter ein gern gesuchter Platz sind. Der Raum zwischen der Feuerstelle und der Wand heißt die „Höll", der Lieblingsplatz der alten „Wawa" (Großmutter), hier wiegt sie ihre kleinen Enkel in den Schlaf oder erzählt ihnen des Abends Geschichten von „Hoimännern" und Berggeistern, welche das funkelnde Erz bewahren, oder starrt weltvergessen in die verglimmende Glut, der Zeit gedenkend, wo sie als junges Weib am Herde waltete. Der Hausfrau Stolz, das „Scherbrett" (Geschirrbrett) hängt an der Wand, in welchem das porzellanene und gläserne Geschirr, sowie die anderen Sachen zur Schau ausgestellt sind, die die dörflichen Festtage verschönen sollen. In der Ecke, in welcher der Tisch steht, befindet sich der Hausaltar, oft mit frommen Sprüchen geziert und des Nachts von einer Lampe beleuchtet. Denn der Erzgebirgler ist eine durchaus gottesfürchtige Natur, ohne jedoch bigott zu sein. Kleinere Bauernhöfe haben gewöhnlich Wohnhaus und Stall unter einem Dache, oft auch noch die Scheuer. Die Wirtschaftsgebäude größerer Besitzer schließen dagegen meistens einen geräumigen Hof ein. Die Noth der Zeit hat es jedoch mit sich gebracht, dass die Bauernhöfe nach und nach unter die Nach-

kommen getheilt wurden, so daſs größere Beſitzungen nicht häufig ſind. Ja, bei mancher Wirtſchaft hat ſich dieſe Theilung bis auf das Wohnhaus und die Scheuer erſtreckt, und man erkennt dieſe „halben“ Häuſer ſofort dann, wenn der Beſitzer der einen Hälfte ſein Eigenthum in Ordnung hält, während der andere ſeinen Theil verwahrloſen läſst.

In dieſer Umgebung kommt nun der junge Erzgebirgler zur Welt. Gewöhnlich ſchon am zweiten Tage wird das Neugeborene zur Taufe gebracht. Während das Kind außer dem Hauſe iſt, darf die Wöchnerin in keinen Spiegel ſehen, ſonſt wird es hoffärtig. Den Platz des Kindes in der Wiege nimmt das „Mangelholz“ ein, wodurch verhütet wird, daſs böſe Geiſter ihm Ruhe und Schlaf rauben. Die Pathen des kleinen Chriſten ſprechen aber, wenn ſie denſelben wieder in das Vaterhaus zurückbringen: „Einen Heiden haben wir fortgetragen, einen Chriſten bringen wir wieder“. Der eigentliche Taufſchmaus findet erſt zum „Kirchgang“ ſtatt, bei welchem ſich die Wöchnerin einſegnen läſst. Ihre Wiedergeneſung wird mit Kaffee, Kuchen, Bier und Schnaps gefeiert, wobei ſelbſtverſtändlich die Pathen des Kindes nicht fehlen dürfen, und Verwandte und Freunde mit Kuchen beſchenkt werden.

Wenn das junge Menſchlein gedeihen ſoll, ſo hat die Mutter gar vieles zu beachten. Beim Kirchengang hat ſie wenigſtens ein neues Kleidungsſtück zu tragen, damit das Kind ſelbſt Ordnung in ſeinen Sachen hält. In die Wiege wird ein Stück Brot gelegt; ſchimmelt dieſes, ſo ſtirbt das Kind bald. Vor einem Jahre darf es in keinen Spiegel ſchauen, ſo fürchtet es ſich. Ebenſo dürfen ihm während dieſer Zeit keine Haare und keine Fingernägel abgeſchnitten werden, da man ihm ſonſt das Glück abſchneiden würde. Sollen die böſen Geiſter keine Macht über den jungen Erdenbürger gewinnen, ſo muſs er ſeinen Platz des Nachts bei der Mutter haben. Erſcheinen beim Kinde die unteren Zähne zuerſt, ſo bleibt es leben, im anderen Falle ſtirbt es bald. Hat es ſchon vor einem Jahre laufen gelernt, ſo läuft es ins Unglück. Wird ihm vor einem Jahre ein Kleid angemeſſen, ſo wächst es nicht. Im übrigen wird die hoffnungsvolle Jugend durchaus nicht verzärtelt, und das Barfußgehen bei halbwegs warmer Witterung iſt allgemein.

Den erwachſenen Burſchen und Mädchen iſt auch hier der liebſte Erholungsort der Tanzboden. Beim Klange eines „Blasbalges“ (Ziehharmonika) wird „aufgeſchwiedelt“ bis in den frühen Morgen. Vierzeilige werden geſungen, deren Inhalt manche Beleidigung verurſacht, für die ſich aber die Getroffenen gleich an Ort und Stelle Genugthuung verſchaffen. Hier werden Liebſchaften geknüpft, die jedoch nicht immer zum „ewigen Bunde“ führen, denn hat die Ausgewählte keine „Mazen“, ſo läſst ſie der Liebhaber ſpäter ohne große Gewiſſensbiſſe „ſitzen“, da das Gütl des Vaters Geld verlangt zur Hinauszahlung der anderen

Geſchwiſter. So kann es auch hier vorkommen, wie im „modernen“ Leben, daſs man die eine liebt, und die andere, nämlich die Reiche, heiratet, denn die Ehe iſt auch hier größtentheils „Vernunftſache“, wenn auch nicht immer ſo gedacht wird, wie ſich einſt ein „Sauerſäcker“ (Bewohner des Dorfes Sauerſack) ungalant genug ausdrückte:

„Weiber ſtarben, is ka Verdarben;
Aber Pfar verrack'n, dös is a Schrack'n!“

(Weiber ſterben, iſt kein Verderben;
Aber Pferd' verrecken, das iſt ein Schrecken!)

Die Braut hat an ihrem Ehrentag gar manches zu beachten, wenn ſie ihren Mann unter den Holzpantoffel bringen will. Kommt ſie der Bräutigam zur Kirche abholen, ſo muſs ſie ſich „ober“ ihm, d. h. in der Dachkammer oder auf dem Boden aufhalten, wenn anders ſie in ihrem ehelichen Leben immer „obenauf“ ſein will. Betritt ſie mit ihrem Zukünftigen die Kirche, ſo macht ſie ihm heimlich auf den Rücken ein Kreuz, ſo daſs er ſein ganzes Eheleben dazu verurtheilt iſt, das „Hauskreuz“ zu tragen. Beim Kirchgang darf ſich keines von den Brautleuten umdrehen, da es ſonſt zu bald der rechtmäßigen Ehehälfte untreu wird. Beim Eintritt in das Hochzeitshaus wird den Neuvermählten ein Trunk in einem neuen Glaſe geboten, wovon zuerſt er, dann ſie trinkt und letztere das Gefäß ohne ſich umzudrehen über die Achſel zu Boden wirft. Zerſchellt das Glas, ſo wird die Ehe eine glückliche ſein. Der Hochzeitstiſch wird mitten in die Stube geſtellt, um welchen das Brautpaar dreimal herumgeht zum Zeichen, daſs es Beſitz von der Hauswirtſchaft ergriffen hat. Dann werden dem Brautpaare zwei unangeſchnittene Brote gebracht; jedes ſchneidet einen Laib an und hebt den Anſchnitt auf. Weſſen Theil eher ſchimmelt, ſtirbt eher. Beim Hochzeitstanze gehören die erſten drei Tänze dem Brautpaare. In manchen Dörfern trifft man auch die Sitte, daſs nicht die Eltern der Braut, ſondern die des Bräutigams die Koſten der Hochzeit tragen.

Nach der Hochzeit übernehmen die jungen Eheleute das Hausweſen. Unter harter Arbeit und vielen Sorgen vergehen auch hier die Jahre, bis ſie der jungen Generation Platz machen und ins „Ausgeding“ gehen. Die alten „Auszügler“ erhalten, wo Raum iſt, von ihrem Nachfolger eine Kammer zur Wohnung angewieſen, bei beſchränktem Platz wohnen ſie auch unter den jungen Hausleuten. Koſt und Kleidung erhalten ſie ebenfalls vom Hauswirt, und da ein ſchriftlicher Vertrag nur ſelten und nur bei großen Bauernhöfen gemacht wird, ſo ſind ſie auf die Gnade ihrer Hausleute angewieſen, die die alten Leute nicht immer nach Recht und Gerechtigkeit behandeln, beſonders dann, wenn ſie nicht mehr arbeiten können und ſich beim Eigenthümer zu zahlreicher Familie die Noth geſellt. Da iſt der Tod nicht ſelten ein willkommener

Erlöser von diesem Erdenleiden. Der Arzt wird in den seltensten Fällen und gewöhnlich erst dann geholt, wenn es schon zu spät ist. Er wird überhaupt nicht gerne in Anspruch genommen, denn erstens kostet er Geld, das bei den armen Dorfbewohnern ein rarer Gegenstand ist, und zweitens hat der Kranke zu den heimatlichen Curpfuschern männlichen und weiblichen Geschlechtes mehr Zutrauen.

Bei Krankheiten spielt das „Versprechen" und „Verschreiben" eine große Rolle. Wird der kundige Mann zu einem Kranken geholt, so darf er auf dem Wege zu demselben mit keinem Menschen reden, noch jemanden grüßen. Der für die Krankheit passende Spruch wird von ihm heruntergebetet „gesprochen", wobei er die kranke Stelle angreift. So heißt der für eine „Blatter" im Auge helfende Spruch: „Ich hab' eine Blatter in meinem Aug'. Die erste sieht schwarz, die zweite sieht roth, die dritte sieht weiß; davon helfe mir Gott Vater, Gott Sohn und Gott der heilige Geist." Dann werden fünf Vaterunser zur schmerzhaften Muttergottes gebetet. Beim Verschreiben wird das für die Krankheit passende Gebet auf ein Papier geschrieben, viele eigenartige Kreuze dazugesetzt, die kranke Stelle damit bedeckt und obendrauf noch drei Kreuze gemacht. Zum Schluss betet man fünf Vaterunser und das Glaubensbekenntnis.

Kinder mit „englischer Krankheit" werden auf den thaufrischen Rasen gelegt; der Rasen wird umgrenzt, abgeschält und mit dem Gras nach unten an seinen früheren Ort gegeben. Für Gicht hilft eine schwarze Henne, welche lebend in einen Topf gegeben und zugedeckt, in einem Ameisenhaufen gestellt und dort belassen wird. Gegen Zahnschmerz soll folgendes Mittel unfehlbar sein: Man nimmt einen Splitter von einer vom Blitze getroffenen Tanne, reißt sich mit demselben das Zahnfleisch des kranken Zahnes ein wenig blutig, macht mit dem Blute drei Kreuze auf ein weißes Blatt Papier und wickelt den Span in dasselbe ein. Dann sucht man sich einen Baum auf einer Stelle auf, wo man nie mehr hinkommt, und schiebt den in das Papier gewickelten Splitter unter die Rinde des Baumes.

Körperlich zurückgebliebene Kinder schiebt man in den warmen Backofen (nach dem Brotbacken) und spricht: „Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit! Ein Altes schieben wir hinter, ein Junges holen wir vor." Bei Fraisen sollen die Kinder nie angerührt werden, sonst werden sie gelähmt. Bei Kinderkrankheiten spielt der Kreuzschnabel eine große Rolle. Deshalb wird er von den Gebirgsbewohnern gefangen und in Stuben gehalten. Doch nicht jeder Kreuzschnabel ist wunderthätig. Er muss am Dreifaltigkeitssonntag gefangen und die Spitzen seines Schnabels nach rechts gedreht sein. Sind Kinder krank, so wird ihnen das Wasser, welches man dem Vogel zum Trinken vorgesetzt

hat, eingegeben. Entweder stirbt das Kind, oder im günstigen Fall für dieses der Vogel. Der Kreuzschnabel soll auch ein erprobtes Mittel gegen Schlagfluss sein; er zieht den „Schlag" an sich. Für Halskrankheiten soll das Trinken von geweihtem Wasser von guter Wirkung sein, ebenso das Essen von geweihten „Palmen". Die Warzen vertreibt man am besten, wenn man dieselben mit einem Faden dreimal überbindet und diesen dann unter die Dachtraufe eingräbt oder in einen Sarg legt. Hühneraugen vergehen, wenn man diese von einer schwarzen Henne anhacken lässt. Noch besser soll es sein, wenn man in einer Nacht bei zunehmendem Mond ins Freie geht, in den Mond sieht, das Hühnerauge angreift und dreimal spricht: „Was ich sehe, soll größer werden, was ich greif', soll kleiner werden. Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit." Dann betet man noch fünf Vaterunser.

Wenn jedoch die Lebensuhr des Kranken abgelaufen ist und alle „Curen" nichts helfen, so geht der Mensch in die erhoffte Seligkeit ein, welche ihm für die auf Erden erlittenen Drangsale ausreichend entschädigen soll. Solange die Leiche im Hause ist, kommen Freunde und Verwandte des Nachts zur Todtenwache zusammen. Die Fenster werden geöffnet, um der vom Leibe befreiten Seele einen Ausweg zu lassen. Wird der Todte fortgetragen, so muss der Sarg auf jeder Schwelle dreimal niedergesetzt werden, damit im Hause niemand nachstirbt. Ist die Leiche aus dem Hause, so wird die Hausthür sofort gesperrt, um die Furcht vor dem Verstorbenen abzuhalten. Das Abwaschwasser des Todten muss thalabwärts geschüttet werden. Im gegentheiligen Falle würde die betreffende Person auf der Stelle sterben. Das Stroh, auf welchem der Verstorbene gelegen, wird an einem entlegenen Orte verbrannt, und nicht in die Düngerstätte gegeben, da sonst auf den damit gedüngten Feldern und Wiesen zehn Jahre nichts wachsen würde; sie trauern um den Todten.

Eine besondere Sorgfalt lässt der Bauer seinem Viehstand angedeihen. Wird ein gekauftes Stück Vieh zum erstenmal in den Stall geführt, so wird auf die Stallschwelle eine Hacke mit der Schneide stalleinwärts und darauf ein Gebetbuch gelegt, das Thier mit Weihwasser bespritzt und mit dem rechten Fuß zuerst über die auf der Schwelle liegenden Gegenstände in den Stall geführt. Wird ein Kalb verkauft, so schiebt man es rückwärts aus dem Stalle; dann schreit die Kuh nicht soviel um ihr Junges. Am heiligen Abend bekommt das Vieh nach dem Füttern Hafer, damit es auch weiß, dass Christus auf die Welt gekommen ist. Am Festtage der heiligen drei Könige werden im Stall mit geweihter Kreide die bekannten drei Kreuze angeschrieben und geweihte Zwiebeln und Knoblauch über die Stallthüre aufgehängt; das vertreibt die Krankheiten. Eine große Kraft schreibt man auch den

Blumensträußen zu, welche am Festtage Mariä Himmelfahrt geweiht worden sind. Diese werden getrocknet und dem Vieh gegen verschiedene Krankheiten eingegeben.

Ein besonderer Tag zur Erforschung der Zukunft ist der heilige Abend. Um zu errathen, wie die Kornpreise des nächsten Jahres sein werden, schüttet der Bauer während der Christmette drei gleich große Häufchen Korn auf den Tisch. Die Mette dauert eine Stunde, und während dieser Zeit müssen die Häufchen viermal gemessen werden. Welches dann das kleinste geworden, in diesem Vierteljahr ist das Korn am theuersten. (?) Am Faschingsonntag muss die Hausfrau vor Sonnenaufgang auf den Beinen sein. Frühzeitig wird die Stube gewaschen, das tödtet die — Flöhe. Dann werden die Hühner, um die man im Hofe einen Kreis gezogen hat, gefüttert. Der Kreis bewirkt, daß die Hennen ihre Eier nicht an einen unpassenden Ort legen, „vertragen". Noch vor Morgengrauen geht der Bauer auf die Wiese und macht mit dem Dreschflegel drei Schläge auf dieselbe; das tödtet die Maulwürfe. —

Die zunehmende Industrie und die größere Erleichterung des Verkehrs mit anderen Ländern verdrängen auch im Erzgebirge die alten Sitten und Gebräuche. Nur noch in einsamen Walddörfern und Einschichten sind sie lebendig. Neue Ideen und andere Lebensanschauungen haben auch hier schon große Gebiete erobert, so dass hier ebenfalls das Dichterwort gilt: Das Alte stürzt, und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Ein armes Kind.

Stockfinster ist's, und eiskalt geht der Märzwind draußen, — eine grausliche Nacht. Da schlagen die Hunde heftig an, und an die Hausthür pocht es; eine Stimme stammelnd und stotternd ruft um Einlass, und als man öffnet, tritt ins dunkle Vorhaus eine weibliche Gestalt, das Gesicht in ein Tüchel gehüllt, zwei Bündel und ein paar schwere Holzschuhe überm Arm. Mit heftigen Gesten und wimmernden Klagen beschwert sie sich über die Hunde, die sie so heftig angefahren haben, — unklare, unverständliche Worte.

„Ein Todl, ein Cretin!"

Missmuthig fragt man sich, wohin mit ihr; im Stall kein Platz, und draußen im „Tenn" oder „Halbboden" noch zu kalt.

„Schaut's dass ihr 's weiterbringt's", sagt jemand, aber da hören sie den Wind heulen und denken, dass man nicht gern einen Hund hinausjagt in die Kälte und so lassen sie die Alte in die lichte, warme Küche treten.

Aber ſchau, es iſt keine Alte, nein; keines jener lallenden, blödlachenden, armen, alten Geſchöpfe, — ein junges Dirndl iſt's, noch ein halbes Kind. Das Tüchel, das ſie tief in die Stirne gezogen hat, umrahmt ein weiches, volles Geſicht mit treuherzigen, kindiſch unverſtändigen Augen, um den Mund liegt ein gläubiges Lächeln, die weichen Kinderhände laſſen die Bündel zu Boden gleiten und faſſen tändelnd nach den Schürzenbändern.

Woher, wohin? Die Frage ſtellt man ihr. Sie lächelt und ſagt: „Ja — Ja.“ Alſo taub. Da rufen ſie ihr die Fragen laut ins Geſicht, und nun beginnt ſie zu erzählen, viel, viel, aber verſtanden wird es nicht. Das iſt eine ſeltſame Sprache. Es iſt nicht das Stammeln des Kindes, es iſt nicht das Lallen des Blöden, es iſt ein fließendes, eifriges, klangvolles, aber unverſtändliches Geplauder. Wie aus weiter Ferne hört man's vorüber rinnen, und ſtrengt das Ohr an und will gewaltſam die bekannte und doch unfaſsbare Sprache feſthalten, aber umſonſt, das gleitet wie flüchtige Wellen vorbei. Nur wenig läſst ſich verſtehen, halb errathen. Der „zwidere Voda“ hat ſie geſchlagen, — ſie deutet auf die Wangen, auf die Zähne, — und hat ſie fortgejagt. Die „Muada“ hat ihr den rothen Lüſterkittel gegeben, und einen Sepperl haben ſie, ſo hoch wie die Bank, und einen Micherl ein biſschen größer. Daheim iſt ſie „beim Wald draußt owi“.

Alle lachen, dann geben ſie dem Dirndl Suppe und Sterz zu eſſen, und mit großem Appetit leert ſie die Teller. Als ſie fertig iſt, ſchiebt ſie das Geſchirr hinweg und wiſcht den Löffel in ihren Kittelſaum. Sie ſagt nicht „Gelts Gott“, aber dankbar lächelnd ſchaut ſie alle an.

Und nun beginnt ſie an ihrer hinaufgerafften Schürze zu neſſeln und bringt eine Pappſchachtel zum Vorſchein, die ſie mit dem Ausdruck der herzinnigſten Freude den Leuten zeigt. Da liegen ſauber eingebettet, mit einem bunten Fleckerl überdeckt und mit einem weißen Bandl niedergefatſcht zwei „Fleckerl-Docken“. Die Leinwandköpfe ſo groß wie ein Daumfinger, ein paar hübſche Lappen um die formloſe Geſtalt gewunden, und du biſt glücklich damit, du armes Kind!

Aber noch einen Reichthum hat ſie, ein Geldtäſchlein. Mit glückſeligem Lächeln zieht ſie es hervor, öffnet es und zeigt ſeinen Inhalt: ein paar Kupferkreuzer, eine echte kleine Silbermünze und eine unechte, große, dann eine Meſſingmedaille mit dem Abbild der Gottesmutter, daran hat ſie die größte Freude. Sie bedeutet, daſs ſie gerne ein Schnürl anmachen und das „Breverl“ um den Hals hängen möchte.

Wer hat ihr wohl dies Kleinod mitgegeben? Hat ihr die Mutter es geſchenkt, auf daſs dies geweihte Bildlein das arme Kind beſchütze auf ſeinem Weg?

Mit welchem Gefühl hat sie dich ziehen lassen? Warum, war's Armut, war's Elend, war's Roheit, was dich in die Fremde trieb? So jung, so schwachsinnig, so hilflos! Wie bist du so geworden, was hat dein Elend verursacht?! Taub geboren? Nein, dann wärest du stumm. Nein, du hast reden gelernt, geläufig reden, und bis zum Puppenspiel hast du's in deiner Entwicklung gebracht, und da bist du stehen geblieben. Da bist du taub geworden, — dann hat deine klare geläufige Sprache angefangen, unklar zu werden, und in Jahr und Tag wird nur noch ein hilfloses Stammeln, ein blödes Lallen dir möglich sein.

Was hat dich ruiniert? Unglück, Krankheit oder Roheit?!

Wer hat dich fortgestoßen, Fremde oder Angehörige?!

Taub, stumm, — vielleicht in Kürze ein idiotisches Geschöpf, mit Lumpen bedeckt, mit Ungeziefer behaftet? Wer kennt dich? Niemand frägt dir nach, niemand nimmt dich auf, keine Anstalt steht dir offen.

Doch für eine Nacht gibt man dir wohl Obdach. Schon ist der gutmüthige, dicke „Kühabua" um einen Bund Stroh gegangen und wirft ihn dorthin neben der Bank mit den Trankschaffeln, wo sonst die „Kalberl" hängen, und bedeutet dem Dirndl, sich schlafen zu legen. Und er, der gutmüthige Kuhknecht und der übermüthige, junge Rossknecht stehen daneben, und mögen es nicht lassen, das Dirndl ein wenig zu „sekkieren".

„Welcher darf bei dir liegen?" Sie versteht nicht den schlimmen Sinn der Frage, und lacht.

„Der — der!" sagt sie, und deutet von einem zum andern, und macht bereitwilligst Platz neben sich auf dem Stroh, in vollster Herzensunschuld.

Sie lachen beide, aber sie thun ihr nichts zu Leide, und als das Licht ausgelöscht ist, schläft auch das arme Kind unterm sichern Dach, in Gottes Schutz.

Als der Morgen kommt, kriegt sie wieder Suppe und setzt sich hin, um mit ihren Puppen zu spielen. Da sagen sie ihr, dass sie fortgehen soll. Sie lacht und will's nicht glauben, es gefällt ihr so gut. Aber wieder müssen sie es ihr sagen, und als sie begreift, dass es ernst ist, bricht sie in bittere Thränen aus. Dann packt sie langsam zusammen und schleicht traurig davon.

Der Tag ist sonnenhell und wird warm werden, und ein Hoffnungsgefühl schleicht wohl in des Dirndels Herz. Aber werden nicht auch Stürme kommen, und werden nicht auch rauhe Nächte sein, wo die Obdachlose vergebens an verschlossene Thüren pocht?!

Und dann, — du bist arm, du bist beschränkt, du bist ein Hascher, aber du bist jung; nicht immer wird es bei harmlosen Neckereien verbleiben, denn nicht jedem bist du zu schlecht, nicht jeder ist zu gut für eine Niederträchtigkeit, — und was dann?!

Du armes Kind!

Rosalia Fischer.

Da Steirer vor der Himelthür.

A Gſchichtl in da ſteiriſchn Gmoanſproch. (Neue Bearbeitung.)

An olla Morgnfrüa. Da Himelpoloſt ſteht do in guldenen Sunſchein. Da Pedrus, der olt Thürwogl, kampelt ſein weißn Bort aus, legg ſein lonkn Suntarock on und ſetzt ſih vor da Himelthür afs Schamerl. Nimbbs Fruaſtuckhäferl zwiſchn die Knia und hebb on zan löffln. „Scha wieda däs Gſchloda, däs fadi!“ brumelt er. „Notürla, Kaffee! Kaffee! Onders gehts neama. Nit amol da Himel wa meh gonz, ohni Kaffee! — A guadi Milchſuppn! A Griaskoch, wou ſein de Zeitn! Und der Rahmſtrudl, won ih denk, den's ba mein Aufwochſn hot gebn. Der Rahmſtrudl! (Schnolzt mit da Zung.) Heint? Nit amol do herobn kriagg oaner a gſcheits Eſſn. — Nau!“ Er ſchaut über d Leitn owi und ſiacht unt af da Wieſe oan liegn. A Hondwerchsbuſch oda ſo wos. A junga Kerl iss. Wird wieda ſo oana ſei, der die gonz Nocht — woaß da Teixl wos! Und ban Tog ſchlofn. Faulpelz!“

„Du Strabanza!“ ſchreit da Pedrus owi. „Wer hot dan dirs dalabb, af unſa Himelwieſn s Gros zſomzknotzn?“

Da Frembbi, der riegelt ſih, draht ſih um, wetzt d Augn aus und goamazt (gähnt).

„Nau, wirds?!“

Da Bua af da Wieſn ſetzt ſih auf, ſiacht in Pedrus, kampelt gſchwind mitn fünf Fingern ſei Hor aus n Gſicht und ſogg: „Guad Morgn, Herr Pedrus! — Ih ſteh ſchon auf. D Läufln ſein ma a wenk ſtar. Bin die gonz Nocht gonga. Und hiaz that ih holt fleiſſi bittn —.“

„A ha, in Himel möchſt eini, gelt?“

„Wul, wul! Bitt gor ſchön.“

„Wos biſt dan für a Londsmon?“ frogg da Pedrus.

„A Steirer bin ih.“

„Sapperawold eini! A Steirer! Nau, ſelm wul, ſelm. Kim nar auffa. Für d Steirer hobn mar ollaweil Plotz in Himel. Du, wort a biſſl, ih moch die groß Thür auf. Da Goud Voda hat für enk Steirer extra oani ausbrechn loſſn — zwegn die Kröpf.“

Da Bua bleibb oba vor da Himelthür ſtehn, ſtopft ſei Pfeiferl und geht nit eini.

„As is schon offn!“ sogg da Pedrus.

Da Bua kläubelt Schwom und Fuirstoan aus n Hosnsäckl, schlogg Fuir, und daweil er in Pfeifnspitz zwischen an Zähntn holt't, sogg er:

„Ih hät holt wul nouh a Bitt, Herr Thürwogl!“

„Nau! Aussa damit.“

„Wan do drinen — in Himel holt zwoa Platzln thatn sein!“

„Zwoa? Za wos dan zwoa? So a Büabl, a gfüags, wird wul af oan ah noh Plotz hobn, denk ih!“

Da Steirer thuat in Schwom ins Pfeiferl, ziacht a por mol on, und wia's brint, sogg er: „Ih wul eh, dass ih Plotz hät — af oan Sessel. Oba woaßt — as is holt — as möcht holt — as kimbb holt noh wer noch.“

„Noch kimbb noh wer?“

„Woaßt, ih — bracht holt nouh wen mit —“

„Sou? Wen dan, mit Valaub z frogn.“

Da Bua blost a por Rachschüberler ausser und moant gonz deamüadi: „Herr Pedrus. Däs — denkn kuntst da s wul eh. Mei Dirndl —“

„Wooos!“ schreit da Thürwogl. „A — a — a Weibsbild! Hiaz schaust oba gleih! Sölcheni Dumheiten do! Weiberleut! Dass uns da ganz Himel vadorbn wurd! Muaß da sogn, mein liaba Steirer, den Gspoaß schlog dar aus n Kopf. Na, so wos is nit da Brauch ban uns.“

Draht sih da Bua stad um und sogg trauri: „Pfiat Goud!“

Da Pedrus schautn groß on: „Mir scheint, fuatgehn will er wieda!“

„Jo, Herr Thürwogl, ih geh wieder owi“, moant da Bua gonz betrüabb, „wan ih — mein Schotz nit därf mitnehmen in Himel eini, aftn gfreuts mih selber ah nit drina. Nit bös sein!“

Und hebb schön stad on zan owisteign. Da Pedrus schautn noch und beidlt sein weißn Kopf. „Oba na“, brumelt er, „scha gleich zwoatausnd Johr bin ih hiaz do. Oba sou wos is mar ah nouh nit passiert. Hiaz bring ih den jungen Kerl in Himel nit eini.“

Da Bua drödlt wieder owi gegn die greanen Olmen. „Is mar ah ollsoans“, moant er tröstweis, „ih geh zu meiner Nandl, de muaß ma wos kochn.“

Von Kochn wos hörn, da Pedrus, und gleih nochschrein: „Wos sogst, Bua? Kochn? Kochn kon's, die deinigi?“

„Jo freilih. Notürla kons kochn. Wans ah Weibadi is!“

Drauf schnolzt da Pedrus mit da Zung! „Und host as wirkla gern, han? Schau, eigentlih gfollt ma dos, wan a frischa Bua sei Dirndl sa gern hot —.“

„Ih brauch dei woach Redn nit!“ ſogg da Bua und geht trutzi weida. Da Pedrus roat't a wenk ban eahm ſelba, drauf ſchreit er eahm noch: „He, Steirer! — Hansl! oda wiaſt hoaßt! Hörſt nit? — Hon da ſogn wölln: Dei Nandl, brings her in Goutsnom!“

A Nandl ſpäda ſeins Orm in Orm daher keman ollzwoa: Er a keks Federl afn grean Huat, ſie a friſch Kranzl in Hor. — Nau und ſid der Zeit gehn d Steirer porweis in Himel eini.

Der Geizige.

Von G. Häbler.[1])

Er hat gewacht bis tief in die Nacht,
Sein funkelndes Gold zu zählen;
Dann hat er verriegelt Thür und Thor,
Damit's ihm Diebe nicht ſtehlen.

Und losgekettet den zottigen Hund,
Den treuen, genügſamen Sclaven —
Und dann unter ſeinen Schätzen iſt
Er lechzend eingeſchlafen.

Die Sterne durchwandeln, ein ſchimmernd Heer,
Die blauen unendlichen Räume,
Und leiſen Flugs durch die Mitternacht zieh'n
Die Gottesgeſandten, die Träume.

Und einer hat die vergang'ne Nacht
An ſchönem Lager geſeſſen,
Und wie ſie gelächelt, und wie ſie geweint,
Das kann er gar nicht vergeſſen;

Und hat, wohin ihn ſein Sender geſandt,
Mit halbem Ohr nur vernommen,
Und iſt, verirrt, ins dumpfe Gemach
Des Reichen endlich gekommen.

Und Frühling ſinkt aus des Himmels Höh'n,
Den ewig maiigen, nieder;
Den Schläfer umweht's, wie Veilchenduft,
Umklingt es, wie Lerchenlieder;

Ihm iſt, als füllte die alte Kraft
Die ſchlaff gewordenen Glieder,
Als ſchlüge jugendlich warm ſein Herz,
Das kalt gewordene, wieder.

Er ſtreift durch den Wald; nur der Quell vom Berg
Durchflüſtert ſein tiefes Schweigen;
Der Nachtwind wiegt die Vögel ein,
Die ſchlummern in ſeinen Zweigen.

Und ſieh', ſchon winkt ihm freundlich licht
Aus dunkler Tannen Mitte,
Auf Thaudiamanten ein Zauberſchloſs,
Von fern die kleine Hütte.

Wie ſegnend, ſtreckt übers kleine Dach
Die grünen Arme die Linde;
Und leiſe flüſtern hört er drin
Sein Weib mit ſeinem Kinde.

Und mächtig gelockt von ſo ſüßem Klang
Iſt er lauſchend näher getreten;
Die Hände gefaltet, das Auge feucht,
Sie lehrt's, für den Vater beten.

Lehrt's für ihn beten! — Faſt will ſein Flug
In ſolcher Höhe ermatten.
Es zieht über ſonnige Flur ſeines Traums
Vom Wachen ein trüber Schatten.

Doch immer gewiſſer wird ihm ſein Glück
Und immer ſüßer ſein Wähnen;
Und alles Weh ſeiner Rede will
Sich löſen in ſelige Thränen . . .

Da nahen Tritte, da bellt ſein Hund;
Dahin iſt der Traum, der holde!
In einſamer Kammer liegt er allein,
Allein mit ſeinem Golde.

---

[1]) „Das Teſtament eines Dichters.“ (Dresden. E. Pierſon.) Der Verfaſſer unternimmt mit dem Büchlein ein Wageſtück, er führt ſich ſelbſt in die Literatur ein, aber nebenbei geſagt in einer Form, die bei uns ſonſt nicht Sitte iſt. Möge er Erfolg haben, manche ſeiner vielfältigen Poeſien verdienen es. D. Red.

Kleine Laube.

Die Bärenhäuter, der Ursprung der böhmischen Sprache und der große Bär.

Von Theodor Vernaleken.

Das Wort Bärenhäuter bedeutet nach Weigands deutschem Wörterbuche faulen Nichtsthuer; auf der Bärenhaut liegen sei gleich: ein thatloses Leben führen. Das reicht aber zum Verständnis nicht aus. Grimm in seinem Wörterbuche vermuthet alte Sagen und äußert, dass über den Ursprung dieser Redensart eine Auskunft erwünscht wäre. Auf der Bärenhaut liegen gelte von Helden, die im Frieden behaglicher Ruhe pflegen. Im Simplicissimus wird es in Verbindung gebracht mit dem wüsten Leben der Landsknechte. Die Geschichte des Bärenhäuters liegt im tiefen Alterthum unseres Volkes, und der erste, der diese Geschichte untersuchte, war Arnim in seiner 1808 erschienenen Zeitung für Einsiedler, die so selten ist, dass in Österreich kaum drei Exemplare zu finden sind. Arnim, von dem wir auch „Des Knaben Wunderhorn" haben, war mit Brentano und Görres die Seele der deutschen Romantik in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. Sie saßen in Heidelberg zusammen und an ihrer Tafelrunde hat sich das Feuer entzündet, das später die Franzosen verzehrte. In der Romantik liegt ein gutes Stück Germanenthum, und aus der Heidelberger Dämmerperiode, in der auch die Brüder Grimm lebten, ist der erste Lichtstrahl der späteren germanistischen Wissenschaft hervorgegangen.

Im Folgenden wollen wir unseren Lesern erzählen die Sage über die Bärenhäuter und die Erfindung einer Sprache. In der Zeitung für Einsiedler von Arnim (Heidelberg bei Mohn & Zimmer 1808) finden wir in der Juninummer Geschichte und Ursprung des ersten Bärenhäuters. Die Erzählung einer alten Kinderfrau beginnt mit den Landsknechten in der Hölle, im Himmel und endlich zu Warteinweil. Im Jahre 1396 unter Kaiser Sigismund wollten die erschlagenen Landsknechte bei den Türken nicht liegen bleiben und zogen der Hölle zu, wo es fein warm sein sollte. Die Teufel wiesen sie aber nach dem Himmel, wo sie allerlei Händel anstellten und sogar mit Petrus stritten, darum wurden sie hinausgewiesen nach dem Dorfe Warteinweil. Hier halten sie ihr eigenes Regiment. Der Ort hat nachmals den Namen „der große Bär" erhalten und ist der Bärenhäuter-Himmel geworden. Einer der Landsknechte war zurückgeblieben und wanderte in die Hölle,

wo ein Teufel den Spruch vom Schlaraffenland herſagte, einem Lande, in welchem die Gänſe Tanzſchuh haben, wo die Störche einem den Staar ſtechen, die Eſel auf der Laute ſchlagen u. ſ. w. Da rief der Landsknecht: „Ach, wenn ich nur in das gute Schlaraffenland kommen könnte, ich wollte weder des Himmels noch der Hölle begehren.“ Dann zeigte ſich ein Bär, den er tödtete, und der Teufel rieth ihm, er möge dem Bären die Haut abziehen, damit er eine Livrai habe. Und ſeit der Zeit heißt der Landsknecht und ſeine Nachkommen Bärenhäuter. Sie zogen dem Bären die Haut ab, machten einen Mantel daraus. und ſo kam der erſte Bärenhäuter in die Welt. Sein teufliſcher Lehnsherr rieth ihm, er ſollte von nun an weder Haare noch Bart kämpeln, die Naſe nicht ſchneuzen und weder Hand noch Füße waſchen. Dieſe Haut, ſagte er, iſt ſein Bett und Kleid, und ich werde dich mit Bier, Tabak und Brantwein verſehen und will einen ganzen Kerl aus dir machen, daß du dich ſelbſt verwundern ſollſt. Du ſollſt auch in guter Geſellſchaft leben. Und wirklich kamen aus dem Himmel vertriebene Thiere zum Bärenhäuter, namentlich Gänſe, denen die Federn ausgerupft waren und die mit der Sprache nicht gut fortkommen konnten. So entſtanden dann verſchiedene Sprachen, u. a. auch das Böhmiſche, richtig Tſchechiſche, denn ein Land hat keine Sprache, wohl aber ein Volk. Eine Gans, eine Ente und eine Taube hatten bei dem Bärenhäuter abſolviert und reiſeten, ihre Zeugniſſe in der Taſche, nach Böhmen, allwo den Menſchen dazumal die Sprache noch ein böhmiſches Dorf war, und um ſich verſtändlich zu machen, winkten ſie einander mit dem Scheuerthor zu. Als die drei Thiere nach Haus kamen, ließen ſie ihr Lichtlein leuchten und fiengen mit dem Bierbrauen an. Sie ſchleppten Gerſte und Weizen zuſammen und ſotten es. Da man aber kein Vertrauen zu ihnen hatte, fiengen ſie an, ihren neuen Trank ſelbſt auszurufen. Zuerſt die Gans mit ihrem langen Kragen und ihrer hellen Stimme. Sie lief durch alle Örter und ſchrie laut: biba, biba, d. h. Bier. Die Ente wackelte eilends mit ihren kurzen Beinen nach und ſprach: dacke, doberſſe, dackdack, dackdack, dacke, doberſſe, d. h. das iſt gut, das iſt gut. Mit der Taube aber, als der ſchwächſten, die unterdeſſen zu Hauſe geblieben war, ſpielten ſie die Untreue, und gaben ihr ein wenig in einem enghalſigen Glaſe. Da ſie aber nichts herauskriegen konnte, ward ſie zornig und lief um die Flaſche fluchend herum: Gepphi corua matir, Gepphi corua matir, d. h. deine Mutter war eine Dirne. Und alſo iſt aus ähnlichen Geſprächen dieſer drei die ſog. böhmiſche Sprache entſtanden. Noch iſt zu bemerken, daſs die Hühner damals das Schönſchreiben lehrten. Da aber aus Mangel an Papier bloß auf dem weißen Schnee und in die weiche Erde geſchrieben wurde, ſind dieſe urkundlichen Schriftſtücke verloren gegangen und doch ſpricht man heute noch von Hühner- und Hahnenfüßen, um bildlich ſchlechte Schriftzüge zu bezeichnen. Der Ausdruck Hahnenfüße iſt gewiſs ſehr alt, und wir kennen nun ſeine Entſtehung. Wir ſprechen auch noch von Gänſefüßen, wie man jetzt noch die Anführungszeichen nennt. In der deutſchen Mythologie gilt auch ein Gänſefuß als Verräther walkyriſchen Weſens, wie ſonſt ein Schwanenfuß (Simrock 410).

Die gelehrte Thiergeſellſchaft wird endlich vom Teufel aufgelöst und der Bärenhäuter lebte als Privatgelehrter, deſſen Abenteuer wir übergehen. Gewöhnlich ſchlief er auf ſeiner Bärenhaut. Zuletzt kam er als Oberſt in der Einſamkeit mit jenem Bären zuſammen, den er einſt getödtet. Der Bär verzieh ihm den Mord und ſprach: Dadurch bin ich nicht unter die gelehrte Thiergeſellſchaft gekommen, ſondern werde jetzt als ein Stern an den Himmel verſetzt. Er wurde vom Bärenhäuter begraben und da er ihn eingeſcharrt hatte, fuhr ein Glanz auf und nieder, es war die erſte Sternſchnuppe, und ſiehe da, das Geſtirn des kleinen Bären ſchimmerte über dem Hügel. Zuletzt ſtarb er ſelbſt durch Selbſtmord: der kleine Bär brachte ihn nach

Warteinweil in den Himmel der Landsknechte und gab ihm den Namen des großen Bären. Es ist klar, daſs uns die Dichterphantaſie hier — wie man ſagt — einen Bären aufgebunden hat, und zwar einen ſo ſinnvollen, daſs wir es dem Dichter nicht übel nehmen wollen.

Der Zankapfel im Atlantiſchen Ocean.

Cuba wurde von Colon den 28. October 1492 entdeckt, 1508 durch Sebaſtian Ovambo zuerſt umſegelt und als Inſel erkannt. 1511 waren die Spanier Herren des Landes, 1560 die Eingeborenen völlig erloſchen. Cuba bildet bis heute ein ſpaniſches Land. Nachdem Spanien ſeine Beſitzungen auf dem Continente eingebüßt hatte, wuſste es den Wert der Inſel richtig zu würdigen. Die Bevölkerung und der Anbau hoben ſich ſeit jener Zeit ungemein. Infolge der ſpaniſchen Revolution von 1868 brach aber ein vieljähriger greuelvoller Aufſtand auf Cuba aus, der hauptſächlich die Oſthälfte der Inſel heimſuchte. Die (allmählich zu vollziehende) Aufhebung der Sclaverei auf Cuba wurde im Frühjahr 1873 durch die Cortes in Madrid beſchloſſen; ſie vollzog ſich in der Art, daſs ſofort alle Sclaven über ſechzig Jahre, und alle ſeit 1873 geborenen Kinder von Sclaven vom zweiten Lebensjahre ab für frei erklärt wurden.

Die Länge der Inſel beträgt 1230 Kilometer, die Breite von 50 bis 100 Kilometer, der Flächeninhalt 112.191, mit den vorliegenden kleinen Inſeln 118.833 Quadratkilometer. Die Inſel hat ausgedehnte Fruchtebenen, iſt aber doch vorherrſchend gebirgig. Im Weſten zieht ein bis 594 Meter hohes Hügelland, im Oſten an der Kante hohes Gebirgsland mit der Sierra de Tarquino (2375 Meter) und der Sierra de Cobre (2119 Meter). Unter den vielen Küſtenflüſſen ſind nur einige ſchiffbar. Die Colonialproducte werden auf Cuba in vorzüglicher Güte gewonnen, der Tabak iſt vor allem berühmt, und eine echte Habanacigarre das Ideal aller Raucher.

Cuba zählt circa 1,521.684 Einwohner, darunter 989.000 Weiße, 489.000 Farbige und 44.000 Aſiaten. Die Inſel bildet mit mehreren kleinen umliegenden Inſeln ein Gouvernement, an deſſen Spitze ein General als Gouverneur ſteht, und zerfällt in drei Departimientos: Occidental mit der Hauptſtadt Habana, Central mit der Hauptſtadt Puerto Principe und Oriental mit der Hauptſtadt Santiago. Herrſchende Religion iſt die römiſch-katholiſche, unter einem Erzbiſchof zu Santiago de Cuba und einem Biſchof in Habana.

Hauptausfuhrartikel iſt Zucker, dann Melaſſe, Cigarren und Tabak, Honig und Wachs.

Die 1519 angelegte, ſtark befeſtigte Hauptſtadt (Chriſtoval de) Habana, la Habana, liegt an der Nordküſte auf dem nördlichſten Punkte der Inſel, in dem engen Eingange einer in drei Buchten geſpaltenen Bai, die einen geräumigen, ſichern Hafen für 1000 Schiffe bildet. Poſtdampfer gehen nach Spanien, Nordamerika und England. Die Stadt iſt nicht ſchön; die Straßen ſind enge und krumm, ungepflaſtert und ſchmutzig, die Häuſer unanſehnlich. Die ſchönſte Straße iſt der dreiviertel Stunden lange, breite, mit ſchönen Gebäuden beſetzte Paſeo de Iſabel, der am Meere endigt, der Corſo von Habana. Die Plaza de Armas iſt einer der ſchönſten Plätze der Stadt; zur Abendzeit iſt hier der Mittelpunkt des Lebens. Man ergeht ſich in der köſtlichen Abendluft, und der hier ſo hell ſtrahlende Sternenhimmel, die ſanften Lüfte von der See, die Wohlgerüche Weſtindiens machen einen erfriſchenden und entzückenden Eindruck. Unter den Kirchen zeichnet ſich die Kathedrale durch großartige und würdig-

einfache Dimensionen aus. In der Nähe des Hochaltars ruhen seit 1794 die Gebeine Colons. Universität, 200.000 Einwohner. An der Küste und im Innern des Landes eine Anzahl größerer Städte.

Das die flüchtigen Umrisse der Insel, deretwegen jetzt zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten ein so furchtbarer Krieg entbrannt ist.

Eine alte Hirtensitte.

In der Schweiz ist es der Canton Wallis, welcher an alten Sitten und Gebräuchen noch sehr reich ist, und das Erzählen davon muthet selbst den Schweizer gar eigen an.

So herrscht im Eisischthale noch heute der merkwürdige Gebrauch, dass das erste Alpenerzeugnis an den Pfarrer abgegeben werden muss. Sobald im Frühjahr der Schnee von den Alpwiesen geschmolzen ist, machen sich die Sennen mit dem Vieh zur „Auffahrt" bereit. Im Thale drunten müssen die Wiesen geschont werden, damit man Heu und Emd für den langen Winter machen kann. Meist ist die „Auffahrt" ein kleines Fest; das Vieh wird gestriegelt und gebürstet, die schönsten Kühe erhalten Glocken umgehängt und werden oft selbst mit Blumenschmuck versehen; der Halterbub geht, mit einem blankgeputzten Milcheimer auf dem Rücken, jodelnd dem Zug voran, der Senn folgt in stattlicher Sonntagstracht. Frohe Wünsche begleiten die Scheidenden, die dann bis zum Herbste auf der Alpe bleiben.

Kommt nun im Eisischthale die Zeit, da das Vieh auf die Alpe getrieben wird, so besucht der Pfarrer von Vissoie eine Alpe nach der andern und spendet seinen Segen. Dieser Segen wird ihm aber auch reichlich belohnt, denn er erhält die Milch eines Tages (des dritten Tages beim Beziehen der Alpe) von sämmtlichen Alpweiden seines Gebietes. Aus der Milch werden fette Käse bereitet, die als Erstlingsgabe des Alpweiders „Prémices" genannt werden. Die Überreichung dieser Gabe gestaltet sich zu einem wahren Volksfeste, das am vierten Sonntag im August stattfindet. Früh morgens wandern die Oberhirten mit ihren Käsen ins Thal, bringen sie ins Pfarrhaus und frühstücken dort. Dann findet sich der Richter oder dessen Stellvertreter ein, besichtigt die Käse und macht seine Bemerkungen dazu. Hierauf rüstet man sich zum Gang zur Messe, sämmtliche Oberhirten, fünfzehn an der Zahl, gehen in Reih' und Glied, ein jeder seinen Käse tragend. Der Oberhirte der Torrert-Alpe, der schönsten der Gegend, stellt sich mit seinem oft achtzigpfündigen Käse an die Spitze des Zuges und so folgt einer dem andern, je nach der Größe seiner Gabe. Dann wird nach der Kirche gezogen und durch die südliche Pforte derselben getreten. Stramm wird nun zum Hochaltar geschritten, zu dessen beiden Seiten die Magistratspersonen im schwarzen, der Weibel im rothen Mantel sitzen. Vor dem Altare werden die Käse niedergelegt, der Pfarrer gibt den Hirten seinen Segen und liest hernach eine Messe. Nach derselben nimmt jeder Hirte seinen Käse wieder auf, und in der gleichen Reihenfolge, wie sie gekommen, verlassen sie die Kirche durch die nördliche Kirchenpforte, begleitet vom Magistrat und den Beamten. Der Zug geht wieder zum Pfarrhaus zurück, wo nun die Übergabe der Käse stattfindet. Dann aber wird zur großen getäfelten Gaststube des Herrn Pfarrers hinaufgestiegen und mit Behagen lassen sich die Gäste am schweren Eichenholztisch nieder, und nun geht ein fröhlich Tafeln los. Wie herrlich schmeckt der „Gletscherwein", wie gut mundet der Rinds- und Kalbsbraten, wie dünkt die Hirten das Fleisch so gut nach monatelangem „Fasten". Während des Mahles werden drei Reden gehalten; zuerst spricht

der Oberhirte der Torrert-Alpe und versichert, sie hätten ihr Möglichstes gethan, guten Käse herzustellen. Dann antwortet der Richter, und schließlich bedankt sich der Pfarrer für die Gaben; unter frohem Geplauder und Jauchzen verlassen die Gäste das Pfarrhaus.

Da ist's nicht so übel — Pfarrer zu sein, denkt gewiss mancher Leser — ich auch! R. Gutersohn.

Wie man im Volke isst.

Ganz im Anfang, wenn der Mensch das Essen lernt, da lernt er's wohl in allen Ständen, unter allen Umständen und Verhältnissen so ziemlich ganz gleich, — nämlich er isst nicht, sondern trinkt, entweder an der Mutter- oder Ammenbrust, oder wenn's nicht so gut geht, dann halt aus dem „Dutenglas". Ja gewiss, jetzt mit dem „Gummibuterl" haben's die kleinen Leute gut, vor wenigen Jahrzehnten mussten sie statt dessen noch mit einem „Leiwandsutzerl" zufrieden sein, in das die Mutter Milchsemmerl und Zucker füllte, und bei der Mahlzeit vom Löffel naschen.

Na also, zuerst thut der Mensch beim Essen nur trinken, später muss er geduldig annehmen, was ihm mit dem Löffel „eingegampert" wird, und wenn er dabei das „Barterl" voll anpatzt und das Mäulchen verschmiert und die Pratzerl obendrein, so wird ihn das, ob arm, ob reich, gar nicht viel genieren, denn da kommt's auf ihn selber noch nicht an.

Später wird ihm der Löffel in die Hand gegeben und die Mahnung auch dazu: „Thu' schön papperln. Nit umpatz'n. 's schöne Handerl nimm!"

Und dieses schöne Handerl ist nach unseren ländlich-sittlichen, bürgerlichen Anschauungen das rechte.

Später, wenn das Kind groß geworden ist und unter die Leute kommt, da passt es sich eben auch mit dem Essen den jeweiligen Verhältnissen an. Es gibt ja gewiss Gegenden, wo man Milch und Suppe trinkt und die Brocken mit der „fünfg'hörneten Gabel" nimmt, nämlich mit den fünf Fingern, aber für gewöhnlich hat der Löffel, ob aus Metall oder Bein oder Holz, wohl überall Hausrecht, und kommt einmal im Bauernhause ein Tischgenosse ohne Löffel an, so sagt man wohl scherzend: „Du kannst d' Supp'n mit der Peitsch'n ausschnalz'n", oder auch: „Wer kein' Löffel hat, der reckt 'n Stiel in d' Höh'."

Für gewöhnlich hat man auf der Bäuerei mit dem Löffel einen rechten Heikel. Fast jeder Hausmensch merkt sich seinen eigenen mit einem gewissen Zeichen, — ein Kreuzl, ein Herzl, ein Sterndl oder ein paar Striche, und ist einmal der rechte Löffel nicht am Platz, so wird gesucht und gegreint, als ob ein anderer „kein' Bod'n nit hätt'".

Eigentlich wird der Löffel von jedem Eigenthümer selbst versorgt, — nach dem Essen sauber abgeleckt, dann ins Tischtuch, oder ins Fürtuch, oder in die flache Hand gewischt und dann aufgehoben, entweder beim Tisch, oder auf dem Kasten, oder am „Altarl", zuweilen auch im Stiefelrohr.

Beim Essen schöpft wiederum die ganze Familie, Dienstleute, oder ein Schock Tagwerker gleichzeitig aus einer gemeinschaftlichen Schüssel. Teller, sowie Messer und Gabel sind nicht just nothwendig.

Im Handwerker- oder bürgerlichen Geschäftshaus ist schon ein Unterschied. Da wird das Esszeug abgewaschen und gewischt, und bei Tisch jedem sein Teller und Messer, Löffel und Gabel vorgelegt. Doch ist ein besonderer Suppenschöpfer noch immer eine Seltenheit, sowie auch die Serviette.

Gegessen wird durchwegs mit der rechten Hand, dem „schönen Handerl“, so wie es die Mutter gelehrt und wie das Kind es gewohnt worden ist.

Aber kommt nun dieses Kind, dieser Mensch unter fremde Leute, kann's ihm nicht passieren, dass ihn ein verwunderter Blick oder gar ein mitleidiges Lächeln trifft, wenn er seiner Rechten treu bleibt.

Man ist ja auch in diesen feinen Kreisen über das Feine sich nicht immer klar; zuweilen führt eine Rechte den Löffel und das Messer, die Linke die Gabel; zuweilen ist auch der Löffel in der Linken, nur das Messer in der Rechten, und zuweilen schneidet die Linke und isst die Rechte. Handlicher ist es gewiss, mit der Rechten zu schneiden und mit der Linken die Gabel zu führen, aber wenn ein Menschenkind nach gutem altem Brauch mit der Rechten schneidet und isst, so braucht sich just auch niemand zu verwundern, dass es der oder die nicht besser versteht; man könnte ja mit besonderer Vorliebe an seiner kindlichen Gewohnheit hängen, so wie die Mutter es gelehrt.

Rosalia Fischer.

Was sollst du deiner Braut schenken?

Ein junger Mann, der eben Universitätsprofessor geworden war, dachte nun an das Nächstliegende, ans Heiraten. Er schaute aus nach einem schönen, gescheiten und lieben Mädchen.

Da sah er eines Tages in der Buchhandlung vor dem Ladentische zwei junge Damen stehen, beide schön und elegant, frisch und sittig. Die eine braun, die andere blond. Na, dachte er, da wäre die Wahl schwer! Doch halt! sie kaufen Bücher. Wir wollen einmal sehen, was die eine und die andere verlangt. Literarischer Geschmack ist ein guter Wertmesser für eine Frauenseele. Der Zufall kam ihm weiter entgegen, als er hoffen durfte, und zeichnete die Damen sehr scharf. Die Brünette verlangte Ibsens „Hedda Gabler“, die Blonde fragte nach Chamissos Gedicht: „Frauen-Liebe und Leben“.

Der Professor weiß genug. Eigentlich war er stets für die Brünetten gewesen, sie sollen geistreicher und feuriger sein als die Blonden! Doch eine Hedda Gabler-Freundin! Er hatte die Unterhaltung über Ibsen, Zola, Sudermann mit Damen modernen Geschmacks zwar stets geliebt, aber nur die Unterhaltung, nicht das Leben mit ihnen. Zur Frau nimmt sich ein deutscher Mann das Mädchen, welches eine Freundin des Gedichtes: „Frauen-Liebe und Leben“ ist. Aber, ihr großen Götter des Olymps und der Walhalla! Diese Käuferin des Chamisso'schen Gedichtes ist ja sicher schon verliebt, wenn nicht gar verlobt, sonst hätte sie nicht gerade dieses innigste aller deutschen Liebesgedichte auserkoren. — Trotzdem versuchte der Professor eine Annäherung zur Blonden und erfuhr vorderhand von ihr, dass sie aus musikalischen Gründen eine Freundin jenes Gedichtes sei. Weil er aber so angelegentlich und so befangen gefragt hatte, so musste sie erröthen, und darauf meinte er, dieses „Frauen-Liebe und Leben“ habe außer der musikalischen auch noch andere Seiten. Eine malerische zum Beispiel, mit den Bildern von Paul Thumann. Oder eine literarische in Bezug auf die wunderbare Form des Gedichtes. Oder endlich eine menschliche, weil es das tiefsinnige Liebesleben des deutschen Weibes so wahr und rein wiederspiegelt, wie kaum ein anderes Gedicht der Weltliteratur.

Die Blonde schlug ihr großes Auge nieder und wusste nicht recht, was sie sagen sollte.

Am nächsten Tage kam ihr ein Paket zu Handen. Ein geschmackvoll in Roth und Gold gebundenes Buch: „Chamissos Frauen-Liebe und Leben“, illustriert von

Paul Thumann. (Leipzig. Adolf Titze.) Mit zitternden Fingerchen hat sie das Werk und die entzückenden Bilder durchblättert, die Verse gelesen und sich urplötzlich selbst gefunden in der Dichtung. Sich und den Professor! — Das Weitere ist bekannt, das heißt, selbstverständlich.

Dieses Geschichtchen wird allemal erzählt, wenn ein junger Glücklicher mich fragt, was er seiner Braut doch für ein passendes Buch kaufen solle? Das erste Büchlein einst für meine eigene Braut war ihr Lieblingsgedicht: „Frauen-Liebe und Leben". Das erste Buch meines Sohnes für seine Braut ist ihr Lieblingsgedicht: „Frauen-Liebe und Leben", illustriert von Paul Thumann, einem Künstler, der gerade an diesem zarten, sinnigen Stoffe den Höhepunkt seines Könnens erreicht hat.

Mögen allen Bräuten und Frauen die Bilder sich erfüllen mit Ausnahme des einem: „Nun hast du mir den ersten Schmerz gethan!" —

Und so nehme sie, die liebe Auserwählte, Chamissos und Thumanns schönes Werk — nehme es zur Brautgabe von ihm — „dem Herrlichsten von allen"! R.

Wie Peter Rosegger Wagnerianer wurde.

Von Moriz Wirth.[1])

Die Zeitungen brachten unlängst die Nachricht, zwar nicht telegraphisch, aber gewiss vielen lieber als manches Telegramm, dass sich Peter Rosegger zum Wagnerianer bekehrt habe. Ein Brief von ihm an den Grazer Theaterdirector wurde abgedruckt, es erschien von ihm selbst eine längere Erklärung, und die „Meistersinger", das „urdeutsche" Werk, hatten den Umschwung bewirkt.

Das war schön und kam im höchsten Grade überraschend. Das erste, was ich von Rosegger über Wagner vernommen habe, war die von Nikolaus Österlein, Band III seines Kataloges, Seite 247, abgedruckte Postkarte, auf der der Dichter dem Sammler unterm 22. Mai 1882 aus Graz schrieb:

„... Was die Wagnerfrage anbelangt, so verhielt ich mich als Laie in der Musik und Fremdling in der neuen Richtung derselben gegenüber stets stark reserviert. Die ungeheure Abneigung einerseits und die ungeheuere Vergötterung andererseits, die Wagner erfahren muss, hat mich stutzig gemacht. Für den Fall Wagner wirklich ein großer Mann ist, haben wir Zeitgenossen nicht die nöthige Objectivität, ihn messen zu können. Also der ‚Heimgarten' verzichtet einstweilen."

Österlein hatte nämlich sein Schriftchen „Bayreuth", von und aus dem diese Zeitschrift in dem Aufsatze: „Das Richard Wagner-Museum" manches Hübsche gebracht hat, als Vorbereitung für das zweite Bayreuther Bühnenfestspiel zum Abdruck im „Heimgarten" angeboten. Das Angebot wurde mit der genannten Begründung abgelehnt, was mich nicht sowohl der Thatsache dieser Absage, als ihres Warum wegen geärgert hat.

Ist es denn überhaupt möglich, einem großen Menschen, großen Werken der Natur oder des Geistes gegenüber sofort „objectiv" zu sein? Der Einzelne muss sein Einstandsgeld anfänglicher Irrthümer nicht minder zahlen, wie die Menschheit. Und die Zeit, die dabei mit einbegriffen ist, erstreckt sich nicht nur über Tage und Wochen, sondern oft über ganze Geschlechter, ganze Jahrhunderte. Wie lange hat es nicht gedauert, bis man die Schönheit der Hochalpen würdigen lernte? Also warten wollen, bis wir objectiv sein könnten, hieße überhaupt mit nichts Großem einen Anfang

[1]) Als Antwort auf mancherlei Bemerkungen und Anfragen drucken wir aus der Leipziger Zeitschrift „Die redenden Künste" vom 9. April 1898 vorstehenden Aufsatz ab. Er enthebt uns weiterer Erörterungen. Die Red.

machen; es hieße, jeden bedeutenden Menschen, den uns das Geschick etwa nahe brächte, allein lassen und ihm so auf das allersicherste jede Möglichkeit des Wirkens abschneiden. Und so grundverkehrtes Zeug redet ein Rosegger!

Glücklicherweise hat er diese Ansicht, die gar sehr geeignet gewesen wäre, dem weiten, seiner Führung sich anvertrauenden Kreise die Faulheit und Feigheit vor allem Ungewohnten zu stärken, nicht öffentlich kundgethan. Denn auch der Abdruck bei Österlein im Winkel eines Winkels der Literatur ist keine Veröffentlichung. Wir, meine Leser und ich, können uns daher den seltenen, mir in der That zum erstenmal sich darbietenden Genuss vergönnen, in Rosegger einen Mann zu beobachten, der nicht Wagnerianer war und es nicht sein wollte, und doch überall, wo er in dieser Eigenschaft zu Wagner offen Stellung nahm, geradezu musterhaft verfuhr.

Gleich das allererste Heft des „Heimgarten", im ersten Jahrgange, October 1876, brachte auf Seite 67 eine kurze Erwähnung der „Bayreuther Festspiele" und darin den Satz: „Dieses Nibelungen-Festspiel wird vielleicht einen Markstein bilden in der Kunstgeschichte." Das ist für einen Neutralen, wie Rosegger sein wollte, fast schon zu weit rechts. Vielleicht hatte es ihm die Schullehrerstochter aus Sanct Georgen bei Wildon, die Steiermärkerin Materna, angethan, die sich, wie er zu berichten nicht unterließ, in Bayreuth einen Weltruf gemacht.

Nun schwieg es aber im „Heimgarten", in dem außer steierischen Land- und Liebesgeschichten noch fast alles behandelt wird, worüber unsere Zeitungen feuilletonisieren, und wobei sie ja gerade Wagner einen so breiten Raum zuweisen, bis zum achten Jahrgange fast gänzlich über den bedenklichen Gegenstand. Einige verlorene Anspielungen, die ich mir erblättert habe (I, S. 382; V, S. 516; VI, S. 698, 924, 948), wollen nichts besagen.

Da plötzlich im Jahrgang VIII, S. 522 ff., fühlte sich Rosegger veranlasst, uns von seinem „Mangel an musikalischem Sinne" zu unterhalten. Wie wichtig für uns, zu wissen, was ihm selbst wahrscheinlich den wenigsten Kummer machte! Aber diese Geständnisse sind offenbar nur eine versteckte Vertheidigung, warum der „Heimgarten" dem Wagnergerede verschlossen war, und auch wirklich von einem bekannten Wagnerianer, dessen Namen wir auf Seite 637 erfahren, v. Hausegger, veranlasst.

Rosegger erklärt sich für „eben keine musikalische Natur". Das Volkslied, Haydns Schöpfung und Kirchenmusik ihres Stiles vermögen ihn zu rühren. Auch der Sterbegesang in „Aida" ergreift ihn wie eine Erinnerung aus einem anderen Leben. Ja er sucht sogar selbst zu vorhandenen Texten Melodien zusammen, mit denen er bei seinen Landsleuten Glück gehabt hat („Weltleben", 1898, S. 420).

Aber er hat „von den berühmtesten Stücken Mozarts, Beethovens, Bachs, Schumanns u. s. w. häufig auch nichts mit heim getragen". Und nun vollends Wagner. In den „vollendetsten (??) Vorstellungen" der Wiener Hofoper, zu denen er „mit der stimmungsvollsten Andacht" gegangen ist, hat ihn „das meiste interessiert, vieles erregt, manches sogar erwärmt", aber nichts ist ihm „tief in die Seele gegangen", nichts hat ihn „nachhaltig gepackt".

„Eines Tages gieng ich in die ‚Meistersinger' in der Absicht, die Musik so unmittelbar als möglich auf mich wirken zu lassen. Der Chorgesang in der Kirche ergriff mich, das Preislied ergötzte mich: dazwischen aber kamen lange, lange Perioden, bei denen — Gott straf' mich hart! — mir der Gedanke aufsprang: So etwas könnte auch ich componieren."

Wer nun so wenig Freude an Wagner haben konnte, wessen „Ohren die Wagnerische Musik wehe" that und wer, „schutzlos vor Clavieren, Platz- und Straßenmusiken, in Verzweiflung gerieth und den ‚aufdringlichen Wagnerlärm' verfluchte", wie das Rosegger in seiner letzten, zum Schlusse zu nennenden Veröffentlichung alles nochmals bekannt hat, wer endlich zu alledem ein Meister der Feder und Herrscher

über eine eigene Zeitschrift ist, der ist heute auch ein praktischer Antiwagnerianer und leistet sich von Zeit zu Zeit vor allen Leuten einen Gallenerguss.

Ganz anders Rosegger. Das Bewusstsein, dass die geringe Freude, das hohe Missvergnügen, die ihm Wagner bereitete, wohl auch von einem Mangel seiner Anlage herrühren, also seine, nicht Wagners Schuld sein könnte, ist der feste Punkt für sein Urtheil. Von hier aus erhob er sich zu dem Gedanken, dass in der Erscheinung Wagners etwas weit Größeres liegen möge, als ihm begreiflich wäre; von hier aus verwies er den Wagnerianern ihren stumpfsinnigen Fanatismus, dass jedem Wagners Werke gefallen müssten, und vertheidigte für sich und seinesgleichen den unbehelligten Genuss anderer Musik; von hier aus hatte er auch seinen „Heimgarten" von allen Wagnerdebatten, die er doch nicht beherrscht haben würde, frei zu halten.

Ja, die Unbefangenheit, die mit dieser Auffassung seiner selbst und Wagners verbunden war, sicherte ihm noch eine Entdeckung, die für die Erforschung der Musik Wagners noch einmal sehr wichtig werden wird, und meines Wissens zuerst von Rosegger gemacht worden ist. Er schreibt „Heimgarten", VIII, S. 524:

„Diese Wagnerische Manier, die den unmittelbaren Ausdruck einer Empfindung, eines Gedankens bezweckt, kommt mir vor wie die Musik in ungebundener Rede gegenüber der gebundenen, der metrischen, unter welcher ich die Melodie, die liedartige Musik meine."

Die Einsicht, dass es in der Musik einen ähnlichen Fortschritt geben könne, wie ihn die Kunst der Sprache vom Epos zum modernen Prosaroman vollzogen hat, schlichtet allen Streit über den angeblichen Mangel der Form bei Wagner. Das Gleichnis hinkt nicht, es ist vollkommen durchführbar. Die größere Feinheit und Fülle der Empfindungen, die zur Prosa gedrängt haben und nur in ihr befriedigt werden konnten, haben auch in der Musik die alten Formen gesprengt, um sich hier wie dort sogleich neue zu schaffen. Wir wissen, wie wichtig deren Handhabung für die alten Redner war, und würden sie auch bei Wagner längst herausgefunden haben, wenn nicht seine Gegner sie ihm voreilig abgesprochen, seine Verehrer bisher noch kein Verlangen nach ihnen getragen hätten. Desgleichen bestehen auf beiden Seiten die zahlreichsten Zwischenformen, die die äußersten Enden von Poesie und Prosa mit einander verknüpfen und friedlich neben einander jede zu ihrem Zwecke bereit stehen.

Ganz dieselbe Stellung, die Rosegger im „Heimgarten" von 1884 zu Wagner einnahm, behauptete er auch in seinem Buche: „Mein Weltleben" von 1898, S. 418/9. Nur ließ er hier seine Anerkennung Wagners als eines „bedeutenden Menschen", „beachtenswerten Dichters", „großen Philosophen", sowie seiner ihm „von jeher sympathischen" „socialen und humanitären Bestrebungen" deutlicher hervortreten. Aber nochmals versichert er, dass ihm das meiste in „Lohengrin", den „Meistersingern" u. s. w. „interessiert, vieles erregt, manches sogar erwärmt" habe, dass ihm „aber wahrhaft ins Herz fast nichts gegangen" sei. Das Ganze habe ihn „ermüdet".

Da kam endlich der Tag des großen Umschwunges. Die Grazer „Tagespost", Morgenblatt vom 22. Februar 1898, druckte folgendes an den Theaterdirector Gottinger gerichtete Schreiben ab:

„Verehrter Herr! Ich war geradezu entzückt. Ihre Aufführung der „Meistersinger" hat mich Richard Wagner plötzlich nahe gebracht und Sie haben damit meinem Herzen einen Reichthum gegeben, für den ich Ihnen dankbar bleiben werde. Eine solche Darstellung hatte ich in Graz bisher noch nie gesehen! Und dieser Hans Sachs mit seinem unendlichen Humor! Es drückt Ihnen wahrhaft gerührt die Hand Ihr

Graz, den 20. Februar 1898. Peter Rosegger."

Weitere Ausführungen brachte das letzte Märzheft des „Heimgarten" S. 471 unter der Überschrift: „Richard Wagner gefunden?" Es heißt darin:

„... dass gerade durch Richard Wagners Musik mir einmal der höchste Genuss zutheil werden würde, den je mein irdisches Ohr empfunden hat. Das ist geschehen. In Graz werden

zur Zeit die „Meistersinger von Nürnberg“ aufgeführt, glänzend, musterhaft an Ausstattung, Besetzung und Inscenierung. — Leidlich ausgeruht, vorbereitet auf den Inhalt, wohnte ich gleich der zweiten Aufführuug bei und wurde durch den urdeutschen Charakter dieses Werkes voller Humor und Gemüthsinnigkeit, durch die wundervolle Zusammenwirkung der Künste in eine Stimmung versetzt, wie sie im Theater mich noch selten beseelte. In mir jubelte es auf, jauchzte es mit, weinte und lachte es ununterbrochen durch den ganzen Abend. Es war ein fünf Stunden langer Theaterabend voll gesättigter Schönheit. Wenn mir sonst bei Wagnerstücken schon in den ersten Acten das Gefühl der Abspannung und Langweile gekommen war, — diesmal konnte ich nicht genug Ohren und Augen haben für alles, was da schön und interessant war.“

Rosegger fragt nun weiter nach den Ursachen seiner so unerwarteten Verwandlung, da doch bei ihm anfangs kein Vorurtheil dagewesen und sein Musikverständnis und sein Ohr noch heute so unzulänglich seien, wie vorher. Er selbst muthmaßt als solche Ursachen leibliches Ausgeruhtsein und Vorbereitung auf den Inhalt (also ein Stückchen „Bayreuth“), eine glückliche Stimmung und gekräftigtere Gesundheit. Das mag mitgeholfen haben, die Vorzüge der Aufführung, die ich nicht beurtheilen kann, zur Geltung zu bringen. Das Wichtigste aber, was diesen Umständen erst ihre volle Wirkung verschaffte und in Wahrheit Rosegger zum Wagnerianer gemacht hat, hat er nicht genannt: seine ehrliche Selbstkenntnis. Denn sie hat ihm nicht gestattet, sich in unechte Wuth gegen die neue Kunst hineinzureden, und sie hat ihm immer wieder einen Versuch mit den schon so oft verworfenen Werken erlaubt. So hielt er sich die tiefste Quelle alles dichterischen Vermögens, das auch beim Aufnehmen einer fremden Schöpfung thätig sein muss, rein, bis sich ihm aus der stillen, dunklen Arbeit der ungestörten Kräfte das Wesen Wagners erschloss, wie uns eines Räthsels Lösung einfällt. Das ist nun Roseggers Lohn. Unser Gewinn aber dabei ist, dass er uns die langen Jahre vorher niemand durch kopfloses Gerede verscheucht und in sich selbst uns mit einem Wagnerianer beschenkt hat, mit dem wir uns sehen lassen können.

Interessantes aus aller Welt.

In Japan lehrt man die Kinder mit beiden Händen schreiben.

* * *

Reis bildet das Hauptnahrungsmittel für ein Drittel des Menschengeschlechtes.

* * *

Gemüse sind nahrhafter, wenn in hartem Wasser — verdaulicher, wenn im weichem Wasser gekocht.

* * *

Das Gehirn des Menschen ist etwa ein Fünfunddreißigstel des ganzen Körpergewichtes schwer.

* * *

Der Mensch ist das einzige Thier, welches wirklich Nase und Kinn besitzt.

* * *

Auf Hawaii gibt es zweimal so viel Männer als Frauen.

* * *

Zur Erzeugung der menschlichen Stimme wirken vierundvierzig Muskeln zusammen.

* * *

Großbritannien beherrscht einundzwanzig von je hundert Quadratmeilen der Erdoberfläche.

* * *

Silbermünzen verlieren ein Procent ihres Gewichtes in zwanzig Jahren, Goldmünzen ebensoviel in fünfzig Jahren.

* * *

Durch Entfernung der Eiweißsubstanz concentriertes Schlangengift ist so giftig, dass ein Fingerhut voll davon genügt, um fünfundzwanzigtausend Personen zu tödten.

Politik.

Der französische Dichter Alphonse Daudet sagt in seinem Roman „Robert Helmont" von dem politischen Parteiunwesen Folgendes: O Politik, wie ich dich hasse! Ich hasse dich, weil du roh, ungerecht, marktschreierisch und geschwätzig bist, weil du die geschworene Feindin der Kunst und jeder ausdauernden Arbeit bist, weil du unter allen möglichen Vorwänden nur dem Streberthum, der Dummheit und Faulheit dienst. Du machst die Sehenden blind, du stachelst die Leidenschaften auf, trennst die edeln Herzen, die für einander geschaffen sind, und bringst die zusammen, die gar nicht für einander taugen. Du vernichtest das Gewissen, du machst die Lügen und Winkelzüge zur Gewohnheit; dir ist es zu danken, dass ehrliche Männer zu Freunden von Spitzbuben werden, weil sie zufällig derselben Partei angehören. Ich hasse dich, weil du in unseren Herzen die Vaterlandsliebe getödtet hast!

Lustige Zeitung.

Vom Kasernenhof. Feldwebel (zu einem Einjährigen): „Ich sag's ja immer, mit den Einjährigen ist überhaupt nichts los! und ist dies ja 'mal der Fall, dann ist's der Knopf an ihrer Montur!"

Enfant terrible. Herr (zu Besuch, bei Tische): „Welch ein außerordentlich schmackhaftes Mittagmahl, gnädige Frau, — so etwas bekomme ich nicht oft."

Märchen (einfallend): „Wir auch nicht!"

Empfindlich. Zahnarzt: „Wünschen Sie mit Lachgas behandelt zu werden?"

Patient (erregt): „Lachgas? Erlauben Sie, mir ist die Sache verdammt ernst!"

Selbstbewusst. Dame: „Ach, wenn ich so ein Mann wär', natürlich Lieutenant."

Lieutenant: „Aber, Fräulein sind doch auch so sehr reizend!"

Druckfehlerteufel (aus einer Erzählung): Um den Förster war am Stammtisch ein großer Freundeskreis versammelt; der Förster nahm hierauf sein Notizbuch heraus, welches vollständig schief gelogen (gebogen) war.

Im Zweifel. Junger Mann: „Im Sprichwort heißt's: Wie der Mensch isst, so ist er. Nun hab' ich letzthin meine Braut beobachtet, wie sie den Rest auf dem Teller mit Brot rein abfegte. Ist sie jetzt sparsam, reinlich oder gefräßig?"

Rücksichtslose Hasen. Herr Wamperl hat zu einer Treibjagd mehrere Freunde eingeladen. Während diese munter darauf lospuffen, kommt Herr Wamperl nie zum Schuss. Da naht sich endlich ein Hase — aber auch der kehrt um, ehe Herr Wamperl schießen kann. Wüthend schreit der Jagdherr: „Gehst gleich hierher, Malefizvieh, dummes! Wer hat denn die Jagd gepachtet — ich oder die anderen?!"

Freundſchaftlicher Rath. Angeklagter: „Herr Präſident, kann die heutige Sitzung nicht vertagt werden?“

Richter: „Weshalb denn?“

Angeklagter: „Na, Sie kommen mir heute ſo ſchlecht gelaunt vor!“

Aha! „Geſtatten Sie mir, daſs ich mich Ihnen als College vorſtelle: ich ſchaffe auch Kunſtwerke.“

„Ah! Maler oder Bildhauer?“

„Nein, — Weinhändler.“

Bücher.

Briefe von Jeremias Gotthelf.

Gelegentlich des hundertjährigen Geburtstages des großen ſchweizeriſchen Volksdichters hat der Schweizer Pfarrer von Herzogenbuchſee, G. Joſs, bei K. J. Wyß in Bern eine Reihe von Briefen herausgegeben, die Jeremias Gotthelf an den Amtsrichter Burkhalter geſchrieben hat. Dieſer Burkhalter, der es aus einem armen „Hinterſäß“ zum hohen Rath gebracht, war ein ſehr intereſſanter Mann, ein Naturphiloſoph von ganz gediegener Art, deſſen ſchlichten Briefe eine ſo einheitliche, abgeklärte und großherzige Weltanſchauung offenbaren, wie ſie heute gar nicht mehr zu finden iſt. Wenn er z. B. ſchrieb, daſs jeder Menſch ſich das göttliche Weſen ſo vorſtellen müſſe, wie er es nach ſeiner inneren Organiſation vermöge, ſo daſs man faſt ſagen könne, jeder habe ſeinen eigenen Gott, je nachdem er deſſen Natur zu faſſen vermag — ſo iſt das ein Ausſpruch, der mir höher und wahrer dünkt, als alle dogmatiſchen Seelenreitereien aller Kirchen zuſammen. Der Pfarrer A. Bitzius (Jeremias Gotthelf) ſchien zwar nicht in allen Stücken mit dem Burkhalter einverſtanden geweſen zu ſein, ſchätzte den Mann aber doch überaus hoch und hatte ſeine Freude an ihm. Das bewieſen ſeine Briefe, die er von 1830 bis 1850 an den Freund Burkhalter geſchrieben. Der ganze prächtige, hagebuchene Gotthelf guckt aus dieſen Briefen hervor und manches Bekenntnis macht er, das für Freunde des Dichters von beſonderem Intereſſe iſt. So geſteht er z. B., daſs er nie Abſicht gehabt, Schriftſteller zu werden, „die Welt drückte ſo lange auf mich, bis ſie mir die Bücher aus dem Kopf drückte, um ſie ihr an den Kopf zu werfen. Und da ich etwas grob werfe, ſo will ſie es nicht leiden“. Die Entrüſtung alſo über die Thorheiten und Lumpereien der Welt hatte ihm die Feder in die Hand gedrückt. Trotzdem „nur Tendenzdichter“, lebt er heute noch, und ſelbſt zur Freude ſolcher, die er geißelt. Die Zeitgenoſſen haben ihm manchmal ſchlimm mitgeſpielt. Jeremias Gotthelf hat's erfahren, daſs die Leute gerade dann am meiſten über ihn aufbegehrten, wenn er's am beſten mit ihnen meinte. Auch die Schulmeiſter, ſagte er, ſeien Leute, die nie dahinter kommen, wer ihr wirklicher Freund ſei. Sie thäten gar zu ſelten über ihre eigene Naſe hinausſehen. Die Ganzfrommen natürlich haben gefunden, daſs der Pfarrer Gotthelf viel zu wenig chriſtlich ſei, und haben in den Zeitungen vor ſeinen Schriften gewarnt. — Daſs die Leute ſich doch immer und überall gleich bleiben! Was ſoll man ſich denn vor Umſturz und Verführung fürchten, wenn die Leute überhaupt nicht zu ändern ſind! Immer gleich dumm, einbilderiſch, heuchleriſch und egoiſtiſch! Gotthelfs Briefe, ja überhaupt ſeine Schriften in Mehrzahl, leſen ſich, als ob ſie für die heutigen Verhältniſſe geſchrieben worden wären. Er iſt ein Eiferer gegen die neue Zeit und den „Zeitgeiſt“, aber ein redlicher, wohlwollender, und ein befreiender Humor verklärt ſeinen Zorn. Wenn er ſagt, daſs es einſt ein Geſchrei nach Religion geben werde, wie bei einer Feuersbrunſt nach Waſſer, daſs die echte Religion ſich vor keiner Aufklärung zu fürchten brauche, weil ſie nicht Sache des Kopfes, ſondern des Gemüthes ſei — ſo hört man daraus ordentlich den „Heimgarten“-Prediger in der Wüſte. Und beſonders verſtehen wir ihn, wenn er von talentloſen Schöngeiſtern ſpricht, die immer Bücher herausgeben wollen und andere ihnen dazu helfen ſollen. „Und am Ende iſt es doch nichts.“ — Wir wollen gelegentlich nähere Bekanntſchaft machen mit dem prächtigen Schweizer. Für uns wird er auch außerhalb ſeiner Jubiläumszeit noch vorhanden ſein.

G. Joſs hat mit der Publication dieſer Briefe, die mit den entſprechenden Erläuterungen

und der Lebensskizze Burkhalters versehen, sowie mit einem Bildnisse Jeremias Gotthelfs geziert sind, der biographischen Forschung einen großen Dienst erwiesen. R.

Schach der Qual. Ein Phantasiestück von Bertha von Suttner. (Dresden. E. Pierson. 1898.)

Bertha von Suttner ist Tendenzdichterin, aber immerhin Dichterin. Und was für eine! Ihre lebhafte Phantasie weiß sich eine Welt aufzubauen, die sich ganz realistisch ansieht und doch die sittlichen Ideale eines edlen Menschen zu verwirklichen scheint. Vorliegendes Buch hat den Zweck, soziale Vorurtheile und der Menschheit selbstverschuldetes Elend aufzuzeigen, aus der Welt zu schaffen und dafür höhere und vollendetere Zustände aufzurichten. Die zahllosen Utopien, die in der Gegenwart geschrieben werden, sind ein Zeichen tiefer Sehnsucht nach einer anderen Weltordnung, die also gewiss auch kommen wird. M.

Waldleute. Erzählungen von Heinrich Hansjakob. Illustriert von W. Hasemann. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Drei inhaltsreiche Novellen: „Der Fürst vom Teufelstein", „Theodor der Seifensieder" und „Afra", die alle Vorzüge des schwäbischen Dorfgeschichtenmeisters enthalten. Am besten wird den Lesern der „Seifensieder" gefallen. M.

Nansens **„In Nacht und Eis"** (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig) hat, wie selten ein Werk, seine Leser bis zuletzt in Spannung erhalten; niemand wird das Buch aus der Hand gelegt haben, ohne das Gefühl des Bedauerns, dass es schon zu Ende ist!

Der Wunsch nach einer Fortsetzung von „In Nacht und Eis" soll nicht unerfüllt bleiben. Es ist der Verlagshandlung gelungen, die Berichte zweier Theilnehmer an der Expedition Nansens zu erwerben, eine willkommene Ergänzung der Mittheilungen des Leiters der Expedition. Die beiden auf den Tagebüchern ihrer Verfasser basierten Erzählungen wurden, reich mit Abbildungen ausgestattet, als Supplementband zu „In Nacht und Eis" veröffentlicht.

Bernhard Nordahl, der seine Erzählung der ganzen Drift der „Fram" unter dem Titel „Wir Framleute" zusammenfasst, war der Elektrotechniker an Bord der „Fram" und vertritt den Standpunkt der „Mannschaft" mit ebensoviel Geschick als Freimuth.

Lieutenant Hjalmar Johansen gehörte zunächst auch zur „Mannschaft", da er sich als Heizer hatte anwerben lassen, um überhaupt mitgenommen zu werden. In aller Munde ist jedoch sein Name, seit er Nansen auf der einzig dastehenden Schlittenreise begleitet hat. Was er auf dieser kühnen Fahrt erlebt hat, berichtet er getreulich in „Nansen und ich auf 86° 14'" (86 Grad 14 Minuten ist der höchste jemals erreichte Punkt auf dem Wege zum Nordpol, kaum 400 Kilometer von dem ersehnten Ziele entfernt).

Nordahl spricht es aus, dass unter den Framleuten keiner, auch Nansen nicht, von Fehlern frei war; er lässt aber auch deutlich erkennen, wie gerechtfertigt das Vertrauen der Mannschaft zu dem genialen Führer war. Er schreibt gewandt und versteht es, auch den Humor zur Geltung kommen zu lassen. Johansen entrollt in seinem Berichte eine wahre Robinsonade, die auch trotz Nansens Darstellung ihren vollen Zauber geltend macht. So bilden die Berichte eine nothwendige Ergänzung der Erzählung Nansens. V.

Goethes Beziehungen zu Steiermärkern. Von Franz Ilwof. (Graz. Leykam. 1898.)

Willkommene Berichte über den Verkehr Goethes mit Gräfin Lanthieri, den Grafen Wenzel von Purgstall, dem Freiherrn Josef von Hammer-Purgstall, dem Grafen Prokesch-Osten und dem „Kilian Brustfleck". Ferner Nachricht über den Besuch des Großherzogs Karl August von Weimar in Graz, im März 1815. M.

Die Zweige des deutschen Volkes in Mitteleuropa. Von Theodor Vernaleken. (Graz. Hans Wagner. 1898.)

In dem Vorworte dieser beachtenswerten Schrift heißt es:

„Das deutsche Volk wohnt nicht bloß im „Reiche", sondern auch rings herum in den Grenzländern. Die staatlichen Grenzen habe ich für meinen Zweck ganz unbeachtet gelassen, um so mehr ist die Sprache berücksichtigt und die Verwandtschaft mit den anderen Germanen berührt. Die Darstellung ist gemeinverständlich, kurz und bündig, und das wird den meisten Lesern willkommen sein. Zu Grunde liegen vieljährige Studien. Der Verfasser kennt seine norddeutsche Heimat (Westfalen), aber auch die Schweiz und andere Alpenländer, ihre Sprache und Eigenthümlichkeiten; am längsten hat er in Österreich gelebt, wo die Nationalitätshetze in der Blüte steht, indem slavischer Fanatismus die alte Ostmark unterwühlt und die Magyaren in Ungarn die Deutschen und andere Völkertheile bedrängen. Man wird sich darum nicht wundern, dass in unserer auf das Nationale gerichteten Zeit diese kleine Schrift in die Öffentlichkeit tritt. Allen, die zu unserem Volke halten und dessen Verzweigungen näher kennen lernen wollen, den alldeutsch Gesinnten und den Sprachvereinen, besonders aber denen, welche die deutsche Schuljugend mit den Zweigen unseres Volkes

bekannt zu machen haben, bietet der hochbetagte Verfaſſer deutſchen Gruß.

Graz i. d. Süd-Oſtmark im Frühlinge 1898.

Theodor Vernaleken."

„Der Unbeſiegbare." Ein Grundzug germaniſcher Weltanſchauung von Guido Liſt. (Wien. Cornelius Vetter. 1898.)

Dieſe Veröffentlichung Guido Liſts iſt als das Ergebnis ſeiner Mythenforſchung aufzufaſſen und bietet die reine Darſtellung des Gottheitsbegriffes, wie derſelbe ſeit Urtagen in der deutſchen Volksſeele wurzelt. V.

Aus Indien und Italien. Skizzen und Studien von Karl Graeſer. (Zürich. Th. Schröter. 1898.)

Dieſe Reiſeſkizzen haben mir ein paar ſehr vergnügliche Stunden bereitet. Obſchon großentheils heiter, entbehren ſie doch nicht eines ernſten und gehaltreichen Untergrundes, der anregend unterrichtet. Beſonders auch die launigen Beſchreibungen der Geſelligkeit auf dem Schiffe zu bemerken. Als drollige Zugabe bietet der Verfaſſer eine Art Märchen: „Das geheilte Kopfweh", welches der „Heimgarten" an anderer Stelle zu bringen in der Lage ſein wird. M

Biographien öſterreichiſcher Schulmänner. Als Beitrag zur Schulgeſchichte der letzten hundert Jahre. Herausgegeben von Franz Friſch. (Wien. A. Pichlers Witwe & Sohn. 1897.)

Ein Viertelhundert verdienſtvoller Pädagogen, wovon ein großer Theil heute noch lebt, wird in dieſem Buche charakteriſiert und warm gewürdigt. Wir nennen z. B. Friedrich Dittes, Joſef Lukas, Franz Bobies, Chriſtian Jeſſen und unſeren alten Theodor Vernaleken, der eine beſonders eingehende Schilderung ſeines Wirkens und Lebens erfährt. Für Schulmänner ein wertvolles Buch. M.

Büchereinlauf.

Eine aus der Geſellſchaft. Roman von M. Elsborn. Zwei Bände. (Dresden. E. Pierſon. 1898.)

Helene Pawlowna. Roman von Wilhelm Wolters. (Dresden. E. Pierſon. 1898.)

Der Henker von Nauplia. Erzählung aus dem griechiſchen Volksleben von Johann Chriſtoph Werner. (Leipzig. Dietrich'ſche Verlagsbuchhandlung. 1898.)

„Luſtig wohlauf!" Steieriſche Geſchichten von Adolf Frankl. (Ilz, Steiermark. Selbſtverlag des Verfaſſers. 1898.)

Die Armen im Fleiſche. Paradiesgeſchichten von Hans Seebach. (Linz a. D. E. Mareis. 1898.)

Neuheiten aus dem Verlage Adolf Bonz & Comp., Stuttgart:

Rachele Scarpa. Novelle von Ludwig Ganghofer. Illuſtriert von A. F. Seligmann.

Bergafyl. Eine Berchtesgadner Erzählung von Richard Voſs. Dritte Auflage.

Am Leben hin. Novellen und Skizzen von Rainer Maria Rilke.

Geſchichten eines Verſtorbenen. Nacherzählt von Karl Weitbrecht.

Neuheiten vom Verlagsmagazin, Zürich:

Waſſer-Ringe. Zeitgedichte eines Öſterreichers. Von Chillonins.

Emporgepeitſcht. Von P. R. O'Wickedone.

Poetiſche Stichproben von Schejtanul Ali.

Ein Tag.

Ein internationales Arbeiterſchutzamt. Von Theodor Curti.

Ein unechtes Index-Decret. Von Canonicus Aug. Rohling.

Blond und Schwarz. Ein Gedichtbuch von A. v. Sommerfeld.

Geſpräche mit Lord Byron. Von Thomas Medwin. Aus dem Engliſchen. Mit Einleitung, Anmerkungen, Namen- und Sachregiſter, herausgegeben von A. v. d. Linden. (Leipzig. H. Barsdorf. 1898.)

Die Fußſpuren des lebendigen Gottes in meinem Lebenswege. Von Otto Funke. Zweite Auflage. (Bremen. C. Ed. Müller. 1898.)

Chronik von Wien. Kurzgefaßte Geſchichte der Kaiſerſtadt an der Donau von der älteſten bis in die neueſte Zeit. Von Ferdinand Zöhrer. (Wien. Heinrich Kirſch. 1898.)

G. Freytags Karte des ſpaniſch-nordamerikaniſchen Kriegsſchauplatzes. (Wien. G. Freytag & Berndt.)

Plan der Kaiſerjubiläums-Ausſtellung, Wien 1898. (Wien. G. Freytag & Berndt.)

Öſterreichiſche Kaiſerjubiläums-Hymne. Worte von Herm. Cl. Koſel, componiert von Karl Pfleger. (Wien. Verlag des „Öſterr. Dichterbuch".)

Postkarten des „Heimgarten“.

Das vergessene Hamerling-Grab. Vor kurzem kam ein Hamburger nach Graz, in die Stadt Robert Hamerlings, wie er sagte, eigens um die Stätten zu besuchen, wo unser großer Dichter gelebt und gewirkt hat. Auf seinen Wunsch begleitete ich ihn auch auf den St. Leonharder Friedhof, zu Hamerlings Grab. Und da habe ich mich bis in die Seele hinein geschämt. Rechts und links wohlgepflegte Grabstätten mit schönen Denksteinen und geschmackvollen Einplankungen. Hamerlings Grab allein macht eine Ausnahme. Nur die treue Hand seiner Hinterbliebenen pflanzt und pflegt liebevoll Blumen auf dem heiligen Hügel des Unsterblichen. Ein Weiteres wäre Sache des Publicums. Auf der wie provisorisch hingelegten Steinplatte verlöscht die Schrift, das niedrige, korbartige Grabgitter ist verrostet und verbogen, das Ganze in einem Zustand, der meinem Hamburger einen Ausruf peinlicher Befremdung entlockte. — Ein einziger Jahreszins des bereits vorhandenen Denkmalsfondes würde genügen, um auf Hamerlings Grab einen halbwegs würdigen Denkstein zu setzen und die Stätte mit einem ordentlichen Eisengitter einzufrieden. Nach meiner Empfindung müsste allerdings ein künstlerisches Grabmal geschaffen werden, das unser Meister Brandstetter, der berufenste Hamerlingbildner, auf das allerbeste ausführen würde. Solange das Grab im gegenwärtigen Zustande bleibt, führe ich keinen Fremden mehr hinaus nach St. Leonhard.

Rosegger.

L. F., Graz: Wenn Sie das Sparen als eine Tugend erklären, werden sich heutzutage dafür nicht viele Anhänger finden. Machen Sie aber das Sparen zu einem Sporte, dann dürfte es bald in die Mode kommen. Der Sport gilt als etwas Vornehmes, und zwar um so vornehmer, je mehr Geld er kostet. Das Sparen kostet ja auch Geld, denn man muss es in die Sparcasse tragen. Wenn man sagen kann, dass der Sparer für den Verschwender spart, so kann man auch sagen, dass der Verschwender für den Sparer verschwendet. Denn je mehr Verschwender, desto höher der Zinsfuß.

K. A., Wien: Die Bezeichnung ihrer schönsten Straße, die Benennung „Ringstraße“, verdanken die Wiener Theodor Vernaleken. Man wollte sie anfangs „Boulevard“ taufen, da machte Vernaleken öffentlich darauf aufmerksam, dass es nicht wohl angehe, eine rings um die innere Stadt laufende freie Straße mit einem Worte zu bezeichnen, das eigentlich „Bollwerk“ heißt, zu „Boulevard“ verwelscht wurde und jetzt als fremdes, noch dazu unrichtiges Wort in eine deutsche Stadt übertragen werden sollte! Die gute und schöne Bezeichnung „Ring“ oder „Ringstraße“ hat sich seither auch in vielen anderen deutschen Städten eingebürgert.

J. L., Wien: Natürlich wäre es eine Lust, womöglich mit allen Herkömmlichkeiten und Vorurtheilen zu brechen und mit vorsichtigem Fuß einen neuen Steig zu treten durch die Wildnis, nur die eine Fackel in der Hand, die reale Erfahrung von gestern. Vermuthlich aber käme einer, der so anfienge, als ob er der erste wäre, in seinen Nachkommen genau wieder zu dem Endresultat von heute.

* Ein Ungar, der um seine Vermögensverhältnisse befragt worden, antwortete: „Hob Vorrath, hob Vorrath!“ Das war alles. Er hatte nichts, als ein — Fahrrad.

W. W., Graz: Bei Kunst und Weibern handelt es sich nicht darum, dass man sie versteht, sondern dass sie einem gefallen.

M. M., Berchtesgaden:

Frauenlieb mit Männerkraft gesellt
Baut ein Welt.

* Von Mai bis October lautet die Adresse Peter Roseggers: Krieglach, Steiermark. Alle geschäftlichen Briefschaften, die den „Heimgarten“ betreffen, sind zu richten an die Verlagshandlung „Leykam“ in Graz, Stempfergasse 4.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Erdsegen.

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.

Herausgegeben von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Am vierzigsten Sonntage.

Meine Sonntagsbriefe fiengen an, Dir sehr weh zu thun, schreibst Du. Siehe, das freut mich. Ich wünsche Dir kein anderes Leid, als das Mitleid. Dass Du mit uns Mitleid hast, thut mir wohl.

Die heutigen Mittheilungen werden auch gerade keine Frohbotschaften sein, obschon der Herbsthimmel über uns sonnig blau ist und aus der Erde ein frisches Frühjahrsgrün sprießt. — Dieser junge dumme Mensch! Er bleibt verschollen. Wir vermutheten schon, dass er nach Laibach gereist sein könnte, um seinen Bruder von der Strafe loszubitten. Wenn es sein könnte, er würde selber für den Valentin einspringen; es ist eine verzehrende Leidenschaft in seiner Liebe, wie in seinem Hasse. Der Soldat hat übrigens einen Brief geschrieben, bei dem die Hausmutter vor Freude in die Hände geklatscht hat, wie ein alter Drescher auf dem Tanzboden. In Berücksichtigung der besonderen Umstände, die wir dem Herrn Obersten bittweise auseinandergesetzt hatten, habe es mit achtundvierzig Stunden Stockhaus sein Bewenden gehabt. Diesen Obersten — und wäre sein

Schnurrbart noch so spießig — möchte ich Dir abküssen wie ein Kirchweihtanzmädel!

Apropos, Mädel! Mein Mädel! Das heißt, unseres! Das heißt seines, des Lehrers Mädel! Es ist aus dem Bette, aus der Kammer. Es zieht bereits Rüben aus der Erde und hat sogar schon wieder einmal gelacht. Am vorigen Mittwoch, als wir abends um den Herd herumsitzen und von den eingebrachten Rüben das Kraut wegschneiden, zündet die Barbel den Leuchtspan an. Dabei fällt ihr ein Fünklein auf die Hand. „Auwehtschl!" ruft sie aus und thut ein helles Lachen. Es war um sechs Uhr zwanzig Minuten. Wie Osterglockenklingen ist es durchs ganze Haus gegangen, dieses Lachen. Groß gewundert hätte es mich nicht, wenn der Adam davon wach geworden wär' in seinem tiefen Bette. — Wenn er dazumal dieses Lachen von ihr hätte hören können, er würde freilich heute noch leben. Sogar dem dummen Jungen wollte ich es gewünscht haben. Dieses Menschenlerchengetriller möchte doch wohl imstande sein, ihn wieder herbeizulocken zum heimatlichen Herde. Was hat er's Noth, mit der Flinte in den Wäldern umzustreichen, wenn daheim die Barbel lacht? — Und *wann* hat sie gelacht? Und weshalb? Weil ihr der heiße Funke ans Fleisch flog. Die muss ein curioses Feuer ausgestanden haben, wenn sie ein Leuchtspanfunke bloß lachen macht!

Noch in der Nacht bin ich hinabgegangen ins Schulhaus und habe ans Fenster getrommelt.

„Was ist denn los?" ruft der Guido schlaftrunken.

„Die Barbel hat gelacht!"

Da ist er aufgestanden, hat mich hineingelassen und haben uns zum Kerzenlicht gesetzt an den Tisch.

Dann sage ich: „Will man die Weibsbilder schon nicht freien, wenn sie weinen, so muss man sie freien, wenn sie lachen."

„Nun ja", antwortet er, „bestimmen wir gleich den Tag. Alles andere ist schon in Ordnung. Du weißt ja, wie es steht."

„So sollst auch du es von meiner Seite wissen", sage ich. „Ändern wirds hoffentlich nichts an dir, wenn du erfährst, dass ich die Wette auf dem Processwege werde suchen müssen."

„Deine Wette mit dem Stein? Einen Process? Hans, den verlierst du!"

„Dann, Winter, erlebst auch du in diesem Jahre noch deinen Hagelschlag."

„Ha, ha!" lacht er, „gegen Hagelschläge ist ein Schullehrer aufs beste versichert."

„Mit der Ausstattung wird's hapern. Ja, Freund, wo nichts ist, da hat nicht bloß der Kaiser das Recht verloren, sondern auch —"

„Vorstrecken kannst du mir nichts!" unterbricht er mich. „Das wird sauer werden, Teufel noch einmal."

„Daſs du dich am Ende beſinnſt, Guido!“

Er geht in ſeinem Nachtkleide die Stube auf und ab: „Das wird ſauer werden!“

„Daſs du ſie wieder vertröſteſt! — Ich möchte es nicht erleben! Wenn du mir jetzt ihr Lachen unterbrichſt!“

Die Kerze iſt zum Rande. Er zündet keine neue an, denn es iſt keine mehr im Hauſe. Dieweilen der Dochtreſt noch glimmt im Leuchter, wandelt er über den Fußboden hin und wieder, und hadert, warum gerade er das biſſel Erbſünde ſo hart büßen müſſe!

Sage ich: „Der Strick ſchneidet gerade dem am tiefſten ins Fleiſch, der ſich am meiſten dagegen ſträubt. Warum du dich gar ſo ſehr fürchteſt vor dem Schweiß des Angeſichtes, wie er ſich für einen ordentlichen Erbſünder gehört! Nimm doch ein Stück vom Adamshauſer Grund und baue Kartoffeln!“

Steht er ſtill und ſagt: „Du haſt recht, wenn ich's in meinem jetzigen Fache nicht weiter bringe, ſo baue ich Kohl und Kartoffeln. Dabei iſt noch niemand verhungert. — Sie kann's ſchon, und ich werde es lernen.“

„D a s ſtimmt, Lehrer, d a s ſtimmt. Ich hätte dich ja doch erwürgt, wenn du mir das Mädchen ſitzen ließeſt.“

Nun wird er neuerdings nachdenklich und meint, er wäre wohl ſehr ſonderbar dran. „Will ich nicht, ſo würgeſt du, und will ich, ſo würgt ein anderer.“

„Ein anderer, wie meinſt du das?“

„Dann müſste ich noch einmal Licht machen“, ſagt er. „Denn im Dunkeln iſt's unheimlich, von ſolchen Sachen zu ſprechen. Ich wollte es eigentlich für mich behalten. Doch weil wir ſchon ſo weit ſind. Weiterſagen ſollſt es nicht, denn es kann mich getäuſcht haben. Es kann ein anderer geweſen ſein. — Er ſoll ja dem Bruder nach ſein, ſagt ihr.“

„Sprichſt du vom Rocherl?“

„Geſtern abends iſt er mir eben im Edelbrand begegnet, nicht weit vom ſteinernen Thörl. Schon dunkel iſt's geworden, er glaubt, ich hätte ihn nicht bemerkt und duckt ſich hinter einen Stein. An der Handſchlinge habe ich ihn erkannt. Mit der andern Hand umſpannt er ein Schuſsgewehr. — Rocherl! rufe ich ihn an, biſt du es? Was macheſt denn da? — Ei nichts, antwortet er, auf wen warten thu' ich. — Wo die daheim dich mit Schmerzen ſuchen, da auf wen warten? — Ja, ſagt er, auf einen Schurken, der das arme Mädel hat ins Verderben gebracht. — Jetzt merke ich, woran es iſt. Rocherl, rufe ich entſetzt über den Wahnſinnigen, den du meinſt, der wird ja wiſſen, was er zu thun hat. — Er ſoll ſie nit haben! ſtoßt er hervor, hebt den Gewehrlauf an den Stein, zielt gegen mich und taſtet nach dem Hahn.“

„Geschossen hat er?“

„Nein. Die Kugel steckt noch im Rohr. Das alte Schloss hat versagt.“ —

Ja, mein lieber Philosoph, das sind Geschichten!

Ich wollte den Burschen vertheidigen. Er sei aufs äußerste entrüstet über das lange Säumen des Verpflichteten. Es hätte ja thatsächlich immer wieder den Anschein, der wolle auskneifen. Dann wäre der faustische Valentin ganz an rechter Stelle.

Darauf hat Guido geantwortet: „Wer diesen Jungen kennt, glaubt es nicht, was du eben gesagt hast. Wenn der nach dem Verlobten seiner Schwester schießt, so ist es nicht Ritterlichkeit. Eifersucht ist es!“

Ich stutzte. Also auch der Lehrer hat den Argwohn.

„Ich fürchte mich ja nicht“, rief Guido, „ich will mich nur nicht zwingen lassen.“

„Wie das auch sei, Mensch, du gehörst zu ihr. Also schau dazu.“

Er redet noch so hin und her. Das Allerseelenfest soll vorüber gehen, und dann soll halt die Hochzeit sein. Der 14. November ist bestimmt worden.

Bei dieser Gelegenheit will ich Dir vom Lehrer noch ein flottes Stücklein erzählen. Man muss ja doch Stimmung machen für den Mann, jetzt vor der Hochzeit.

Gestern war's. Während der Schulstunden hat sich ein vagabundierender Handwerksbursche in das Wohnzimmer des Lehrers geschlichen und ein Paar Schuhe gestohlen. Bei der Bachbrücke unten, während er sie an seine Füße thun will, ist er schon aufgegriffen worden. Noch keck war der Kerl.

„Was wollt's denn?“ sagte er, „glaubt's leicht, unsereiner mag im kalten Reif und Schnee barfuß umsteigen, wenn jetzt der Winter kommt! Dieweil der Herr ein überflüssiges Paar unter seinem Bette stehen hat! Soll zusperren die Thür, wenn er will, dass ihm nichts gestohlen wird. Ist eine Schlamperei, das. Ich bin eh noch gut gewesen. Ein anderer hätt' auch den Wettermantel mitgenommen. Hätt' mir auch wohlgethan. Na, denk' ich, das nit, stehlen thust nit. Nur das Paar Schuh nimmst mit. Das wird etwan doch nix Schlechtes sein, wenn er sie nit braucht.“

„Wissen Sie was“, sagte hierauf der Lehrer, „die Schuhe sollen Sie haben. Müssen mir dafür aber eine Fuhr Brennholz klieben.“

„Schmutzian!“ knurrte der Vagabund und wirft ihm die Schuhe vor die Füße: Da hat Er seinen Dreck! Thut eh schon die Goschen auf, der eine.“

Wer im Gebirge die Polizei rufen wollte, den würde das Echo ausspotten. Deshalb hat der Lehrer den alten Gauch bei den Ohren genommen und so wacker geschüttelt, dass das Zähneklappern bis zum Wirts-

haus hinauf gehört worden war. Das hat den Vagabunden aber noch lange nicht um seinen Humor gebracht. Bevor er davonlief, hat er sich beide Hände an die Ohren gehalten: „Die Hörwascheln wären jetzt freilich heiß, aber die Zehen frieren."

Darauf hat der Lehrer die Schuhe dem frierenden armen Teufel nachgeworfen. Hoffentlich reut es ihn nicht, wenn er sich sein nun einziges Paar an den Füßen blank wichsen muss.

In der Schule ist der Lehrer seiner Sache sehr sicher, da macht er's weder sich noch den Kindern zur Qual. Die Kleinen lässt er A, B, C sagen und Wörter lesen, und auswendige Sprüchlein herbeten. Nach dem Inhalt wird nicht viel gefragt, das hält zu lange auf. Die Eltern fragen ja auch nicht, was das Wort bedeutet, sie sind's zufrieden, wenn's der Schüler flüssig lesen kann. Recht lesen ist gut, aber schnell lesen ist besser, denken sie, weil sich das fein anhört und nicht viel Zeit kostet. Beim Ausfragen weiß fast jeder Schüler flink Antwort. „Wie viel ist zweimal sieben? frägt der Lehrer. — Zweimal sieben ist — ist — ist —" stottert der Schüler. Der Lehrer hilft nach: „Ist vierz . . . —" „Ist vierzehn!" — „Brav, Michel, das geht ja ganz gut." Und so kommen sie glatt über den Stoff hinweg. Zum Wiedervergessenwerden ist's gut genug gemacht, denkt sich der Winter, und im nächsten Jahre würde es schon besser gehen. Nach der Schule, am Waldrain, wenn der Lehrer ein Hummelnest besichtigt oder ein zuckendes Fröschlein in die Hand nimmt, da stehen sie um ihn herum im engen Kreise und schauen was er macht und hören, was er sagt und merken sich alles. Aber ob bei der Schulprüfung der Herr Inspector fragen wird, wie weit am Waldrain die gelbgefleckten Molche ihre Mäuler aufthun oder wie die Eichhörnchen ihre Nester bauen, das möchte ich doch zu bedenken geben. Manchmal bestellt der Lehrer den Vorgeschrittensten der Classe zum Schulhalten, dieweilen er selbst im Stübel seine Schuhe nagelt oder losgelöste Knöpfe an den Rock näht, und wenn sie die Rechnungsaufgaben richtig gemacht haben, dann dürfen sie nach der Schule mit ihm Käfer suchen gehen. Freilich machen sie die Aufgaben gut, weil sie einer vom andern abschreibt. Wozu soll denn jeder extra noch für sich das Pulver erfinden, wenn's der eine schon erfunden hat! Er sieht die Rechnungen auch weiter nicht durch, Pedanterie ist nie sein Fehler gewesen, und nach den Schulstunden ist er selbst immer der froheste. — Das Beste an allem ist, dass die Kinder dem Lehrer sehr zugethan sind und er in Sachen des Betragens und Bravseins auf sie Einfluss hat. Es ist noch keine Sittlichkeitsklage vorgekommen. Alles andere wird sich schon geben. Rechnen lernt der Mensch erst, wenn es sich nicht mehr um Ziffern und Fleißzetteln handelt, sondern um wahrhaftige Kornmetzen, Holzmeter, Gulden und Kreuzer. Und anderseits, meint der Winter,

könne es dem besten Mathematiker passieren, dass er sich im Leben manchmal verrechnet.

Ich kenne auch jemanden, der gut lesen, schreiben und rechnen kann und doch bis heute nicht weiß, woran er ist. Dieser jemand *las* in seinen Augen, *verschrieb* ihm das Herz und *rechnete* auf Treue.

Im Ganzen, muss ich Dir gestehen, kennt man sich nicht aus. Manchmal kommt mir vor, der gute Kerl hätte zwei Seiten, so wie Krämerloden, eine rauhe und eine glatte, auf der einen strammer Moralist, und wendet man ihn: Bruder Liederlich.

Was nur die Barbel mit ihm machen wird? Oder er aus ihr?

* * *

Am einundvierzigsten Sonntage.

Die Einlage Deines Schreibens vom 2. d. M. hat mich nicht wenig überrascht. Nein, so war's nicht gemeint. Am Ende bedarf ich auch jetzt noch Deines lieben Zuspruches mehr, als des Geldes, obschon diese materialistische Anwandlung Deiner Philosophie sich im Grunde gar nicht so übel macht. Zurückzahlen kann ich Dir den Betrag nur durch einen Wechsel. Durch einen Schicksalswechsel. Vom Bauernknecht hast schlechterdings nichts zu erwarten. Diese Kerle zahlen nicht. Wenn der Journalist oder der Schriftsteller nicht creditfähiger sein sollte! — Ich will ja groß niedersteigen vom Berge des Adamshauses, zu Euch, mit einem Buckelkorb voll Geistesdünger, und eine literarische Wirtschaft anfangen. Ganz frischen, sehr kräftig duftenden Naturalismus bringe ich mit hinab. Und sollte auch Idealismus dabei sein, so wird er den handelnden Personen angehören, und nicht dem Verfasser. Das heißt, in meinen Romanen sollen die Idealisten als solche sehr naturalistisch geschildert werden. Damit kann jede Literaturrichtung zufrieden sein, und der Gläubiger hoffentlich auch.

Nun wisse aber auch, guter Freund, dass ich mit Deinem Hundertguldenschein in großer Verlegenheit war. In der hiesigen Bauernschaft hat ihn niemand zerlegen können, nicht einmal der Hoisendorfer Kirchenwirt, trotz seines Trühleins voll Scheidemünzen. Erst aus Ruppertstein ist Hilfe gekommen. Da fiel mir jener Goldklumpen in der Wüste ein und dass eine Kornähre mehr wert ist, als der schönste nagelneue Tausendguldenschein. Bargeld wird erst Wert, wenn Erdsegen dazukommt.

Dein Anerbieten, dass Du Dich nach den gegenwärtigen Verhältnissen der „Continental-Post" erkundigen willst, besonders, wie es mit dem Zeugen Freibergel steht, nehme ich mit großem Danke zur Kenntnis. Frage doch auch nach, wie es dem Siegwart Mayer in der Nervenklinik geht. Entsinnt sich dieser noch auf den Fall, dann hielte ich die Geschichte jedenfalls für gewonnen. Übrigens ist es mir undenkbar, dass Doctor

Stein auskneifen könnte. Wettschuld ist Spielschuld, und Spielschuld ist Ehrensache. Die einzige Ehrensache, auf die gewisse Leute noch etwas halten.

Und nun wieder zu meinen Berichten.

Der schreckliche Rocherl war immer noch in Verstoß. Der Hausmutter wurde nahe gelegt, seinen Verlust auf den Kanzeln verkünden zu lassen. Sie will aber die Schmach eines durchgegangenen Kindes nicht an die große Glocke hängen lassen. Wir haben ihn ja eigentlich schon fast einmal gehabt. Am vorigen Mittwoch hat uns der Jäger Konrad sagen lassen, dass der Rocherl sich in der Legwindhütte aufhalte. Das ist keine erfreuliche Nachricht, so froh man auch über die gefundene Spur sein muss. Die Legwindhütte im Fuchsgraben ist eine abgekommene Almwirtschaft, in der sich gerne allerlei Gesindel aufhält. Landstreicher, Wilddiebe, neuestens sogar verrufene Weibsbilder, will unser Gemeindevorstand wissen. Von Zeit zu Zeit räumen Gendarmen das Nest, aber allmählich füllt es sich wieder mit zweifelhaften Leuten, die bei der alten Legwindhütterin Zuflucht suchen, dort ihre Kartoffeln braten und ihr für den Unterstand manchen Bissen zubringen. Was den dummen Jungen bestimmen soll, gerade in dieser Höhle zu hocken?

Nun, so sind wir am letzten Donnerstage ausgezogen zum Fange. Die Hausmutter, die Barbel und ich. Die Barbel wollte anfangs nicht mit. Sie scheint schon zu wissen, dass der Rocherl sich jetzt sozusagen auf Menschenwild-Jägerei verlegt. Sie spricht von ihm, wie von einem lieben Kranken. Und zu mir hat sie die Bemerkung gethan: „Mein Gott, man weiß gar nicht, was es manchmal für ein Glück ist, wenn liebe Leute sterben. Hätte ihn der Jäger damals anders getroffen, so hätte ich jetzt einen Bruder im Himmel."

Es war das härteste Wort, das ich je von dem Mädel gehört habe. Die Mutter hat sie gleich derb zurechtgewiesen: „Red' nur du nit! Ich hätt' meine Tochter auch lieber als Jungfrau im Himmel —."

Da muss man sich ins Mittel legen. Ist der stets beschwichtigende Adam-Vater nicht mehr da, so muss ein anderer dran.

„Das wäre nicht schlecht!" sage ich. „Böse Red' darüber, weil im Himmel die Engel sind und auf Erden die Menschen."

Wie mich auf dieses Wort das Mädel dankbar anblickt!

Gott, hat die ein Augenlicht!

Darauf habe ich mich kühn auf den Evangelisten gespielt, der Herr habe mehr Freude an einem wiedergefundenen Schafe, als an neunundneunzig nie verlorenen. Und darum wollten wir getrost ausziehen, das verlorene zu suchen.

Dann sind wir hineingegangen über die Almen und hinten hinab in den Fuchsgraben. Die Hausmutter war sehr kriegerisch gestimmt; von

ihrem Stecken ſchien ſie etwas zu erwarten, den ſie bei jedem Schritte feſt in den Boden ſtieß. Die Barbel aber meinte doch, daſs man mit Stecken keine verlaufenen Schafe locke; als wir der Legwindhütte nahe kamen, ſagte ſie: „Gelt, Mutter, wir wollen recht gut mit ihm ſein, wenn wir ihn finden.“

„Den Stecken ſchlag' ich heut' mitten ab!“ rief die Hausmutter und ſchwang ihren Haſelſtab. „Über wen, das werden wir ſchon noch ſehen. Verführt iſt er worden!“

Wir kommen in die Schlucht hinab. Die Büſche gilben, aber die Blätter hängen noch an den Zweigen. Den Fuchsgraben hat das Hagelwetter verſchont, es hätte ſich wohl kaum ausgezahlt, hier über Haſel- und wilde Beerenſträucher den kalten Zorn des Himmels niederzuſchleudern. Die Hänge ſind mit Brombeerſtrauchgewinden überſponnen, darin kriechen einzelne Geſtalten umher und halten Mittagsmahl bei den dorrenden Früchten. An der Felswand lehnt die Legwindhütte, aus braunen Steinen roh gemauert; der bindende Mörtel iſt ſchon aus den Fugen geſchwemmt. An Thür- und Fenſterſtöcken hat der Regen die ſchiefergrauen Holzfaſern bloßgeſpült, die Fenſterſcheiben beſtehen theils aus verblindetem Glaſe, theils aus Papier, theils aus Lappenballen. Die Dachbretter ſind mit Steinen beſchwert. Daneben, mit zerzausten Strohſchauben geflickt, eine Art Ziegen- oder Schweineſtall. Das ganze iſt mit Sauerampfern, Brenneſſeln und unſauberen Dingen umwuchert. Da haſt Du die Herrlichkeit, die in jedem Salon hängen kann — auf der Leinwand. Am Bache, der in der ſteinigen Schlucht niederrauſcht, kniet die alte Hexe und ſchwemmt eine blaue Männerhoſe durch. Ich trete zu ihr, ſchüttle ſie an der ſpitzen Schulter und ſchreie zur Wette mit dem Waſſer, wo der Adamshauſer-Sohn wäre? Sie glotzt mich dumm an, ſie ſei die Legwindhütterin und wiſſe nichts von einem Adamshauſer-Sohn.

„Aber ſie wäſcht ja gerade ſeine Barchenthoſe!“ ſagt die Barbel.

Dann iſt er im Neſte. Wir dringen in die Hütte. An dem ſchrillen Winſeln der roſtigen Thürbänder erkenne ich die kluge Wachſamkeit der Unterſtandgeberin. In der dumpfmürfelnden Stube iſt mein erſtes, daſs ich mir den Kopf an den Trambaum ſtoße. Die Beine verſtricken ſich in Stroh, das auf dem Boden wüſt herum liegt und ſtellenweiſe mit alten Kleidungsſtücken bedeckt iſt. Auf dem wurmſtichigen Tiſche liegt ein abgegriffenes Kartenſpiel und ſtehen geleerte Schnapsgläschen, in denen Fliegen kleben. Am rußigen Kachelofen hängen naſſe Hemdenreſte. Zu ſehen iſt niemand. Wir treten in die Küche, wobei die Barbel ängſtlich meinen Arm umfaſst, denn es iſt dunkel, und die morſchen Fußdielen wanken unter den Tritten. Nach faulen Rüben riecht es, und in der gloſenden Herdglut liegen halbverkohlte Kartoffeln. Auch hier niemand vorhanden. Dann ſteige ich die Sproſſelleiter hinauf in das

Dachgelaſs. Dort, im Heu vergraben, liegt einer, ich ſehe nur das ſchwarze zottige Haupthaar. Bald hebt er ſich und brüllt: „Wer iſt da?“

„Das frage ich!“ meine Antwort.

Er richtet ſich aus dem Wuſte hervor: „Das fragſt du? Gut, ſchöner Herr, du ſollſt es hören. Aber komm mir nit in die Nähe. Es iſt ungeſund, da heroben. Ich bin ein Doppelter, wenn du es wiſſen willſt. Der baieriſche Hieſel und der Schinder-Hans.“

„Ah, guten Morgen, meine Herren!“ lache ich. „Dann iſt wohl einer von euch beiden ſo gut, mir zu ſagen, ob nicht noch ein dritter da iſt, der ſich Rochus Weiler nennt.“

„Weiß nix“, antwortet die Stimme.

„So weiß es vielleicht der andere.“

„Weiß auch nix“, antwortet dieſelbe Stimme. Nun merke ich, es iſt ja überhaupt nur einer da.

„Er trägt eine Hand in der Binde“, erkläre ich.

„So, den Einhandel meint der Herr. „Kann nit weit ſein, weil ſeine Pfeife dort iſt.“

Seine Pfeife, das war unſere alte Flinte, die wahrhaftig im Dachwinkel lehnte. Weil wir drinnen und draußen keinen Rocherl vorfanden, ſo habe ich die Flinte auseinandergethan und zu mir geſteckt.

Oberhalb der Hütte auf dem Moosfilz haben wir uns niedergeſetzt, haben gewartet bis in den ſpäten Abend. Mancher arme Schelm iſt aus Strupp und Kraut herbeigekommen zur Hütte. Hinein und wieder heraus und träge an ihr herumgeſchlichen. Der Rocherl war nicht zu ſehen. Unverrichteter Sache ſind wir nach Hauſe gekommen um Mitternacht.

„Weil wir nur das haben“, ſagte die Barbel, als ich die alte Flinte an ihren Nagel hieng. Im Vorhauſe war es ganz finſter. Als wir auseinandergehend uns Gute Nacht ſagten, taſtete ſie nach meiner Hand und ſprach: „Ich danke dir, Hanſel, daſs du mit uns gegangen biſt.“ — Und ſo weich und warm ſind ihre Finger gelegen einen kurzen Augenblick auf meinem Gelenke.

Philoſoph, Philoſoph! Das Mädel wird lebendig!

* * *

Am zweiundvierzigſten Sonntage.

Himmliſch iſt es geworden auf den Bergen, jetzt auf einmal wieder! Wie unvergleichlich ſchöner iſt der ſtille, klare beſtändige Herbſt, als der launiſche, ſpringende, ſchlagende und ſtechende Frühling — die Flegeljahre der Natur. Könnte ich es Dir zeigen, wie jetzt die Buchen und Kirſchbäume in purpurnem Roth, die Ahorne und Lärchen in leuchtendem Golde ſtehen und die weiten Fichtenwaldungen in ſchwarzblauenden Tinten dämmern! In den Wieſenthälern ſchimmert der ſilberne Reif, und auf

allen Höhen Sonnenschein, Sonnenschein! Der ganze Almgai ein bunter Strauß unter dem Glassturz des krystallklaren Himmels. — Mensch, ich habe nicht umsonst gefürchtet, poetisch zu werden, bevor dies Jahr zu Ende geht. Oder ist meine Sehkraft schärfer geworden, dass auf den grünen Almen die Sennhütten wie weiße Eierchen glänzen, dass im fernen Felsgebirge jede Runse, jedes Riff, jede Sandhalde und jeder Schneefleck so deutlich und klar geworden ist, als läge das weite Luftmeer gar nimmer dazwischen. Ein kühler Berghauch bringt mir den Duft der Cyklamen, Gentianen und des feuchten Erdreichs.

Und in dieser neuen Schönheit ist das alte Leid. Wie mag sonst das Treiben des Herbstes hier sein? Die Felder und Gärten besäet mit heiteren Menschen, deren Stimmen erntefroh von Berg zu Berg klingen, den Vogelsang des Frühjahres reichlich ersetzend. Und in diesem Jahre? Alles todt, alles schweigend. Nur da und dort knallt ein Hirte mit der Peitsche, aber nicht aus Lust, sondern aus Unmuth, weil die Rinderherde ruhelos Gras suchend auf dem frostversengten Rasen unstet herum gehen und immer über die Berainung hinaus will. Sonst haben sich auf freiem Anger herlebige Burschen zusammengefunden zum Singen, Ringen und anderer Kurzweil. Dies Jahr streichen sie zu einzeln mürrisch umher, sinnend und grübelnd, wohin sie nur ihr thätiges begehrendes Wesen wenden sollen, wenn es in den heimatlichen Bergen nicht mehr zu leben ist. Und in den Gräben rauscht und rauscht immerwährend das Wasser, gleichsam im Traume lallend: Der ewige Herr im Bergland bin ich. Ich meißle den Fels und bröckle ihn ab. Ich baue die Alpen und reiße sie ein und trage sie dahin. Deine Felder und Häuser schwemme ich davon, o Mensch, und auch deine Gräber. . . .

Und da, mein Freund, kommt es mir in den Sinn, ob diejenigen nicht doch am Ende recht haben, die den Menschen lostrennen wollen von der Gebirgsscholle, dass er sich in der weiten Welt eine wirtlichere Statt suche und gründe. — Nein, nein, die altständige Menschennatur stemmt sich dagegen, an nichts hängt sie so fest, als an der Heimat. Und im Gebirge stehen die Geschlechter am längsten. Das Bauernthum steht nirgends so tief gegründet als in den Bergen. Wenn dieser Grund bricht, was soll dann noch halten? Können im Nomadenthum alle Keime des Adamsgeschlechtes sich so reich und edel entwickeln, als in der Bodenständigkeit? Woher stammt unsere Cultur? Wo hat sie ihren Sitz, an alten, festen Stätten, oder auf der Straße? Industrie und Handel bauen, über Nacht Städte, die auch wieder über Nacht zerfallen. Sie bauen nur Zelte. Das Bauernthum, dieser Granit der Menschheit, baut Häuser, und aus diesen Häusern sind immer wieder, eine reiche überschüssige Kraft, diejenigen hervorgegangen, die da Burgen, Schlösser und Kirchen gegründet haben, und solche Städte, die jahrhundertelang wachsen, jahr-

hundertelang eine Blüte der Menschheit sind und jahrhundertelang brauchen, bis sie zerfallen. Und das Patrizierthum, aus welchem sich Zucht, Gehorsam, Würde, Kraft, Treue, Vaterlandsliebe und gesellige Sitte organisch entwickelt hatte, wodurch soll es neu nachgefrischt und ersetzt werden? Es wird hinfällig sein, wenn die Bodenständigkeit aufhört, wenn der Bauer — sei es durch Unwetter und Bergwässer, sei es durch sociale Mächte — fortgeschwemmt wird von seiner Scholle.

Du weißt es, Freund, dass ich vor einem Jahre noch vom Bauernthum vielfach gesprochen habe wie ein Blinder von der Farbe. Ich liebte es wie eine Idylle von Salomon Geßner. Heute liebe ich es, wie die Odyssee! In diesem Stande, mein Alfred, ist neben finsteren Gewalten eine Opferwilligkeit und eine stilldulдende Liebe, die ans Heldenhafte grenzt. Es ist in ihm eine Kraft und eine Geistesthätigkeit, von der die Hochmuthspinsel im Frack keine Ahnung haben. Und wenn ich auf dieser Welt je ein Glück glauben könnte, ich würde es suchen und versuchen fern von der rasenden Welt im Frieden eines ländlichen Hauses, inmitten der ewigherrschenden Natur, die mich belebt, beschäftigt und ernährt, die man selbst in ihrem Grimme noch anbeten und lieben muss. — Und in dieser Erkenntnis habe ich mir vorgenommen, meinen armen Adamsleuten beizustehen, dass sie sich so lange als möglich auf ihrer alten Heimstatt halten können. Welch ein Elend auch hier sein mag, besonders wie in diesen Tagen, immer noch besser, als in der Fremde unstet sein und wehrlos vom wilden Zeitgeiste hingerissen zu werden. Herrgott, wenn ich mir da draußen in den schwankenden Weiten meine alte Hausmutter denke! Oder mein treuherziges Mädel! — Wird mir doch schon ganz taumelig, wenn ich mir sie vorstelle als Lehrersfrau, mit Kind und Kegel von einem Schulhause zum andern wandernd. Ist es denn wirklich so großartig gut und klug, wenn man diese zwei Leute zusammenkuppelt für alle Tage, bloß weil sie sich einmal ein wenig lieb gehabt haben? —

Nun wieder an die Arbeit. Wollte Dir noch vom Fichtenbaume erzählen, an dem mein Bauernknechtthum eigentlich nun ganz plötzlich gescheitert ist. Nämlich!

Die Zeit des Streumachens ist da, um den Stallbewohnern für den Winter einen grünen Teppich zu schaffen, der dann allwöchentlich einmal erneuert werden muss. Das Stroh wird hier nicht zur Streu benützt, auch wenn eins vorhanden ist, sondern mit Heu vermischt gefüttert. Waldmoos und Heidekraut will man den Baumwurzeln nicht rauben. Da gibt der Baum noch lieber seine grünen Äste zur Stallstreu, als seine schützende Wurzeldecke. So kommt von acht zu acht Jahren der Bauer mit der Axt, steigt an dem Baumstamme empor und hackt die längsten und buschigsten Äste herab als Winterstreu für den Stall; die zarten Äste und jungen Zweige, sowie den Wipfel läßt er dran, damit soll sich der

ſchwerverwundete Baum wieder erholen fürs nächſtemal. Das iſt nun eine ganz abſcheuliche Einrichtung, allein der Bauer im Almgai behauptet, er wiſſe anderswie keine Stallſtreu, oder mit anderer Streu keinen richtigen Dünger zu erzielen. Ich machte dagegen theoretiſche Einwendungen, die Hausmutter ſtützte ſich auf Erfahrungen und ſchickte mich hinaus in den Wald. Da hätte ich nun ein Paar ſcharfzackige Steigeiſen an meine Füße ſchnallen ſollen, hätte die Axt rückwärts in den Gürtel ſtecken und den Baum hinaufklettern ſollen, wie eine Eichkatze, bis zum Wipfel.

Im vorigen Jahre waren noch drei vorhanden geweſen, die das Reiſig von den Bäumen ſchneitelten, der Vater Adam, der Valentin und der Rocherl. Das Mädel ſammelte die gefallenen Äſte in Büſcheln, die Hausmutter kam mit Ochſen und Karren, um das „Graß“ in den Hof zu führen, wo es nachher klein gehackt und in Stößen unter Dach geſchichtet wurde für den Gebrauch im Winter. Die beiden Burſchen ſollen hoch auf den Bäumen geſungen und gejauchzt haben und ſich geſchaukelt, und im Schaukeln ſogar von einem Wipfel zum andern geſprungen ſein, voll Übermuth. — Heute? heute ſteht ein einziger da — kann nicht jauchzen und kann nicht ſchneiteln. Das Äſteherabhacken wäre freilich keine Kunſt, aber das Hinaufſteigen! Die Hausmutter ſelbſt hat mir die Steigeiſen angeſchnallt, die Barbel hat mich im Klettern unterwieſen, wie man mit den ſcharfen Eiſenzacken hoch an dem Stamme weit feſter ſtehe, als in gewöhnlichen Schuhen auf dem Erdboden, wie man mit dem einen Arm den Stamm umſchlinge, als hätte man ihn ſehr lieb, und mit dem andern Arm die Äſte abhacke, daſs ſie luſtig niederrauſchen. — Und ich? Menſuren habe ich geſchlagen, und in der Armee wird man auch nicht gerade für allzugroße Furchtſamkeit abgerichtet. Alſo friſch an! Aber wie hoch? Als es ſo weit war, wo der Baum mit mir ſachte zu ſchaukeln begann, wo der Stamm bei jedem Hieb zuckte, als wollte er mich abſchütteln und ſich wie eine Schlange unter mir bog, juſt wie zum Brechen, da — war der Feigling fertig. Die Glieder huben mir an zu zittern, der Wald begann zu kreiſen — raſch muſste ich bodenwärts.

„Mein Gott!“ ſagte die alte Hausmutter, „wenn unſereins das dumme Weibergewand nit hätt, mit dem man überall hängen bleibt, mich däucht, ich wollt' ſelber hinauf.“

Du kannſt Dir denken, wie anmuthig ich dageſtanden bin. „'s iſt mir juſt das Blut ſo zu Kopf geſtiegen“, ſagte ich, bloß um etwas zu ſagen.

„Bis du's noch einmal probierſt, wird's ſchon gehen“, redete mir die Hausmutter zu, „anfangs iſt einer, der's nit gewohnt, halt ein biſſel ſchwindelig.“

„Mutter!“ ſagt jetzt das Mädel, „den Hanſel laſſen wir nit mehr hinauf. Er macht alles zu geſchwind, ſpießt mit den Steigeiſen nit

ordentlich ein, und anhalten thut er sich auch zu wenig. Da kunnt wirklich was geschehen."

Also, wegen Tollkühnheit darf ich nicht mehr hinauf! Auch gut.

Was nun machen? Es droht der Winter, und das Reisig muss herab. Wenn der alte Soldat schon zu — tollkühn ist, um auf die Bäume zu steigen, so muss man ihn umtauschen. Die Hausmutter schickt zum Kulmbock hinüber und lässt bitten um einen Baumschneitler. Der Kulmbock ist nicht daheim und sein Weib lässt zurücksagen, sie brauche ihre Leute selber und müsse jetzt die Mühlbrücke zimmern lassen, die das Wildwasser zerrissen hat. Ob denn der „herrische Knecht" nicht baumschneiteln könne?

Darauf lässt die Barbel zurücksagen: Der zugereiste Knecht könne das Baumschneiteln sehr gut, aber man dürfe ihn nicht hinauf lassen, weil er zu hitzig sei und den Vortheil nicht achte. Hingegen wolle man den Hansel zum Brückenbauen hinüber schicken, wenn die Kulmbock-Bäuerin dafür ihren Weidbuben zum Baumschneiteln herüberthäte. Es handle sich bei diesem Wechsel nur um etliche Tage, dann könne sie den Weidbuben wieder haben.

So werde ich nun für diese kommende Woche vertauscht, wie etwas Unbrauchbares gegen Brauchbares. Die Blamage wäre reichlich groß genug gewesen für einen Selbstmord, hätte das wundervolle Mädel aus meiner Feigheit nicht eine so unverantwortliche Waghalsigkeit gemacht. — Was nutzt mir das, wenn sie's selber nicht glaubt!

Noch gestern abends bin ich heimlich in den Wald gegangen und hab es versucht mit einem Baum. Dieselbe Lumperei. Wie er schaukelt, packt mich der Schwindel und ich muss zurück. Bin nachher gar nicht zum Nachtmahl erschienen. Kopfweh habe ich gedichtet. — Und morgen früh hinüber in den protzigen Kulmbockhof zum Brückenbau.

Noch etwas für heute. Das letztemal wurde Dir ausführlich mitgetheilt, wie wir den Rocherl gesucht, dann seine Flinte gefunden und in unser Haus zurückgetragen haben, um sie auf ihrem alten Platz an den Nagel zu hängen. Denke Dir, sie hängt nicht mehr dort. Eines Morgens war sie weg. Er hat sie sicher selbst geholt. Dieser unbegreifliche Mensch! Die alte Marenzel meint, die Bleikugel in der Hand müsse ihm das Blut und das Gehirn vergiftet haben. Jetzt suchen ihn auch schon die Landwächter. — Nicht eine Stunde sind wir sicher vor einem furchtbaren Verhängnis.

* * *

Am dreiundvierzigsten Sonntage.

Also am Montage bei Ehren-Kulmbock, beim Brückenbau. Ich hegte den heißesten Wunsch, es möge dabei jemand, meine Wenigkeit ausgenommen, ins Wasser fallen. Die Schmach kann nur durch eine Lebens-

rettung wett gemacht werden. Man hat mich richtig gleich aufgezogen: daſs die Bäume im Adamshaus-Walde gar ſehr froh ſein würden, mit ihren Wipfeln diesmal noch heil davongekommen zu ſein, ohne daſs ſie der Hanſel in ſeiner wüthenden Kuraſch allſammt enthauptet hat! — Denn die Tollkühnheit war ihnen nicht einleuchtend. Da muſste raſch etwas Glaubhaftes zuſammengelogen werden. Der Krampf! „Dieſe verfluchten Krampfadern in den Beinen, die ich mir damals in Galizien geholt, bei den großen Märſchen! Gerade das leidenſchaftlichſte Vergnügen, auf den Bäumen umherzuklettern, vergällen ſie mir!“ Sie lachten noch mehr und meinten, die Fichtenbäume würden wohl Freudenfahnen ausſtecken, wegen meiner Krampfadern. — Am Dienstag hatte ich ſchon nicht mehr Zeitungsdeutſch nöthig; mein Heiligenſchein qualmte an einer andern Seite auf. Dieweilen ſie an der zu bauenden Brücke die Holzbalken und Stämme ſchwerfällig und ungeſchickt hin und herprobierten, conſtruierte ich mit Hilfe des Reſtes meiner geometriſchen Kenntniſſe die Brücke auf Papier und rechnete leichter Hand in Ziffern die Verhältniſſe des Baues aus, worauf wir mit ziemlicher Einfachheit das tiefe Bachbett überbrückten. Dieſe Leiſtung gab mir einen ſolchen Glanz, daſs der Vorknecht mich einen ganzen halben Tag lang den „Herrn Johann“ nannte. Daſs mein Name nicht ein zugehackter Johannes iſt, ſondern nach heidniſcher Art der deutſchen „Hanſa“ entſtammt — dieſe Wiſſenſchaft würde ihnen alle meine bautechniſchen Kenntniſſe wieder gründlich verdunkeln.

Im Kulmbockhof — muſs ich Dir ſagen — hätte ich meine zwanzigtauſend Kronen-Wette gewiſs nicht gewonnen. Zwar zu eſſen gibt es mehr und Fetteres, als im Adamshauſe, aber an den Schüſſeln kleben noch die Kruſten früherer Mahlzeiten; die Tiſch- und die Fenſtergläſer ſind mit ſo ausgiebigem Schmutz überzogen, daſs die Herbſtfliegen mit ihren altersſchwachen Beinen drin ſtecken bleiben, wie die ungariſchen Bauern auf der Dorfkirmeſs im Straßenkoth. Und was das Schlafbett anbelangt! Freund und Philoſoph! Wenn in Deinem großen Bekanntenkreiſe jemand einmal dem Laſter der Trägheit verfallen ſollte, ich bitte Dich, ſchicke ihn in den Kulmbockhof. Auf dem Strohlager allhier wird er Emſigkeit lernen, wird regſam und bewegſam ſein die ganze lange Nacht. Das Stoßgebet dieſer nächtlichen Umtriebe lautet: Vor den großen Feinden ſchütze ich mich ſelber. Herr, ſchütze du mich vor den kleinen!

Der Kulmbock iſt natürlich nicht zu Hauſe. Er geht ſtets im Weltverbeſſern um, hält Verſammlungen ab, beſpricht die „Lage“. Die Anliegen der Wählerſchaft nimmt er würdevoll entgegen. „Er wird's ſchon machen! Das wird ſeine Sorge ſein! An ihm kommt keiner vorbei, und Herrenmanglereien, die friſst er nit!“ Ein großer Mund, aber keine Zähne drin. In der Landſtube ſoll er hinter dem Pfeiler ſitzen und ſich

ſehr ruhig verhalten. Seit er bei einer und derſelben Sitzung für die Annahme und für die Ablehnung der neuen Landesbahnen-Verkehrsſteuer geſtimmt hat und für dieſe ſeine zwiefache Bereitwilligkeit etwas unbarmherzig ausgelacht worden iſt, zieht er es vor, „mehr unparteiiſch zu bleiben, ſich nirgends drein zu miſchen, jeden reden zu laſſen, wie er will und mag, ſelber der Geſcheitere zu ſein und nachzugeben". Es wäre, meint er, für einen anſtändigen Menſchen ganz verzwickelt ſchwer zu reden in dieſer äußerſt gemiſchten Geſellſchaft; bald ſei es dem nicht recht, bald jenem nicht. Bald ſchnappe biſſig ein dritter her, bald entgegen ein vierter mit niederträchtiger Bosheit, bald ein fünfter mit dem Dreſchflegel. Man ſei auch etwas gewohnt zu leiſten, aber da gehöre noch eine ſpinnefalſche Abgefeimtheit dazu, ſonſt werde man übertrumpft von den Federfuchſern und zu ſchanden geſchrien von den großmauligen Doctoren. „Na!" meint der Kulmbock, „das friſs ich nit! Aber die Zeit wird ſchon kommen, wo wir es ihnen zeigen werden, denen! Wir Bauern! Wir halten unſere Reden mit der Fauſt!" — Und trotzdem iſt der Mann fortgegangen von hier, wo man noch mit der Fauſt ſchafft, und dort hin, wo man mit dem Munde regiert. Na! Solcher Volksvertreter wegen iſt es ſchon der Mühe wert, daſs man den Parlamentarismus aufrecht hält und bei den Wahlen ſich halb todt prügelt um das Recht der Selbſtbeſtimmung.

Jawohl! Das Recht der Selbſtbeſtimmung, das der Kulmbock dort ſo mannbar vertritt, daheim in ſeinem Hauſe herrſcht es unumſchränkt. Jeder thut, was er will. Die Knechte ſind tölpelhaft, die Mägde ſind zutäppiſch. Die Haustochter Fronel wollte mich aushorchen wegen Adams-Rocherl. Man höre, ihm ſei daheim das Beten und Faſten zu langweilig geworden und deshalb ſei er zu einer Räuberbande gegangen. Wenn der Rocherl Räuberhauptmann wäre, da möchte ſie gleich Räuberhauptfrau ſein. Der Rocherl habe gar ſo ſchlanke Beine, und die gefielen ihr. Dieſe Fronel hat einen breiten Mund und gelbe Zähne, mit denen ſie immer an etwas kaut. Bei Tiſche jagt ſie nach den beſten Biſſen, und wenn von etwas die Rede geht, was ſie nicht kennt, ſo frägt ſie allemal, ob's was zum Eſſen wäre. Wenn ſie ſich nicht mit einem Mannsbild balgt, ſo hockt ſie im dunſtigen Hinterſtübel und trennt und näht an ihren Kleidern herum. Hat ſie ein buntes Band, eine Maſche oder dergleichen Flitter angeheftet, ſo ſtellt ſie ſich damit vor den Spiegel — in dieſem Hauſe gibt's einen hübſch großen — und trennt dann das Zeug allemal wieder los, um es mit einer noch reizenderen Art zu verſuchen. Ruft ihre Mutter hinein: „Die Sau ſollſt du futtern gehen, ſtinkfaule Dirn!" Und die Tochter heraus: „Ja, leck' mich im Buckel, biſt ſelber nix z' gut dazu!" — Das wäre ſchon die Richtige für den Rocherl, die! Da wüſste ich ihn ſchier noch lieber bei den Räubern.

Nun von der Tochter zur Mutter. Das ist auch noch ein erkleclicher Brocken. Nachblüte! Nur schade, dass sie immer so schwitzt. Kornmahlen kann sie, und da gieng sie eines Tages zur Mühle hinab. Ich habe ihr das Kornbündel nachtragen müssen.

„Du bist ja wollter stark, Hansel!“ sagt sie dann in der Mühle. „Du musst mir nachher helfen. Magst?“

Sie richtet die Mühle an. Die Räder klappern, aus dem Mehlkasten fliegt der weiße Staub und schminkt die Wangen, dass sie nicht erröthen können.

„Hast mich verstanden?“ lacht sie mir schnurgerade ins Gesicht. „Helfen sollst mir!“

„Ja, wenn ich könnte, meine liebe Bäuerin. Es will halt auch das Mahlen gelernt sein.“

„Korn aufschütten wirst doch können! Mahlen thut ja eh die Mühl' selber.“ Und setzt traulich bei: „Schau, Hansel, du solltest halt jetzt der meinige sein, derweil mein Alter fort ist.“

Sacker! Denke ich, die setzt scharf ein.

„Na, was sagst du, Hansel?“ fährt sie fort. Schalkhaft wird ihr Reden; am Mehlkasten lehnt sie und streckt ihre fleischigen Arme nach beiden Seiten aus: „Jetzt möcht' ich just einmal wissen, wer breiter klaftern kann, du oder ich.“

„Ob's dem Kulmbock wohl recht sein wird, wenn wir messen?“ frage ich möglichst ernsthaft.

„Fragt er, ob's *mir* recht ist, im Heu, mit der Teuxel weiß wem?“

„Natürlich, das Klaftermessen ist doch keine Sünd'!“

„Ja so!“ ruft sie, „im Adamshaus redet man noch von der Sünd. Nit schlecht, das! Weißt, Hansel, die Sünd darf der Mensch nit verachten, die schmeckt alleweil gut.“

Weil sie mir immer näher kommt und die Gefahr, dass sie ihre Arme um mich zusammenklappen könnte, immer größer wird, ich mich an Vorurtheilslosigkeit von ihr auch nicht übertrumpfen lassen will, so sage ich in aller Freundlichkeit: „Weißt, meine liebe Kulmbockhoferin, 's ist mir nicht deines Alten wegen, und auch nicht der Sünde wegen — aber zu unsauber bist mir.“

Als ob ihr eine breite Hand heftig ins Gesicht geschlagen hätte, so fährt sie zurück. Und der Mühlesel ist augenblicklich entlassen gewesen.

Als ich hernach am Abend in der Kammer meinen Wettermantel hole — ein großer Lodenfleck mit dem Loch in der Mitte, zum Durchstecken des Kopfes, dem seligen Adam-Vater sein Wettermantel — wie ich also den aus der Kammer hole, höre ich im dunklen Nebengelass zwei Knechte sprechen; sie thaten es so sonderbar brummend und zischelnd, dass der Mensch anhebt zu horchen.

Der eine: „Du Martel, wenn du mir die Hälfte nit gibſt, ſo verklag' ich dich."

Der andere: „Verklag' mich, wenn du's beweiſen kannſt."

Der eine: „Nachher, mein Lieber, wird der Baumſtock müſſen reden. Der braucht gar nit zu juramentieren, dem glaubt man's auch ſo, daſs auf ihm der ſchöne Lärchbaum nimmer ſteht, den du heimlich dem Holzhändler verkauft haſt!"

Der andere: „Verräthſt mich, dann kitzle ich dir mit dem Federmeſſer den Hals durch!"

Der ein: „Kitzle nur, wenn du im Kotter ſitzeſt."

Der andere beſinnt ſich ein wenig und ſagt: „Geh, Nazel, mach' keine Dummheiten. Einen Gulden ſollſt haben."

„Ich bekomme fünfe!"

„Hol's der Teufel. Da haſt den Bettel. Schuft!"

„Schuft? Nachher gib mir noch einen Gulden."

„Dem Henker biſt du zu ſchlecht!"

„Dann bekomm' ich noch zwei Gulden. Mein Lieber, mit mir muſst du höflicher ſein. Ich hab' dich am Strick." —

Dieſe liebliche Nachtſcene war das Letzte im Kulmbockhof. Dann eiligſt heim in mein Adamshaus.

Wenn ich Dir, mein theuerer Philoſoph, im Laufe dieſes ereignisreichen Jahres etwa einmal die Neuigkeit mitgetheilt haben ſollte, daſs die Corruption gerade in den Städten wuchere, daſs bei den Bauern im Gebirge allenthalben noch Zucht und Ehrbarkeit walte, dann nimm denſelben Briefbogen, hänge ihn an die Wand und bekränze ihn mit faulem Stroh und Brenneſſeln. — Sollteſt Du, mein lieber Menſchenſohn, durch irgend einen Zufall einmal Buben kriegen, ſo rathe ich Dir, daſs Du ſie bei Zeiten das Baumſchneiteln lernen laſſeſt. Man bleibt da oben bei den Waldvöglein weſentlich bauerngläubiger, als da hinten in den dämmernden Kammern und ſtaubigen Mühlen.

* * *

Am vierundvierzigſten Sonntage.

Einer Frage Deines letzten Briefes muſs ich noch gedenken. Trotz allem, nein — Hunger keinen.

Den Hunger kennt man nicht am Buſen der Mutter Erde. Den kennt nur die große Stadt. Ich meine jetzt nicht den Hunger nach Auſtern und Sect. Ein wohlgeſtellter Städter, der es weiß, daſs in ſeiner nächſten Nähe Menſchen aus Nahrungsmangel verkommen, vor Froſt Tag und Nacht in ihre dunklen Neſter gebannt, fluchen, weinen und verzweifeln — kann noch behaglich in der Oper ſitzen und eine glänzende Soirée genießen. Euch Stadtherrſchaften — ich meine ja nicht Dich,

den menſchentreuen Alfred, ich meine die Ganzheit der „Elite“ — iſt Hunger und Noth der Armen gerade recht als Stoff zur modernen Kunſt und als künſtleriſch wirkender Gegenſatz im eigenen Überfluſſe! Stellt es euch einmal ſo recht mitten in euer Herz, daſs im Fleiſch von euerem Fleiſche der grauſe Hunger nach dem kahlen Biſſen Brot wüthet — und ihr werdet mit anderen Augen die Welt anſchauen!

Sage ihnen doch, den Alleſsſtudierenden, daſs ſie auch einmal den Hunger ſtudieren ſollen, der in ihrer nächſten Nähe iſt. —

Hier auf der Scholle geht der Ärmſte zum Armen und wird geſättigt. Der Kulmbock ſackermentiert ganz ſchrecklich über das Bettelgeſindel, das an die Schwelle ſeines Hofes kommt mit dem Säcklein um etwas Korn, mit dem Töpflein, um etwas Milch — aber er betheilt es. Mein Adam entſchuldigte ſich immer treuherzig, wenn er des Bettlers Säcklein nur halb zu füllen vermochte: „Muſst halt wohl zufrieden ſein, wenn's auch ein biſſel wenig iſt. Es geht uns halt ſelber nit aufs beſt. Geſegne es Gott, vermeint iſt's Dir vom Herzen.“ —

Und nun zum Tagebuche. Vollauf habe ich mit der Hausmutter zu thun. Beim Tode des Adam war es ein ſtummer, weher Schmerz, jetzt aber — die Angſt um den Rocherl ſteigt zur hellen Verzweiflung.

„Wenn er mir nur daheim geſtorben wär'!“ ruft ſie aus. „Es wär' beſſer! Es wär' beſſer!“

„So will ich euch auch ſagen, Mutter, was ſchlechter wäre. Er iſt freiwillig davon. Das iſt ihm nicht ſo hart, als wenn er in fremder Gewalt wäre, und er könnte nicht heim!“

„Das iſt wieder der Valentin!“ darauf ſie. „Der eine will nit heim, der andere kann nit heim. Iſt das ein Jammer mit den Kindern!“

Der Rocherl iſt ganz und gar verſchwunden. Verſchwunden und verſchollen. Über die erſte Zeit haben wir uns hinweggetäuſcht. Man müſſe den Trutz ausrauchen laſſen. Wenn das Gewand zerriſſen ſei und der kalte Wind blaſe, werde er ſchon wieder kommen. Aber jetzt, nachdem wir dreimal umſonſt aus waren, um ihn zu ſuchen, nachdem wir auch im Fuchsgraben und überall ſeine Spur verloren haben, ſtehen wir rathlos da. Ich wollte ihn ſchon in die Zeitung geben, unter die verlorenen Sachen. Da heißt es wieder: Die öffentliche Schand'! — Eines Tages hören wir, im Schurwalde wäre ſein Gewehr und ſein Hut gefunden worden. „Das ſagt nichts“, tröſte ich, „ein Dickſchädel kommt auch ohne Hut aus.“

„Wer wird ihm ſeine Hand einbinden?“ frägt manchmal die Barbel. Das geht mir am meiſten zu Herzen. Nicht ſeine Hand, ſondern ihr Bekümmern.

„Er ſelber wird ſich die Hand einbinden“, ſtelle ich ihr vor. „Mit der Linken und mit den Zähnen. Was der für Zähne hat!“

„Der Jäger wird ihn umgebracht haben!“ ſo wieder die Mutter.

„Der Konrad? Der ſeine eigene Hand opfern möchte für die des Rocherl?“

„Mir iſt halt ſo viel bang!“ damit ſchließt ſie jedes Reden ab.

Die Barbel iſt jetzt viel aufrechter, als die Mutter. Vor kurzem, denke Dir, ſoll ſie mit dem Weidknecht aus dem Kulmhofe, mit dem Baumſchneitler, einen Strauß gehabt haben. Sie war mit ihm im Walde geweſen, um die Reiſigbüſcheln zu ſammeln. Auf ein ſolches Büſchel ſetzt ſich der Weidknecht und will das Mädel mit beiden Händen auf ſein Knie ziehen.

„Ei ſchau, du wäreſt gar geſcheit!“ ſoll ſie geſagt und weiter gearbeitet haben. Wie er ſie nachher mit Gewalt fangen will, hat er auf einmal einen Zahn weniger im Munde. Blutend geht er in den Kulmbockhof hinüber und bei dieſen Adamshausleuten arbeite er nicht eine Stunde mehr, das ſeien kotzengrobe Leut'. Einen Krug Waſſer nur habe er verlangt.

„Das iſt der Dank!“ darauf die Kulmbockhoferin mit Entrüſtung.

Wir haben die Geſchichte erſt von der Kulmbockſeite her erfahren müſſen. „Iſt es wahr, Barbel?“ frage ich. Sie lacht dazu, und weiter nichts. Vom Bruder Rocherl ſpricht das Mädel wenig. Und von ihrem Guido gar nicht. Das ſind die ſtillen Waſſer! Der Herr Bräutigam ſtrengt ſich auch nicht an mit ſeinen Huldigungen. Ich glaube, ſie ſehen ſich nicht einmal an jedem Sonntage. Nun, jetzt kommt ja bald die Zeit des bekannten Himmels voller Geigen.

Übrigens ſoll die Hochzeit wieder verſchoben worden ſein. Diesmal wäre der Schneider Setznagel die Schuld. Der könne bis zu Leopoldi das Bräutigam-Gewand nicht leiſten. Die ſchönen Tuchhoſen, natürlich! Na, dann freilich. — Guido, Guido! Ein Verliebter muſs auch ohne Tuchhoſen heiraten können. —

Der Curat hat durch den kleinen Franzel anfragen laſſen, ob die Barbel an Sonntagen nicht wieder auf den Kirchenchor kommen wolle, und mitſingen bei der Meſſe? Sie ſoll früher eine gar liebliche Singſtimme gehabt haben. Mich hat das gefreut vom Curaten, und wohl auch das Mädel ſcheint vergnügt darüber zu ſein, daſs die Kirche ihr dieſes ungute Lebensjahr ausgeſtrichen hat. Aber vor der Gemeinde ſingen wie im Engelschore, das mag ſie nicht mehr.

Vor Kurzem hatte ich ſchon gemeint, der Geiſtliche ſtichle auf den Lehrer. Es war auf der Kanzel das Evangelium vom Hochzeitsmahle geleſen worden. — Du kennſt es ja. Nachdem die geladenen Gäſte nicht erſchienen waren, ließ der König die Erſtbeſten von der Straße hereinrufen, und ereiferte ſich dann ſehr, als unter dieſen Straßenleuten einer kein hochzeitliches Kleid anhatte. Zornig darüber ließ er ihn an

Händen und Füßen binden und in die Finsternis werfen. Schon mancher gelehrte Knacker hat sich an dieser evangelischen Nuss die Zähne ausgebissen; der Hoisendorfer Curat sprach darüber, wie folgt:

„Ihr werdet, christliche Zuhörer, diesen König gewiss für einen großen Thoren halten. Da ladet er schnell die Vagabunden von der Straße ein und wundert sich, wenn sie kein Festgewandel anhaben. Das hättet halt ihr gewiss wieder gescheiter gemacht, natürlich! Ich aber kann euch sagen: Der Herr Christus hat mit seinem Gleichnis schon recht gehabt. Er hat nicht das auswendige Hochzeitsröckel gemeint. Was kümmert sich der liebe Jesus um Hoffartfetzen. Nein, das Inwendige, den Seelenschmuck, die Tugenden hat er gemeint. Und ein solches Hochzeitsgewand soll jeder Mensch zu jeder Zeit anhaben, auch bei der Arbeit auf Wiesen und Feldern, denn er weiß, daß auf einmal der Hochzeitsbitter kommen kann, und ihr wisset, wen ich mit diesem Hochzeitsbitter meine. Diese Festtracht, die Tugenden und guten Werke, ist bei den Dummen freilich nicht Mode. Aber den Madensack mit bunten Fetzen zieren, das ist Mode. Mancher glaubt, am Ostersonntag oder einem anderen Feste wäre nicht die Herzensreinheit, sondern der große Hutbuschen die Hauptsache, und immereinmal steigt ein Bräutigam um, der nicht Hochzeit hält, wenn es die Liebe will, sondern bis die neue Tuchhose fertig ist!“ —

Na, das war ausgiebig. Die Leute lugten auf den Platz hin, wo der Lehrer saß, dieser that nichts dergleichen. —

Das Mädel scheint sein Zuwarten gewohnt zu werden und macht sich nichts draus. Nun, dann mache ich mir auch nichts draus.

Dieser Guido Winter ist doch ein O . . . —

Ein Opfer seiner Unentschlossenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Harte Arbeit.

Ein Fürst gieng unerkannt früh morgens spazieren. Da begegneten ihm Arbeiter, die flinken Schrittes aus der Fabrik kamen, plaudernd, lachend, fluchend über die fünfstündige Nachtarbeit.

Der Fürst dachte ihnen nach: Ihr glücklichen Menschen! Fünf Stunden und noch so munter fluchen können! Ich habe heute erst zwei Secunden gearbeitet und bin sterbensmüde. . . .

Er hatte ein Todesurtheil unterzeichnet. R.

Mein Schulmeiſter.

Erinnerungen aus dem Leben eines Schulgehilfen.

Von **Konrad Katzenberger.**

Im Jahre 186 . wurde ich als neugebackener, blutjunger Schulgehilfe nach dem kleinen Orte M** im Waldviertel verſetzt und war daſelbſt längere Zeit hindurch in Amtswirkſamkeit.

Der dortige Schulmeiſter war ein kleines, bewegliches Männchen, an der Schwelle der Siebziger ſtehend, aber rüſtig und geſund. Er vereinigte viele von den Abſonderlichkeiten, die man Männern ſeines Berufes gewöhnlich nachzuſagen pflegt, in ſeiner Perſon.

Ich ſehe ihn noch vor mir, meinen alten Schulmeiſter, wie er oft angethan mit langſchößigem, ſchwarzem Commoderock, auf dem ſilberweißen Scheitel ein Sammetkäppchen, gravitätiſch, mit hocherhobenem Haupte im Schulhofe herumſpazierte. Dabei paffte er aus einer umfangreichen, ſilberbeſchlagenen Meerſchaumpfeife duftende Rauchwolken in die Luft. Dieſe Pfeife war ſein unzertrennlicher Begleiter. Kam er zum Exempel in die Schulſtube, um nachzuſehen, wie es mit den Kenntniſſen meiner Schüler ſtünde, ſo brachte er natürlich auch ſeine „Meerſchaumene“ mit.

Da fragte er gewöhnlich das ihm zunächſt ſitzende Kind, indem er ihm die Pfeife vor die Augen hielt: „Du, ſag' mir einmal, was iſt das?“

„Das iſt eine Pfeife“, war die ſtete Antwort.

„Richtig, mein Sohn; und“, damit wandte er ſich an die Geſammtheit der Schüler, „dieſe Pfeife iſt ſogar aus Meerſchaum, liebe Kinder.“

Nun folgte eine längere Abhandlung über die Natur des Meerſchaums.

„Und das hier“, fuhr er im weiteren Verlaufe ſeiner Rede fort, indem er auf die Beſchläge ſeiner Pfeife wies, „das hier, liebe Kinder, das Glänzende, mit dem meine Pfeife beſchlagen iſt, das iſt ſogar Silber.“

Nun folgte eine Pauſe, damit die Wirkung ſeiner Worte recht zur Geltung käme.

Auch die Natur und Weſenheit des Silbers würdigte er jetzt einer längeren Betrachtung. Die Schüler hörten ſeinen Erörterungen mit offenen Augen und Mäulern zu, denn Silber und Meerſchaum waren ihnen ſpaniſche Dörfer.

„Alſo, liebe Kinder", fuhr der Schulmeiſter fort, „ihr müſst nun wiſſen, daſs eine Pfeife, welche aus Meerſchaum und Silber verfertigt iſt, ſehr theuer zu ſtehen kommt; denn dieſe beiden Dinge ſind ſehr wertvoll. Eine ſolche Pfeife koſtet mindeſtens zehn Gulden bares Geld."

Neuerliche Kunſtpauſe.

Ein allgemeines „Ah!" der Kinder bezeugte deren Verwunderung über den hohen Preis der Pfeife.

„Dieſe Pfeife dient ſo wie alle anderen Pfeifen zum Rauchen. Seht Kinder, ſo raucht man."

Er that einige kräftige Züge aus der Pfeife, um den Schülern das Rauchen recht anſchaulich zu machen.

„Große Leute", erläuterte er, „dürfen rauchen. Ich darf ſogar im Schulzimmer rauchen, was ſonſt niemand ſich unterſtehen darf, denn ich bin der Herr Schulmeiſter."

Abermalige Pauſe.

„Auch der Herr Lehrer dort", er zeigte mit der Pfeifenſpitze nach mir, „darf in der Schule nicht rauchen, und ihr müſstet mir's gleich ſagen, wenn es doch geſchehen würde."

Ich beeilte mich natürlich, ihm zu verſichern, daſs ich mich nie unterſtanden habe, in dem Schulzimmer zu rauchen. Meine Schüler beſtätigten dies auch, indem ſie demonſtrativ die Köpfe ſchüttelten. —

Auf ſolche Weiſe erweckte er bei den Kindern eine ſehr hohe Meinung von ſeiner Wohlhabenheit und Macht. Dieſe ſahen auch mit unverhohlener Bewunderung zu ihrem Herrn Schulmeiſter auf, wagten es auch niemals, ſich ihm gegenüber renitent zu zeigen.

Abgeſehen davon, daſs W., ſo hieß der Schulmeiſter, in Unterrichtsangelegenheiten den ſouveränen Herrſcher ſpielte, war er im übrigen doch ein herzensguter Mann. Ich konnte mich in keiner Weiſe über ihn beklagen. Meine Verpflegung, die ich nach damaliger Sitte im Schulhauſe hatte, war die denkbar beſte. Wurde im Winter ein Schwein geſchlachtet, ſo muſste ich gemeiniglich das Meiſte von dem wohlſchmeckenden Fleiſch und den vorzüglichſten Würſten verzehren; denn W. und ſeine Frau, die auch ſchon hoch in den Jahren ſtand, aßen wenig Fleiſch, da ſie es mit ihren wenigen Zähnen, die ihnen noch geblieben waren, nicht mehr recht kauen konnten. So bekam ich beim Mittag- und Abendmahle meiſt die beſten Stücke zugewieſen. Oft konnte ich's kaum aufeſſen, was auf meinem Teller aufgehäuft lag. Waren meine Stiefel durch, und hatte ich kein Geld, um ſie neu ſohlen zu laſſen, ſo brauchte ich nur eine leiſe Andeutung zu geben. Da nahm die Durchlöcherten mein guter Schulmeiſter oft ſelbſt unter ſeinen Rock, um ſie zu dem nahe wohnenden Schuſter zu tragen. Von einer Rechnung habe ich in ſolchen Fällen nie etwas zu ſehen gekriegt. —

War die Nachmittagsschule zu Ende, so stopfte sich W. seine Pfeife frisch, nahm Kellerschlüssel und Mütze vom Nagel und schickte sich an, nach seinem eine kleine Viertelstunde entfernt liegenden Weinkeller zu wandern.

Auf diesem Wege musste ich ihn stets begleiten.

Ich bekam immer das sogenannte „Flaschenkörbl" zu tragen, dessen Inhalt aus einer mäßig großen Flasche bestand, in welcher stets ein gutes Tröpflein für die Frau Schulmeister zum Vespertrunk nach Hause getragen wurde.

So bepackt schritt ich an seiner Seite durch die umliegenden Felder und Weingärten dahin, dem einladend winkenden Ziele entgegen.

Während unserer Wanderung war W. meist sehr gesprächig. Er erzählte Episoden aus seinem vielbewegten Leben ernster und heiterer Art. Gar oft sprach er auch über die Würde eines Schulmeisters im allgemeinen und über seine eigene im besonderen. Auch gab er mir Rathschläge, wie ich mich zu benehmen hätte, damit auch ich einst dieser hohen Würde theilhaftig werden könne. W. hatte für einen Dorfschulmeister der damaligen Zeit ziemlich viel gelernt. Im bischöflichen Gymnasium des Stiftes S** oblag er sechs Jahre hindurch dem Studium der lateinischen Sprache, welchen Umstand er oft selbstgefällig mir gegenüber erwähnte.

Einst fragte er mich unvermuthet:

„Können Sie auch lateinisch?"

„Ich? Nein!" antwortete ich verlegen.

„Nicht? Hm! Hm!" meinte er darauf, „aber das schadet nichts. Geben S' acht, was ich Ihnen jetzt sag'. Ich werd' von nun an nämlich öfters lateinisch mit Ihnen reden, und Sie müssen's auch thun. Weil S' aber wirkliches Latein nicht versteh'n, so denken Sie sich halt was zusamm', was so ungefähr wie Latein klingt. — Das werden S' doch können, Hm?"

Ich gab ihm die Versicherung, dass ich mir ein Latein zusammendenken werde, wie es im Buche nicht schöner stehen könne!

„Wissens S'", raunte er mir vertraulich ins Ohr, „es ist das der Leut' wegen. Die sollen doch der Meinung sein, dass der Schulmeister und sein G'hilf etwas B'sonders sind. Und wenn sie uns so miteinander in einer fremden Sprach' disputier'n hör'n, so steig'n wir in ihrer Hochachtung ungemein." —

Von nun an hielten wir oft die ergötzlichsten Gespräche miteinander.

Mein Schulmeister stellte lateinische Fragen und ich antwortete ihm ein solches Kauderwälsch darauf, dass, wenn mich ein alter Römer gehört haben würde, dieser wohl das Zeitliche darüber gesegnet hätte.

„Quota hora est?"

„Mixtum maxtum, rumdideldum."

Und so weiter ergieng ich mich im blühendsten Unsinn. Mein Schulmonarch blieb trotz der Heiterkeit, die meine Reden in ihm erregen mussten, stets ernsthaft. Die Leute, die uns begegneten und so Zeugen unserer Gespräche waren, würden es ja sonst gemerkt haben, dass sie die Gefoppten gewesen. So aber zogen sie noch höflicher als gewöhnlich ihr Kappen von den Köpfen, sich höchlich über unsere Gelehrsamkeit verwundernd.

„Mein! Unser Schulmeister und sei' G'hilf, dö müass'n gar g'studierti Leut' sein. Hörst, Jaggl, wia's gar in aner fremd'n Sprach' red'n mitanander. Was wird den dös eppan für a' Sprach' sein?"

„Wird halt 's Latainischi sei'", meint der Jaggl darauf, „weil dös dö G'studiert'n eh' alle versteh'n müass'n."

Solche und ähnliche Bemerkungen hörten wir zu unserer Genugthuung recht oft, und somit war der Zweck, den mein schlauer Herr und Meister verfolgte im vollsten Umfange erreicht. — — —

Im Keller musste ich den Wein mittelst eines gläsernen Hebers aus dem Fasse „herausheben" und die Gläser vollschenken. Gleich bei meinem ersten Besuche desselben hatte mir der Schulmeister dieses verantwortungsreiche Amt übertragen. Dabei gab er mir die strenge Ermahnung, ich solle es mir ja nie beifallen lassen, durch den Heber aus dem Fasse zu trinken; denn erstens bekäme ich so immer ein Glas Wein, zweitens wäre es meiner geistiger Getränke ungewohnten Natur nicht zuträglich, zu viel Wein zu trinken, und drittens würde die aus dem hastigen Trinken des starken Weines durch den Heber möglicherweise resultierende Trunkenheit kaum geeignet sein, für die Würde eines Jugendbildners besonders vortheilhaft zu sprechen.

Ich durfte mir auch wirklich jedesmal mein Glas, welches ungefähr ein starkes Seidl nach altem Maße hielt, mit Wein füllen und denselben langsam trinken.

Anfangs genügte mir dieses Quantum auch vollkommen. Später aber, als ich mich an den Wein mehr gewöhnte, hätte ich oft gerne ein zweites Glas voll getrunken. Da mir der Schulmeister aber nie erlaubte, mein Glas ein zweitesmal zu füllen, — nicht aus Geiz, wie ich gleich hier bemerken will, sondern aus Besorgnis, dass ich's nicht vertragen könne, — so brach ich einst sein strenges Verbot und trank durch den Heber.

Ich probierte es, und siehe, es gieng prächtig.

Noch einmal so gut schmeckte das kühle, würzige Nass, direct aus dem Fasse in langen Zügen geschlürft.

Natürlich blieb ich nun öfters meinem verehrten Chef — welcher im Vorraum des Kellers durstend wartete, während ich, um zu den Fässern zu gelangen, den eigentlichen, tiefer gelegenen Theil des Kellers betreten musste — etwas zu lange aus. Da musste ich verschiedene Ausreden erfinden,

um sein erwachendes Misstrauen zum Schweigen zu bringen. Einmal war mir das Licht verlöscht, das anderemal war der Spund des Fasses meinen Händen entrollt, den ich nun zu suchen gehabt hätte, und was der faulen Entschuldigungen mehr sind.

Beim Nachhausegehen kam es nun auch vor, dass ich die Wirkung meines heimlichen Trinkens verspürte.

Einmal hatte mein Körper sogar einen bedenklichen Kampf mit den Gesetzen des Gleichgewichtes auszufechten, welchen Kampf ich natürlich mit allen Kräften den spähenden Argusaugen des Schulmeisters zu verbergen suchte. Es musste mir dies aber nicht besonders gelungen sein, denn ich hörte ihn, als er eine Zeitlang, der Enge des Weges wegen hinter mir gieng, zu sich sprechen: „Hm! Hm! Kann's kaum glauben, — nichts vertragen, rein gar nichts vertragen kann er. — Ein Seidl Wein ist doch sonst nit zu viel. — Oder sollte er etwan doch" — — — — das übrige verschlang ein dumpfes Murmeln.

Ich konnte mir die fehlenden Worte aus meinem schuldigen Gewissen aber recht wohl ergänzen, und der geneigte Leser kann es jedenfalls auch.

Es gelang mir aber bald wieder, seinen aufsteigenden Verdacht zu entkräften, da ich mich in Zukunft recht wohl hütete, bei meinen geheimen Trinkexercitien durch den Heber des Guten zu viel zu thun.

Bald darauf aber trug sich etwas zu, wobei ich nicht so ohne alle Strafe blieb.

Das kam so.

An einem schönen Sommertage war W. dringender Angelegenheiten wegen nach K** gefahren, von welcher Fahrt er erst spät abends zurückerwartet wurde. —

Ich hatte meinen Berufspflichten für diesen Tag eben genügt und den Unterricht geschlossen, als mich die Frau Schulmeisterin zu sich berief:

„Da, Herr Lehrer, haben S' den Kellerschlüssel. Gehen S' heut' allan in 'n Keller, weil mei' Mann nit z' Haus is', und hol'n S' mir mei'n Jausenwein. Sie können mir aber a Bisserl mehr bringen als sunst, mei' Mann gibt g'wönli' eh' nöt z' viel her. Nehmen S' Ihna draußen nur a' so viel als S' trinken woll'n; schaun S' aber, dass S' g'scheidt dabei bleib'n."

Ich ließ mir diesen verlockenden Auftrag nicht zweimal geben, nahm den Kellerschlüssel in Empfang, „Flaschenkörbl" und Hut vom Nagel und trollte mich frohen Muthes meines Weges, nichts Böses ahnend.

Als ich zum Keller kam, warteten daselbst zwei mir wohlbekannte Männer aus dem Dorfe. Dieselben leisteten oft dem Schulmeister Taglöhnerdienste bei den verschiedenen Arbeiten in Haus und Feld. Bei meinem Nahen zogen sie freundlich grüßend ihre Filze von den Köpfen.

Selbstverständlich war ich ganz verwundert, die beiden hier zu finden. Ich fragte sie daher, ob sie der Herr Schulmeister vielleicht zu

einer Kellerarbeit bestellt habe; setzte auch gleich hinzu, dass dieser heute nicht zu Hause wäre, weshalb sie an einem andern Tag kommen müssten.

Da machte der ältere von den beiden den Sprecher und suchte mir klarzulegen, dass sie nicht des Arbeitens, sondern des Trinkens wegen gekommen wären.

„Der neuch' Herr Lehrer wird's halt no' nöt wiss'n", suchte er mich zu entschuldigen. „Aber all'mal, wann der Herr Schulmeister nit z' Haus is, selm hab'n uns dö früher'n Schulg'hilf'n, wann's in 'n Keller kumman san', a'mol trink'n lass'n; so is 's halt Brauch seit jeher. — Und die Frau Schulmeisterin thuat's a' wiss'n, dass 's so Brauch is", setzte er als bekräftigendes Argument hinzu.

Ich wendete ein, dass ich aber vom Herr Schulmeister keinen Auftrag erhalten habe, ihnen Wein zu geben.

„Na freili', der Schulmeister därf's halt nit wiss'n, dass ma' heut' an' Wein krieg'n", meinte der erste Sprecher wieder, „der is' halt so viel kluag[1]) am Wein, aber dös macht nix!"

Darauf erwiderte ich ihm, dass es doch „was mach'n" würde, wenn mir der Herr Schulmeister nachträglich darauf käme, wie ich mit seinem Wein gewirtschaftet habe.

Nun schwuren mir die zwei einen gräßlichen Eid bei allen Heiligen des Himmels und bei allen Dämonen der Hölle, dass sie nie etwas von dem heimlichen Gelage verrathen würden.

Da musste ich mich wohl oder übel für besiegt erklären. Ich sperrte den Keller auf und nahm meine aufgedrungenen Genossen, da es nun einmal so „Brauch" war, mit hinein.

Alsbald begannen wir unser verbrecherisches Treiben. — Die zwei konnten etwas vertragen. Sie soffen, um sich eines landläufigen Ausdruckes zu bedienen, wie die Bürstenbinder und suchten die sich nicht oft bietende Gelegenheit nach Kräften auszunützen. Mir schlug doch das Gewissen, als ich die Menge des ungefähr getrunkenen Weines im Stillen berechnete.

Wenn das der Schulmeister je erfuhr, dann gnade mir Gott.

Um mein mahnendes Gewissen zum Schweigen zu bringen, leerte auch ich mein Glas ziemlich oft. Bald gelangte ich in eine recht heitere Stimmung, die derjenigen meiner Genossen um nichts nachgab. — Jetzt schien es mir aber an der Zeit, die wüste Orgie abzubrechen. Einen Heber voll wollte ich noch holen, dann sei es genug, sagte ich zu den beiden unersättlich Scheinenden.

Gesagt, — gethan.

---

[1]) Kluag = sparsam, fast geizig.

Ich ſtieg die kleine Leiter, welche an einem ziemlich großen Faſſe lehnte, hinan, um zu deſſen Spundloch zu gelangen.

Dann ſog ich den Heber voll und wollte mit dem weingefüllten Glasgefäße bedächtig die Sproſſen wieder hinabſteigen.

Da reichte der eine meiner Zechgenoſſen das Krügelglas, das ihm zum Trinken diente, zu mir herauf und rief: „Bleib' der Herr Lehrer gleich oben und thu' er oben einſchenk'n."

Er berechnete eben ſchlau, daſs, wenn ich oben bliebe, würde wohl noch mehr als dieſer angekündigte letzte Heber voll dem Faſſe entnommen werden.

Ich ergriff das Glas mit meiner freien Hand und wollte mich vorſichtig umdrehen, um mich mit dem Rücken an das Faſs lehnen zu können, da ich nun keine Hand frei hatte, meine etwas labile Gleichgewichtslage zu unterſtützen.

Das Unglück wollte es aber, daſs ich bei dieſem Beſtreben mit dem Fuße die Leiterſproſſe verfehlte und ins Leere hinaustrat. Inſtinctiv ließen meine Hände Glas und Heber fahren, um ſich an den Rand des Faſſes anzuklammern.

Mein Fall wurde zwar dadurch verhindert, aber klirr! kling! — Glas und Heber zerſchellten in tauſend Scherben am Boden.

Mit Hilfe meiner Zechgenoſſen fanden meine zappelnden Füße gar bald ihren Halt wieder, und ich ſtieg vollkommen ernüchtert vom Faſſe herab. —

Da lagen nun die Scherben. Unheilverkündend glitzerten und blinkten ſie am Boden. Wenn der Schulmeiſter den zerbrochenen Heber ſah, war unſer Gelage ſo gut wie verrathen. Wie alſo das verhindern?

Einen neuen kaufen? Im Orte ſelbſt und auf zwei Stunden im Umkreis war kein Glaſer, bei dem wir einen bekommen hätten.

Da war guter Rath theuer. —

Iſt aber die Noth am größten, ſo iſt auch die Hilfe am nächſten. Ein erfindungsreicher Gedanke blitzte mir durchs Hirn. Ja, ſo gieng's, ſo konnte ich dem ahnungsloſen Schulmeiſter ein Schnippchen ſchlagen.

Emſig begann ich die umhergeſtreuten Glasſcherben zu ſammeln und bedeutete meinen, ſich rathlos den Kopf kratzenden Gefährten, dasſelbe zu thun.

„Schaut's nur ja, daſs kein einziges Scherbchen liegen bleibt", befahl ich ihnen.

Bald war dieſe Arbeit gethan.

Die geſammelten Scherben nahm ich nun und legte ſie unter den Nagel, an welchem der Heber gewöhnlich hieng, auf die Erde. Den Nagel ſelbſt bog ich etwas herab, ſo daſs es ausſah, als ob der Heber aus freien Stücken herabgerutſcht und zerbrochen wäre.

Dann füllte ich noch schnell aus einer bereitstehenden größeren Flasche das Fläschchen für die Frau Schulmeisterin mit Wein, sperrte den Keller gut zu, und schweigend verließen wir drei Sünder den Ort unserer schwarzen Thaten. —

Beim Anfang des Dorfes trennten wir uns. Nochmals mussten mir die zwei das Versprechen geben, dem Schulmeister nichts zu verrathen. — — — —

Der nächste Tag brach an. Er verlief ganz in gewohnter Weise. — Schon neigte sich der nachmittägige Unterricht seinem Ende zu. Da hörte ich die Stimme des inzwischen heimgekehrten Schulmeisters zum Fenster hereinrufen:

„Herr Lehrer!"

„Der Herr Schulmeister wünschen?"

„Schul' ausmachen."

Ich gehorchte diesem Befehle sofort. W. liebte es nämlich, den Unterricht manchmal vor der Zeit beenden zu lassen, um so seine Gewalt recht augenscheinlich darzuthun.

„Denn wissen S'", sagte er bei gleicher Gelegenheit einmal zu mir, „ich kann die Schul ausmachen, wann ich will, das geht niemanden etwas an, denn der Schulmeister bin ich!"

Heute wartete er bereits im Schulhofe auf mich, um mit mir seinen gewöhnlichen Weg anzutreten.

Rasch rüstete ich mich, ihn zu begleiten, und wir brachen auf. Mein Inneres war von banger Sorge erfüllt, als ich mit ihm durch die Felder schritt. Nun sollte sich's ja entscheiden, ob er beim Erblicken das zerbrochenen Hebers Argwohn schöpfen würde, oder nicht.

Immer näher kamen wir unserem Ziele. Endlich war es erreicht. Der Schulmeister steckte den Schlüssel ins Schloss, — mein Herz klopfte gewaltig.

Polternd öffnete sich die Thür.

Gleich darauf entdeckten die Blicke des Schulmeisters das angerichtete Unheil, da der Platz, an welchem der Heber hängen sollte, so gewählt war, dass er dem Eintretenden gleich in die Augen fallen musste.

„Ah, das ist nit schlecht", rief er überrascht aus, „da liegt ja der Heber zerbroch'n am Bod'n! — Hm, hm! war denn gestern wer im Keller?" wandte er sich fragend an mich.

Ich that natürlich ebenfalls sehr überrascht und verneinte seine Muthmaßung. Dann trat ich näher herzu, um das Unglück genauer zu erforschen.

Mein Blick suchte wie zufällig den Nagel, an dem das gläserne Geräth gehangen war.

„Da haben wir's schon", verkündete ich meine gemachte Entdeckung, „das war der Grund; der Nagel war ja schon ganz schief. — Da ist

er wahrscheinlich durch seine eigene Schwere herabgerutscht und zerbrochen. Da liegen auch die Scherben", wies ich so unbefangen als möglich nach dem am Boden liegenden Scherbenhaufen.

Mein Herr und mein Meister besah den Haufen, indem er murmelte: „Ja, ja, wird schon so sein, — wird schon so sein!"

Da athmete ich erleichtert auf.

Doch „mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten" und „das Unglück schreitet schnell".

Plötzlich wurden des Schulmeisters Mienen streng, er bückte sich rasch, ergriff einen der Scherben und hob ihn auf. Zornig hielt er mir das Glasstück unter die Augen.

Ich erbleichte jach, als ich es ersah.

Der Schulmeister aber kreischte: „Ist das etwan auch ein Scherben vom Heber? Hm? Oder hat der Heber vielleicht gar an Krügelhenkel g'habt?"

Betroffen starrte ich das Corpus delicti in seiner Hand an.

Richtig, das war der Henkel eines Krügelglases, desselben Glases, das ich gestern in meiner Ungeschicklichkeit sammt dem Heber zerbrochen hatte.

O heilige Einfalt!

In meiner Besorgnis, den Schaden möglichst rasch gut zu machen, hatte ich gestern nicht daran gedacht, die Scherben des Krügels von denen des Hebers zu trennen, sondern alles per Bausch und Bogen unter den Nagel auf den Boden gelegt.

Nun war dieses ominöse Krügel zum Verräther geworden. Mein Schulmonarch wusste gleich, wie viel es geschlagen, denn mein jähes Entsetzen hatte ihn zur Genüge belehrt. Er sagte mir meine Missethat auf den Kopf zu. Ich, gedrungen von der Macht des Augenblickes, gab klein bei und legte eine vollständige Beichte ab. —

Die Strafpredigt, die ich daraufhin erhielt, war nicht ohne. Zerknirscht, wie ein begossener Pudel, schlich ich hinter ihm d'rein, als wir nach Hause wanderten.

Auch der Frau Schulmeisterin wurde mein Vergehen geoffenbart. Die schien dasselbe aber nicht so ernsthaft zu nehmen, wie ihr Herr Gemahl, denn sie lächelte mehrmals bei der Erzählung desselben. Später, als der Schulmeister sich einen Augenblick entfernt hatte, tröstete sie mich und sagte: „Er wird schon wieder stad werden, machen S' Ihnen nit viel d'raus."

Er (der Schulmeister nämlich) schien aber so bald nicht „stad" zu werden. Er trug mir's bitter nach, dass ich ihn hintergangen hatte. Abgesehen davon, dass des andern Tages meine beiden Verführer und Zechgenossen ebenfalls ordentlich abgekanzelt wurden, würdigte er speciell mich noch lange keines Blickes oder eines vertraulichen Wortes.

Wohl musste ich noch immer zum Keller mitgehen, aber den Wein hob er von nun an selbst heraus. Denn, sagte er, habe ich seinen

Wein fremden Leuten geschenkt, so könne ich auch heimlich durch den Heber trinken. Einmal habe ich so ganz verdächtig geschwankt beim Nachhausegehen, was ihm damals ganz unerklärlich gewesen wäre. Jetzt aber wisse er's. — — —

Da ich diese Strafen alle ohne zu mucksen auf mich nahm, so wich endlich sein Groll milderen Regungen und er verzieh mir endgiltig.

Auch das „Herausheben" übertrug er mir wieder, so dass unser altes Freundschaftsverhältnis neuerdings hergestellt war. —

Lange genoss ich diese Gunst aber nicht mehr, da ich bald darauf auf mein Ansuchen nach P**, einem größeren Ort, versetzt wurde.

Bei meinem Scheiden vergoss der brave Alte Thränen, so schwer wurde ihm der Abschied von mir. Ich hatte auch, ausgenommen des einen eben erzählten Falles, seinen Wünschen nie zuwider gehandelt und war ihm daher fast wie ein Sohn lieb gewesen.

„Und wenn's Ihnen in P** nicht gut gehen sollte, so kommen S' nur wieder zu mir", rief er mir noch nach. — — — — —

Ich habe meinen alten Schulmeister nicht mehr wiedergesehen, denn bald nach meinem Scheiden von M**, legte er sein müdes Haupt zum ewigen Schlafe nieder.[1])

Diethelm, der Spielmann.

Eine Geschichte aus alten Zeiten von **Hans Watser.**

In Glockhausen ist Jahrmarkt.

Und wenn in Glockhausen Jahrmarkt ist, da wird die große Dorfkirche zur Arche Noahs, da sind alle beisammen — von jeder Gattung wenigstens ein Paar. Als sie nach der Messe nun herausströmten zum gothischen Thor, über den wogenden Köpfen ein Qualm von Menschendunst und Weihrauchduft, schob das auf dem Stein hockende Weib die zwei Kinder vor sich der Menge zu: „Jetzt schaut zum Beten, Bübelein! Um ein Almosen für den gefangenen Vater. Räuber haben ihn entführt. Wir haben alles verkauft. Haus und Feld verkauft. Es reicht nicht. Sie wollen ihn umbringen. Christenbrüder und Schwestern, wir bitten um einen Beitrag zum Lösegeld!"

So sagt es das junge Weib laut vor sich hin, und die Knäblein, die mageren Hände gefaltet, lallen es nach: „Für defangenen Ater!"

Baldegunds Weib, das arme! Mancher wollte vor der traurigen Gruppe stehen bleiben und hören, ob schon Näheres zu erfahren wäre von der grauenhaften Geschichte, aber hinten drängte es nach, kaum, dass sie ihre

[1]) Der Verfasser ist wohl mehr Dichter als Schulmann; ein solcher möchte derlei Stücklein wohl des Spasses halber erzählen, aber nicht ausführen. Die Red.

Heller ins Körblein werfen konnten, das die kummervolle Bettlerin auf dem Schoß hatte.

Einer reckte über der Menge auf dünnem Halse seinen grauen, bartstoppeligen Kopf empor: „Was hat's denn, dass nit weiter geht? Haben's Äpfel feil?"

„Baldegunds Weib, wenn du's wissen willst, Hartlieb. Um Lösegeld thut sie bitten, wer was hergeben will."

„Geld hergeben, pfui!" sagte der graue Hartlieb und wandte sich mehr nach der andern Seite.

Als der Hauptschwall sich auf den Marktplatz hin ergossen hatte, wo die Krämer bereits ihre unerhört ausgezeichneten und billigen Schätze auslärmten, stand ein rundliches Männlein still vor Baldegunds Familie, steckte seine Finger in die Westentaschen, ohne aber etwas hervorzuholen. Seine kurzen Beine weit auseinander, sein Haupt vorgebeugt, das schmalkrämpige Hüttlein am Nacken. Und hub nun an: „Weibsen! Weibsen! Ist's denn richtig? Aber das ist ja eine teuflische Sach'? Wahr ist's nicht, hab' ich gesagt. Und anitzo hör' ich's von dir selber! So soll ihn doch der neunschwänzig Satan holen, diesen Hinkmar!

„Der Hinkmar war's ja nicht!" rief das Weib grell aus, „der Botwin! Der Räuber Botwin hat ihn weggeführt. Vom Söller aus hab' ich's gesehen. Der gelbborstige Botwin ist's gewesen."

„Baldegundin, liebste!" sagte der kleine Mann. „In dieser einen Tasche habe ich zehn Schinderlinge, die kriegst als Almosen wegen dem Christenthum. Und in dieser anderen Tasche hab' ich sieben Groschen, die kriegst wegen der Neugier. Aber du musst mir alles erzählen."

„Mein Gotte!" rief das Weib, „was ist denn viel zu erzählen! Er hat mit dem Ross geackert auf dem Feld. Zur Mittagszeit — aber Kinder, kehrt euch doch nicht allemal nach meinen Reden, thut beten und Gaben sammeln; seht doch, dass wieder Leut' kommen! — Zur Mittagszeit, wie ich auf den Söller geh' und ihn zum Essen will rufen vom Feld, seh' ich sie ringen miteinand, ihn, den Baldegund, mit einem Fremden. Ein Mensch, ein schreckbar großer. Er hat ihn schon in der Furch'. Ich zum Nachbar hinüber: Leut! Der Raubritter! Meinen Mann hat er angefallen. Hilfe! — Wie wir hinauskommen, sitzt er schon auf dem Ross, und wie ein kleines Kind vor sich, so hat der Raubmensch meinen Mann, und sprengt davon — gegen die Mutolfschluchten hinein. Ich bitt' euch!"

„Aber Baldegundin, liebste, das weiß ich ja schon alles. Seit vierzehn Tagen ist ja keine andere Mär im Lande. Sei mal ein bisschen froh, Baldegundin, dass er *dich* nicht hat gemaust, der Spitzbub. Den Mann gänzt er nicht so leicht an, den wirst wohl wieder kriegen."

„Kriegen, kriegen — freilich. Wenn Geld da wär'!"

„Wie viel kostet er denn?"

Das Weib holte einen schweren Athemzug aus der Brust und berichtete: „Der Botwin hat mir sagen lassen, funfzehnhundert —"

„Groschen?"

„Thaler!"

Das dicke Männlein hat einen Pfiff gethan.

„Ist zwar ein recht braver Mann, der Baldegund", sagte er, das Wort langweilig hervorschleifend, „aber funfzehnhundert Thaler — Frag', ob er's wert ist."

„Ich hab' schon den Grund verkauft und das Haus und das Vieh", erzählte das Weib, „ich hab' meiner Eltern Silber verkauft und den Ring und alles, es kleckt nicht. Ich hab' der Kinder Kresengeld genommen und meinen Altersgroschen von der Gemeinde und hab' ihn bitten lassen, er möcht' genug haben mit zwölfhundert. Morgens drauf liegt im Apfelbaum-Zwiesel das Brett, und mit Kohlen angemerkt: Funfzehnhundert Thaler, oder umlegen. Noch neun Tage Zeit. — Heut ist der vierte Tag. Um des lieben Heilands Marterwunden willen, Leut', thut mir helfen!"

Der Alte leerte seine beiden Westentaschen, das gab einen Thaler und zehn Schinderlinge. Hätte er auch seine Rocktasche geleert, der Familie wäre Mann und Vater erkauft gewesen. Er aber füßelte eilig hinaus auf den Markt und kaufte zwei junge Pferdlein. Und dachte: Heut wird mir doch der Herrgott ein gutes Geschäft machen lassen, denn ich habe einen Thaler und zehn Schinderlinge Almosen gegeben!

Auf der Kirchhofmauer saß ein lustiger Spielmann. An dem klapperte alles, wenn er sich bewegte. Der Rippenhans kann nicht heftiger klappern, als es dieser junge Spielmann that, und er war doch voller Blut und Leben. Es war aber ein sehr anmuthiges Klappern. An seinem Leibe hiengen nämlich zahllose Holzstäbchen, längere und kürzere, alle ausgehöhlt und vielfach durchlöchert. So oft sich der Mensch auf seinem hohen Mauersitz bewegte oder gar darüber hinlief wie die Katz über den Dachfirst, schlugen die Stäbchen aneinander, dass es eine Art hölzernen Glockenspieles gab. Dann fasste er manchmal eine der Pfeifen kundig zwischen die schlanken Finger und blies darauf frohmuthige Melodein über den furrenden Jahrmarkt hin. Mancher spitzte ihm seine Ohren mit Wohlgefallen zu, selbst der graue Hartlieb. Denn das war doch ein ganz ungefährlicher Spielmann oben auf der Kirchhofsmauer — einstweilen wenigstens. Bis er herabkommt und den Leuten das Innere seiner grauen Wollmütze unter die Augen hält, sind wir schon davon.

Ein wohlgesetzter Mann, in seinem dunkelbraunen Gesichte und mit dem Federkamm auf dem Hute einem Rothhäuter ähnlich, trieb sich sachte durch das Menschengewirr gegen die Kirchhofsmauer hin, aber nicht des Spielmanns wegen, vielmehr des armen Weibes halber, das immer noch an der Pforte saß und leise betend vor sich hinstarrte.

„Schau, ſchau“, ſagte er gemüthlich. „Eine alte Bekannte. Heißt das, alt nicht. Es iſt fabelhaft, wie gut du dich erhältſt, Rada. Sind immerhin etlich zehn Jährlein her. Bin auch ich noch ſoweit beiſam'. Kennen wirſt mich ja. Pächter bin ich jetzt auf der Wildſtatt. Der Hademar, weißt wohl.“

Das Weib hatte ihr Haupt erhoben, ihr Haar aus der Stirne geſtrichen, ſchaute dem Manne ins Geſicht und ſagte: „Ihr werdet euch verkennen. Ich bin nicht die Rada. Meine Mutter hat ſo geheißen.“

„Was du ſagſt!“ entgegnete er. „Deine Mutter hat Rada geheißen? Ja, nachher wärſt du ja die Tochter deiner Mutter! Schau, ſchau! Sie war auch ſchön! Oh, das war ein ſauberes Mädel.“

„Ich bin Baldegundens Weib.“

„Den ſie geſtohlen haben? Schau, ſchau! Sind das deinige?“ er deutete gegen die beiden Knaben, die ſich auf dem Raſen herumbalgten. „Schau, da ſieht man erſt, daſs einer alt wird. An andern ſieht man's. Sich ſelber will man's nicht glauben. Und in Wahrheit iſt's ſo, das Weib iſt jung, ſolang man's für jung hält, der Mann, ſolang er ſich jung vorkommt. — Mit deinem Mann ſollſt Malheur gehabt haben, hör' ich. Schau, ſchau! Gelt, Rada, es macht nichts, wenn ich mich zu dir in den Schatten ſetze. Wir kunnten nachher mit einander gehen, wenn du magſt. Löſegeld brauchſt, ſagen ſie. Vielleicht — wir wollen mal ſehen, vielleicht finden wir was.“

Zuerſt hatte er laut geſprochen, dann leiſer, und nun flüſterte er nur mehr, ſo daſs es kaum für das Weib zu hören war. Über ihren Häupten auf der Mauer der Muſikant las es aber beiläufig vom Geſichte des Wildſtattpächters ab, was er ſprach. Jetzt zog ſich der Mund breit gegen die Ohren hin, jetzt ſpitzte er ſich rundlich zuſammen; jetzt ſchoſſen die Schweinsäuglein lebhaft hin und her, jetzt duckten ſie ſich hinter die zwinkernden Lider; jetzt bekam die Naſe eine ſcharfe Spitze, jetzt krümmte ſie ſich zu einem Buckel. Das Weib ſtieß ihn plötzlich mit der Hand zurück und rief unter hartem Lachen auf: „Dann braucht' ich ja meinen Mann nicht, du Spitzbub!“

„Du Spitzbub! Du Spitzbub!“ ſagte es der auf der Mauer nach, wie ein munterer Papagei. Der Pächter Hademar ſchoſs einen ſchwer vergifteten Blick auf den Spielmann: „In mein Haus komm' mir noch einmal, Bettelpfeifer, verdammter!“ Dann hat er ſich verzogen.

Dieweilen Baldegunds Weib noch daſaß und in der flachen Hand den heutigen Erlös überzählte — zwei Thaler und fünfzehn Schinderlinge im Ganzen — ſprang der Burſche von der Mauer herab, nahte ſich beſcheidentlich und ſprach ſie an: „Baldegunds Weib kann ſich heute, ſcheint mir, vor den Mannsbildern nicht erwehren. Einer bettelt um dies, einer um das.“

Sie ſtreute die Münzen auf die Erde: „Wenn ein Wunder geſchieht, ſo tragen ſie bis in drei Tagen hundertfältige Frucht. Wenn keins geſchieht, iſt mein Mann verloren.“

„Das iſt ja der lautere Stein, auf den du ſäeſt!“ rief der Spielmann.

„Die Menſchen ſind härter, als der Stein.“

„Baldegundin! Ich habe oft an deiner Thür gebettelt. Bei dir hab' ich's nicht erfahren, daſs die Menſchen von Stein ſind. Ich bitte dich ſchön! Bettle doch auch du mich einmal an.“

„O Kind, du gutes!“ rief ſie und legte die Hände ineinander, „ich brauche viel Geld, ſo viel! Und du haſt wenig nicht!“

„So will ich dir was ſagen, Baldegundin. Du brauchſt gar kein Geld. Du brauchſt einen Kerl, der deinen Mann aus der Räubersburg befreit. Einen muthigen Geſellen, der dem Erzböſewicht und ſeiner Bande gewachſen iſt!“

Sagte ſie ganz ſchläferig: „Da getraue ich mich erſt noch eher das Löſegeld zuſammenzubringen. Geldleute gibt's, aber Ritter gibt's keinen.“

Jetzt ſchüttelte ſich der Spielmann, daſs die Pfeifen klapperten rings um ſeinen ſchlanken Leib. Dann ſtellte er ſich gerade wie eine Königskerze vor ſie hin und ſagte gelaſſen: „Da ſteht einer.“

Sie muſste lachen. Und ſagte dann mit Spott: „Am Ende willſt du meinen Mann befreien?“

„Warum denn nicht?“

„Willſt du das Burgſchloſs belagern?“

„Möglich.“

„Willſt du die Räubersburg erobern?“

„Wahrſcheinlich.“

„Mit Pulver und Schwert etwa?“

„Schwerlich“, ſagte er, auf ſeine Pfeifen deutend, „dieſe Rohre gehen nicht los, und dieſe Spieße ſtechen nicht.“

„Vor dem Unglücke ſollte auch der Schalk Achtung haben“, ſagte ſie.

„Daſs ich ſchalke, meinſt du? — Weib, ich bin ein ſchlechter Spielmann. Ich ſpiele nicht, die Leute ſpielen mit mir. Sie fangen mich ein, laſſen mich pfeifen, füttern mich ſatt, treiben mit mir Geſpött und jagen mich lachend davon, weil ich ein Unnutz bin! Ein Unnutz, ſagen ſie, bin ich. Die ganze Gegend weiß es ſeit Tagen, wo der Baldegund iſt. Keiner rührt ſich, höchſtens, daſs ſie denken: fünfzehnhundert Thaler thät' er koſten. Viel Geld! Geld, anders können ſie ja nichts denken. Aber geben thun ſie auch das Geld nicht. Ich gib's ebenfalls nicht. — Weib, wenn du den Spielmann Diethelm jetzt werten ſollteſt! Meinſt, daſs er fünfzehnhundert ſchwer iſt? Ich münze mich. Ich münze mich aus, Baldegundin! Ich hab' alles geſchenkt bekommen, was ich bin und habe. Und jetzt ſchenke ich mich ſelber her, da haſt mich. Geh, dumm, daſs du zornig wirſt, wie beim rothen

Pächter. Kannſt mich ja weiterſchenken. Am Ende haſt du deinen Baldegund lieber als mich. Auch gut. Ich gehe ins Lungſchloſs."

„Alſo austauſchen meinen Mann, für dich?!"

„Fällt mir nicht ein. Herr Botwin gibt keinen Pfifferling für den Pfeifer. Geſchweige den Fünfzehnhundertthaler-Mann. Ah ne, Baldegundin, das wollen wir ſchon beſſer machen."

„Wie willſt es aber nur machen?"

„Das weiß ich ſelber noch nicht. In fünf Tagen, wenn's gut geht. Bei eurer erſten Hochzeit habe ich ſchön gepfiffen, mit der langen da, mit der da — weißt du noch? Bei eurer zweiten Hochzeit will ich noch ſchöner pfeifen. Geh, das Kleingeld laſs liegen. Wir brauchen keins. — Das iſt auch nix nutz!" Er ſtrich ihr mit der Hand über die Wangen, an welchen große Tropfen niederrannen. „Du muſst dir muntere Guckelein herrichten, bis er kommt. Ein Vaterunſer, wenn du Zeit haſt, kannſt beten, daſs mir der Obere den Spaſs nicht verdirbt. Wups!"

Er ſprang wegshin, es klapperten die Pfeifen.

Einer der Knaben hub zu gröhlen an. „Feifenmann nit fortdehen! Feifenmann wieder gummen!"

Das Weib packte die lebendigen Kleinodien zuſammen und gieng dem Gehöfte zu, das ſeit ein paar Tagen nicht mehr ihnen gehörte. In weitem Bogen wich ſie dem ſchrillenden Jahrmarkt aus — dort waren die Richtigen beiſammen.

Seit die Truppen des Landesherren in Böhmen lagen, war Ritter Botwin der Schrecken weitum. Ein Hauptmann war er geweſen im Heere, unter der Anführung des Fürſten. Als er aber merkte, daſs im unendlichen Kriege das Fauſtrecht Landesverfaſſung geworden war, ſchwenkte er mit ſeinem Fähnlein ſeitab, zog plündernd durch das Freundesland und nahm Beſitz von der beſatzungsloſen Burg in den Mutolfſchluchten, genannt das Lungſchloſs, das hoch in der Niſche einer Felswand ſtand und nur unterirdiſche Zugänge hatte. Des Schloſſes Eigenthümer, Graf Thurnſtein, lag im Böhmerlande ſchwer verwundet. Botwin fühlte ſich gleich als rechtmäßigen Beſitzer der Burg, denn er hatte ſie ja „genommen". Und ſollte der Graf je noch einmal heimkehren, ſo müſste er eben das Lungſchloſs wieder erobern nach löblichem Landesbrauch, oder darauf kameradſchaftlich verzichten. Das Miſsliche war nur, daſs — als Botwin mit ſeiner Bande einzog — ihm Haufen halbverhungerter Mäuſe entgegenkamen, nicht ſoſehr zur Begrüßungsfeierlichkeit, als vielmehr in der Hoffnung, die Anrückenden würden Korn und Speck mitbringen. Sie brachten aber nichts mit, als was bereits ſeit langem im Schloſſe war — einen raſenden Hunger. Es wurden ſofort Ausflüge in die Umgebung gemacht; das weniger, um die romantiſche Natur zu bewundern, als um den Landleuten, die ſich weigerten, dem

fremdem Eindringling Abgaben zu steuern, die Sachen wegzunehmen. Diese rotteten sich zusammen und wehrten sich ihrer Haut. Das nahm Botwin für eine aufgelegte Kriegserklärung. Offene Schlachten lieferte er ihnen nicht, dafür war seine Bande zu klein. Nur im Felsenschloss konnte er sich behaupten. In schlauen Winkelzügen kaperte er seinen Raub, nahm, wo er fand, entführte Rinder, Schafe, Pferde und schließlich — wo es sein konnte — auch Menschen, die er nur gegen schweres Lösegeld wieder zurückgab.

So hatte sich „Ritter" Botwin auch den Bauer Baldegund vom Felde geholt und den wollte der Spielmann Diethelm nun zurücknehmen. Mit tänzelnden Schritten zog er munter durch die Mutolfschluchten hinein unter fortwährendem Klappern seiner Pfeifen. Der letzte Engpass war besetzt mit Botwins Reisigen, die dem frohen Knaben die offenen Arme entgegenhielten. Sie erklärten ihn lachend als Gefangenen und führten ihn auf die Burg. Er antwortete, das enthebe ihn der Mühe, in der Burg um Einlass zu bitten, denn er sei gekommen, dem edlen Ritter Botwin ein Preislied zu singen. Er sei es satt zu hungern, bei den dummen Bauern herum. Er wolle einmal ein höfischer Sänger sein.

Darob begann im Lungschloss ein dralles Vergnügen. Botwin hatte schon lange auf Mittel gesonnen, seiner tapferen Bande einmal ein Lustfest zu geben, zumal vor kurzem auch für das abgefangene Weib eines reichen Brotbäckers ein sehr erkleckliches Lösegeld eingelangt war. Demnach war der Schlossherr guter Laune, als der klappernde Spielmann ihm vorgeführt wurde.

Dieser Botwin! Ein Kerl wie der wilde Eber! Ein Kerl wie der Satan im illustrierten Märchenbuch. Der Räuber Kuno ist ein wohlgearteter Seminarzögling dagegen. Und der Spielmann dagegen ein Knabe, der just das erste Höslein bekommen hat, wie er jetzt schrecklich treuherzig aufblickte zum wilden Riesen, der nach schlechtgegerbten Thierfellen roch.

Das war Ritter Botwin, der neue Herr auf dem Lungschloss.

„Was kannst du denn, lieber Hund?" fragte er den Diethelm.

„Ich kann alles, großer Löwe! Alles, was dir zum Ruhm ist!"

„Zum Ruhm?"

Der Schlossherr winkte mit der Hand: „Lass das. Auf diesen Speck gehe ich nicht. Daran magst du die tapferen Feldherren lecken lassen, Kleiner, die jetzt in Böhmen Frösche dressieren und auf einen blinden Harfenisten warten, der sie in die unsterbliche Weltgeschichte hineinzirpt. Ich will mich bloß unterhalten."

„Wünsch' gute Unterhaltung, edler Herr!"

„Kannst du Komödiespielen, Schafsnase?"

„Können?! Ihr beleidigt mich, gestrenger Ritter! Ich leite die größten Schauspielertruppen, Helden, Sänger und Schalksnarren. Sogar mich selber spiele ich nicht schlecht."

„So ſage doch, Krötenſohn, wo haſt du denn deine Truppe?"

„Liegt bei Euch in beſter Verwahrung, hoher Fürſt."

„Was heißt das?" ſchnob Botwin.

„Herr, wenn Ihr ſo ſtreng ſeid! Die freien Künſte bedürfen gnädigen Sonnenſcheins, mächtiger König. Ich wollt Euch ja doch unterhalten? Ihr wollt gewiſs recht lachen?"

Der Herr ſtreichelte den Spielmann an der Wange: „Freilich will ich lachen, du lieber Kerl. Deine ſchönen Pfeifelein da! Darf man eine angreifen?"

Dieſe Güte war doch Sonnenſchein genug, Spielmann. Wie?

„Dann bin ich ſchon recht mit dem Baldegund", ſagte der Diethelm.

„Baldegund? Der Bauer? Was haſt du mit dem?"

„Herr, der Baldegund hat meine Komödiantentruppe im Bauch. Herr, der iſt es ja, mit dem ich Euch Milz und Leber aus dem Leib lachen mache."

„Hund, räudiger, was geht dich der Baldegund an?"

„Milz, Leber und die Galle — ha ha ha, ſo heraus, ha ha ha, immer ſo heraus, Herr! Man muſs aber ein Tuch um den Hals machen, ziemlich eng, daſs ſich die Seele nicht herauslacht. Der Herulf zu Glockhauſen, dem iſt ſie beim Lachen ſo weit zum Mund herausgeflattert, daſs ſie der Dorfſchmied mit dem Blaſebalg hat müſſen zurück hineinjagen. So hat er gelacht wegen des Bauchredners Baldegund."

„Bauchreden, ſagſt du?"

„Bauchreden, ſage ich, allergnädigſter Herr."

Der Botwin wurde wieder ganz ſchmiegſam, nahm wie in Zerſtreuung ſpielend den Spielmann am Ohr und hob ihn ſo in die Höhe. Da klapperten nur wieder die Pfeifen, der Burſche ſelber gab keinen Laut.

„Das Bauchreden, liebes Kindlein, muſs wohl ein großer Spaſs ſein, beſonders nach vorne, gelt? Aber den Baldegund hol' ich dir nicht hervor. Der bleibt in meiner Eiſencaſſe. Iſt ſo viel als Bargeld. Mit dem laſs' ich nicht ſpielen. — Knabe, du biſt ſchön wie ein junges Kalb. Kannſt du klettern? So klettere einmal an mir heran. Am erſten Tage bis zum Knie, am zweiten bis zum Hoſenſack, dort Ruhetag, was?"

So das Großmaul, hatte aber für den Diethelm nunmehr keinen Reiz. Sein Plan war miſslungen. Botwin ließ den Baldegund nicht aus der Höhle.

Hingegen wurde ſchon am nächſten Tage auf der Waldwieſe ein Luſtfeſt veranſtaltet, bei dem der Spielmann klappern ſollte, pfeifen, ſingen und all ſeine Künſte zeigen. Die ganze Schloſsbewohnerſchaft war dabei. Sogar das Gemachel des Botwin, ein ſo blaſſes, ſchattenhaftes Weib, daſs der Spielmann anfangs faſt vor ihr erſchrak, in der Meinung, es ſei das altherkömmliche Burgmöbel, die weiße Frau.

Anders zumuthe ward ihm bei dem Töchterlein. Jetzt hätte er wohl ohne Pardon den Raubritter mögen henken laſſen, weil er der Vater eines

ſolchen Weſens war. Und es noch liebkoſen. Das war das größte Verbrechen. Das Mädel hieß Jugunda und war wahnſinnig ſchön. So ſchön, daſs Diethelm laut aufſchrie, als er es das erſtemal im weichen Felle über den Raſen hüpfen ſah. Dann log er, eine Hummel habe ihn geſtochen. Ein anderer würde vielleicht gefunden haben, daſs das junge Ding die Augen zu weit auseinander hätte, und eine zu kurze Naſe, und einen gar zu kleinen Mund, der ganz rund war und nach unten und oben ausgeböſcht, ſo daſs man das feuchte, kirſchrothe Unterfutter gar ſchön ſah. Aber den Diethelm ſtach die Hummel zum zweitemal und all ſeine Blutstropfen wollten die Adern ſprengen und auf das Mädel hinſpringen. Einſtweilen klapperte er ganz ſchrecklich mit ſeinen Pfeifen, die wie ein Pferdefliegennetz rings um ſein Gewand niederbaumelten. Der kleinen Jugunde gefiel das ganz ungeheuer, ſie klatſchte in die Hände und tanzte um ihn herum, und wenn er weiter gieng, tanzte ſie immer noch um ihn herum, wie der Mond, der den wandernden Erdball begleitet.

Weinfäſſer waren auf den Waldanger gewälzt worden. Etliche der Geſellen hatten nämlich einem Weinführer das beſchwerliche Fuhrwerk erleichtert. Der Platz war voller Spießgeſellen und kecker Dirnen. Der Botwin liebte das. Für heute hatte er ſich ganz beſondere Ergötzlichkeiten ausgedacht. Er war kein geborener maitre de plaisir, ſo wuſste er auch nicht, womit Luſtfeſte eigentlich ausgeſtattet werden. Die Soldaten wuſsten einiges, das Beſte muſste er ſich ſelber erfinden. Den größten Spaſs bereitete ihm der Reifritt. Da hatte er einen großen Holzreifen aufſtellen laſſen wie ein Thor und denſelben ringsum mit lebendigem Gevögel behangen — mit Krähen, Raben, Geiern, Hähern. Dann hatte er ſich auf einen großen Ziegenbock geſetzt, mit dem er durch den flatternden, kreiſchenden, pfeifenden Reifen zu reiten gedachte. Aber der Ziegenbock wollte nicht. Zwei Knappen muſsten das Beſt dreſſieren helfen und als es ſo weit war, daſs es ſchrittweiſe vorwärts bockte — durch den Reifen wollte es immer noch nicht. Botwin winſelte vor Ärger und Gier, durchzuſauſen, es vergiengen Stunden, bis der Ritt zur Noth gelang und der Bock jenſeits des Reifens keuchend und ſchäumend zuſammenſtürzte. Nun wollte man aber auch einmal den Spielmann haben. Und der war nicht da. Den Schloſsherrn verlangte es nach ſeinem Töchterlein Jugunda. Es war das einzige milde Lichtlein ſeines finſteren, rauhen Lebens. Jetzt wollte er ihm den Reifritt zeigen und für das Töchterlein noch ein zweites Böcklein bringen laſſen. Aber das Töchterlein war auch nicht da.

Am Waldrande dort, ſchon unter dem Eichenſchatten, hatte der Spielmann ſein feinſtes Pfeiflein von der Lende gelöst und hub damit ein Liedel an zu blaſen. — Ein Liedel, ſo wunderſam, daſs Jugunda in noch engerem Kreiſe ihn umtanzte. Sie ſtand auf dem einen Barfüßchen und drehte ſich wie ein Kreiſel, ſie ſtand auf dem anderen und hüpfte wie ein Bachſtelzlein voran.

Der Spielmann blies gar lieblich auf der Flöte und zog ſich dabei ſachte zwiſchen das Geſtämme hinein in den dunklen Wald. Das Mägdlein neben und hinter drein trällerte, jurrte und ſang, und wenn die Luſt zu groß ward, ſprang ein helles Jauchzen aus ihrem runden Mündchen. Und der Spielmann blies und ſchlich mählich dahin, immer weiter und weiter durch den Wald, und das Maidel folgte ihm tänzelnd nach. . . . .

Was war das Lied lang in der Pfeife! Und was war es luſtig! Es war ſo ſüß! So heiß! — Athemlos, bewuſstlos ſank Jugunde endlich aufs feuchte Moos.

Der Spielmann hieng die Pfeife an ihren Platz, faſste die Maid in die Arme, und wie man ein Kind trägt, ſo trug er es dahin durch den Wald, durch die Schluchten, dahin über die Matten, über die Felder bis zum großen Dorf Glockhauſen.

Als die Leute ſolcherlei erſchaut, da ſind ſie ſehr tapfer und ſehr hochherzig geworden. Man brauchte ja nichts mehr zu thun und zu geben für den geraubten Baldegund. Der Schultheiß nur, der gab für des Spielmanns ſchöne Beute eine Stube und was dazugehört. Und Diethelm begann die Verhandlungen.

„Ritter Botwin, allergnädigſter Spitzbub! Gibſt du den Baldegund, ſo bekommſt du dein Mädel! Sonſt wird's geſchlachtet!“ — Der Spielmann biſs derb in die Finger, die das letzte Wort geſchrieben hatten.

Schon am zweiten Tage, des Morgens, als die Leute zur Meſſe giengen, lag auf dem Stein vor der Kirche die Schrift aus dem Lungſchloſſe. — Desſelben Nachmittags, Stunde drei, am Eingang der Mutolfſchluchten ſollte der Umtauſch ſein.

Jetzt kam aber das unvorhergeſehene Ereignis: die ſchöne Jugunda wollte nicht. Sie bliebe lieber beim Spielmann.

Baldegunds Weib kniete nieder vor dem Mädel wie vor einem Heiligenbild, und betete, wie ſie noch nie eine Gottheit ſo heftig, ſo glühend angebetet hatte: „Geh' zu deinem Vater! Erlöſe mir meinen Mann!“

Das Mädel lachte, ſchüttelte den Kopf und ſchmiegte ſich an die Pfeifen ihres Diethelm.

Aber das Weib umklammerte ihre Füße: „Engel, gib mir meinen Mann!“

Sagte die Kleine ſehr fröhlich: „Du haſt den deinigen ſchon lange gehabt, jetzt will ich den meinigen haben!“ Und rankte ſich noch enger an den Spielmann.

Hierauf neue Note an den Raubritter: „Lieber Herr Vater! Ich hab' mir's überlegt. Zurückgeben thu' ich das Maidel überhaupt nicht. An dem Baldegund liegt uns nicht viel. Wenn du ihn für dich behältſt, ſo wird eben dein Töchterlein — du weißt ſchon was. Wenn du ihn bis morgen mittags nach Glockhauſen ſendeſt, ſo wird dein Töchterlein geheiratet. Von deinem lieben Schwiegerſohn Diethelm.

Als Antwort auf ſolches Ultimatum hat der Burgherr auf dem Lungſchloſs den Baldegund hingegen ſchier bis zum Eingang der Mutolfſchluchten führen und dort an einen Kiefernbaum binden laſſen. Im Hinterhalt lauerten die Spießgeſellen mit den Flinten. Er hatte ſagen laſſen: Wenn die Jugunda friſch und geſund herbeigebracht werde, ſo könne man den Baldegund haben. Sie möge, wenn's ſchon gar nicht anders gienge, halt auch den Spielmann mitbringen.

Einen Tag ſchmachtete der Bauer Baldegund an dem Baum gebunden. Er ſchrie jämmerlich nach Weib und Kind. Gegen Abend wurde er heiſer, und als die Nacht kam, die dunkle, erhob ſich oben hinter dem Felſen ein liebliches Pfeifenblaſen. Die Spießgeſellen horchten, und kletterten dann hinauf, um den prächtigen Singvogel einzufangen. Dieweilen lief Diethelm hinter dem Felſen in die Schlucht zum Kiefernbaum hinab und ſtahl den Baldegund. Er ſchnitt die Stricke ab und ſchleppte den Mann eilends davon gen Glockhauſen. Und das Mädel gab er auch nicht zurück. — Wenn ein junger Spielmann um ſo viel geſcheiter iſt wie ein alter Räuber, und ſo luſtig und ſo lieb! Jugunda! man kann dir nicht unrecht geben, wenn du ſo gern beim Diethelm bleibſt. . . .

Sommerfriſche.

Von Sophie von Khuenberg.

Der Hochwald rauſcht, es lockt ſein kühler Schatten,
Denn Sonnenſchein liegt blendend auf den Matten.

Verworr'ne Märchen rauſcht der wilde Fluſs,
Geſchwellt von Wettersturm und Regenguſs.

Das Kirchlein ſteht in andachtsvollem Schweigen,
Waldvögel-Sehnſucht ſingt aus allen Zweigen.

Mein Herz wird voll, und meine Sinne weit —
Gott grüße dich, du ſchöne Einſamkeit!

Sie aber merken nichts von all dem Zauber
Und jeder iſt ein Blinder oder Tauber!

Sie tödten um den Wirtshaustiſch, den runden,
Bei Kartenſpiel und Bier die ſchönſten Stunden.

Geſelligkeit! — Der Seichten Loſungswort,
Hier tönt es mir ans Ohr in einemfort.

Verwünſchtes Pack, erbärmliches Gelichter,
Mit Stolz empfind' ich heute mich als Dichter!

Für mich nur blüht und athmet dieſe Welt,
Grünt dieſer Wald, dehnt ſich des Himmels Zelt,

Rauſcht Bach und Strom, erblüh'n im grünen Rahmen
Genzianenglocken, duftende Cyklamen,

Glüh'n ſchweigend, nachts, die ruhevollen Sterne,
Erglänzt der Mond in traumhaft holder Ferne.

Mich nur umjauchzen ſüße Vogellieder,
Es klingt ihr Reim in meinen Verſen wieder.

Thierſprachenkundig bin ich, ohne Mühe
Verſteh' ich alle Pferde, alle Kühe.

In jedem Hundeherzen kann ich leſen,
Es bleibt mir fremd kein einzig lebend Weſen.

Nur ihr dort, beim Tarok! — Ach, eurer Geiſter
Wird meine Dichterſeele niemals Meiſter.

Die Welt, in der ihr lebt, ſie iſt ſo klein,
So dumpf und eng — da kann ich nicht hinein!

Und thät' ich's doch — ich müſste dran erſticken!
Drum laſst mich aufwärts nach den Bergen blicken.

Erklimmen will ich einſam höchſte Höh'n,
Denn nur hier oben iſt die Welt noch ſchön.

Wo rein die Luft, der Ausblick klar und weit,
Der Kampf verſtummt und ſtille ſteht die Zeit.

Hier laſst mich ruh'n, des ganzen Seins vergeſſen,
Und Dichterträume träumen, unermeſſen.

Die Bedeutung der Satire.

I.

Die Satire liegt auf der Grenze von Poesie und Prosa, von Ästhetik und Ethik. Schon ihre Form ist bald mehr, bald weniger ästhetisch kunstvoll; und ihr Inhalt ist wesentlich nicht ästhetisch. Ihre eigentliche Bedeutung liegt darum nicht in der irgendwie auch bei ihr zuweilen vorhandenen Darstellung des Schönen, sondern in der Durchsetzung der Wahrheit und in ihrer Richtung auf das Gute.

Trotzdem man allgemein den sittlichen Unwillen gegen die verkehrte Wirklichkeit oder die Verachtung, das Missfallen als die Grundstimmung des Satirikers erkennt, hat man doch das moralische Moment noch nicht überall als das wesentlichste in der Satire gewürdigt; und die theologische Ethik überlässt dies ganze fruchtbare Feld den Ästhetikern. Das ist verkehrt, aber erklärlich. Aus zwei Gründen erklärlich. Die Geschichte der Satire zeigt, dass durchaus nicht zu jeder Zeit und in jedem Satiriker oder doch nicht in jedem seiner Werke die aus Sittlichkeit geborene Kritik die Grundstimmung und eigentliche Methode der Satire gewesen ist; vielmehr scheint es oft geradezu auf Unsittlichkeit und das Wohlgefallen daran hinauszulaufen. Und wenn oft genug die sittlichen Grenzen streng beobachtet werden, so bleibt bei manchem Leser doch immer noch der Eindruck zurück, dass etwas nicht in Ordnung ist. In diesem unbestimmten Gefühl sehe ich den zweiten Grund des Misstrauens gegen die Satire. Man ist an eine andere Art sittlicher Wirksamkeit gewöhnt. Man kann sich mit der ganzen Form oder Methode nicht befreunden. Man denkt, der Satiriker meine es böse und wolle verderben. Man ärgert sich über den Spötter, der wohl alles herunterreißen wird, wenn sich ihm nur Gelegenheit dazu bietet. Man stößt sich an der leichten Art, mit der das sittlich Gewichtige spielend hin und her geworfen wird. —

Die Satire an sich — nicht so jede thatsächlich gegebene Satire — hat einen hohen sittlichen Wert. Schon die Mitarbeit an sittlichen Problemen ist wertvoll. Auch einem ungeschickten Arbeiter, wenn er nur Lust und Eifer zur Arbeit zeigt, soll man vertrauen und ihm — helfen, es besser zu machen. Man kann nicht von jeder Satire sagen, dass sie ihre sittliche Arbeit mit Geschick thut; scharfe Unterscheidung der ästhetischen Form von dem sittlichen Gehalt ist nöthig, um in dieser Hinsicht von falschem

Optimismus, von allzu günstiger Beurtheilung loszukommen. Diese Unterscheidung ist nicht so leicht; denn gerade das feine Ineinanderarbeiten des Ästhetischen und Ethischen läßt eine Satire gut gelingen; ist die sittliche Wirkung einer Satire gering, so können demnach ebenso gut die ästhetischen wie die ethischen Mittel des Verfassers mangelhaft gewesen sein. Man darf von der sittlichen Wirkung nicht ohne weiteres auf den sittlichen Wert des Verfassers und seiner Absicht bei der Dichtung schließen. Man wird zugestehen, daſs viele Satiriker durch das sittliche Moment zu ihrer Arbeit getrieben worden sind, und zwar nicht bloß durch die Lust an logisch-psychologischer Zergliederung sittlicher Probleme, sondern durch den Drang, an der Lösung der durch diese Probleme gestellten Aufgaben in ihrer Weise mitzuarbeiten. An diesem Urteil ändert nichts, daß auch Unberufene sich an den Webstuhl setzten, die Fäden arg verwirrten und die Knoten grob durchschnitten. Dies thaten etliche aus Spielerei; sie kannten den Wert der sittlichen Arbeit nicht, sie ahnten nichts von der Wucht sittlicher Thorheit. Und manche thaten es im vollen Bewuſstsein ihrer sündlichen Arbeit; sie ließen sich von der Schönheit der Sünde verleiten, die Waffen der Wahrheit für sie zu gebrauchen. —

Die ideale Satire ist von hohem sittlichem Wert. Nicht bloß wegen der sittlichen Absicht ihrer Verfasser oder — was dasselbe ist — wegen der Mitarbeit an sittlichen Problemen überhaupt. Das ist schon viel. Aber ein Blick auf die Verirrungen, auf die häufige Kritiklosigkeit dieser sittlichen Kritik läßt manchem doch dies Viel wieder als Wenig erscheinen, diese ganze Kunst als Dilettantismus, diese Arbeit als unbefugtes Spiel. Und dieser Eindruck wird so lange andauern, bis man an den wirklich sittlichen Satiren hinter dem sittlichen Eifer auch die persönliche Kraft und den sittlichen Takt ihrer Verfasser erkannt hat. Erst diese Momente sind eine Bürgschaft für einen gewissen Erfolg der Satire, erst sie geben das Recht zu dieser Art von Kritik. Hat man sich hiefür erst den Blick öffnen lassen, so kann es nicht lange dauern, und man erkennt auch das neben der religiösen Unterweisung und der sittlichen Erziehung in Kirche, Schule und Haus existenzberechtigte Verfahren dieser Literaturgattung in seiner eigenartigen Bedeutung für die Welt des Sittlichen an. Es gehört ein besonderes Charisma dazu, um ohne die Autorität von Eltern, Lehrern, Predigern und Parteihäuptern noch erzieherisch wirken zu können. Während im allgemeinen heutzutage an allem Kritik geübt wird, verlangt die öffentliche Meinung, vor deren Forum dies geschieht, doch immer noch eine Vollmacht, wenn die Kritik über das sittlich Indifferente hinausgeht und den Anspruch erhebt, in besondern sittlichen Fragen und über einzelne Personen ein allgemein giltiges Urtheil zu fällen. In der Regel freilich verlangt die öffentliche Meinung dies, weil sie ohne diesen Anspruch schutzlos zu werden fürchtet; nur einige wenige verlangen es

aus dem sittlichen Bewusstsein heraus, dass eine sittliche Autorität niemals bloß äußerlich angemaßt, sondern innerlich begründet sein muss. Der Furcht vor der zerstörenden Macht sittlicher Kritik liegt theils ein starkes Bewusstsein von der eigenen sittlichen Ohnmacht und von dem Recht der Kritik ihr gegenüber zu Grunde, theils aber auch das Bewusstsein, sowohl im Fall des eigenen Rechts wie in dem des eigenen Unrechts dem vernichtenden Urtheil einer nicht immer scharf zwischen Schuld und Unschuld scheidenden Kritik preisgegeben zu sein. Für diesen Fall hat die Forderung des Schutzes gegen Kritik offenbar ihr gutes Recht; denn auch der bloßen Möglichkeit eines Übergriffes gegenüber sind Schutzmaßregeln am Platze. Für den erstern Fall jedoch, wo man seine Schuld selbst erkennt und dennoch die von andern daran geübte Kritik aus der Welt schaffen möchte, bedeutet der Angriff gegen die Kritik nichts Geringeres, als einen Angriff auf das Sittengesetz, auf das eigene Gewissen und das öffentliche Gewissen; hätte er Erfolg, so würde das für diesen Bekämpfer der Kritik einen Zuwachs an Muth zum Sündigen und eine Abnahme des Muthes sittlicher Wahrheit (oder zum Sündenbekenntnis) bedeuten. —

II.

In dem Aufsatz „Über naive und sentimalische Dichtung" handelt Schiller auch von der satirischen Dichtung als einer Art der sentimentalischen. Die sentimentalische Stimmung ist das Resultat des Bestrebens, auch unter den Bedingungen der Reflexion die naive Empfindung dem Inhalt nach wiederherzustellen. Demnach hat es die sentimentalische Dichtung mit zwei streitenden Objecten, mit dem Ideale nämlich und mit der Erfahrung zugleich zu thun. Drei Verhältnisse zwischen dem wirklichen Zustand und dem idealen sind möglich: widerspricht die Wirklichkeit dem Ideal, so entsteht die Satire; stimmt sie mit ihm überein, so entsteht die Idylle; ist theils Widerspruch, theils Übereinstimmung zwischen beiden, so entsteht die Elegie. Diese drei Verhältnisse macht der Dichter: er sieht die mangelhafte Wirklichkeit hinter dem Ideal zurück stehen, er sieht eine ideale Wirklichkeit, er sieht bald dies, bald jenes.

Schiller hat es mit der Reflexion zu thun, die Stimmungen erzeugt; mit Stimmungen, die in ihrer poetischen Ausgestaltung eine verschiedene Stellungnahme des Dichters zu seinem Gegenstande bedeuten. Uns geht die ästhetische Seite der Frage nichts an; der Wert der Dichtung an sich ist uns hier gleichgiltig. Als ein Baustein zum Tempel Gottes in der Welt, als eine Hilfe zur Ausbreitung des Reiches der Wahrheit kommt uns die Satire in Betracht. Die satirische Stimmung erscheint hier als sittliche Macht im Leben; sie steht der wissenschaftlichen Kritik zur Seite, die gleichfalls eine solche Macht ist.

Es gilt heutzutage, alle Mächte zum sittlichen Kampf zusammenzufassen; gegenseitige Missachtung oder auch nur Unbekanntschaft ist darum nicht am Platze. Ehe wir unsere ganz modernen Epigonen der classischen Periode der Literatur auf ihre sittliche Bedeutung hin ansehen, wollen wir doch den großartigen sittlichen Antrieb der Männer von dem vorigen Fin de siècle auf uns wirken lassen. Tausend Bildungselemente sind von ihnen in die Seele unsers Volks übergegangen und fast ist noch nichts gethan, um durch Verbindung dieser allgemeinen Grundlage mit dem religiös-sittlichen Stoff die Möglichkeit eines einheitlichen geistigen Lebens zu schaffen. Die christliche und die humanistische Strömung gehen noch unvermittelt neben einander her. —

Der Dichter Schiller z. B. gewann vom ästhetischen Standpunkte aus feste moralische Positionen. Was haben wir da vom christlich-sittlichen Standpunkt aus für die Gebildeten unserer Zeit zu thun, deren sittliche Anschauung sich so vielfach aus Roman und Bühnenstücken oder aus der Zeitung oder aus der Tagesphilosophie bildet?

Die Satire ist der Ausdruck einer Stimmung; die kritische Wissenschaft sonst will von Stimmungen frei sein. Doch ist der Glaube an Objectivität in neuerer Zeit in wissenschaftlichen Kreisen stark im Sinken; jedem Kritiker darf man eine Stimmung als subjective Voraussetzung seiner Arbeit unterschieben; ohne eine solche und ohne ein Ziel wird ihm die kritische Arbeit nicht gelingen; allerdings muss man dem Stoff und der Macht des bei der Arbeit aufgewendeten Geistes anderseits auch zutrauen, dass sie die Voraussetzung des Kritikers vielleicht umstoßen und sein Ziel verrücken. Wer bei der sittlichen Kritik nicht einen Fonds mitbringt, geräth durch die Erscheinungen in Verwirrung und Gefahr der Unsittlichkeit. Mag das Gewissen noch so sehr zusammengesetzter Natur sein, so repräsentiert doch jede der durch noch so unvollkommene sittliche Erfahrung oder Anregung erworbenen psychischen Dispositionen eine Macht sittlicher Unterscheidung und alle zusammen eine Großmacht. Ist also ein Gewissen durch andauernde Vergewaltigung auch noch so schwach geworden, hat es von seinem Bestande auch noch so viel verloren, so wird es dennoch vermöge des sittlichen Grundcharakters jedes seiner geringsten Bestandtheile gegen eine irgendwie unsittliche Wirklichkeit reagieren; doch wird der Erfolg dieser Reaction allerdings mehr oder weniger stark sein, je weniger oder mehr Stimmungen nichtsittlicher Art sich zugleich mit der sittlichen Stimmung „Gewissen" geltend machen. Die sittliche Stimmung ist das Gefühl für das, was sein soll; wobei zunächst ganz gleichgiltig bleibt, worin Ursprung und Recht dieses Gefühls ruhen; jedenfalls hat das Gewissen die Tendenz auf ausschließende Alleinherrschaft, zeigt sich doch die Nichtbefriedigung dieses Anspruchs in den Gewissensbissen. Die sittliche Kritik ist das Bestreben, diese Alleinherrschaft eines zunächst

nicht näher zu bestimmenden Factors auch außerhalb der eigenen Persönlichkeit (des Kritikers) durchzusetzen. Dies Bestreben wird nur dann wirklichen Erfolg haben können, wenn erstens der Kritiker selbst ein Charakter ist, d. h. wenn das Gewissen (Sittengesetz, Ideal) in ihm bereits als eine wirkliche Macht erscheint, und zweitens die Methode der Kritik die rechte ist, d. h. wenn alles zur Ausbreitung jener sittlichen Macht Nöthige gethan wird. Die sittliche Kritik kümmert sich zunächst nicht um den Erfolg, sondern stellt nur ganz theoretisch die Mängel und die Vorzüge des jetzigen Zustandes ausdrücklich fest; und aus der Art, wie sie das thut, geht hervor, was sie als idealen Zustand ansieht. Lediglich die Thatsache, dass eine solche Kritik gefällt wird, dass zwischen Mängeln und Vorzügen sittlicher Art überhaupt unterschieden wird, weist darauf hin, worauf es der sittlichen Kritik ankommt. — Alle Kritik ist verwerflich, die folgende zwei Bedingungen nicht erfüllt: ein Ideal muss im Geist des Kritikers Gestalt gewonnen haben; und ein Ideal muss er außer sich zu verwirklichen suchen. —

Die Satire ist sittliche Kritik. Aber eine besondere Art. Sie hat nicht eine Wirklichkeit zum Gegenstand, in der sich noch zwischen Gut und Schlecht unterscheiden ließe, sondern eine radical schlechte Wirklichkeit. Deswegen muss sie aber nicht etwa zur Täuschung greifen; sie verkehrt nicht etwa Licht in Finsternis. Vielmehr wählt sie einfach bloß das wirklich Schlechte zum Object ihrer Kritik; das andere ist für sie nicht da. Und es ist gut, wenn es so ist. Denn wäre auch das Gute für sie da, so könnte es durch eine Satire nie anerkannt, noch weniger gefördert, sondern nur angetastet werden; wie das zuweilen natürlich geschehen ist. Die Kraft der Satire liegt eben im Gegensatz, und nicht — wie die der sittlichen Kritik — in der abwägenden und dann erst scharf scheidenden Thätigkeit. Man wird somit nicht fehlgehen, wenn man die Satire als die fertig gewordene sittliche Kritik oder als ein Ergebnis von ihr bezeichnet. Bei der sittlichen Kritik sieht man die Reflexion noch in Thätigkeit; bei der Satire aber ist ein fester Standpunkt durch Reflexion über das Verhältnis des Guten und Schlechten in der vorliegenden Wirklichkeit gewonnen, das Gute hat sich im kritisierenden Subject zum fertigen Ideal und Maßstab concentriert, und das Böse allein wird zum Object der Kritik. Das Urtheil der sittlichen Kritik ist suchend, prüfend, trennend; das der Satire ist fertig, verurtheilend, überlegen. Je fester und sicherer der sittliche Standpunkt des Satirikers ist, desto freier kann sich sein Urtheil entfalten. Je „positiver" er zu dem Sittengesetz steht, desto „negativer" kann sein Urtheil ausfallen; denn er stellt sich ja grundsätzlich nur in Gegensatz. Man übersehe nicht, dass nur die Form negativ ist; Grundlage aber und Ziel der echten Satire sind positiv. —

Wie verträgt sich denn aber die negative Methode des Satirikers mit seinem positiven Ideal?

Man verlegt sich wohl den Weg zum Verständnis des Wesens der Satire, wenn man sie in zwei Arten, die strafende zürnende und die spöttelnde lachende spalten will. Wo nur Zornesfunken sprühen, da ist der Satyr nicht. Bei jeder Art Satire ist Zorn und Humor; der aus Zorn und Humor gemischte Spott tritt nur bald direct in feiner oder grober Weise vor — man sieht in diesem Falle, wenn auch verhüllt, das sittliche Urtheil des Autors — bald ist der ganze satirische Erguss ein so feines Gebilde der Ironie, dass die verkehrte Wirklichkeit sich ohne des Verfassers Hilfe selbst zu verspotten scheint. Die sittliche Betheiligung der Person des Satirikers ist nur scheinbar in jenem Fall eine stärkere als in diesem; denn diese persönliche Zurückhaltung ist erstens höhere Kunst und damit in diesem Gebiet auch größere sittliche Wirkung, zweitens hat sie den sittlichen Vorzug, dass weder eine ausschreitende Grobheit, noch eine Fülle phantastisch grotesker Wucherungen hier platzgreifen können. Je mehr also die sittliche *Reflexion* den Stoff, die verkehrte Wirklichkeit, humoristisch verarbeitet, je mehr sie hinter ihm verschwindet, desto mehr tritt die sittliche Verkehrtheit des Wirklichen und die Wahrheit des sittlichen Ideals hervor.

Schiller unterscheidet zwischen strafender oder pathetischer und scherzhafter oder spottender Satire und behauptet, diese dürfe nur einen moralisch gleichgiltigen Stoff behandeln. Das entspricht nicht den wirklichen Verhältnissen; und gegenüber der gebräuchlichen Unterscheidung einer strafenden scharfen und einer lachenden harmlosen Satire macht Vischers Ästhetik geltend, dass beide oft in einander übergehen, *und* dass die directe oft milde predige, die indirecte stets gewaltsamer sei, als sie scheine. Die moralisch gleichgiltigen Satiren kommen für uns nicht in Betracht; indessen muss man bei ihrer Ausscheidung Vorsicht beobachten, da Wahrheit und Wirklichkeit in jedem Sinne etwas Sittliches bedeuten können, und da das Verkehrte schlechtweg und das Unlogische dem Unsittlichen oft verwandt und mit ihm irgendwie verstrickt ist. Darauf kommt aber weniger an als auf die Frage, weshalb man einerseits zwischen Satiren mit moralischem Stoff und solchen mit moralisch indifferentem Stoff, andererseits zwischen strafenden und scherzenden unterscheidet. Beide Unterscheidungen hängen mit einander zusammen. Man scheidet zwischen strafender und lachender Satire, weil man das Lachen für unvereinbar mit dem sittlichen Ernst hält. Und doch widerspricht diese Trennung dem Wesen der historisch überlieferten Werke satirischer Art, wenn auch bald mehr das eine, bald mehr das andre Moment hervortritt. Das kommt daher, weil die Mischung von Zorn und Humor zum Wesen der Satire principiell gehört.

III.

Inwiefern verträgt sich sittlicher Ernst, ja Zorn über Sünde mit Humor? Verträgt sich beides miteinander, so ist das Recht der Satire gesichert.

Dem Humor an sich wird niemand neben dem Ernst des Lebens sein Recht bestreiten. Wenn man ihn bei sittlich ernst gerichteten Personen findet, so wird dies nur als ein Zeichen großer sittlicher Gesundheit gelten können. Er ist die spielende Entfaltung des Geistes, der freudig erregt ist, und Fröhlichkeit ist ja dem gesunden Menschen eigenthümlich. Man wird sie nicht von jedem fordern, denn man kennt nicht die physischen und psychischen Vorgänge, die ihm sein Leben vielleicht zur Qual und eine freudig freie Entfaltung seines Geistes unmöglich machen. Noch unnatürlicher wäre die Forderung, dass ein innerlich friedvoller Mensch jederzeit zugleich ernst und fröhlich und auch in Momenten sittlicher Erregung nicht ohne Humor sein solle. Zwar ist ein ernstes Leben mit seinen tausend Plagen nur von einem Herzen zu ertragen und zu verarbeiten, das die Ewigkeitsfreude in sich trägt. Aber der Glanz dieser Freude dringt nur bei wenig Christen siegreich durch, wenn sie die Misere des alltäglichsten Lebens zu überwinden haben; die Kraft dazu ist da, ihr Schein aber wird aufgebraucht; freilich nicht bei allen und nicht immer. —

Die Satire fasst die Sünde als Thorheit auf; das ist eine durch Reflexion gewonnene Auffassung, die das Wesen der Sünde als Selbsttäuschung erklärt und sie darnach als Sinnlosigkeit verurtheilt. Selbstbetrug hat etwas ungemein Lächerliches. —

Der Satire ist die Sünde, das das Ich und die Welt verkehrende Element. Und das ist sie in der That. Somit hat die Satire ein gegründetes Recht zum Spott. Die Sünde macht die Menschen zu Tollhäuslern; sie ist ein Hohn auf alles, was Gott mit uns vor hat. Sie ist das Lächerlichste, was es gibt. Und zugleich das Allerernsteste. Darum wirkt die Satire durch ihre ernsthafte Darstellung der verkehrten Welt indirect auch nothwendig als Erkenntnis der Schuld. Es ist der Wahrheitssinn, der sich hier gegen die Sünde als die große Unwahrheit des Lebens empört. Erreicht die Satire diese Wirkung, so ist das subjective Ideal des Autors nach seiner Ansicht in der Seele des Lesers objective Wirklichkeit geworden. Nicht immer ist die Wirkung eine solche, nicht immer ist das Ideal so groß; denn nicht immer sind es tiefe Erfahrungen, die das Wesen der Sünde als Thorheit erkennen ließen. Oft ist der Spott nur schlechte Laune, die der Nichtbefriedigung eigner Neigungen entsprang; oft ist er bloße Nachahmung der kritischen Mode. Er kann sogar

zur grausen Lust an der Zerstörung werden, und in seiner niedrigsten Gestalt ist er die Lästerung des Heiligen und der bewusste Kampf gegen das Gute. Hier wird der Zorn zur Heuchelei und der Scherz zum Lächeln des Auguren oder zur Schadenfreude dessen, der stets das Böse will und stets verneint. Thersites im Homer und Pietro Aretino zur Zeit der italienischen Renaissance sind hiefür lebendige Warnungstafeln. —

Die vorstehenden Gedanken über die Satire entstammen einem Aufsatze: „Die Bedeutung der Satire und ihr Recht" von Rocha in der Zeitschrift „Die christliche Welt". Weil manchmal auch die Satiren unseres „Heimgarten" mit Absicht oder Unverstand missdeutet werden, als wären sie frivoler Spott, so steht dieser Auszug wohl hier auf dem richtigen Platze.

Wie das bürgerliche Jahr mit dem astronomischen Jahre unauffällig vereinigt werden könnte.

Jene Leute, die in die Zustände und Einrichtungen der Gegenwart verliebt und Feinde jedweder Veränderung sind, ohne zu bedenken, dass gerade aus jahrhunderte langen Veränderungen diese sie so anheimelnden Zustände der Gegenwart hervorgegangen, werden von meinem heutigen Vorschlage durchaus nicht entzückt sein. Sie wittern überall Revolution, und fast mit Recht, denn für Reformen sind sie unzugänglich.

Meine gegenwärtige Angelegenheit ist eine buchstäbliche „Umwälzung", auch eine Art Revolution, aber eine, die nicht weh thut. Eine große Veränderung, die ganz unbemerkt vor sich gehen würde. Es kommt mir nämlich darauf an, dass unsere Kalender in den nächsten vierzig Jahren etwas schneller fahren sollen, ein klein bisschen schneller, ganz unauffällig. Entgleisungen, Zusammenstöße, Nichtfahrplanmäßiges Eintreffen und derlei Unzukömmlichkeiten ganz und gar ausgeschlossen.

Ich bezwecke nichts Geringeres, als mit unserem bürgerlichen Jahre das Sonnenjahr einzuholen.

Es ist jedermann bekannt, dass das Sonnen-, oder das astronomische Jahr stets am 22. December beginnt, während das bürgerliche Jahr zehn Tage später seinen mehr oder weniger willkürlichen Anfang nimmt. Ein Mensch, der für das Natürliche und Naturgemäße schwärmt, empfindet es wie eine eigensinnige Verkünstelung, ja geradezu wie eine Schlamperei, dass das bürgerliche Jahr mit dem natürlichen Jahre nicht übereinstimmt. Sogenannte geschichtliche oder sociale Factoren, die diese zehntägige Verspätung des bürgerlichen Jahres etwa verursachen, sind nicht maßgebend,

denn die Natur war vor der Geschichte, und die Sonne vor den Kalendermachern. Es wäre doch so selbstverständlich, dass die Jahreswende genau mit der Sonnenwende einträte, so dass des Jahres kürzester Tag auch dessen letzter wäre, und dass der erste Tag des neuen Sonnenjahres der des neuen Jahres schlechthin wäre.

Man glaubt nun wohl, dass die Durchführung dieser Correctur einen großen Umsturz herbeiführen würde, Verschiebungen der kirchlichen Feste, Differenzen im Amts- und Geschäftsleben u. s. w. Wenn auf dem heutigen 22. December, als mit Beginn des Sonnenjahres, der erste Januar stünde, so müsste ja der Christtag auf den 4. Januar rücken, und dieselbe Verschiebung aller übrigen „unbeweglichen" Feste durch das ganze Jahr. So glaubt man. Das ist aber nicht nöthig. Der Christtag bleibt stehen, wo er steht, nämlich auf seinem angestammten 25. December, immer eine Woche vor dem Neujahrstage. Ebenso bleibt jeder andere Kalendertag auf seinem alten Platze. Mein Plan, den ich bald verrathen werde, braucht gar keine gewaltsame Veränderung, nicht einmal eine merkbare Reform. Einzig nur die Kalendermacher unter sich haben ihn auszuführen, ohne dass andere Leute etwas davon zu wissen brauchen.

Wir haben nämlich einen Schalttag. Einen Schalttag, der so alle vier Jahre einmal eingeschaltet wird, im Februar, und der überhaupt zur Regulierung des Jahres bestimmt ist, nämlich dass das bürgerliche Jahr stets im gleichen Verhältnisse Schritt halten kann mit dem astronomischen. Dieser Schalttag gehört dem bürgerlichen Jahre, ist der Nothbehelf eines mangelhaften Menschenwerkes und bei unserer Jahres- und Monatseintheilung nicht zu entbehren. Wohl auch in der astronomischen Rechnung gibt's Verwickelungen, die uns hier aber weiter nichts angehen. Man würde besonders im Interesse des bürgerlichen Jahres für die Länge nicht auf den Schalttag verzichten können. Für ein Weilchen jedoch getraute ich mich ohne Schalttag auszukommen, und zwar verspreche ich mir durch sein einstweiliges Entfallen einen ganz außerordentlichen Vortheil.

Um den Schalttag kümmert sich ohnehin niemand; wenn er im vierten Jahre erscheint, so wird er sogar wie eine Störung empfunden. Und nun denke ich mir so. Man könnte den Schalttag etwa auf vierzig Jahre lang ganz ausfallen lassen. Was wäre die Folge davon? Wir verlören in diesen vierzig Jahren zehn Tage Kalenderzeit. Das heißt, diese vierzig Jahre zusammen wären um zehn Tage kürzer, als sonst vierzig Jahre zu sein pflegen, sie würden um zehn Tage früher zu Ende gehen, also, dass etwa der Sylvestertag des Jahres 1940 dort stünde, wo heute der Thomastag steht, auf dem 21. December.

Das bürgerliche Jahr wäre mit dem astronomischen Jahre vereinigt!

Und zwar ohne alles Blutvergießen. An der ganzen Reform würde das Publicum gar nichts anderes wahrgenommen haben, als dass von

einem Schalttage nicht die Rede war und daſs ſchließlich der Sylveſtertag der kürzeſte Tag, und die Sylveſternacht die längſte Nacht des Jahres wäre. — Dann wäre die Sache in Ordnung, und der Schalttag könnte wieder eingehängt werden.

Ich bin kein Aſtronom und kein Kalendermacher, und mein Vorſchlag kann irgendwo einen tüchtigen Haken haben, den ich nicht ſehe. Aber ſoweit ich ſehen kann, ſchiene mir der Plan durchführbar zu ſein. Ich frage die Gelehrten. Sie werden mich möglicherweiſe mit einem ſehr wichtigen Gegenfactor abweiſen können, denn ſonſt wäre es mir nicht erklärlich, weshalb man dieſe einfache Manipulation nicht ſchon längſt vorgenommen hat. Mit kleinen Bedenken ließe ich mich nicht abfertigen. Das Schrecklichſte wäre, daſs Leute, die vorher am 29. Februar geboren worden ſind, nach meinem Plane über vierzig Jahre lang keinen Geburtstag hätten! Ich wette, das wäre auch den Frauen zu dick. Zudem würden wir über die Periode hinaus nach der Kalenderzeit um zehn Tage früher alt werden, aber auch um zehn Tage länger leben.

Hoffentlich ſagt niemand, daſs wir Wichtigeres zu thun hätten, als die alte Ordnung, deren kleiner Zeitfehler keinem Menſchen eigentlich auffällt, umzuſtoßen. Natürlich gibt es Wichtigeres, an dem ja auch ununterbrochen gearbeitet wird, wenn auch nicht immer mit derſelben Ausſicht auf Erfolg, wie dieſe kleine Kalenderangelegenheit. In dieſer brauchte man ja rein gar nichts zu machen, ſondern nur etwas zu unterlaſſen, nämlich den Schalttag einzuſchalten, und die Sache vollzöge ſich von ſelbſt. R.

Aus dem Hinterberger Landel.

Tagebuch des Herausgebers.

Wo liegt das Alpenland Hinterberg? Wenn man von Selzthal ennsaufwärts fährt, ſo kommt man nach einigen Stationen zu einem frei aufſpringenden, ganz gewaltigen Bergkoloſs. Das iſt der Grimming. Hinter dieſem Felsrieſen liegt das Alpenland Hinterberg. Es iſt ein etwa drei Stunden langes und ſtellenweiſe eine Stunde breites Hochthal mit anderthalb Dutzend Ortſchaften. Mitten im Thale, dort wo die von Oſten nach Weſten ziehende Eiſenbahn und die von Norden nach Süden rinnende Salza ſich kreuzen, liegt der Hauptort des Thales, das freundliche Mitterndorf. Die Eiſenbahn, die in dem ſchönen, circa 800 Meter hochliegenden Alpenthale zwei Waſſerſcheiden überſetzt, kommt von der Zweigſtation Steinach-Irdning herüber und führt hinab ins nahe Auſſee. Die Salza entſpringt am Todten Gebirge und fließt durch die Schlucht,

genannt „Im Stein", hinaus zur Enns. Dieſes Thal iſt in weiter Runde von hohen Bergen umſtanden. Der Felſenlöwe Grimming, der zackige Kamm, das karſtige, flacher anſteigende Kammergebirge, der ſcharfſpitzige Zinken, die felszinnige Teltſchen, der zirmbedeckte Türkenkogel, die ſteinerne Hochkuppe des Lawinenſteins — ſie frieden wie eine blauende Zackenkrone die Hochebene ein, die mit ihren grünen Matten, ſchimmernden Ortſchaften und waldigen Vorbergen die Menſchen einladet zu einer wohnlichen Statt.

Vor vielen Jahren, als ich meine „Wanderung durch Steiermark" herausgegeben, haben ſich die Mitterndorfer darüber beklagt, daſs ich ihrem ziemlich baumloſen Thale ſo wenig Schatten zugeſprochen hätte. So wollte ich jetzt wieder einmal hingehen, um auch die Schattenſeiten der Gegend zu ſuchen und zu verbuchen. Mir und meinen jungen Reiſegenoſſen iſt aber zumeiſt nur Schönes und Gutes aufgefallen. In Oberaſchers Gaſthaus ließ ſich's prächtig wohnen, mit College Fraungruber dem Ortskundigen, und deſſen maienfrohen jungen Frau (die zur Zeit in Mitterndorf auf der Sommerfriſche weilten) gut wandern.

Am erſten Tage wollte ich meinen Töchtern Auſſee das herrliche zeigen. Der Ort lag zur Zeit ſchwer verwundet darnieder. Aus den Engthälern herab und zwiſchen den Gebäuden zogen ſich Schuttwüſten, in deren Rinnſalen die Traun ungebändigt dahin tobte. Etliche Häuſer waren unterwaſchen, andere zur Hälfte eingeſtürzt, andere ganz verſchwunden, ſo daſs unter den Sandlagern, Steinblöcken und hergeſchwemmten Baumſtämmen keine Spur von ihnen zu finden war. Der Eiſenbahnverkehr mit Hallſtatt, Iſchl, Salzburg, Gmunden war für unbeſtimmte Zeit unterbrochen. Das Werk des in dieſem Jahrhunderte beiſpielloſen Hochwaſſers vom Juli 1897. Die meiſten Fremden waren fort, die Zurückgebliebenen unluſtig. — Auch die Straßen nach Altauſſee und Grundelſee waren zerſtört, unſer Wagen muſste die alten, längſt abgedankten Wege ſuchen, die Hänge hinan, über Höhen hin, während unten in der Tiefe die ſonſt ſo wohlgeſittete Traun wie ein Wildbach rauſchte. An den Bergrieſen ſanken auch jetzt wieder Wolken nieder, und die Waldhänge und Felswände darunter waren finſter, wie eine blaue Nacht. Der Altauſſeer-See lag trübgrau und unbeweglich da, faſt langweilig, wie ich es dieſem See nie zugetraut hätte. Über den hunderten von Sommerhäuſern, die zum großen Theil ihre grünen Balken ſchon geſchloſſen hatten, lag froſtige Herbſtſtimmung, obſchon erſt der September ins Land gegangen war. Wir ſaßen auf dem Söller beim Seewirt, und meine Mädchen blickten vergebens nach den Eisfeldern des Dachſteins aus. Die bleigrauen Vorhänge ſanken immer tiefer, und endlich fieng es an, ſachte zu regnen. Wir giengen unter Schirmen am Seeufer dahin im Anblick der mächtigen Triſſelwand, und mir erſchien die Zeit vor dreißig Jahren, als ich das

erstemal an diesem Wasserbecken gestanden. Damals hier nur arme Salzarbeiter und noch ärmere Hirten, aber sang- und klangreich jede Kehle, zufrieden die anspruchslosen Herzen. Heute? Prunkvolle Landhäuser, im Sommer von Millionären und Fürsten bewohnt, eine Stadt von Villen und hunderten moderner Stadtmenschen. Viel Geld, viel Erwerb, viele Bedürfnisse auch unter den Heimischen. Aber das Singen und Jauchzen ist vielfach ein theatralisches und kommt nicht mehr recht vom Herzen. Ich werde manchmal befragt, wo mein Roman „Das ewige Licht" spielt. Gerade hier kaum, aber vielleicht nicht weit davon. Ich kenne gar manche Gegend in unseren schönen Alpen, wo die dort geschilderten Ereignisse sich just so vollziehen.

Der Grundelsee kam mir nie so stimmungsvoll vor, als diesmal unter den düsteren Wolken, ein scharfer West peitschte die Wellen auf und warf große Tropfen ins Wasser. Zu Ehren der Mädchen machten wir eine Fahrt auf dem Dampfer, was für die kleine Grete das größte Ereignis ihres Lebens war. An den Uferhütten sahen wir die Merkzeichen der Seehöhe während der Überschwemmung. An zwei Meter war der Grundelsee gestiegen und hatte alle Uferwege, Bauten und Matten weithin überschwemmt. Man hatte den Klausenbruch befürchtet — das hätte die Zerstörung von Aussee bedeutet.

In unserem Gasthause zu Aussee geschah jemandem unrecht, man schien einen Widerwilligen in der Gegend festzuhalten. Vom Nebenzimmer her hatte ich ein erregtes Gespräch von Sommerfrischlern gehört. Wiener mussten es gewesen sein. Ein blasser schwarzbärtiger Herr wehrte sich gegen etwas, und es wurde lebhaft hin- und hergeredet. Endlich horchte ich aufmerksamer durch die offene Thür. „Muss euch schon angelegentlich bitten", sagte der blasse Mann — ein Doctor oder Literat konnte es sein „das mir selbst anheimzustellen, was ich für schön finden soll, und was nicht. Diese Gebirgsschwärmerei zeugt geradezu von einem barbarischen Geschmack. Zufällige Erd- und Steinmassen ohne Symmetrie, ohne jedes Schönheitsgesetz. Schüttet aus einem Korb Schlamm auf den Tisch, lasst ihn trocknen, und ihr habt dasselbe Gebirge, nur dass der Haufen kleiner ist. Wo die Materie mit Wald und grünen Matten erfüllt ist, da geht's noch an, aber die kahlen Massen, die den Himmel verdecken, jede Bequemlichkeit verhindern, das Abbröckelnde, Abrutschende immer Zerfallende, das Starre und Todte soll schön sein? Und wenn man auf einen dieser ruinenhaften Haufen hinaufklettert, was sieht man — ein wüstes Meer von Erdmassen und Steinschichten, auf denen nicht zu leben ist, die allem Gedeihen unzuträglich sind. Goethe hat doch gewiss gewusst was schön ist, ihm war alle Schönheit offenbar. Er hat die Alpen oft durchreist, sicher auch hier für alles ein Auge gehabt — er hat an den Bergen keinen Reiz und keine Schönheit gefunden, er hat sie kaum eines Wortes

gewürdigt. In früheren Zeiten überhaupt ist das Hochgebirge nur ein Gegenstand des Abscheu's gewesen, gerade gut genug zum Versteck für wilde Thiere und Verbrecher. Und so wird's wiederkommen. Die Bergfexerei der Gegenwart ist nur eine vorübergehende Geschmacklosigkeit. Ihr sollt das Ding haben, mich aber lasset in Ruhe mit diesen ekelhaften Bergtrümmern und Schuttmassen, ich will wieder hinaus in die sonnigen Ebenen und fruchtbaren Hügelgelände, wo die Sinne froh werden."

So ungefähr sprach der Mann, bis seine Tischgenossen sehr gereizt sagten: „Nun nun, es hält Sie hier ja niemand fest." Ich bin doch nachdenklich geworden, und als ich hinaustrat in den Regen, wo von allen Hängen Schlamm niedergieng, da wollte mir der Standpunkt des Mannes schier für einen Augenblick verständlich werden. Es ist wohl auch thatsächlich nicht sicher, ob die gegenwärtige Freude an der wilden Hochgebirgsnatur anhalten wird; wie, wenn sie nur ein künstliches Gegengewicht wäre zu unserer verweichlichten, vielfach widernatürlichen Lebensweise, in welcher die Natur nur ein Sonntagsvergnügen geworden ist? Die Sehnsucht nach Natur schwindet in dem Augenblicke, als wir zur Natur zurückgekehrt sein werden.

In rauschendem Regen kamen wir abends nach Mitterndorf zurück, erwägend, was am nächsten Tage bei schlechtem Wetter unternommen werden sollte. Das nahe Bad Heilbrunn besichtigen, wo eine rauchende vierundzwanziggradige Therme hervorquillt, die seit alten Zeiten gegen gichtische Leiden, Ausschlagkrankheiten, Augenübel u. s. w. heilsam gewirkt hat und nur der richtigen Fassung, der schönen Baulichkeiten und der entsprechenden Reclame harrt, um ein berühmtes Heilbad zu werden. Oder sollen wir durch den „Stein" hinabgehen und den großen Salzafall besuchen? Oder sollen wir nach dem nachbarlichen Dörfchen Krungl spazieren, wo die Todten auferstehen? Die dort auf freiem Felde in neuester Zeit ausgegrabene Skelette schliefen wahrscheinlich seit der Völkerwanderung, sie haben ihre Ohrgehänge, Fingerringe, Eisenwaffen u. s. w. lange genug besessen, um diese schönen Sachen endlich dem steiermärkischen Museum zu überlassen. Professor Dr. Gurlitt, der verdienstliche Leiter dieser Ausgrabungen, hält die hier begrabenen uralten Todten für Slaven. Er sollte das nicht zu laut sagen, sonst berufen sich die Herren Slaven, die heute ohnehin die ganze Welt für sich beanspruchen möchten, auf ihre „Geschichte", dass sie vor uns im Lande gewesen, also auch nach uns im Lande sein wollen.

Am nächsten Morgen war die Luft kalt und rein, der Himmel blau und der hohe Bergkranz mit frischem Schnee bedeckt. Über den grünen Vorbergen die blendend weißen Gipfel, die krystallklare Fernsicht — das war kein Tag für das Thal, es war einer für die Höhen. Hinter dem Dorfe Mitterndorf steigt ein bewaldeter, etwa 1200 Meter

hoher Kogel auf, der Planwipfel, der an seiner Höhe eine Aussichtsstelle hat, genannt die Simony-Warte. Der Dachsteinforscher Dr. Simony ist hier in seinen alten Tagen gerne gesessen, um nach seinem geliebten Berge hinüberzublicken, der dort hinter dem Kammergebirge aufsteigt und seine röthlichen Spitzen über die Eisfelder emporhält. — Den Planwipfel haben wir an jenem Morgen bestiegen. Mit dem Fernrohre haben wir den Dachstein mit seinen Gletschern, Wänden und Zacken so nahe an uns herangezogen, dass wir fast den berühmten Adler sehen konnten, der dort haust. Von der östlichen Seite über dem Ennsthale her und durch die Grimmingschlucht leuchteten die Tauernberge in gesättigter Winterlandschaft. Der Grimming uns gegenüber hatte sich noch höher emporgereckt und schaute recht verächtlich herab auf das Waldberglein, auf dem wir uns als so großartige Touristen dünkten. So unbescheiden waren wir aber doch noch immer nicht, wie der grüne Hügel dort bei Klachau, der hart am Fuße, tief im Schatten des gewaltigen Grimming steht und sich großmaulig — den Kulm nennt. Er ist ein Sammtpölsterchen, auf das der Recke seinen rauhen Fuß setzt und nicht der Culminierende, als den ihn die Leute getauft haben, weil er der höchste Punkt des Thales ist. (Von der Tauplitzergegend und dem Lawinenstein mit seiner gerühmten Aussicht spreche ich heute absichtlich nicht, weil für den nächsten Sommer vorbehalten.)

Der Morgenspaziergang auf den Planwipfel war nur ein feines Präludium zur Nachmittagspartie, als die Sonne warm schien und der Schnee auf den Bergen größtentheils geschmolzen war. Fraungruber, der Land und Leute hier mit so manch innigem Liedlein besungen hat, der von allen hier geliebte Hinterberger Dichter, begleitete uns wieder mit seiner Herzallerliebsten.

Nördlich von Mitterndorf, zwischen dem Lawinenstein und dem Türkenkogel, liegt das Salzathal, dessen schöne, ebene Straße stets neben dem Bach und durch Wald schnurgerade dem Todten Gebirge zuführt. In kaum einer Stunde hatte uns der Wagen mitten in eine großartige Wildnis versetzt. Die senkrecht niederstürzenden Wände des Lawinensteins, die karstigen Hänge des Todten Gebirges frieden das bewaldete Engthal ein, auf dessen kleinen Wiesen und Matten malerische Almen liegen. Dazwischen die weißen Schutthalden, daran erinnernd, dass nicht immer der ruhige, klare Sonnentag ist, wie heute. Linkerhand auf dem weißgeschotterten Reitsteige, der zum Grundlsee hinüberführt, stiegen wir hinauf zur Schneckenalm. Sogar die Häuschen der vielen hier weidenden Schnecken sind schneeweiß, wie das Kalkgebirge ringsum, und die Brendlerinnen (wie die Almerinnen hier geheißen sind), haben rothe Wängelein wie die Steinnelken, und blaue Äuglein, wie die Vergissmeinnichte ringsum, sind schalkhaft und ein wenig neckisch, wie die andern Dirndlein ringsum. Bei den Hütten der Schreckenalm, die von uralten

ſturmzerzausten Fichten umſtanden ſind, hielten wir Raſt und während meine Reiſegenoſſen nach Beeren und Schwämmen ſuchten, beobachtete ich das Schäkern der Brendlerinnen mit den Bauernburſchen, die auf Beſuch vorhanden waren. Sie ihrem Schickſal überlaſſend, zweigten wir den Grundlſeeweg ab und ſtiegen links an gegen einen Felskegel, deſſen abenteuerliche Rieſenzacken und Thürme uns wie aus nächſter Nähe zuwinkten, zu dem wir aber doch noch eine Stunde ſteilen Steigens bedurften, bis wir auf ſeinem Haupte ſtanden, dem faſt 1400 Meter hohen Haſenkogel. Auf dieſer Höhe hat der Staat einen Verſuchsgarten aller möglichen in- und ausländiſchen Nadelholzgattungen angelegt. Einſtweilen haben die zarten Bäumchen, die wie Zöglinge einer großen Erziehungsanſtalt beiſammenhocken, noch ihre hölzernen Schutzdächer. Wie wird es der ſicilianiſchen Kiefer und der Ceder des Libanons ergehen, wenn ſie einſt erwachſen den nordiſchen Alpenſtürmen ausgeſetzt ſein werden! Sehnſüchtig werden ſie ausblicken nach den ſüdlichen Weinbergen und Ölgärten und nichts ſehen, als die ſtarren Wüſten des Todten Gebirges, werden ausſchauen nach den ſonnigen Meeren, und nur die länglich gezogene graue Tafel des Grundlſees erblicken, der da unten liegt und auf dem der Dampfer ſchwimmt, ſo kümmerlich klein, wie ein im Waſſer ertrinkendes Mücklein.

Erſtaunlich iſt vom Haſenkogel aus der Einblick in die großartige Umgebung, die den oberen Theil des Grundlſees einſchließt. Und grauenhaft ſchön der Ausblick in die ungeheuere Steinwildnis des Todten Gebirges. Alles kahl und öde, die Schründe und Kare, die zahlloſen kalkweißen Gipfel — eine Hochwüſte, wie man ſie ſo ausgedehnt in den Oſtalpen wohl nirgends finden wird. Es iſt eine wahre Mondlandſchaft. Der König dieſes ſchreckbar öden, zerriſſenen Felſenmeeres iſt der 2514 Meter hohe Priel. Viel von den Wundern des Todten Gebirges wüſſte Profeſſor Walcher, dem wir auch die Erſchließung der Lurlochgrotte verdanken, zu erzählen. Er hat dieſes meilenweite Felſengebiet nach allen Richtungen hin durchforſcht und die Touriſten beginnen allmählich ſeinen Spuren zu folgen. Allerdings hat ſchon Erzherzog Johann das Todte Gebirge durchwandert, nicht bloß als Gemsjäger, wohl auch als Naturforſcher, doch zu jener Zeit war der touriſtiſche Sinn noch nicht ſo vorhanden, nicht ſo der Hang nach dem Eindringen in die entlegenſten und wildeſten Alpengebiete, als das heute der Fall iſt, da der letzte Einſiedler im Gebirge von den Sommerfriſchlern verjagt, die verwegenſte Gemſe von übermüthigen Stadtleuten verſcheucht wird.

Ich konnte mich vom Haſenkogel aus nicht ſattſehen an den „nördlichen Dolomiten", die an bizarren Formen den ſüdlichen weit zurückſtehen, an Wuchtigkeit und Wüſtheit ſie aber übertreffen.

Fraungruber, der Ortskundige, nannte mir der Reihe nach im weiten Ringe die auffallendſten Hochgipfel. An der nördlichen Stufe des Türkenkogels auf dem 1375 Meter hohen Haſenkogel ſtehend, haben wir im

Westen, hinter dem See aufsteigend den Backstein, den Reichenstein, weiter hin gegen Norden den Wilden Gössel, den Salzofen, den Elmberg, den Sonnleitstein, weiter rechts die Weiße Wand, den Hochweiß, die beiden Tragel, den Sturzhahn, den Traweng, im Osten ganz nahe den Lawinenstein und hinter demselben das Geschroffe des Grimming. Von den Seen, die zwischen diesen und anderen Spitzen und Kuppen in den Trichtern liegen, nenne ich nur die beiden Lahngangseen, den Elmsee, den Steirersee, den Schwarzen See, den Großsee, alle wesentlich höher gelegen, als unser Standpunkt, also dass man hier keinen, und auch keine der in einzelnen Niederungen gelegenen Oasen erblicken kann.

Nach einer Stunde gelang es, von dem Anblicke der Kalkwildnis, die von den tiefen Schatten des Salzathalbeckens so entzückend gehoben ward, uns zu trennen. Als wir wieder zur Schneckenalm hinabkamen, gab's dort in einer der Hütten Musik, und die braunscheckigen Kühe auf dem Anger hoben ihre großen Köpfe und spreiteten ihre breiten Ohren aus, um dem seltsamen Spiele zu lauschen. In der Hütte hockten bei flackerndem Herdfeuer etliche frische Burschen und Brendlerinnen untereinander vermengt und sangen liebeslustige Vierzeilige, die ein junger Halter mit der Ziehharmonika kundig begleitete. Wir setzten uns gleich mitten in den lebfrohen Kreis, maßen sie die weniger harmlosen Liedlein mit Rücksicht, dass „Schindeln auf dem Dache" waren, gehörig undeutlich sangen. Die harmlosen waren deutlich genug. Schlug einer zum Beispiel das Folgende an:

„Ih hon af se Hütterl denkt,
Vor dem s roth Küttterl henkt,
Mauf' mas![1])
Won na ka Wind nöt kam,
Der däs roth Küttterl nahm,
Aus war's!"

Gleich drauf der zweite:

„Aus iss und gschechn,
Hon s Fensterl nit gsechn,
Hon in d Wond a Loch gstessn,
Hon mein Kopf drein vageßn!"

Als Branntwein kam, setzte der Halter seinen zerschlissenen Hut schief und sang:

„Mei Gwand is scha schlecht,
Oba da Brontwein is guat,
Wans koan Brontwein nit gab,
Hät ih scha long an neugn Huat."

In der zweiten Hütte, an den Kuhstall gebaut, fanden wir den Empfangssalon der Brendlerin. Das war eine kleine Kammer, hübsch ausgeschmückt mit gestickten Tüchern und Photographien, die an der Wand

[1]) soviel als: schnüpfen wir es.

herumhiengen und auf dem gedeckten Tischlein standen. Auf diesem Altärlein das Allerheiligste schien das Bildchen eines jungen Burschen in schmucker Aufseertracht zu sein, vor dem ein kleiner Alpenblumenstrauß prangte. Der Fußbodenteppich bestand aus grobem Sacktuche, auch standen am Einschlupfe ein paar Holzschuhe dem Eintretenden bereit, damit er das Heiligthum nicht etwa mit schmutzigen Schuhen beflecke.

„Dirndl, wo hoft denn dei Liegerstatt,
Dirndl, wo steht denn dei Bett?"

Diese gelegentliche Frage eines Burschen beantwortete Fraungruber, der Ortskundige, mit dem Hinweis auf die Dachbodenstufen:

„Üba drei Staffel muaßt auffisteign,
Herunt auf da Goffn steht's net."

Und in der That, da oben über dem Empfangsstüblein, ganz unter dem Schindeldache, durch dessen Fugen der Wind hereinpfiff, stand die schlichte, aber durchaus reinliche Nachtstatt der jungen Brendlerin. Diese war — wie ich später erfuhr — die Braut eines Großbauers in Hinterberg. Ein paar Wochen später, bei der Hochzeit im Dorfwirtshause, loschen sie auf dem Tanzboden um Mitternacht alle Lichter aus, und der Bräutigam tanzte der Braut im Dunkeln das Kranzel ab. So ist es alter Brauch in Hinterberg. Der Bräutigam darf während der Hochzeit keinen anderen Tanz reigen, als den um Mitternacht mit seiner Erwählten. Nach diesem Tanze kommt der Kranz, den die Jungfrau bishin wohl in Ehren getragen, nicht mehr auf ihr Haupt.

Hat also an jenem schönen Sonntagsnachmittag ein laubfrisches Dirndl Abschied genommen „von der Alm, von Kuh und Kalm; trutz Wetter und Sturm, trutz Maner und Buabn, that sie s grüne Kranzerl in Haaren für ihren Bräutigam sparen."

Es blüht stellenweise doch noch reines, frisches Leben an der Pforte des Todten Gebirges. Mit diesem Frohbewusstsein war unsere Alpenfahrt lieblich beschlossen. Im Abenddunkel, als wir hinausfuhren durch die kühlen Gründe des Salzathales, leuchtete uns zwischen den schwarzen Waldbergen ein ungeheuerer Brand entgegen — der Grimming stand im Feuer. Alpenglühen!

Natur- und Volksleben in den Karpathen.

Von **Rudolf Bergner.**

Die Karpathen erstrecken sich in der Länge von 1632 Kilometer halbkreisförmig von Pressburg an der Donau, über Kaschau und Munkacs, bis zum Eisernen Thor wiederum an der Donau und können als ein Waldgebirge von großer Schönheit der Natur und als überaus fesselnd durch Sitten, Gebräuche und Trachten ihrer verschiedenen Völkerstämme bezeichnet werden.

Dieses ungeheure, in Westeuropa verhältnismäßig wenig bekannte und geachtete Gebiet enthält die größten Bodenreichthümer. Schon die stolzen Römer, die einstigen Weltbeherrscher, wussten dies und nützten es, von Golddurst und Sucht nach edlen Metallen erfüllt, möglichst aus. Vor 1800 Jahren saß im heutigen Siebenbürgen das Volk der Dacier, beherrscht von seinem tapferen und klugen Könige Decebalus. Er schlug römische Heere und zwang die Römer zur Tributzahlung. Da bestieg Kaiser Trajan den Thron. Ausgezeichnet durch Tapferkeit und hohen Sinn eroberte er in mehreren überaus blutigen und schwierigen Feldzügen Siebenbürgen. Decebalus stürzte sich in sein Schwert, die Edeln seines Reiches nahmen Gift, und Trajan feierte in Rom einen Triumph, anlässlich dessen zur Belustigung des hauptstädtischen Pöbels 10.000 Gladiatoren und 11.000 zahme und wilde Thiere an 123 Tagen bluten mussten. Die römischen Legionsadler leuchteten 170 Jahre in Siebenbürgen, währenddem das Land die Segnungen römischer Cultur genoss. Im herrlichen Hatszeger Thale entstand an Stelle der dacischen Hauptstadt die stolze Römerstadt Ulpia Trajana, die sieben heutige Dörfer einnahm, und von der man noch die Ruinen des Amphitheaters, der Wasserleitung, des Castrums und zahlreiche Häuser bewundern kann. Mosaik-Ziegel werden daselbst viele gefunden, sie dienten als Bestandtheile des Fußbodens. Im siebenbürgischen Erzgebirge aber trifft man bei Verespatak auf die heute noch betriebenen Goldgruben der alten Römer. Es sind dies kolossale starre Felsenmassen, die sich hoch über das Thal erheben und von den Romanen treffend cetate mare und cetate mike (große und kleine Festung) genannt werden. Die Römer haben diese Felsmassen von oben und unten und von der Seite her durchwühlt, so dass die Berge Maul-

wurfshaufen gleichen. Ihnen stand kein Pulver und kein Dynamit zur Verfügung, die Sclaven mussten mit Hammer und Schlägel das Gestein bearbeiten. Durch Feuersetzen suchte man es mürbe zu machen. Die Menschenquälerei der römischen Culturwelt.

Uns Kinder einer neuen Zeit berühren diese vor 1800 Jahren betriebenen Bergwerke mit jenem seltsamen Schauer, den wir immer an historischen Stätten empfinden. Interessieren wird aber die Thatsache, dass auf uns die eindrucksvollsten Hinterlassenschaften jener frühen Culturepoche gekommen sind. Vor 120 Jahren fand man zuerst in einer Grube Cereattafeln, kleine, mit Wachs überzogene Holztäfelchen der Römer. In das erhitzte Wachs wurde geschrieben, und aus den Täfelchen ersehen wir die Namen römischer Bergverwalter, römischer Bürger und Arbeiter. Diese Täfelchen wurden in der Bergestiefe zurückgelassen, als die Barbarenstürme ins Land brachen und das Land von den Römern geräumt wurde. Siebenbürgen blieb uncultiviert, bis 1000 Jahre später Siebenbürger Sachsen, Romänen und Szekler das Land zu neuem Leben erweckten.

Heute blüht in den Karpathen ein reges Bergmannsleben. Überall kann man in den Schoß der Erde mit dem Rufe „Glückauf" eindringen. Man kann in 1000 Meter Seehöhe das einsam, in romantischer Gebirgswelt gelegene Bleibergwerk Rodna besuchen, das schmutzige Goldbergwerk von Verespatak, das Kupferbergwerk Balan, das berühmte Kremnitz und Schemnitz. Man vermag 500 Meter unter der Erde in den mit elektrischem Lichte ausgestatteten Salzwerken zu Szamos-Ujvar und Szalatna bei Sziget zu lustwandeln. Diese Salzwerke sind wunderbar rein gehalten und reich an imposanten großartigen Hallen, die durch Riesenpfeiler gestützt werden. Aus dem Bergmannsleben führe ich eine Anekdote an, welche im Lande circuliert und die gute Stimmung der armen Arbeiter beweist. Ihr zufolge lustwandelte unser Herr Jesus Christus mit Petrus an einem Sonntagsnachmittage. In einem Wirtshause lärmten Bergleute. Christus und Petrus ermahnten sie zur Ruhe, die Bergleute erkannten die beiden aber nicht, und nach kurzer Zeit sahen sich die beiden vor die Thür gesetzt. Da sprach Christus im Zorne: „So soll euch dreierlei Strafe treffen, ihr sollt haben viel Kinder, viel Durst und wenig Geld." Und so ist es geworden und geblieben bis auf den heutigen Tag. Die Anekdote schildert besser als lange Reden die Verhältnisse der Bergleute.

Eine andere Art des natürlichen Reichthums sind die Heilquellen, die allerorts entspringen. In Siebenbürgen allein zählt man 400 Säuerlinge und 800 Salzquellen, von denen kaum der vierte Theil benützt wird. Viele der Heilquellen liegen schwer zugänglich in der Gebirgswildnis und dienen als Bäder nur den Bewohnern der Umgebung, die mit Sack und Pack, d. h. mit Bettgewand, Kochgeschirr, Badewanne und Proviant heraufziehen. Die Männlein wohnen oft alle in der

einen Hütte, die Weiblein in einer anderen. Von großen Curorten, in denen solche paradiesische Zustände nicht herrschen, kann ich empfehlen: Das in grandioser Alpennatur gelegene Tatra Füred als Luftcurort, das waldreiche Trencsin-Teplitz und Pystian, dazu das entzückende Mehadia für Rheumatismus- und Gichtkranke. Erwähnt sei als Curiosität die Höhle des Todes am Berge Büdos. Die Höhle ist mit einer Gasschicht erfüllt; der täglich mehrminutliche Aufenthalt soll viele Augenkranke vollkommen geheilt haben. Wer in die Gasschicht untertaucht, erstickt natürlich; vor der Höhle befinden sich die Gräber von 30 Selbstmördern.

Gegen Rheumatismus benützt man auch eine andere Hinterlassenschaft der alten Römer, die Salzteiche, welche aus den römischen Tagbauen entstanden sind. Primitiv wie die Goldgewinnung der Römer war auch ihre Salzgewinnung. Die Römer zogen einen Kreis, und von dieser Kreislinie ausgehend, gruben sie nach der Mitte des Kreises zu. Die Sclaven mussten auf dem Rücken das Salz heraustragen, und traf man von allen Seiten her in der Mitte zusammen, so verließ man diesen Tagbau und eröffnete einen neuen. Bei dem Romanen- und Magyarenörtchen Salzburg (Vizakna), einige Stunden von Hermannstadt entfernt, treffen wir eine Anzahl solcher Tagbaue, in denen sich Wasser gesammelt hat, welches vermöge seines starken Salzgehaltes als heilkräftig gilt. Das Wasser eines dieser Teiche, des Tököliteiches, ist derart mit Salz gesättigt, dass auch der Nichtschwimmer nicht versinkt. Der Ort Salzburg selbst liegt unseren durch landschaftliche Schönheiten der Alpen verwöhnten Begriffen zufolge elend. Man denke sich ein waldloses und baumloses, von der Sonne versengtes Hügelland. An einer kleinen Schlucht liegen die kleinen, weißen, einfachen Häuser, vor ihnen ein zerrissenes und zerklüftetes, vegetationsloses Terrain mit den Salzteichen. Hier fand im Februar 1849 ein Treffen statt, in dem die kaiserlichen Truppen den kühnen, alten Polen General Bem mit den Honveds besiegten; die Leichname der gefallenen Kaiserlichen wurden nach Hermannstadt geführt, die Bauern des Ortes sollten 379 gefallene Honveds beerdigen. Da die Erde wie Stein gefroren war, warf man die Honvedleichname in den Schlund des aufgelassenen Schachtes. Ein Denkmal erinnert daran, dass auf dem nicht sichtbaren Grunde des Hades 379 Männer ruhen. Da trat vor sieben Jahren während meiner Bereisung Siebenbürgens ein Naturereignis ein. Ein Wolkenbruch trieb das Wasser aus dem Schlunde empor, es brachte Baumstämme, die Cadaver von Büffeln, Hunden, Katzen, den Leichnam eines Selbstmörders und die Leichname von fünf Honveds mit herauf.

Wunderbarerweise waren sie trotz der Zeit von 41 Jahren vollkommen erhalten. Ich habe der Section beigewohnt und selbst gesehen, dass die inneren Organe, von Salzkrusten erfüllt, vollkommen intact waren; Herz, Leber, Lunge waren gut erhalten, die Haut war braun

und lederartig. Man ersieht aus diesem Vorfalle die conservierende Kraft des Salzes.

Wenn nun die Heilmittel der Karpathen verhältnißmäßig wenig Beachtung bei uns finden, so hat das zum Theil seinen Grund darin, dass man in diesen Ländern noch immer nicht unsere westeuropäischen Hotels und unsere bequemen Transportmittel findet. Der Engländer Charles Boner, der vor mir in einem Buche Siebenbürgen beschrieb, fand im ganzen Lande keinen Stiefelknecht; ich entdeckte zwanzig Jahre später einen einzigen in den Gasthöfen! Das Heer der Flöhe war dagegen noch immer undegeneriert. Die Zeiten der romantischen Postkarutzen sind freilich vorüber. Wer vor fünfzig Jahren in Romänien reiste, der bediente sich der Postkarutzen. Diese Karutzen waren kleine niedrige Wägelchen, an denen sich kein Quentchen Eisen befand. Auf dem Vordertheile hockte der halbvorweltliche Postknecht; er peitschte blindlings mit Indianergeheul auf drei bis sechs katzenartige Pferde los und schaute niemals nach rückwärts. Nach kurzer Zeit löste sich ein Hinterrad ab und blieb liegen, der Passagier balancierte, bald darauf gieng das andere Hinterrad ab, der Passagier wurde auf der Erde geschleift; kam der Postillon auf der Station an, so stellte es sich oftmals heraus, dass kein Passagier mehr da war. Auf der Straße lag er eigentlich nicht, da solche nicht existierte. Jeder fuhr, wo ihm behagte; ich selbst sah noch in Romänien oft 30 bis 40 Wagengeleise nebeneinander. Jetzt ist vieles besser geworden, aber die Romantik ist noch nicht gänzlich verschwunden. So rechne ich eine dreitägige Floßfahrt von Dornawatra in der Bukowina bis Piatra in der Moldau zu den interessantesten Fahrten meines Lebens. Die wilde goldene Bistritza schießt durch walderfüllte stille Thäler, die nur vom Schrei des Hirsches belebt werden. Man übernachtet bei einem Gutsbesitzer oder auf der Domäne des Königs und lebt einmal ganz in der Wildnis. Am ersten Tage wäre unser Floß bald durch Auffahren auf ein gestrandetes Floß verunglückt; am dritten hatten sich seine Stämme bedenklich gelöst und das Floß drohte zu zerfallen, wir erreichten aber trotzdem glücklich die Endstation.

In der Regel benützt man die landesüblichen kleinen Wagen — die polnischen Britschken, und kommt mit ihnen sehr gut aus. Nachdem ich sechs- bis siebenmal damit umgeworfen worden, war ich an die Landessitten gewöhnt. Im übrigen nimmt man mit dem Vorhandenen vorlieb. So fuhr ich einst mit einem Juden in der Marmaros ins Theißthal. Er hatte einen Leiterwagen, ich saß zwischen Petroleumkannen auf einem Heubündel, bis ich in demselben lautlos versank.

Mit dieser Urwüchsigkeit der Verhältnisse geht eine enorme Billigkeit der Lebensmittel Hand in Hand. Im Hotel zu Dees kostete eine Suppe 4 kr., ein Salat mit Ei 6 kr., die Hausfrau dort kaufte ein Paar

Hühner für 30 kr. Noch mehr aber muſs das Herz der anwesenden Hausfrauen lachen, wenn ich anführe, daß bei Tirgul Schil in Romänien ein Huhn 8 bis 10 kr., das Kilo Rindfleisch 20 kr., das Kilo Weintrauben 6 kr. kostete. Damals — vor sieben Jahren — herrschte Futtermangel und ein Ochse wurde für 20 Gulden verkauft! In Hermannstadt erzählten mir Frauen, sie seien vor dreißig Jahren mit 40 kr. auf den Markt einkaufen gegangen und hätten noch etwas Geld mit nach Hause gebracht.

Menschliches Elend spielt in den Karpathen oft eine große Rolle. Im Arvaer Comitate, wohl dem ärmsten Theile der armen Slovakei, bricht häufig der Hungertyphus aus. Das Land nordwärts von Preſsburg, die Slovakei, erzeugt nicht, was ihre Bewohner brauchen, und so kommt es, daſs diese in die Welt hinauswandern. Aus dem Trentschiner Comitate, vor allem aus dem Dorfe Rovne, kommen sie zu uns und in die ganze Welt als Rastelbinder, als Kesselflicker. Die aus dem Arvaer Comitate durchziehen die Welt als Leinwandhändler, andere gehen als Glas- und Steinguthausierer in Wien herum, wiederum andere dienen als Flößer und Taglöhner.

Hand in Hand mit der Armut geht die Unwissenheit. Noch vor einigen Jahrzehnten gab es Popen, die nicht schreiben konnten, in Galizien befinden sich unter fünf Millionen Menschen vier Millionen Analphabeten, und man hat unlängst gelesen, auf welcher Bildungsstufe croatische Bauern und Bäuerinnen stehen, der Aberglaube findet hiebei eine gute Stätte. Es kommt noch immer vor, daſs in den osteuropäischen Ländern die Gräber geöffnet werden und man einem vermeintlichen Zauberer oder einer vermeintlichen Hexe das Herz ausschneidet oder es mit einem Pfahle durchsticht. Elfen, Nixen, Todtenvögel, Sternenschnuppen und ähnliches spielen eine große Rolle. Die Ruthenen aber erzählen sich, daſs König Boleslav Chrobry mit seinen Kriegern in der Hohen Tatra sitze und schlummere, ein Seitenstück zur Sage vom Kaiser Barbaroſsa. Auf einer lebensgefährlichen Gebirgspartie bei Hochwasser habe ich auch die Stelle passiert, wo in einer Nacht siebzehn Flößer verunglückten; von ihnen erzählt die Sage, daſs ihre Geister allnächtlich den Fluſs hinabschießen. Das Fasten spielt bei den Karpathenbewohnern eine große Rolle. Der Romäne kennt und hält circa 170 Fasttage jährlich, an denen er kein Fleisch genießt, übrigens traf ich solche, die Wurst überhaupt nicht kannten, und der Bergdirector von Rodna erzählte mir, er habe auf der Jagd in einer Waldhütte drei Frauen getroffen, die da gefragt hätten, was seine mitgebrachten Rindfleischschnitten seien und ob man das essen könne.

Unter den in den Karparthen wohnenden Völkerschaften stehen der Zahl nach die hochintelligenten Romänen obenan, ihnen folgen die Slo-

vaken, die Ruthenen, die Polen, die Szekler, die kernigen mannhaften Siebenbürger Sachsen, bekannt durch das energische Vertheidigen ihres Deutschthums, einzelne Gruppen von Armeniern, die Zipser, einzelne Gruppen deutscher Colonisten, die Zigeuner und die Juden. Über die Zigeuner könnte ich manches ergötzliche Stücklein vorführen, dies würde indessen eine eigene Abhandlung bilden. Die Juden trifft man in manchen Städten und Dörfern in auffallend großer Zahl. So zählt Jassy in der Moldau von 90.000 Einwohnern 60.000 Juden, Botosani bei 40.000 Einwohnern 30.000 Juden, und ich fand Orte wie Dorohoi und Ungheni, die fast nur von Israeliten bewohnt sind.

All diesen Völkerschaften ist mehr oder weniger frühe Heirat eigen. Junge Frauen mit fünfzehn Jahren sind häufig. Am auffälligsten ist die Frühheirat bei den Zigeunern und Juden. An einem kalten Morgen fuhr ich in der Marmaros und nahm eine barfüßige, frierende kleine Jüdin auf, weil sie mich um Beförderung bat. Ich fragte sie, ob sie nicht friere. „Freilich friere ich." — „Warum kaufst du dir keine Stiefel?" — „Weil kein Geld." — „Wie alt bist du?" — „Zwölf Jahre." — „Da möchtest du gewiss bald heiraten?" — „Freilich möcht' ich, aber ich derf noch nicht."

(Schluss folgt.)

Die Sünde.

Ein Vorgang vom Dorfe von **Heinrich Sohnrey.**

Die Leute in Hilgenthal nannten ihn den „Kornbodenverwalter". Er hatte nämlich jahrelang die gutsherrlichen Kornböden verwaltet, ehe ihm der stattliche Posthof in den Schoß gefallen war.

Von Hause aus — er stammte übrigens nicht aus Hilgenthal — hatte er sozusagen nichts gehabt, sondern sich, wie die Leute im Dorfe behaupteten, erst beim Kornvermessen auf dem ritterschaftlichen Gute ein Vermögen erworben. Das hätte ihn aber schwerlich in den Stand gesetzt, sich zum Herrn des Posthofes zu machen, wäre ihm nicht die Posthofs-Älteste, das sanftäugige Lottchen, in so inniger und treuer Liebe zugethan gewesen.

Glück muss der Mensch haben . . . Glück! . . .

Es war eine glückliche Ehe, und zwei rothwangige Kinder jauchzten durchs Haus. Und wenn der Kornbodenverwalter mit seinen in unbändiger Kraft sich bäumenden Rappen vom Hofe zog, und wenn er gar seinen lachenden Buben aufs Pferd setzte, — ei, wie strahlten da Frau Lottes Augen, wie hüpfte ihr das Herz, wie pries sie des Himmels Gunst! Sie fühlte: sie wäre die glücklichste Gattin und Mutter unter der Sonne.

Aber auch die glücklichste Schwester! Denn wie ihrem Manne, wie ihren beiden herzigen Kindern, so war sie auch ihrer einzigen Schwester, dem schwarzlockigen Riekchen, in zärtlichster Liebe zugethan, was sich nach dem Tode der Mutter immer mehr in rührender Sorge kund gab; war doch Schwester Riekchen gut zehn Jahre jünger und eben erst zu einer Jungfrau erblüht. „Du sollst auch einmal so glücklich werden", pflegte Frau Lotte oft in ihrer innigen Sorge mit einer frohen Beziehung auf sich selbst zu sagen, auch scherzte sie wohl: „Du musst einmal einen ebenso stattlichen, lieben, guten Mann haben, wie Gott ihn mir beschert hat!"

Und während sie treuherzig dazu lachte, funkelte und sprühte es unter den schwarzen Ponylocken des jungen Schwesterkopfes wie Katzenaugen in der Nacht.

Es war ein glückliches Leben auf dem Posthofe, und die junge Frau empfand einen heißen Drang, Gott zu loben und zu danken und alle Welt an dem Glück ihres Herzens und ihres Hauses Antheil nehmen zu lassen. Sie war die fleißigste Kirchgängerin, die andächtigste Zuhörerin, ihr Leben die treueste Bethätigung des göttlichen Wortes. Wer in Noth gerathen war und nirgends Hilfe finden konnte, auf dem Posthof fand er sie gewiss, wenn auch hinter dem Rücken des Kornbodenverwalters. Und wer einen Gram mit sich trug, wen ein schweres Herzeleid drückte, die Posthöferin ruhte nicht, bis sie ihm Gram und Herzeleid hinweggetröstet hatte. Und wenn ein Bettler kam, sie gab ihm so reichlich, dass er fröhlich an anderen Häusern vorüberziehen konnte.

Sie pflegte wohl zu sagen: Am Herzen könne sich einer am allerschwersten versündigen, der Reiche wie der Arme. Und ihr einziger Gram schien zu sein, oft sehen zu müssen, wie schwer Reiche und Arme sich gerade an diesem Haupttheile versündigen. — Musste sie selber die Erfahrung machen, dass dieser oder jener sich ihres herzlichsten Wohlwollens unwürdig erwiesen, wohl gar boshaft gespottet hatte, dann lag es oft lange wie Regenwetterstimmung auf ihrem glücklichen Gesicht, und erst der Anblick ihres Mannes, ihrer Kinder, ihrer Schwester konnte es wieder erheitern.

Der Kornbodenverwalter trug sich nicht bäuerisch, sondern herrisch wie der Gutsinspector, und da er ein stattlicher Mann war und vornehme Manieren hatte, so war auch Jungfer Riekchen nicht wenig stolz auf ihren stolzen Schwager, und sie konnte ihm oft lange nachsehen. — Hu, was waren das alles für Tölpel im Dorfe! Der dort besonders in seinem groben blauen Kittel und seinen krachenden Nagelschuhen, der sich einbildete, sie würde mit ihm zum Pfingstbiere gehen! — —

Geradeso einen stattlichen Mann müsse sie auch einmal haben, hatte die Schwester gesagt, ja, geradeso einen stattlichen, lieben, guten . . .

Es war, wie es schien, ein glückseliges Leben auf dem Posthofe.

Lachende Tauben saßen auf dem Dache, breite, behäbige Gänse, prächtige Hühner aller Art, darunter sogar ein stolzer Pfau mit glänzendem Rade, belebten den Hof, schnatternde Enten schwammen im Teiche, braune und bunte Kühe brummten aus den Ställen, Bienen schwärmten in den blühenden Gärten, — und Keller und Kammer bargen einen schier unermesslichen Reichthum an Eiern und Obst, an Milch und Honig.

Allmählich begannen die Leute im Dorfe jedoch ein gar auffälliges Geschwätz: Das Glück wäre wie ein bunter Ball, der vom Himmel fiele, aber auf der Erde meistens in Teufels Klauen geriethe! Wo die Edelherzigkeit wäre, da risse er's weg, und wo's die größte Falschheit gäbe in der Welt, da würfe er's hin. Andere wieder verglichen das Glück dem rothbäckigen Apfel am Baum: Der liebe Gott ließe ihn werden und wachsen, wenn man sich aber daran erlaben wollte, so hätte der Teufel einen ekligen Wurm hineingelegt.

Wenn jemand diese Reden nicht gleich zu deuten wusste, so sagte man ihm nur, er solle hingehen und die Äpfel auf dem Posthofe einmal probieren, — dann konnte man's ihm sofort am ganzen Gesicht und an allen Geberden ansehen, dass ihm ein Licht aufgegangen war.

„Ja, ja, was sagt ihr zu der Posthöfer'schen, der seelensguten Frau?" lautete bald immer nur die Frage, wenn die Frauen am Brunnen zusammenkamen, und über dem Meinungsaustausche, der darauf allemal anhob, wurde gar manches Mittagsmahl und manches Abendbrot verzögert.

Sonst so frisch und froh einherschreitend, dass jeder Tritt von Fröhlichkeit klang, gienge sie jetzt so bedachtsam leise wie auf Sammt und Seide; ja, es schiene, als ob sie niemand mehr sähe, der ihr begegnete.

Und hätte sie sonst für jedermann, der in ihr Haus kam, oder ihr unterwegs begegnete, einen freundlichen Blick, ein herzliches Wort, eine offene Hand gehabt, so verhielte sie sich jetzt allen und jedem gegenüber völlig theilnahmslos; selbst ihre eigenen Kinderchen schienen ihr fremd geworden zu sein. Sonst eine so freudige Kirchgängerin, wäre man ihrer jetzt schon seit vielen Sonntagen in der Kirche nicht mehr ansichtig geworden.

Diese und jene Frau erzählte auch, wie sie die so merkwürdig verwandelte Posthöfer'sche unterwegs getroffen und mit herzlichem Wort festzuhalten gesucht hätte; da wäre sie förmlich zusammengeschreckt, ihre Augen wären groß und starr erschienen, und ihr Gesicht hätte einen geradezu geisterhaften Ausdruck gehabt. Und mit einer seltsam hastigen und heftigen Bewegung, als wollte sie etwas Zuwideres, Häßliches abschütteln, wäre sie davon gegangen.

Was wohl dies Zuwidere, Häßliche sein könnte? für das gute, treue Weib, das in der Welt nur Schönes und Gutes gesehen, empfunden

und gethan hatte! . . . Der Brunnen rauſchte, das Waſſer floſs über den Rand des Eimers. Da ſtreckten die Frauen die Köpfe zuſammen und flüſterten Ohr an Ohr. Sie glaubten es längſt bemerkt und gewuſst zu haben . . . Ungefähr, wenn die Äpfel reif ſein würden . . .

Und eines Morgens gieng ein jähes Entſetzen durchs Dorf. Die Frauen ließen ihre Arbeit liegen und ſtehen, liefen nach dem Brunnen, ſchlugen die Hände zuſammen, ſchüttelten die Köpfe und ſahen mit bleichem Entſetzen nach dem Poſthofe hinüber. Und wenn der von den Kornfeldern herſtiebende Wind gegen ihre Röcke fuhr, ſahen ſie ſich haſtig um, als ſpürten ſie den Teufel an den Beinen.

Es war auch eine grauenvolle Neuigkeit. Den ganzen Tag ſtanden heftig geſticulierende Leute um den Poſthof herum, das furchtbare Ereignis näher zu ergründen und die Meinungen darüber auszutauſchen.

Früh im Morgengrauen — man erwartete einen herrlichen Heutag — war der Knecht auf den Futterboden geſtiegen, um Häckſel zu ſchneiden, — aber mit einem markdurchdringenden Schrei wieder herunter gekommen.

„Herr, unſere Frau, unſere arme Frau!“ Und haſtig eine Sichel ergreifend, war er wie ein Sturmwind wieder hinauf geſtoben.

Der Schrei hatte das ganze Haus alarmiert. Der Kornbodenverwalter, der gerade geträumt hatte, daſs ihm ein dickes, ſchweres Fuder Rauhzeug auf die Bruſt gefallen wäre, ſprang mit einem grellen Laut aus dem Bette, Jungfer Riekchen ſchnellte aus der Kammer, daſs die ſchwarzen Lockenringel wie wüthende Schlangen um ihren Kopf züngelten, die Kinder erhoben ein jämmerliches Geſchrei nach der Mutter, und Geſinde und Taglöhnerſchaft lief wie beſeſſen durcheinander.

In zornigem Schelten erreichte der Bauer den Boden; — da war ihm auf einmal die Zunge gelähmt; da ſtand er auf einmal wie vom Schlage getroffen.

Unter dem Balken zitterte das Ende eines Strickes; — das andere Ende löste der Knecht eben vom Halſe der auf dem Häckſel liegenden Frau und warf es dem Herrn mit einer grimmigen Geberde vor die Füße: „Sie iſt ſchon kalt und krumm!“ ſagte er.

Die ſchwarzlockige Schweſter, welche auf der Mitte der Treppe ſtehen geblieben war, ſchlug ſich mit der Schürze vors Geſicht und lief winſelnd in ihre Kammer zurück.

Der Bauer ſtand immer noch regungslos auf einem Fleck. Das Geſinde aber drängte ſich dicht um die todte Herrin herum und ſchluchzte einmüthig: „Ach, wenn ſie nicht ſo gut geweſen wäre!“

Drei Tage darauf war in der Ecke des Kirchhofes, mitten zwiſchen hohen Brenneſſeln, ein friſcher Hügel.

Keine Glocke hatte geläutet, kein Prediger gepredigt.

* * *

Knapp drei Monde später läutete ganz unversehens die Hochzeitsglocke; aber Hochzeitsbitter waren nirgends gesehen worden.

Der Kornbodenverwalter führte die schwarzlockige Schwester seiner todten Frau zur Kirche.

Ein aschgraues Gewitter hielt gerade über dem Dorfe, und es schien, als hätte der Donner noch im letzten Augenblicke das ungewünschte Hochzeitsbitteramt übernommen und gar Haus für Haus zur Schau geladen, denn plötzlich war der Kirchweg umdrängt von hohnlachenden Gaffern, der Kirchweg selbst aber — ohne dass jemand sagen konnte, von wem? — dicht bestreut mit Häckerling,[1]) dem dörflichen Sinnbild für bräutliche Schande. In koboldartigem Mitleid aber erhob sich der Gewitterwind, stieß zwischen die höhnenden Reihen der Gaffer und ließ das Hochzeitspaar wandeln in einer Wolke, wirbelnd von Staub und Häckerling; in jäh wechselnder Laune, dann schnellte der brausende Unhold an der Kirche empor nach den Schallöchern, erfasste die Glockenklänge, zerzauste und zerriss sie in Fetzen und trug die zerrissenen Klänge hierhin und dorthin durch die Luft, so dass auf Erden bald nichts mehr als ein klägliches Gewimmer vernommen wurde, das bald hierher, bald dorther aus den Lüften zu kommen schien.

Zornfunkelnden Auges klopfte sich die Braut in der Kirchenthür die kleinen Stoppeln des Häcksels vom Kleide; der Zorn wandelte sich aber in jähen Schrecken, als sie danach auch ihr zerzaustes Haar zurechtzupfen wollte. Sie hatte einen halben Kranz getragen, wie ihn die Strenge und Milde verbindende Ortssitte gefallenen Bräuten noch zuzugestehen pflegt; — doch der halbe Kranz war verschwunden, und in den schwarzen Locken hiengen wie traurige Überbleibsel eines verdorrten und verdorbenen Kranzes die kleinen Stoppeln des Häckerlings.

Das Gewitter am Himmel, das sich doch sonst um sündige Bräute nicht kümmert, war diesmal gekommen, um Berufung einzulegen gegen die nachsichtige Milde der Sitte, es hatte das allerstrengste Urtheil erwirkt und seinen jähen Wirbelsturm sogleich zur Vollstreckung mitgebracht.

Die Leute im Dorfe verstanden die mächtige Donnerstimme und nickten schaudernd dazu; einige aber wunderten sich, dass nicht auch der Blitz an der Vollstreckung theilgenommen und das Brautpaar in den Staub und Häckerling todt hingestreckt hatte. —

* * *

Bestände das Glück in Glanz und Genuss, so hätten die Leute recht: Das Glück ist ein Ding der Welt, das sich nach Verdienst bemisst, das

[1]) Während diese Erzählung auf dem Hannover'schen Volksthum fußt, erzählt Pfarrer Dr. Gebhardt in seinem vortrefflichen Werk „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre" (Gotha, Schloeßmann 1895) auch aus Thüringen, dass er als Knabe an einem Hochzeitstage den langen Weg vom Brauthause nach der Kirche mit Häckerling bestreut sah, dass die Sitte jetzt aber völlig abgekommen sei.

sogar gestohlen werden kann; so hätten auch jene recht, welche sagen, das Glück ist ein Fangball des Teufels und darum: „Je schlechter das Stück, desto größer das Glück!"

Aber wahres Glück fällt nicht aus Teufels Klauen, wahres Glück gewinnen wir nicht durch Raub; wahres Glück quillt wie Morgenfrische aus der Tiefe des schuldlosen Herzens, springt als Himmelsfunke aus der Kraft der Entsagung, baut sich wie ein rebenumranktes Häuslein auf dem Frieden des Gewissens, heiß errungen im Kampfe wider die gierige Sünde.

Sonst hätte sich ja auch auf dem Posthofe das Glück nicht gewendet. Zur Erntezeit fuhren keine Wagen so schwer wie die seinen, und schier ohne gleichen war die Fülle der Früchte in Garten und Feld.

Auch das Kind der Sünde wuchs, wie die Leute mit andeutungsvollen Gesten sich äußerten, zu einem „netten Früchtchen" heran, es war kräftig und gesund, während dagegen die älteren beiden Kinder nur kümmerlich gediehen, als fehlte es ihnen am himmlischen Sonnenlicht, das durch das Mutterherz strahlt.

Ach, und es fehlte ihnen ganz und gar!

Die schwarzlockige Frau hatte sich nach ihrer Häckerlingshochzeit völlig verstockt und vertrotzt. Wenn die Donnerstimme des Himmels wieder und wieder daher fuhr, dass die Mütter im Dorf erschrocken das Gesangsbuch aufschlugen, warf die neue Posthöfer'sche trotzig die Lippen auf und suchte nun erst recht was Schlimmes zu thun. Sie hob ihr Knäblein, ihr Sündenkind, gegen den Blitz, herzte es ganz unmäßig, ließ es auf ihrem Arme hüpfen und tanzen und trällerte die lustigsten Weisen. Kamen ihr aber dabei die erbarmungswürdigen Kinder ihrer Schwester in den Wurf, — hastig nahm sie dann — während ihre Augenkohlen noch heftiger sprühten, den Knaben in den linken Arm, um mit der freien Rechten den Schwesterkindern Stöße und Schläge zu versetzen, oder ihnen das Haar auszuraufen; konnte sie doch die Ärmsten nicht vor Augen sehen! Sie mochten gehen und stehen, wo sie wollten, thun und lassen, was sie wollten, immer und überall waren sie der neuen Mutter im Wege, immer und überall waren sie ihr ein Anlass zum Entsetzen und Spectakel. Sie durften nicht lachen und nicht singen, nicht spielen und nicht springen; sie mussten die schwerste und unnützeste Arbeit verrichten, dabei aber hungern und dursten wie Hütehunde im Stoppelfelde! Nicht einmal eine Pflaume, keine Birne, keinen Apfel durften sie im Garten pflücken oder vom Grase aufnehmen; wohingegen es dem jungen Brüderchen, wie der drastische Volksausdruck im Dorfe lautete, — „zu allen Löchern hineingestopft" wurde.

Die junge Posthöferin schien in den Qualen und Leiden der armen Schwesterkinder eine ordentliche Genugthuung zu finden.

So schwoll ihre Sünde zu einem furchtbaren Ocean, über den kein Schifflein mehr hinüber kommen konnte, auf dem auch das stärkste Fahrzeug rettungslos versinken musste.

Der Kornbodenverwalter ſah und hörte nichts; denn er fieng mit einemmale allerlei Handelsgeſchäfte an, war des Tags faſt nie zu Hauſe und muſste des Abends nicht ſelten erſt aus dem Kruge heimgeholt werden.

Aber das Volksgewiſſen wachte, — und zur Mitternacht ſoll oft eine wunderbare weiße Geſtalt vom Kirchhofe hinüber zum Poſthofe geglitten ſein und die vor Hunger und Jammer bitterlich weinenden Kinder geſpeist und getröſtet haben. Und die wunderbare weiße Geſtalt hätte die Kinder nach ſich gezogen. Sie ſtarben bald dahin.

Nach dem Tode ſeiner beiden Kinder ſchien der Kornbodenverwalter noch mehr Durſt bekommen zu haben und auch ganz „tiefdenkeriſch“ geworden zu ſein, wie die Leute ſagten; denn er pflegte nun ſtundenlang in „einem hin“ auf der Bank im Kruge zu ſitzen, mit immer mehr ſich verglaſenden Augen auf den Tiſch zu ſtarren und den Mund nur aufzuthun, um aus dem vor ihm ſtehenden Waſſerglaſe den brennenden Brantwein zu ſchlürfen. Er trank nur noch aus dem Waſſerglaſe, denn das „Stutzglas“, das ſonſt beim Brantweintrinken dient, war ihm bald zu winzig geworden.

Jahre waren vergangen, und da der Kornbodenverwalter eines Tages ſchwankend auf dem Heuwagen ſtand, ſpielte ihm der Sohn, der die Pferde führte, mit boshaftem Lachen einen Schabernack, indem er jählings die Pferde anrücken ließ.

„Sündenbrut!“ lallte der Bauer noch und fiel rücklings über den Wagen hinab zur Erde.

Er hatte ſich das Genick gebrochen.

Gleichmüthig fuhr der Sohn ſeinen todten Vater nach Hauſe.

Und die ſchwarzlockige Frau — ſchwarzlockig war ſie immer noch — die einſt um einen „ſtattlichen, lieben, guten Mann“ Treue und Glauben zu Schanden gemacht hatte, tröſtete ſich alsbald damit, daſs der „alte Kerl“ ihrem Kinde nun doch nichts mehr „verthun“ könnte.

Eine Weile regierten Mutter und Sohn gemeinſam; da aber der Sohn eine glänzende Partie machen konnte, gab ſie ungeachtet ſeiner achtzehn Jahre das Regiment ganz an ihn ab.

Es wurde natürlich eine großartige Hochzeit ausgerichtet.

Im Hochzeitstrubel aber hatte ſich die ſchwarzlockige Mutter wohl zu ſehr übernommen. Sie erkrankte plötzlich und muſste zu Bett gebracht werden, noch ehe ſie den feinen, weißen Hochzeitskuchen hatte probieren können.

Es klingt wie Sage, aber es iſt nackte, nüchterne, grauenvollſte Wirklichkeit, geſehen mit unſeren eigenen Augen.

Da liegt ſie nun ſeit zwei Jahren, gebettet auf ſchmutzigem Lager, im dürftigſten Kämmerchen des ſtattlichen Hauſes. Von Gott und Menſchen verlaſſen. Die Schwiegertochter iſt ein herzloſes Geſchöpf und hat, wie die Kranke immerfort jammert, auch ihren Sohn verdorben. Die Krankheit

ist ihm langweilig geworden; er kommt nur höchstens jeden dritten Tag einmal an die Thür, um zu sehen, ob — „die Alte immer noch lebt“.

Und sie lebt noch immer; aber die Locken sind grau geworden wie bleichende Knochen und hängen wirr herunter.

Sie jammert ununterbrochen Tag und Nacht.

Es ist eine furchtbare Krankheit, die nimmer zu heilen sein soll. Sie jammert nämlich fortwährend über Hunger, und die Leute sagen daher: Sie hätte den „fressenden Wolf“. Ein Arzt kommt längst nicht mehr. Es wird auch keiner geholt. Es wäre auch keiner nöthig, hat eine Magd vom Posthofe neulich auf eine neugierige Frage am Brunnen gemeint, denn für den Hunger könnte man auch ohne Arzt etwas thun. Man sollte der Alten nur satt zu essen geben, dann würde sie schon stille werden, aber sie kriegte nur alle Tage so viel, wie ein — Kanarienvogel. Einmal zur Nacht, als sie gar zu jämmerlich geschrien hätte, so erzählte die Magd noch, wäre sie aus dem Bett gesprungen und hätte der Alten heimlicherweise etwas Brot und Speck hineingetragen; — zum Unglück aber wäre der junge Herr aufgewacht und daraufgekommen, er hätte ihr Brot und Speck aus der Hand geschlagen, furchtbar geflucht und der jammernden Mutter im Bette zugerufen: „Willst du alter . . . . denn immer . . . . . “

Da wäre die Alte im Bette ganz strack und starr geworden, und es hätte einen Schrei gegeben, den sie ewig nicht vergessen könnte, und seitdem ächzte die Unglückselige Tag und Nacht: „Sündenkind . . . . Sündenkind!“ . . . . .

„Das Land.“

Mir war im Traum, die Mutter sei verschieden.

Aus bangem Schlafe bin ich aufgewacht,
Mir war im Traum, die Mutter sei verschieden.
Die Uhr schlug eben eins nach Mitternacht,
Und draußen waltete der Mondnacht Frieden.

Wie war mir doch! Im Mondlicht, mild und klar,
Gieng leise ich zur Thür der Nebenkammer —
Die Mutter schlief darin. – Gott, wenn es wahr! –
Laut schlug das Herz mir, fühlbar wie ein Hammer.

Ich machte leise auf, trat leise ein,
Schritt sachte hin zum Bett, in dem sie ruhte,
Und lauschte still. — Gott Lob und Dank, o nein!
Sie schlief nur sanft, die Treue, Liebe, Gute.

Ich sah ihr liebes Antlitz lange an,
Fast heilig schien's im Mondenlicht, dem reinen.
Die Qual des Traumes brach sich endlich Bahn:
Ich wollte nicht, und doch ich mußte weinen.

Still, wie ich hergekommen, gieng ich dann,
Ich störte nicht der Guten sanften Schlummer.
— Auf meinem Lager forscht' ich, ob und wann
Ich ihr bereitet habe Gram und Kummer.

Wohl fand ich nichts, das mich bereuen hieß,
Doch die Erkenntnis ist mir doch geblieben:
Mein Mütterlein, das mich noch nicht verließ,
Ich muß es tiefer noch und treuer lieben.

Franz Floth.[1])

[1]) Franz Floth, Oberlehrer in Haselbach, Böhmen, ist vor kurzem besonders für seine im „Heimgarten“ veröffentlichten Poesien von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft und Kunst in Böhmen mit einem Ehrenpreis von 600 Kronen ausgezeichnet worden. Die Red.

Kleine Laube.

Was bedeutet die Kornblume?

Sie war die Lieblingsblume der Königin Louise, die unter den Franzoseneinfällen so schwer gelitten. Dann hat ihr Sohn Wilhelm der Erste die Kornblume erwählt und dabei wohl kaum geahnt, dass diese liebliche blaue Blume das Sinnbild seines weltgeschichtlichen Werkes werden sollte. Welch ein deutscher Fürst immer das Reich zur Einheit geführt haben würde, diese, und gerade diese Blume hätte sein Symbol werden müssen. Weiß wohl auch Jeder, der die Kornblume im Knopfloch trägt, wie sie gestaltet ist? Ein Kranz von vielen Sonderkrönlein vereinigt sich zu einer Krone! So wie Wilhelm die deutschen Fürsten vereinigt hat zum Kaiserreiche. Die Kornblume ist also das Zeichen der politischen Einheit Deutschlands, der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Daran denken bei dieser Blume gehobenen Herzens die Deutschen aller Länder. Jeder Deutsche, er mag leben, wo immer in der weiten Welt, hat Ursache, sich an der Einheit Deutschlands zu freuen. Er mag in Osten oder Westen, oder Süden sein Vater- oder Mutterland gefunden haben, er mag treu seinem Fürsten ergeben sein, und dem Lande, das ihn nährt und das er schützt — seine Urheimat ist und bleibt Deutschland, seine Blutsverwandten sind das deutsche Volk; die deutsche Cultur ist die seine, in der deutschen Sprache denkt sein Geist, lebt seine Seele, die deutsche Sprache vermittelt ihm Wissenschaft und Kunst, und alles, was das Leben adelt, an den deutschen Dichtern hängt sein Herz. Die Bande, die den Menschen an seine Nation knüpfen, sind gewaltig über alle maßen. In ruhigen Zeiten, wenn er im unbestrittenen Genuss der Güter seines Volkes dahin lebt, merkt er's nicht so, ja kann zeitweilig sogar thöricht genug sein, dem eigenen Stamme Widerpart zu leisten; aber wenn er plötzlich Gefahr läuft, diese Güter zu verlieren, von seiner Nation geistig getrennt zu werden — dann bäumt sich in ihm eine Kraft empor, die ihn selber überrascht: das zu größten Opfern entschlossene Bewusstsein, wie sehr er sein Volk liebt.

Der Deutsche außerhalb Deutschlands verzichtet ja willig auf die Vortheile der politischen Einheit des Reiches, aber er freut sich derselben, er ist stolz auf sie, er bekennt sich, nicht als Bürger des Deutschen Reiches, sondern als Angehöriger der Deutschen Nation, als Mitgenießer ihres Geisteslebens — und um das hochgemuth auszudrücken, steckt er sich an die Brust — die Kornblume.

Eine Jugend, die auf den Schulen von der deutſchen Sprache Wiſſen und Geſittung überkommt, hat wohl ſicherlich das Recht, durch die Blume ihr gelegentlich eine kleine Huldigung zu bringen. Glücklich jeder Staat, in deſſen jungen Leuten ſich noch die Treue offenbart. Ein Menſch, der ſeines Volkes vergiſst, kann gelegentlich auch — ſeines Fürſten vergeſſen. R.

Der große Schweizer Bauerndichter.

Im Jahre 1837 erſchien zu Burgdorf in der Schweiz ein neues Buch unter dem Titel: „Der Bauernſpiegel, oder Lebensgeſchichte des Jeremias Gotthelf. Von ihm ſelbſt beſchrieben.“ Es war die Geſchichte eines Kleinbauernſohnes, der bei der Niedertracht der Leute ringsum ſich bettelhaft fortbringt, von der Gemeinde bald an dieſen, bald an jenen Hof als Knecht vergeben wird, und der, von allen ausgebeutet, miſsachtet, in Gefahr iſt, zu verderben. Dann kommt er nach Frankreich zum Militär, wo er einen höheren Lebensſtandpunkt gewinnt, und kehrt wieder in die Schweiz zurück, wo er in den Wirtshäuſern Vernunft und Sitte predigend ſchlecht und recht bis an ſein ſeliges Ende verharrt. Auffallend in dieſer Erzählung war ein großer, rückſichtsloſer Realismus, ähnlich, wie er ſpäter an Zola ſo ſehr empört hat. Außer der Liebesgeſchichte des Helden mit ſeinem Aneli, die voll berückender Innigkeit iſt, werden die Bauersleute zumeiſt als ſehr unſympathiſch, eigennützig, roh, hinterliſtig, dumm und boshaft geſchildert. Aber mit einem großartigen Darſtellungsvermögen, mit einer Plaſtik und geſunden Bildlichkeit der Sprache, wie ſie dazumal außer bei Shakeſpeare nicht erhört war.

Der Verfaſſer war ein ſchweizeriſcher Landpfarrer namens Albert Bitzius, der ſeinen Helden Jeremias Gotthelf erfunden hatte, um an ihm herum die Schwächen und Fehler ſeiner Landsleute ans Tageslicht zu ſtellen. Dieſen Jeremias Gotthelf hat Bitzius dann ſpäter als Pſeudonym beibehalten, beſonders angewendet gleich in ſeiner Polemik mit der Kritik. Gegen dieſe trat er ſchneidig auf. Denn die Kritik warf dem neuen Volksſchriftſteller allerhand Ungutes vor. Es ſei nicht wahr, daſs die Bauern ſo ſchlecht wären, wie ſie im „Bauernſpiegel“ geſchildert würden. Es ſei eine Schmach, wie er das heimiſche Volk vor aller Welt zu ſchanden ſtelle, es faſt zum Vieh herabwürdige. Wie er z. B. ihre Kiltgänge (nächtliche Beſuche bei Mädchen, unſer ſteiriſches „Fenſterln“) ſinnlich ſchildere, ohne Spur von Entrüſtung, wie er religiöſe Sitten profaniere, wie er den Helden in den Wirtshäuſern Vernunft predigen laſſe, anſtatt Religion u. ſ. w. Es iſt, als ob man die phariſäiſchen Geiferer von heute hörte. Aber der Verfaſſer wuſste ſich ſcharf zu vertheidigen. Er geſtand, daſs er mit aller Abſicht dem Volk einen Spiegel verhalten wollte, in welchem es ſeine Abſcheulichkeiten und Niederträchtigkeiten einmal recht deutlich erblicken könne. Ob ſein Buch künſtleriſch befriedige oder nicht, das ſei ihm Nebenſache, er wolle vor allem durch die Aufweckung von Selbſterkenntnis ſittlich wirken. Daſs die im Buch geſchilderten Leute nicht gut ausgiengen, habe ſeinen beſonderen Grund. Wenn im Buche die Beſſerung vorkomme, ſo bleibe ſie im Leſer aus. Er werde übrigens ſchon Gelegenheit finden, auch die Vorzüge der Schweizer Bauern darzuſtellen, wenn's an der Zeit ſei. Und das hat Bitzius auch treulich gethan in manchem ſeiner ſpäteren Schriften. Dem „Bauernſpiegel“ folgen in raſchem Nacheinander die Werke: „Die Waſſernoth im Emmenthal“, „Leiden und Freuden eines Schulmeiſters“, „Fünf Mädchen“, „Durſli der Brantweinſäufer“, „Die Armennoth“, „Uli der Knecht“, „Uli der Pächter“, „Ein Sylveſtertraum“, „Anne Bäbi Jowäger“, „Käthi die Großmutter“ und andere. In dieſen Werken hat der Schweizer Pfarrer Albert Bitzius unter dem angenommenen Namen des Helden ſeines erſten Buches „Jeremias

Gotthelf“ den Schweizern, ja dem gesammten deutschen Volke einen ethischen und literarischen Schatz hinterlassen, der die späteren Dorfgeschichtenerzähler, Berthold Auerbach und Gottfried Kellner nicht ausgenommen, stark verdunkelt. Der meist von Muckern verlästerte Schriftsteller hat besonders für die Entwickelung schweizerischer Zustände eine große Bedeutung erlangt. Vor kurzem ist Bitzius' hundertjähriger Geburtstag allerwärts begangen worden und bei dieser Gelegenheit werden seine Erzählungen wieder hervorgeholt. Dieselben sind trotz der sechzig Jahre neuer Zeit nicht veraltet.

Die Verlagsbuchhandlung Schmid und Franke in Bern hat eine neue Ausgabe der Schriften Jeremias Gotthelfs veranstaltet, und zwar im Urtexte, genau nach der Schreibung respective späteren Correctur des Verfassers und mit allen mundartlichen Einzelheiten, die in anderen für Deutschland berechneten Ausgaben vielfach verwischt worden waren. Außerdem ist diese Ausgabe, die in Heften erscheint, mit Erläuterungen versehen und mit literarhistorischen Beilagen, die sich auf den Verfasser und seine Schriften beziehen, ausgestattet. Jeder Freund des großen Schweizerdichters wird das Unternehmen auf das Wärmste begrüßen. M.

Der blinde Berg.

Aus dem Tagebuche des Herausgebers.

Vom Grazer Schlossberge aus sieht man im Süden, dort wo das weite Grazfeld zu Ende geht, einen blauen, langgestreckten Berg. Er steht mit seinem hohen Rücken und seinem scharfen Abfall im Osten so vorgeschoben in die Ebene und das Hügelland, dass von ihm eine ganz besondere Aussicht über die mittlere Steiermark erwartet werden muss. Man wird von diesem Hochrücken aus über das paradiesische Hügelgelände der Steiermark hin fern die kroatischen Berge, die Kärntner Grenzalpen, den Murthaler Alpenzug sehen und vielleicht gar im Nordosten bis zum Wechsel vordringen. Man wird zahllose Ortschaften und Flüsse erblicken, allen voran die scheinbar am Fuße des Schöckels sich breit hinlagernde Hauptstadt an dem Murbande. Ich sah gleichsam hin, wie man von dort aus hersehen werde und entschloss mich eines Tages, den Berg zu besuchen. In der Ferne nennt man ihn den Wildonerberg, weil er knapp hinter Wildon aufsteigt, in der Nähe den Buchkogel, weil er mit dem grünen Mantel des Buchenwaldes über und über bedeckt ist. Irgendwo wird dieser Mantel doch ein Loch haben, durch das man in die Welt lugen kann, und noch im Wildoner Wirtshause versicherte mich eine junge Maid der sehr schönen Aussicht auf dem Berge. Man munkelte sogar von einer Aussichtswarte. Eine Markierung finde sich auch, nur erst weiter oben. An der Abzweigung von der Reichsstraße belehrte mich ein um den Weg befragtes Bäuerlein: „Do auffi, obn umi, nachher durch'n Wold übri, ollaweil hisch bergon und obn gschreams hinteri.“ Mit solchen Wissenschaften ausgerüstet — denn bergan!

Nach einer Stunde konnte ich spielend oben sein, denn das Ding hat nur 550 Meter Seehöhe, vom Wildoner Bahnhofe aus etwa 250 Meter zu steigen. Wo über den Thalsattel her, der den Wildoner Schlossberg mit dem Buchkogel verbindet, der Weg in den steileren Bergwald einmündet, fand ich die Markierung sehr fleißig ausgeführt, auf Baumstämmen weißroth, dann wieder einmal weiß, dann wieder einmal roth. Durch die grüne Nacht des Buchenwaldes kam ich auf die Kuppe, da gab's aber kein Loch im Mantel und keine Aussichtswarte, und die Wegmarkierung führte an der anderen Seite thalab. Nun, so wird's eine zweite Kuppe sein. Aber jetzt wurde die Sache unklar. Ich konnte nicht sagen, dass

der Weg verloren war, ich hatte sogar deren viel gefunden. Waldwege von allen Seiten her, nach allen Seiten hin, sich kreuzend, verwirrend und im Holz wieder verlierend. Vorhin am einzigen Weg hatte jeder fünfte Baum eine Wegmarke, an den Kreuzungen und Wegscheiden gab es natürlich keine. Der Markenmaler wollte offenbar die übrigen Wege nicht beleidigen, indem er den einen auszeichnete, und so ließ er gleiches Recht für alle gelten. Der Tourist wird's schon treffen, und kommt er da nicht hin, wird er wohl wo anders hinkommen. Diese Methode der Wegmarkierungen findet man auch in anderen Gegenden unseres schönen Landes. Das sind die Steirer, den Fremdenverkehr möchten sie im Lande haben, aber ungeschickt sind sie, thun wollen sie nichts dafür, und das „Leilassen" ist nicht hinter der Koralpe drüben allein daheim.

Ich gieng auf meinem Wege fort, so lange, bis er ein Ende nahm. Dann strich ich ziellos hin, fand wieder andere Wege, bisweilen auch einen markierten, der hernach aber den Höhen auswich, oder sich sachte um die Kuppen schlang, bis auf einmal die Farbenklexe wieder verschwunden waren.

Nach ein paar Stunden solcher Irrgänge hatte ich auch die Himmelsrichtung verloren, was mir auf Partien bisher in meinem Leben nicht passiert war. Der dichte Buchen- und Jungfichtenwald hatte nicht ein einziges Äuglein, durch das man hätte die Gegend suchen können, er war blind wie ein junger Hund. Es begegnete mir kein Holzer, kein Kohlenbrenner, kein Jäger, kein Halter, kein Räuber, ich sah kein Wild, hörte keinen Vogel, fand kein Wasser. Es war alles todt, es war wie der verwunschene Wald im Märchen. Man hört von Irrwurzen. Wenn man auf eine solche tritt, so kreist man im Walde wie in einem Zauberbann, und kann nicht hinaus. Was können die Wildoner Gegendverschönerer dafür, wenn der Mensch auf eine Irrwurzen steigt, oder sonst patschig ist! Wie viel Kuppen hatte ich nun schon bestiegen, wie viele schon umgangen, und es wollte sich nirgends lichten. Im Gegentheil, es begann zu dunkeln. Drei Stunden lang war ich schon herumgelaufen, wollte nun auch gar nicht mehr hinauf, wollte nur noch hinab. Aber siehe, alle Wege, die früher, als ich bergan strebte, die Tendenz zeigten, thalab zu gehen, trachteten jetzt anwärts oder zogen sich wagerecht hin. Mir war die indifferente Trägheit dieser Waldwege längst zu dumm geworden, ich gieng nicht, ich lief und bin schon lange nicht mehr so flink gelaufen, als in diesen verlorenen Abendstunden. Endlich ließ ich Weg Weg sein und eilte schnurgerade durch Gestämme und Gestrüppe thalabwärts. Der Berg steht ja auf einer Ebene, und auf der Ebene gibt's Ortschaften, und da war doch wohl auch mein Wildon mit dem Bahnhofe darunter. Als das Thal sich endlich lichtete, zeigte der letzte Tagesschimmer mir eine fremde Gegend, durchaus nicht meine Wildoner Seite, sondern das Leibnitzer Feld. Auch gut, nun weiß man wenigstens, wo aus mit der Welt! Unter dem freien Sternenhimmel fand ich mich besser zurecht, als übertags auf dem Buchkogel — dem blinden Berge.

Der mag seither noch so einladend heranblauen zum Grazer Schlossberg, er bringt mich nicht mehr auf seinen Buckel.

Unser Bettler.

Eines Abends saß unter den Zuschauern des Grazer Theaters am Stadtpark ein kunstsinniges Ehepaar und erbaute sich an dem „Verschwender" von Ferdinand Raimund. Besonderes Interesse erregte in diesem Paare der Bettler, der den reichen Verschwender Flottwell überall verfolgt, ihn unersättlich um Gaben anbettelt, um

die gesammelten Spenden später dem verarmten Verschwender zurückzugeben und diesen so mit seinem eigenen Almosen dem Verderben zu entreißen. Als der Bettelmann (von Director Gottinger dargestellt) so dasaß und vor dem spendenden Flottwell den Hut aufhielt mit den Worten: „Gib mehr, viel mehr!“ Da blickte sich das Ehepaar an, und wie Frauen schon immer und bei allem an die Kinder denken, so fiel der Frau jetzt plötzlich ein, man könnte den Sparbüchsen für Kinder die Gestalt dieses Bettlers geben. Wie läppisch ist die für solche Sparbüchsen häufig beliebte Form des Schweines! Wie sinnig hingegen wäre dieser Bettler, der den Hut aufhält nach einem Almosen, um dasselbe später als Sparpfennig dem Spender wieder zurückzugeben. Die Idee gieng den Leutchen nicht mehr aus dem Kopfe, bis dieselbe — verwirklicht war. Auf ihre Anregung modellierte der Museal-director Karl Lacher die Gestalt des Bettlers, wie er damals auf der Bühne saß, als Sparbüchse, die dann zu Wien in Metall gegossen worden ist. Diese Sparbüchse der Frau Luise Valentin (so heißt die Finderin der Idee) ist im Handel zu haben.

Ich weise darum auf die Neuheit hin, weil es von hoher Wichtigkeit ist, den Sparsinn schon bei Kindern anzuregen. Der Sparsinn ist nicht bloß die Quelle der Wohlhabenheit, nicht bloß ein Lösungsfactor der socialen Frage, er geht auch Hand in Hand mit Tugenden, die den menschlichen Charakter stärken und veredeln. — Diese kleine Sparbüchse für Heller trägt zwar keine Zinsen, doch wer lernt, die Heller zu sparen, der wird bald größere Beträge in die Zinsen gebende Sparcasse zu tragen haben. Vernünftiges Sparen ist eine gute Zucht unseres Willens. Und Ersparnis macht den Menschen frei und schützt ihn vor manchem Fehl, darum halte ich Sparsamkeit für die Sittlichkeit nicht weniger wichtig, als für die Wirtschaft.

Frau Valentin hat die neue Sparbüchse „Unser Bettler“ genannt. Dieselbe ist ein kleines Kunstwerk für sich und gibt einen gefälligen Schmuck für die Kinderstube. Und manchmal, wenn ein Genuss winkt, eine leichtsinnige Ausgabe lockt, steht ernst die Gestalt des Bettlers da, mahnend: Gedenke deiner Zukunft! Bittend: Gib mir, damit ich dir wiedergebe. R.

Bücher.

Studien zur Dramaturgie der Gegenwart von Hans Sittenberger. Erste Reihe: Das dramatische Schaffen in Österreich. (München. F. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1898.)

Der Mann, der hier unter dem Namen „Hans Sittenberger“ von Wien her auftritt, ist literarisch noch dunkel, wird aber bald licht werden. Die Maske im Gesicht, tritt er majestätisch mit einer furchtbaren Fackel auf. Jetzt endlich werden die Wichtlinge des Dramas einmal erbarmungslos beleuchtet. Der erste Band „Das dramatische Schaffen in Österreich“ enthält viel Richtiges und Treffendes, besonders dort, wo der Verfasser sich an schon feststehende Urtheile lehnen kann. Wo er seine eigene Weisheit vorspannt, da hat er recht häufig das Unglück, die Dinge, die er bespricht, gründlich misszuverstehen, oder zu missdeuten. Dann deutet er natürlich nie zum Besseren, immer nur zum Schlechteren. Vor allem fällt die ungleiche Behandlung der Autoren auf, z. B. Roseggers dramatischem Versuch: „Am Tage des Gerichts“ widmet er sechzehn vollgerüttelte Seiten, während Morres schulemachendem „Nullerl“ nur sechzehn kümmerliche Zeilen eingeräumt sind. Ersterer würde auf die eingehende Würdigung seines anspruchslosen Stückes willig verzichtet haben, während Sittenberger bei der Analyse des „Nullerl“ und der psychologischen Feinheiten dieses Werkes hätte zeigen können, ob er vom Volksthume etwas versteht.

Dieser Theaterkritiker scheint der Meinung zu sein, dass die dramatische Kunst das Leben zu erschöpfen vermag, er scheint nicht zu wissen,

dass es Gestalten des Lebens und Innerlichkeiten des Menschen gibt, die in einem regelrechten Drama nicht zum Ausdruck gelangen können, die durch andere Zweige der Dichtkunst zur ihrer Gestaltung kommen müssen. — Wenn einer nach einem vorwitzigen dramatischen Versuch erklärt, dass er weder Lust noch Beruf für die Bühne habe, bei der ja die Mache vorherrscht und wobei der Tagesgeschmack des Publicums knechtet, so hätte Sittenberger diese Meinung erst verstehen müssen, bevor er dieselbe dahin deutelt, als wäre sie eitel Anmaßung. Sind wir sicher, dass solche Unzukömmlichkeiten sich nicht auch bei Besprechung anderer wiederholen? Man vermisst bei diesem Manne, der eine Geschichte der Dramaturgie der Gegenwart schreiben will, im allgemeinen eine wirklich genussfähige Hingebung an die Kunst und jenes Wohlwollen für den ringenden Künstler, das gerade beim strengen Kritiker nöthig ist, wenn er gerecht sein will. Wo es nicht auf gesunde menschliche Empfindung und warme Kunstfreude ankommt, sondern auf Theorie, Mache, scharfes Denken und Zerlegen, da bietet Sittenbergers Buch glänzende Capitel. So die prächtigen Abschnitte über Hermann Bahr und andere Moderne, vor allem über Ludwig Anzengruber, den einzigen, der als Dramatiker die volle Würdigung findet. Das intime Wesen, die Volksseele, vermag der Autor auch bei diesem Dichter nicht zu erfassen.

Das kann wohl nur der naiv Genießende. Sittenberger ist Kunstkritiker, allerdings einer jener unnützen Sorte, die weder das Publicum zur Kunst führt, noch den Künstler anregt und ermuthigt. M.

Dichtungen aus dem Eismeer. „Isländische Dichter der Neuzeit“, bei Georg Heinrich Meyer in Leipzig. VI und 528 Seiten.

Ein Steirer, der in trefflichen Übersetzungen und mit anziehenden biographischen Zugaben ein neu-isländisches Liederbuch herausgibt, ja im Vorbericht zu demselben klar und ausreichend die Landes-, Volks- und Inselweltsgeschichte des in das nordische Polarmeer verschlagenen deutschen Volksstammes abhandelt, ist gewiss eine ungewöhnliche Erscheinung. Aber sie darf uns nicht wundernehmen, denn der Autor dieses Werks, unser Landsmann J. C. Poestion, ist längst in der ganzen literarischen und gelehrten Welt des scandinavischen Nordens besser und glänzender beglaubigt als in seiner steirischen und österreichischen Heimat. Auch das darf uns nicht sonderlich wundernehmen; denn bei manchem unserer Tüchtigsten liegt der Wald auswärts, aus welchem endlich ihr Echoruf zu uns dringt.

Unser steirischer Isländer ist nicht durch Zufall oder aus vorübergehender Laune an die weltentlegene Polarinsel gerathen; er hatte sich geistig darauf sattsam umgesehen, eh' er an das Liederbuch gieng. Er hat diesem „isländische Märchen“, die rührende Erzählung „Jüngling und Mädchen“ und ein geographisch-topographisches Werk über die Insel vorausgehen lassen, darüber den Isländern selbst vor freudigem Erstaunen die Augen aufgegangen. „Island“ schlechtweg heißt dies Buch, dem selbst die dänische Regierung, die Herrin der fernen Insel, Autorität zuerkennt.

Und nun zum Liederbuch. Stattlich ist's, schwer wuchtet es, das Schwere daran ist sein Gehalt; denn die Darstellung lässt an sachlicher Würde und Lesbarkeit nichts zu wünschen übrig. Es sei dies Buch jenen Nationchen zur Beherzigung empfohlen, die sich in Hemdärmeln kraft ihrer Ellbogen in die Cultur vorzudrängen suchen und ihre Reife durch eine rüpelhafte Jugendlichkeit bekunden wollen.

Bekannt ist, wie klein beisammen A. Grün die Literatur der Krainer Slovenen fand, bekannt auch, wie geringschätzig Miklosich sich über die geistigen Schätze der steirischen Wenden aussprach. Kürzlich erst hat der steirische Slavist Murko die ganze tschechische Renaissance und Romantik als von der deutschen Literatur abhängig nachgewiesen, und Mommsen schreibt an Jagic: „Diese nationalen Splitter und kleinen Nationen sind an der Culturwelt zur Rolle von stummen Personen verurtheilt, und umsomehr, je mehr sie sich capricieren, ihr Idiom festzuhalten.“

Wahrlich nur ein „Splitter“ vom großen deutschen Volke sind die Isländer, und doch weisen sie seit ihrer Besiedlung der von der nordischen Eiswelt bedrohten Insel durch ein Jahrtausend ein selbständiges Geistesleben auf und haben eine Literatur aus sich hervorgebracht, der wir die Edda, heroenhafte Sagas, eine üppige Rimurdichtung, Märchen, Romane und Erzählungen, und nicht zuletzt moderne Dichter verdanken, deren einige wert sind, in der Goethe'schen Weltliteratur Aufnahme zu finden. Es sind dies der Sänger von Passionsliedern Hallgrimur Pjeturssson, der Pindar'sche Räniendichter Bjarni Thorarensen, der in Naturschilderungen gewaltige Jonas Hallgrimssson u. a. m.

Poestion verdeutscht diese isländischen Poeten so glücklich, dass sich deren Eigenart und Geisteshauch verspüren lässt.

Um das isländische Schriftthum reißen sich eifersüchtig die vornehmsten Bibliotheken. Das Inselvölkchen zählte nie viel über 80.000 Seelen, aber seine Literatur ist so alt als wichtig; sie gibt für die gesammte Germanistik den Rückhalt ab. Poestions Buch vermittelt uns nicht nur den isländischen Parnass, sondern unterrichtet auch, wie gesagt, in ausreichendem Maße im vorangestellten historischen Essay, über Natur, Geschichte, Cultur und Leben

auf dem einsamen Eiland. Das Werk hat in den Fachkreisen die beste Aufnahme gefunden und erfreut alle gebildeten Leser.

Hans Grasberger.

Zeitschrift für Bücherfreunde. Erster Jahrgang 1897/98. (Bielefeld-Leipzig. Velhagen & Klasing.)

Dem „Heimgarten" fehlt es an Raum, Zeitschriften zur Anzeige und Besprechung zu bringen. In dem vorliegenden Falle aber, da ein Jahrgang des Unternehmens unter obigem Titel vollständig geworden ist, möchten wir den Leser doch auf den Wert und die besondere Bedeutung desselben aufmerksam machen, da es sich hier durchaus nicht um das handelt, was wir sonst unter den Begriff einer belletristischen Zeitschrift zu stellen gewohnt sind. Die „Zeitschrift für Bücherfreunde" enthält keine Novellen und Erzählungen, keine Gedichte, keine Schilderungen aus Natur und Leben, keine Reisebeschreibungen, sie umfasst das Gebiet des Buch- und Schriftwesens, und nur dieses. Aber in welch glänzender Mannigfaltigkeit erscheint dieses Gebiet vertreten und nicht nur der trockene Bibliothekar, sondern jedermann, welcher für das Bücherwesen aus alter und neuer Zeit Sinn und Interesse hat, wird diese prächtig ausgestatteten, mit glänzendem Bilderschmucke versehenen Hefte gern durchblättern und von manchem Aufsatze darin gefesselt sein. Die Zeitschrift, an deren Herstellung und Inhalt die geschmackvollen Verleger und der kenntnisreiche Herausgeber Fedor von Zobeltitz gleichen Antheil haben, wird aber Sinn und Interesse für geschmackvolles Bücherwesen selbst erwecken, sie stellt sich den ähnlichen periodischen Unternehmungen in Frankreich und England würdig zur Seite, ja übertrifft dieselben noch an Schönheit der Ausstattung und an Mannigfaltigkeit des gediegensten Inhaltes. Um einen Begriff hievon zu geben, braucht nur erwähnt zu werden, dass die besten Bibliothekare, Archivare, Künstler und Kenner des Bücherwesens als Mitarbeiter auftreten, und dass dieses scheinbar eng begrenzte Gebiet mit einer Abwechslung behandelt erscheint, welche die schönen Hefte für die weitesten Kreise der Gebildeten überaus anziehend erscheinen lassen. Man kann natürlich auf den ganzen textlichen Inhalt und die vielen glänzenden Illustrationen selbst in Kürze nicht aufmerksam machen, doch sei von Aufsätzen, welche in dem abgeschlossenen Jahrgang vorliegen, angeführt: „Künstlerische Frühdrucke der Lithographie" von J. Aufseesser, „Die erste Ausgabe von Goethes „Hermann und Dorothea" und ihr Verleger" von L. Geiger, „Die Schicksale der Bibliothek Boccaccios" von O. Hecker, „Über die älteren Wasserzeichen des Papiers" von F. Keinz, „Der künstlerische Bucheinband" von P. Kersten, „Der gegenwärtige Stand des Buchgewerbes in Paris und Brüssel" von Meier-Graefe, „Moderne Plakatkunst" von F. Poppenberg, „Moderne Buchausstellung" von F. v. Zobeltitz, „Napoleon und der Gothaer Almanach" von E. Fromm, „Friedrich der Große in der süddeutschen Flugschriften-Literatur" von C. Lory, „Eine Arndt-Bibliographie" von H. Meisner, „Die deutsche Bücherillustration des 18. Jahrhunderts" von G. Witkowski. Man ersieht aus dieser kurzen Angabe, auf wie verschiedenen Gebieten sich der Inhalt dieser vornehmen, der Hebung künstlerischen und literarischen Geschmacks gewidmeten Zeitschrift sich bewegt. Eine wichtige und wesentliche Beigabe aber ist zu diesen und anderen Artikeln die Illustration, welche zum Theil in Schwarzdruck, zum Theil in farbiger Wiedergabe erst die Anschaulichkeit des Besprochenen zutage fördert. Der reiche Bilderschmuck bietet Reproductionen kostbarer alter Handschriften, Miniaturen, Einbände, Bücherzeichen, alter Kupferstiche und Holzschnitte, moderner Bücherillustration, moderner Plakate und dergl. in reichster Fülle, und um nur etwas aus der reichen Zahl hervorzuheben, sei auf die in Gold und Farben ausgeführten Kunstblätter: „Ein venetianisches Modelbuch vom Jahre 1559", „Kurpfälzisches Ex libris aus dem XVI. Jahrhunderte" und „Einband von K. M. Padeloup" hingewiesen, sowie auf die ebenfalls farbig wiedergegebenen Proben moderner Illustrationskunst und ebensolcher Plakatblätter. Daneben finden sich zahlreiche Zierleisten, Vignetten, Initialen, kurz die mannigfaltigsten, geschmackvollsten Zierstücke der Buchausstattung. Neben den größeren Aufsätzen werden auch die kritischen Erörterungen einschlägiger Fachliteratur und die Anzeigen und Notizen vom Antiquariats- und Kunstmarkte, von Auctionen, aus Bibliotheken und ähnliches den Leser vielfach fesseln.

Von dem neuen Jahrgange der eigenartigen und mit so großer Sorgfalt, die sich sogar auf Druck und Papier erstreckt, hergestellten Zeitschrift ist das erste Heft ebenfalls schon erschienen, es enthält namentlich einen Aufsatz von Walter von Zur Westen über „Moderne deutsche Notentitel" mit originellen farbigen Bildern charakteristischer Notentitelblätter in neuesten Geschmack sowie eine Zahl neuer Ex libris mit dem Begleittexte von K. E. Graf zu Leiningen-Westerburg. Das Kunstblatt: „Einband zu Sudermanns Johannes" bietet ein Stück modernster Kunstindustrie von besonderer Schönheit. Wir glauben dieses, der feinen Kenntnis des Bücherwesens gewidmete Unternehmen den freundlichen Lesern ganz besonders empfehlen zu dürfen, eines Unternehmens, welches selbst der deutschen Buchausstattung zur besonderen Ehre gereicht und das, wie erwähnt, mit keiner von allen bestehenden Zeitschriften verglichen werden kann.

A. Schlossar.

Emanuel Geibel. Sänger der Liebe. Herold des Reiches. Ein deutsches Dichterleben von Karl Theodor Gaedertz. (Leipzig. G. Wigand. 1897.)

Im Jahre 1884 ist der ruhmvoll bekannte edle deutsche Poet Emanuel Geibel gestorben, dessen Name für alle, die den Sinn und die Begeisterung für echte ideale Dichtkunst im Herzen tragen, unvergessen bleiben wird. Für Geibel als Liebesliederdichter hat ganz Deutschland geschwärmt, viele seiner herrlichen Lieder werden ihre Stelle aber auch dauernd behaupten in dem großen Strome unserer Literatur, in dem ja so manches, was den Zeitgenossen höchst bemerkenswert erschien, weggeschwemmt wird. Als 1870 die Sammlung politischer Gedichte von Geibel unter dem Titel „Heroldsrufe" erschien, wandte in der damaligen großen Zeit Deutschland wieder seine Aufmerksamkeit dem begeisterten Sänger zu, der nun in markigen Gesängen die großen Thaten seines Volkes pries und als echter Herold des Reiches hervortrat und gefeiert wurde. Mit großem Interesse nahm man auch nach dem Hinscheiden dieses begnadeten Dichters die Mittheilungen über sein Leben auf, welche von verschiedenen Seiten geboten wurden. Keine von allen diesen Lebensbeschreibungen ist so eingehend, so sorgfältig und unter Benützung der besten Quellen so genau ausgearbeitet, keine so fesselnd geschrieben als das vorliegende Buch von Gaedertz. Aus diesem Werke lernen wir Geibel erst ganz und recht kennen und auch seinen edlen Charakter richtig beurtheilen. Der Verfasser hat sich seine Arbeit nicht leicht werden lassen, er hat die seltensten Daten, Briefe, Tagebuchblätter, Mittheilungen von Freunden, die Geibel früher und später kannten, benützt, darunter befinden sich Briefe aus den höchsten Kreisen. Mit liebwertem Eingehen auf die Einzelheiten in des Dichters Leben sowohl, was die Jugendzeit als was die Periode seines späteren Schaffens betrifft, hat Gaedertz eine Biographie geschaffen, die sowohl die Literarhistoriker befriedigen als auch jeden der zahlreichen Verehrer des Dichters und Sängers, welcher sich einen festen Ehrenplatz unter den neueren deutschen Poeten errungen, hoch willkommen sein wird. Möge das schöne Werk Geibels Andenken wahren, das freilich der Liederschatz, den uns der Dahingeschiedene zurückgelassen hat, dem deutschen Volke bleibend erhalten wird.

A. Schlossar.

„Lustig wohlauf." Steirische Geschichten von Adolf Frankl. (Ilz. Steiermark. Selbstverlag des Verfassers. 1898.)

Der Verfasser, uns schon in seinen „Lachenden Wahrheiten" und „Losen Sachen" bekannt, ist Schullehrer in einem steirischen Dorfe, also recht an der Quelle. Das merkt man dem Büchlein auf jeder Seite an. „Lustig wohlauf ist der steirische Brauch!" Unter diesem Leitspruch finden sich zehn Erzählungen, Liebesgeschichten, Schwankhaftes, heitere Schildereien u. s. w., die dem Freunde des Volkslebens die Zeit köstlich vertreiben werden. M.

Die Provinz unterhält sich. Federzeichnungen von Marie Stona. (Wien. Karl Konegen. 1898.)

Satirische Schilderung der lieben menschlichen Eitelkeit in den Kleinstädten bei Schützenfesten, Concerten, Bällen, Fürstenbesuchen u. s. w. Recht possierlich zu lesen. M.

Deutsches Wörterbuch auf etymologischer Grundlage mit Berücksichtigung wichtigerer Mundart- und Fremd-Wörter sowie vieler Eigennamen. Bearbeitet und herausgegeben von Paul Jmm. Fuchs. (Stuttgart. Hobbing & Büchle. 1898.)

Ein reichhaltiges Nachschlagebuch bei sehr mäßigem Umfang und bei sehr gutem Drucke, damit ist viel gesagt. Es ist nicht etwa ein Buch, das bloß die häufig vorkommenden Fremdwörter verdeutscht, obschon auch dieser Zweck vollkommen erfüllt wird; es ist auch ein Buch, das die wichtigsten deutschen Wörter etymologisch erklärt, vergleichend mit anderen Sprachen. Das in dieser Beziehung Wissenswerteste, wohlgeordnet auf die engste Form zusammengedrängt, gibt hier ein Handbuch, das für jedermann auf das wärmste zu empfehlen ist. M.

Bozen und Umgebung von Heinrich Noë. Aus dessen Nachlasse herausgegeben vom Heinrich Noë-Denkmalcomité. (Deutsch.-österr. Alpenverein. Section Bozen. 1898.)

Nicht etwa ein Fremden- oder Touristenführer gewöhnlicher Art, sondern etwas Besseres. Eine Sammlung von meisterhaft schildernden und stimmungsvollen Aufsätzen, die Umgebung Bozens, sowie Tiroler Land und Leute überhaupt betreffend. Martin Greif hat zu dem Büchlein ein schönes Einleitungsgedicht, Ludwig von Hörmann ein treffliches Vorwort geliefert und der Maler Karl Amonn hat es mit einem ausgezeichneten Bilde des Verfassers geschmückt. M.

„Hausschatz moderner Kunst." (Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien. 8. bis 10. Heft.)

Das Werk gleicht einer großen Bildergalerie, in die aus den verschiedenen Richtungen der modernen Malerei die besten und reifsten Leistungen aufgenommen wurden. Dass die deutsche Kunst dabei im Vordergrunde steht, wird man selbstverständlich finden. Für die naive Freude am Motive, der gemalten Anek-

dote, sorgen Fagerlin, M. Schmidt, Hugo Kauffmann und H. v. Angeli. Weitaus der größere Theil der Abbildungen in den neuen Lieferungen führt uns in die Regionen der ernsten Kunst. Wir nennen nur Böcklins grandiosen „Gang nach Emaus", Feuerbachs „Mutterglück", „Voll Dampf voran" von dem ausgezeichneten Marinemaler H. v. Bartels, ein Bild von bewunderungswürdiger Energie, und Liebermanns „In den Dünen". V.

Die Bibliothek der Gesammtliteratur: Heinrich Jantschs Bühnenbearbeitung von Schillers „Wilhelm Tell". — Katechismus für Liebhaberbühnen und Anfänger in der Darstellungskunst von Demetrius Schrutz. — Lessing und Herder: „Wie die Alten den Tod gebildet." — J. L. K. Seyffardts Bilder aus dem niederländischen Befreiungskriege „Die Geusen" von von Dr. Karl Menne. — Victor Hugos Meisterroman „Notre Dame von Paris". Dieses epochemachende Werk wirkt auf den Leser heute noch ebenso fesselnd wie bei seinem Erscheinen, und zeigt die Eigenart des großen französischen Romantikers in bestem Lichte. — William Thackerays „Der Jahrmarkt des Lebens", ein Roman ohne Helden.
Dr. S.

Das erste Quartal der in Stuttgart erscheinenden, hochempfehlenswerten „**Neuen Musik-Zeitung**" (Verlag von Karl Grüninger) bringt musikpädagogische Abhandlungen von A. Friedmann (Gottfr. Kellers Beziehungen zur Musik), H. Abert (Zur Musikästhetik der Griechen), Biographisches aus dem Leben von J. Brahms, Bernh. Pollini, C. Gottl. Reißiger, Rich. Strauß, ausführliche Auszüge aus neuen musikgeschichtlichen Schriften und musikalischen Unterrichtswerken, kritische Berichte über neue Opern, Virtuosen, Novitäten aus dem Concertsaal, Bildnisse und Biographien. V.

Pax vobiscum! Von Karl Newesely und Anton Renk. (München und Leipzig. August Schupp.)

Wir alle lieben den Frieden, weil wir unter seinen Palmen alle unsere menschlichen Kräfte entfalten können, weil wir unter seinem Schutze stolz gehobenen Gefühles vorwärts schreiten und uns dem Leben und der Zukunft sorglos und unbehindert, mit unserer ganzen unverkümmert frischen Seele widmen können. Und deshalb sind uns alle jene, die sich mit dem liebenswürdigen Gedanken beschäftigen, die Kriegslust auf Erden zu dämpfen, willkommen, und deshalb begrüßen wir diese zwei jungen Dichter mit ihrem vom heiligen Geiste des Friedens durchdrungenen Werke mit Freude. Und wenn auch nicht alles in diesem Dichterwerke den Stempel der Vollkommenheit trägt, schon durch den frischen, fröhlichen Willen zur Erlösung der Menschheit von dem kriegerischen Übel werden diese Dichtungen geadelt. Moczan.

Büchereinlauf.

Auferstehung. Roman von Emil Marriot. (Berlin. Freund & Jeckel. 1898.)

Die Fremden. Ein Roman aus der Gegenwart von Karl Domanig. (Stuttgart Roth'sche Verlagsbuchhandlung. 1898.)

Um eine Königskrone. Tragödie in fünf Aufzügen und einem Vorspiel von Curt Michaelis. (Erlangen. Fr. Junge.)

Grazer Novellen von Wilhelm Fischer. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1898.)

Der steinerne Mann von Hasle. Eine Erzählung von Heinrich Hansjakob. Illustriert von Curt Liebich. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1898.)

Selbst gerichtet. Ein Inserat. Von Max v. Weißenthurn. (Breslau. S. Schottlaender. 1898.)

Paris. Roman von Emile Zola. Übersetzt von A. Berger. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1898.)

Onkel Toms Hütte. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Liegt bereits vollständig in zwanzig reich illustrierten Lieferungen vor.

Die Memoiren der Baronesse Cecile de Courtot, Dame d'autour der Fürstin Lamballe, Prinzess von Savoyen-Carignan. Ein Zeitbild von Moriz von Kaiserberg. Reich illustriert. (Leipzig. Heinrich Schmidt & Karl Günther. 1898.)

Justus Frey. Ein verschollener österreichischer Dichter. Von dessen Sohne. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1898.)

Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Professor Jakob Zeidler. Elftes Heft. (Wien. Karl Fromme.) Wir werden seinerzeit auf dieses ausgezeichnete Werk näher zurückkommen. M.

Das Wichtigste aus der österreichischen Geschichte. Von Alois Swetina. Dritte Auflage. (Sternberg. A. R. Hitschfeld. 1898.)

Der Alldeutsche Verband, seine Geschichte, seine Bestrebungen und Erfolge. Von Hugo Grell. (München. J. F. Lehmann.)

Kann sich die österreichisch-ungarische Armee den Einflüssen der Nationalitätenkämpfe entziehen? Von Karl Schwarzenberg. (München. J. F. Lehmann.)

Gott erhalte unsern Kaiser. Ein patriotisches Lieder-Festspiel für Schule, Haus und Familie zum fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläum unseres Kaisers Franz Josef I. von

Alois Friedrich. Musik von Josef Steyskal. (Graz. Im Selbstverlage von Josef Steyskal. 1898.)

Kaiser Franz Josef I. als Wohlthäter des Bauernstandes. Ein Gedenkwort zum fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläum unseres Kaisers, für die Bauern und ihre Kinder geschrieben von Maximilian Brandais. (Gschmaier bei Ilz. 1898.)

Socialismus und Theosophie. Von Dr. Franz Hartmann. (Leipzig. Theosophische Buchhandlung. 1898.)

Wegweiser durch die freiwillige Armenpflege in Steiermark. Aus Anlass der Jubiläums-Wohlfahrtsausstellung Wien 1898 verfasst von Dr. Ernst Mischler. Herausgegeben vom Landesverbande für Wohlthätigkeit in Steiermark. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1898.)

Über einige logische Schwierigkeiten in den Sprachlehrbüchern unserer Volks- und Bürgerschulen. Von Dr. Eduard Martinak. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1898.)

Postkarten des „Heimgarten".

O P., Brünn: Gelegentlich einer kindischen Polemik gegen den Schwank: „Nix deutsch" (der im „Heimgarten" Seite 632 abgedruckt war) leugnet es die Prager „Politik" heftig ab, dass auf den Prager Bahnhöfen tschechisch gesprochen wird. Das holde Tschechenblatt scheint sich darob zu schämen.

M. S., Wien: Jene Notiz in den „Grenzboten" lautet: Da las ich kürzlich in der „Theologischen Realencyklopädie": „Der Sohn armer, aber frommer Eltern." Das ist eine von den Gedankenlosigkeiten, womit das Wörtchen „arm" misshandelt wird. Noch schlimmer ist freilich die: „arm, aber ehrlich". Diese Redensart ist uns von Jugend auf so geläufig, dass wir gar nicht mehr erröthen, sie zu gebrauchen; wahrscheinlich kennen wir sie schon aus der Fibel und aus dem Schullesebuch. Fühlt man gar nicht, was in diesem beschränkenden Bindewort „aber" mit dem verschwiegenen „obgleich" liegt? Ist bei der Armut die Unehrlichkeit vorauszusetzen oder doch zu vermuthen? Mancher ist doch deshalb arm, weil er ehrlich ist, weil er nicht mit dem Ärmel das Zuchthaus streifen wollte, weil er es verschmähte, seines Nächsten Geld und Gut mit einem Schein des Rechts an sich zu bringen, wie sein reicher Nachbar (oder dessen Vater oder Schwiegervater), der vielleicht nicht selber den Leuten das Geld aus der Tasche zog, aber es durch andere Hände besorgen ließ und dabei nicht nur ein „ehrlicher", sondern sogar ein angesehener Mann geblieben ist. Welche Verwirrung der Begriffe also! Was für ein Geschrei würde entstehen, wenn jemand sagen wollte: reich, aber ehrlich! Und doch wäre das nach dem Worte Jesu vom ungerechten Mammon viel berechtigter. — Gut abgeführt, nicht wahr?

W. A., Klagenfurt: Erinnert an den Ausspruch jenes Gerichtspräsidenten bei der Urtheilsbegründung: „Auf die Erklärung des Angeklagten, er sei angetrunken gewesen, konnte keine Rücksicht genommen werden, da derselbe nicht so betrunken gewesen war, wie das Gesetz es vorschreibt!"

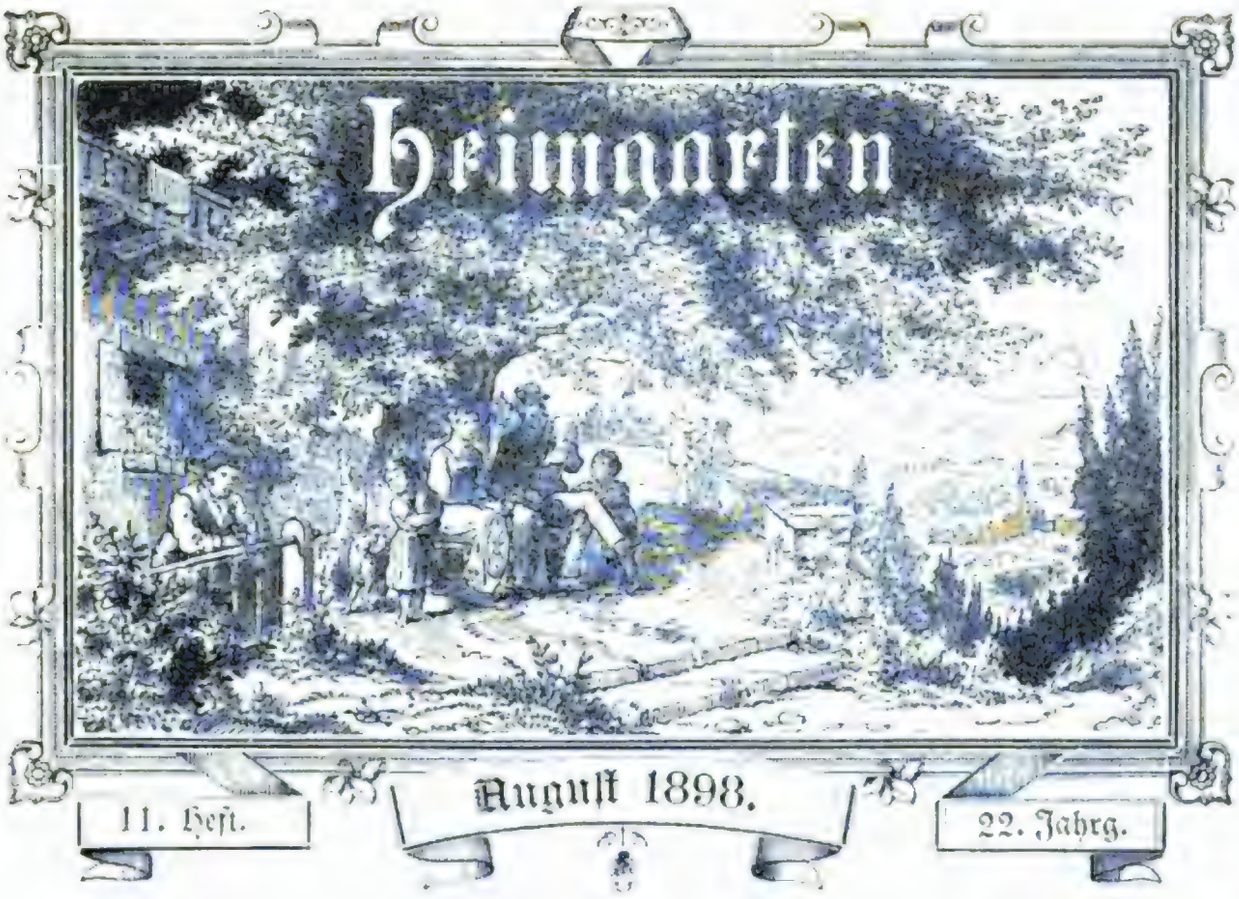
R. R., Werfen: Nicht übel erzählt, aber die Moral, dass einer, der kein Bier trinkt, vom Eisenbahnzug niedergeführt wird, ist doch etwas zu schief gewickelt.

A. G., Düsseldorf: Gesandtes kommt gelegentlich dran. Philologischer Aufsatz wird nicht recht in den engen Raum des Blattes passen.

* Wir müssen die Einsender von Paketen, Büchern, Handschriften u. s. w. aufmerksam machen, dass unsere Post anspruchsvoll geworden ist. Für jedes auswärtige Paket, das über Graz nach Krieglach geht, auch wenn es gut frankiert ist, haben wir nachzuzahlen: Geschwornengebür 10 Heller, Zustellungsgebür 10 Heller, Trägergebür 20 Heller. Diese Beträge werden auch dann eingehoben, wenn der Empfänger das Paket von der Post selber abholt. Wir bitten daher, Sendungen an die Redaction des „Heimgarten", oder an Rosegger, den Sommer über direct nach Krieglach in Steiermark zu schicken, oder am liebsten ganz ungeschickt zu lassen. Die Red.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Erdsegen.

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.

Herausgegeben von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Am fünfundvierzigsten Sonntage.

Als ob das zwei verschiedene Rassen wären, die vom Kulmbockhofe und die vom Adamshause. Und sind doch eine Sippe, deren gemeinsamer Stamm sich im Pfarrbuche leicht würde nachweisen lassen. Wer löst mir dieses Geheimnis von der Erbsünde, die bei den einen sich in behaglich grunzende Niederträchtigkeit, bei den andern in tragische Schuld auswächst!

In tragische Schuld! Diese ist auf Seite der edlen Gattung. Du hast es ja immer gesagt, und ich kann Dir heute ein Beispiel dazu geben aus meinem Adamshause.

Am Allerseelentage hatten die Hausmutter und die Barbel auf dem Grabe des Vaters eine Kerze angezündet, eine Flasche geweihten Wassers auf den Hügel gegossen und still einige Vaterunser gebetet. Das Mädel versank dabei kniend in ein so tiefes Träumen, dass es gar nicht wahrnahm, wie die Mutter aufstand und langsam des Weges voraus gieng. Endlich hat sie angefangen zu weinen.

Digitized by Google

Ich sah es durch die Hecken, und als mir an der Ecke der Lehrer begegnete, da war meine Zurede, er solle doch auf den Kirchhof gehen und sie beruhigen.

„Das kann ich auch thun", sagt er.

Dann geht er hin, steht eine Weile neben ihr und weiß nicht recht, wie er anfangen soll.

„Barbel", sagt er endlich, „was kränkst du dich so! Das hilft nichts. Steh' nur auf, es ist nicht gesund auf dem feuchten Rasen."

Sie erhob sich und gieng an seiner Seite hin.

„Ich will dir gleich was sagen", sprach er, wohl um sie zu zerstreuen. „Was denkst du zu einer Kuh?"

„Einer Kuh? Aber das wird noch Zeit haben", sagt sie.

„Wenn wir ja ernst machen wollen in diesem Monat. Eine Milchkuh habe ich gekauft."

Da wurde sie bewegsam und lachte auf einmal, dass sie einen Viehstand hätten. Und es war thatsächlich soviel als abgemacht mit der Kuh. Zu günstigen Abzahlungsbedingungen hatte er sie bekommen drüben in der Randau. Und dann haben sie das Ereignis eingehender besprochen. Das Rind ist in den besten Jahren, hat vor kurzem das erste Kalb geworfen und soll massenhaft Milch geben. Einen Liter den Tag! Stall und Futter für sie habe er einstweilen im Nansenhof. Er wolle sie noch an diesem Tage heimholen von der Wendau herüber. Er habe eben den Strick gekauft beim Krämer. Ob sie scheckig wäre? — Ja natürlich, braun und weiß gefleckt. — Wie sie heißen werde? — Scheckin natürlich.

„Guido, Guido!" rief sie aus, „jetzt haben wir eine Kuh!"

„Wenn sie nur auch schon bezahlt wäre", meinte er.

Denn bei dem ist alles so gesondert. Einmal ganz Ehre, dann ganz Liebe, dann ganz Geld. Ich freue mich aber doch, dass das Heiraten zwischen dem Paare endlich Hand und Fuß, oder vielmehr Haus und Kuh bekommt, dass es nicht mehr ein Liebespaar aus dem Romanbüchel ist, sondern ein erdgründiges.

„Vielleicht", vertraute mir hernach Guido an, „verlege ich mich ganz auf die Landwirtschaft. Und gebe die Schulmeisterei auf. Offen gesagt, ich hab' das Zeug nicht zum Lehrer. Mich freut's auch nicht. Es war nur ein Nothnagel. Ich habe schon gedacht, ob man nicht von der Sparcasse Geld bekommen und eine Musterwirtschaft anfangen könnte!"

Nanu! Das lässt sich hören! Ein Bauerngut! Einstweilen ist allerdings noch nichts davon da, als die Bäuerin. Aber wenn er Lust und Zeug dazu hat, den Almgaiern zu zeigen, wieso eine Wirtschaft nach modernen Grundsätzen rationell betrieben werden muss, so kann das eine Wiedergeburt des hiesigen Bauernthums bedeuten. Das Meine soll nicht fehlen.

Als wir nachher von der Kirche nach Hause kamen, war die Nähterin da. Die hat einen sehr weitläufigen Kittel an, sogar an die Ei-

noline aufgeblasenen Andenkens erinnernd, und sie will der Barbel auch dergleichen machen zum Hochzeitsgewande. Das weiße Kleid mit dem grünen Kranz ist verspielt, so will die Muhme Rosalia den vergissmeinnichtblauen Brautrock zum Ersatz ausstatten mit schönen Kresen und Krausen, Bändlein und Maschen und zierlichen Knöpflein an allerhand Stellen, so vornehm und geschmackig, wie es sich für eine Frau Schulmeisterin nur irgend geziemt. Die Barbel aber will es bäuerlich haben. „Viel Hoffart wird's mir nit tragen", sagte sie, „ich brauch' ein Gewand, das auch zum Kuhmelken taugt."

„Wie du halt willst", sagte die Nähterin gefällig. „Aber ich hätt' doch gemeint, was Besseres. Kosten thut die hübsche Form nit mehr, als die ordinäre. Und hättest nachher was Schönes. Wenn sich der Mensch nit beim Heiraten was Ordentliches anschafft, später kommt er eh nimmer dazu. Sein Lebtag nimmer. Und muss man sich denken, in der ersten Zeit lasst der Mann noch was aus, später hat sein Geldbeutel sieben Schlösser an. Ich sag's!"

„Dank dir schön, Rosalia", antwortete das Mädel, „ich bleib' schon bei meinem alten Tragen."

Am Abende, als Nacht und Nebel niedergesunken waren über das Gebirge, saßen wir bei einem Kerzenlicht ganz zutraulich beisammen am Tisch, um die Muhme Rosalia herum, die ihre Stoffe großartig auseinandergebreitet hatte. Der Franzel las, wie oft an langen Abenden, etwas aus der alten Hausbibel vor. Er las Moses I. Capitel, 4:

„Und Heva gebar dem Adam zwei Söhne, den Abel und den Kain. Und Abel ward Hirte und Kain ward Landbauer. Da opferten sie dem Herrn, und das Opfer des Abel war Jehovah angenehm, das Opfer des Kain aber verwarf er. Und als sie auf dem Felde waren, da geschah es, dass Kain den Abel erschlug. . . ."

„Pfui!" rief die Nähterin aus. „Das ist ein garstiger Bruder, dieser Kain! Weißt du denn nichts Lustigeres zu lesen, Bübel?"

„Es kommt ja schon die Suppe", sagte die Hausmutter und brachte, stets mit beiden Händen tragend, die große Schüssel mit gekochter Milch auf den Tisch.

„Das heißt wohl, dass ich jetzt abfahren soll mit meinen schönen Sachen", sagte die Nähterin noch launig und räumte den Tisch. Da knarrte die Hausthür, und durch Dunkelheit und Rauch sprang ungeberdig ein Mann herein.

„Jesses!" schrien Mutter und Tochter zugleich. „Jesses, der Rocherl!"

Und er war's. Wüst im Anzuge, wüst in Haar und Gesicht, ganz verstört über und über — die linke Hand ans Brusthemd geklammert, der rechte Arm außerhalb der Binde niederhängend — so war er in die Stube gefahren. Dann schrak er zurück vor Mutter und Schwester, kauerte sich in den Herdwinkel nieder, so tief, dass man ihn gar nicht sah, dass man nur sein Gröhlen und Stöhnen hörte.

„Heiliger Gott, Bruder, was ist das?“ rief ihm das Mädel zu, „dir ist ja die Hand aus der Binde!“

Er winkte heftig, sie solle ihm fern bleiben, barg sein Gesicht in den Ellbogen und ächzte so wild, dass es uns allen durch Mark und Bein gieng. Wir stellten uns um ihn, wir bestürmten ihn mit Fragen, woher er komme, was das bedeute? Die Barbel kam weinend mit Wasser, um ihn zu erquicken. Da sprang er auf, stieß sie zurück, dass ihr der Krug aus der Hand fiel und auf dem Fletze zerbarst.

„Will dich nit sehen, du Unglück, du!“ kreischte er auf, „du bist mein Unglück! Mein Unglück! Mein Unglück!“

Unser erster Gedanke: Wahnsinn! Die Mutter fasste ihn an der Hand: „Kind, du erschreckst uns zu Tode. Was ist denn geschehen? Will dir wer was? Rocherl, so sprich! Schau, jetzt bist ja wieder daheim, bist bei uns. Viel Herzleid um dich, Gott weiß es. Soll vergessen sein, weil du nur wieder da bist. Krank bist so viel! Thu' dich ausweinen, da bei mir, nachher wird dir leichter. Mein liebestes Kind . . .“

Nie bisher hatte ich das herbe Weib in solchem Tone sprechen gehört. Der Bursche begann am ganzen Körper zu zittern; als er sich erheben wollte, knickten ihm die Knie ein, so brach er vor ihr nieder: „Bin's nimmer wert, Mutter! — Nur sehen — nur euch noch einmal sehen. Dann gehe ich ja schon. Zum Gericht . . .“

„Du wirst —“ sie brach wieder ab. Du wirst doch nichts angestellt haben! wollte sie fragen.

„Mutter, ich will nimmer sein!“ schrie er auf und rang die Hände. „Mutter, schaut mich nit an. Ihr verzeiht mir nit, ich weiß es wohl, ihr könnt mir nit verzeihen. Nur ein Tag wird noch sein, da werdet ihr mir verzeihen. . . .“

Da verschlug's uns freilich allen miteinander die Sprache. Plötzlich wurde der Bursche ruhig, er stand auf, setzte sich auf ein Holzscheit und schien beinahe gefasst. Stierte vor sich auf den Boden hin und sagte: „Ja, meine lieben Leut', mich hat der Herrgott verlassen. Jetzt bin ich fertig. Nit aus Jähzorn ist's geschehen. Aus Schlechtigkeit ist's geschehen. Wie lang ich's hab' vorbedacht. Es muss sein und es muss sein! hat mir der bös' Feind zugesprochen Tag und Nacht. Um die da! Um die!“ Auf das wie Espenlaub zitternde Mädel deutete er mit dem Finger. „Die ich so gern hab' gehabt! Keinen Menschen so gern auf der Welt! Und ihretwegen, dass es ein solches End' hat mit mir!“

Fuhr die Mutter zornig auf: „Jetzt red', was ist geschehen?“

„Derschossen hab' ich ihn!“

Die Barbel thut einen Schrei, so schrecklich, dass ich ihn seither in jeder Nacht höre. Ihre Züge werden fahl, ganz fahl und starr. Alles

erſtarrt ringsum und es iſt ein Krampf, daſs man gemeint hätte, am Himmel blieben die Sterne ſtehen zur ſelben Stunde.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Den Jammer ſtelle Dir ſelber vor, zu beſchreiben iſt er nicht. Wie furchtbare Sturmglocken, ſo ſcholl er durchs Haus. Und da ſchwankt langſam die Thür auf, und eine unſichere Stimme ruft herein: „Wo es ſo luſtig hergeht, da will ich auch dabei ſein.“ Als ob er gemeint hätte, es wäre ein Freudenlärm. Und er hat's geahnt, wie der Rocherl jetzt neuerlich einen gellenden Schrei ausſtößt und ſein Geſicht in die Rockfalten der Mutter birgt. Er hat's geahnt, weshalb die Barbel ihm mit ſo großer Heftigkeit, lachend und weinend zugleich, in die Arme ſpringt.

Es war freilich nicht der Geiſt des erſchoſſenen Lehrers, wie der Rocherl meinte. Es war der Guido mit dem lebendigen Fleiſch und Blut.

Erſchrocken war er arg, als er den verſtörten Burſchen ſah, an den ſein erſter Gedanke geweſen, als einige Stunden früher aus der Waldheuhütte der Schuſs fiel.

An dieſem Abende des Allerſeelentages haben wir das Wunder noch nicht ſo geſehen, das ſich zugetragen, und zu deſſen Beſchreibung ich einer ruhigeren Stunde bedarf.

Will Dir nur ſagen, wie der Rocherl zuerſt noch eine Weile gelauert hat, gegen den Lehrer hin, ob es nicht doch ein Blendwerk ſei, was da vor ihm ſteht, blatternarbig und in der Pelzhaube. Dann tritt er ihn an und ſagt in hartem Tone: „Dank' dir's Gott, Lehrer, daſs du lebſt. Und ich bin ein Narr geworden.“

Der Guido iſt ſehr nachdenklich und ſchweigſam. Er hat nichts mehr zu ſagen. Er ſcheint nur gekommen zu ſein, um ſich zu beklagen darüber, daſs, und von wem auf ihn ein Attentat ausgeführt wurde.

„Geh' dich waſchen, Rocherl!“ rathen wir.

Der Burſche taumelte hinaus zum Brunnen, tauchte den Kopf in das kalte Waſſer, mehrmals und immer wieder. Dann ſaß er auf dem Trog in ſtiller Nacht. Ich trug ihm des Vaters Wettermantel hinaus: „Decke dich ein, Rocherl, es iſt kalt.“

„Biſt du's, Hanſel?“ fragte er. „Geh', bleib' bei mir. Du glaubſt es nicht, wie ich jetzt dran bin. Wie das luſtig iſt, wenn man niemanden umgebracht hat! Denk' dir, mir iſt's gerad' ſo vorgekommen, ich hätt' den Lehrer derſchoſſen. Wenn's iſt, werde ich aufgehenkt, und wenn's nit iſt, komm' ich in den Narrenthurm. So bin ich dran, mein lieber Hans.“

Vielleicht gibt es doch noch einen dritten Weg. Denn das iſt, recht betrachtet, ein ganz gewaltiger Brocken Gnade Gottes, der jetzt auf einmal vom Himmel fiel aufs bebende Adamshaus.

* * *

Jetzt kannst Du wieder etwas Neues hören, lieber Alfred! Jetzt sehen wir den Brocken des himmlischen Wunders erst recht, er ist noch größer, als es anfangs schien. — Der Jäger Konrad hat seinen Schuss wettgemacht.

Am vorigen Donnerstag, als ich gegen Abend das Vieh heimtreibe, das jetzt noch das spärliche Gras abweidet draußen auf den Wiesen, begegnet mir der Jäger. Er schaut so recht behaglich drein, viel munterer als sonst, und hat im Gesicht ein kurzes Pfeiflein stecken, das er mit den Zähnen nach aufwärts schupft, als sollte es mit dem spitzen Messingdeckel an die Nasenspitze tippen. Einen guten Tag bietet er mir und frägt, ob der Rocherl heimgekommen wäre.

„Das wohl", antworte ich, „aber das Schießen hat er sich zu sehr angewöhnt von euch Jägern."

„Vielleicht hat er sich's auch wieder abgewöhnt", sagt er.

„Der, wen er gut träfe!"

„Treffen", meint der Jäger, „thäte er vielleicht eh gut, aber das Gewehr ist schlecht geladen."

Da däucht mich, der Mann wisse etwas. Und weil wir den Waldweg nebeneinander gehen, hinter dem Vieh her, so habe ich's erfahren.

Der Rocherl, so erzählt der Jäger Konrad, sei ihm schon lange verdächtig vorgekommen, als ob er etwas im Sinn hätte gegen den Lehrer. Einmal habe er ihm das Gewehr abgenommen, dann aber ein anderes vermisst im Forsthause. Gott weiß, wie der Bursche dazugekommen. Vor Allerheiligen sei er tagsüber oben gelegen, bei der Waldheuhütte herum. Bei der Nacht sei er durch die Gegend gestrichen, sogar bis Hoisendorf hinab und um das Schulhaus herum. Lauernd und flüchtig huschend wie ein wildes Thier. Den Tag vor dem Feste sei der Jäger drüben in der Wendau beim Sackbuttner zugekehrt und habe die Bäuerin um eine Rein Milch gebeten. Dieweilen er sie gegessen, sei der Lehrer von Hoisendorf gekommen und habe dem Sackbuttner eine Kuh abgekauft.

Im weiteren soll der Jäger die Geschichte selber erzählen: „Wie ich nachher der Bäuerin ein paar Kreuzer hinhalte und sie sagt, ein Vergeltsgott wäre ihr lieber, und wie wir so ein bissel nebeneinanderstehen vor der Hausthüre, bemerkt mein Aug' in der dunklen Streuschoppe den Adamshauser Rocherl, der sich an die Wand duckt und durch eine Luke hinhorcht auf den Lehrer, wie es dieser mit dem Sackbuttner verabredet, dass er die gekaufte Kuh am Allerseelentage nachmittags abholen will. Das fällt mir auf — sage aber nichts. Es wird gut sein, denke ich, wenn der Lehrer einen Kameraden hat auf dem Heimweg. Habe ihn begleitet bis Hoisendorf hinab. Ist gar nit gesprächig gewesen, der Herr

Lehrer, hat ſich über den ungebetenen Weggenoſſen wahrſcheinlich geärgert. Vielleicht wollt' er unterwegs ein Hochzeitsliedel dichten. Mir iſt es auch nit viel beſſer ergangen, neben ſeiner. Ein Jäger und ein Schulmeiſter, ich bitt' dich! Mit was ſollen denn die ſich unterhalten? — Es iſt halt kurzweiliger zu zweien, ſage ich, die Gegend iſt jetzt ſchon gar ſo viel einſchichtig. — Na, meint der Lehrer, einen Jäger wird die Einſchichtigkeit doch nicht genieren! Und ſchaut mich ſeitlings an — ein Jäger mit dem Gewehr, und ſich fürchten? Hab' mir's gefallen laſſen müſſen. Mein Lieber, denke ich, wenn du wüſsteſt, für w e n ich fürchte! — Sagen habe ich ihm's freilich nit mögen. Ich kann mich ja grob irren. Wäre wohl noch ſchlimmer, als ein Schuſs in die Hand! — Das muſst allein mit dir ſelber abſchließen, Jäger, ſage ich zu mir, und ſollſt jetzt einmal über zwei Menſchen wachen. — Darauf am Allerſeelentag gehe ich früh morgens aufs Joch. Unſereiner iſt das Paſſen ja gewohnt. Nit weit von der Waldheuhütte, da begegnet er mir ſchon, hat an ſeinem Rock noch die Heuhalme kleben, daſs ich es gleich weiß: Rocherl, du haſt in der Hütte übernachtet. Ich rede ihn an: Wohin ſo früh? Er keine Antwort, eilends davon. Ich krieche durchs Wandloch in die Hütte und ſehe im Heu noch die Grube. Und finde daneben, im Heu vergraben, das Gewehr. Scharf geladen! — Alſo doch! denke ich. Es ſcheint, für den Lehrer iſt vorbereitet, wenn er des Weges kommt in die Wendau. Iſt es denn möglich? Aus Haſs! Der Schweſter wegen, oder wie man hört! Wahnſinniger Menſch, du! — Will jetzt aber doch ſehen, wie weit das geht. Wegnehm' ich das Zeug diesmal nit. Da machen wir lieber einen anderen Spaſs, lieber Rocherl! Hab' mir's vorgenommen mein Lebtag, daſs ich dir deine Hand vergüte. Aus der Hand kann ich dir die Kugel freilich nit herausziehen, aber weißt du wohl — aus dieſem Büchſerl kann ich ſie herausziehen. Knallen thut's auch ohne . . . Und hab's gethan. Den Schuſs herausgezogen, friſch blind geladen und das Gewehr wieder ins Heu geſteckt. — Nachher habe ich mich ſelber ganz hinten ins Heu gelegt. Durch eine Bretterfuge ſehe ich hinaus gerad' auf den Weg. Dort bin ich gelegen den ganzen Tag und immer wieder hat's in mir geſagt: Ah, Unſinn, wie wird der Junge auf den Lehrer ſchießen! Einem Hirſchen wird das Blei vermeint geweſen ſein, der oben auf dem Jochanger äſet. Der Wildſchütz laſst's ja nit! Nachher ſchlagt's doch in mein Fach. — So um Mittag herum, wie ich meinen Speck aufs Brot lege, ſchleicht er an. Kriecht in die Hütte, übers Heu hin zum Gewehr. Von meinem verſteckten Loch aus iſt er gut zu beobachten. Er will ſich's bequem machen im Heu und kommt doch zu keiner Raſt. Stützt ſich auf den Ellbogen der kranken Hand und lugt durchs Bretterloch hinaus auf den Weg und kann das Aug' nit abwenden. Fliegen ein paar Raben, ſetzen ſich an den Steig, picken Käfer auf, fliegen wieder

ab und krähen in den Wipfeln. Sonst nichts. Da ist's auf einmal — es schwummelt was zwischen den Lärchbäumen her und ist's der Lehrer. Der hat um die Achsel einen Strick geschlungen, in der Hand einen Stock. Er geht um seine Kuh. Der Rocherl bäumt sich stad auf und hebt mit der Linken das Gewehr. Teufel! denk' ich, 's ist doch ernst. — Da kommt vom Weg ein lustiges Lachen — Kinderlachen. Zwei Schulknaben laufen hinter dem Lehrer daher. Auf dem Heimweg wohl von der Kirche. Die haben einen großen Käfer gefangen, der zwickt in die Finger, sie wollen ihn dem Lehrer zeigen und fragen, was es für einer ist. Tschapperln! sagt er, ihr werdet doch den Hirschkäfer kennen! Na, Kerl, du hast dich hübsch verschlafen, dies Jahr, jetzt kommt schon der Winter. — So gehen sie miteinander vorbei, der Lehrer und die Kinder, und verschwinden hinter der Böschung. Der Schuss hat nit geknallt. Die dummen Buben! Der Rocherl schlägt sich ärgerlich die Faust an die Stirn. Jetzt muss er warten auf die Rückkehr, und das Gewehr thut er nit mehr aus der Hand. — Na, so haben wir wieder gewartet. Wenn der Jäger das Aufpassen nit gewohnt wär'! Bin doch neugierig, denk' ich, ob ihm denn nichts einfällt. Was er vorhat! Was das bedeutet! Was nachher kommt! — Aber nichts und nichts! Man kennt's ja, wer auf dem Anstand steht, die ganze arme Seel' steckt im Büchsenrohr, und wartet auf das Losdrücken. — Einmal kommt vom Waldhang ein Reh herab, ganz possierlich, und nascht am verherbsteten Heidekraut. Hab' noch gemeint, der Rocherl könnt' sich doch besinnen und seinen Blutdurst an Rehblut stillen. Aber nein, diesmal gibt er's fürnehmer, der Wildschütz! Als es endlich zu dunkeln anhebt, strampelt der Bursche ungeduldig mit den Beinen. Seine Augen brennen ganz katzenhaft — lauter grüne Funken. Jetzt zuckt er zusammen. Er hat etwas gehört. Von der Wendauerseite herüber kommt der Lehrer mit seiner Kuh. Er führt sie am Strick, in der andern Hand hat er einen Birkenzweig zum Antreiben: Hi, geh', Scheckige! — So kommen sie stad heran und ich meine schon, es ist nix, da kracht's. Das Thier macht einen Sprung, der Lehrer stürzt zu Boden. — Verdammt, was ist das! — Einen Augenblick ist der Rocherl starr, dann thut er einen Schrei. Mensch, einen Schrei! Meiner Tag' hab' ich keinen solchen gehört. Dann fährt er unbändig zum Loch hinaus und fort. Mich hat's nur so zusammengerissen, wie der Lehrer niederstürzt. Aber wie ich hin auf den Weg komm', ist er schon lang wieder auf und mit der Kuh davon. Das erschrockene Thier hat ihn mit dem Sprung zu Boden gerissen — und weiter, Gott Lob, ist nichts zu vermelden. Nur dass ich nachher über die Abachleiten den Adamshauserischen hab' laufen sehen, in der höchsten Verzweiflung. Mein Lebtag hat mir nichts so wohl gethan, als dem seine Verzweiflung. Bübel, denk ich, die ist dir gesund. Heißt das, wenn sie nit zu unchristlich wird. Hab' ihm doch nachgerufen: Rocherl,

hörst du! Jetzt sind wir wett. Zwei Menschenleben für deine Hand! Ich glaube, sie ist bezahlt. — Er wie ein wildes Thier davon und nichts gehört."

So, mein Freund! Und das ist der Jäger Konrad. Ich hätte es nicht geglaubt, dass wirklich solche Menschen umhergehen auf Erden. Und ein solches Wunder hat müssen sein, dass unser armer Junge gerettet werden konnte. Er, und wir alle mit ihm. Und weiß Gott, der Junge ist seither anders, ganz, ganz anders!

Ein Nachtrag! Ein Nachtrag! Für verrückt wirst Du mich halten. Für einen jener unheilbaren Irrsinnigen, die plötzlich so heiter geworden sind, dass sie selbst bei Tragödien und Trauerfällen nichts als lachen können. Bei solchen Schicksalsschlägen, wie sie das Adamshaus getroffen, könnte man ja wirklich überschnappen. In dem Augenblick, als ich vorstehenden Brief an dich schließe, kommt der Rocherl in einem wahren Freudenrausch, hoch zwischen den Fingern etwas haltend, schwingend: „Sie ist heraußen! Sie ist heraußen! Die Kugel!"

„Natürlich", sage ich, „weil sie der Konrad herausgezogen hat."

„Die meine ich nit!" schreit er, „die meine ich. Die in der Hand drin gewesen ist!"

Seit dem aufregenden Allerseelentag soll sie wieder sehr geschmerzt haben, die kranke Hand, an der alle Pflaster und Salben der alten Marenzel nichts nützen wollten. Die Narbe war neuerdings aufgegangen und schwürig geworden. Die Barbel hat sie ihm jeden Tag sorgfältig verbunden. Und wie sie heute wieder den alten Verband ablöst, fällt etwas aufs Fletz. Ein kleines längliches Bleistückchen, und der Rocherl behauptet, jetzt thät's auch nicht mehr weh. Ich bitte Dich, Alfred, frage doch einen Arzt, ob das möglich ist, ob Schreck, Angst und derlei Seelenaffectionen nicht kugeltreibende Mittel sein können. Ist das nicht möglich, dann bin ich in der allergrößten Verlegenheit, denn die Kugel ist da!

Jauchzen thut heut' Leib und Seel',
Bruderherz, gar kreuzfidel
Geht's bei uns her.
Traurig sein, das gibt's ja net.
Fünf und sechs ist siebzehne,
Oder noch mehr.

Gaudeamus, alter Schwede!

* * *

Am siebenundvierzigsten Sonntag.

Im Drang der Ereignisse sind meine Schilderungen und Berichte längst entgleist. Keine Sonntagsbriefe mehr, hingegen eine Erzählung, von der jeden Sonntag ein Capitel geschrieben wird.

Heute ist Adagio. Die Arbeit zieht sich zur Neige des Jahres fast ganz in Haus, Scheune und Stall zurück. Nur um Herdholz sind wir in den Wald gefahren mit dem Schlitten, denn seit einiger Zeit haben wir Schnee. Dabei trat ich auf ein mit Schnee gedecktes Scheit so ungeschickt, dass es im linken Fußgelenke einen Knack machte und der Rocherl mich auf dem Schlitten nach Hause ziehen musste. So lag ich tagelang in meiner Kammer, in Dämmerung und feuchtem Stalldunst. Freund, da war's etwas langweilig. Die Barbel brachte mir das Essen, ordnete, wo sonst etwas fehlte, gieng aber allemal unmenschlich bald wieder fort. Dafür wollten sie mir die alte Marenzel mit ihren Pflastern und Rathschlägen an den Fuß schicken; da habe ich gesagt, kalte Umschläge wären besser, als warme Rathschläge, und wenn das verstrauchelte Bein nichts anderes zu thun hat, so wird's schon selber heilen — schon aus Langweile.

Bei dieser Gelegenheit habe ich auch erfahren, was ein Novemberabend ist. Ein einsamer, endloser Novemberabend! An einem solchen, mein Freund, ist mir plötzlich das Heimweh gekommen nach — der Stadt. Ein ganz brutales Heimweh. Mit Gewissensbissen darüber, dass ich mich in Wort und Schrift so oft gegen die Stadt moderner Cultur versündiget habe. Über dem alten Adamshause beginnt sich der Himmel wieder aufzuheitern, ein Siecher genesend, eine Hochzeit vor der Thür. Und trotzdem, wie kümmerlich und elend! Wenn jetzt zum inneren Frieden auch so ein bisschen Cultur da wäre! Ein hübscher Berghof im Schweizerstil, altdeutsche Möbel darin, Sparherd und schwedische Öfen, ein Bücherschrank und ein Clavier — Gott strafe mich, auch ein Clavier! Dann behagliche Bettstätten mit Federkissen und die vortrefflichen Nahrungsmittel im Geiste der Prato zubereitet! Wäre eine solche „Corruption" denn gar so schlimm? Und hier in der Kammer ein Sopha, Luftheizung und ein bisschen elektrisches Licht. Und vor allem ein Arzt, der mir den Fuß untersucht, ob er verrenkt oder gebrochen ist!

Lieber Alfred, ich will schweigen, wenn wieder einmal die Frage ist, was vorzuziehen wäre, die altbäuerliche Bedürfnislosigkeit oder die moderne Cultur. Ich will schweigend zugestehen, dass die Naturproducte erst durch die Cultur, so durch die Industrie geheiligt und zu jener Läuterung gebracht werden, die des Menschen wert ist. Ich will einverstanden sein mit den zu erbauenden Brücken zwischen Land- und Stadtleben. Ich will selbst dem Handel gelegentlich ein Loblied singen und sagen, dass der Bauernhof ein kleiner Staat, und der Staat ein großer Bauernhof ist. Dass hier wie dort produciert und consumiert wird, dass hier wie dort der Verkehr die Werte steigert. Was für den Staat der Eisenbahnwagen, das ist für den Hof der Bauernkarren. Der fährt vom Feld zur Tenne, von dieser zur Mühle, von dieser zum Backofen, und auf jeder Station gewinnt das Feldproduct an Wert. Ich bin mir bewusst geworden, dass

es nur darauf ankommt, das Bauernthum der großen allgemeinen Entwickelung vernünftig anzugliedern. Ist dieses geschehen, dann wird ein Stadtmensch nicht erst um zwanzigtausend Kronen ein Jahr lang Landmann sein, dann thut er's umsonst, oder zahlt noch etwas darauf, weil die Cultur mitten in der Natur draußen erst den ganzen Daseinsgenuss ermöglicht. Und wenn es gelingt, dass altväterische Tüchtigkeit und Treue sich mit jungweltlicher Genussfähigkeit und Vorurtheilslosigkeit vereinigen, dann beginnt ein glücklicheres Zeitalter.

Und der Mann, der dieses bessere Zeitalter verbuchen wird von Tag zu Tag, verbuchen und weise berathen zugleich — das wird der herzstarke Journalist sein, der diesen Beruf zu seiner ganzen idealen Größe erhebt — so dass solcher heute in den Gährungen einer werdenden Zeit oft zweifelhafte und unbestimmbare Stand einst die Geschichts- und Lehrkanzel der Menschheit ist.

Deine gelegentliche Bemerkung, dass ich trotz meiner Flucht von den Journalisten doch selber ein solcher geblieben sei, der gleichsam ein Wochenblatt aus dem Bauernhause schreibe, hat mich angemuthet. Du hast sicherlich recht, wer bei allerlei Bekümmerungen und körperlichen Anstrengungen das Berichteschreiben nicht sein lassen kann, der ist einer und bleibt einer! Und warum nicht? Jeder Beruf ist richtig, wenn der richtige Mann dazu kommt. Der richtige Mann adelt sogar das Henkeramt. Der alte Scharfrichter Möllendorfer, eine zart und mild angelegte Natur, gütig und wohlwollend gegen jedermann, war der beste Henker seiner Zeit. Der hat einmal den Ausspruch gethan: „Das Hinrichten von Mitmenschen ist die schwerste unter allen Nothwendigkeiten eines Culturvolkes. Ich habe sie übernommen, weil auch wer dazu sein muss und weil andere vielleicht roher mit dem Unglücklichen verfahren würden, als ich es thun will." So kann selbst aus dem Henker ein Held werden. In gewissem Sinne muss auch der Journalist manchmal ein nothwendiges Henkeramt besorgen, doch seine Hauptsache wird nicht das Zerstören, sondern das Bauen sein. — Jenes begeisterte Buch möchte ich lesen, das schon nach hundert Jahren ein erleuchteter Mann über die Culturmission des Journalismus schreiben wird. Vielleicht schließt dieses Buch zusammenfassend mit folgendem Satze: Sobald der Journalismus sich in die bodenlosen Bereiche der Theorien, Principien und Phantasmagorien verlor, wurde er schwankend, verfiel der Charakterlosigkeit und Charlatanerie; sobald er schlicht und redlich auf seines Volkes Erdscholle stand, wurde er zu einem Factor der Sittlichkeit und des Wohlstandes.

Da mein leidender Fuß einstweilen nicht auf der Erdscholle stehen kann, so läuft dieweilen fleißig der Kopf herum und trägt alle möglichen Güter zusammen, um das Herz eines siebenunddreißigjährigen Junggesellen zu erfreuen. Wenn man es sich so nach Wunsch einrichten könnte! Auf einem Punkt in schöner Gebirgslandschaft, der gute Verbindung hätte mit der

größeren Stadt, ein stattliches Landgut. Ein frisches Weib dazu, das die Wirtschaft leitet. Auch selbst tüchtig mithun auf Feld und Weide, in Wald und Garten, und an Sonntagen sich der schönen Künste begeben und ein wenig schriftstellern — Freund, dann wär's eine Lust zu leben!

Während des Neubaues solcher Luftschlösser heilt der Fuß und dann möchte er tanzen. Was ist's denn mit der Hochzeit? Woche um Woche verstreicht, und man hört nichts. Meister Setznagel hat wohl auch den äußeren Menschen schon fertig. Wo steckt nur der inwendige?

Diese Frage wurde gestern gelöst durch ein Brieflein, das der Franzel mir vom Lehrer heimbrachte. Da das Schriftstück nicht lang, aber recht lehrreich ist, so theile ich Dir es wörtlich mit. Der Lehrer schreibt:

„Lieber Hans!

Nach den bekannten Ereignissen der letzten Zeit ist mein längeres Verbleiben in Hoisendorf ausgeschlossen. Ich habe nicht Lust, die Dauer meines Lebens von den Launen eines Rappelkopfes abhängig zu machen, der seine brüderliche, beziehungsweise schwägerliche Gesinnung durch Pulver und Blei documentieren zu müssen glaubt. Nachdem ich einen vorläufigen Substituten gefunden, verreise ich morgen, um mir anderwärtig den Boden einer Existenz zu suchen. Mit Hilfe eines oder des anderen Jugendfreundes dürfte mir das bald gelingen. Dass die Trauung mit Barbel bis über Neujahr hinaus verschoben werden muss, versteht sich demnach von selbst. Es wird mein nothgedrungenes, pflichtmäßiges Bestreben sein, ihr ein besseres Heim zu schaffen, als es im Schulhause zu Hoisendorf möglich gewesen wäre. Gleichzeitig theile ich meiner Braut mit, dass ich hoffentlich in sehr kurzer Zeit mich zur Erfüllung meines Ehrenwortes einfinden werde.

Einstweilen mit bestem Wunsch für baldige Heilung Deines kranken Fußes und vielen freundschaftlichen Grüßen

Dein alter
Guido Winter.

Hoisendorf, am 20. November 1897."

Nun also, das schreibt der Lehrer. — Ausgekniffen?

Ich war über alle Maßen gespannt auf das Gesicht der Barbel, wenn sie mir das nächste Essen bringen würde. Es kam am selben Abende aber die Hausmutter. Auf der Zunge brannte mir die Frage, ob das Mädel nicht etwa unpass sei. Und konnte sie nicht aussprechen. Am nächsten Sonntage kam sie doch wieder, brachte Roggenklöße mit Kraut. Hatte ein heiteres Gesicht, lachte wie ein helles Glöcklein, kümmerte sich noch um meinen Fuß, fragte, ob ich nicht bald in die Hausstube hineinkommen könne, wo es kurzweiliger sei, und eilte wieder davon.

Drinnen in der warmen Hausstube, wo der weiße Wintertag still zu den Fenstern hereinschaut, wo die Barbel Linnen näht und dabei Liedlein singt, ernsthafte und schalkhafte. Kurzweiliger! O ahnungsvoller Engel du!

* * *

Am achtundvierzigsten Sonntag.

Recht gerne theile ich Dir „das Laufende der bewussten Angelegenheit" mit. Die letzte Mittheilung meines Rechtsanwalts ist eine kleine Schilderung des Besuches, die er bei Doctor Stein gemacht, in der Absicht, um dem Manne auf diplomatische Weise hinter die Gesinnung zu kommen. Es soll aber nichts zu erfahren gewesen sein. So oft das Gespräch wie zufällig auf mich gelenkt worden war, schwenkte der Chef ab. Das Wesentlichste war, dass er mich achselzuckend einen Sonderling nannte und dann mit den Fingern auf den Tisch zu trommeln begann, welches Trommeln die Besucher stets als Reisemarsch aufzufassen haben. Mein begriffstützer Rechtsanwalt gieng aber nicht, sondern fragte nun geradehin, wann Herr Doctor Stein dem Sonderling die Wette wett zu machen gedenke? Der Contrahent würde sich darnach richten wollen und müssen.

„Ach ja, die Wette!" antwortete der Chef, „damit hat's noch gute Weile." Dann höflich, aber bestimmt: „Nicht wahr, liebster Doctor, Sie entschuldigen mich für diesen Augenblick, es drängt die neueste Post. Ach, ein Zeitungssclave!"

Hierauf mein Anwalt: „Leider kann ich mich mit dem Bescheid, als habe die Sache keine Eile, nicht zufrieden geben. Ich bin — um ganz offen zu sein — beauftragt, hierüber Klarheit einzuholen."

„Wieso?" darauf jener; „ich denke, man müsste wohl erst das Jahr zu Ende gehen lassen, erstens, um zu sehen, ob der Herr Trautentorffer die Wette überhaupt gewinnt, und zweitens, um abzuwarten, ob in diesem Falle von einer Seite Schwierigkeiten gemacht werden, oder nicht. Soviel mir bekannt ist, haben Sie ja schon mit meinem Herrn Freibergel in der Angelegenheit eine Unterredung gehabt, um sich seiner Zeugenschaft zu versichern. Was — wenn ich bitten darf — berechtigt Sie denn eigentlich zum Misstrauen gegen mich, wenn Sie Ihres Rechtspunktes sicher zu sein glauben?"

„Meinem Clienten sind einige Äußerungen zu Ohren gekommen, die ihn beunruhigen."

„Vielleicht mit Recht!" sagte Doctor Stein. „Sie erinnern sich, dass Freibergel, Ihr Kronzeuge, Ihnen den Wortlaut der Wette mitgetheilt hat? Gut. Der Spass hat, soweit ich mich entsinne, daraufhin gelautet, der Contrahent habe ein volles Jahr als Bauernknecht zu dienen, also vom ersten Januar bis zum letzten December dieses laufenden Jahres. Ich besitze Briefe, in welchen Trautentorffer selbst ausführlich erzählt, dass fast der

ganze Monat Januar verstrich, bevor er einen Dienst gefunden. Gesetzt den Fall, die Wette wäre ernst gemeint gewesen, so wurde die Bedingung gleich anfangs so himmelweit verfehlt, dass ich nicht begreife, wie von einer Verpflichtung meinerseits auch nur die Rede sein kann. Es wird mir übrigens sehr angenehm sein, wenn Sie den Fall einer gerichtlichen Entscheidung anheimstellen wollen."

So, mein Freund und Philosoph, stehen wir jetzt mit unseren zwanzigtausend Kronen. Du warst sehr unvorsichtig mit Deinem Darlehen. Und ich war sehr unvorsichtig in meinen Hoffnungen, mit diesen Kronen Bauerngüter zu retten, Schullehrerfamilien zu fördern und weiß Gott was alles. Zwar schreibt mir mein Vertreter, dass er durchaus nicht willens sei, den Fuchs laufen zu lassen. Bis der Betrag fällig und nicht ausgefolgt sein wird, das ist am 1. Januar 1898, wird die gerichtliche Klage anhängig gemacht. Dann wird sich der Process so seine verschiedenen Jährchen hinschlängeln und ich werde — wie Bauernbrauch — der Streithansel sein, wenn nicht gar ein moderner Michel Kohlhas. Nach solchem Ruhme geize ich aber nicht. Zum Satan! Mir geht das Wasser schon jetzt an den Hals, oder was das Gegentheil und dasselbe ist, ich sitze im Trockenen. Meine Sachen sind verplempert, und den besten Freund muss ich auf das Nachdrücklichste warnen, mir je noch einen Heller zu borgen. Bedenke doch einmal diesen Leichtsinn! Die journalistische Carrière hat er fahren lassen, ist einer Grille wegen Bauernlümmel geworden ohne Hof und Grund, und will als solcher demnächst heiraten.

Denn, mein Alfred, nun sammle Dich zur Andacht für das, was kommt.

Heute am Vormittag, während unsere Leute in der Kirche sind, meine ich, dass man's wagen könnte mit dem Fuß, über den Hof zu gehen und in die Hausstube, um der Barbel, die daheim bleiben musste, Gesellschaft zu leisten. Es geht leidlich. Sie ist, wie immer, mit etwas beschäftigt. Vor ein paar Tagen hatte die Hausmutter ein Schaf geschlachtet. So ist das Mädel daran, in der Feuerpfanne das Schafsfett zu „zerlassen" und dasselbe in Kerzenmodeln zu gießen, durch welche die Dochte schon gespannt sind. Die also gefüllten Blechcylinder hängt sie vors Fenster hinaus, wo das Zeug nach wenigen Minuten gestockt ist, dass es dann als glatte, milchweiße Kerzen aus den Modeln hervorgezogen werden kann. Das macht sie so handlich, ohne dabei das geringste Fettröpfchen auf ihre Hände oder Kleider zu bekommen. Als sie mich mit dem Stock — ein Dreschflegelstab war's — daherhinken sieht, lacht sie und meint, ich liefe ja schon wieder wie ein Wiesel."

„Oder wie eine Schnecke, wolltest du sagen, wenn ich ein Häusel hätte."

„Das wär' schon gar lustig!" sagt sie, „wenn der Mensch sein Häusel so auf dem Buckel müsst' herumtragen. Ich dank' schön."

Dann ſind wir beide ſtill geweſen und ich habe ihr bei ihrer Arbeit zugeſchaut. Und kann ich es doch nicht unterlaſſen, ſie zu necken, ob das denn ſchon die Hochzeitskerzen für den Tanzboden thäten ſein?

„Mit den Hochzeitskerzen“, ſo gibt ſie gelaſſen zur Antwort, „wird's noch lang' Zeit haben, mein lieber Hans.“

„Man hört, daſs es wieder verſchoben iſt.“

„Kann ſchon ſein“, ſagt ſie.

„Auf wie lange denn?“

„Das kunnt ich wohl nit ſagen“, entgegnet ſie während der Arbeit, und ſetzt ſo nebenbei dazu: „Bin das Warten ſchon gewohnt. Muſs überhaupt nit ſein.“

Ich drauf nichts mehr.

„Wird eh beſſer ſein, wenn's ausbleibt“, ſagt ſie noch.

Dann Schweigen auf beiden Seiten. Mir wird ganz heiß, und wie ich ſo heimlich gegen ſie hinluge, hat ſie ein glührothes Geſicht, bis in die Stirn hinauf. Und wie dieſe faſt athemloſe Ruhe und Schwüle iſt, eine herzbeklemmende Schwüle, bricht's plötzlich aus mir los.

„Dieſe verdammte Leimſiederei bei dem Schullehrer! Von einem Monat auf den andern! Und jetzt iſt er gar davongelaufen!“

Sie gießt Unſchlitt in den Kerzenmodel und ſagt ruhig: „Ich denk', es wird ihm nit mehr ernſt ſein. Er redet alleweil nur von der Pflicht. Wenn's ſonſt nichts mehr iſt, ein Ehrenwort kann man nachlaſſen.“

Ich bleibe noch ein wenig ſitzen auf meiner Bank, dann ſtehe ich auf, ſtelle mich ganz zu ihr hin und ſage das Folgende: „Barbel! Wenn es dem Lehrer nicht ernſt iſt, dann laſs ihn laufen. Dann nimm einen andern, dem's ernſt iſt. Der hat kein Bedenken, der hat dich lieb, wie er ſo lieb noch niemanden gehabt hat in ſeinem Leben ....“

Ihre Glieder fangen an zu zittern, der Model fällt auf den Flez. Wie zu einem Gebet faltet ſie die Hände und ſpricht zagend: „Hans, mit ſo heiligen Sachen muſst mich nit zum Beſten haben!“

„Zum Beſten haben! Du liebes ...“ Kein Wort weiter vermochte ich zu ſprechen, ſo hat's mich gepackt.

Sie ſchaut mich an. Ihr Augenſtern wird größer, dunkler, hat einen feuchten Glanz. Ein helles Tröpflein rieſelt nieder über das Madonnenantlitz. ....

Freund Alfred, und jetzt iſt ſie mein.

(Schluſs folgt.)

Das geheilte Kopfweh.

Eine Art Märchen von **Karl Graeser.**[1])

Er ist eben ein Pechvogel, sagten seine Freunde von ihm.

Und so war es auch.

Was er in die Hand nahm, was er begann, mochte es noch so richtig und wohlüberdacht, mit noch so viel Fleiß und Verständnis zurechtgelegt sein, alles mißlang.

Er war eben ein Pechvogel.

Allein schon sein Name!

Wer mochte auf die unglückliche Idee gekommen sein, einen Menschen mit diesem Namen zu belasten: er hieß nämlich Esel, wirklich und wahrhaftig Esel, Josef Anton Esel.

Zwar war er keineswegs ein Esel. Im Gegentheil mit gutem Verstand und scharfem Witz begabt.

Aber er hieß einmal so.

Sein Vater, der natürlich auch Esel geheißen, wie es sich unter ordentlichen Leuten gebürt, hatte ihm eine kleine Tuchhandlung und einiges Vermögen hinterlassen. Vernünftig und gut erzogen, gab sich der Sohn alle Mühe, beides zu halten und zu vergrößern. Rastlos arbeitete er im Geschäft und verwandte jeden freien Thaler dazu, alles in gutem Stand zu halten. Er ließ große Schaufenster an seinem Magazin anbringen, nahm genügend Angestellte, damit die Leute freundlich und gut bedient würden; schickte einen Reisenden mit Mustern in die kleinen Städte und aufs Land; vor allem aber hielt er sein Geschäft ehrlich und solid.

Dennoch war kein Segen darin, wie er sich auch mühte und Tag und Nacht arbeitete und dachte. Der Geschäftsreisende kam eines schönen Tages, da er größere Summen eincassiert hatte, nicht mehr zurück, sondern fuhr nach Amerika, um mit diesem Anlehen eine eigene Existenz zu gründen.

Die Ladnerinnen, welche im Magazin den Verkauf besorgten, bestahlen ihn überall, wo er die Augen nicht hatte. Scrupellose Concurrenz streckte die gierigen Fangarme immer rücksichtsloser aus. In der

[1]) Aus dessen neuem Buche: „Aus Indien und Italien." Skizzen und Studien. (Zürich. Th. Schröter. 1898.)

gleichen Straße eröffneten Itzig & Co. ein großes Abzahlungsgeschäft, überfluteten die Stadt mit Gedichten und Reclamen und verkauften schlechte Ware um theures Geld.

Kurz und gut, sein ganzes Mühen und ehrliches Arbeiten half nichts.

Er war eben ein Pechvogel!

Die Bauern, wenn sie in die Stadt kamen, schauten zwar die großen Schaufenster und die schönen Waren drin an, dann guckten sie hinauf nach der Firmentafel, auf der glänzend in großen goldenen Buchstaben zu lesen stand: J. A. Esel.

„J—a! J—a! Guck', Peterl, da wohnt dei Brüderl drin!" meinte dann der Hans-Jochem wohl zu seinem Nachbar, indem er ihn anstieß und lachte, dass ihm die Pfeife beinahe aus dem Munde fiel. Der andere ärgerte sich. Die ganze Bande aber zog höhnend weiter und sperrte Maul und Augen auf vor Itzig & Co., allwo mit fußhohen Lettern auf hundert Zetteln in allen Farben gedruckt war: „Gänzlicher Ausverkauf zu halben Preisen!"

„Do geh' her, Peterl! Do geh' ma nei!" . . .

Was nützte alles Streben, er hatte eben Pech, der Josef Anton Esel. Das Geschäft gieng zurück. Das machte ihm Sorgen, Sorgen und Kopfweh, viel Kopfweh, soviel Kopfweh, dass er es nicht mehr aushielt und zum Arzt gieng.

Der verschrieb ihm dieses und jenes, Pulver und Mixturen. Das kostete Geld und half doch nichts.

Darum gieng er zu einem anderen Arzte.

„Hm! Hm!" meinte der, „natürlich, bei der früheren Behandlung konnten Sie ja nicht besser werden. Ich will nichts sagen über ihren früheren Arzt — Sie wissen ja, gegen Collegen — hm! hm! aber —" dabei zuckte er mitleidig mit den Achseln und verordnete ihm das Gegentheil von dem, was der frühere Arzt verschrieben hatte. Das half aber auch nichts. Gepeinigt von Sorgen, Kopfweh und Verzweiflung gieng der arme Mann endlich zu Homöopathen, Curpfuschern und Kräuterweibern, überall mit schwerem Geld billigen Rath und theuere Medicin sich kaufend. Der gab ihm eine Flasche Brunnenwasser mit einer schönen Etiquette darauf: zweimal täglich einen Theelöffel zu nehmen. Jener verordnete ihm, junge Rebschosse zu schneiden, sie drei Stunden in einer Mondnacht gut zu kochen, — dann mit lauwarmer Geißmilch umzurühren und da den Kopf jeden Tag hineinzustecken.

Auch das half nichts.

Ja, zu etwas halfen die verschiedenen theuren Curen doch — die Geschäftscasse zeigte immer mehr Ebbe. So konnte es nicht weiter gehen, das sah J. A. Esel ein.

Je mehr er arbeitete und grübelte, je mehr er mit der äußersten Anstrengung den Zerfall des Geschäftes aufhalten wollte, desto unerträg-

licher wurden die Kopfschmerzen. Und das Geschäft gieng zusehends zurück; um so rascher, je mehr es dem Ende nahte. Einer Schneemasse gleich in den Bergen, die an der Halde ins Rollen kommt und, sich vergrößernd, immer schneller dem Thale zutost . . . Wechsel um Wechsel mussten protestiert werden. Alte Firmen sagten ihren Credit auf. Der Bankerott stand lauernd vor der Thüre.

„Wenn nur dieses Kopfweh weg wäre", sagte er zu seinem Freunde Schlaucherl, „wenn ich nur das elendige Kopfweh los hätte, dann könnt' ich auch wieder denken, richtig und ordentlich, wie sich's gehört. Solltest schauen, wie da mein Geschäft wieder aufblühen würde! Aber das Kopfweh!"

„Geh' doch zu dem gescheiten Professor, der alles so fein operiert, der den Leuten den Magen aufschneidet und die verschluckten Messer und Gabeln herausholt", meinte der Schlaucherl. „Natürlich, Geld musst du da mitnehmen, viel Geld!"

J. A. Esel überlegte es sich. Dann machte er zu Geld, was zu Geld zu machen war, gieng zu dem berühmten Professor und erzählte ihm seine Leidensgeschichte.

„Begreife, begreife!" sagte der und schaute ihn dabei mit den kalten stahlgrauen Augen an, wie der Gerichtsvollzieher sein Pfandobject. „Müssen eine kleine Operation machen. Gestern erst eine ähnliche gemacht. Gehirn etwas herausnehmen; etwas desinficieren und reinigen; wird dann schon wieder gehen!"

Dem kopfwehgeplagten Kaufmann zog sich das Gesicht etwas in die Länge bei dieser freundlichen Auseinandersetzung, in welcher über seinen Körper verfügt wurde, wie über ein Stück Fleisch beim Schlächter. Einige Stiche jedoch in seinem schmerzenden Kopfe brachten alle Einwände der Angst zum Schweigen. „Lieber sterben", dachte er bei sich, als mit diesen Sorgen und Schmerzen weiter leben. — — So erklärte er sich zur Operation bereit. Vielleicht würde sie ihm auch auf angenehme Weise dahin helfen, wo es keine Sorgen, keinen Bankerott und keine Abzahlungsgeschäfte gibt, dachte er melancholisch bei sich.

Man wies ihm ein Zimmer im Krankenhause an. Am anderen Morgen sollte die Operation vorgenommen werden.

— Um neun Uhr, wie man ihm in der Frühe mittheilte.

Herrn Esel wurde öde und gruselig zumuthe. „Bitt' schön, Schwester Agnes, nicht wahr, ein Fläschchen Wein und etwas Frühstück bekomme ich — na, der Courage wegen! — bevor die Schlacht losgeht!" meinte er zu der ihn bedienenden Schwester, gezwungen lächelnd.

Die Schwester aber, sonst die Güte und Aufopferung selbst, die ihr ganzes blütenjunges Leben der schweren Pflege der Kranken und Elenden weihte, schüttelte sanft das Haupt: „Vor dem Chloroformieren darf man nichts genießen!"

„Es ist doch immer eine Sache! Man kann nicht wissen, wie es ausgeht! Auch einem Verurtheilten gestattet man ein Henkermahl!"

„Wenn die Operation vorüber ist, dürfen Sie essen!" beschwichtigte ihn Schwester Agnes; „jetzt muss der Magen leer sein, weil er oft unruhig wird beim Chloroformieren!"

„Natürlich! Gehört eben auch zu meinem Pech! Schönes Vergnügen, nüchtern in den Himmel zu fahren!" seufzte er. Dann legte er sich auf den Fahrstuhl, den man hereingerollt hatte. Ein Assistent stülpte ihm die Chloroformmaske auf den Mund, goss aus einem kleinen Fläschchen die süßlich riechende Flüssigkeit darauf und gebot ihm ruhig zu athmen und langsam zu zählen: 1, 2, 3, 4 — — — und so weiter.

Anfangs gieng dies ganz richtig, wie er in der Schule es gelernt hatte. Als er aber in die vierzig kam, hätte sein Lehrer wohl keine Freude mehr an ihm gefunden, so er ihm hätte zuhören können: „43 — 44 — 98 — 5 — 9 — 67 — 12", gieng es bunt durcheinander, wie die Nummern auf einer Lottotafel stehen, und erstarb dann langsam in einem unverständlichen Gemurmel. Er schlief und wurde in den großen Operationssaal hineingerollt.

Feuchtwarme Luft von Carboldämpfen und menschlicher Ausdünstung herrschte hier.

Die amphitheatralisch aufsteigenden Bänke waren dicht besetzt mit neugierigen, wissensdurstigen Studenten.

Ein Wispern und Summen der Erwartung gieng durch den Saal.

Unten im Operationsraum huschten eifrige Assistenten in langen weißen Kitteln geschäftig herum; barmherzige Schwestern kamen und giengen mit Handtüchern oder legten auf kleinen Rolltischchen Instrumente und große Schüsseln mit desinficierenden Lösungen zurecht.

Einige zur Operation eingeladene Collegen in feierlicher Miene und ernstem Gehrock wurden durch das Geschiebe von Assistenten und Wärterinnen unter fortwährenden Entschuldigungen von einer Ecke in die andere getrieben.

Manchmal schlug wohl aus einer eilig vorbeibalancierten übervollen Schüssel ein nasser Guss über den Rock eines Herrn Collegen: „Bitte, das thut nichts — ist ja desinficiert! Haha!" lächelte sauer-süß das Opfer; im nächsten unbeachteten Augenblick aber beguckte er sich den unangenehm nassen Theil: „Der Kuckuck hol' die Wichtigthuerei dieser Professoren-Lehrlinge. Als ob es mit weniger Streberhaft nicht auch gienge!" brummt er vor sich hin und lächelt einem eben hereinkommenden Assistenten freundlich zu.

. . . In der Ecke am Waschbecken steht der Professor, die Ärmel seines leinenen weißen Operationsrockes über die Ellbogen zurückgeschlagen, und wäscht sich die Hände mit Seife, Bürste, Alkohol und Sublimatlösung, um glaubensfest alle Ansteckungskeime zu vernichten.

„Ein interessanter Fall!“ dreht er sich zu einem der nebenstehenden Herren, während sein Auge die Reihen der Zuhörer mustert und er mit der kleinen Bürste an den Nägeln reibt, dass der Seifenschaum weit herumspritzt. „Bin gespannt, wie er sich macht. Werde ihn natürlich veröffentlichen lassen.“

Die Vorbereitungen sind vollendet. Erwartungsvoll rücken die Studenten zusammen.

Im Saal wird es still.

Nur von einem schlecht geschlossenen Krahnen hört man das gleichmäßige Klingen fallender Tropfen, und durch das hohe Fenster dringt das fröhliche Zwitschern und Jubilieren der Vögel, die sich tollen im glitzernden Sonnenschein.

„Messer!“ tönt die Stimme des Professors.

Einige Hände reichen es ihm.

Er tritt zu dem ruhig schlafenden Kranken, dessen Lippen ein zufriedenes Lächeln umspielt, während sie lallend murmeln: „Itzig — — Abzahlung — — 36 — — 59 — — 63.“

Hilfsgewohnte Hände legen den Chloroformierten auf die Seite und stützen den schwachen Körper durch Guttapercha-Rollen und Kissen in dieser Lage.

„Aus der gestrigen Vorlesung, meine Herren, werden Sie sich erinnern, um was es sich bei diesem interessanten Fall handelt. Ich werde nun einen Schnitt machen über den Hinterkopf von einer Schläfe zur andern“, dociert der Professor trockenen Tones.

Das scharfe Messer gleitet im sicheren Zuge durch die sorgfältig rasierte Hinterhauptshaut.

„Nun schlagen wir die Haut über die Stirn vor, ziehen sie herunter — — so, — — eine Säge, bitte!“

Das weitere Erklären vergisst der Professor im Eifer der Operation. Sorgfältig, um das Gehirn nicht zu verletzen, wird der Schädel rundherum durchgesägt.

„Ist das Desinfectionswasser bereit? Nicht zu warm? Achtunddreißig Grad!“

Rastlos arbeitet er weiter. Der Schädel wird abgehoben, das pulsierende Gehirn gelöst und herausgenommen. Auf der flachen Hand zeigt es der Lehrer den Schülern.

„Legen Sie es in desinficierte Lösung, Herr Doctor Bindfaden“, wendet er sich hierauf an einen dicken Assistenzarzt mit melancholisch über das runde Fettpolster des immer freundlich lächelnden Gesichts herabhängendem, strohfarbenem Schnurrbart, und reicht ihm die weiße Masse, durch deren dünne Haut die einzelnen Windungen des Gehirns durchschimmern.

Rasch unterbindet er dann die spritzenden Schlagadern und beginnt den Studenten, deren Räuspern und Flüstern und ungeduldiges Hin- und Herrücken er nur zu gut versteht, die Operation zu erklären.

All der Assistenten, Wärter, Krankenschwestern und privilegierten Zuschauer wegen, welche den Tisch umstanden, hatten diese beinahe nichts gesehen. Darum bespricht der Professor das Gethane genau, während er mit dem Rücken der blutigen Hand den Schweiß sich von der Stirne wischt. —

Die für seine Klinik angesetzte Zeit war jedoch abgelaufen.

Einen Augenblick noch kann er die Menge mit seinem Vortrag zurückhalten, dann aber drängt sie mit mächtigem Getrampel durch die engen Bänke gegen den Ausgang.

Einige gar Wissensdurstige nur steigen in die Arena selbst hinab.

Von dem Kranken abgewandt hatte der Professor vorgetragen.

Plötzlich entstand in der Umgebung des Chloroformierten eine wachsende Unruhe.

Ängstliches Flüstern. Einige Hände versuchen den Kopf des Kranken, der wachsbleich, mit bläulichen Lippen daliegt und dessen Athem stockt, tiefer zu legen.

„Ich fühle keinen Puls mehr", stottert der Student, dem die Aufgabe zugetheilt war, während der Operation den Arm zu halten und die Pulswelle zu controlieren.

Der Professor kehrt sich um. Rasch übersieht er die Situation.

„Weg die Chloroformmaske! Holen Sie die Zunge vor — Unterkiefer nach vorn drücken!"

Alles will helfen und stört sich dadurch gegenseitig. Mit schnellem Griff führt der Professor selber das Nöthige aus.

Künstliche Athmung wird eingeleitet; mit der Schlundsonde Luft in die Lunge geblasen.

Nach einiger Zeit hebt sich leise die Brust, die Farbe kehrt mählich in die blassen Lippen zurück.

„Die Erde hat ihn wieder!" lächelt der Lehrer zu einem der umstehenden Collegen, der eben ärgerlich seine Manschette betrachtet, welche bei der unvorhergesehenen Hilfeleistung etwas blutig geworden war.

„Nun aber schnell die Schädeldecke gereinigt und das Gehirn wieder an seinen Platz gebracht!"

Mit Carbolschwämmen wird die Höhle ausgetupft.

„Der Puls ist noch schwach."

„Setzen Sie die künstliche Athmung fort!"

Alles kommt in fieberhafte Thätigkeit. Rechts und links heben und senken Assistenten in rhythmischer Bewegung die Arme des Kranken. Bei jeder Senkung unterstützt ein dritter Arzt das Auspressen der Luft durch kräftigen Druck auf den Unterleib.

„Reine Schwämme — wie ist der Puls?"

„Immer noch schwach, Herr Professor."

„So, nun das Gehirn — aber schnell!"

„Athmet er? Na, wo bleibt das Gehirn?" ruft ungeduldig der Operateur; große Schweißtropfen rinnen ihm über das gefurchte Gesicht.

Der dicke Doctor bringt die weiße Masse.

Rasch wird sie in die Höhle gelegt, der Schädel darauf gepasst, links und rechts, um ihn in der richtigen Lage zu halten und das Zusammenwachsen zu begünstigen, eine silberne Naht durchgelegt und die Haut wieder darübergezogen.

„Bitte, wollen Sie die Wunde nähen, Herr Doctor Bindfaden", wendet sich der Professor an den Assistenten.

Dieser schien nicht zu hören.

Er stand in der Ecke vor dem kleinen Tischchen mit den Schüsseln voll Desinfectionsflüssigkeiten. Unbeweglich stand er da, in seinem weißen, langen Kittel, den breiten Rücken gegen den Operationstisch gekehrt.

„Zz", machte der Professor ärgerlich durch die Zähne und verlangte Nadel und Faden.

Er nähte die Hautwunde selbst zusammen.

Wie versteinert stand der Assistent immer noch vor den kleinen Schüsseln. Sein dickes Gesicht, das sonst glänzte wie ein gefirnister Eidamerkäse, so roth und fett, schimmerte kreidebleich. Stier starrte sein Auge in eines der Becken. Der Professor warf hie und da einen ärgerlichen Blick hinüber. Einer der Mitassistenten kam wie absichtslos vorbei und gab dem Unbeweglichen einen gelinden Stoß.

Er wandte sich um und sah, dass die Operation fertig und eben dicke Lagen weißes Verbandszeug dem ruhig athmenden Kranken um den Kopf gelegt wurden.

Das schien ihm unbegreiflich, ganz unbegreiflich; wieder sah er nach der Schüssel und dann nach dem Operierten, der eben mit unverständlichem Gemurmel die Augen öffnete. —

„Herrgott — Herrgott! Bin ich denn verrückt?" murmelte der dicke Doctor vor sich hin.

Dann aber fasste er mit raschem Griff die Schüssel, welche er so lange betrachtet hatte, und stellte sie in einen der kleinen Schränke, die an den Wänden für Instrumente und Verbandzeug angebracht waren.

Er schloss den Schrank hastig und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Niemand hatte sein sonderbares Gebaren bemerkt, da alle um den Kranken beschäftigt waren, den man eben auf das von Wärterinnen hereingerollte Fahrbett legte, um ihn auf sein Zimmer zu bringen.

„Oh — was ist es mir so leicht!" stieß der Operierte mit einem tiefen Seufzer aus, als er herausgerollt wurde.

Kopfschüttelnd starrte ihm Doctor Bindfaden nach.

Der Professor kam an ihm vorbei, um sich im Waschgefäß in der Ecke die blutigen Hände zu waschen.

„Nann, nanu!“ stieß er den Assistenzarzt an, — „sind Sie verliebt?“

„'s ist drin! 's ist drin!“ antwortet dieser; große Schweißtropfen perlten ihm über die fetten Wangen. „'s ist drin“, murmelte er, ohne den Professor anzusehen, und lief hinaus, dem Fahrstuhl nach, wie einem inneren Zwange folgend. „'s ist drin!“

Offenen Mundes schaute ihm der Professor nach, dann trat er zum ersten Assistenten und sprach leise mit ihm.

„'s wird von gestern Abend sein, da war Stiftungsfest seines Corps“, meinte dieser süßlich lächelnd wie zur Entschuldigung.

Der dicke Doctor aber lief dem Fahrstuhl nach durch den langen, steinernen Gang, darin seine Tritte wiederhallten, als ob einer hinter ihm gienge. Dann links durch die Verbindungsthüre, die breite steinerne Treppe hinauf, bis in das lange schmale Krankenzimmer.

Drin tanzten lustig die glitzernden Sonnenstrahlen von den grauen Wänden auf die, an langer Röhre von der Decke hängende, milchige Glasglocke, sprangen nach dem weißen Marmorwaschtisch mit den gelbglänzenden Wasserkrahnen hinüber und warfen sich dann breit aufschimmernd auf das in eisernem Gestelle ruhende, frisch überzogene Bett. Da hinein hatte man sorgsam den Kranken gelegt.

Verwundert sahen Wärter und Wärterinnen beim Herausgehen den Doctor unter der offenen Thüre stehen, während dieser sie kaum bemerkte, sondern mit den hellblauen verschwommenen Augen immer nach dem Bett starrte.

Die junge barmherzige Schwester im schmucklosen, grauen Kleid, das widerspenstig sich wallende Haar mühsam in ein weißes Häubchen gepreßt, legte dem Operierten mit sorgender Hand die Kissen eben zurecht. Auch sie schaute mit einem verwunderten Blick aus den warmen dunklen Augen nach der zu dieser Zeit ungewohnten Erscheinung. Ein leichtes Erröthen zog über ihr bleiches Antlitz, über welches Nachtwachen und Überanstrengung im Dienste der Barmherzigkeit einen müden Schleier gelegt hatten. Das Gebaren des Doctors kam ihr vor wie eine unverdiente Controle.

Der Assistenzarzt aber sah sie nicht. Nur den regungslos daliegenden Mann mit dem turbanartigen Verband um den Kopf starrte er an. — Da — nun regte er sich wieder. — Er schlug die Augen auf. — Etwas müde erst, bis sie den fröhlich glitzernden Sonnenstrahl trafen. Da wurden sie heller. Ein Lächeln glitt über die bleichen Lippen.

„Wie geht es, Herr Esel?“ fragte die Schwester mit ihrer weichen Altstimme.

„Gut, Schwester Agnes, ah so gut, so leicht und frei fühle ich mich! Ei, da ist ja auch der Herr Doctor!“

Der Angeredete wich erschreckt zurück vor dem Klang der Stimme, wie vor Gespensterruf. Dann drehte er sich kurz um. Mit beiden Händen fasste er sich in den Haaren und rannte weg, die Treppe hinunter nach dem Operationssaal.

Da war es still, wie auf einem Schlachtfeld nach dem Abzug der Kämpfenden.

Verbandsstofffetzen, blutige Watte, Handtücher, Instrumente lagen auf dem Operationstisch und dem nassen Boden herum; Schüsseln und Becken blinkten von den verschiedenen kleinen Tischchen; die gelben Zuhörerbänke stiegen einsam gähnend fast bis zur Decke empor; durch das breite Fenster drangen mächtige Wellen flutenden Lichtes. — Draußen rauschten die blühenden Bäume, und huschten muntere Vögel, wie dunkle Schatten, zwitschernd und singend am großen Milchglasfenster vorbei.

Ängstlich schaute der Assistent sich um.

Es war niemand da.

Mit hastiger Hand nahm er den Schlüssel aus der Tasche und trat zu dem Schrank, darin er vorhin die Schüssel geborgen.

Er horchte wiederholt nach dem Gang, dann öffnete er und nahm die Schüssel heraus:

„O Gott, das ist zum Tollwerden! Ich habe es wirklich verwechselt — hier, hier liegt sein Gehirn, und der Herr Esel hat einen Wattebausch im Schädel“ — ha! ha! lachte er gepresst, während der Schreck ihm fröstelnd über den Rücken lief, — „und der Mensch lebt, — er lebt! — Er lebt!“ —

Jetzt hörte er Schritte.

Eiligst deckte er ein Handtuch über die Schüssel, nahm sie in den Arm und gieng links in das Wartezimmer.

Vorsichtig öffnete er die Thür gegen den Gang.

Niemand.

Mit einem Sprung war er draußen und den Gang entlang in seinem Zimmer, dessen Thüre er hastig hinter sich verriegelte.

— Die Schüssel stellte er auf den Tisch und sank schwer auf das Sofa:

„Ist es ein Traum oder Blendwerk der Hölle? Wie war es doch?“

Vorsichtig lüftete er das Tuch von der Schüssel und tappte die Masse mit den Fingern zagend an: Cerebrum, Cerebri, das Gehirn — wirklich und wahrhaftig. —

Wie war es doch? — Richtig — ja —

Alles rannte durcheinander im Saal, weil der Kranke nicht mehr athmete. — Luft wurde eingeblasen — der Professor wollte die Operation schnell beendigen.

„Bitte, Herr Doctor, raſch das Gehirn", hatte er gerufen.

„Raſch!" — Und er war an das Tiſchchen gerannt. Da ſtanden zwei Schüſſeln, die eine mit weißer Watte in Carbollöſung, in der anderen das gewünſchte Gehirn. In der Haſt griff er hinein, drückte die Maſſe etwas aus und brachte ſie dem Profeſſor. Der ſchaute gerade auf das Athmen des Kranken — und legte die Maſſe in den Schädel. Der erſte Aſſiſtent ſtülpte das losgeſägte Schädeldach darüber und zog die Silbernähte an — ha! ha! unglaublich! — Und hier liegt das wirkliche Gehirn! — Was nun? — Seine ganze Stellung, alles ſtand auf dem Spiel! Sollte er hingehen zum Profeſſor und die Verwechslung eingeſtehen?

Er ſprang auf und durchmaß das Zimmer mit großen Schritten. Nein, nein! das geht nicht! Der Profeſſor würde das nun und nimmer verzeihen — könnte es auch nicht! er hätte ja ſelber nachſehen müſſen, er und der erſte Aſſiſtent und alle anderen. — Nein! — Aber was nun? — Was nun? — Vorerſt das verfluchte Unglückshirn weg. — Und ſchnell! —

Im Schlafzimmer ſtanden einige Glasgefäße mit Spirituspräparaten, von denen eins paſste. Er nahm das alte Präparat heraus, legte das Gehirn dafür hinein und verſteckte die Flaſche ſorgfältig hinter Bücher unten in ſeinem Schreibtiſche.

„Ob er wohl noch lebt?" kam es plötzlich über den Gewiſſensgemarterten. „Wie, wenn er nun todt wäre, und man fände bei der Leichenöffnung die Watte — ſtatt, — o Gott, o Gott, die Blamage!"

Schon war er wieder auf dem Gang.

Studenten, ins Colleg gehend, begegneten ihm und grüßten.

Er eilte davon, ohne ſie zu ſehen.

„Schau, was der Doctor Bindfaden rennt — eine ganz neue Eigenſchaft an ihm!" meinte einer der Studenten.

„Er wird wohl einer gemachten Dummheit nachlaufen!" lachte ein anderer.

Immer eine Stufe überſpringend, kam der gequälte Aſſiſtent nach dem obern Gang. Die Thüre des Krankenzimmers war geſchloſſen. Leiſe öffnete er und ſteckte den Kopf hinein.

„Kommen Sie herein, Herr Doctor, kommen Sie. Auch Sie gehören zu meinen Rettern!"

Es war der Kranke, der rief. Er hatte ſich aufgeſetzt im Bett und ſchlürfte eine Taſſe Fleiſchbrühe. Auf dem Nachttiſch ſtand ein halb ausgetrunkenes Glas Rothwein.

Doctor Bindfaden kam zögernd näher. Wie ein ängſtliches Kind ſich einen fremden Menſchen betrachtet, der ihm Süßigkeiten entgegenſtreckt, ſah er den fröhlichen Herrn Eſel an. Langſam verzog ſich ſein Geſicht

zu einem verlegenen Lächeln, das wie gefroren um den dicken Mund sich festsetzte. „So, so!“ lächelte er.

„Wie wohl und leicht ist mir jetzt!“

„So, so!“ lächelte Doctor Bindfaden noch verlegener — — „wünsche gute Genesung!“ stieß er dann plötzlich heraus und rannte aus dem Zimmer. Der Operierte legte sich dieses auffallende Benehmen auf seine Weise zurecht.

„Ein bescheidener junger Arzt!“ meinte er gegen die Schwester, die immer kopfschüttelnd nach der Thüre sah.

Sie gab ihm keine Antwort. — — — — — — — — —

Und es geschah, was der Assistent Herrn Josef Anton Esel so sehnlichst gewünscht.

Es geschah wirklich. Er genas.

Nach einigen Tagen wurden die Nadeln aus der Wunde herausgenommen und nach vier Wochen verließ er, überströmend von Dankbarkeit, die Klinik. Allerdings musste er einige Zeit noch zum Schutze einen Blechreif um die Stirne tragen, den er jedoch durch ein schwarzes Tuch verdecken konnte. Das entstellte ihn nicht so sehr.

Herr Doctor Bindfaden aber hatte unruhige Zeiten. So oft ihn sein Chef rufen ließ, flüsterte die Angst ihm zu: „Der Mann, dem du das Gehirn gestohlen, ist gestorben — nun kommt alles an den Tag!“

Nachts im Traume öffnete sich leise die Thüre des Schreibtisches, eine weiße, grinsende Masse kam herausgewackelt — immer näher — immer näher — so sehr er sich auch sträubte — immer näher — bis sie sich centnerschwer ihm auf die keuchende Brust setzte und ihm den Athem nahm. „Ich will dir ja mein Hirn geben!“ stöhnte er in Todesangst. „Hahaha!“ lachte das gestohlene Gehirn! „Hahaha! Gehirn — Gehirn — Haha! — Watte! Watte! Alles Watte!“ In Schweiß gebadet sprang der gequälte Doctor auf nach dem Schreibtisch. Der war verschlossen.

Zur Sicherheit aber stellte er einen schweren Stuhl davor. Das Gehirn aber selbst wegzuthun, hinderte ihn eine geheime Furcht, er müsse vielleicht doch noch einmal Rechenschaft darüber ablegen. — — —

Auch die bösen Träume giengen vorüber mit der dahinwallenden Zeit.

Keine Nachricht kam von dem Operierten. Doctor Bindfaden gewann wieder sein früheres Phlegma und seine ganze Rundung. Er wurde immer dicker und fetter, und infolge seiner fügsamen Geduld und seines Vaters Vermögen sogar Professor mit der Zeit.

Sein Name ward berühmt bei den Leuten. Mit einer reichen Frau verheiratet, strebte er ruhig dem Höchsten zu: Geheimrath zu werden.

Den Herrn Esel und sein Gehirn hatte er vergessen. . . . . .

Jahre vergiengen so.

Herr Professor Bindfaden hatte viel zu thun gehabt im Semester und gieng mit seiner Frau zur Erholung in eines der glänzenden

tized by

Luxusbäder, wo ihn sein Ruf und seine schöne Frau bald mitten in die Gesellschaft brachten.

Eines Abends war großer Ball im Cursaal. Herr Professor Bindfaden zog seinen Frack mit den glitzernden Orden an und fuhr mit seiner Frau dahin.

Eine glänzende Gesellschaft aus aller Herren Länder bewegte sich durch die Säle. Brillanten, Orden, Glatzköpfe, glühende Augen funkelten und schimmerten im weißen Licht. Prächtige Roben knisterten und rauschten. Dazwischen die ziehenden Klänge eines Wiener Walzers und, wie ferne Brandung, das Geräusch der wogenden Menge.

„Verzeihen Sie — habe ich die Ehre, Herrn Doctor Bindfaden —"

„Professor Bindfaden, zu dienen!"

„Meine Name ist Eser, Baron von Eser, Geheimer Commercienrath."

Erstaunt schaute der Professor den vor ihm Stehenden an, auf dessen Arm eine üppig schöne Frau sich lehnte, die glänzenden Auges das Menschengewoge betrachtete. Er suchte in der Erinnerung. Aber er kannte die große, wohlgenährte, mit untadelhafter Eleganz gekleidete Gestalt nicht. Dies dicke Gesicht, das trotz der nivellierenden Fülle des Wohllebens seine scharfen Linien nicht ganz verloren hatte und ihn mit freundlichem Lächeln ansah, wusste er nicht unterzubringen. Der Herr machte einen gar würdevollen Eindruck mit den funkelnden Brillantknöpfen und der Ordensreihe an goldenen Kettchen.

„Wirklich, Herr Baron —"

„Aber, Herr Doc — — verzeihen Sie — Herr Professor — mein Lebensretter! — — liebe Dorothea, darf ich dir Herrn Professor Bindfaden vorstellen, der damals in der Klinik mitgeholfen hat, mich von dem mein Leben untergrabenden Kopfweh zu befreien?

„Gestatten Sie, Herr Professor — meine Frau Dorothea."

Puh! — blies der Angeredete durch die Lippen. Starr schaute er den vor ihm Stehenden an und wich unwillkürlich zurück.

Erst ein energischer Druck seiner Frau am Arm hob die Lähmung etwas auf, so dass er gedankenlos, wie es die Convention liebt, aber in wohlgesetzten, übungsgemäßen Worten seine Frau vorstellte. Dann sah er starr wieder den ihm lächelnd Gegenüberstehenden an. — —

Richtig, das war der frühere Herr Esel, dem er das Gehirn verwechselt.

Da stand er vor ihm, an den er mit Zittern so oft gedacht, etwas verändert zwar, nobler, dicker, kostbarer — aber doch er selbst, und zwar lebendig, voll und ganz lebendig.

So konnte doch ein Gespenst nicht aussehen.

Unwillkürlich schaute er nach der Stirn. Da sah man nichts als einen wohlgescheitelten Wuchs grauer Haare. — — Aber nun — —

hinten auf dem Schädel erschien wieder die weiße Masse, die so oft den Assistenzarzt früher im Schlaf gestört. Da glänzte sie wieder und wackelte und winkte ihm zu und wurde immer größer — — tausend Lichter flammten aus den Windungen, ein gellendes Kichern erfüllte die Luft . . .

„Gestatten Sie, verehrter Herr Professor, dass ich Ihnen nochmals dankbar die Hand schüttle", redete der Baron weiter, ohne in seiner Freude die Geistesabwesenheit des Professors zu bemerken, oder sie dem Umstande zuschreibend, dass er ihn immer noch nicht recht wiedererkenne.

Die Damen hatten sich von ihren Gatten losgelöst und waren schon in ein kritisches Gespräch über Toiletten und Gesellschaft vertieft, ohne dabei zu vergessen, in unbewachten Augenblicken sich selbst gegenseitig zu mustern.

„Verzeihen die Damen gütigst, wenn ich Ihnen den Herrn Professor, der in so schwerer Zeit mit Kenntnis und Aufopferung mir beigestanden, für kurze Zeit entführe, aber es drängt mich, ihm zu erzählen, wie es mir ergangen ist."

Auch der Professor machte mechanisch eine Verbeugung und ließ sich vom Baron, unter dem Arm gefasst, willenlos durch den Saal führen.

„Wie freue ich mich, Sie hier getroffen zu haben. Ich kann Ihnen nicht mit Worten ausdrücken, was der Herr Professor und Sie mir durch die Operation für eine Wohlthat erwiesen haben. Von jenem Augenblick an war mir leicht und wohl in meinem Kopf. Ich ward froh und gesund. Und wunderbar — von jenem Augenblick an auch kehrte das Glück wieder bei mir ein, das so lange mich gemieden.

Ein ferner Verwandter, Besitzer großer Industriewerke, von dessen Existenz ich kaum eine Ahnung gehabt hatte, starb, und mangels näherer Verwandten wurde ich Haupterbe. Ich übernahm die Werke und heiratete meine schöne Frau. Mein Vermögen vermehrte sich immer mehr, meiner Wohlthätigkeit wegen wurde ich geadelt, mit der Erlaubnis, meinen Namen zu ändern. — Sie werden die kleine Eitelkeit begreifen, Herr Professor, schon meiner Frau wegen — und nun bin ich reich, glücklich und geehrt. Das verdank' ich alles, neben Ihrem damaligen Chef, Ihnen. Sie haben das Glück in mein freudloses Leben eingeführt!"

Ganz so klar schien das dem Herrn Professor Bindfaden doch nicht, während er, von allen Seiten gestreift und gestoßen, von dem fröhlich und laut sein Leben erzählenden Baron durch die Säle gezogen wurde. Er fühlte kaum das Gedränge, er hörte auch kaum, was sein Nachbar alles sprach, dem er nur, wenn dieser ihn bei einem lebhaften Worte an sich zog, ein eintöniges: „So, so" oder „sonderbar, sonderbar, gegen alle Gesetze der Physiologie!" dazwischen warf, so dass ihn der Sprecher doch endlich erstaunt ansah. Etwas mehr Interesse hätte er geglaubt erwarten zu dürfen.

Er konnte ja nicht wiſſen, wie es dem armen Herrn Bindfaden zumuth war, und daſs Saal und Leute und Muſik, einem Brummkreiſel gleich, ihm durch den Kopf fuhren, aus welchem Chaos bloß die weißen Glocken der elektriſchen Lampen wie lauter boshaft grinſende Gehirne vor ſeinen Augen herumtanzten.

Endlich, als er gar keine Antwort erhielt, ſondern der Herr Profeſſor immer nur, unverſtändliche Worte murmelnd, vor ſich hinſtarrte, wurde das Benehmen dem Baron doch zu ſonderbar. Kein freundliches Wort, keine Frage, nicht die geringſte Erkundigung nach ſeiner Geſundheit, das konnte bloß Einbildung, Wichtigthuerei ſein, wie man ſie bei dieſen Herren ja öfters findet.

Na, und eigentlich bei Licht betrachtet, hatte der Herr Bindfaden das doch gar nicht nöthig, dachte der trotz ſeiner Gutmüthigkeit nun wirklich ärgerliche Baron; denn der Herr Bindfaden war doch am wenigſten ſchuld geweſen, daſs die Operation gelungen war: eigentlich hatte er ja bloß Handlangerdienſte geleiſtet.

Durch keine Silbe ſtörte der Profeſſor das aufſteigende Grollen. Darum führte der Baron ihn misſgeſtimmt zu dem Platz, wo ſie die plaudernden Damen gelaſſen hatten.

Dieſen that es wirklich leid, ſchon geſtört zu werden, mit dem Scharfblick des weiblichen Geſchlechts jedoch für ſolche Sachen, merkten ſie, daſs ein gewiſſes Unbehagen im Verkehr der beiden Herren platzgegriffen, und machten darum keine langen Einwendungen, als man ſich unter nochmaligem, freigebig ausgeſtreutem Flittergold von Complimenten und Einladungen trennte.

Die Frau Profeſſorin muſste ihren Mann ordentlich vom Platze wegzerren, als der Baron und ſeine Frau zum Gehen ſich gewandt hatten, da er ſtarr und unverwandt dem im Gedränge ſich verlierenden würdevollen Paare nachſah.

„Watte! Watte!“ murmelte Profeſſor Bindfaden erwachend vor ſich hin. Sein verſtörtes Ausſehen machte die Frau ängſtlich, ſie fragte, ob ihm nicht wohl ſei, ob ſie vielleicht lieber nach Hauſe gehen ſollten. Letzteres allerdings war nicht gerade ernſt gemeint.

Wie der Verdurſtende gierig nach einem freundlich gereichten Trunke greift, ſo faſste Profeſſor Bindfaden dieſen Vorſchlag auf: „Ja, ja, nach Hauſe — komm — ſchnell! und morgen reiſen wir ab — nicht wahr, liebe Thekla — morgen reiſen wir ab — die Luft hier greift mich an — ſie macht Schwindel und Kopfweh — o, mein Hirn, mein Hirn! Watte! Watte!“ . . .

Am andern Tag reisten ſie wirklich ab, nach Hauſe.

Der erſte Gang des Profeſſors zu Hauſe galt in ſeinem Arbeitszimmer den immer noch tief hinter ſtaubigen Büchern und Acten verſteckten Glasgefäß mit dem verwechſelten Gehirn — es war noch da!

Alle myſtiſchen Grübeleien und Träume, die ihn ſeit der Begegnung mit Baron Eſer unabläſſig verfolgt hatten, daſs vielleicht auf übernatürlichem Wege der Herr Eſel in den Beſitz ſeines Gehirns gelangt ſein könnte, waren bloß Ausgeburten ſeiner gehetzten Phantaſie geweſen. —

Das Gehirn war noch da. Aber zum längſten, das hatte er ſich geſchworen!

Er ſchellte heftig ſeinem Diener.

Der muſste die Flaſche mit dem Gehirn mitnehmen und in die Anatomie hinübertragen, für die Studenten, zum Zerſchneiden in einem Curſe. So hoffte er am beſten die böſe Erinnerung los zu werden.

Seiner glücklichen Natur gelang dies auch ziemlich.

Manchmal aber, wenn die Erinnerung an das verwechſelte Gehirn doch wieder aufwachte, murmelte er kopfſchüttelnd vor ſich hin: „O Wiſſenſchaft! O Wiſſenſchaft!“

Und es dünkte ihm faſt, als hätte er ſelber Watte im Schädel ... Unmöglich! Er war ja Profeſſor ordinarius publicus und beſaß begründete Ausſicht auf den Geheimen Medicinalrath.

Der Windlicht-Friedel.

Eine Geſtalt aus dem Volke der Alpen.

Von **Peter Roſegger.**

Den Windlicht-Friedel gebe ich nicht her, der gehört zu den unveräußerlichen Mobiliarien meiner Jugendzeit. Wenn es wäre, daſs der Friedel heute verſteigert werden ſollte, die ſuperklugen Leute böten für ihn nicht fünf Groſchen, ich aber gebe für den göttlich einfältigen lieben Windlicht-Friedel — fünf ſuperkluge Leute.

Aufzeigen will ich ihn umſonſt. Wollt ihr ihn in ſeinem verſchoſſenen Schneidergewandel ſehen — die Hoſen zu weit, die Ärmel zu kurz, die Ellbogen zu ſpitzig, der Hals zu lang, der Kopf zu klein, das Geſicht aber ſtets glattraſiert und das ſchwarze Haar mit Waſſer ordentlich nach rückwärts geglättet? Oder beliebt es euch, ihn in ſeiner Herrlichkeit zu ſchauen — den weiten, purporrothen Mantel umgehüllt, am Hals mit der güldenen Meſſingſchnalle zuſammengeſchloſſen, in den Händen die rieſige Windlichtkerze? Zu letzterer Pracht und Würde kam er freilich nur an hohen Feſttagen, wenn in der Kirche das Hochamt unter den ſechs Männern abgehalten wurde, die in ihren rothen Mänteln mit den Wachsfackeln rechts und links neben dem Altare ſtanden, oder in ſolchem Aufzuge bei der Proceſſion das Allerheiligſte begleiteten. Die dazu geeigneten Männer muſsten ehrengeachtete,

ſittlich unbeſcholtene Leute ſein und mindeſtens fünf und einen halben Fuß Länge haben. Der Friedel war faſt ſechs Fuß lang, und ſeine Bravheit und Frömmigkeit war nicht kürzer.

In jüngeren Jahren iſt das Frommſein allemal etwas ſchwerer, als ſpäter, und ſo kam es auch, daſs Friedels Kerzenflamme heftig flackerte, wenn die Kellnerin vom Hoſpelwirtshaus auf dem Kirchenchor ihre Soli ſang. Obwohl er ſein Antlitz in ſolchen Augenblicken um keinen Preis dem Chore zugewandt hätte, ſondern dasſelbe unverwandt auf die verſilberten Engel des Altares geheftet war, ſo ſah er doch inwendig, daſs die liebliche, buderlweiche Stimme aus jenem rothen „Göſcherl“ kam, aus dem ſie im Wirtshaus die Schelmenliedlein ſang! Ein Mann, der auf der Poſt beim Abſenden von Gewandſtücken nicht einmal den Aufgabeſchein annehmen wollte, weil es ganz und gar unwürdig ſei, in die kaiſer-königliche Poſt Miſstrauen zu ſetzen, war ſelbſtverſtändlich felſenfeſt davon überzeugt, daſs die Agatha ihm treu bleibt, weil ſie einmal zu ihm geſagt hat: O, du lieber Kerl, du!“ Um ſo ſchwerer war für ihn die ununterbrochene Aufrechthaltung des „unbeſcholtenen“ Lebenswandels, der ihn zum Windlichtträger befähigte — wenn er des Abends in der wein- und leutedunſtigen Wirtsſtube neben der Agatha ſaß. Eines Abends, am Frohnleichnamstag, als der Pfarrer den Kirchenmuſikanten eine Jauſe gab und dazu auch die ſechs Windlichtträger einlud, ſagte der Schneider zu einem Kameraden: „Ich geh' nicht hin.“

„Wäreſt aber nicht g'ſcheit, Friedel! Ein ganzes Faſs Bier thut der Pfarrer ſpendieren.“

Darauf erwiderte der Friedel ſittſam: „Will dir's wohl ſagen, warum ich nicht mag. Das Mädel, das verdammte — oder was lauter! Die Lieb gibt mir keine Ruh, wenn ich das Madel ſeh'. Und bin ich einmal angezunden, nachher kann' ich nicht ſchlafen.“

„Hau Narr, der geht ins Wirtshaus, um zu ſchlafen.“

„Verſtanden haſt mich nicht. Nachher daheim, im Bett, im einſchichtigen, kann ich nicht ſchlafen, wenn ich einmal angezunden bin.“

„Weißt du was, Friedel“, ſagte der andere, „da gibt's leicht ein Mittel. Nichts beſſer für die inwendige Hitz, als Schießpulver.“

„Ich dank' ſchön. Derſchießen, das ſchon nicht, wegen eines Weibsbildes.“

„So mein' ich's ja gar nicht, Freund. Pulver ohne Blei iſt nicht gefährlich. Wenn dich die Liebeshitz plagt, ſo muſst du einen Löffel voll Schießpulver eſſen, das kühlt gut ab. Nachher mag ſie mit ihren Katzenaugen herzündeln wie ſie will auf dich — du biſt ſicher. Allemal. Glaub' mir's.“

Gut. Als der Friedel ſich nachher im Wirtshauſe richtig einfand und bei der Tafelrunde behaglich Bier trank und ſich eine Zweikreuzer-Cigarre

dazu anbrannte, wurde er mit der Frage aufgezogen, ob er sich heute denn nicht vor der schönen Kellnerin fürchte.

„Heute nicht", gab er treuherzig zur Antwort und setzte leise hinzu: „Heute hab' ich einen ganzen Löffel voll Schießpulver gegessen."

„Schießpulver!" riefen sie aufspringend, „und du rauchst Cigarren?"

Vor plötzlichem Entsetzen schleuderte der Friedel die Glimmwurzen in den Winkel.

„Da kunnt' ja 's größte Unglück passieren!" rief hinten jemand aus. Die Kellnerin Agatha legte, wie schützend, ihren runden Arm um den Nacken des so süßen Joches ungewohnten Friedel und sagte: „Das wär' so was, wenn mein Friedel thät explodieren!"

Der Friedel fühlte etwas sehr Wunderliches, doch hatte er noch Geistesgegenwart genug, zur sittlichen Rettung seines rothen Windlichtträgermantels rasch aufzustehen und in die frische Luft hinauszueilen. Ruhelos schritt er nächtigerweile ums Haus herum. „Mein Friedel!" hatte sie gesagt, und dieser Arm um den Nacken! — Wie es wäre, wenn heute da beim Hospelwirt wer einen ungarischen Wein thät' trinken? Den ungarischen Wein hat der Wirt im Gartenkeller, und wenn sie ihn holen gienge! Im Dunkeln hätte er Kurasch, da wollt' er sie so hernehmen und ihr ins Ohr sagen, dass sie in acht Tagen zusammenheiraten würden. Daran knüpfte er noch Gedanken, bei denen der Windlichtmantel, wenn er ihn über gehabt hätte, in hellen Ängsten geflackert haben würde. — Der Pfarrer, überhaupt ein froher Mann, machte richtig den Anfang mit dem Ungarischen. Die Agatha kam mit der Flasche gegangen. Doch, wie er ihr bescheidentlich und wonnesam nahen will, steht der junge Lackel da, der Fuhrmann Wendelin, der packt sie um die Mitte und küsst sie so heftig ab, dass er dabei ganz schnaufend wird. Sie hat sich nicht wesentlich widersetzt, und dieses Ereignis hat auf den Friedel abkühlender gewirkt, als der Löffel voll Schießpulver.

Der Fuhrmann Wendelin, trotzdem er gotteslästerlich über die neue Eisenbahn schimpfte, war zufällig ein anständiger Bursche. Als er sah, dass die Eisenbahn mit Schimpfen und Fluchen nicht umzubringen war, verkaufte er seine Pferde und bewarb sich um einen Bahnwächterdienst, den er nach vorgeschriebenem Lehrcurse auch erhielt. Nun auf gutem Geleise, schimpfte er auf das rösserschindende Fuhrwerk, kaufte sich ein paar Ziegen und heiratete seine Agatha.

Dass dem armen Friedel das Herz weh that, kann nicht verhehlt werden. — Eigentlich, dass er sie nicht heiraten müsse, war ihm jetzt ohnehin recht, derlei macht immer Umständlichkeit und Aufsehen, und davon ist er kein Freund. Aber wenn er ihr nur noch durch etwas zeigen hätte können, wie gut er ihr ist — so eine zarte Aufmerksamkeit zu ihrem Ehrentage. Am liebsten wäre er mit dem rothen Mantel und der Riesenkerze am

Traualtare gestanden, aber so was kommt nur bei fürstlichen Hochzeiten vor, und Bahnwächter pflegen ganz ohne Purpur und Windlicht zu heiraten. Da gab nun ein vertrauter Kamerad, es wird wohl derselbe mit dem Schießpulver gewesen sein, ihm den Einschlag, er solle sich am Vorabende der Hochzeit in des Bahnwächters Ziegenstall schleichen, zur Hochzeitsfeier den Ziegenbock hübsch frisieren und ihm die rothen Stiefelchen wichsen.

„Du thust mich schon wieder foppen", sagte der Friedel ruhig, „aber ich will es probieren."

Und am Hochzeitsmorgen, als die Kranzjungfrauen und ihre Junggesellen, sauber mit Büschen und Bändern aufgeputzt, paarweise vor dem Hause standen, das heraustretende Brautpaar zu begrüßen, stand gleich daneben auch der zottige Ziegenbock mit feingeschnirkelten Haarlocken um die Hörner, mit einem gespitzten Schnurrbart und mit glänzend gewichsten Klauen. — Der Bräutigam war darüber schrecklich aufgebracht, was der Friedel gar nicht begriff. Es war doch in redlichster Absicht geschehen. Hätte der Ziegenbock sprechen können, so würde er ja im Namen „eines stillen Verehrers" die wärmsten Glückwünsche dargebracht haben. Aus der Knallkapsel, die der Bahnwächter ihm zum Dank für die „zarte Aufmerksamkeit" demnächst in die Wachskerze prakticieren wollte, ist auf Fürbitte der Agathe nichts geworden. Der gute Friedel wurde in ganz anderer Weise vom Verhängnisse ereilt.

Dass der Schneider Friedel nach der neuesten Mode arbeitete, konnte ihm niemand nachsagen. Die Wahrheit zu gestehen, wollte das jüngere Volk schier gar nicht mehr bei ihm arbeiten lassen. Nur die Alten hiengen ihm noch an. Nun haben aber die Alten eine üble Gewohnheit, sie verbrauchen wenig Gewand, und schließlich legen sie sich auf das Brett und verlangen einen hölzernen Mantel. Den macht der Schreiner. So hatte unser Schneider vollauf Zeit, sich ganz der Kirche zuzuwenden, dem Altare zu dienen und von ihm zu leben als ehrsamer Küster.

Da war eines Tages ein großes Kirchenfest an dem Wallfahrtsorte Waldrast. Von der ganzen Umgebung und weiter her kamen die Processionen gezogen, um ihre Kreuze und Fahnen in der Gnadenkirche aufzupflanzen und ihre Andachten zu verrichten. So wallte auch aus unserem Dorfe die Kreuzschar dahin, voran schritt der Friedel und trug die Fahne. Doch war er diesmal unstet, unruhig, ja sogar von Ahnungen geplagt. „Passet auf, ihr andächtigen Christenleut", sagte er in getragener Redeweise, „dass nichts passiert! Wo viel Menschengeschlecht beisammen ist, kann leicht was passieren. Man muss wachsam sein!" — Es hatte nämlich am Morgen, bevor er die Wallfahrt antrat, eine Vorbedeutung gegeben. Als er sich noch im Dunkeln anziehen wollte, konnte er nicht in den Strumpf. Der war zu klein und aus linder Baumwolle viel zu fein für seinen großen Plattfuß. . . . So etwas ist kein gutes Zeichen! Der Friedel musste immer daran denken, konnte

nun in der Kirche zur heiligen Waldraft zu keiner rechten Andacht kommen und kaum die letzte Meſſe vorüber war, griff er haſtig nach der Fahne, die neben den anderen im Haltringe ſtak und eilte, von ſeiner Proceſſion gefolgt, zu den Thoren hinaus und fort über die Almen. Weit waren ſie nicht gekommen, als ſie von einigen kernfeſten Männern eingeholt wurden, die den Friedel derb anfielen: Was ihn ihre Fahne angienge? Sie ſeien die von Lobenbach und er habe ihre Wallfahrerfahne geſtohlen! — Sofort auf dem Sprunge, ſich zu rechtfertigen, ſah er zu ſeinem unendlichen Schreck, es war nicht ſeine Fahne, die er trug, er hatte ſich an fremdem Eigenthum vergriffen, und richtig die Lobenbachiſche erwiſcht.

„Vergriffen!“ ſagten die Lobenbacher, ihre ſchöne Fahne mit den Goldborden ſehr heftig an ſich reißend, „wir ſind nicht überzeugt, aber wir wollen es glauben. Der muſs ſchon ordentlich vernagelt ſein, der die alte, ſchäbige Zwilchfahne von unſerer ſeidenen nicht auseinanderkennt!“

Der Friedel war ſprachlos. Die Wallfahrtsgenoſſen ſeines Dorfes entſchuldigten ihn, auf dem Kopfſcheitel habe ſelbſt der geſcheiteſte und umſichtigſte Fahnenträger keine Augen, und ſie ſelbſt hätten den Irrthum auch nicht bemerkt, weil ſie die grüne Alm und das ſchöne Vieh darauf angeſchaut hätten.

Zur Stunde hatte der Friedel ſein Amt ganz leidenſchaftlich abgelegt. Er ſei zu nichts mehr zu gebrauchen.

Dieſer Anſicht war die Nähterin Victoria nicht, obſchon ſie doch auch ihre Lebenserfahrungen hatte. Die Nähterin Victoria meinte, zu brauchen ſei er ſchon, der Friedel, aber Anleitung müſſe er haben. Die wohlmeinende Perſon hat nachher dieſe Aufgabe übernommen.

Dürfen wir vor dem Abſchiede den Schneider der Nähterin anvertrauen? Eheliche Ehrſamkeit wird wohl um Gotteswillen den Purpurmantel nicht gefährden! Unverläſslichen Händen aber möchte ich meinen Friedel nicht überlaſſen. Vor allem muſs ſie ſich geſagt ſein laſſen, des Morgens als die erſte auf zu ſein, damit er beim Anziehen nicht wieder in einen unrichtigen Strumpf gelangt.

Sommernacht.

Komm in den Wald! — Schon, leichten Fußes, ſchreitet
Geräuſchlos uns voran Allmutter Nacht.
Den dunkelblauen Sammetteppich breitet
Sie auf den mooſigen Boden weich und ſacht.
Der letzte Sonnenpfeil prallt von den Wänden
Der Berge machtlos ab im Lichtgefecht —
Scheu kämmt das Mondlicht mit den Silberhänden
Der blaſſen Birke hängend Haargeflecht.

Komm in den Wald! — Die letzten Lichter löſchen
Verzitternd aus; das Dunkel rinnt und ſpinnt ...
Still wird es ... nur von ſonnentrunk'nen Fröſchen
Trägt her ein Lied der warme Sommerwind.
Jetzt iſt der Wald dem Menſchen freigegeben,
Er nimmt uns auf in ſeinen grünen Arm —
Die Außenwelt ſchläft ein, das Innenleben
Erwacht, und fliehen ſeh'n wir Leid und Harm.

Die Tage, die ſich wider uns verſchworen,
Zerſchmelzten uns im Sonnenglanz das Glück —
Nacht bringt, was die Vergangenheit verloren,
An Lieb' und Leben treulich uns zurück.
Die Nacht gehört den Sternen und der Liebe,
Dem Frieden und dem Traum gehört die Nacht. —
Entfloh uns auch das Glück im Weltgetriebe,
Die Liebe bleibt uns, die uns glücklich macht!

Richard Zoozmann.

Rückkehr zur ländlichen Natur.

(Antwort auf eine Zuſchrift.)

Geehrter Herr!

Sie legen mir in einem ausführlichen und aufgeregten Schreiben Ihre Weltanſchauung und Ihr Lebensprogramm vor und fragen mich nach meiner Meinung, ob man damit glücklich werden könne. Hunderte der Menſchen von heute höre ich ſprechen aus Ihren Zeilen, darum ſoll die Antwort eine öffentliche ſein.

In der Großſtadt wollen Sie leben und glücklich werden wollen Sie! Wenn Sie ein wohlhabender Alltagsgeſelle ſind, ſo dürfte es Ihnen gelingen. Wenn Sie jedoch, Ihren Mittheilungen nach zu ſchließen, ein tieferer Menſch ſind, dann finden Sie in der Großſtadt Ihr Genügen niemals, außer Sie haben einen ernſten Beruf, der Sie zur Arbeit und Entſagung zwingt. Sie ſcheinen aber frei zu ſein und Geld zu haben. Es wundert mich, daſs Sie ſich an mich wenden, deſſen Vorliebe für das Bauernthum Ihnen nicht gefällt. Nun, es iſt ja auch nicht ſo, als ob ich gerade im Bauernthum das Heil erblickte. Im heutigen ſchon gewiſs nicht mehr. Es handelt ſich in unſerem Falle nicht um die Gegenſätze „Bauer" und „Herr", es handelt ſich um die Gegenſätze Land und Stadt. Sie behaupten, daſs die Rückkehr zur Natur nicht möglich ſei, oder mindeſtens, daſs ſie einen Rückſchritt bedeute.

Warum soll es nicht möglich sein, die besten Dinge unserer Zeit mit dem ländlichen Leben zu vereinigen, dem verhängnisvollen Übergewicht geistiger Bethätigung ein erkleckliches Maß körperlicher Arbeit entgegenzustellen? Warum ein Rückschritt, den stinkenden Stadtqualm mit frischer Landluft zu vertauschen, die Menschenmassen aus den Städten zu zerstreuen, aufs flache Land zu gesünderen Zuständen zu bringen? Zum mindesten bestreite ich, dass es freien, wohlhabenden Personen nicht möglich sein soll, mit sich selbst die Wandlung vorzunehmen. Nicht, als ob solche Leute ihr Brot mit körperlicher Arbeit erwerben sollten, als vielmehr, weil ein gewisses Maß von körperlicher Arbeit zur Gesundheit und Lebenswürze nöthig ist. Gefiele Ihnen das nicht, auf einem wohl eingerichteten Schlosse oder Landhause zu leben, durch unsere zahlreichen Verkehrsmittel jeden Augenblick beliebig verbunden mit der Stadt, unter Beihilfe unserer Erfindungen mit allem Angenehmen versehen, das Naturleben zu beobachten, in Garten, Feld und Wald zeitweilig Hand anzulegen und sich in gesammelten, stimmungsvollen Stunden der Kunst und Literatur zu widmen? Die großen und ganzen Menschen haben es stets gerne so eingerichtet und damit sich und ihrem Wirken ein gedeihliches Ebenmaß gestellt. Das wirklich Beste des Stadtlebens mit dem Landleben zu vereinigen, das wäre die „Blüte der Cultur". Sie aber nennen die moderne Großstadt mit ihrem G'schnas und ihren giftvollen Genüssen die Blüte der Cultur! Oho, das ist nicht Blüte, das ist Fäulnis. Großstadtleben ist Entartung und Untergang, nur verlangsamt durch beständigen Zufluss ländlicher Kräfte.

Sie sind schwer in den Vorurtheilen des Stadtmenschen befangen, Sie meinen, das Stadtleben sei die normale Menschenexistenz, alles andere sei so ziemlich Nebensache. Ein Waldbauer kann über seinen Bezirk kaum beschränkter denken.

Ich habe ein halbes Jahrhundert das Bauernthum und das ländliche Leben mitgelebt, beziehungsweise beobachtet und nebenbei über dreißig Jahre lang das Stadtleben genau kennen gelernt. Vom Glanze der Stadtcultur, von der Süßigkeit städtischer Verweichlichung zeitweilig berauscht, habe ich mich oft losreißen wollen von meiner ursprünglichen Ansicht, aber allemal hat es mich wieder zurückgerissen zur Überzeugung, dass große Städte das Unglück der Menschheit sind. Ich gebe zu, weil, durch die Geschichte belehrt, man es zugeben muss, dass die Großstädte zeit- und ortweise für die Menschheit eine Naturnothwendigkeit sind, so ähnlich, wie an einem ungesunden Körper sich Geschwüre bilden können, die aber dann rückwirkend den ganzen Körper vergiften. Aber ich verstehe nicht, wie vernünftige, ernste Menschen der Großstadt das Wort reden und sie die Höhe der Civilisation nennen können.

Ich schwärme nicht für das Land, als ob dort alles gut wäre, aber ich hasse die Großstädte, weil es in denselben noch unvergleichlich schlechter ist. Vor allem, weil dort die Menschen unglücklich werden. Unglücklich, nicht

etwa, weil sie arm sind oder krank, nein, gerade in ihrem Überfluss, in eigenliebiger Körperverzärtelung und unfruchtbarer Geistesüberbürdung werden sie verstimmt und seelisch elend. Unzufriedenheit gibt es schon überall, aber in den Großstädten wuchert sie am wildesten. Was hilft es, dass die Statistik uns eine durchschnittliche Verlängerung des menschlichen Lebens verbucht, wenn die Neigung zum Selbstmorde wächst!

Sie sind ja ein solcher Stadtmensch, „dem nichts fehlt", und Sie fragen mich, den einfältigen Landapostel, was Sie thun sollen, um glücklich zu werden. Sie sind genusshungerig, ohne herzhaft genießen zu können, ruhelos, ohne eigentlich zu wissen, was Sie erjagen wollen, unzufrieden mit sich selbst und doch zu muthlos, um Tüchtigkeit und Zufriedenheit anzustreben. Es fehlt Ihnen die Zuversicht, und der moderne Fatalist kann nicht glauben, dass er selbst etwas zu seinem und der Menschheit wirklichem Wohle beitragen kann. Er raisonniert und raisonniert und versumpft im Pessimismus. Was meinen Sie denn, dass die Hauptsache des Lebens sei? Fein zu wohnen? Elegant sich zu kleiden? Auf der Elektrischen zu fahren? In luxuriösen Räumen Sect zu trinken und kostspielige Cigarren zu rauchen? Alles Neueste der Kunst und Literatur und anderer Richtungen kennen zu lernen und darüber zu kritisieren? Im übrigen ein artiges Benehmen zur Schau zu tragen und gelegentlich sentimental zu sein? — Nach meiner Meinung kommt es vor allem darauf an, dass man sich kräftig des Lebens freue. Diejenige Cultur ist die edelste und blühendste, die uns Gesundheit und Daseinslust gibt. Einst, heißt es, hätte man das unmittelbar erreicht, es war der Naturzustand. Heute kann Gesundheit und Daseinslust durch Bildung und wahre Gesittung erreicht werden, aber nicht durch Überbildung und nicht durch theoretisches Spintisieren. Wahre Lebensfreude beruht auf Gegenseitigkeit, darum gehört auch thatkräftige Nächstenliebe dazu. Auch lebendige Herzensreligion trägt viel zur Lebensfreude bei.

Verschließt man sich diesen Wahrheiten nur deshalb, weil sie alt sind? Ich glaube vielmehr, dass es unsere Aufgabe wäre, diese alten Wahrheiten wieder populär zu machen, den Glauben an sie zu kräftigen. Und wer als moderner Mensch schon nicht glauben kann an die Rückkehr mit der Bildung zu Natur, der sollte sich diesem Glauben wenigstens nicht feindlich widersetzen, dem Ideale sich nicht principiell entgegenstellen. Es ist das Erbärmlichste, sich und die Zukunft gleichsam mit einer gewissen schmerzlichen Wollust aufzugeben, in einer faulenden Civilisation zugrunde gehen zu wollen. Dazu haben sich die großen Geister doch nicht angestrengt, die Menschheit zu sittigen.

Ich würde als Gesetzgeber das Wachsthum der Städte möglichst erschweren, das Leben auf dem Lande möglichst begünstigen. Ich würde nicht Unterrichtsanstalten, Kasernen, Krankenhäuser, Fabriken, Kunstinstitute, Behörden u. s. w. in eine Stadt concentrieren, sondern all derlei im Lande

möglichst vertheilen. Ich würde productive körperliche Arbeiten bevorzugen und ehren, ich würde die Wohlthätigkeit nicht sosehr in den Städten, als vielmehr auf dem Lande organisieren und protegieren und ich würde es ins Volksbewusstsein rufen, dass es würdig und vornehm ist, auf dem Lande zu wohnen und auch mit seiner Hand zu arbeiten. Und wenn wir so die wirkliche Cultur in Kunst und Forschen, bereichert mit allen Erfindungen, Entdeckungen, auf das Land verpflanzen, dort zweckmäßige Wohnstätten bauen, entsprechende Nahrung genießen, Körper und Geist harmonisch bethätigen und ergötzen — so möchte ich doch sehen, ob das Rückschritt ist!

Rousseaus Rückkehr zur Natur hat einst zur Revolution geführt. Unsere Rückkehr zur Natur wird eine Reform bedeuten. Aber sie kann nicht auf dem Wege ruhiger Entwickelung vor sich gehen, solange man an ihre Möglichkeit nicht glaubt, sondern ihr cynisch entgegenarbeitet.

Das zwanzigste Jahrhundert, an dessen Schwelle wir stehen, wird ein Zusammenbruch und eine Wiedergeburt werden. In welchem Sinne, das ist mir nicht zweifelhaft.

Mein Rath ist der: Wenn Sie gesund und zufrieden werden wollen, so kehren Sie zurück zur ländlichen Natur, um dort als gebildeter Mensch Körper und Geist in richtigem Ebenmaße zu beschäftigen. R.

Ausflug auf den Plesch.

Etwas für die Grazer vom Herausgeber.

Unser unvergessener Johann Kleinoscheg, der sich an Schönheiten der Umgebung von Graz nicht genug sehen konnte, hätte am liebsten auf dem Schlossberge einen 500 Meter hohen Aussichtsthurm gebaut. Die Grazer wollen aber nicht so hoch hinaus, sie lieben einen engeren Horizont und gedenken sogar eine zweite Schlossbergbahn anzulegen, damit einer, der an der ersten hinauffährt, an der anderen Seite alsogleich wieder herabkommt.

Wir hatten dies Jahr einen charmanten April und da suchte ich des Spasses halber einen Berg, der mir den durchgefallenen Schlossbergthurm ersetzen und mich so an 500 Meter hoch über die „Liesel" emportragen möchte. In der nächsten Umgebung von Graz ist keiner zu haben; den Schöckel wollte ich nicht ansprechen, der hat schon die touristische Hochschule studiert und schaut einen Mittelgebirgsbummler über die Achsel an. So gieng mein Weg gen Nordwesten, dort gibt es Berge zum Aussuchen. Nach einer Stunde von Graz aus beim Stifte Rein, dort wusste man nichts Neues. Aber hinter den bewaldeten Kuppen oben stand ein kahles Haupt — der Pleschkogel.

Der hat eine Höhe von 1064 Metern, das genügt für den Monat April. Von Rein aus kann man ihm durch zwei Gräben ganz bequem bei, und auch durch einen dritten Weg, einen Fußsteig den Bergrücken hinan, der zwischen den zwei Gräben liegt. Wir — ich war zu dreien — wählten den Graben zur Linken, dessen Sohle eine schöne Wiese ist und an beiden Hängen gemischter Wald, Buchen und Fichten. Alles Stiftsgut, denn die geistlichen Herren haben sich einst das Schönste ausgesucht und seither nichts mehr davon hergegeben. Und recht haben sie gehabt, ich thäte es auch, wenn's sein könnte. Ich gebe schon darum das Schönste und Beste nicht her, weil ich's nicht habe.

Also über die grüne Wiese und an der linken Berglehne den Wald hinan. Die Straße steigt stark, sie ist schattig, und das kommt dem Fußgeher zugut, aber dem Wagen zu schlecht, weil der lehmige Grund nicht austrocknen kann. Nach einer Stunde von Rein aus ist man beim Klöckelwirt, wie die Generalstabskarte sagt, oder beim Glöckelwirt, wie das Volk wissen will. Man weiß nie, wer recht hat, wenn die beiden sich widersprechen, ich bin geneigt, den Einheimischen recht zu geben, denn die löbliche amtliche Generalstabskarte hat sich schon zu oft geschnitten. Aus dem Walde hervor und auf den Bergrücken getreten, geht plötzlich der Gesichtskreis auseinander. Gegen Süden und Osten hin wird das Auge fliegend und stößt nirgends mehr an. Auf dieser Höhe steht das Glöckelwirtshaus, das ist ein altes, großes Bauerngut; es thut einem ordentlich wohl, endlich wieder einmal ein Bauernwirtshaus nach altem Schlage zu finden. Wein, Brot, Butter, Hausgeselchtes, mehr nahmen wir gar nicht in Anspruch, aber das war prächtig und weckte unsere Wanderlust ganz unbändig. Von oben her winkte uns schon die grüne Kuppe des Plesch zu. Aber es gab noch ein steiles Stündlein hinauf, und bei den vielen Wegkreuzungen ward uns die rothe Markierung zum wahren Seelenfrieden, obschon sie uns nicht immer die bequemeren, sondern oft die steileren und sonnigeren Wege gehen hieß. Die Aprilsonne spielte sich auf die Julisonne hinaus, aber eine östliche Brise ward Ohrenbläserin: wir sollten uns nichts daraus machen, wir wären schon 800, 900, 950 Meter hoch, und auf einmal waren es 1000, und vor uns lag das Pleschwirtshaus auf der Höhe. Das ist ein stattliches Almbauernhaus, das seine Fenster nicht mehr in die Grazer Gegend herab richtet, sondern nach der anderen Seite hin gegen den hohen Gebirgszug, der vor lauter Ferne noch ganz blau ist. Tief unten auf einem Hochplateau ruht das Dorf St. Pongratzen und weiterhin Graben an Graben, Kessel an Kessel, worin sich kleine Ortschaften bergen zwischen dunklen Schachen, blühenden Obstgärten, grünen Wiesen und braunen Feldern. Das Pleschhaus ist eines jener Alpenwirtshäuser, das noch kein Fremdenbuch und keine Ansichtskarten hat. Ich war entzückt. Die Wirtin that übrigens gar nicht darnach, als ob ihr Gäste willkommen wären, sie hatte eben mit der

Abfütterung ihres zahlreichen Gesindes, dem sie Kraut, Strudel und Rauchfleisch in großen Schüsseln vorsetzte, so dringend zu thun, dass sie nicht noch dazu fremde Leute gut brauchen konnte, die das begehren, was man nicht hat, und das nicht mögen, was das Haus bieten kann. Solche waren wir aber nicht. Der Grad der Reinlichkeit des Tisches, des Nudelbrettes, des Herdes, des Geschirres, der Wirtin, bestimmt mich in Bauernwirtshäusern, ob ich Table d'hôte speise, das heißt, von der Hausmannskost des Gesindes verlange, oder — weiche Eier bestelle. Beim Pleschwirt bestellte ich weiche Eier. Sie mundeten ausgezeichnet, und dann vorwärts. Rechterhand hin, oder dem geographischen Leser zuliebe, gegen Nordosten, über glatte, weiche Almenmatten. Ein sanfter Kogel war zu umgehen, eine milde Thalung zu überschreiten, dann das letzte Rücklein bergan — aber alles zahm und lachend. Zwanzig Minuten vom Wirtshause, und wir waren oben. Ganz oben, wo es zu allen Seiten niederwärts geht. Höher kann man nicht, kann der größte Streber nicht. Mir war's gerade hoch genug, ich hatte meine 500 Meter über dem Grazer Schlossberg, und mehr wollte ich für diesmal nicht. Nach Südosten hin die Aussicht unbeschränkt; wenn's das Auge vermag, so liegen die Höhen Ungarns und Croatiens zu Füßen. Mein Auge bohrte sich durch blauen Höhenrauch nothdürftig Bahn bis zu den Höhen bei Gleichenberg. Die steil aufsteigende Riegersburg war ein so blasses Kantlein am Horizont, dass es kein Landesunkundiger hätte bemerken können. Und Graz, das kaum 20 Kilometer vor mir dort hinten liegt, sieht man gar nicht. Der Plabutsch, dieser Schelm! Weil er verschmäht wurde, so sagt er: Ihr sollt auch von eurem „hohen" Berge aus Graz nicht sehen, und stellt sich mit seinem breiten Walfischrücken davor. Hingegen lacht das Thal von Judendorf und Gratwein gar vergnügt herauf mit seinem braunen Murbande, und die Eisbachteiche kokettieren zwischen ihren waldigen Hügeln, als wären sie wahrhaftige Wildseen von Gottesgnaden. Hinten erhebt der Schöckel mit seiner aus der Gegend mächtig aufsteigenden Massigkeit ein Geschrei: es wäre der Höchste im Gau! Weiter oben der Lantsch stellt sich affectiert auf die Zehen, dass er mit seinem scharfen Schlafhaubenzipflein herüberlugen kann über die Waldhöhe. Denn es muss gesagt werden, dass der Plesch um die Oberherrschaft in dieser Gegend stark zu kämpfen hat. Von den Nachbarsbergen reckt der eine das Haupt zu hoch, der andere die Schulter, der dritte den Ellbogen, so dass der gute Plesch sich durchaus nicht unangefochten seiner Rundsicht freuen kann. Aber den freien Blick auf die Murthaleralpen behauptet er doch. Der ganze hohe, zu solcher Jahreszeit noch schneebedeckte Zug von der Hochalpe bis zur Stubalpe, mit seiner Culmination, der winterlichen Gleinalpe, steht vor uns. Ich sage nicht, er liegt vor uns, sondern er steht. So hoch ragt er auf über alles Mittelgebirge der mittleren Steiermark. Weiter hin im Südwesten, gut ein halb Dutzend Thäler dazwischen, grenzt der Koralpenzug das Kronland

und die Fernsicht ab, weil jenseits der Berge ein anderes liegt, das sich von unserem Plesch aus nicht in die Karten blicken lassen will.

Ich hatte einen Überrock mitgenommen und ein Wollentuch und einen Regenschirm. Das waren Wichtigthuereien. In bloßen Hemdärmeln hätte man diese Partie machen können; je höher man hinaufkam, desto wärmer schien die Sonne, an der man ja neuerlich keine Flecken mehr sieht; Frau Sonne scheint sich doch besonnen zu haben, dass eine Persönlichkeit, die von der ganzen Welt beobachtet wird, einen makellosen Lebenswandel zu führen hat. — Die Bächlein rieseln lau aus den Schluchten und sah ich's nachher auf dem Rückwege, wie bei Rein sich Kinder in einem Tümpel badeten, eins darunter ein fermes „Nackerbatschi"; ich fürchte aber, die von ihm vorzeitig eröffnete Badesaison wird ihm — wenn schon keinen Schnupfen — so doch einen — Schlaganfall von Seite der Eltern zugezogen haben. Das hat alles die übergnädige Aprilsonne auf dem Gewissen. — Doch zurück auf den Plesch. Ich hatte mich auf der Bergkuppe hingelegt ins weiche junge Gras mit seinen überall hervorlugenden Blümlein, weiß und blau und gelb. Es ist redliche Alpenflora und im Juni kommt das liebe Kohlröschen. Ich hatte dem Lüftchen zugehört, das in den nahen Baumwipfeln leise flüsterte, ich hatte ins Himmelsrund hineingeblickt, in welchem hoch die sommerlichen Wölklein standen. Über dem Schöckel hatte sich eine weiße Riesenburg aufgethürmt, mit breiten Terrassen, hohen Kuppeln und spitzen Thürmen, aber es thaten sich bald überall Fenster auf, durch die der blaue Himmel guckte. Über der Gleinalpe suchte sich ein bleigraues Gewitter zusammenzuschweißen, aber die Wolkenränder waren eitel Licht und begannen sich sachte auszufransen in zarte Strähnchen und Fäden.

Nach städtischem Lärm im Frühjahre das erstemal so im Hochfrieden der Berge zu ruhen, wieder dort anzufangen, wo man im Herbste des Vorjahres wehmüthig aufgehört hatte, wieder zu finden, dass die Natur nicht älter geworden ist, dass an ihr nichts hängen geblieben ist von den Erbärmlichkeiten der Menschenwelt, dass sie in jedem ihrer Lenze nagelneu aus der Hand des Schöpfers hervorgeht — das macht frisch und freudig! — Man treibt's ja so nicht lange. An zwei Stündlein so, dann war's uns schon wieder um die „Erbärmlichkeiten der Menschenwelt" zu thun, und ob wir in Gratwein den Zug nach Graz nicht versäumten!

Niederstiegen wir nicht mehr über den Glöckelwirt, sondern durch den Pleschwald in den Mühlbachgraben. Der schattige Waldkessel mit dem weichen Grün seiner junggrünenden Buchen that nach dem grellen Lichtbade dem Auge wohl. Und so schlenderten wir balde thalhin zwischen den Waldhängen, über Wiesen, am Bächlein bis zum Stifte Rein. Eine halbe Stunde später auf dem Bahnhofe zu Gratwein.

Für muntere Grazer Sonntagsausflügler macht sich die Partie so: Von Graz ab mit Zug, um sieben Uhr früh, von Gratwein um siebeneinhalb

Uhr zu Fuß ab, um acht Uhr in Rein, um neun Uhr beim Glöckelwirt. Dort ein Imbiss, aber nicht zu lange sitzen bleiben, weil die Sonne von Minute zu Minute heißer brennt und der weitere Aufstieg stellenweise kahl ist. Vom Glöckelwirt bis zum Pleschwirt messen die Ortsassen dreiviertel Stunden, ich gebe gerne eine Stunde, denn der Weg ist stellenweise steil. Um eilf Uhr jedenfalls beim Pleschwirt auf der Höhe. Und wem's auf der Alm gefällt, der kann von einer Kuppe zur andern gehen, er kann ein paar Stunden lang über die Höhen hin wandern, im Stübinggraben absteigen und dem Bahnhof in Kleinstübing zutrachten. Ich mache aber darauf aufmerksam, dass so ein Bergrücken sägezähnig ist — auf und ab, auf und ab, und man im Stübinggraben am Ende noch eine langweilige Thalwanderung hat. Als gewissenhafter Touristenführer rathe ich, sich auf dem Plesch ganz beliebig bis sechs Uhr aufzuhalten, um noch immer bequem vor achteinhalb Uhr in Gratwein zu sein beim Abendzug.

Von einer Anstrengung bei dieser Partie ist keine Rede, außer, man sucht sie willkürlich auf, verlässt die guten, markierten Wege, verirrt sich in Busch, Strupp und Schlucht, kommt an steile, wegloſe, sonnenglühende Hänge, bis man endlich zu schimpfen anhebt, was denn an diesem dummen Plesch eigentlich dran sei, dass überhaupt die ganze Bergkraxlerei ein Unsinn ist und dass man einen nicht sobald wieder dran kriegt. — Ich gehe am liebsten den glatten Weg, möglichst mühelos auf den Berg, komme frisch und unermüdet oben an und genieße dann mit vollen Zügen die Poesie der Höhen. — Wenn ich unterwegs aber doch ungeschickterweise einmal auf Um- und Abwege gerathe, weglos und erhitzt hin- und herlaufe und am Ende nichts Rechtes habe, als Ermüdung und Unmuth, so schimpfe ich natürlich auch, aber nicht über den Berg, sondern über mich selbst. Und sollte es einen um sich selbst schon allzu leid thun, so kann man ja über eine unrichtige Karte, oder über die schlechte Markierung schimpfen. Jedenfalls schimpft sich's in der frischen Luft gesünder, als in der dunstigen Stadt. Aber es jodelt und jauchzt sich auch besser.

Natur- und Volksleben in den Karpathen.

Von Rudolf Bergner.

(Schluſs.)

So hochintereſſant wie das Völkergemiſch in den Karpathen, ſo feſſelnd und ſo vielgeſtaltig iſt auch die Thierwelt. Im Herzen des karpathiſchen Waldgebirges, an der Grenze Ungarns und Galiziens, ſagte man mir vor zehn Jahren, daſs noch Urwälder vorhanden ſeien, das heißt Waldungen, in denen noch nie der Schlag der Axt erklungen. In ſolchem Gebiete haust viel Raubzeug. 1775 ſchoſs man bei Udvarhely den letzten Auerochſen, prachtvolle Exemplare des Luchſes und der Wildkatze jagen das Haarwild, und in den Lüften iſt unbeſtrittener Herrſcher der Adler. Auf den zerriſſenen Felſen des Retjezat aber, hoch über dem herrlichen Hatzeger Thale, wohnt die Gemſe, und der Gebirgsfreund und Jäger kann hier noch Rudeln von 50 bis 80 Stück wahrnehmen. Ebenſo zahlreich iſt das anmuthige, ſcheue Geſchöpf im Fogaraſer Gebirge, während es in der Hohen Tatra ſich bedeutend vermindert hat. Birk-, Auer- und Haſelhühner erfüllen die Wälder eines Gebietes, in dem unſere Vogelſchutzbeſtrebungen noch unbekannt ſind. Und ſchön ſind dieſe jagdreichen Waldungen. Mir kommt bei der Erinnerung immer wieder in den Sinn, was der Münchner Franz von Löher in ſeinem Buche geſagt hat. Er erzählt, ein Engländer habe ſich einſtens in dies Waldland verirrt, er habe Freundſchaft geſchloſſen mit des jetzigen Oberforſtmeiſters Vorfahr und jahrelang den Hirſch und den Bären gepürſcht. Und als er endlich abberufen worden, da habe er ſich begraben laſſen auf einer rieſenhaft in den blauer Äther ragenden Bergkuppe, weithin ſichtbar in die Lande.

Siebenbürgen verdankt ſeinen Namen offenbar den ſieben hölzernen Burgen, welche der deutſche Ritterorden vor ſiebenhundert Jahren einſt hier erbaute, es hieß auch Transſylvanien, das Land jenſeits des Waldes, eigentlich aber ſollte es das Bärenland heißen. Noch jetzt werden, wie vor 40 bis 50 Jahren alljährlich 50 bis 80 Bären in Siebenbürgen geſchoſſen, und die Zahl der getödteten Wölfe beläuft ſich jährlich auf 700. Wie oft hat man mir klagend Plätze gezeigt, an denen der Bär in die Kuhherde gefallen und zerriſſen, was den Stolz und die Hoffnung armer Leute bildete. Die Wölfe aber richten im Winter nicht nur in der Thierwelt ſchreckliche Verheerungen an, es fallen ihnen auch jeden Winter viele Menſchenleben zum Opfer.

Ein Glöcklein ertönt über die weite Schneefläche, im Schlitten sitzt ein Pope, der mit Frau und Kind über Land fährt. Da regt sich's im Walde, ein fürchterliches Geheul ertönt, eine Schar Wölfe stürzt heran. Sie setzen den erschreckten Pferden nach, vielleicht erreicht der Schlitten das rettende Dorf, vielleicht findet man am nächsten Tage nichts als den Schlitten und Kleiderfetzen vor. Der Fall wiederholt sich alljährlich in den weiten Gebieten Osteuropas. Es sind auch Holzfäller und Gendarmen ihrem schweren Berufe zum Opfer gefallen, man fand nichts mehr, als ihre Stiefeln und ihre Geräthe. Die betreffende Gemeinde veranstaltet hierauf eine Treibjagd, bei der sechs bis acht Wölfe erlegt werden. Dabei sind diese heimtückischen und feigen Thiere im hungernden Zustande unendlich frech. Ich weiß, dass die Wölfe in einer Nacht den Kettenhund des Mauteinnehmers von Hermannstadt zerrissen, dass sie in die letzten Häuser der Karpathenstädte und von Bukarest dringen, und man begegnet des Nachts oft einem einzeln davonschleichendem Wolf.

Dem Menschen wird der Bär weniger gefährlich. Der Bär sieht schlecht, und ist er nicht verwundet oder vom größten Hunger gepeinigt, so trottet er beim Anblicke des Menschen davon. Man weiß das in den Karpathen und ist daher geneigt, den Bären nicht sonderlich zu beachten. Ich habe einmal mit romänischen Familien mehrere Wochen in einem Blockhause hoch oben und mitten im Gebirge zugebracht. Öfters erzählte uns der Waldheger, der Bär sei bei Mondenschein über die Lichtung gekommen, wir fanden auch seine Spuren bei den Himbeerbüschen, die wir öfters aufsuchten, ohne weiters davon Notiz zu nehmen. Ergötzlich ist es, was in solchen Fällen sich zuweilen ereignet. Ein altes romänisches Bauernweib stieß einst hierbei auf den Bären, der sich gütlich that. Entsetzt schrie sie auf und schlug sodann mit der Schüssel dem Bären auf den Kopf. Dieser brummte etwas und machte sich aus dem Staube. Ein andermal stellten zwei Jäger ihre Gewehre beiseite und labten sich an den Himbeeren. Sie trennten sich. Der eine vernahm ein Rascheln, glaubte seinen Kameraden in der Nähe und rief ihn mehrmals an. Da keine Antwort kam, begann er zu schimpfen und sah jetzt, wie zehn Schritte von ihm entfernt ein mächtiger Bär das Dickicht verließ.

Ist der Bär gereizt, dann kann er gefährlich werden. Verwundet, hat er manchem Jäger die Kopfhaut heruntergerissen, und Jagdunglücksfälle sind nicht selten. Solche anzuführen, würde zu weit führen, ich hebe aber hervor, dass die Bärenjagd eine Leidenschaft der romänischen Bauern bildet. Mit ihren uralten Gewehren, die mit Spagat umwickelt sind und Feuerschlösser tragen, und mit einer unglaublichen Kühnheit geht es dem Meister Petz zuleibe. Und wenn das Suchen auch drei Tage dauert, es wird nicht eher gerastet, als bis der Herdenräuber erlegt ist. Mancher Gebirgsbauer hat im Leben mehrere Bären geschossen, ich kannte einen, der sich vier getödteter Bären rühmte, noch mehr hatte ein Mann bei Rodna getödtet. Gerade er endete tragisch.

Als er eines Sonntags zur Kirche gehen wollte, stürzte der wüthende Gemeindestier auf ihn zu und spießte ihn auf. Bezeichnend für den Gebirgsromänen ist, was mein Freund Sterca de Schulutz in seiner Schrift: „Der Romäne als Jäger" erzählt. Der Alte liegt im Fieber todtkrank darnieder, der Sohn kommt vom Gebirge und bringt die Nachricht, der Bär sei in der Nähe der Herde." — „Lass mich, damit ich ihm ins Auge sehe", sagt der Alte. Der Sohn verweigert es. Am nächsten Tage berichtet er, der Bär sei in die Herde gefallen. Da erwacht der Alte aus seinen Fieberphantasien, in denen er von dem eiskalten Wasser des Buchenwaldes, von den Blumen der Poiana gesprochen hat. „Gib mir mein Gewehr und bring mich hinauf, damit ich den Bären erwarte". „Mein Vater, es wäre euer Tod", versetzt der Jüngling. „Ich habe schon drei Bären erlegt, thue, was ich dir befehle". Und der Sohn gehorcht. Oben auf dem Gebirge wickelt er den Alten in die Decke und legt sein Gewehr neben ihn. Er selbst muss hinüber zu der anderen Herde, und der Bär wird ja doch nicht kommen. Es steigt der Mond herauf, eine herrliche, zauberische Karpathennacht, klar und kalt. Am Morgen kommt der Sohn, Nachschau zu halten. Der Alte leidet nicht mehr am Fieber; er ist todt; das Gewehr hält er in der steifen Faust. Und dort, zehn Schritt von ihm liegt das Raubthier; mit der letzten Kraft seines Daseins hat der Alte es getödtet. — — —

Man glaube nicht, dass ich hier die Jagd verherrlichen wolle. Allein ich anerkenne die Nothwendigkeit der Wehrjagd, ich sympathisiere mit dem kühnen Jäger, der die Schrecken des wilden Gebirges benützt, um seine Kraft zu stählen, und der den Sperber und den Hühnerhabicht mit gutgezieltem Schusse aus der Luft herabholt. Zu verachten sind nur jene sogenannten Jäger, die in ihrer Blasiertheit hinter dem Taubenschießstand stehen und wehrlosen Tauben die Füße zerschmettern. Zu verurtheilen sind jene Leute, die anlässlich der Parforcejagd hinter dem ermatteten Hirsch sammt der Meute einherjagen, bis das gehetzte Thier zusammenbricht. Es wird in vielen Fällen geheilt und wieder verwendet. Das ist die Grausamkeit, als Vergnügungen, als Wollust betrieben. Gegen sie muss gekämpft werden. Die Menschen, die am Taubenschießstand und bei der Parforcejagd fröhlich sind, die haben statt des Herzens einen Kieselstein in der Brust, und sind keine Menschenfreunde und keine Menschenschützer! — Und dasselbe gilt von jenen englischen Cavalieren, die sich rühmen, an einem Tage oft 3- bis 4000 Hühner zusammengeknallt zu haben. Das sind keine Edelleute, das sind nicht einmal mehr Wildbrethändler, das sind Metzger, wie die Metzger nicht sein sollen! Für solche blutige und sinnlose Vergnügungen haben wir nur den allerschärfsten Tadel.

Werfen wir einen Blick auf die Hausthiere. Dieselben sind im fernen Osten meistens beklagenswerte Geschöpfe, degeneriert in der Rasse, fast wertlos, dem einzelnen Stücke nach. Abgesehen von den Gestüten und den

Pferden der Reichen ist das Pferdematerial ein erbarmungswürdiges, und wenn wir bedenken, dass die Phylloxera die großartigen Weingärten Ungarns fast vernichtet hat, so müssen wir sagen, dass von dem altbekannten Sprichworte „Ungarn ist das Land der schönen Frauen, des guten Weines und der schönen Pferde" jetzt eigentlich nur noch der erste Theil Anspruch auf Wahrheit hat. Den kleinen Pferden stehen in manchen Gegenden die Rippen heraus, elendes Strickwerk dient als Geschirr, und doch leisten die kleinen Gebirgspferde Erstaunliches. Geduldig tragen sie den Reiter den ganzen Tag über das Gebirge, ziegenartig kletternd und sich mit dem Weiden auf der Gebirgshalde begnügend. Im Bauernhause ist ein elender Holzverschlag, in ihm steht die Kuh mit dem Kalbe den ganzen Winter hindurch, während der Wolf in der Nacht heulend und lüstern die Hütte umkreist. Trostlos liegen die Verhältnisse in Romänien. Dort kennt man für die großen Herden keine Stallungen, die Herden bleiben den ganzen Winter über im Freien. Die große Ebene ist ein einziges Schnee- und Eisfeld, Heu- und Strohhaufen sind im Freien aufgeschichtet, sind sie aufgezehrt, so muss das Vieh Grasreste unter dem Schnee hervorscharren. Für die Schafe hat man aus Weidengeflecht eine Art schiefe Mauer errichtet, da drängen sich die unglücklichen Thiere zusammen. Oft stürmt der Crivez daher, oft erreicht die Kälte 30° Reaumur und — es ist zum Erbarmen — dann erfrieren die Rinder zu Tausenden, und man findet, dass das Mark in den Knochen gefroren ist. Ich habe mit den maßgebendsten Persönlichkeiten Romäniens über dieses Thierelend gesprochen, sie sagten mir achselzuckend: Was thun? Das Vieh hat keinen Wert, Stallungen würden mehr kosten, als das Vieh wert ist. Im Frühjahre treten die großen Donauüberschwemmungen ein. Da kommen oft an einem Tage 10- bis 20.000 Rinder um. Was thut's dem Bojaren? Das Vieh hat ja keinen Wert. Eine originelle Erscheinung ist der Büffel. Man trifft die scheinbar vorweltlichen Kolosse in den Flüssen Siebenbürgens, wo sie sich im Schlamme wälzen, ich bin auch oft der Herde von 200 bis 300 Stück eines siebenbürgisch-sächsischen Dorfes im Hohlwege begegnet und habe sie einzeln an mir vorüberziehen lassen. Man sagt, sie seien träge, gewiss ist, dass sie eine vorzügliche Milch und die beste Butter der Welt gewähren und so sind eigentlich die schmutzigen und plumpen Gesellen ein Schmuckstücklein osteuropäischer Hausfrauen. Trotzdem nimmt ihre Zahl beständig ab. Mit anderen Rindern kreuzen sie sich nicht; sie kamen mit dem Heereshaufen der Osmanen nach Europa und scheinen sich ohne diese nicht heimisch zu fühlen. In der Dobrogea habe ich den Büffel mit dem Kameel zusammen weiden und zusammen arbeiten gesehen, es war in den monotonen Dörfern der Tataren inmitten der entsetzlich starren Steppe.

Die Schilderung der Hausthiere in den Karpathen erfordert auch eine Erwähnung des Nackthalshuhnes. Dieses unschöne, seltsame Huhn mit

dem unbefiederten Halse ist offenbar eine gelungene Kreuzung des Landhuhnes mit dem Truthuhn. Es gelangte vor zwanzig Jahren aus Elisabethstadt in Siebenbürgen zu uns und ist vielleicht unter allen unseren Hühnern dasjenige, welches das Lob „wetterhart" in erster Linie verdient.

Betreffs der öffentlichen Sicherheit hat der Reisende im ganzen und großen nichts zu fürchten. Seitdem die trefflichen Gendarmen ihres Amtes walten, reist man in Ungarn-Siebenbürgen so sicher als bei uns. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass der halbasiatische Osten in entlegenen Gebirgsgegenden nicht manchmal seltsame Blüten treibt. Ich bin aus dem Bissothale in der Marmaros an einem wunderbar schönen, sonnenscheindurchfluteten Tage weggefahren, um über den hohen Priszlop, die Grenze der Bukowina streifend, nach Siebenbürgen zu gelangen. Soweit das Auge reicht, nichts als Waldungen und Bergriesen. Zwanzig Quadratmeilen weit und breit kein Dorf, nur Wegräumerhäuschen und Sägewerke. In solcher Wildnis einen Verbrecher zu fangen, ist eine Riesenaufgabe, und so kam es, dass vor fünfzehn Jahren sechs oder sieben wüste Gesellen aus Romänien hier monatelang das Räuberhandwerk ausübten. Hunderte von Gendarmen und Soldaten wurden aufgeboten, vergebens, die Gesellen trieben ihr Gewerbe so frech, dass sie einen Wagen tausend Schritte vom Gendarmeriegebäude ausraubten und jeden anpackten, der zehn Kreuzer besaß. Endlich entwichen sie nach Romänien, wo man ihrer habhaft wurde. Diese vergessene Ecke Ungarns ist aber auch einladend für solche Gesellen. Ich bin mit dem Wegmeister von Sziget nach Budfalva gewandert, fünf Stunden, ohne ein Dorf, ohne einen Menschen zu treffen. Unterwegs zeigte er mir die Stelle, wo er einen Unbekannten erschlagen aufgefunden. Damals geschah fast jede Woche ein Mord oder Raubanfall auf der Straße. Als die Gendarmerie errichtet wurde, fand man, dass die Szigeter Beamten bestechlich waren. Man verhaftete einen Gesellen, der sechs umgebracht und für jeden dem Polizeicommissär Feuerstein und seinen Panduren einige Gulden Schweiggelder gezahlt. Osteuropäische Beamtenwirtschaft! Der Polizeidirector Kovassy von Sziget zechte einst im Wirtshause, er gerieth in Streit mit seinem Stellvertreter, ließ ihn binden, ins Gefängnis führen und ihm fünfundzwanzig aufzählen. Dass Panduren manchen Häftling ein wenig gefoltert haben, ist Thatsache. Zu solchen Zuständen passte, was ich im Dorfe Budfalva fand. Dort hängt in der Kirche das Drahthemd des Räubers Pintya. Er lebte vor zweihundert Jahren, stieg mit dem schweren Drahthemd und der Gesichtshaube herum und machte die Gegend unsicher. Seine Schätze sollen in der wassererfüllten Höhle des Berges Gutin ruhen, sein Hemd gilt als Reliquie. Und als das Hemd nach dem Budapester Nationalmuseum gekommen, protestierte die Gemeinde und führte das Drahthemd im Triumph zurück. Nette Gegend das, würde der Berliner sagen.

In der Marmaros habe ich manches andere erlebt, was darauf hindeutet, dass wir hier die wildesten Zustände Ungarns haben. In Tecsö im Theißthal, einst eine deutsche Besiedelung, weilte ich einst, als man einen Stadthauptmann wählte. Am Mittage glich das Gasthaus einem Bienenstocke. Bei den Klängen einer Zigeunerbande stampfte man den Csardas, der von dem Gewähltwerdenwollenden gespendete Wein war den Leuten in den Kopf gestiegen. Drei oder vier rissen einen armen Teufel hin und her, als ich in mein unversperrbares Zimmer trat, wollte sich ein wüster Geselle durchaus eindrängen, und als ich mich auf der Hausbank im Gespräche mit einem orthodoxen Juden placiert hatte, warf man einige blutüberströmt zum Hause hinaus. Einem lief ein baumstarker Geselle nach, der sich dann mit seinem angeheiterten Vater als Edelmann vorstellte. Mein jüdischer Gewährsmann bestätigte, dass auch hier ganze Dörfer sind, in denen jeder ein Edelmann ist. Es ist dies der sogenannte Buntschuhadel, dessen Mitglieder anlässlich der Tartareinfälle in corpore geadelt wurden.

Im Marmaroser Comitat wurde ich auch einstens arretiert. Nach anstrengendem Ritte nahm mich ein Forsthaus gastlich auf. Am nächsten Morgen erschien ein Gendarmeriepostenführer, musterte mich, prüfte meine Pässe und erklärte mich für verhaftet. Mein Gepäck und mein Revolver wurden confisciert, ich musste schweigend vor den zwei Gendarmen in der größten Sonnenhitze auf der staubigen Landstraße einhermarschieren. Am Mittag erreichten wir den Fluss. Die Brücke war weggerissen, der Fluss infolge des Klausenwassers angeschwollen und wildbrausend. Ein Jude musste seinen Wagen mit Holz beladen, seine kleinen Pferde vorspannen, wir saßen auf dem Holze, und hinein gieng es in das brausende Element. Mitten im Flusse stürzte ein Pferd, einen Moment war die Lage gefährlich, doch wurde das Ufer glücklich erreicht. Am nächsten Tage wurde an derselben Stelle ein Jude mit seinen Pferden weggerissen. In Szinever Polyana fand ein Verhör statt, und ich saß, aß und schlief drei Tage lang in der Gendarmeriekaserne. Selbstverständlich hatte ich ob der seltsamen Handlung der Gendarmen sofort nach Budapest und Wien telegraphiert, allein die Telegraphenleitung war unterbrochen. Am dritten Tage ließ man mich frei; erst später erfuhr ich, dass man in mir einen durchgebrannten Bankcassierer aus der Schweiz vermuthet, und gehofft hatte, man könne die Fangprämie von 1000 Francs an mir verdienen. Ein Stuhlrichter im Szeklerlande wollte drei Monate später einmal in der Nacht in mein Zimmer dringen, um meine Papiere zu prüfen. Es kam aber nicht dazu. Der Wirt warf einfach den Herrn Stuhlrichter, der des süßen Weines voll war, zur Hausthüre hinaus.

Solche und ähnliche Erlebnisse sind natürlich selten, im großen und ganzen kann man sich ungestört den Naturgenüssen und den Reizen

des fremdartigen Landes hingeben. Hochinteressant ist das Studium der Sitten und Gebräuche der verschiedenen Völkerschaften, hochinteressant das Studium der Volkstrachten. Letztere sind so mannigfaltig, dass mit ihnen ein ganzes Museum gefüllt werden könnte, und ich meine, es wäre wünschenswert, dass ein solches Institut in Wien ins Leben gerufen würde. In den Karpathenländern — also Ungarn-Siebenbürgen, Galizien, Moldau und Walachei — herrscht noch die Hausindustrie. Ihre Erzeugnisse sind oft wirklich schön, besonders gilt dies von denen der Romänen, und wenn unsere Damen einen Costümball besuchen wollen, empfehle ich ihnen die romänische Tracht. Keine Geringere als Carmen Sylva, die königliche Dichterin, befördert und verherrlicht sie, mit besonderer Vorliebe kleidet sich Königin Elisabeth selbst damit.

Unvergesslich wird jedem Reisenden gar mancher Reisetag bleiben, wozu viel der Umstand beiträgt, dass die Karpathen wenig Sommerregen haben. Ich denke immer mit Vergnügen z. B. des Tages, an denen ich auf kleinem munterem Pferde das Motzenland durchzogen habe. Diese westlichen Berge Siebenbürgens fesseln durch ihre klaren forellenreichen Flüsse, durch ihren Erzreichthum, durch das Goldwaschen im Aranyos, durch ihre Hügelwelt, welche mit einzelnen Gehöften übersäet ist. Die Ortschaften umfassen oft 6- bis 8000 Seelen und ein meilenweites Gebiet, jedes Haus steht vom nächsten fünf Minuten entfernt. Und in einer Thalerweiterung sieht man die Kirche mit 10 bis 20 Häusern, das ist der Mittelpunkt des Ganzen. Die Romänen nennen ihn Campeni, d. i. Flachland.

Unvergesslich bleibt mir auch der Maitag, an dem ich in der Marmaros zur Okola hinaufritt. Ringsum schweigende Wälder, oben auf der Okola pfiff der Wind eiskalt, und es begann zu schneien. Dort oben aber entspringt die Theiß. Armstark kommt sie aus der Erde hervor, zu seltsamen Vergleichen herausfordernd. Was wird doch aus solch unbedeutendem Bächlein! Im Tiefland ist es ein mächtiger, fischereicher Strom, der eigentliche nationale Fluss der Magyaren, von ihren Dichtern besungen und verherrlicht.

Ein andermal brach ich im Morgengrauen von Petroseny auf, um im zweitägigen Ritte das gänzlich menschenleere Gebirge bis Hermannstadt zu durchqueren. Mein Führer war ein alter Gebirgsromäne im schaffellenen Gewande mit der Lammmütze und den Opincen (Sandalen). Es war ein herrlicher Tag. Höher und höher trugen uns oft auf kaum handbreitem Pfade die kleinen Pferde, allmählich stiegen 30 bis 40 Berge vor unseren Blicken empor, zwischen denen sich walderfüllte Schluchten zeigten. Ab und zu rasteten wir, die Pferde grasten, der Romäne schlief und ich betrachtete die Herden, die von scheuen Kindern hier oben gehalten wurden. Nach zehnstündigem Ritte überraschte uns die Dämmerung. Wir mussten die

Pferde in einer steilen Schlucht vorsichtig über Baumstämme und Felsstücke hinwegführen, ich verlor den Alten und gerieth mit dem Pferde in einen Sumpf. Ein Schuss aus dem Revolver lockte den Alten herbei. Da stellte sich heraus, dass der Proviantsack verloren gegangen. Er wurde gesucht und gefunden, als wir aber unten am rauschenden Flusse ankamen, zeigte sich, dass die primitive Brücke, der einzige Übergang im ganzen Gebirge, weggerissen. Wir mussten die Nacht im feuchten und kalten Flussthale verbringen, hier der wilde Fluss, dreißig Schritte rückwärts schon wieder der Felsen. Ein Feuer ließ sich in dieser feuchten Umgebung nicht anzünden. Dabei hatte uns der letzte Hirt gesagt, der Bär sei in der Nähe. Die Situation war nicht besonders angenehm, und beim ersten Dämmerlichte des Morgens suchten wir den Fluss zu durchqueren. Vergebens, er war so angeschwollen, dass er große Steinblöcke mit sich riss, und unsere Pferde waren nicht zu bewegen, das wilde Element zu betreten. Wir mussten den Rückzug antreten und langten am Abend dieses zweiten Tages wieder in Petroseny an.

Zu den seltsamsten Gebräuchen der osteuropäischen Völkerschaften gehören zweifelsohne der Mädchenmarkt auf der Gaina und der Kussmarkt zu Hálmagy. Romänische und magyarische Schriftsteller haben in ihren und in deutschen Zeitschriften den Mädchenmarkt öfters beschrieben. Es heißt da, dass zu Peter und Paul die Motzen, das sind die Bewohner der westlichen Berge Siebenbürgens, alljährlich auf der Gaina, einem 4700 Fuß hohen Berge, zusammenkommen, um die Verlobungen ihrer Söhne und Töchter zu feiern. Lange vorher wurde für den Tag gerüstet, die Familien führten in Truhen die Ausstattung der Töchter hinauf und es werde dabei möglichst viel Glanz entwickelt. Die Burschen stolzierten im Feiertagskleide umher und trugen im Gürtel oft erborgten Silber- und Goldreichthum. Als Zeichen der Verlobung wurden nicht Ringe, sondern gestickte Sacktücher credinte ausgetauscht, die Verlobten ließen sich von dem auf der Gaina wohnenden Einsiedler einsegnen; übrigens giengen nur solche Mädchen mit der Ausstattung hinauf, die sicher waren, den ersehnten Bräutigam zu finden. Es beruhe also auf vorheriger Verabredung. Der Markt bilde eine Vereinigung für Tausende und heiße Tergul de fete, Mädchenmarkt.

Ich habe mich eigens einige Wochen in der Gegend aufgehalten, um diesen Volksbrauch zu studieren und den Tag des Marktes miterlebt. Am frühen Morgen schon war das ganze Gebirge ungewöhnlich belebt. Aus allen Schluchten, über alle Höhen kamen die weißgekleideten Männer mit den gesunden, blühenden, in grelle Farben gekleideten Frauen und Mädchen herauf und hinüber nach der Gaina. Das lange Alpenhorn wurde geblasen und allerorts ertönten Flintenschüsse. So muss es sein, wenn ein Gebirgsvolk sich in Aufruhr befindet, so muss es hier 1848 gewesen sein, als Avram Iancu, der König der Berge, zum Widerstande

gegen die Magyaren aufrief. Oben auf der Gaina waren schon hunderte fröhlicher Menschen versammelt, allein von Zelten und Mitgift war nichts zu sehen. Es wurden Leinwand, Rechen, Bier, Brantwein, Brot und Fleisch ausgeboten und nach einigen Stunden ergab sich der ganze Haufe von 1200 Menschen dem Tanze und der Fröhlichkeit. Vom eigentlichen Mädchenmarkte ist nichts mehr geblieben, und ich fand nur einige alte Leute, die sich dunkel desselben erinnern konnten. Vor dreißig Jahren ist das letzte auf der Gaina verlobte Paar gestorben, und der eigentliche Mädchenmarkt ist vor sechzig Jahren verschwunden. Dass man heute noch auf dieser Bergeshöhe an einem bestimmten Tage sich trifft, beweist, wie lange das Volk an den alten Bräuchen hängt. Angeblich wurde das Fest zum Gedächtnisse an die Tartarenschlacht eingesetzt, bei welcher die ungarländischen und die siebenbürgischen Romänen den Feind gemeinsam besiegt hatten. Ich glaube jedoch, dass die zerstreute Wohnungsanlage dieser Gebirgsbewohner und die Schwierigkeit, junge Leute mit einander bekannt zu machen, den absonderlichen Brauch erzeugt hat. Seitenstücke finden sich auf einigen benachbarten Bergen, ebenso hat man in Recea am Alt und in Tövis Mädchenmärkte gehalten, und in Kronstadt kamen an bestimmten Tagen die Viehhändler zusammen, um sich zu verloben. Da diese Leute oft nur zwei Monate im Jahre zu Hause waren, blieb ihnen zum Bekanntschaftmachen eben nicht viel Zeit. Freilich müssen wir uns die Frage vorlegen, ob nicht jeder Jahrmarkt den Keim eines kleinen Mädchenmarktes in sich trägt, und ob in unserer hohen Culturwelt nicht auch Theater, Concerte, Hochzeiten in dieses Fach schlagen. In einigen Dörfern Russlands wird thatsächlich noch die Frau gekauft, und es ist bekannt, dass im Kaukasus oft hohe Summen für Mädchenverkauf gefordert werden, ganz abgesehen davon, dass in Marokko, bei vielen afrikanischen Stämmen ꝛc., der wirkliche Frauenverkauf gang und gäbe ist.

Der Kussmarkt zu Hálmagy blüht noch. Am Samstag-Wochenmarkt, sechs Wochen vor Ostern, kommen alle diejenigen jungen Weiber zusammen, die im Fasching Hochzeit gemacht haben. Sie küssen jeden, den sie für würdig halten, und der Geküsste ist verpflichtet, ihnen dafür eine Kleinigkeit zu geben. Es würde verletzen, wollte man sich nicht dem Brauche fügen, auch heißen die Geschenke nicht daruri, sondern cinste „Ehrengabe“. Früher sollen diejenigen im vollen Brautschmuck in Hálmagy eingeritten sein, die sich im Jahre vorher auf der Gaina verlobten, wie es denn überhaupt klar ist, dass der Kussmarkt zu Hálmagy mit dem Mädchenmarkte auf der Gaina in engster Verbindung stand. Die auf der Gaina Verlobten durften nicht vor dem nächsten Frühjahre getraut werden, während welcher Zeit der Bräutigam die Braut oft nicht mehr sah, da die Herden von Peter und Paul bis zu St. Georg auf der Winterweide gehalten werden.

Ich habe nunmehr den Versuch gemacht, in kurzen Umrissen Land und Leute, Menschen- und Thierwelt der Karpathen zu zeichnen, und es sollte mich freuen, wenn sich der eine oder der andere zu einem Besuche der Karpathen entschließen könnte, sei es, um die melancholischen Lieder der Slovaken und Romänen kennen zu lernen, sei es, um die stattlichen Dörfer unserer Siebenbürger Sachsen und die schönen Gotteshäuser der Zipser zu bewundern, oder um die Gipfel der Hohen Tatra zu besteigen, und mit männlichem Muthe und fester Hand dem Bären entgegenzutreten. Zu Auskünften aller Art bin ich gerne bereit, und der Siebenbürgische Karpathenverein kommt in jeder Weise den Touristen mit Rath und That entgegen. Und darum: auf nach Ländern, die des Seltsamen und Interessanten so viel für jedermann bieten!

Das Dreigespann des Todes.

Eins aus dem Volke.

Dass sich an demselbigen Junimorgen die Sonne so lieblich gespielt hat in den Wellen des Flusses, das ist mir ein Räthsel. Aber die Sonne lacht hernieder auf das Glück, und die Sonne lacht hernieder auf das Unheil; sie lacht über die Erde, sie lacht über alles; und die Wellen ziehen munter ihre Bahn immerdar, und kümmern sich nicht um das Leben und Sterben der Menschen.

Da hatten es die silberblätterigen Weiden am Ufer besser verstanden; diese neigten sich sanft und zitterten und befächelten leise den Leichnam, den das Wasser an ihre Wurzelgeflechte geschwemmt hatte. Einen milden Sommerabend, eine stille Nacht und einen goldig heiteren Morgen hindurch hatten die zarten Zweige der Weiden das leblose Weib gehütet, und auf den schaukelnden Wellen, im Säuseln der Blätter, und Zirpen der Grillen schlummerte es gerade so süß und friedsam, wie einst in der Wiege.

Es wäre heilig und still geblieben auf der Ruhestatt, aber siehe, ein allfort plätscherndes Fischlein lockte einen vorübergehenden Mann an das Ufer, und drei Sonnenstrahlen zeigten mit Fingern hin, was da war unter dem Gesträuche. Und als der Mann sah, dass hier ein bleicher Mensch zur Ruhe gebettet war, gieng er in das Dorf und sagte: „Leute, da draußen im Wasser ist eine, die nicht mehr hereingehen kann, wir werden eine Tragbahre haben müssen."

Hierauf kamen viele Leute zusammen, und die Kirchenglocken huben zu läuten an, und allerwärts im Thale hieß es: „Die verrückte Plona ist ins Wasser gegangen."

„So?“ antworteten die Leute, „in's Waſſer iſt ſie gegangen? die arme Haut, Gott tröſt' die Seel'; 's iſt ihr viel Unrecht geſchehen auf dieſer Welt.“

Dann arbeiteten ſie wieder und ſprachen von ihren Geſchäften.

Das Grab iſt hart an der Kirchhofmauer bereitet worden; der Todtengräber hat dabei viel geſchwitzt und viel geflucht. Und als er von der Arbeit ein wenig ausgeraſtet, ſich ein Pfeifchen hat geſtopft, da brummt er: „Kriegt ein's ſo keinen Kreuzer für die Müh'; wenn nur ſo bettelarme Leut' nit ſterben thäten!“

Aber Herr Berger, der im Dorfe das größte Haus mit dem weithin glänzenden Schindeldach beſaß, bezahlte den Gräber und den Schreiner.

Sonſt aber that niemand viel für das Begräbnis, die Plona hatte ſich ſelbſt das Leben genommen, die Plona ſollte ſich nun auch ſelbſt begraben. Sie hätten es ſchier darauf ankommen laſſen. Nur daſs ſie nach ihrer Art ſagten: „'s wird bald wieder wer ſterben: Ruckt ein's hinein, ſo bleibt's nit allein, kommt das zweit an die Reih', iſt das dritt' auch dabei. Der Tod fährt mit Dreigeſpann.“

Der Mann, der die Selbſtmörderin im Waſſer gefunden hatte, warf ihr die einzige Scholle auf den Sarg.

Darauf ſchlug der Gräber oben die Staubretter aus, und die ſchwere Erdmaſſe rollte in die Grube.

Nun, da ſie ſchläft und ſo gut zugedeckt iſt, können wir wohl laut von ihrem Leben ſprechen. Sie hat froh und glücklich ſein wollen auf Erden, aber die Mitmenſchen haben es nicht zugelaſſen.

Sagen erzählen, daſs in alter Zeit der Mörtel zu Großbauten aus Menſchenthränen und Menſchenblut geknetet wurde. Aber dieſe Geſchichte kommt nicht aus alter Zeit und iſt keine Sage. Sie iſt ein kleines Bild des großen Menſchenelendes; ich erzähle ſie, wie ſie geſchehen iſt. Kein Lächeln der Freude lege ich diesmal hinein, auf daſs der Erlöſer nur recht mag willkommen ſein.

Heute noch ſteht in dem kleinen Dorfe das große Haus. Es hat ein hohes, weithin glänzendes Schindeldach, es hat zierliche, grüne Fenſterläden, es iſt gebaut aus ſchönen, behauenen Steinen.

Knapp neben dieſem Baue ſtand ein niederes hölzernes Häuschen, das war mehr denn hundert Jahre alt.

Das hatte die Scharen des ſiebenjährigen Krieges vorüber traben geſehen und ſelbſt Söhne ausgeſendet gegen den Feind. Es hatte die Stürme der Franzoſenzeit erfahren, und einmal flatterte ſchon der rothe Hahn auf den Brettern des Daches. Aber das Häuschen brüſtete ſich nicht ſeiner überſtandenen Drangſale; beſcheiden duckte es ſich hin auf ſeinem eigenen Boden und es war ſchier armſelig anzuſchauen gegen den ſtolzen Bau von geſtern.

In dem Häuschen lebte ein noch junges Geschwisterpaar; es hatte keine Verwandten, es stand für sich allein in der Welt, aber in den beiden Herzen waren die Schicksale der Vorfahren und des kleinen Hauses eingegraben.

Der junge Mann arbeitete auf der Heeresstraße, zerklopfte Steine und schotterte den Grund. Die arme und reiche Welt zog an ihm vorüber. Der reichen, die sehr viel Staub aufwirbelte, blickte er lächelnd nach; aber manchen armen Burschen, der für die Nacht kein Obdach wusste, nahm er mit in sein Häuschen.

Das Mädchen, die Plona, tagwerkte bei den Bauern der Umgebung; sie erwarb sich oft mehr als ihr Bruder, der Steinschläger; aus den Steinen springen wohl Funken heraus, aber keine funkelnden Thaler. Die Plona theilte gern mit ihm; der liebe Herrgott, das war ihr der Himmel; ihr Bruder, das war ihr die Erde.

Da kamen die Franzosen ins Land. Endlos waren die blauen Scharen, die auf der Heeresstraße zogen.

Drei Reiter ritten auf den Steinklopfer zu: er sollte ihnen die Wege weisen hin zu reicher Leute Thüren, oder weiter ins Land.

„Fahrt zum Teufel, ihr Strolche, ich bin kein Verräther!“ rief der Steinklopfer entrüstet. Aber sie wollten ihn mit sich schleppen, da wehrte er sich und schlug dem einen Reiter die Faust ins Gesicht, da schwangen sie ihre Kolben, und der arme Steinklopfer sank zurück in den Straßengraben.

Als Plona an demselben Abende nach Hause kam, lag vor der Thür auf einem Schubkarren ihr todter Bruder. Viele Leute waren herum, und Blauröcke darunter, und ein junger Franzose hoch zu Pferd commandierte: „Feuer!“ Da krachten die Schüsse, und ein Krieger sank leblos auf den Boden hin. Der Erschossene war der Mörder des Steinschlägers gewesen.

Der Commandierende stieg vom Pferde, um das trostlose Mädchen zu beruhigen. Er bot ihr Geld und Gut, er versprach sie zu schützen, er stellte eine doppelte Wache um ihr Haus.

Die Franzosen blieben wochenlang im Thale. Der Commandant war häufig um das Mädchen, half ihr um den Bruder trauern, suchte sie aber anderseits wieder zur Lebensfreude zurückzuleiten.

„Der hat auch nichts Gutes im Schilde“, sagten die Leute. Nicht lange hernach wurde unten an der schwarzen Wand der Commandant ermordet gefunden.

Das waren zur selbigen Zeit die Ereignisse des Dorfes. Es gab wohl noch Greuelthaten, bis der Feind abzog. Plona lief in der Gegend umher, an den Ufern des Flusses auf und ab und suchte und rief nach dem Reitersmann. Vor Kohlhäuptern blieb sie stehen auf dem Felde und

frug nach dem Reitersmann, und als sie keine Antwort erhielt, da schlug sie die Krautköpfe und rief: „Was seid ihr hervorgekommen aus der Erden, wenn ihr mich nicht wollt weisen!“

So viel wussten die Leute und allerwärts hieß es, die Plona sei irrsinnig geworden.

Dann verflossen viele Jahre. Der Bau mit dem weithin glänzenden Schindeldache war vergrößert worden; das hölzerne Häuschen aber kauerte da, wie es früher gekauert hatte, nur ein paar neue Stützbalken waren gestellt unter den Dachvorsprung. Plona lebte wieder in dem Häuschen und spann.

Sie hatte seitdem kein Kohlhaupt mehr gefragt, und sie verkehrte auch mit keinem Menschen. Sie gieng nicht auf den Markt, sie gieng nicht in die Kirche; sie dankte für keinen Gruß, sie dankte für keine Gabe. Sie gieng zuweilen gegen die schwarze Wand hinab, wo jener Reitersmann begraben lag unter einer Kiefer.

Einen kleinen schwarzen Pudel hatte sie, den zärtelte sie und redete zu ihm den ganzen Tag und aß mit ihm aus einer Schüssel. Sie lebte von ihrem kleinen Eigenthum; ihr ganzes Glück schien darin zu sein, dass sie ein Heim besaß, war es auch niedrig und klein; dass sie ein eigen Plätzchen hatte für ihr müdes, wüstes Haupt.

Sie war niemandem im Wege; man sprach nicht von ihr, sie war vergessen. Nur wenn man ihr im Walde begegnete, wo sie gerne wilde Früchte sammelte, oder unter der schwarzen Wand, wo sie gerne bunte Steinchen auf den Erdboden legte, rief man: „Ei, die Plona! He, was treibst denn du da, du Närrische!“

Da entgegnete sie nie ein Wort, sondern stahl sich seitab.

Der Herr Berger war weit besser daran; der war geachtet im Dorfe, die Leute rückten die Hüte und Hauben vor ihm. Herr Berger verstand sich wohl auf sein Geschäft und dessen Vortheil, aber er hatte noch niemanden betrogen, er war ein Ehrenmann. Wenn er so auf der Gasse stand und sein stolzes Haus betrachtete, und die arme kleine Hütte daneben, so strich er sich die dicken Backen und murmelte: „Der Tausend, das steht just nit prächtig zusammen; wenn's recht aufkommt, den Kotter leid' ich nicht da.“

Rief er einmal durchs Fensterchen hinein: „Guten Tag, Plona! Magst mir dein Häusel nit verkaufen? Thät's niederreißen und du nähmest dir anderwärtig ein Stübel auf.“

„Was willst?“ versetzte das Weib, „du, führ' mich nicht in Versuchung! Ich will sterben in diesem Hause, wie mein Bruder, mein Vater, mein Großvater in diesem Hause gestorben ist, und das der Reitersmann bewachen lässt. Und das ist mein fester Vorsatz, und das ist mein heiliges Glück, und das ist mein letztes Wort bis in die Ewigkeit hinein!“

Herr Berger gieng in die Gemeindestube und führte ein sehr vernünftiges Ansuchen und legte eine Note auf den Tisch. Darauf sagten die Männer der Gemeinde: „Ja, ja, 's ist richtig! So eine alte Baracke mitten im Dorf! Die Plona ist im Kopf nicht beisammen und weiß leicht mit dem Feuer nicht umzugehen, und auf den Häusern sind die Schindeldächer. Wenn der Holzkotter auch ihr Eigenthum ist, wenn sie ihn auch nicht gutwillig abtreten mag — 's wird schon noch ein Mittel sein. 's ist halt wegen der G'meind'."

Darauf sind nicht viele Tage vergangen — ist der Plona auf einmal der Hund weg. Sie sucht, sie ruft, sie fängt zu klagen an, bis ihr der Gemeindediener sagt, der Hund sei oben im Dorfwald bei der Köhlerei gesehen worden. Da macht sich das Weib eilends auf gegen den Wald. Kommt aber zu spät; der Köhler hat den Hund nicht gekannt und ihn zum Alpenhofer hinauf geschickt. Sie eilt davon, sie schnauft, sie ist müde und kann völlig nicht weiter; erst zur Nachmittagszeit kommt sie zum Alpenhofer und findet dort mit tausend Freuden ihren Pudel. Die Alpenhoferin ist ein gutes Weib, die setzt ihr Milch und Brot vor. Zum erstenmal nach vielen Jahren genießt Plona wieder einmal einen Bissen außerhalb ihrer Heimstätte; so gut wie bei eigenem Tisch wollt's wohl nicht schmecken, aber sie sagt ein Vergeltsgott zu tausendmal, nimmt das Hündchen in den Arm und holpert heimwärts. Und unterwegs erzählte sie dem Thiere die Sorge um ihn, und was der Gemeindediener und der Köhler gesagt habe, und dass sie rechtschaffen ins Keuchen gekommen sei hinauf gegen den Alpenhofer, weil sie doch gar nit mehr so jung, und weil sie's arg auf der Brust habe und dass es für sie wohl allweg das Gescheitere wäre, sie bliebe daheim in ihrem kleinen Stübchen.

Der Pudel keifte, zum Zeichen, dass er das wohl glaube und dass er mit allem einverstanden sei.

Als Plona am Friedhofe vorüber kam, blieb sie stehen. — Was ist denn das? Der Todtengräber schaufelt ja meinen Bruder aus! Sind denn schon die zwanzig Jahr' vorbei, wo er die Ruhstatt wieder einem andern überlassen muss? Ei wahrlich, 's ist keine Ruh auf der Welt, gar aus dem Grab werfen sie einen zuletzt noch hinaus. —

Sie wusste aber nicht recht, wer hier die Schuld daran war. „Du, Tobias, du Grindschippel, dir reiß' ich die Borsten aus!" brummte sie und torkelte weiter.

Der Todtengräber hieß aber nicht Tobias.

Als Plona durch das Dorf gieng, blieben die Leute stehen und schauten ihr nach. Und als sie gegen ihr Häuschen kam, — wo war es? — wo war ihr Häuschen?

„Ich bin ein ganzer Halbnarr!" rief sie laut lachend, „jetzt hab' ich den Weg verfehlt. Pudel, jetzt guck' du einmal und späh' mir den

Steig zum Häusel aus!“ Sie ließ den Hund auf den Boden, aber dieser blieb stehen zu ihren Füßen und blickte sie an und blickte das große Haus an mit dem weithin glänzenden Schindeldach.

Das stand da wie immer, und daneben lagen einige Holzbalken und Bretter umher, und der irdene Ofen stand da, und seine grünen Kacheln glotzten in den blauen Himmel hinein.

Jetzt fiel dem armen Weibe der Stock zu Boden, jetzt reckte sie die Faust empor und schrie: „Wer hat mir mein Haus weggerissen! Wer hat mir mein Haus gestohlen?“

Der Dorfrichter nahte ihr und sagte begütigend, dass der Herr Berger ihre Hütte der Feuersgefahr wegen gekauft und abgetragen habe, dass sie, die Plona, aber ja wohl im Armenhause ein passendes Stübchen und zuweilen auch ein Stück Geld von ihrem verkauften Häuschen bekommen würde.

Man wusste wohl, sie konnte ihr Recht nicht wahren, sie hatte keinen Anwalt und keinen leitenden Gedanken in ihrem kranken Haupte.

Aber sie ließ sich nicht in das Spital führen; auf der kahlen, steinigen Stätte ihres zerstörten Heims brach sie zusammen. Und man hörte ein klägliches Weinen durch die ganze Nacht, und am Morgen kauerte sie noch zwischen den Balken.

Als die Leute vorüber giengen, begann sie gräßlich zu fluchen über die Menschenteufel, die sie durch den Hund fortgelockt, um sie zu berauben, um ihr, der Verlassenen, das Haus einzureißen, das einzige zu vernichten, was sie auf dieser Welt noch gehabt, die traute Rast zwischen den vier Wänden; über die Peiniger, die sie hinausgeschleudert in die kalte, kalte Welt, in die Hilflosigkeit, wie man so nicht einmal ein Thier hinausstößt.

Und sie frug, was sie doch nur den Menschen gethan habe, dass sie so mit ihr verfahren. Dann rief sie das Gericht Gottes an. Und wenn ein Fremder des Weges kam, so hastete sie ihm zu, haschte nach seiner Hand und sagte: „Gelt du, 's ist schad, dass sie so früh hat müssen sterben!“

„Wer, gutes Weib?“

„Nein, gestorben ist sie nicht, die Gerechtigkeit, lebendig ist sie begraben worden!“

„Sie ist irrsinnig“, sagten die Leute, „schaut nur, dass sie kein Messer, kein Feuerzeug in die Hand kriegt. Sie ist halt irrsinnig.“

„Ein Narr, der nit irrsinnig thät werden, geht's ihm so wie mir!“ rief das Weib aus. „Ihr habt mich ausgeraubt, ihr habt mich zugrunde gerichtet, ihr habt mir das Hirn aus meinem Kopf gesaugt! Weil ich kein Stündlein Ruh' mehr soll haben, weil ich kein Fünklein Wärme mehr soll genießen, weil ich keine Luft mehr soll trinken in meine Brust

hinein. O, wären eure Herzen so weich wie dieser Kieselstein, glühend thäten sie werden von meiner heißen Pein! — — Seht ihr! — seht ihr! Dort springt er dahin! He, Reitersmann! Komm herbei, laß sie niederschießen, alle. Ha, ha, er hat Wächter gestellt zu meinem Hause. Schlaftrunk haben sie getrunken. — Mach' die Augen auf, Gott Vater! — Siehst du's, was du für Leut' hast?! — Jetzt schämt er sich. — Schlag' zu, schlag zu!"

Tagelang saß sie mit wirren, flatternden Haaren, mit starren Blicken, mit zerfetzten Kleidern auf den Ruinen ihres Glückes. Sie nahm keine Speise, sie genoss keinen Schlaf; stetig verfluchte sie die Menschen. Diese giengen gleichgiltig an ihr vorüber. Nur der kleine Pudel war bei ihr und leckte ihre Hand, und leckte ihr die Thränen von den Wangen. Ein alter Stromer, dem niemand trauen wollte und dem doch niemand was Böses nachsagen konnte, gieng zuweilen durch das Dorf und sah das arme Weib sitzen auf dem Balken, und winkte ihr zu und schritt wieder von hinnen.

Und neben stand das große Haus mit dem hohen, glänzenden Schindeldache, mit den grünen Fensterläden und mit den schönen behauenen Steinen. Der Herr Berger sah mit verschlungenen Armen zum Fenster herab und sagte: „Hm, hm, ein armes Wesen, die Plona; den Verstand verlieren, dasselb' ist das größt' Unglück." Gedankenlos spielte er an einem Krokodilszahn, den er an der goldenen Uhrkette trug; eine Thräne des Mitleides stand ihm im Auge. — „Aber Gott Lob", meinte er dann, „jetzt kann ich doch ruhig schlafen und brauch' nicht immer zu fürchten, es könnt' auf einmal Feuer auskommen da unten im Kotter. Mein Gott, ein Unglück kann gleich sein; der Mensch muss sich bewahren."

Im Armenhause hat man der Plona auch den Pudel nicht gelassen. Ein hinkender Mann, der abseits des Dorfes in einer Keusche wohnte, hat das treue Thier geholt, hat dem armen Weibe davon ein paar gutgegerbte Schuhriemen geschickt.

Aber im Armenhause ist die Plona nicht geblieben.

Neben dem großen Hause mit dem weithin glänzenden Schindeldache stand nun ein Blumengärtlein. Weiße Rosen und Herzenstrost blühten darin. Dabei saß das Weib und träumte. — „Jetzt spottet mich der Herrgott auch schon aus, Rosen und Herzenstrost! All meiner Tage möcht' ich kein Mensch mehr sein. — He, Reitersmann! — Dort über dem Wasser reitet er auf und ab. Reitersmann!"

Eines Tages war die Plona nicht im Armenhaus, und sie war nicht im Gärtlein; kein Mensch wusste, wo sie konnte sein.

Und da war ein milder Sommerabend, eine stille Nacht und ein goldig heiterer Morgen. An diesem Morgen wurde das Weib unter den Weiden des Flusses gefunden.

So viel wuſsten ſie im Dorfe von der armen Plona. In den umliegenden Wäldern aber ſtrich ein alter, verwahrloſter Stromer umher, der wuſste von der Selbſtmörderin noch Genaueres.

An jenem Tage, als ſie die Plona in die Erde gelegt hatten, gieng Herr Berger hinauf in den Dorfwald, um, wie er nicht ſelten that, den Antheil ſeines Holzes abzumeſſen. Da begegnete er dem Stromer. Er erſchrak anfangs über die unſtete und doch gebrochene Geſtalt mit dem zuckenden, wildgefurchten Antlitze. Auf dieſes Mannes Antlitz hatten die Greiſenjahre nicht jene Milde gelegt, wie ſie ſo oft den Lebensabend verklärt, wie ſie auf der ſtillen, herbſtlichen Heide träumt — nein, dieſes Mannes Antlitz war wie die Heide in einer Sturmnacht, über welche wüſte Wolken jagen.

Vom Dorfe herauf klangen die Glocken; vom Gebirge zog ein Gewitter herüber und verdeckte bereits die Sonne.

„Iſt keine Unterſtandhütte nah', Alter?“ redete Herr Berger den zwiſchen den Bäumen dahin huſchenden Stromer an.

Dieſer blieb ſtehen, ſtarrte auf den Fragenden und verſetzte: „Und der Herr iſt heute nit unten bei der Plona ihrem Begräbnis?“ Seine Stimme war dumpf und rauh, ſie glich faſt jenem Schalle, den man hört, wenn man von einem hohlen Baumſtamme die halblockere Rinde losreißt.

„Was geht mich die Pfründnerin an!“ ſagte Herr Berger.

„Da den Herrn die Pfründnerin nichts angeht, ſo kann er mit mir in mein Haus kommen, bis das Gewitter vorbei.“

Sein Haus war eine aus halbmorſchen Stämmen und Rindenblättern aufgeführte armſelige Hütte an einer Felswand. Von derſelben ſah man hoch über die Wipfel des Waldes hinaus in das Thal und in das Dorf, welches dalag zwiſchen den Geſträuchen, wie ein Häufchen grauer Steine im Moosgelände. Mitten heraus ragte der Kirchthurm und ſchimmerte im Dämmerlichte des nahenden Gewitters das Schindeldach von Bergers Haus.

Schon brauste der Sturm im Forſte, zu einzeln ſchlugen große Tropfen an das mooſige Geſtein; die beiden Männer krochen in die Rindenhütte. Als ſie ſo kauerten und Herr Berger unmuthig und ängſtlich gegen das dunkelnde Thal blickte, ſagte der Alte: „Treuherzige Hirten haben dieſes Dach gebaut und jetzt ſitzen zwei Schurken darunter.“

Herr Berger fuhr empor, als wollte er davon.

„Bleib' der Herr, er wird ja naſs!“ Die Züge des Alten bei dieſen Worten waren ſchreckhaft. — „Dieſer Sturm“, fuhr er fort, bläst einem leicht den Verſtand aus; morgen kommt wieder einer, der bläst das Leben aus. Und desweg', Herr, thun wir jetzt beichten.“

„Wieder ein Wahnſinniger“, brummte Herr Berger, ließ ſich aber doch auf einen Holzblock in der Hütte nieder, weil das Gewitter jeden Augenblick loszubrechen drohte.

„Ein Wahnſinniger? — Kann auch ſein; wär' beſſer, wie ein Schurke. Ei na, thu' ſich der Herr nit fürchten; ein Rab' kratzt dem andern kein Aug' aus. Sagt das Sprichwort nit ſo? — Heut' haben ſie die Plona unter die Erden than, da wird's mit mir nit mehr lang dauern. Beichten will ich. Aber halt ja, zum Pfarrer mag ich nit, der thät' mich verdammen; zum Richter will ich nit, der thät' mich hängen. So beicht' ich dem Spitzbuben, der wird mich wohl abſolvieren.

Die Rindendecke der Hütte klapperte, matte Blitze zuckten über das Gewände, der Donner erſtickte ſich im Gewölbe. Herr Berger bebte.

„Die Leut' heißen mich den Stromer-Tobias", fuhr der Alte fort, „das iſt ſchon recht. Da, dem Herrn ſein Vater", er deutete auf Berger, „hat mich anſtatt ſeinen Sohn zum Militär ſchieben wollen. Blutarm bin ich geweſen; auskaufen hätt' ich mich nit mögen; ſo bin ich in die Wälder gegangen. Bin aber wohl auch noch zuweilen ins Dorf zurückgeſchlichen und da iſt gar ſo eine närriſche Geſchicht' geweſen. Wart' der Herr, ich muſs mir die Augen zuhalten, ſonſt kann ich dieſelb' alte närriſche Zeit nimmer ſehen."

Er hielt die beiden Hände eine Weile über das Geſicht. — „Uuh, das iſt doch!" rief er plötzlich aus, „jetzt läuft ſie in ihren kurzen Hemdärmeln herum, und das goldfarbige Haar will ſie gar nit zuſammenbinden, wie die andern Mägdlein. — Plona! Jungfräulein! Plona! — Hei, da mag ich ſchreien bis in die finſtere Nacht hinein, ſie iſt ſchon ins Haus geſprungen. — Bin ich nit ein junger, luſtiger Jägersmann? Der Tauſend, das wollt' ich meinen! — Sie ſieht's aber nit ein, mitſammt ihren hellen ſchwarzen Augen nit. Jeſſes, jetzt kommen gar die Franzoſen! Wie ein wildes, blaues Meer brechen ſie in unſer Land herein; die führen ja Krieg mit dem lieben Herrgott ſelber. Und ſie rauben und plündern und ſie haben eine weltfremde Sprach'; nur das Schreien ihrer Röſſer kann eins noch verſtehn. Was ſie für ein wildes Geſpringe und für ein tolles Gelächter haben allweg, und ſie greifen einem nach den Säcken. Was ſind das für Leut'! Und die wollen Herr ſein und zünden im Übermuth gar die Dörfer an! O Gott, wie geht's im Krieg jetzt zu! — Meinetwegen. Iſt der junge reiche Berger nit gangen gegen den Feind, geh' ich auch nit. Mein Blut iſt juſt ſo roth, wie ſeines. Mein Blut — hörſt du, Plona! Dich will ich ſchützen zu dieſer Zeit; im Walde mögen ſie dich nit finden. — Gelacht hat ſie über meine Red' und ſelber hat ſie ſich einen ausgeſucht, einen Reitersmann. — Hei, jetzt iſt der Himmel auseinander geſprungen."

Mit den letzten Worten meinte er das Gewitter, das mit einem gewaltigen Donnerſchlag losgebrochen war. Niederſausten die Waſſerſtröme, Eiskörner knatterten auf dem Dache, eine ganze wilde, flammenſprühende Wolke ſenkte ſich nieder am Felsgewände.

„Jetzt wohl", rief der alte, unheimliche Mann, „schläft er nit, der Gerechte da oben, so wird uns der Donnerkeil wohl treffen. — Ja so, dort sprengt mein Reitersmann. — Herr, derselb' ist kein Franzos gewesen und kein Deutscher, im Elsässerland ist er daheim gewesen; der hat leicht ein schlechtes Deutsch gesprochen und kein gutes Französisch. Ist ja seiner Tag' mit einem Fuß bei uns herüben gestanden und mit dem andern im Franzosenland. Bei diesen Leuten kunnt's leicht sein, dass der Vater gegen die Deutschen in den Krieg geht, und der Sohn gegen die Franzosen, und der Enkel wieder gegen die Deutschen. Das sind Zwitterleut.' — Und ein solcher hat der Plona taugt. Aber schmuck ist er gewesen, und reiten hat er können; das ist bei den Weibsleuten genug, nach anderem fragen sie nit. Einer von ihnen hat noch ihren Bruder erschlagen; doch hat sie aber den Feind in ihr Stübel genommen; einen curiosen Frieden haben sie geschlossen allbeid', und — ruck mir der Herr nur an die Seit', sonst wird er ja waschnass bei so einem Gießen, und der Wind fährt drein, dass schon all des Teufels!"

Herr Berger rückte willenlos zur Seite, er war blass bis in den Mund hinein.

„Leicht hat er sie gar zwungen mit Feuer und Schwert", fuhr der Alte fort, „sonst kunnt' ich mir's nit denken, wie sie hat ja sagen mögen. — Nach der Kriegszeit — soll er gesagt haben — wolle er wieder kommen und sie heiraten."

Der Alte raufte Moosfetzen von den Baumrinden.

„Heiraten", sagte Herr Berger gedankenlos nach, seine Augen aber starrten immer in den wüthenden Sturm hinaus.

„Meint der Herr, ich hätt' mich darüber im Wald hingelegt und dem Förster die Hasen gestohlen? — Jetzt hab' ich's verspürt, die Dirn' hätt' ich lieb und die Dirn müsst' ich haben. Das Thier im Wald thut mir nichts zu leid, und dennoch brenn' ich's nieder. Und so ein Fremder, der uns alles will rauben, der uns selbst will austilgen . . . Herrgott, da hat's in mir angehebt zu graben und ich hab' gemeint, wenn ich's thät', 's wär' ein gut' Werk. Und wie sie nachher — — Na, 's ist keine Menschenmöglichkeit, was zu erzählen bei so einem Wetter, Gar sein eigen Wort hört man nit."

Er war eine Weile still. In den Lüften brauste und tobte es; zuweilen zuckte ein rother Schein durch die dämmernden Nebel; ein paarmal fuhr ein glühweißes Zickzack am Gewände hin, und ein Schmettern und Krachen machte schier die Grundfesten des Gesteins erbeben.

„Wir wollen beten", hauchte Herr Berger und faltete die Hände.

Da lachte der Alte auf: „Ist denn der Herr ein so guter Christ! Die Plona hat auch gebetet auf den Trümmern von ihrem Häusel: Herr Gott, schlag' zu! — Leicht schlägt er jetzt zu. — Ich fürcht' mich nit;

ich leg' ja die Beicht ab, und mich legen sie nachher zu der Plona. — Jetzt, wie weit hab' ich dem Herrn die Geschichte erzählt? — Bis, wo sie auf- und abgezogen sind am Fluss? Richtig. Und 's ist just der Samstagabend. Da schleich' ich hinab zur schwarzen Wand und versteck' mich in eine Höhle. Jetzt marschieren sie vorbei zu Fuß und Ross. Dich kenn' ich, du wilder Bursch' aus dem Elsässerland; auf einem hohen Rappen reitest du daher, übermüthig commandirst du die Kameraden und dein Federbusch fliegt im Wind. — Ich hab' just mein Gewehr bei mir, da hat sich der Lauf gesenkt und die Kugel hat hinaus guckt auf den Federbusch. Leicht hat sie gemeint, 's ist ein Auerhahn auf hoher Tann'; ist ihr gäh glutheiß worden vor Begier, ist hinausgeflogen und —

Der Alte machte eine Handbewegung.

„— Das Ross ist stehen geblieben und hat niedergeschaut auf den Sand, und die anderen haben den todten Reiter begraben unter einer Kiefer. — Heisa, Herr, aber jetzt ist's lustig worden im Thal; wie Bestien sind sie aufgewesen, die Blauen, haben wollen sengen und brennen, und die Bauern würgen, 's ist aber nit aufkommen, wer den Commandanten erschossen; ich bin im tiefen Wald gewesen.

Der Franzos ist endlich davon, aber Elend hat er zurückgelassen allenthalben. In demselben Jahr haben die Leut' Brot aus Heumehl gebacken, weil der Feind die Felder all hat zertreten. In demselben Jahr haben sie den Friedhof erweitert, weil eine große Sterb' ist ausgebrochen. Mir ist die Welt auch schon des Teufels gewesen. Die Plona hat mich nit angeschaut: Tag und Nacht hat sie geträumt von ihrem Reitersmann. Bin ich einmal zu ihr hingetreten: Plona, hab' ich gesagt, mich hat der Herrgott beschaffen für dich; sei gut zu mir. Da sieht sie mich an und thut einen Schrei: Du Bösewicht, du hast ihn umgebracht, auf deiner Stirn steht's geschrieben! — Da bin ich wohl gleich wieder fort. — So ist die Weil' vergangen. Ich bin geblieben in der Wildnis und hab' schwer getragen an derselbigen Red' von der Plona. —

Das ist die Geschicht'. Und wie's dabei noch spassig sein mag. Ich bin ein Halbnarr geworden. Ja halt, weil mir derselbige Schuss auf den Federbusch nach und nach zum Gewissen gangen ist. Heimlich abbüßen hab' ich sie wollen, die Sünd'; hab' mir Sand in die Schuh gethan, hab' meinen Leib gepeitscht mit Wacholderruthen. Auf Steinhaufen hab' ich geschlafen; hat mich ja kein Mensch behalten wollen unter Dach. Leicht auch wegen der Feuersgefahr. Bin ja wahnsinnig, ich, der alte Tobias, bin ein Narr. Weil's eine närrische Welt ist, und zuletzt weiß einer gar nit, wie er daran ist. — — Jetzt wird's wieder Licht, und das Wetter zieht hinab ins Thal. So schlägt er doch nit zu."

Das Gewitter hatte sich tiefer gesenkt. Auf der Höhe des Gewändes in den Ritzen und zwischen den geknickten Halmen und dem ent-

blätterten Gesträuche lagen Schloßen. In den Schluchten tosten Wildwasser. Eine eiskalte Luft strich. Der Himmel war zerrissen; theilweise blickte das Blaue herab; hie und da fiel gar ein Sonnenstrahl, dass die großen Tropfen an den Wipfeln der Bäume funkelten.

Herr Berger erhob sich erleichterten Gemüthes, um dem geisteskranken Alten zu entkommen.

„Leicht schlägt er aber doch noch zu!" rief dieser, „schau der Herr hinab in das Thal, wie die schwarzen Nebel lebendig sind; der Sturmwind arbeitet auch darin, und die Blitze fahren auf und nieder. Dem Herrn sein Haus ist das größte und höchste im Dorf. Die Bausteine halten auch zusammen, die sind leicht gar mit pickigen Augentropfen gemörtelt worden. Das armselige Häusel steht nit daneben; thät' keine Feuersgefahr mehr sein. — Meint der Herr? — Hei, jetzt ist aber wieder ein Donnerkeil gefahren!"

Ein dumpfer Schlag folgte. Einige Augenblicke später war vom Dorfe her aus dem Wetterbrauen hervor das Schrillen der Feuerglocke vernehmbar.

„Jesus!" rief Herr Berger, „jetzt hat's in mein Haus geschlagen!"

„Mag wohl sein", sagte der Alte ruhig, „es hätt' mich gewundert, wär's ausgeblieben."

Stöhnend eilte Herr Berger den Hang hinab. Der alte Tobias blickte ihm nach. „Gott Lob und Dank", murmelte er, „gebeichtet hätt' ich."

Das Gewitter lag lange im Thale und verdeckte das Dorf. Darüber hin schien die Sonne. Die Feuerglocke war nicht mehr zu hören.

„So kommt alles in die Richtigkeit", murmelte der Alte, „und nun ist's an mir."

Keuchend stieg er die Felsen hinan; sein Schritt war unsicher, sein Auge war wirr.

* * *

Als sich im Thale das Gewitter endlich aufgelöst hatte, waren alle Felder und Wiesen weiß, Wildbäche brausten und rissen tiefe Furchen und schwemmten Gelände und Hagelhaufen mit sich fort. Wieder schien die Sonne über das Dorf und weithin schimmerte das silberige Schindeldach von Herrn Bergers Haus.

Am Ende des Dorfes aber rauchte eine Linde; Leute standen herum und suchten in den Splittern und Bränden nach dem „Donnerkeil".

Herr Berger war gewaltig erregt in das Dorf gekommen; als er sah, dass sein Haus unversehrt war, sank er erschöpft zu Boden.

Anstrengung, Schreck und Aufregung hatten das ihre gethan, es kam über den Mann eine heftige Krankheit. Nach zehn Tagen trugen sie

ihn auf den Kirchhof. Und wieder ſtand ſein Haus neben dem der armen Plona.

Zur ſelben Zeit hatten Hirten oben in den Felſen die Leiche des alten, irren Tobias gefunden.

„Als irrſinniger Greis verunglückt“, ſchrieb der Pfarrer ins Kirchenbuch.

„All' meiner Tage“, ſagten ſie im Dorfe, „zuerſt die Plona, d'rauf der Herr Berger, und nachher der närriſch Tobias. Die alten Leut' haben ja allfort geſagt: Der Tod fährt mit Dreigeſpann.“

Hützlags.[1]

Gedicht in Montavoner Mundart von Johann Baptiſt Biedermann.[2]

Hützlags kunt mer[3] d' Wält vör
Jo grad wia omkehrt,
Üs hotma bim Deixel
Decht[4] allig[5] nu glehrt:

Zerſt kemmi der Globa
Und denn ger lang nüt,
Denn d' Hoffnig, denn d' Liabi
Bi da chreſtlina Lüt.

Jäz iſchas[6] ganz anderſcht,
Jäz liaben ſie zerſt,
Denn kon[7] ſie in d' Hoffnig,
Denn globen ſie's[8] erſt.

[1]) Heutzutage.
[2]) Aus deſſen Sammlung: „Nüt för uguat.“ (Stuttgart. Süddeutſches Verlagsinſtitut. 1898.) Es iſt noch mehr Feines in dem Büchlein. Die Red.
[3]) kommt mir.
[4]) doch
[5]) alleweil.
[6]) iſt es.
[7]) kommen.
[8]) glauben ſie es.

Kleine Laube.

Wie unſer Landvolk ſingt.

Von Erwin Gros.

Kürzlich war hier eine große Bauernhochzeit. Burſchen und Mädchen tanzten in dem meinem Hauſe benachbarten Wirtshausſaale; ich freute mich, als ich ſah, wie ſie ſich ſo recht der Luſt des Augenblicks hingaben, und meine Freude wurde durch zeitweilig erſchallende „Jauchzer“ und feſtes Aufſtampfen nicht getrübt. Denn ich habe allezeit die für Narren gehalten, die verlangen, daſs es auf Bauernhochzeiten und Kirmeſſen zugehen ſoll, wie auf den Bällen eines Stadtcaſinos. Da complimentiert ſich der „Herr“ an die „Dame“ heran, bittet um die Tanzkarte und trägt nach huldvoller Gewährung eines Tanzes ſeinen Namen ein, während der Bauernburſche einfach ſein Mädel an die Hand faſst: „Lisbeth, komm, wir machen einen Walzer miteinander.“ Dort alles geziert, geleckt, glatt, hier alles derb, kräftig, urwüchſig.

Man höre doch endlich auf, an unſern Bauernſtand das Maß der gebildeten Stände in ihren äußeren Sitten und Lebensformen anzulegen. Man kann doch nicht verlangen, daſs ein deutſcher Buchenwald wie ein regelrecht zugeſtutzter Stadtpark ausſehen ſoll. Man wäge lieber die beiderſeitige innere Kraft gegeneinander ab, und vom Bauernſtand heißt's dann wahrlich nicht: „Gewogen, gewogen, zu leicht gefunden.“ Bei ihm iſt geſunde Leiblichkeit, natürliches Empfinden und feſtgeprägte Standesart; er iſt der Born unſerer ſteten Volksverjüngung. Darum laſſe man unſere Bauernjugend ruhig beim Tanze jauchzen und ſtampfen, oder wie man in Heſſen dafür ſagt, „ſtazzen“, wenn's ſonſt in Zucht und Ehren zugeht. —

Jetzt ſchweigt drüben die Muſik; ein Lied wird angeſtimmt. Ich öffne das Fenſter, weil ich denke, wie neulich am ſchweigenden Frühlingsabend, ein ſchönes Volkslied zu hören, denn ein echtes und rechtes Volkslied iſt für mich wie ein Trunk klaren Waſſers aus einem lindenbeſchatteten Bergquell. — Aber was vernehme ich? Folgendes Lied, wenn man's ſo nennen kann:

Laura, ja Laura,
Setz dich aufs Sofa,
Laura, ja Laura,
Komm her zu mir
21, 22, 23, 24,
Laura, ja Laura,
Weißt, wie ich dich liebe.

Das war das ganze Lied; und das wurde endlos wiederholt, bloß, daſs man in der Zahlenreihe immer weiter gieng. bis 100 erreicht war. Ich ſchlug das Fenſter zu und gieng in ein Zimmer, wo ich den Geſang nicht hören konnte. Allein immer und immer quiekte mir ſeine platte Tingeltangelmelodie in den Ohren. Ich wurde erſt ganz wild, dann aber traurig.

Das Volkslied kämpft heute einen ſchweren Kampf auf dem Land, einen Kampf um Leben und Sterben. In der Stadt iſt das echte Volkslied ja ſchon längſt geſtorben und ruht in dem modrigen Grab der großen Bibliotheken wie Schneewittchen im Sarg, und die gelehrten Leute ſtaunen ſeine Schönheit an, „weiß wie Schnee, roth wie Blut, ſchwarz wie Ebenholz“; aber es iſt todt, es ſingt nicht mehr. Zu Luthers Zeit war es anders. Da blühte auch in der Stadt der Volksgeſang in reicher Pracht. Manche unſerer Kirchenlieder ſind aus Volksliedern entſtanden, z. B.: „O Welt, ich muſs dich laſſen“ aus:

Innsbruck, ich muſs dich laſſen,
Ich far dahin mein ſtraßen.
In fremde land dahin.
Mein freud iſt mir genommen,
Die ich nit weiß bekommen,
Wo ich im ellend bin.

Aber man ſingt doch heute noch in der Stadt auf Gaſſen und Straßen. Gewiſs, ſogar ſehr viel. Nun, was denn? Gaſſenhauer. Der Gaſſenhauer aber verhält ſich zum Volkslied, wie ein grasgrüner Holzapfel zu einem rothwangigen Borsdorfer. Das Volkslied ſingt in einfachen, aber herzergreifenden Weiſen von Lenz und Liebe, von ſeliger goldener Zeit, von Rosmarin und Vergiſsnichtmein, von Scheiden, Meiden und Wiederfinden, von Königskindern, von tapfern Soldaten und luſtigen Wandergeſellen. Das ſind Lieder von echt deutſchem Schrot und Korn, ſo tief, wahr und klar, ſo fröhlich, frei und züchtig, ſo treu, ehrlich und fromm, daſs einem das Herz im Leibe lacht, wenn man ſie hört. Der Gaſſenhauer aber macht uns mit den großen Thatſachen bekannt: „Mutter, der Mann mit dem Cooks iſt da“, „Im Grunewald iſt Holzauction“, „Gigerl ſein, das iſt fein“ ff. Der Inhalt dieſer Lieder iſt ein Gebräu von Blödſinn und Gemeinheit, die Melodien ſind jämmerliche Ohrenkitzeleien.

Dieſer Gaſſenhauer iſt der erſte Feind, der das Volkslied vom Dorfanger unter der Linde verdrängen will. Wie kommt er aufs Land, er iſt doch ein Stadtgaſſenbub? Nun, „da kommt das Militär, mit Säbel und Gewehr“ und bringt in die ländlich Heimat die neueſten Gaſſenhauer mit. Natürlich iſt der Urlauber im bunten Rock der Held des Tages unter der Jugend, und gar bald ſingt ſie ihm nach ſtatt:

„Gute Nacht, mein Engel,
Gute Nacht, mein liebſter Schatz,
Bei dir hab' ich geſeſſen,
Hab' manchen Schlaf vergeſſen,
Ade zur guten Nacht.“

„Denke dir, mein Liebchen, was ich im Traume geſeh'n“, den gräſslichen Schunkelwalzer.

Der andere Feind des Volksliedes auf dem Lande iſt — der Geſangverein. Es wird wenig Dörfer bei uns im Weſten geben, wo nicht ein Geſangverein zu finden iſt. Nun will ich gewiſs nichts gegen dieſe Vereine ſagen, ſie haben manches Gute für ſich. Allein oft ſingen ſie Lieder, die zur ländlichen Art in den bäuerlichen Lebenskreis paſſen wie die Fauſt aufs Auge. Und ſelbſt wenn das Volkslied von ihnen gepflegt wird, der vierſtimmige Kunſtgeſang verdrängt den zweiſtimmigen

Naturgesang. Wo die Sangesbrüder beisammen sind, stimmen sie ihre vierstimmigen Weisen an, nie aber zweistimmige Volkslieder. Und da vielfach schon die unverheirateten Burschen dem Gesangverein beitreten, die Mädchen aber am cölibatären Gesang keinen Gefallen finden, so stirbt das Volkslied nach und nach aus. Es müsste unbedingt darauf gehalten werden, dass die Gesangvereine nicht ausschließlich Männergesangvereine sind. Die Junggesellen mögen mit den Mädchen singen. So gehört sich's von rechtswegen.

Wie das Volkslied auf dem Lande zu erhalten ist? Es ist ja keine Frage, dass unsere Zeit mit ihrem Hin- und Hergewoge der Menschen für die festgefügte, am Herkömmlichen hangende Art des Bauernstandes nicht günstig ist. Allein, dass der Bauer so viel von der alten Art verloren hat, daran haben die anderen Stände doch ein gut Theil schuld. Sie haben die Landleute ob ihrer Tracht, ihrer Sitten und Gebräuche, ihrer Ausdrucksweise in Wort und Lied so lange verlacht und verspottet, bis der Bauer meinte, er müsse ein anderer werden, als seine Väter waren, bis er Stadtart annahm, oder vielmehr ein Mittelding wurde zwischen Bauersmann und Stadtherr. Auch Pfarrer und Lehrer haben durch Verständnislosigkeit und unsinnige Reformwuth gegenüber dem bäuerlichen Wesen schwer gesündigt. Nun, gottlob! Es ist in dem Stück etwas besser geworden. Man erkennt heute in weiten Kreisen die hohe Bedeutung festgefügter, charaktervoller Bauernart an.

Jedoch wir, die wir anderen Ständen angehören, können im Grund doch nur wenig dazu thun, den Bauernstand zum alten, guten Wesen zurückzuführen. Das Beste müssen die Bauersleute selbst thun. Und so will ich sie heute kräftig gemahnt haben: Ihr lieben Bauersleute, seid stolz auf die Eigenart eures Standes, der der erste in der Welt ist. Bewahrt und pflegt sie. Und so lasst die Stadtleute auch singen, was sie wollen; haltet fest an den alten, schönen, herzigen Volksweisen eurer Väter! —

Ist es nicht genau, als ob dieser Aufsatz, den die Bauernzeitschrift „Das Land" veröffentlicht, über die Zustände in unseren Alpen geschrieben wäre? Nein, er erzählt, wie es da draußen um den Rhein, den Westerwald herum bestellt ist. Dieselbe Geschichte überall. Das weltliche Volkslied wird verdrängt von Operettenweisen und Gassenhauern, das geistliche deutsche Volkslied vom lateinischen Kirchengesang. Man lässt sich's gefallen, ja, richtet es selber so ein. Es ist aller Sinn für alte Sitte abhanden gekommen, die alten Eigenarten und Schönheiten und Tugenden sind verachtet, nur die alten Laster, wie Rüppeln, Saufen und Zanken, hat man beibehalten. Und dann wundert man sich über die Schwächung des Deutschthums. Der „Heimgarten" wird nicht müde, zu sagen, dass alles nationale Streiten und alle politischen Erfolge für die Dauer umsonst sind, wenn wir das deutsche Volksthum in Haus, Schule, Kirche und Kunst verlieren. M.

Etwas für die Deutschen.

Ein für das Volkswohl besorgter Görlitzer Gastwirt hat einen Preis für vieles Biertrinken ausgesetzt. Er verabreicht „Bierkarten" in der Größe der Eisenbahnfahrkarten je für ein Glas Bier, das bei ihm getrunken wird. Wer die ersten 2000 solcher Karten abliefert, erhält als Prämie ein neues Fahrrad, Modell 98, Wert 220 Mark. Wer die zweiten 2000 solcher Karten abliefert, erhält als Prämie eine goldene Herrenuhr, Wert 150 Mark. Wer die dritten 2000 solcher Karten abliefert, erhält als Trostprämie einen schwarzen Rockanzug nach Maß, Wert

70 Mark, das Kärtchen trägt außerdem Serien- und Nummernangabe, sowie den Vermerk: „Giltig vom 1. October 1897 bis 1. October 1898.“ — Daraus sieht man, wie schwer der Trinker ein Glas Bier überzahlen muss und was die Wirte für einen Gewinn haben müssen, wenn sie solche „Prämien“ geben können! Aber hoffentlich greifen die Deutschen zu. 2000 Gläser Bier sind bald unten, und das Fahrrad wird zu den vielen übrigen praktischen Verrichtungen, die es bereits hat, bald auch einen Bierbauchhalter bekommen müssen. Auffallend ist nur, dass das zweite und dritte Zweitausend bedeutend niedriger prämiiert wird, als das erste, während uns das Verdienst progressiv zu steigen scheint. Nun, der Wirt wird halt denken: Aller Anfang ist schwer. Hat der Kerl erst 2000 Krügel durch, dann geht das weitere wie geschmiert. Also wer in einem Jahre 6000 Glas Bier in den Bauch gießt, 16 Krügel des Tages ist für den Schlauch nichts Unmögliches, der hat sich einen schönen schwarzen Anzug, eine goldene Herrenuhr und ein ausgezeichnetes Fahrrad, Modell 98, ersoffen. Und die größte Prämie bleibt wahrscheinlich noch dem Wirt selber.

M.

Verschönerungsvereine.

Unter dieser Überschrift schreibt der „Kunstwart“ beherzigenswerte Worte. Er sagt unter anderem: Sie — die Verschönerungsvereine — meinen's ja gut, sie leisten zum Theil auch Gutes. Es sind nur viele unter ihnen, die ein bisschen wenig davon verstehen, wo sie helfen könnten. Und auch die Gutes leisten, könnten noch viel Besseres leisten.

Da sitzen in neunzig von hundert Kleinstadt- und Dorfstuben die modernen Vorurtheils-Kobolde. Sie gehorchen alle einem Oberteufel, das ist der Nachäfftenfel, und er bläst den Leuten ein: ihr sollt es so machen, wie die Stadtleute, denn das ist schön. Neulich klagte mir ein vortrefflicher Architekt, er hab' einem Gutsbesitzer recht aus Orts- und Landschaftscharakter heraus ein Haus entworfen, da sei der Mann einfach empört gewesen: ob der Baumeister denke, weil er ein Bauer sei, sei für ihn ein Haus zu gut, wie's die Stadtherren hätten? Nun setzt ihm ein andrer eins hin, mit gusseiserner Veranda und Stuckmedaillons mit Akanthus. Das ist ganz typisch, aber nicht bloß für den Bauern; auch der Kleinstädter richtet seinen Ort in Straßen und Plätzen so „großstädtisch“, so „modern“ her, als hätt' er nie davon läuten gehört, wie wir Großstädter selbst über die uns aufgezwungene Bauerei denken. Besonders für die Sommergäste, die doch dankbar sind für den Blick auf jedes malerische Eckchen, werden die nüchternsten eleganten Kästen in Dorf und Städtchen gebaut, dass es einen erbarmt. Wem ist noch nicht ein schönes Dorf, das er als Sommerfrische liebgehabt, ganz einfach verekelt worden durch Wirts- und Wohnhausneubauten, die „den Ansprüchen der Neuzeit genügen“ sollten? Wer kennt nicht Menschen, die sich aus solchen Gründen fürchten, in ihr früheres Bad zurückzukehren, hören sie von diesem nur die stolze Botschaft, es „schwinge sich auf“?

Eine überaus dankbare Aufgabe für Verschönerungsvereine schiene mir's, hier aufklärend und erziehend einzugreifen, hier, wo zudem mit ganz geringem Aufwand an Geldmitteln überaus segensreich gewirkt werden könnte. Sie müssten den Leuten klar machen, wie grundverfehlt es ist, auf einen kleineren Ort ohne weiteres zu übertragen, was ja für größere Städte vielleicht am Platze sei. „Ihr zieht auch dadurch die Fremden nicht her“, müssten sie ihren Mitbürgern sagen, „kommen die denn, um bei uns zu suchen, was sie daheim verlassen? Bequem wollen sie wohnen,

ja, aber nicht in so langweiligen Löchern, wie die, aus denen sie ausreißen. Habt ihr denn nicht beachtet, was ihnen bei uns gefällt? Lest doch in ihren Reisebüchern nach: die alte Kirche, das alte Rathhaus, das alte Thor, davon sprachen sie, und wo bleiben sie stehen, gucken und freuen sich? Wo's gerade ganz anders aussieht, als in der Großstadt, wo bunte Häuser mit Fachwerk und hohen Ziegeldächern in Gärten mit Bäumen, vielen Blumen und einer schönen Laube stehn. Wollt ihr neu bauen, ei, so baut nur mit dem Comfort, den die Stadtleute mögen, aber baut malerisch, ländlich, freundlich, paßt der Neuzeit die Art an, wie eure Altvordern gebaut, baut, wie das in unsere Landschaft paßt, baut im Charakter unsres Ortes, daß er mehr und mehr alle Reize entfalte, die er haben kann. Je eigenartiger und je heimeliger ein Ort, je mehr zieht er euch die Fremden an und hält sie fest." —

Wie singt Gottfried Keller?

Die Ratzeburg will Großstadt werden
Und schlägt die alten Linden um,
Die Thürme macht sie gleich der Erden
Und streckt gerad, was traulich krumm.
Im Stadtbach wird ein Quai erbaut
Vom untern bis zum obern Thor — —
— — — — — — — — — — — —
So ist gelungen jeder Plan,
Doch niemand sieht das Nest mehr an.

Poetenwinkel.

Sonntag.

Ja, es ist Sonntag heute
Und ist ein Sonnentag.
Mit festlichem Geläute
Grüßt ihn der Glocken Schlag.

In schillerndem Gedränge
Wälzt sich der Menge Strom.
Es dringt wie Orgelklänge
Und Weihrauch aus dem Dom. —

Nicht weit von hier im Grunde,
Da steht ein kühler Wald.
Dort ist zu dieser Stunde
Mein liebster Aufenthalt.

Die alten Tannen ragen
Und ihre Wipfel weh'n,
Als wollten sie mir sagen,
Daß sie mich wohl versteh'n.

Hier in dem Heiligthume
Ist alles still und groß,
Und eine Glockenblume,
Die lächelt aus dem Moos.

— Ich weiß, was sie mir deutet,
Ich weiß, was sie mir blüht.
Sie deutet und sie läutet
Mir Sonntag ins Gemüth.

Heinrich Hege.

* * *

Sonnenwende.

Sag', was blickst du so gerade
Vor dich hin und schweigst?
Nimmermehr den Kopf du neigst
Nach meiner Seite.
Sag', was suchst du auf dem Pfade,
In der Weite,
Wo die sinkende Sonne loht?
Sieh', wie reiche Sonnengnade
An den Zweigen hängen blieb!
Deine weiße Hand mir gib;
Deine Hand ist todt? —
Sieh' den rothen Mohn, die Wicke. —
Warum wendest du die Blicke?
Bitte dich, sag' nur ein Wort. . . .

Ist es so? — Es kam das Ende.
Sonnenwende. —
Gib zum Abschied beide Hände,
Dann geh' fort,
Denn du hast mich nicht mehr lieb.

Anton Renk.

* * *

Auch ohne Sonnenglühen.

Es ist ein Irrthum, trüb und starr
Die Winterszeit zu nennen;
Wie dürfte sie sonst Jahr für Jahr
Uns von den Blumen trennen?

Der Schöpfer hat auch sie geweiht,
Geschmückt mit Glanz und Farben,
Drum braucht bei ihrer Herrlichkeit
Das Auge nicht zu darben.

Sie kann den Menschen Gutes thun
Auch ohne Sonnenglühen,
Wenn die Natur scheint auszuruh'n
Und sich nicht mehr zu mühen.

Doch in der Erde Tiefe webt
Sie fleißig fort im Stillen,
Damit die Saat allmählich strebt
Empor nach ihrem Willen.

Und so aus ihr entwickelt sich
Der erste Frühlingsmorgen,
Als endlich selbst der Nebel wich,
Der Berg und Thal verborgen.

Franz Tiefenbacher.

* * *

Abend-Gedanken.

Die Blumen schließen ihre Kronen,
In denen Märchen-Elfen wohnen,
Es kommt die Nacht.
Der Abendstern beginnt zu funkeln,
Und leise fängt es an zu dunkeln,
So weich und sacht.

Ich ruhe still am Waldessaume
An einem schlanken Tannenbaume
Und denke dein.
Wo weilst du wohl in dieser Stunde?
Mein fernes Lieb, o gib mir Kunde:
Denkst du auch mein?

Franz Floth.

* * *

Einst!

Kam ein schöner Bursch gegangen
Wohlgethan und schlank und fein,
Sonnverbrannt die runden Wangen —
Und die ganze Welt war sein!

Saß auf kalten Kirchenstufen
Ein verrunzelt Mütterlein,
Kothbespritzt von Rosseshufen
Und erstarrt in Winterspein.

Sann ob ihres Schicksals Karte,
Die betrog sie nicht allein,
Als den Burschen sie gewahrte,
Fiel ihr diese Weise ein:

„Kam ein schöner Bursch gegangen,
Wohlgethan und schlank und fein,
Sonnverbrannt und rund die Wangen
Und die ganze Welt war sein!"

Ach, was hat dich überkommen,
Armes, altes Mütterlein,
Daſs dein Herz so schwer beklommen,
Thränen fallen auf den Stein?

Hans Fraungruber.

* * *

An der Lohmühle.

Die Lohmühle klappert,
Die Rinde zerborst,
Es sprühen zertrümmert
Die Felle des Forst;

Ich steh' in Gedanken,
Beschaue das Spiel;
Und sachte beschleicht mich
Ein Wehmuthsgefühl.

So fallen die Rinde
Stücke für Stück,
So gieng auch in Splitter
Mein irdisches Glück!

Josef Kuelp.

* * *

Der Dichter und sein Lied.

Glücklich, wem das Glück gegeben,
Daſs die Musen ihre Gaben
Ihre hohen, göttergleichen,
Segnend ihm verliehen haben.

Glücklich, wenn die losen Worte
Im Gedicht zusammenfließen,
Glücklich, wer den Schmerz, die Freude
Im Gesange kann ergießen.

Mit dem Lachen werden Reime,
Lieder fließen mit den Thränen,
Er besingt das stolze Wagen,
Kühne Hoffen, bange Sehnen,

Er besingt die Heldenthaten
Unſ'rer Väter, unſ'rer Ahnen,
Er besingt die edlen Gaben,
Die ihn an die Götter mahnen;

Er besingt den holden Morgen,
Da die Sonne neu ersteht,
Und er faltet seine Hände,
Und das Lied wird zum Gebet.

Margarethe Piffl.

* * *

Stimmungen.

Am Gebirgsee.

Auf stillem See ein Fischerboot sich wiegt,
Im ersten Morgensonnenglanz.
Rundum das Heer der Bergesgipfel liegt,
Schön, wie ein Riesenrosenkranz.

Es schweigt die Glocke, die zur Andacht rief,
Des Hirten helles Lied verscholl. —
Ein Friede überkommt mich da so tief,
Weiß nicht, wie ich es deuten soll.

Abend in den Bergen.

Wild hat der See am Tag gerauscht,
Die Woge ward zur sanften Welle.
Im Boot der Fischerknabe lauscht
Dem Glockenton der Bergkapelle.

Der Knabe, betend, kniet im Boot, —
Hehr glüh'n die höchsten Bergesspitzen
Im letzten Abendsonnenroth, —
Thalwärts im Dorf schon Lichter blitzen. —

Am Himmel glänzt der erste Stern,
Und Dämmerung deckt still die Stunde. — — —
O süßer Friede, nah und fern,
Erhabene Ruh' zur Feierstunde!

Wilhelm Grab.

* * *

Alpenröslein.[1])

Willst du das Alpenröslein
In deinem Garten hegen,
Es spottet aller Sorge,
Dir hilft kein emsig Pflegen.

Es blüh'n auch nicht Oliven
Auf Matten hoher Almen,
Und nur im tiefen Süden
Erheben sich die Palmen.

Das Schönste, was die Menschheit
Aus Künstlershand empfangen,
Es trägt die Spur der Heimat,
Draus es hervorgegangen.

Josef Pollhammer.

* * *

[1]) Aus den formschönen und gedankentiefen „Gedichten" (neue Folge) des Aufseers Josef Pollhammer. (Wien. C. Gerolds Sohn. 1898.)

Staudenliadl.

İ han a liabs Dirndl,
A punkerds, a kloans,
Und so oft i̇ an sie denk',
So sing' i̇ mr oans:
İ han di̇ so gern,
Und du liegst mr in Sinn,
So fest wia der Kern
In der Haselnuss drin!

İ bin der Waldhansl,
Bin arm wia a Maus,
Mit dir lach' i̇ch dena
Die Großbauern aus.
İ han di̇ so gern,
Und du liegst mr in Sinn,
So fest wia der Kern
In der Haselnuss drin!

Und müasst i̇ mein Dirndl
An andern Buam geb'n,
Däs brauchet a Gwalt,
Und däs kostet mein Leb'n.
İ han s' ja so gern,
Und sie liegt mr in Sinn,
So fest wia der Kern
In der Haselnuss drin!

Hans Fraungruber.

* * *

A steirisches Weinl.

Wanst wüsst, dass de Welt sul a Himelreich sein,
Probier's amol, guck' durch a Glaserl vul Wein:
— Hot olles an guldenen Schein.
İ woaß da, mei Freunderl, a Tröpfel, däs d mogst!
Wirst sechn, wia leicht dass d de Weltkugl trogst,
— Weil a steirisches Weinl drauf woxt.

R.

Heimat und Nation.

Gedanken einer Pilgerin in der verlorenen Heimat.[1])

Es wohnt sich schön auf lichter Höhe, in den sonnigen Junitagen. Drum wandern viele die Bergpfade hinauf und nehmen Herberge im uralten Kloster, das weit hinausblickt über das blühende Land, und das schon so manchem Pilger und Wanderer gastliche Rast geboten hat. So bin auch ich gekommen, mich zu erquicken an Waldesgrün und Sonnenglanz, Stille suchend und neue Kraft, — und ein anderes noch. Als ich zum erstenmal hier oben stand — lang ist's her — da war's eine Offenbarung, ich jauchzte auf: „Mein Heimatland, wie schön bist du!" — Und wenn ich jetzt, langsameren Schrittes als damals, die wohlbekannten Pfade wandle, so ist's nicht nur um des Waldes und der Sonne und der köstlichen Luft willen. Ich suche am liebsten die Stellen auf, die die weiteste Umschau gewähren, setze mich aufs graue Gestein, das überall aus dem Waldboden hervorragt, und schaue hinaus und kann mich nicht satt sehen. Das leuchtende Bild dringt durchs Auge bis ins innerste Herz hinein, und da soll es bleiben, ich will es mitnehmen in die Ferne.

Wie sieht es mich lachend an, das gesegnete Land, im Sommersonnenschein! Leichte Wolkenschatten nur gleiten hie und da über die prangenden Felder, die üppigen Wiesengelände, die tiefgrünen Waldungen und die schmucken Dörfer, die halbversteckt liegen hinter ihren Rebhügeln und Obstgärten. Unzählige Kirchthürme winken freundlich herauf, und drüben, beim silberschimmernden Flusse, ragt hoch und hehr der stolze Dom über die dunkle Häusermasse der Stadt empor. Weiter noch schweift der Blick, bis zu den blauen Bergen des Nachbarlandes, und kehrt wieder zurück zu unseren Bergen, und grüßt jeden grauen Felsen und jeden frischgrünenden Tannenwipfel.

[1]) Verfasser ist eine Elsässerin, welche nach dem Kriege die Heimat verließ und nach Frankreich auswanderte. Zu dieser subjectiven Darlegung wurde sie angeregt durch den kleinen Aufsatz: „Heimat oder Nation." („Heimgarten", 22. Jahrgang, Seite 550.)

Und leise gesellen sich zu dem heiteren Bilde der Gegenwart traute Bilder der Vergangenheit. Das Auge bleibt im Schauen versunken, und das Herz im Gedanken. Aus den fernsten Kindheitstagen, von dem Fleckchen Erde, das dort, hinter dem Dunstschleier am Horizonte, verborgen liegt, spinnen sich goldene Fäden herüber, sie umstricken mich mit wonnigen Träumen. . . .

„Prachtvolles Panorama hier!“ — Die Stimme schreckt mich auf, verscheucht sind die Träume. Wenig Schritte von mir stehen zwei Touristen, die ich nicht kommen sah, noch hörte. Ich erkenne sie, es sind meine Tischnachbarn von heute Mittag, Studenten, lustige Brüder. Welcher Wissenschaft Jünger sie sind, ließ sich zwar aus ihrem laut geführten Tischgespräch nicht errathen, sie scheinen jedoch in verschiedenen Universitätsstädten sich sehr eingehender Bierstudien beflissen zu haben, denn sie legten in dieser Hinsicht ein wirklich kosmopolitisches Wissen an den Tag. Sie haben auch ihr Befremden ausgedrückt darüber, dass sie hierzulande manches anders gefunden, als sie's erwartet: „Nach so kolossaler Zeit, immer noch!“

Jetzt, nachdem sie ihrer Bewunderung für die Landschaft Luft gemacht, spricht einer: „Das Land ist wunderschön, aber die Eingeborenen haben keinen Sinn dafür. Kaum, dass man hie und da einen antrifft auf den Bergen.“ — „Gut, dass wir da sind!“ meint der andere. Sie gehen weiter, und ich wende mich wieder der Landschaft zu, aber ich kann das Schauen und Träumen von vorhin nicht wieder finden. Zuerst habe ich lächeln müssen ob der naiven Anmaßung der jungen Bursche; nun aber will mir das letztgehörte Wort nicht aus dem Sinn. „Gut, dass wir da sind!“ — Weißt du, Knabe, was du da gesagt hast? Ein unbewusst grausames Wort. Dein „wir“, ich verstehe es wohl, es meint alle, die gekommen sind, seit der „kolossalen Zeit“, — seit so viel andere fortgezogen. Wo du, leichten Fußes und Sinnes, vorübergehst, gedankenlose Worte sagend, da ist mancher schon gestanden, von den „Eingeborenen, die keinen Sinn haben für die Schönheit ihres Landes“, — und hat hinausgeblickt stundenlang, ehe er sich blutenden Herzens losriss, auf Nimmerwiederkehr.

Und kehrt einer oder der andere wieder, auf kurze Tage, so kommt er als Fremder und findet Fremdes. Die ganze Heimat, er findet sie nimmer, denn die Heimat, ist sie das Land, wo unsere Väter begraben liegen, wo wir unsere Kindheit und Jugend verträumt, wo wir jeden Berg und jeden Kirchthurm mit Namen grüßen? Liegt nicht in dem Wort viel mehr noch?

Dem Kinde ist nur das Vaterhaus Heimat. Führt man es aus demselben fort, nur eine Stunde weit, so fühlt es sich fremd, verloren, und weinend verlangt es zurück in die gewohnte Umgebung, zu den Menschen und Dingen, die seine kleine Welt bilden. Auch dem Erwachsenen bleibt der Erdenfleck, wo seine Wiege gestanden, ein theures Heiligthum. Doch, wie Geist und Herz sich weiten, weitet sich auch die Heimat. Zum großen Vaterhause wird uns der ganze Landstrich, wo das Volk wohnt, dessen Sprache, Sitte und Sinn uns angeboren sind, wo unsere Väter Leben und Wirken, unser Leben und Wirken verbreitet haben.

Nicht von den Gräbern der Väter leben die Kinder, sondern von ihrem Geiste; wo fremde, störende Geister den Geist der Väter verdrängen, wo der Bau, den die Väter begannen und den wir weiterführen sollten, niedergerissen wird, da ist keine Heimat mehr. Man liebt die Stätte noch, wo sie gewesen, aber wie ein theures Grab; man pilgert zu ihr, aber man kann auf Gräbern keine Häuser bauen.

So haben viele gefühlt und gelitten und sind fortgezogen in die Ferne. Zwischen Heimat und Nation mussten sie wählen, als ihr kleines Land getrennt wurde von dem großen, mit dessen Schicksal das seine bisher aufs engste verflochten gewesen, mit dem es Leben und Streben, Suchen und Irren, den höchsten Glanz und die tiefste Erniedrigung getheilt, für das so mancher seiner Söhne in den Tod gegangen war. . . .

Iſt es mein Sinnen allein, das mir den Blick trübt? Nein, — auch die Landſchaft hat ſich verdüſtert. Graues Gewölk ſteigt im Weſten auf, Berg und Kloſter liegen im Schatten, hinter dem Gebirge rollt es dumpf. Das Gewitter wird da ſein, ehe ich Zeit habe, das Kloſter zu erreichen, ſo will ich unter einem Felsvorſprung Schutz ſuchen und zuſehen. Ein paar Blitze zucken durchs Gewölk, ein Regenſchauer fällt nieder auf die rauſchenden Wipfel.

Und ich ſinne weiter: Heimat oder Nation? Wie viele Fragen in einer! Wie iſt es möglich, daſs Menſchen andere Menſchen vor dieſe Wahl ſtellen? Wiſſen ſie denn nicht, was dieſe Worte bedeuten, wie arm der wird, der ſeine Heimat oder ſeine Nationalität verliert? Der aus der Heimat Verbannte iſt abgeſchnitten von allem Gewohnten, Bekannten, Ererbten, er muſs ſein Schaffen und Wirken loslöſen von allem, worin es wurzelte, muſs ſein Leben von vorne anfangen, ohne die Hilfe derer, die vor ihm waren. Er iſt um ſeine Vergangenheit betrogen. — Dem von ſeiner Nation Getrennten iſt die Zukunft genommen, denn wahrhaft nationales Leben gipfelt im Streben nach gemeinſamen hohen Zielen, die nur in der Zukunft erreicht werden können. Es hat aber jede Nation ihre eigenen Ziele, und fremde Ziele ſind uns gleichgiltig.

Wer denkt daran? — Junge Nationen ſind wie junge Menſchen. Sie gehen ſelbſtbewuſst und ſorglos ihren Weg, unbekümmert um das, was vor ihnen war, ſchnell fertig mit dem Verachten deſſen, was ſie nicht verſtehen, ja, bereit es zu vernichten. Sie pflanzen ſiegesſtolz ihre Fahnen auf und ſprechen: „*Wir* ſind jetzt da und es iſt gut ſo!“ — Und ſiehe, hinter ihnen ſtehen noch jüngere, die haben ein ander Wort auf ihre Fahne geſchrieben, und auch ſie wollen den größtmöglichen Platz an der Sonne erobern. Und hinter dieſer kommen noch andere. Wer da merkt auf das Stimmengewirre der Völker, der hört von mehr als einer Grenze her die Frage: Heimat oder Nation?

Wer vermag ſie zu löſen? Jedes Volk und jeder einzelne muſs *ſeine* Löſung ſuchen. Und für alle heißt es nicht nur: Was liebſt du mehr? ſondern: Was *ſollſt* du? — Wohl dem, der im Widerſtreit der Gefühle die Pflicht klar zu ſehen und ihr zu folgen vermag. Aber auch die Pflicht iſt oft ſchwer zu erkennen.

Was iſt's nur um die Nationalität, um dieſes Wort, das man früher kaum hörte, und das heute ſo zündend auf die Gemüther wirkt, ſo heftige Kämpfe entfacht, ſo blutige Opfer fordert? Was iſt eigentlich eine Nation? Sie iſt die Genoſſenſchaft der Menſchen, die ſtamm- und ſprachverwandt ſind, ſagen viele. Sie entſteht aus der Nothwendigkeit, zuſammenzuhalten gegen gemeinſchaftliche Feinde, behaupten andere. Gemeinſchaftliche Intereſſen ſind es, die die Menſchen verbinden, hört man auch, und anderes mehr.

Etwas Wahres iſt wohl an allem, beſonders an der erſteren Behauptung. Gewöhnlich haben die Menſchen eines Stammes viel Gemeinſames, das ſie verbindet, vor allem die Sprache, die ja ſehr oft zum hartnäckig vertheidigten Palladium der Nationalität wird. Aber auch dieſes Princip leidet Ausnahmen, und auch das Palladium iſt nur ein Symbol, das äußere Zeichen einer tieferen Wahrheit.

Um das Weſen einer Sache zu erforſchen, muſs man auf ihren Urſprung zurückgehen. Die Nationen waren nicht immer, ſie ſind geworden, ſind das Ergebnis einer unendlich mühſamen, durch viele Jahrhunderte fortgeſetzten Entwicklung. Sie ſind entſtanden aus verſchiedenen Elementen, die einander anfänglich fremd, ja feindlich gegenüberſtanden, die ſich lange bekämpften, dann ein durch die Stärkeren erzwungenes Genoſſenſchaftsleben eingiengen, bis ſie endlich durch langes Aufeinanderwirken zu einem feſtgefügten Ganzen wurden, deſſen Theile einander ſo unentbehrlich ſind, wie die Theile des Körpers. Was aber dieſe großen Körper zuſammenhält, es muſs ein

inneres Ziel sein. Nationales Leben bedeutet soviel als eine Seele in vielen, und diese Seele, was kann sie anders sein, als ein gemeinsames Ideal und Streben, das Bewusstsein einer großen gemeinsamen Aufgabe und der Wille, sie zu erfüllen! Wo dies fehlt, ist keine Nation, ist nur ein Bündnis zwischen Völkerschaften, das heute und morgen gelöst werden kann.

So Vergangenheit und Gegenwart. Aber die Zukunft? Wenn die Nationen geworden sind, wenn in ihrem Schoße ursprünglich feindliche Elemente friedlich nebeneinander wohnen können und sich ineinander fügen und verschmelzen, ist es nicht denkbar, dass eine Zeit kommen kann, wo eben diese Nationen, die jetzt sind und die noch werden wollen, sich einigen werden zu einem großen harmonischen Ganzen. Dann würde die Frage: Heimat oder Nation? kein Menschenherz mehr beklemmen. . . .

Lange hab' ich gesonnen, das Gewitter hat sich verzogen. Eine Regenwolke zieht noch, wie ein halbdurchsichtiger, schleppender Vorhang über das Land, nicht dicht genug, um es ganz zu verhüllen, und wie sie über der Stadt steht, erkenne ich noch, schattenhaft zwar, die Umrisse des Domes. Auf der weiten Fläche jagen sich Luft und Schatten in wechselndem Spiele, gegen Westen klärt sich der Himmel wieder, während die Wolken drüben am östlichen Gebirge hängen bleiben. Und jetzt, wie die schrägen Strahlen der sinkenden Sonne die Flur vergolden, da steigt es auf in lichter Farbenpracht aus dem triefenden Walde zur Rechten und aus dem feuchtglänzenden Wiesenthale zur Linken, und hoch in den Wolken wölbt er sich, der Bogen, der dem Menschengeschlechte verkündigen soll, dass es nicht zum Verderben, sondern zum Leben geboren ist. . . .

Die Zukunft ist Gottes. E. H.

Die Magyarin auf der Reise.

Ein aufgefangener Brief.[1])

Triest, am 28. April 1898.

Lieber Bruder Janosch!

Die Schwester ist aus Budapest richtig hier angekommen, aber mit einer Verspätung von — vier Tagen. Sie ist unterwegs verführt worden.

Das habt ihr nun von eurem ungarischen Globus und von eurem Kauderhunnisch, mit dem ihr so großartig durch die Welt zu kommen glaubt. Kaum sie über der deutschen Grenze, war das Malheur fertig. Der Spaß kostete ihr rund hundert Gulden und so viel Ärger, dass daraus bequem ein halb Dutzend Gelbsuchten hätten entstehen können, wenn das alte Mädel überhaupt Galle im Leibe hätte. Ich will Dir's nur erzählen, es ist ganz unglaublich und muss ins Familienarchiv gethan werden, vielleicht unter dem Titel: Die Magyarin auf der Reise. — Ich habe auch Hunnenblut in mir, aber das Deutsche mag ich nicht verachten, selbst hier in der welschen Stadt richte ich mit ihm mehr aus, als mit unserem edlen Magyarisch. Und Gott sei vor, dass ich je im Leben zusammen so viel ausgelacht werde, als unsere Ilka in diesen paar Tagen.

Bis Pragerhof war sie glücklich gekommen, dort verlangte sie eine Fahrkarte nach Dreste. Ja, wurde ihr gesagt, sie könne nur bis Wien die Karte haben, dort

[1]) Die Briefschreiberin scheint ihrer weitgereisten Schwester nicht viel nachzustehen. Der Brief fand sich in einem unverklebten, adresselosen Couvert auf dem Briefkasten am Bahnhofe zu Triest. Vielleicht kommt er durch diese Vermittlung des „Heimgarten" dem Bruder Janosch unter die Augen. Die Red.

müsse sie eine neue lösen für die weitere Strecke. In Wien kommt sie an, frägt, wo sie nach Dreste fahren müsse und wird auf den Nordbahnhof gewiesen. Dort nennt sie wieder ihr Ziel und bekommt eine Karte nach Dresden. Nach dreißigstündiger Reise kommt sie in Sachsens Hauptstadt an und ist sehr erstaunt, mich nicht auf dem Bahnhof zu finden und kein Meer zu sehen. Herzleidend kann sie nicht sein, sonst hätte sie der Schlag treffen müssen bei der Offenbarung eines Bahnbeamten, dass sie nicht in Dreste sei, sondern in Dresden, der schönen deutschen Elbestadt. Doch von der Schönheit hat sie nicht viel gehabt, einen Tag musste sie im Hotel Rast halten und sich gründlich ausärgern, wahrscheinlich über die Mangelhaftigkeit der deutschen Sprache, in der man sich nicht einmal zur Noth deutlich machen könne, wohin auf die Reise. Am nächsten Tage hat der Gasthofbesitzer sich durch verschiedene Verständigungsversuche überzeugen können, wohin die stolze Magyarin eigentlich wolle und hat ihr auf einem Blatt Papier deutlich die Adresse aufgeschrieben: Nach Triest, am adriatischen Meere! Einen Tag und eine Nacht und noch einen Tag später ist sie auch richtig hier angelangt, und seitdem treibt sie fleißig Zungenübungen, um das Wort Triest aussprechen zu lernen. Weiteres nächstesmal, für heute hast Du hoffentlich genug. Deine Schwester Mira.

Bücher.

Grazer Novellen von Wilhelm Fischer. Erster und zweiter Band. (Leipzig. Georg H. Meyer. 1898.)

Für den Kritiker, der sich's zur Aufgabe stellt, die Erscheinungen der Literatur nicht nach Mode und flüchtiger Neigung der Leser zu beurtheilen, und bei ihrer Wertschätzung auf dem strengen Pfade kunstgemäßer Entwickelung zu bleiben, ist es bei der großen Menge der heutigen Erzählungsliteratur keine leichte Aufgabe, immer richtig zwischen dem Schaffen des bloßen Liebhabers und Dilettanten und ernstem künstlerischem Streben zu unterscheiden. Denn auch die bloße Amateurarbeit hat ihren Leserkreis, ja ihre Bewunderer, obwohl sie eine unbefangene Kritik weder ernst zu nehmen, noch darin eine wirkliche Bereicherung der Literatur zu erblicken braucht. Aber Wilhelm Fischer gehört zu den Schriftstellern, die man als Dichter und Erzähler in Prosa ernst nehmen darf. Referent gesteht offen, dass es ihm seinerzeit einige Mühe gekostet hat, sich durch die Gedankenwucht und die etwas schwerfällige Form seines Erstlingswerkes „Atlantis" durchzuarbeiten — aber ebenso offen müssen wir bekennen, dass uns der Muth und die Selbstverleugnung nicht wenig imponiert hat, womit der junge Dichter sich an eine Aufgabe gewagt hat, bei der er von vornherein auf die richtige Würdigung und Wertschätzung verzichten musste, weil solchen poetischen Werken meistens der passende Leserkreis fehlt. Auch seine „Grazer Novellen", sowie die im Jahre 1894 veröffentlichten italienischen Erzählungen „Der Mediciner und andere Novellen" werden von der großen Leserwelt kaum viel beachtet werden — es fehlt ihnen das Spannende der Handlung, das Packende des unmittelbaren Interesses an den Begebenheiten. Die Erzählungen gehen durchwegs in der Vergangenheit vor sich, sie sind mitunter arm an Handlung und an Abgeschlossenheit, oft nur bloße Culturbilder, die aber den Kenner durch das getreue, echt historische Colorit erfreuen und, mit echtem Dichterauge geschaut, in jenen Farben und jenem Lichte erscheinen, worin sie der poetischen Wirkung sicher sind. Es spricht aus diesen Novellen eine stille, etwas weltfremde Dichternatur, ein wenig Stubenluft und viel Studium und Gelehrtheit: aber ein feiner Sinn für das Poetische in der Cultur der Vergangenheit und ein sinniges Auge auch für die Poesie des bürgerlichen und Alltagslebens. Gerade nach dieser Seite hin zeigt sich das Talent des Verfassers in den „Grazer Novellen" in der gefälligsten Weise. Denn mit Ausnahme der ersten Novelle „Frauendienst", die uns Ulrich von Lichtensteins Brautwerbung um Fräulein Berchta von Weißenstein erzählt, spielen sich alle andern im Kreise des altbürgerlichen und Handwerkslebens ab. Be-

sonders anziehend ist die Erzählung „Das Licht im Elendhause" wegen der ethisch fein erdachten Figur der hochherzigen Demut und der prächtigen Gestalt des biedern Altgesellen Wetzel, dem zur vollen Wirkung nur ein wenig mehr Humor zu wünschen wäre — ein Ton, der in dem reichen poetischen Register Fischers leider zu fehlen scheint. Ebenso innig und warm vermag der Dichter in der Erzählung „Frühlingsleid" sich in die Freuden und Leiden einer Kindesseele zu versetzen. Und auch Ton und Sprache weiß er ohne Künstelei der Zeit anzupassen, die er schildert, und inmitten der hastigen, stillosen und nervös vibrierenden Erzählungsweise der „Moderne" berührt uns die etwas breite, aber vornehme und ruhige Darstellung umso wohlthuender, und erinnert an die besten Muster der Erzählungskunst, zunächst an Paul Heyse, manchmal an Gottfried Keller. Wir können daher Fischers „Novellen" allen Freunden gediegener Unterhaltungslectüre auf das wärmste empfehlen.

Dr. Gnad.

„Sanct Georg." Roman von G. Stockmanns. (Berlin. Otto Janke.)

Der vorliegende Roman vereinigt zwei Theile in einem Band und ist eine äußerst fesselnd und flott geschriebene Familiengeschichte, die sich in einem reichen Patrizierhause abspielt. Die Conflicte, welche die an einen viel älteren, nüchternen Mann gefesselte Frauenseele durchleidet, bis sie sich zu Klarheit und Recht emporschwingt, sind warm empfunden und schön gedacht. Der reinen Frauenseele würdig zur Seite steht der verwachsene Bruder ihres Gatten, Josua, welcher sein Leben opfert, um die junge Schwägerin, welche er mit selbstloser Liebe anbetet, in der Stunde der Gefahr zu retten. Wie es im Schulbüchlein vorgeschrieben steht, geht denn auch alles ganz glatt und tugendrecht ab, ohne dabei philiströs und langweilig zu sein, so, dass man „Sanct Georg" immerhin zu den gelungenen Productionen des literarischen Marktes rechnen darf.

W.

Ludwig Anzengrubers Gesammelte Werke. Neue wohlfeile Ausgabe. Erscheint vollständig in sechzig Lieferungen. (Stuttgart. J. G. Cotta.)

Soeben sind wieder fünf Lieferungen (38—42) ausgegeben worden. Es erscheint darin der Schluss der mit Recht berühmten Bauernkomödie „Der G'wissenswurm", jenes geistvollen Gemäldes vom Glück und Ende eines ländlichen Erbschleichers. Dann folgt das Lustspiel „Doppelselbstmord", in welchem ein bäuerliches Liebespaar glücklicherweise nur auf dem Papier ein tragisches Ende findet, in Wirklichkeit sich heimlich fürs Leben vereinigt. Ein tief ergreifendes Volksstück „Der ledige Hof" nimmt in der 41. und 42. Lieferung noch seinen Anfang.

V.

Lauter Unica. Scherzgeschichten von Josef Willomitzer. (Berlin. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1898.)

Ein Buch voll des erquicklichsten Humors, der sprudelndsten Laune! Josef Willomitzer, der tapfere deutschböhmische Publicist und treffliche Redacteur der Prager „Bohemia", ist längst auch in weiteren Kreisen — namentlich durch sein treffliches Buch „Ins Blaue hinein!" — als humoristischer Erzähler voll Kraft und Eigenart hoch geschätzt; das vorliegende Werk zeigt ihn auf der vollen Höhe seines Könnens. Die zwölf Scherzgeschichten, die es bringt, sind eine köstliche Vereinigung der verschiedensten Humore, des feinen und wehmüthigen, des phantastischen, des satirischen, wie endlich des derb drastischen Humors. Welcher der kleinen Geschichten der Vorzug gebürt, ist schwer zu entscheiden. Selten ist die Geißel der Satire gegen die Corruption so fein und erbarmungslos zugleich geschwungen worden, wie in der meisterhaften Skizze „Schlaflose Nacht", wo der durch Lug und Trug reichgewordene Mann endlich die Strafe für seine Vergehen erwartet, während die heimliche Erkundigung der Polizei, die ihn in Schrecken setzt, nur deshalb erfolgt, weil ihm ein Orden zugedacht ist, den er auch erhält

V.

Selbst gerichtet. Ein Inserat. Von Max von Weissenthurn. (Breslau. S. Schottländer. 1898.)

Ein Roman und eine Novelle, beide in ihrer Weise spannend und wirkungsvoll und für Freunde anmuthender Lecture bestens zu empfehlen.

M.

Für die Jugend (des Volkes)! Diese seit sieben Jahren bestehende Jugendzeitschrift, welche mit Recht sehr populär geworden und die seltene Auszeichnung ministerieller Förderung errungen hat, musste infolge Concurses der verantwortlichen Verlagsfirma A. Reimann zu erscheinen aufhören, da kein österreichischer Verlag den Ehrgeiz hatte, die Zeitschrift zu übernehmen. In Deutschland florieren zahlreiche Jugendzeitschriften, und ein Großtheil unserer Kinder bezieht zum Beispiel seinen Patriotismus von jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle; in Österreich musste die einzige für die breite Masse des Volkes geschaffene Monatsschrift für die Jugend zugrunde gehen. Es ist dies ein neues Armutszeugnis für die vaterländischen Verlagsverhältnisse und ein Schlag für die heimische Jugendliteratur, die nahezu jeglicher Förderung entbehrt.

..x..

30 volksthümliche Kinderlieder, ein- und zweistimmig zu singen, mit und ohne Begleitung des Claviers, componiert von Hein-

rich Fidelis Müller. (Fulda. Alois Maiers Verlag.)

Die liebe Gottesgabe des Gesanges kann in frühesten Kinderjahren schon geweckt, gepflegt und gebildet werden, und zwar so, dass dieser kindliche Gesang nicht bloß das Herz der Kinder veredelt, sondern dass er auch durch seine Lieblichkeit, Zartheit und Unbefangenheit jedermann ergreift. Für diese jugendlichen Sänger, für fromme und fröhliche Kinder hat der Componist den schönen Liederstrauß gewunden, dem wir Eingang in alle Familien wünschen. V.

Die Kaiser-Nummer von **„Österreichs deutsche Jugend"** (das Augustheft des Jahrganges), geleitet von V.-D. F. Rudolf, Verlag des Deutschen Landes-Lehrervereines in Böhmen, Reichenberg, ist nach Inhalt und Ausstattung eine der Kaiserjubelfeier würdige Festschrift, die, mit vielen Bildern geziert, vielleicht geeignet ist, in unserer Jugend die Begeisterung für Kaiser und Reich zu wecken. V.

Der Verbrecher. Ein psychologisches Problem. Von Gustav Delman. (Leipzig und Wien. M. Breitenstein. 1896.)

Auf Grund einer reichhaltigen Literatur aus den unterschiedlichsten Gebieten der Wissenschaft sucht dieses Werk den Nachweis zu erbringen, dass mit Nothwendigkeit alle Willensacte im Sinne der stärkeren Motive sich entscheiden. Das klingt materialistisch, ist aber durchaus nicht trostlos. Es kommt drauf an, für das Gute stärkere Motive zu schaffen, d. h. Vorstellungen zu erwecken, die uns helfen, das Thier im Menschen unterzukriegen. M.

Büchereinlauf.

Marie-Elisa. Roman von Emmy von Egidy. (Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1898.)

„Wie es Licht geworden." Roman von Maria Luise von Suttner. (Dresden. E. Pierson. 1898.)

An heiligen Wassern. Roman von J. C. Heer. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung. 1898.)

Abseits vom Wege. Von W. Kronecker. (Berlin. Hugo Steinitz.)

Die goldene Freiheit. Roman aus dem thüringischen Bauernkrieg von Rudolf Braune. Zweite Auflage. (Frankenhausen. Felix Schröder. 1898.)

Seelenkämpfe. Psychologische Skizzen und Lebensbilder von Karl Theodor Schulz. (Berlin. R. Eckstein's Nachfolger.)

Johannes Honterus. Drama in drei Aufzügen von Traugott Teutsch. (Kronstadt. Heinrich Zeidner. 1898.)

Jakob Böhme. Schauspiel in zwei Theilen von Walther Rithack-Stahn. (Halle a. S. J. Fricke. 1898.)

Die Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern im sechzehnten Jahrhundert. Von Dr. Johann Loserth. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1898.)

Briefwechsel zwischen Erzherzog Johann Baptist von Österreich und Anton Graf von Prokesch-Osten. Nebst Auszügen aus den Tagebuchblättern des Erzherzogs Johann über seinen Aufenthalt in Athen im November 1837. Mit Anmerkungen, Erläuterungen und Actenstücken. Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. Mit zwei Portraits und zwei Handschriftenfacsimiles. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1898.)

Bildung und Kirche. Vom Standpunkte des Laien aus beleuchtet von A. Fauser. (Stuttgart. Fr. Frommann. 1898.)

Unsere Gebildeten und die Kirche. Ein Versuch zur Verständigung von Gustav Gerok. (Stuttgart. Fr. Frommann. 1898.)

Gallier und Hellenen. – Juez de Castro. – Der Alte von Nervi. Drei Novellen von Alfred Friedmann. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Die deutsche Revolution des Jahres 1848. Von Dr. Hans Kudlich. (Wissenschaftlicher Verein New-York.)

Kaiserin Maria Ludovica von Österreich 1787–1816. Nach ungedruckten Briefen von Eugen Guglia. Zweite Auflage. (Wien. Karl Graeser. 1898.)

Hundert Jahre deutscher Dichtung in Steiermark 1785—1885. Von Dr. Anton Schlossar. Mit zehn Abbildungen. Zweite Auflage. (Wien. Karl Graeser. 1898.)

Ludwig Börne und Heinrich Heine. Zwei literarische Charakterbilder von Georg Brandes. (Leipzig. H. Barsdorf. 1898.)

Der Lehrer in der Literatur. Beiträge zur Geschichte des Lehrerstandes von Rector Dr. Wohlrabe. (Freiburg i. B. Paul Waetzel. 1898.)

Neues Buch der Lieder. Von Paul Baehr. Sechste, sehr vermehrte Auflage. (Halle a. d. S. Otto Hendel.)

Aus meiner Liedermappe. Ein Kaiser Josefsfest von Dr. Eduard Langer. (Prag. H. Dominicus. 1898.)

Dem Kaiser. Festgabe zur fünfzigjährigen Regierungsfeier Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef I. Gesammelt und herausgegeben von Wladimir Kuk. (Wien. Karl Konegen. 1898.)

Wia der Schnabi g'wachsen is. Von Max Hofmann. (München. Seitz & Schauer. 1898.)

Lose Blätter. Gedichte von Karl Wallner. (Leipzig. August Schulze. 1898).

Schriften von Wilhelm Ritter von Pirwonka:

Die Judenfrage und ihre Lösung. (Wien. Kreisel & Gröger. 1894.)

Wozu? Politische Studie. (Wien. Kreisel & Gröger. 1896.)

Für meine Landsleute. Aufsätze socialpolitischen Inhalts. (Wien. Cornelius Vetter. 1897.)

Der letzte Versuch. Ein Ruf zur Ehre, Einigkeit und Vernunft. (Wien. Heinrich Kirsch. 1898.)

Der Besiegbare. Eine Antwort auf den „Unbesiegbaren". (Wien. Heinrich Kirsch. 1898.)

Deutsche Gemeinbürgschaft in Permanenz! Von Hugo Astl-Leonhard. (Wien.)

200 Grüße, Sprüche und Wünsche für Postkarten. Verfaßt von Anna Polka. (Neutitschein. Rainer Hosch.)

König Ludwig II. und die Kunst. Von Louise von Kobell. Achte Lieferung. (München. Jos. Albert. 1898.)

Rechtsschutz der Zeitungs- und Bücher-titel. Ein Beitrag zur ungenügenden Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes durch die Gerichte von Dr. Werner Brandis. (Berlin. Franz Lipperheide. 1898.)

Die Gemäldesammlung im kunsthistorischen Hofmuseum in Wien. Besprochen von Hans Grasberger. Mit zwanzig Abbildungen. Zweite Auflage. (Wien. Karl Graeser. 1898.)

Alpenblumen des Semmering-Gebietes. Colorierte Abbildungen von 188 auf den niederösterreichischen und nordsteirischen Alpen verbreiteten Alpenpflanzen. Gesammelt und mit kurzem Text versehen von Dr. Günther Ritter Beck von Mannagetta. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1898.)

Das deutsche Wort in der Ostmark. Für Männerchor von Max von Weinzierl. (Stuttgart. G. A. Zumsteeg.)

Ein Vertrauen, das nie zu Schanden wird. Eine Stunde bei Georg Müller. Von Charles R. Parsons. (Dinglingen. St. Johannes-Druckerei.)

Aufruf zur Errichtung eines Willibald Alexis-Denkmals in Arnstadt.

Am 29. Juni 1898 sind hundert Jahre verflossen, seitdem Willibald Alexis in Breslau geboren wurde. Die Unterzeichneten wollen diesen Festtag dazu benutzen, um die Erinnerung an den hervorragenden Dichter wieder lebendig zu machen, und fordern daher alle Freunde seiner Muse auf, zur Errichtung eines Willibald Alexis-Denkmals in Arnstadt beizusteuern. Willibald Alexis gebürt ein Denkmal!

Durch eine große Anzahl lebensvoller, feinsinniger und geistreicher Erzählungen hat er sich Tausende von Deutschen zum Freunde gemacht. In wertvollen Reisebeschreibungen hat er eine Fülle von anziehenden Betrachtungen über die Gegenden und die Menschen, die er kennen gelernt, niedergelegt.

Vor allem aber läßt er in acht gewaltigen vaterländischen Romanen die geschichtliche Vergangenheit der Deutschen so lebendig vor unseren Augen erstehen, wie das vor ihm noch keinem gelungen war.

In Arnstadt, dem lieblichen, von bewaldeten Höhenzügen umrahmten thüringischen Städtchen, in dem Willibald Alexis das letzte Viertel seines Lebens zubrachte, und auf dessen Friedhofe seine Gebeine ruhen, wollen wir diesem Dichter ein Denkmal errichten, das uns seine Gestalt lebendig erhalte, das uns daran erinnere, welchen Schatz edler, echt vaterländischer Poesie wir ihm zu verdanken haben.

Daher bitten wir alle, die Sinn für die Verherrlichung der deutschen Vergangenheit haben, alle, denen der Dichter durch seine Schöpfungen manche Stunde ihres Daseins verschönt, ihr Scherflein zu spenden, um die Ausführung unseres Planes zu ermöglichen. Jede, auch die kleinste Gabe, wird uns willkommen sein.

Geldsendungen nehmen entgegen die Herren: Banquier **Alexander Meyer-Cohn** in Berlin, Unter den Linden 11; Commercienrath **Elwin Paetel** in Berlin W., Lützowstraße 7; Banquier **Wilhelm v. Zülmer**, Arnstadt.

Anfragen bitten wir an Dr. **Max Ewert**, Arnstadt, zu richten.

Arnstadt, im Juni 1898.

Unter den sehr zahlreichen Unterschriften zeichnen:

Dr. Anton Bettelheim. Karl Bleibtreu. Professor Dr. Felix Dahn. Professor Dr. H. Delbrück. Professor Dr. Georg Ebers. Graf Philipp zu Eulenburg. Dr. Theodor Fontane. Professor Dr. Karl Frenzel. Gerhart Hauptmann. Dr. Paul Heyse. Anton Freiherr von Perfall. Staatsminister Petersen. Wilhelm Raabe. Peter Rosegger. Erich Schmidt. Friedrich Spielhagen. Dr. Ernst von Wildenbruch.

Postkarten des „Heimgarten“.

S. T., Graz: Das Schlagwort, dass der Nationalismus die Quelle aller Kraftentwicklung und der schönsten Leistungen eines Volkes sei, ist wahr und ist nicht wahr. Man muss unterscheiden zwischen friedlichem und kriegerischem Nationalismus. Der friedliche ist der Wettkampf auf dem Gebiete der Arbeit, der moralischen und materiellen Entwickelung der Völker. Der kriegerische Nationalismus vergeudet in Wehr und Waffen die Kraft der Völker. Ersterer ist ein natürlicher, segensvoller und bleibender Zustand, letzterer muss als eine vorübergehende Nothwendigkeit aufgefasst werden. R.

R. K., Ottenhöfen: Der Spiritismus ist Sache des Glaubens, darum lässt sich darüber nicht weiter urtheilen. Mir genügt für den Verkehr mit meinen heimgegangenen Lieben der Spiritismus nicht, ich kenne unmittelbarere und erhabenere Wege, um mit Geistern und dem Geiste zusammen zu sein. R.

Pl. K., Innsbruck: Nicht Ihrer Meinung. Ist das Leben schon naturgemäß ein ewiger Kampf, so darf man die Feindseligkeit zwischen Menschen nicht absichtlich noch steigern. Wir haben auf dieser schönen Erde Besseres zu thun, als einander fortwährend mit Koth zu bewerfen, die Haare auszuraufen und todtzuwürgen. Überaus widerlich ist das ununterbrochene Geschimpfe hüben und drüben, welches eine Hauptursache der allgemeinen Verbitterung geworden. Man sieht es doch überall, dass mit anständiger und würdiger Wehr mehr ausgerichtet wird, als mit perfiden oder brutalen Anfeindungen. Es gibt ja Geschehnisse, bei denen einem der heiße Zorn aufbraust. Doch der wahre Kämpfer muss sich zuerst selber überwinden; ohne Selbstzähmung und ohne Klugheit kein Sieg. R.

* Seit der Niederlage Spaniens im amerikanischen Kriege liest man in den Blättern, dass „die Mächte vermitteln wollen“. Warum haben sie denn vor dem Blutbade nicht vermittelt?

J. L. L., Breslau: In Bezug auf die „Etikette“ kommt es ganz auf Ihre Empfindung an. Leute, die keinen natürlichen Takt haben, pflegen sich um so strenger an die Etikette zu halten; sobald sie von den herkömmlichen Förmlichkeiten einen Augenblick abweichen, patschen sie in eine Ungehörigkeit hinein.

Süddeutscher, München: Die Bosnier waren vor der österreichischen Occupation bekanntlich türkische Unterthanen. Mehr als ein Drittel der Bewohner Bosniens besteht aus Türken, davon wieder der größte Theil heute noch muhamedanischer Religion. In der Herzegowina ist die Bevölkerung ziemlich gleich in Christen und Muhamedaner getheilt. Natürlich gibt es also auch unter den bosnischen Soldaten viele Türken und Muhamedaner.

W. J., Baden: Da haben Sie gleich ein paar Redactionsblüten:

Der Berliner „Reichsbote“ über ein Unglück beim Stapellauf eines Schiffes in London: „Das Gedränge und die Panik waren derart, dass niemand beobachten konnte, was geschah. Menschen und Polizisten stürzten durcheinander.“ — Es wäre interessant zu erfahren, ob die Londoner Polizisten, da sie nach diesem Bericht nicht zu den Menschen gehören, bewaffnete und uniformierte Engel sind.

Den Gipfel der Parteilosigkeit hat unleugbar der „General-Anzeiger“ in Neustadt a. H. bei der Stichwahl erklommen. Er schrieb: „Morgen findet wiederum Wahl statt; auch zu dieser Wahl wollen wir nicht versäumen, unsere Leser aufzufordern, Mann für Mann an die Wahlurne zu treten, um dem Candidaten, welcher die meisten Anhänger hat, zum Siege zu verhelfen.“

F. C. G., Wien; R. L., Wr.-Neustadt. Für Gedichtabdrücke können wir bestimmte Zusagen nicht machen, je nach Bedarf und Gelegenheit. Zuviel von diesem Guten ist ungesund. Bitten unverlangt nichts zu schicken.

R. G., Emmenbrücke: Schön Dank, und ein bisschen Geduld!

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Erdsegen.

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.

Herausgegeben von **Peter Rosegger.**

(Schluss.)

Am neunundvierzigsten Sonntage.

Noch kaum selber habe ich mich gefunden seit dem freudigen Schreck. Dieses urplötzliche Auflodern des seit langem unter der Asche glosenden Feuers. Kein Löschen mehr möglich!

Wer ich denn eigentlich bin — sie hat mich gar nicht gefragt. Aber ein Geständnis ist ihr bald entschlüpft: „Dass du ein geborener Bauer nit bist, hab' ich gleich am ersten Tag gemerkt. Dass du ein so lieber Mensch bist, hab' ich auch gleich gesehen und hab' gemeint zu vergehen die ganze Zeit, weil ich den andern nit mehr hab' so gern haben können, wie dich."

„Und deswegen bist du immer so betrübt gewesen und hast gar nimmer lachen wollen?"

„Deswegen nit allein. Du weißt es ja, mein Hans, warum sonst."

Und sie hat nicht gefragt, was ich ihr werde bieten können, was ihr Schicksal werde sein an meiner Seite. Dieser himmlische Leichtsinn der Liebe! —

Aber nachher die Hausmutter, die hat uns bald nüchtern gemacht. Erschrocken war sie nicht, als ich ihr noch am selben Abend unsere Verlobung mitgetheilt habe.

„Diese Barbel, das ist ein Band!“ sagte sie nur. „Weil der eine davon ist, packt sie den andern her. Meiner Tag hätt' ich mir das nit lassen träumen, von dem Mädel. Jetzt, wenn sie schon einen haben muss, so ist's eh gescheiter, sie nimmt einen Bauersmenschen, als wie den herrischen Schulmeister da.“

Einen Bauersmenschen, sagt sie! Das Rainhäusel da hinten beim Schachen sollten wir uns herrichten und nachher fleißig arbeiten helfen im Hofe. Das ist ihre Anordnung und das ganze Programm meiner Zukunft. Also die Falle zugeschnappt, steineisenfest, und der Hansel sitzt drinnen.

Am Dienstagabend war großer Familienrath. Beim Tische, auf dem Platze, wo der Adam gestorben war, kam ich zu sitzen, da ist es mir ganz kalt über den Rücken gelaufen. An seine Stelle bin ich gesetzt. Habe mit meinen Vorschlägen auch nicht lange gesäumt. Wahre Sinai-Gebote, zähle nach, ob ihrer auch zehn sind.

Der Valentin, wenn er glücklich heimgekehrt vom Militär, wird nicht hinausgehen in das Radmes-Vorwerk, auch nicht in die Grabacher Papierfabrik, die jetzt viele Arbeiter beschäftigt, er wird daheim bleiben und als der ältere die Wirtschaft übernehmen. Der Rocherl wird nicht Almhalter in der Vendau, wie er schon hatte anklingen lassen, er bleibt auch daheim und wird Großknecht, als der ich mit Ende des Jahres mein Amt niederlege. Jetzt kann er ja wieder zugreifen mit beiden Händen und die gleichmäßige Arbeit wird das Irrlichtern seiner unruhigen Seele schon dämpfen. Der Franzel bleibt nicht daheim. Der geht für drei Jahre auf die Landwirtschaftsschule nach Grotting, dann kommt auch er zurück. Diese drei Brüder werden zusammenhalten, wie die Scheiter an einem ungespaltenen Lärchblock. Der Kornbau wird aufgegeben. Nur Gemüse: Kartoffeln, Kohl, Karfiol, Rüben und Salat. Die Felder werden zu Weiden und Wiesen gemacht; eine Jungviehzucht wird gegründet, mit dreißig bis vierzig Stück Rindern. Schafe und Ziegen werden abgeschafft. Hingegen etliche Schweine für Speck und ein gutes Stück Rauchfleisch übers Jahr. Milch- und Käsewirtschaft gemeinsam mit den Nachbarn, die für eine Genossenschaft gewonnen werden müssen. Jungwald pflegen, besonders Lärchen, so viel wie immer wachsen wollen. Der Wald zahlt wenig Steuern, braucht wenig Arbeit und bringt bei vernünftiger Cultur ein gutes Stück Geld jedes Jahr. — „Sapperlot, wer schon einmal eingespannt ist, der muss auch anziehen!“ sage ich beeifernd zu meinen Leuten. Sie gucken mich unsicher an, ob's wohl auch alles mein Ernst wäre? — Mir ist selber nicht ganz sicher. Das

Ding hat stellenweise verzweifelte Ähnlichkeit mit meiner voreinstigen volkswirtschaftlichen Rubrik in der „Continentalen".

„Mein Gott!" seufzt die Hausmutter auf, „wenn man halt wüßt', was der Adam dazu sagen thät'!"

Der Valentin meint: „Wenn's einmal im Gang wär', kunnt's schon schön sein. Aber anfangen! Wie denn anfangen?"

„Habe ich das Wichtigste schon gesagt?" fahre ich zu reden fort. „Das Wichtigste hätte ich noch nicht gesagt? Doch ein zerstreuter Pinsel, der ich bin. Unsere gute Hausmutter wird sich auch einmal ausrasten wollen. Da muss halt der Jungbesitzer gelegentlich ein braves Weib heimbringen, das anfangen hilft."

„Ja, Hansel!" ruft der Rocherl auf einmal aus und legt mir die Hand auf meine Achsel, „was ist's denn mit dir? Mit dir und der Barbel, möcht' ich wissen!"

„Mit uns? Mit der Barbel und mir? Was wird's denn sein! Das Rainhäusel werden wir uns sauber herrichten lassen für den Sommer und Herbst. Im Frühjahr und im Winter werden wir draußen in Kailing wohnen. Dort ist's auch schön. Oder gar in einer Stadt, wenn's uns freut."

Darauf die Hausmutter: „Ja, Hansel, bist denn du nit gescheit?"

„Ihr wisset es wohl doch schon lang, dass ich ein verwunschener Stadtherr bin. Ein reicher Herr hat mich heraufgeschickt ins Almgai und mir viel Geld versprochen, wenn ich euch ein ganzes Jahr lang arbeiten helfe wie ein Knecht."

„Das ist erstunken!" erklärt die Hausmutter.

„Dass der reiche Herr mir für das Bauernjahr viel Geld versprochen hat, ist wohl wahr. Ob er's aber auch hergibt? Das mag schon erstunken sein. Und wenn's ist, auch gut, dann weiß ich mir mit der Feder was zu machen, mit der Schreibfeder. Es wird's schon thun, gelt, Barbel!"

Die Hausmutter schlägt die Hände über den Kopf zusammen: „Leut' ich weiß nit, bin ich ein Narr, oder ist es der! — Ja, wenn's so ist, da g'reut's mich, da darf's nit sein!"

Nun hat ein starkes Streiten angefangen, die Mutter wird immer noch zorniger. Die Kinder vertheidigen mich und stellen ihr vor, wie brav und rechtschaffen der Hansel gewesen wäre, das ganze Jahr.

„So!" fährt sie auf, „brav und rechtschaffen! Die ledige Falschheit ist er gewesen. Wenn er sich für einen Knecht ausgibt und ist keiner. Das ist doch die ledige Falschheit. — Dass du's weißt, Hansel, jetzt ist dein Jahr aus. Pack z'samm und geh!"

Da habe ich schon gemeint, alles wäre in der Brüche und die Barbel ist dagestanden wie eine Wegsäule, so starr. Nun kommt aber

der Rocherl über die Mutter. Der ist seit dem Allerseelentage ein anderer, welche von den zwei Kugeln daran den größten Antheil hat, weiß man nicht. Manchmal wetterleuchtet's noch, und wenn er ein heißes Wort sagt, da schaut ihn die Mutter an, und wenn er treuherzig redet, da hört sie ihm zu. Dass statt des Lehrers der Hansel an seiner Schwester Seite steht, scheint ihm sehr lieb zu sein, und so kommt er nun an die bitterböse Mutter. Vom seligen Vater spricht er ihr. Der hätte lange gewusst, was es mit dem zugereisten Knecht ist, und er wäre nur umso dankbarer gewesen, dass ein fremder Mensch sich freiwillig alle Mühe und Noth auferlege, um uns beizustehen. Und einmal habe der Vater gesagt, der Hansel sei zwar in mancher Arbeit ungeschickt, aber wegen seiner Bravheit könne er um jede Tochter werben, sie würde ihm nicht versagt werden. Diese Wendung hat gewirkt. Und so hat der Adam, der seit Wochen im Grabe ruht, noch ein lebendiges Wort für mich gesprochen, gleichsam mir den Vatersegen ertheilt.

Die halbe Nacht sind wir beisammengesessen und haben allerlei besprochen und die Hausmutter ist ganz sinnig geworden und hat gemeint, der Hansel müsse rein aus einem Märchen herausgestiegen sein, und sie werde schier dumm von dem, was sich heutzutage ereigne auf der Welt.

Unser Trauungstag ist für den zwölften December bestimmt. Das soll nicht auch wieder eine lange Bank werden. Der Curat knüpft an diese Trauung im Advente nur die eine Bedingung, dass keine Lustbarkeit mit ihr verbunden sei. Ganz nach unserem Sinne. Wo das Glück ist, wozu da noch Lustbarkeiten! — Mir ist darum zu thun, dass es sich rasch vollzieht, bevor der Lehrer nach Hause kehrt, wenn er überhaupt noch einmal kommt. Den möchte ich nicht gerne als Hochzeitsgast haben.

Und Du, theurer Freund, erweise mir den Gefallen, von meiner Vermählung niemandem etwas zu verlauten. Es könnte übermüthige Leute geben, und an diesem Tage kann ich niemanden brauchen, als die Sippe allein. Die Behörden sind einverstanden.

Auf Grund Deines neuerlichen Anerbietens — für das der Himmel Dich segne — habe ich in Kailing bereits Sachen bestellt, besonders einen Anzug, städtische Bauerntracht, auf gut deutsch: Touristen-Costüm. Wollen den Kerl halt herrichten, so gut es geht. Und wenn es gut geht, dann springt er aus. Den Bauernstand hat der Schelm so lange gelobt, bis er ausspringt. Man braucht mich auch nicht. — Und was ich am Dienstage zur Hausmutter gesagt, bevor ich's bedacht, habe ich bedacht, nachdem ich's gesagt. Wenn das andere nichts ist, so weiß ich mir mit der Feder was zu machen. Ja, warum denn nicht?

* * *

Vom Briefschreiben konnte keine Rede sein an diesem Tage. Dafür soll Dir der junge Ehemann nachträglich alles in schönem Herzensfrieden berichten, wie es sich vollzogen hat.

Gearbeitet wird seit drei Tagen im Adamshause nicht um eines Hosenknopfes Wert. Und im ganzen Almgai Bauernräusche, wie seit Noahs Zeiten keine massiveren dagewesen. O Freund, das war ein Brennpunkt von Herzenslust für die einen, und Magenjammer für die anderen. Schon am zweiten Tage hatte der belesene Schmied und Kirchendiener die philologische Anwandlung, der Tafelrunde zu erklären, soweit sie zugehört hat, dass im Worte Katzenjammer statt des ersten a ein redliches o stehen müsse. — Damit soll die Stimmung dieser Hochzeit, bei der es keine Lustbarkeiten geben sollte, angedeutet sein.

Und nun zu den besonderen Angelegenheiten. Als wir am Samstage vom Adamshause fortgiengen — sie hatte ihr neues vergissmeinnichtblaues Kleid an, um Schultern und Brust ein rothseidenes Tuch, das auch die Mutter einst am Trauungstage getragen hatte. Ihr lichtes Haar war zu einem Kranz geflochten um das Haupt. So stand sie an der Thürschwelle still und sagte beklommen: „Es wird mir doch schwerer, als ich gedacht habe. — Es ist wohl wahr, wir sind uns schon lang' gleichgiltig geworden, der Lehrer und ich, aber gesagt haben wir es uns doch noch nit. Und jetzt, derweil er fort ist, soll ich mit einem andern zum Altar. Das kommt mir so untreu vor, so untreu . . ."

Darauf habe ich gesagt: „Liebes Kind, die Untreue liegt wohl auf seiner Seite, wenn überhaupt eine vorhanden ist. Dass er sich bei dir gar nimmer angemeldet hat, ehe er fortgieng! Seitdem sich alles so ganz anders gewendet hat, seid ihr euch gegenseitig ja nichts mehr schuldig, und wie man mit freiem Willen zusammengegangen ist, so geht man mit freiem Willen auseinander."

Und sie: „Das erste kann ich nit einmal sagen. Es hat schon so sein müssen. Ich denk' mir wohl, dass es ihm nichts macht, was ich jetzt thu'. Wenn ich nur vorher zu ihm treten könnte und sagen: Guido, behüt' dich Gott! . . ."

Leise in ihr weißes Tüchlein schluchzend, gieng sie neben meiner des Weges. Mit uns giengen auch ihre Brüder. Die Hausmutter gieng weit hinten, und so oft wir auf sie warten wollten, blieb auch sie stehen. Da hat mir der Valentin mitgetheilt, was das bedeutet. Es ist im Almgau ein alter Brauch, dass die Braut- oder Bräutigammutter sich dem Hochzeitszug nicht anschließen darf. Ganz hinten muss sie dreingehen, mutterseelenallein, und bei der Trauung darf sie sich nicht blicken lassen. Beim Hochzeitsmahle soll sie ganz rückwärts im Ofenwinkel sitzen und dann — hörst Du es! — dem jungen Ehepaare ein ganzes Jahr

lang fern bleiben. — Jetzt wirst Du doch Respect haben vor den Almgaiern, dass sie so stramm und bündig mit der Schwiegermutter fertig zu werden wissen. Doch warte nur, wer der Stärkere ist!

Der Kulmbock natürlich war Hochzeitsordner. Wie der der Hausmutter den Eintritt in die Kirche verwehren will, sagt sie entschlossen: „Eine Mutter wird ihr Kind meiden! Just so!“ Schiebt mit dem Arm den Kulmbock zur Seite und tritt ein.

„Na gut, gut“, sagt der Ordner, „aber ohne Präjudiz!“ denn er ist zeitweise ganz Gesetz.

Als wir soweit vor dem Altare standen — zur Nachmittagsstunde, die Kirche voll Menschen — war meine Barbel nicht da. Schon an der Brücke war sie mir abhanden gekommen. Ich meinte, sie hätte beim Krämer etwas zu besorgen, aber nun kam sie nicht vor. Mehrere Bauernburschen hatten die Braut gefangen genommen und der Kulmbock musste sie für etliche Liter Wein loskaufen. In Nachbarsorten soll die Sitte herrschen, dass die Braut auf dem Weg zur Kirche sich vom fröhlichen Hochzeitszug abzusondern hat, gleichsam als ausgestoßen und ausgeschlossen. Als die letzte erst darf sie in die Kirche treten, bis sie vom Ordner gnädig in Empfang genommen und vor den Altar geführt wird, wo der Bräutigam steht. Der nachher erst erhöht sie.

Am Altare brannten zwei einzige Kerzen, kein Kirchenschmuck, keine Blumenzier. Es ist spät im Jahre . . .

Wie mir ums Herz war, als das liebe Wesen an dieser Stelle neben mir stand, als wir die Ringe wechselten und gegenseitig unser Ja sagten, das, mein Freund, kann ich Dir nicht beschreiben. Wer es aus sich selber nicht weiß, der kann es nicht verstehen. Im übrigen ist bei der Trauung nicht geweint worden und nicht gelacht . . .

Mein Herz habe ich i h r zu eigen gegeben, so muss der Freund mit dem zufrieden sein, was übrig geblieben. Merkst Du was?

Als wir ins Wirtshaus wollen, ist das Thor geschlossen. Der Kulmbock pochte mit dem Stab, drinnen kicherte man, und das Thor blieb zu. Jetzt begann er zum Schlüsselloch allerhand Sprüche hineinzusagen, die ich nicht verstanden habe, ich glaube sie handelten von Tugenden und Würden des jungen, Eintritt heischenden Ehepaares, aber das Thor öffnete sich nicht. Da trat mein Barbel vor, berührte mit einem Weißtannenzweig, den man ihr in die Hand gegeben, das Hausthor — und jetzt gieng es langsam auf, und wir traten ein.

Das Mahl — ein Halberabendmahl — haben wir einfach gehalten. Ziemlich schweigsam hat jeder seine Portion Aufgeschnittenes mit Kuchen verzehrt oder in den Sack gesteckt. Es war zu merken, dass der Kulmbock einen Trinkspruch in Bereitschaft hatte, und damit nur warten wollte, bis der Wein kam. Wir tranken Apfelmost, und der Wein kam nicht.

Draußen schneite es stark und es begann zu dunkeln. Die Barbel schaute mich schon immer an und sagte nun ganz leise, es würde ein hartes Heimgehen sein in der Nacht. Das hieß, wir möchten lieber noch bei Tage gehen und das war sehr nach meinem Geschmack. — Und als wir uns zusammenpackten, na, da kamen sie. Als der erste erschien, der Nachbar Gleimer war's, zündete der Wirt sogleich zwei Lampen an. Der Gleimer brachte einen eisernen Kochtopf mit und stellte ihn schweigend vor die Braut. Hernach stiegen die anderen daher zu unserer Überraschung. Es kamen die Bauern aus nah' und fern' von der ganzen Gemeinde. Wie pure Schneemänner giengen sie zur Thür herein. Ungestüm war das Wetter geworden, und der Wind trieb den Schneestaub ins Vorhaus. Da haben wir uns neuerdings niedergelassen am Tisch. Jeder Ankommende hatte ein Hochzeitsgeschenk bei sich. Bäuerinnen brachten mancherlei Hauseinrichtungen, hatten in Körben und Säcken Mehl, Fett, Eier und Backwerk. Der Schuster Zwergel brachte mir eine von ihm selbst gestrickte Wollenhaube, der Schneider Setznagel ein paar Lodenpantoffeln, zum Zeichen, dass er vergeben und vergessen hat und um neue Kundschaft wirbt. Der Kulmbock konnte nicht mehr länger zurückhalten, er bestellte Wein. Während noch allenthalben die Gläser gefüllt wurden, ließ er los. Er sprach im Predigerton und griff zurück bis auf Adam und Eva. Dabei machte er Anspielungen, die man schlechterdings nicht zweideutig nennen konnte, weil sie nur mehr eindeutig waren. Ungeahnt frühzeitig kam er auf die geistvolle Schlusswendung: Der Bräutigam soll leben, und die Braut daneben!

Kaum war die Festrede vorüber, so erhob sich draußen im Vorhause helles Gedudel. Bläser und Geiger waren gekommen. Der Kulmbock zog seinen feuchten Lodenrock aus, gieng in flatternden Hemdärmeln umher, lud nach allen Seiten zum Essen und Trinken ein, war witzig und rief ein- ums anderemal: „Geschmalzene Holzäpfel friss ich nit!"

Dieweilen kamen immer noch Leute mit Gaben. Der Sackbuttner brachte eine Blechschelle für die Kuh, die er dem Lehrer verkauft; er war der Meinung, es gebe Lehrerhochzeit. Der Schrager brachte einen nagelneuen Melkzuber, den er selber geböttchert hatte. Der Jäger Konrad, der zu endgiltigem Friedensschlusse als Brautzeuge gewählt worden war, brachte einen wolligen Fuchsbalg dar, „vors Bett hin, wenn die Barbel schlafen geht und aufsteht". Die Nähterin Rosalia that mit ihrem Hochzeitsgeschenk gar geheimnisvoll, wickelte es vorsichtig aus einem schneeweißen Tüchlein und hielt es am Stengel der Barbel hin. Ein großer Apfel mit rothen Wangen. Alles könnten sie genießen, die lieben Eheleute, so legte die Nähterin es aus, nur an diesem Apfel dürften sie nicht naschen. „Warum nit, das will ich euch sagen, wer davon isst, der verdirbt sich den Magen." Weise war's gesprochen, denn der große

Apfel erwies sich als hölzerne Kapsel, die aufzuschrauben war und in der sich ein Spiegelchen, ein Fingernagelzwicker und ein Hühneraugenpflaster befand. Schlimmer war's, als die alte Marenzel mit einem kleinen Kinde hereinkam und es schaukelnd und ein Wiegenlied trillernd der Barbel zutrug. Auf dem Tische wurde sofort ein Bettchen hergerichtet, die Alte wickelte die Fatschen auseinander, und da lag — mutternackend — ein schlanker Butterstritzel.

„Geschmalzene Sägspäne friss ich nit!" schrie der Kulmbock drein, um über das sinnige Geschenk seine Überraschung und seinen Beifall auszudrücken.

Ich lachte überlaut mit und dankte dahin, dorthin. Mein armes Mädel saß da wie ein Muttergottesbild und ließ alles gelassen über sich ergehen.

Die Hausmutter war nachgerade ungeberdig geworden. Schon die Musikanten gefielen ihr nicht, mitten in der heiligen Adventzeit. Das ganze Treiben war ihr zuwider „und wenn es Glasscherben schneibt", sie will heim. Just zündete sie die Laterne an, die der Kirchenwirt uns für den Heimgang borgen wollte, da — aber Freund, ich kann nichts dafür, dass der Zufall bisweilen so gut aufgelegt ist. Du wirst sagen, der Zufall componiere nicht Romane. Ja, Alter, er componiert sie manchmal — rein aus Zufall.

Die Wirtin hatte die Stubenthür weit aufgemacht und sagte laut auf uns her: „Jetzt werd' ich mir wohl ein Vergeltsgott verdienen fürs Thüraufmachen!"

Wir schauen ins dunkle Vorhaus hinaus, die Musikanten blasen einen Tusch, und nun — steht er da. — In voller Uniform, mit Helm und Seitenspieß, den beschneiten Mantel auseinandergeschlagen, dass von der breiten Brust die Knöpfe uns entgegenfunkeln wie zwei Reihen munterer Augen. Der Valentin. Das war nun freilich ein anderer Kerl, als damals im Sommer. Sein rothes Gesicht lachte breit auseinander, wie ein Sieger schaute er frei um sich. Von allen Tischen streckten sich ihm Hände und Gläser entgegen — er drang durch das Gedränge bis zum Ehrentisch vor, zu Mutter und Geschwistern. Meine Hand nahm er zuletzt und hielt sie am längsten.

„Diesmal ist's anders, Hansel!" lachte er mir zu.

„Und bei uns auch!" sagte ich.

„Und bei dir schon gar!" setzte er bei, auf die Barbel spielend. „Recht hast. Erst in Kailing habe ich es gehört."

„Haben dir's nicht geschrieben, weil wir wieder eine Dummheit fürchteten."

„Man wird ja gescheiter", sagte er.

Und jetzt war vom Nachhausegehen keine Rede mehr. Jetzt begann es lustig zu werden. Auch die Hausmutter nippte vom Glas, klatschte

mit den Händen: „Verklöpfelte Leut' seid's!" Ich denke, es hat ein Lobspruch sein sollen.

Der Kulmbock versicherte von Zeit zu Zeit, dass er „keine geschmalzenen Schuhnägel fresse".

„Ich auch nicht!" gab der Valentin bei und ließ sich den Schweinsbraten schmecken. Und dann kamen die Erzählungen aus dem Kasernleben, von den Märschen, von den Kameraden, von den Officieren, besonders vom Obersten. „Weiler!", hatte ihm dieser gesagt, „solange Sie das kreuzverfluchte Heimweh haben, bleiben Sie beim Regiment. Dass Gott mich — Sie bleiben! Bis Sie das Vollmondgesicht wieder aufgesteckt haben, mit dem Sie vor zwei Jahren eingerückt sind, bekommen Sie Urlaub. Und vorher nicht! Und nachher sofort!" Diesen Ausspruch hat der Valentin sich zu Herzen genommen und soll er thatsächlich zum Vollmondgesicht nicht viel länger gebraucht haben, als der Neumond zu dem seinen.

Längst Mitternacht vorüber, als wir uns von der Gesellschaft, die bei jungem Wein schon ausgelassen zu werden begann, verabschiedeten und den Heimweg antraten gegen das Adamshaus. Schneegestöber, blasser Mondschein, Windrauschen in den Bäumen. Der Valentin führte die Mutter am Arm, der Rocherl den Franzl, ich — mein Weib. Als wir ans Haus kamen, führte mein Weg nicht wie sonst über den Hof zur frostigen Stallkammer. Ich trat mit allen ins Haus und dann mit der Barbel ins warme Stübchen.

Beim Kirchenwirt sollen sie vierundzwanzig Stunden später noch beisammen gesessen sein, und zwar in einer Verfassung, die aller Beschreibung spottet.

* * *

Am einundfünfzigsten Sonntage.

Unglück im Spiele, Glück in der Liebe. So ähnlich, nicht wahr lautet es ja? Bei mir stimmt's.

Obgleich ich die „Continentale" schon lange nicht mehr eigentlich las, fiel mir doch auf, dass sie seit einiger Zeit im vergrößerten Format erschien. „Der Tod streckt sie schon", hatte der Lehrer gesagt. Nun also ist es, wie Du schreibst, geschehen. Das Blatt eingegangen, der Chef durchgegangen. Somit wäre meine Angelegenheit auf das Gründlichste geordnet.

Umso lebhafter interessiert mich Dein Vorschlag, lieber Freund. Du meinst, dass ich meine Sonntagsbriefe aus dem Adamshaus veröffentlichen soll? Dass sie Aufsehen erregen müssten, sagst Du. Ist das Dein Ernst? Während ich glaubte, ein zugereister, nothiger Bauernknecht zu sein, wäre ich Schriftsteller gewesen! So ein bisschen Zola, von dem man erzählt, dass er seine Stoffe persönlich hervorholt aus den Volksschichten

und mit ihnen lebt, bis er sie durchdrungen hat. Aber ich bin ihm voraus. Daſs er bei seinem „La terre“ ein Bauernmädel geheiratet hätte, ist ihm meines Wissens nicht passiert. — Was ich doch für ein großartiger Kerl bin!

Spaſs beiseite. Wenn Du für meine Sonntagsbriefe wirklich einen Verleger findest und Du gibst Dir die Mühe, sie für die Öffentlichkeit herzurichten — ich bin einverstanden. Unheimlich ist mir allerdings der Gedanke, fürderhin unter den zehntausend deutschen Federhelden des Kürschner'schen Literaturkalenders prangen zu sollen. Zehntausend! Ob es heutzutage noch so viele Bauern gibt in deutschen Landen? Ist's mit der Unsterblichkeit nichts, so würde ich auch mit einem Nachtwächterposten zufrieden sein. — Ein armer Familienvater, wird's heißen! — Es ist doch eigentlich auf das Höchste überraschend, daſs ich plötzlich verheiratet bin!

Schließlich ist's noch eine Frage, ob ich überhaupt von hier fortgehe. Im Adamshause ist frischer Muth und neues Leben. Die Burschen und ich arbeiten von früh bis abends im Walde. Der Valentin scheint's an richtiger Stelle zu packen. Er hat zwölf alte Lärchbäume um schweres Geld verkauft. Nun werden sie gefällt und auf Schlitten zu Thale gebracht. Der Rocherl hat sich gefunden und ist so viel als heil, aus- und inwendig. Der Franzel weiß vom Schulprovisor zu erzählen, daſs er strenge sei und man bei ihm viel mehr lernen müsse, als beim Guido Winter.

Mutter und Tochter walten in Haus und Hof. Hier sind diese Decemberwochen ein einziges großes Vorbereiten auf Weihnachten. Selbst in den Ställen werden mit langen Besen die Spinnweben von den Wänden gefegt. An den Thieren werden alle Krustlein losgestriegelt, die Klauen und Hörner beschnitten, und der Stallboden bekommt frische, waldduftende Streu. Um das Haus wird das Herdholz in zierliche Stöße geschlichtet, in den Stuben alles Gemöbel gescheuert, alles Mauerwerk weiß getüncht, alles Fenster- und Bilderglas mit feiner Asche geputzt. Von der alten Schwarzwälderin hat die scheuerwüthige Hausmutter sogar die Ziffern zuschanden gerieben, so daſs die Barbel — diese gute Stunde selber — mit Kohle nachschwärzen musste. Der Messingzeiger funkelt wie Sonnenschein. An den Abenden hatten sie sonst Herbstschurwolle gesponnen; nun, dem Christfeste nahe, stellten sie das Spinnen ein, „damit das schnurrende Rad das Christkind nit aus dem Schlafe wecke“. Aus denselben Gründen müssen wir alle des Abends auf den Zehenspitzen gehen und überhaupt jedes Geräusch vermeiden.

Soll ich Dich nun auch ein wenig in unser Stübchen gucken lassen? Na freilich, Du lieber Mensch, so gucke. — Das Tischlein gedeckt mit einem rothen Tuche, darauf steht ein kleiner Krug, in welchem drei Kirschbaumzweige frischen. Sie sind am Barbaratage, ihrem Namenstage,

gepflückt worden und sollen in der heiligen Nacht aufblühen. Die zwei hellen Fenster haben schneeweiße Vorhänge, zierlich genäht und mit Buchstaben gestickt von ihrer Hand. Die Betten stehen so nahe aneinander, daſs sie mit einem Überzuge zugedeckt werden können. Dieser Überzug ist himmelblau und hat kleine rothe Blümlein. — In das Kämmerchen ziehen wir uns zurück nach dem Abendbrot, und wenn Du horchen wolltest — aber das darf man ja gar nicht — so würdest Du noch lange ihr fröhliches Lachen hören.

Am Donnerstag hat mir der Valentin Urlaub gegeben, daſs ich nach Kailing gehen konnte. Wir haben mancherlei einzukaufen, außerdem steht dort zwischen Obstgärten, gerade am Rechenflusse, ein niedliches Landhaus, das zu vermieten wäre. Ich miete es nicht, ich sehe es nur an, gehe rings herum und sehe es an und denke: Wenn man dich mieten könnte! Dann gehe ich wieder davon. — Ich wollte Dir etwas anderes erzählen.

Wie ich am Vormittage immer der Rechen entlang gegen Kailing hinabgegangen bin, gerade in der Engschlucht zwischen den Wänden begegnet mir — was glaubst Du wer? — Richtig, mit dem ersten Worte hast Du ihn. Ganz gemächlich trottet er heran auf dem glatten Schnee, das Beinkleid in die Stiefelröhren gesteckt und über der Achsel eine Ledertasche hängen.

Zum Satan! denke ich mir, jetzt kann's hübsch werden!

„Was?" ruft er mir heiter zu, „wie wusstest du denn, daſs ich heute käme, Hans?"

„Das wusste ich nicht. Ich will nach Kailing."

„Dann begleite ich dich zurück", sagt der Guido Winter. „Es gibt manches zu plaudern. Jetzt wird geheiratet!"

„So! Wo denn? Bei wem denn?"

„Noch vor Neujahr, wenn's geht, führe ich meine Barbel heim."

„Wird nicht gehen", sagte ich.

„Und bleibe in Hoisendorf Lehrer, einstweilen. Denn draußen hat sich nichts Passendes gefunden."

Nun wende ich mich ihm zu, mit meiner ganzen Brustseite, und sage: „Winter! Wenn sich draußen etwas gefunden hätte, so wärest du wahrscheinlich draußen geblieben. Weil sich nichts gefunden hat, so kommst du nach Hoisendorf zurück und willst doch die Barbel heiraten!"

„Die heirate ich auf jeden Fall!" sagt er.

„Die heiratest du auf keinen Fall!" sage ich.

„Teufel!" sagt er, und tritt einen Schritt zurück.

„Ja, mein Lieber, die Barbel hast du verpasst. Die ist schon verheiratet."

Er tritt einen zweiten Schritt zurück, kreuzt die Arme über der Brust, mit weitaufgerissenen Augen schaut er mich an und frägt: „Wieso? Die ist schon verheiratet? Das verstehe ich nicht."

„Und ich kann dir's deutlicher nicht sagen. Am vorigen Sonntage hat die Trauung stattgefunden."

„Aber im Ernste? Aber wirklich? — O du vertracktes Mädel? Und wen denn?"

„Mich."

„Wen sie genommen hat, frage ich."

„Mich."

„Na hörst du, Hans, das sind abgeschmackte Späße. Ich dachte wirklich schon."

Er betrug sich ganz anders, als ich mir vorgestellt hatte. Auf meine neuerliche Versicherung, dass wir während seiner Abwesenheit geheiratet haben, schüttelte er bestürzt den Kopf, und endlich murmelte er: „Das hätte ich nicht für möglich gehalten." Nach einem Weilchen, während er mit dem Stocke im Schnee ein Loch gebohrt hatte: „Mir kann's recht sein. Dass sie mich nicht liebt, vielleicht nie geliebt hat, habe ich ja schon geahnt. Auch gut, ich hätte mein Wort gehalten. Sie ist die Klügere gewesen. — Was mich aber am meisten wundert, das ist mein treuer Freund Hans Trauttentorffer, der seine Geliebte immerfort einem anderen so hübsch anheiraten wollte. Erst als er sie nicht an Mann gebracht, nahm er sie selber. Sehr vornehm das, Herr Trauttentorffer! Empfehle mich Ihrer ferneren Freundschaft!"

Und mit stolzen Schritten davon, der Schlucht entlang. — Das war ein guter Abgang, Herr Winter. — Ich gönne dir das Vergnügen, denn mein Vortheil ist mir lieber.

So sicher ich meiner Sache gewesen, vor der Begegnung mit ihm hatte mir ein wenig gebangt. Wie wenn er sie doch geliebt hätte? Dass diese Liebe mangelt, hat uns gerechtfertigt, sie, mich und — ihn. Was ich ihretwegen allein mit mir auszumachen gehabt hatte, monatelang — das ist vorbei.

Der Barbel habe ich von dem Zusammentreffen in der Rechenschlucht einstweilen nichts gesagt. Der Franzel hat heute aus Hoisendorf die Nachricht heimgebracht, dass der provisorische Lehrer wahrscheinlich hier angestellt werde und der Winter habe mit einem Wagen des Kirchenwirtes seinen großen Koffer fortführen lassen.

* * *

Adamshaus, am zweiundfünfzigsten Sonntage.

Das Jahr war doch gewiss reich an Überraschungen für mich. Die größte aber brachte mir dein Christtagbrief. Herrlicher Mensch, wie

haſt Du das zuſtande gebracht! Alſo der „Heimgarten“ erwirbt meine Sonntagsbriefe gegen ein Honorar von zehntauſend Gulden! — Da hätten wir ja die zwanzigtauſend Kronen. Und dazu den Vortheil, daſs es nicht ein windiger Wettpreis iſt, ſondern redlich Erworbenes. Nun bin ich gerettet. Herrgott im Himmel, das iſt ein Brocken!

Aber die Sonntagsbriefe? Was ich da zuſammengeſchrieben habe in meiner Stallkammer, wie eben ein aufgeſchrecktes Menſchenherz purzelt und hüpft, himmelhoch jauchzend und höllentief fluchend, übermüthig, bummelwitzig, geſchwätzig, ſelbſtgefällig, ſpöttiſch, einmal Gott zu dumm, einmal dem Teufel zu ſchlecht. Und das alles ſoll vor aller Welt ausgepackt werden? Freund, da heißt es wohl, ſich einen langen Blauſtift anſchaffen. Die erſten Briefe dieſes Jahres, die an unterſchiedliche Herren der „Continental-Poſt“ gerichtet waren, ſind bereits in deinem Beſitze? Du meine menſchgewordene Vorſehung, du! Fürs Ganze ein packender Titel, das verſteht ſich. Aber der vorgeſchlagene: „Die Erbſünde“, taugt mir nicht. Man würde dieſe Bezeichnung entweder auf das Liebespaar wälzen, oder den „Schweiß des Angeſichtes“, alſo die ländliche Arbeit damit in Verbindung bringen. Mir paſst weder das eine, noch das andere. Sünden können nicht geerbt werden. Und die Arbeit iſt kein Sündenfluch. Vielmehr ein Segen. Aus Fleiß und Mühe ſtrömt Segen, aus der Scholle ſprießt Kraft für die ganze Welt und Segen für den, der ſie berührt. „Erdſegen.“ — „Erdſegen. Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.“ Wie hört ſich das? In wenigen Tagen ſprechen wir perſönlich darüber.

Und nun will ich Dir das Jahr mit der Weihnachtszeit beſchließen. Ach, um wie viel unbehaglicher ſchreibt ſich's, ſeit mir wieder der Setzerjunge über die Achſel guckt.

Am Chriſtabend legten wir ſchon zur Mittagszeit alle Werkzeuge zur Ruh' und jedes zog ſeine guten Kleider an. Wie es an Feſttagen der Adam gethan hatte, ſo that es jetzt der Valentin, der alten Brauch nicht abkommen laſſen will. Er nahm das Crucifix vom Wandwinkel und ſtellte es auf den weißgedeckten Tiſch. Die Hausmutter that zwei Lichter dazu von jenen Kerzen, die damals meine Barbel gegoſſen hatte. Der Rocherl iſt vor Andachtsſtimmung ganz blaſs geworden und mein Mädel ſchlichtet in ſtiller Emſigkeit die Hausthiere, daſs ſie ſich ruhig verhielten. Das ganze Adamshaus iſt eine Kapelle geworden. Dieſes tiefe, wortloſe Glauben, dieſe innige Erwartung des Chriſtkindes, Du kannſt Dir's nicht vorſtellen. Wer ſo glauben könnte! Es iſt ja wohl auch Gewohnheit und Herkommen dabei, aber die Seelenſtärke dieſes geplagten Bauernweibes holt ſie ſich von Gott Vater und ſeinem eingebornen Sohn.

Die Barbel iſt auch ſo. In den Krug zu den Kirſchbaumzweigen hatte ſie friſches Erdreich gethan und Waſſer drangegoſſen. Aber die

Knospen wollten sich nicht rühren. Einmal ganz träumerisch schaute sie die kahlen Zweige an und sagte leise: „Es wird nichts sein. Das Christkind verzeiht nicht."

Um eilf Uhr in der Nacht zündeten sie eine Spanlunte an und giengen hinab zur Kirche. Ich hatte mich bereit erklärt, das Haus zu hüten, wollte eine Weihnacht für mich allein haben. Um Mitternacht sperrte ich die Thüre ab und gieng über den gefrornen Schnee hinan zur Hochplatte. Da ruhte der Sternenhimmel über der weiten Schneelandschaft. In Hoisendorf läuteten die Glocken. Die Kirchenfenster standen wie rothe Quadratlein im dunklen Thale. Ein anderes Klingen kam über das Waldgebirge herüber. So leuchtet und so klingt es in dieser Mitternacht durch das ganze Land. Und in Millionen menschlicher Herzen lebt der heilige Christ, so wahr und wirklich, wie je etwas nur leben kann, das gesehen, gehört und empfunden wird. . . . In mir war so etwas wie psalmistischer Rhythmus: Meine Leidenschaften habe ich wie Samen in die Himmel verstreut, und mein muttternacktes Herz weidet im Garten der Sterne. — Ich steige vielleicht nun bald hinab in die Tiefen. Wann wird wieder eine Stunde kommen, da ich dem Himmel so nahe bin?

Am Christmorgen weckt mich hellklingendes Lachen aus dem Schlaf. Zwei Sonnenströme quellen zu den Fenstern herein durch die Stube, einer der Ströme fällt auf den Tisch, wo der Krug mit den Kirschbaumzweigen steht, und die Zweige, alle drei, tragen weiße Blüten. Darum lacht meine Barbel voller Glückseligkeit. — Das Christkind hat verziehen.

Wie der Hanssohn, der Rocherl, die Mär hört: die Kirschbaumzweige blühen! Da thut er in der Stube einen Freudensprung, so hoch, dass sein befederter Hut die Stubendecke berührt. „Juchhe, die Barbel ist glücklich!"

Jetzt, mein Freund, jetzt erst geht mir ein Licht auf über diesen Burschen. Der Schuss nach dem Manne, der die Schwester freien wollte, ohne sie zu lieben! Schutzengel! Vorsehung! — Wenn ich nun denke, dass diese Auslegung unsere modernen Naturalisten lesen sollen!

Am Christtage, nach dem Gottesdienste, haben wir ein Festmahl gehabt, an dem der große Hagelschlag im August wahrlich nicht zu spüren gewesen ist. Sogar einen Plutzer Wein hatte der Valentin, dieser Epikuräer, mitgebracht vom Kirchenwirt, und die Hausmutter war's, die zuerst den Krug ergriff und vor dem Trunk die Worte sprach: „Hansel und Barbel! Auf euere Gesundheit!"

Und nach dem Mahle ist auch noch etwas gekommen. Erinnert sich der Franzel, dass er einen Brief in der Tasche habe, vom Postboten an die Barbel. Es war ein Brief aus Wien von Guido Winter. Er nimmt Abschied von ihr, lässt alle grüßen und bitten, ihm eine wohlwollende Erinnerung zu bewahren. Er habe durch Vermittlung eines Freundes im Comptoir einer Fahrradfabrik Beschäftigung gefunden.

Als der Brief gelesen war, sagten mehrere von uns fast gleichzeitig: „'s ist doch ein guter Kerl!"

Und hiermit, glaube ich, könnte man die Sonntagsbriefe beschließen, denn mein Mädel, die junge Frau Barbara, meint, ich solle doch nicht immerfort schreiben. Schon wiederholt versucht sie lustige Überfälle, um mir die Feder aus der Hand zu ringen. Gelingt's, so kostet ihr das den Mann auf eine ganze Woche. Hat diese Hand die Feder nicht, so ergreift sie den Wanderstab und sucht den herrlichen Freund auf. — Am Montag, den 3. Januar, dürfte plötzlich so ein derbgebrannter Bauernknoten vor dir stehen. Halte ihm eine Flasche Rüdesheimer bereit, und vor allem dich selbst, du alter, treuer Knabe.

Auf Besuch beim Herrn Sohn.

Eine Schilderung aus dem steirischen Volksleben von **Adolf Frankl.**[1])

In einem einfachen, aber recht sauber gehaltenen Stübchen saß ein kräftiger Jüngling, welcher, sein strohgelbes Haupt auf die Rechte stützend, über einem Buche „brütete". Er hieß Franz Haselbacher, war der Sohn eines reichen Bauern aus Obersteier und wollte Geistlicher werden. In den Augen der Professoren war er ein sehr braver Student, in den Augen seiner Kameraden jedoch — ein großer „Philister".

Er beschäftigte sich eben mit Papst Gregor VII. und — dem Cölibate, als an seine Thüre geklopft wurde und auf sein „Herein" der Briefträger mit einem Briefe ins Zimmer trat.

Ein Blick auf die Adresse belehrte Franz, dass das Schreiben von seinem Vater sei; denn so schreckliche „Krakelfüße" verstand nur sein Papa zu machen, und eine so schlechte rostbraune Tinte hatte auch kein anderer, als der reiche Haselbacher.

Franz entfernte hastig den Umschlag und entfaltete ein ziemlich zerknittertes und stark befleckstes Papier, auf welchem Folgendes stand:

Liwer Franzl

Ich mache tir zu wisen das ich und di Muder God seis getank noch immer gsunt sein und das die Grawi[2]) gestern af di Nachd a schens keibl[3]) grig hat, unser Zesel[4]) is seit dus zan letzenmal gsen hast schon tichti gwagsn und vasligst sauber. Di Schwazi sau hat vor

[1]) Aus dem empfehlenswerten Büchlein: „Lustig wohlauf!" Steirische Geschichten von Adolf Frankl. Ilz. Selbstverlag des Verfassers. 1898.

[2]) Graue Kuh. [3]) Kalb. [4]) Füllen.

8 dag jungi grig und zwar 10 farl[1]) af anmol und al fan ſchen gſunt bis tato und in Wiſnbauer Jogl hams neili a eingrom, Got treſt ſein Arme ſel,

Dan gib ich dir bekand das ich und di Muder beſchloſen ham am negſten Sundag di in Graz hamzuchn[2]) dan mecht mir bei der glenheit di ſtat gern a wenk anſchaun. tu unſ am banhof erwartn mir kemen mitn formidagzug, die Muder hat fir di an Domerl[3]) bachn und laſt dir ſagn du ſulſt jo afs betn nit Vergeſn taſt beim ſtutirn Rechd glik haſt und als leicht tamirgſt[4])

ſo hirz waſt as firt die God und bleib ſchen gſunt. A ſchen grus von Dein

Vader und Muder.

Als Franz dieſes inhaltsſchwere Schreiben zu Ende geleſen hatte, legte er es mit einem ſchweren Seufzer auf den Tiſch und blickte beſtürzt vor ſich hin.

Hatte ihn die merkwürdige „Rechtſchreibung“ ſo aus der Faſſung gebracht, oder gieng ihm der Tod des „Wiſnbauer Jogl“ ſo zu Herzen, oder berührte ihn gar die Mittheilung über „di Schwazi ſau mit ihre 10 farl“ ſo unangenehm?

Nein, nichts von alledem!

Die Urſache ſeines nicht geringen Schreckens lag in der eigentlich nichts weniger als ſchreckbaren Nachricht: „dan gib ich dir bekand das ich und di Muder beſchloſn ham am negſten Sundag di in Graz hamzuchn“.

Nicht, als ob Franz ſich vor ſeinen Eltern fürchtete oder ſie nicht liebte, bewahre! Er war vielmehr ein ganz vortrefflicher Sohn und ihnen von ganzem Herzen zugethan. Er hatte auch alle Urſache, ſie zu lieben.

Daſs er aber trotzdem über die Ankündigung ihres bevorſtehenden Beſuches mehr beſtürzt als erfreut war, hatte ſeinen Grund in der etwas abſonderlichen äußeren Erſcheinung ſeiner Eltern und ihrem urwüchſigen Weſen, was fürwitzigen Stadtleuten leicht Anlaſs zu Spöttereien und boshaften Bemerkungen geben konnte.

Franz ſtellte ſich's lebhaft vor, wie er an der Seite der Eltern vom Bahnhofe durch die halbe Stadt marſchieren würde; wie der Vater mit ſeinem langen „altvaderiſchen“ Schößelrocke bedächtig einherſchritt und mit dem mächtigen Haſelſtocke gewaltig ausholte, und wie die Enden des großen, nach rückwärts gebundenen, ſchwarzſeidenen Kopftuches gleich gewaltigen Flügeln das Haupt der Mutter umflatterten; wie ihr anſehnliches Kröpflein auf den Lippen der Städter ein boshaftes Lächeln hervorrief und wie . . .

[1]) Ferkel. [2]) heimſuchen. [3]) Kuchen. [4]) merkſt.

Ah, er mochte sich die Sache gar nicht weiter ausmalen!

Wie anders war es doch, wenn er zu Weihnachten, zu Ostern, zu Pfingsten oder gar zu den „großen Ferien“ heim zu seinen Eltern kam! Da beschlich ihn kein unangenehmes Gefühl; da erfüllte nur lautere Freude und Wonne sein Herz; da wünschte er sich Vater und Mutter nicht anders, als sie waren; da gab es aber auch niemanden, der über sie gelächelt oder gespöttelt hätte!

Und wenn der alte Haselbacher des Sonntags in seinem langen „Staatsrocke“ bedächtigen Schrittes zur Kirche gieng, blickte jung und alt voll Ehrfurcht auf ihn, und Franz schritt nicht ohne Stolz neben seinem Vater einher.

Und wenn das faustgroße Kröpflein der Mutter auch nicht als sonderliche Zierde aufgefasst werden konnte, so hatte es doch weiter nicht viel zu bedeuten und war dem Ansehen der braven Haselbacherin nicht im mindesten abträglich. Kröpfe waren ja dort nichts Außergewöhnliches und kamen in den „besten Familien“ vor.

Franz war daher auch weit entfernt, seine Mutter ob ihres Schönheitsfehlers weniger zu lieben oder auch nur scheelen Auges anzusehen. Ja, er nahm die Sache, den Kropf nämlich, nicht selten von der heiteren Seite und sang voll Übermuth:

„Mei Muada is sauber
Vom Fuaß bis zan Kopf,
Van Hals hat's a Tieperl,
Das hoaßt ma — an Kropf!“

Nun aber die Eltern *ihn* besuchen wollten, drückte ihn das „Tieperl“ am Halse der Mutter wie eine Centnerlast.

Eine Weile sann er hin und her, was eigentlich zu machen wär', dann sprach er endlich fest entschlossen zu sich selber:

„Nichts, gar nichts will ich da weiter machen, als — meine Eltern ruhig erwarten. Sie sollen mir herzlich willkommen sein!“

Und nun schämte er sich schier ein wenig, dass er auch nur für einige Augenblicke den unkindlichen Wunsch hegen konnte, seine lieben Eltern möchten *nicht* kommen.

So war der Sonntag erschienen und Franz harrte am Bahnhofe der Ankunft des Zuges aus dem Oberlande. Derselbe brauste denn auch bald daher, ein buntes Gewühl von Männern, Weibern und Kindern entstieg der langen Wagenreihe und eilte dem Ausgange zu.

Franz schaute sich vergeblich nach seinen Eltern um, aus der großen Menschenmenge waren sie nicht herauszufinden. Da vernahm er plötzlich die dröhnende Stimme seines Vaters: „Franzl, Franzl! Wo bist denn?“

Der Gerufene zuckte heftig zusammen und eilte hastig der Richtung zu, aus welcher der „Donnerruf“ erscholl.

„Franzl!“ ertönte es noch kräftiger, so dass sich die Leute theils lachend, theils ärgerlich nach dem Haselbacher umwandten.

Franz war es mit vieler Mühe gelungen, sich bis zu seinem Vater durchzudrängen, als er zu seinem nicht geringen Schrecken sah, dass ein Polizeimann dem Rufenden ein barsches: „Sind Sie ruhig!“ zurief.

„Na, ich werd' doch auf mein' Franzl rufen dürfen!“ sagte der Haselbacher verwundert. „Oder können Sie mir etwa sagen, wo der Schlankl steckt?“

„Vater, da bin ich ja!“ rief in diesem Augenblick der Student ihm zu und drückte ihm und der Mutter herzlich die Hand.

Unter mancherlei Fragen und Antworten giengen sie dem Ausgange zu. Da aber die Bäuerin einen vollen Handkorb bei sich hatte, nahm sie einer von der Verzehrungssteuer in Beschlag und führte sie in einen Nebenraum, wo der Inhalt ihres Korbes durchforscht und ihr eine kleine Steuer „hinaufgetüpfelt“ wurde.

„Na“, sagte sie dann verwundert zu ihrem Manne, „sind aber das neugierige Leut'! Jetzt müssen die gar wissen, was ich in meinem Körbel drin hab'. Und dafür, dass ich ihnen hab' hineinschauen lassen, hab' ich noch was zahlen müssen. Na, so was! Es ist nur schad', dass sie mir nicht in meinen Kittelsack auch noch hineingeguckt haben! Dass aber so was sein därf!“

„Wenn die Stadtleut' zu uns ins Gebirg kommen, werden wir es halt auch so machen!“ meinte der Haselbacher ganz ernsthaft.

Franz klärte sie nun über die Sache auf.

„So, so!“ sprach sein Vater, „dann ist's freilich kein Wunder, wenn in der Stadt alles so theuer ist!“

Bei der Wanderung durch die Annenstraße hatte Franz mit seinen Eltern ein helles Kreuz. Bei jeder Auslage blieben sie stehen; jeden Pferdebahnwagen und Omnibus und jeden Fiaker staunten sie an oder zeigten wohl gar mit ausgestreckten Armen nach diesem und jenem. Einmal rannte der Vater an einen Laternenpfahl an, während der Korb der Mutter mit mehreren Vorübergehenden etwas unsanft in Berührung kam, und ein andermal entgieng der Bauer nur mit knapper Noth der Gefahr, von einem Radfahrer überfahren zu werden, so dass er bestürzt ausrief: „Du verdankte G'schicht! da ist man ja gar seines Lebens nicht sicher!“

Als sie an einem Kaffeehause vorbeikamen, blieb der Haselbacher erstaunt vor einem der mächtigen Fenster stehen, schaute neugierig in das Innere und rief dann lachend: „Du Alte, komm' g'schwind her! Hast so was schon g'seh'n? Da drin thun sie mit lange Stecken Kugelscheiben!“

„Meinersechs!“ rief die Bäuerin. „Sind das narrische Leut'! Aber da schau, Alter, einen Kaffee kriegt man da auch! Was wär' es denn, wenn wir ein jedes ein Heferl voll essen thäten?“

„Ja, du hast recht!“ sagte der Bauer beistimmend. „Gelt, Franzl, du magst gewiss auch einen?“

„Nein, ich dank' schön, ich hab' ohnehin in der Frühe einen getrunken!“ bemerkte der Student und hoffte, dass nun vielleicht auch Vater und Mutter davon absehen würden, in das feine Café zu gehen.

Doch die Mutter sagte gutmüthig: „Na, Franzl, ein Lackerl Kaffee wird dir nicht schaden. Geh'n wir nur hinein, Alter, mein Magen ist eh schon so rar, als wenn er drei Tag in der Selch gehängt wär'!“

So traten sie denn ein, und Franz folgte mit süß-saurer Miene.

„Heda, drei Heferl Kaffee her!“ rief der alte Haselbacher mit einer wahren Bärenstimme, so dass einigen der Anwesenden vor Schreck beinahe die Tassen aus der Hand gefallen wären; dann aber erscholl ein allgemeines Gelächter und Gekicher in dem gut besuchten Raume, und alles blickte nach dem merkwürdigen Paare und betrachtete es mit musternden Blicken.

Der Bauer saß breit auf dem Stuhle, die rechte Hand auf den wuchtigen Haselstock gestützt, während die linke zur Faust geballt auf der weißen Marmorplatte ruhte. Sein Auge blickte fest und selbstbewusst und seine ganze Haltung hatte etwas Stolzes an sich.

„Wir Bauern sind auch wer!“ mochte er wohl denken.

Die Bäuerin saß dicht neben ihm und schaute neugierig in dem prächtigen Raume herum.

„Uijegerl!“ rief sie plötzlich lachend. „Du Alter, da schau einmal, dem dort hängen ja ein Paar Schwalbenschwanzel hinten abi; dem ist gewiss das Geld ausgegangen, dass er sich keinen ganzen Rock hat machen lassen können!“

„Hm“, machte der Haselbacher. „Aber der da auf uns zukommt, hat auch so ein Schwanzelrock an. Das ist gewiss wieder so eine neuartige narrische Stadtmod'!“

Der arme Franz kauerte in einer Fensternische und saß wie auf Nadeln. Er wagte gar nicht recht aufzusehen, denn er meinte, alles müsse mit spöttischen Blicken auf ihn und seine Eltern sehen.

Nun stand der Kaffee auf dem Tischchen.

„Du, mein Lebertag!“ rief nun die Haselbacherin und schlug verwundert die Hände zusammen. „Was ist denn das für ein Kacherlwerch? Da kennen wir uns ja gar nicht aus dabei!“

Da ließ sich der Befrackte mit herablassender Miene herbei, den beiden den Kaffee zusammenzuschenken.

Der alte Haſelbacher hatte eine Weile lächelnd zugeſehen, dann ſagte er kopfſchüttelnd: „Sie, ſo ein Fingerhut voll iſt nichts für einen Bauernmagen; bringen S' uns nur gleich noch zwei Portionen, aber zwei nutze Schalen voll! Die Becherln können S' draußen laſſen, von die wird man ſo nicht ſatt!"

Die anweſenden Gäſte muſsten natürlich herzlich lachen über die zwei drolligen Leute, während dem Studenten der Angſtſchweiß auf der Stirne ſtand. Um ſich den neugierigen Blicken der Anweſenden zu entziehen, griff er nach einer großen Wiener Zeitung und las anſcheinend mit geſpannter Aufmerkſamkeit die verſchiedenen Neuigkeiten.

Seine Eltern ſprachen indeſſen fleißig dem Kaffee zu und leerten ſchließlich auch das ganze Semmelkörbchen aus.

Sie ſchienen nun ihren Hunger ſo halbwegs geſtillt zu haben.

„Jetzt muſs ich doch ſchauen, wie das Stadtwaſſer ſchmeckt!" ſprach der Bauer und nahm einen kleinen Schluck, von welchem jedoch nur die Hälfte durch die Kehle rann, während die andere Hälfte in weitem Bogen dem Munde entquoll.

„Pfui Teufel, iſt das ein G'ſüff!" rief der Haſelbacher, ſich ſchüttelnd.

Nach einer Weile bemerkte er: „Na, ich denk' wir gehen um ein Häuſel weiter. He, zahl'n möcht ich!"

Auf dieſes Zahlen waren nun die Gäſte, welchen die Eſsluſt der beiden „Oberlandler" ungemein viel Spaſs gemacht hatte, nicht wenig neugierig.

Franz legte mit einem „Seufzer der Erleichterung" ſeine Zeitung beiſeite.

Nun erſchien der Zahlkellner.

„Wie viel ſind wir ſchuldig?" fragte der Haſelbacher.

„Siebenmal Kaffee . . ."

„Waaas? Kreuzmillion, woher denn?"

„Ja, ſiebenmal Kaffee!" erwiderte der Befrackte lächelnd. „Zuerſt bekamen Sie dreimal, und dann . . ."

„Noch zweimal, iſt fünfmal, aber nicht ſiebenmal!"

„Das zweitemal waren aber zwei große Schalen voll, je zu zwei Portionen!"

„Na, in Gottes Namen! Ein Haus wird's wohl nicht koſten!"

„Alſo ſiebenmal Kaffee — macht 1 fl. 26 kr. aus!"

„Jeſus, Maria und Joſef!" rief die Bäuerin erſchrocken und — „No, no, ſöll wird doch nicht ſein!" brummte der Bauer.

„Ja gewiſs! Wie viel Brot haben Sie?"

„Du verflixte Geſchicht! — Wie viel Brot? Hm, ich hab's wirklich nicht zählt!" Und dabei kratzte ſich der Haſelbacher bedenklich hinter

dem Ohre. „Das Körbel haben wir halt ausgeleert! Was da drin war, wurd' halt beiläufig vier lange Semmeln ausmachen!"

„Das macht nicht vier lange Semmeln, sondern dreißig Kreuzer aus; denn im Körbchen waren fünfzehn Kipfeln und Kaiserfemmeln!"

„Du Höllschlackara! Auf diese Weis' kostet je so ein Geimerl zwei Kreuzer! Nit?"

„Allerdings!"

„Na, wissen Sie, alles, was recht ist! Ein bissel müssen Sie da schon handeln lassen! Ich hab' so ein kleinwinziges Dingerl auf einen halben Kreuzer geschätzt und hab' wir dabei noch gedacht: Bist in der Stadt, da ist natürlich alles viel theurer wie bei uns zuhaus! Aber zwei Kreuzer, das ist nicht mehr christlich!"

Viele Gäste krümmten sich vor Lachen, während Franz verlegen lächelnd vor sich hinblickte und der Kellner ärgerlich einige unverständliche Worte brummte.

„Am End' müssen wir das Wasser auch noch zahlen!" sagte die Bäuerin nicht ohne Bangen.

„Na, sei so gut!" rief der Bauer. „Aber", fügte er schelmisch lächelnd hinzu, mein Franzl hat die Zeitung gelesen. Was kostet denn das?"

„Nichts!"

„Und die Luft, die wir da herinnen eingeschnappt haben?"

„Wollen Sie mich etwa aufziehen?" fragte der Befrackte ärgerlich.

„Ah, gar keine Spur!" sprach der Haselbacher lachend. „Dass Sie zum Aufziehen sind, hab' ich ja gar nicht gewusst! Hähä! So, und da ist das Geld."

Er legte 1 fl. 56 kr. auf den Tisch und sagte zu seinem etwas trübselig dreinschauenden Weibe: „Geh' Alte, harb dich nicht! Was wir da zahlen, spüren wir zwar mehr, als was wir da gegessen haben; aber wenn auch — macht nichts! Denn hätt' ma's nit, so thä't ma's nit!"

Und plötzlich mit den Fingern schnalzend, sang er leise:

„Wir san jo, wir san jo
Auf der Luftroas, du mein!
Und da därf ma, da darf ma
Doch traurig nit sein!"

Dann fuhr er sich jählings mit beiden Händen an die Augen, rieb diese eine Weile, und sagte, schalkhaft lächelnd: „Teixel, mir scheint gar, mir ist ein Kipfel oder eine Kaiserfemmel ins Aug' hineinkommen!"

Ein schallendes Gelächter der Gäste war die Antwort auf diese Bemerkung.

Die Bäuerin aber ſtupfte ihren Mann heimlich und ſagte leiſe: „Geh', halt's Maul, ſonſt muſst am End' noch mehr zahl'n!"

„Na, na, fürcht' dich nicht!" erwiderte der Haſelbacher lachend und erhob ſich von ſeinem Sitze. Dann ſchritt er den Seinen voran mit einem gemüthlichen „Pfirt Gott allerſeits und nichts für ungut!" gemeſſenen Schrittes „zum Tempel" hinaus.

„Pfirt Gott!" rief ihnen mancher herzlich nach und mancher dachte: „Das iſt ja ein ganz feſcher Kerl!"

Indeſſen ſchritten die dreie munter weiter, gelangten endlich zur Mur und überſchritten die ſtattliche Brücke.

„Schau, ein alter Bekannter!" ſprach der Haſelbacher zu ſeiner Frau und deutete auf das rauſchende Waſſer hinunter. „Und wie ſich die Mur da ſchon breit macht; bei uns oben iſt ſie noch ganz ſchmächtig!"

„Schauen wir lieber in eine Kirche, iſt geſcheiter!" meinte hierauf die Bäuerin, und auf die nahe Franciscanerkirche zeigend, rief ſie: „Siehſt, da iſt gleich eine!"

So giengen denn Vater, Mutter und Sohn in das Gotteshaus und beteten einige „Vaterunſer". Die Haſelbacherin ſandte überdies noch ein inbrünſtiges Gebet zum Himmel, derſelbe möge ſie vor ſo „unchriſtlichen Rechnungen" fürderhin „gnädigſt" bewahren, während Franz, der angehende Prieſter, flehte, er möge in den „Freudenkelch", der ihm durch den Beſuch ſeiner Eltern zutheil wurde, kein weiterer Wermuthstropfen fallen.

Kaum hatte er aber mit Vater und Mutter die Kirche verlaſſen und war in die ſchmale Murgaſſe eingebogen, als ihm ein Schwarm fröhlicher Kameraden begegnete.

„Servus! Servus!" erſcholl es aus aller Munde und — „Komm' mit, Haſelbacher, wir machen einen kleinen Bummel!" riefen einzelne.

Franz wurde etwas verlegen und ſchüttelte verneinend das Haupt.

Da rief plötzlich ein loſer Spötter aus dem Schwarme mit gedämpfter Stimme: „Pſt, pſt! Schaut doch die holde Schöne an, die hinter dem Haſelbacher ſteht, hat zwei Flügel am Kopf und einen rieſigen Kropf!

„Wahrhaftig, die ſchönſte Kropftaube!" ſpöttelte ein zweiter.

„Und erſt der Alte neben ihm mit dem Schlafrock!" rief ein dritter.

„Das iſt der ewige Jud'!" witzelte ein vierter.

Franz wurde feuerroth und hätte am liebſten jeden dieſer Spötter mit ein paar ausgiebigen „Boxern" bedacht.

Ein Kamerad roch glücklicherweiſe „Lunte" und machte durch ein kräftiges Silentium den ungeziemenden Bemerkungen ein Ende.

„Sind das deine Kuhlegen?" fragte nun der Haſelbacher ſeinen Sohn.

„Ja!“ erwiderte dieser etwas kleinlaut, denn nun blieb ihm nichts übrig, als seine Kameraden mit Vater und Mutter bekannt zu machen. Er that es denn auch, wobei er jedoch nicht versäumte, den „losesten Vögeln“ recht flehende Blicke zuzuwerfen.

Die Studenten zogen ihre Hüte und bezähmten nach Kräften ihre übermüthige Laune.

Es wäre nun alles ganz gut abgelaufen, wenn nicht die Haselbacherin plötzlich das unglückselige Bedürfnis nach einer gründlichen Nasenreinigung gehabt und sich ohne viel Umstände vor der Studentenschar in echt bäuerischer Weise kräftigst geschneuzt hätte.

Doch das war selbst den ernsteren aus der Schar zu bunt oder zu „naturalistisch“ und alle lachten aus vollem Halse.

„Was gefällt denn den jungen Herren so gut?“ fragte die Bäuerin verwundert.

„Deine Schneuzerei!“ sagte der Bauer trocken.

Lachend zogen die Studenten von dannen, während Franz ihnen unwillig nachschaute; doch seine Eltern schienen zum Glücke das Betragen der fröhlichen Schar nicht besonders übel zu nehmen.

„Sind halt noch hundsjung und goaßnarrisch!“ meinte der Bauer.

„Und wenn s' mich auch ausgelacht haben, was liegt denn d'ran!“ sprach die Bäuerin gutmüthig. „Wir Bauersleut' könnten wohl auch gar oft über die Herrischen lachen, wenn wir wollten!“

* * *

Franz hielt endlich vor einem altersgrauen, stattlichen Hause und rief: „Wir sind am Ziele! Da oben im dritten Stockwerke ist mein Zimmer.“

Die Eltern blickten verwundert empor.

„Das ist ja wie ein babylonischer Thurm!“ sprach der Bauer.

„Na, da geht mir der Schiach an!“ bemerkte die Bäuerin. „Aber einestheils ist's gut, Franzl — hast nicht weit in den Himmel!“

Franz sprang leichtfüßig die achtzig Stufen empor, während seine Eltern mehrmals stehen bleiben und tüchtig „verschnaufen“ mussten. Die letzte Stufe begrüßten sie mit „Gott sei Dank“.

Gleich darauf öffnete sich eine Thüre, und ein mittelgroßer, freundlicher Herr und ein liebes, nettes Frauchen traten heraus; es waren dies Franzens Kost- und Quartiergeber Herr und Frau Maxau. Beide begrüßten den alten Haselbacher und sein Weib auf das herzlichste, so dass diese, ebenso überrascht als erfreut, den liebenswürdigen Leuten kräftig die Hand schüttelten und ein „Freut mich“ ums andere ausstießen.

Am meisten freute sich wohl Franz über die Liebenswürdigkeit der Maxaus. Seine Eltern waren von ihnen sogar zu Tische geladen worden!

Eine Weile saßen die fünf Leutchen im „großen Zimmer“ gemüthlich plauschend beisammen, dann aber eilte die Maxau, welche ein ungemein riegelsames Frauchen war, in die Küche, während die übrigen Franzens Stübchen betraten. Herr Maxau und der Haselbacher verließen es jedoch bald wieder, und so blieb nur Franz mit seiner Mutter dort zurück.

Jetzt, da die Haselbacherin mit ihrem Sohne allein war, gieng ihr erst das Herz so recht auf. Sie fasste Franz voll Zärtlichkeit an der Rechten, schaute ihm innig ins Auge und fragte fast weich: „Na, wie geht's dir denn immer?“

„Ganz gut, liebe Mutter!“

„Schau, das freut mich! Schaust zwar ein bissel sper aus, aber das macht halt das viele Lernen! Gelt ja? Na, wird auch einmal anders werden und dann bist ein Geistlicher und wirst gewiss ein recht gutherziger Vermittler sein zwischen Gott und den Menschen!“

„Ja, Mutter, das will ich werden!“ rief Franz bewegt.

„Uh, närrisch!“ sprach die Bäuerin plötzlich. „Da hätte ich bald auf mein Körbel vergessen!“

Rasch schaffte sie dasselbe herbei und entleerte dessen Inhalt.

„Siehst, Franzl, da hab' ich dir ein bissel was mitgebracht: Einen „Domerl“, ein Stückel Geselchtes, ein schwarzes Brot und ein Heferl voll Honig! Ich weiß, dass du den gerne aufs Brot streichst. Und da hab' ich dir auch noch zwei Paar Socken gestrickt und einige Schneuztücheln kauft! Du kannst das gewiss gut brauchen!“

„Mutter, vergelt euch's der Himmel!“ rief Franz innig erfreut über diesen neuerlichen Beweis mütterlicher Liebe und Fürsorge.

Ja, die Haselbacherin war ein gar treffliches Weib und eine herzensgute Mutter, und war auch ihr Äußeres nicht schön und anziehend, ihr Inneres war es dafür umsomehr; denn es barg einen herrlichen Kern, eine köstliche Perle — ein echtes Mutterherz.

Während nun Franz die Geschenke der Mutter barg, gieng diese nachsehen, was ihr Mann mache. Derselbe unterhielt sich mit Herrn Maxau und war in bester Laune.

Da es jedoch bald Essenszeit war, so geleitete der gastfreundliche Herr seine beiden Gäste in das Speisezimmer, wo bereits aufgedeckt war, bat jedoch zugleich um Entschuldigung, dass er sie für ein paar Augenblicke allein lassen müsse, da er ein wenig im Keller zu thun habe.

„Der geht gewiss um einen Wein!“ sprach der Haselbacher schmunzelnd zu seiner Alten. „Na, mir kann's recht sein! Das Stadtwasser könnt' ich eh nicht vertragen!“

Die Bäuerin hatte indessen den gedeckten Tisch betrachtet und sagte nun kopfschüttelnd: „Na, zu was die Leut' nur so viel Teller brauchen! Da sind ja gleich überall zwei beieinander!“

„Ja weißt, das ist halt herrisch. Da wird nicht wie bei uns aus einer großen Schüssel gegessen, sondern da heißt es fein säuberlich herausfassen!“

„Mein Gott, die Stadtleut' haben aber Bräuch'! Und zu was sind denn die weißen Tücheln da auf die Teller?“

„Hm, die werden sie wohl hergelegt haben, dass du dich nicht etwa beim Essen mit der Hand schneuz'st, sondern so ein Tüchel hernimmst!“

„Aber es liegen ja auf alle Teller solche Tücheln und dann — da greif' nur einmal — sind sie für Schneuztücheln viel zu dick!“

„Na, dann werden sie halt zum Händeabwischen oder leicht gar nur zum Anschauen sein!“

In diesem Augenblick kam Franz in das Zimmer und belehrte nun seine Eltern über den Gebrauch der Servietten.

„So, so! Also um den Hals binden kann man diese Dinger, damit man sich nicht antrenstert! Das sind also auf die Weis' so eine Art Trenspatterln für große Leut'! Na, siehst, Alte, für dich ist das dann doppelt gut. Du kannst dir damit gleichzeitig deinen Kropfpinkel verhüllen!“

„Und du dir dein loses Maul damit abwischen!“ bemerkte die Bäuerin schlagfertig.

Der Haselbacher wollte soeben mit einer neuen „Artigkeit“ erwidern, als Herr Maxau ins Zimmer trat und so dem Wortgeplänkel ein Ende machte.

Bald darauf erschien die Frau mit einer dampfenden Schüssel und die Haselbacherischen setzten sich auf die ihnen angewiesenen Plätze. Es dauerte jedoch lange, bis man zum Essen kam, denn der alte Haselbacher war nicht zu bewegen, den Anfang zu machen.

„Warum soll denn ich der erste in der Schüssel sein!“ meinte er. „Das wäre ja eine reine Grobheit!“

Als ihm Franz lächelnd zuwinkte, gab er seinen Widerstand auf und „fasste“ mit den Worten: „Na, in Gottes Namen halt!“ einige Löffel voll Suppe auf seinen Teller. Sein Weib that nun desgleichen. Doch das bisschen Suppe war bald verzehrt und nun schauten Bauer und Bäuerin verlegen lächelnd bald auf den leeren Teller, bald auf die volle Schüssel.

„Nun, schmeckt es nicht?“ fragte Frau Maxau etwas betroffen.

„Wohl, wohl! So eine gute Suppe hab' ich noch gar nie gegessen!“ sprach der Haselbacher und sah verlangend nach der Schüssel.

„Aber warum essen Sie dann nicht?“ fragte Frau Maxau verwundert.

„Na, mit Verlaub nimm ich mir halt noch einen Teller voll!“ bemerkte der Alte schmunzelnd. „Gelt, Alte, du magst gewiss auch noch?“

„Freilich, freilich, ist ja so viel gut!“ sprach die Bäuerin.

Und beide schöpften nun sehr eifrig ihre Teller voll.

Herr und Frau Maxau konnten nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken. Franz hatte es bemerkt und fand es für gerathen, seine gastfreundlichen Kostgeber in launiger Weise darüber aufzuklären, dass es bei Bauersleuten Geflogenheit sei, sich, sobald sie irgendwo zu Gaste geladen sind, fast jeden Löffel voll „aufnöthen“ zu lassen und schloss mit den Worten:

„Und wenn sie auch einen förmlichen Wolfshunger haben und vor der dampfenden Schüssel wahre Tantalus-Qualen ausstehen, so warten sie doch immer wieder, bis man sie von neuem zum Essen auffordert. Man heißt das ‚ehrsam‘ sein.

Diese Aufklärung brachte nun die richtige Stimmung in den kleinen Kreis, denn alles lachte recht herzlich darüber und der Haselbacher meinte belustigt: „Na, ist das ein Schlankl! Jetzt erzählt er das gleich so!“

„Es ist gut, dass ich das weiß“, sagte Frau Maxau lächelnd; denn ich befürchtete schon, dass ihnen die Suppe nicht recht schmecke!“

„Wär’ nicht übel! Die Suppe könnt’ sogar der Kaiser essen!“ rief der Bauer.

„Aufs Nöthen dürfen Sie sich nicht verlassen!“ bemerkte nun auch Herr Maxau heiter. „Das ist bei uns nicht der Brauch. Essen Sie also, was Platz hält; es wird uns freuen, wenn es ihnen schmeckt.“

Der alte Haselbacher und sein Weib beschlossen denn auch im Stillen, ihren Gastgebern eine recht große „Freude“ zu bereiten und thaten nun ihrer Esslust weiter keinen Zwang mehr an.

Beim Braten ließ der Bauer seinen Leibriemen nach, und die Bäuerin gestand mit einem tiefen Athemzuge, dass sie schon „zum Aufspringen voll“ sei.

Als aber Frau Maxau mit einer feinen Mehlspeise anrückte, meinte die Halselbacherin lächelnd, dass vielleicht doch noch ein bissel was „Platz“ habe.

Der Bauer jedoch sagte kopfschüttelnd auf das freundliche Angebot des lieben Frauchens: „Ich dank’ schön, es geht nicht mehr!“

„Aber Sie werden mir doch keinen Korb geben?

„Ich? — Einen Korb?“ fragte der Bauer voll höchsten Erstaunens. „Ah beilei, unser Körbel geben wir auch gar nicht her, das nehmen wir wieder mit!“

Herr und Frau Maxau krümmten sich vor lauter Lachen ob des argen Missverständnisses und selbst Franz lachte aus vollem Halse.

„No, hiaz!“ sprach der Haselbauer ganz verblüfft und riss seine grauen Augen gewaltig weit auf. „Was gibt’s denn da eigentlich zu lachen.“

„Ich kenn' mich auch nicht aus!" ſagte die Bäuerin.

Franz verſuchte nun, ſeinen Eltern klar zu machen, was Frau Maxau mit ihrem „Korb geben" gemeint hatte, und auch Herr Maxau trug das Seine zur „Klarlegung des Sachverhaltes" bei.

„Ah ſo!" rief der Haſelbacher lachend. „Na, die Stadtleut' haben Ausdrück'! Statt daſs ſie alles gleich kurz und gut beim rechten Namen nennen, vermingeln und vermangeln ſie alles mit allerhand ſpaſſige Redensarten, und wenn ſie da auch nicht auswiſſen, dann kommen ſie gar mit dem lateiniſchen Giggelgoggelverch, was unſereiner gleich gar nicht verſteht!"

Dieſe Worte riefen ein neues Gelächter hervor.

„No, iſt's etwa nicht wahr!" ſprach der köſtliche Alte und lachte auch mit.

Nach Tiſch begab ſich Franz mit ſeiner Mutter auf ſein Zimmer, um dort noch ungeſtört eine Weile mit ihr plaudern zu können, derweil Frau Maxau ihrer Magd beim Reinigen des Geſchirrs und beim Aufräumen in der Küche behilflich war.

Herr Maxau aber und der Haſelbacher ſaßen beiſammen bei einem Glaſe Wein und plauderten gemüthlich über die Verhältniſſe auf dem Lande und in der Stadt. Hiebei wurde auf das Trinken keineswegs vergeſſen.

Indeſſen hatte die Haſelbacherin ihrem Sohne gar vieles mitzutheilen von daheim und von alten Bekannten von dort und von da und wurde inzwiſchen nicht müde, ihren „lieben Franzl" über ſein Leben in der Stadt auszufragen.

„Ab geht dir doch in keiner Hinſicht etwas?" fragte ſie ihn endlich voll zärtlicher Sorge.

„Nein, Mutter!" ſprach Franz. „Nur Flügel möchte ich mitunter haben, daſs ich manchmal auf ein paar Stunden zu euch fliegen könnt'!"

„Geh', du Närriſch!" rief die Bäuerin lachend, „daſs du mir unterwegs verunglücken thäſt. Die Flügel werden dir erſt wachſen, wenn du einmal im Himmel biſt, und dann kriegſt du gewiſs ganz goldene! — Doch halt, daſs ich nicht vergiſs! — Schau, Franzl, ich hab' noch was für dich!"

Sie neſtelte eine Weile unter ihrem „Tieperl am Halſe" herum und zog dann endlich ein Schnürchen hervor, an deſſen Ende ein kleines Beutelchen hieng. Lächelnd zog ſie letzteres auseinander und entnahm demſelben mehrere funkelnagelneue Silbergulden.

„Siehſt, Franzl, das hab' ich mir von meinem Milch- und Buttergeld auf die Seite gelegt. Die paar Gulden hab' ich leicht rath und du kannſt ſie gut brauchen!"

„Mutter, Sie ſind ein Engel!" rief Franz voll überquellender Dankbarkeit.

Die Bäuerin aber hielt kichernd die Hand vor den Mund und ſprach: „Geh' du! So wie ich, ſchauen die Engel nicht aus!“ —

Mutter und Sohn mochten etwa eine Stunde im Stübchen geplaudert haben, als Franz meinte, daſs es nun wohl an der Zeit ſein dürfte, nach dem Vater zu ſehen.

„Meinertreu, auf den hätten wir bald vergeſſen!“ ſprach die Mutter lachend.

Als ſich nun die beiden nach dem Speiſezimmer begaben, hörten ſie plötzlich die dröhnende Stimme des Vaters und lautes Gelächter.

„Schau, ſchau, dort geht's ja recht luſtig zu!“ rief die Bäuerin und beſchleunigte ihre Schritte.

Dem Sohne ſchwante nichts Gutes.

Bei ihrem Eintritte ſahen ſie zu ihrer Verwunderung, der ſich aber bald in Schrecken verwandelte, daſs ſich der Bauer in der „roſigſten“ Stimmung befand. Seine Wangen waren lebhaft geröthet, ſeine Augen glänzten, und den Mund umſpielte ein eigenthümliches Lächeln.

„Du Alte, heut' iſt's einmal luſtig!“ rief er übermüthig und klatſchte dabei in die Hände und ſchnalzte mit der Zunge.

„Jeſſas und Maron! Jetzt hat er gar einen Dampf!“ rief die Bäuerin beſtürzt.

Franz war ſehr blaſs geworden und ſchaute ängſtlich bald auf Herrn und Frau Maxau, bald auf ſeinen Vater. Erſtere ſaßen lachend am Tiſche und letzterer begann plötzlich halblaut mit etwas lallender Stimme zu ſingen:

„Das Bier is ma lieb,
Und 'n Wein hab' i gern,
Nur ſchad', daſs ma ſo viel
G'ſchwind rauſchig thuat werd'n.“

Hierauf machte er einen kurzen Jauchzer, ſchnalzte luſtig mit der Zunge und ſchlug mit den Händen taktmäßig auf die Oberſchenkel.

Herr und Frau Maxau lachten laut auf, und ſelbſt Mutter und Sohn muſsten unwillkürlich mit einſtimmen.

Der luſtige Alte gieng nun etwas unſicheren Schrittes auf ſein Weib zu, nahm es neckiſch um den Hals und ſang:

„A echt's, a guats Tröpferl,
Das ſteigt an in' Kopf —
Und i hab' a Kröpferl,
Und du haſt an Kropf!“

„Aber mein lieber Alter, ich bitt' dich, ſei geſcheit und halt's Maul!“ flüſterte ihm die Bäuerin ins Ohr und ſuchte ſich aus ſeinen Armen zu befreien. Er aber ſang:

„Hui, g'ſcheit bin i ſo,
Aber's Maul halt i nit,
Und wann i dir rathen därf —
Halt' na feſt mit!“

Dann begann er mit der Bäuerin im Zimmer herumzutanzen, indem er dabei ſang:

„I und mei' Alte,
Wir können ſchön tanzen,
I ſpring' wiar a Floh,
Und ſie ſteigt wiar a Wanzen!"

Franz wollte ſeinen Augen und Ohren kaum trauen; ſo hatte er ſeinen Vater noch nie geſehen! Wie ſollte das enden? Er ſann hin und her, wie er einer „Kataſtrophe" vorbeugen könnte und ſchien endlich einen Ausweg gefunden zu haben.

Raſch ſchritt er auf den Vater zu, legte ſeine Hand ſachte auf deſſen Schulter und ſprach halblaut: „Vater, wie wär's denn, wenn Sie ſich ein wenig niederlegen würden? In meinem Zimmer können Sie ganz ungeſtört ſchlafen!"

Und ohne eine Antwort abzuwarten, nahm Franz den Vater am rechten Arme, während die Mutter ſich raſch an die linke Seite machte.

Der Haſelbacher ſchaute beide mit großen Augen an und machte dabei ein höchſt drolliges Geſicht, dann ſang der Schelm:

„Kreuzbirnbam, dö führ'n mi
Als wiar an Verbrecher!
I bin wia der Herrgott
Hiaz zwiſchen zwoa Schächer!"

Lachend zogen die drei von dannen, und lachend ſchauten ihnen Herr und Frau Maxau nach.

Als jedoch der „Delinquent" in ſeinem „Gefängniſſe" angelangt war, wurde er von ſeinem „Corporal" mit einer tüchtig geſalzenen „Brummelſuppe" überſchüttet.

Der Haſelbacher ließ ſich jedoch ſeine gute Laune durchaus nicht verderben, ſondern begann wieder zu ſingen:

„Geh, geh, mei liab's Weiberl,
Ziach nit a ſo los,
Sonſt wird ja dein Kropf
Wiar a Blasbalg ſo groß!"

„Still biſt, du B'ſuff, du garſtiger, und ſchau, daſs d' ins Neſt kommſt!" rief die Haſelbacherin, welche mittlerweile Franzens Bett „abgedeckt" hatte.

Der angeheiterte Alte lachte ſeelenvergnügt vor ſich hin, ließ ſich von ſeinem Sohne die Schuhe ausziehen und torkelte, ein luſtiges Liedel wiſpelnd, nach dem Bette.

„So, jetzt ſchau, daſs du deinen Rauſch ausſchlafſt!" rief die Bäuerin und konnte ſich trotz des Ärgers über den „B'ſuff", ob des köſtlichen Anblickes, den er jetzt bot, doch das Lachen nicht verhalten.

Der Haſelbacher aber ſang noch, leicht mit den Fingern ſchnalzend:

„Widlwumpersbeißkern,
Und es wird noch all's werd'n,
Und hiaz limm, mei liab's Schatzerl
Und gib mir a Schmatzerl!“

„Da haſt eins!“ ſprach ſein Weib lachend und verſetzte ihm einen klatſchenden Schlag auf ſein „Sitzleder“.

Der Bauer legte ſich lachend aufs Ohr, wiſpelte noch einige Liedeln, verhielt ſich dann eine Weile ganz ruhig und begann endlich kräftig zu ſchnarchen.

Als er einige Stunden ſpäter erwachte, hatte er ſein Räuſchchen vollkommen „ausgeſchlafen“.

Franz unternahm dann mit ſeinen Eltern einen Rundgang durch die Stadt und fuhr mit ihnen mittels der Drahtſeilbahn auch auf den Schloſsberg. Bei der Mutter hatte es übrigens nicht wenig gebraucht, bis ſie ſich entſchloſs, ſich die ſchwindelnde Höhe „hinaufradeln“ zu laſſen.

Schwer läſst ſich das Staunen der beiden Leutchen beſchreiben, als ſie vom Schloſsberge aus die ſchöne Murſtadt und die nicht minder ſchöne Umgebung betrachteten.

Groß war auch ihre Verwunderung, als abends die Stadt von Tauſenden von Lichtern erhellt wurde. Beſonders gut gefiel ihnen die elektriſche Beleuchtung, und der Haſelbacher ſagte allen Ernſtes zu ſeinem Sohne: „Du, wo bekommt man denn das Ding da zu kaufen. Ich möcht' mir, wenn's nicht zu theuer iſt, wenigſtens einen Liter Ölektrität, oder wie das Zeug heißt, mitnehmen!“

Des andern Tages in aller Frühe fuhren die Eltern wieder zurück in ihr Gebirgsdorf. Sie, wie auch Franz, dachten noch lange an dieſen merkwürdigen Beſuch.

Oberbayeriſches Trauerſpiel.

Auf der Wieſen ſingt a Heuſchreck
Und auf amol is er ſtad —:
's hat 'n ſo a Deixelsbauer
Mittenauseinanderg'maht.

Ein Selbſtmord mit Hinderniſſen.

Bild aus dem Wiener Volksleben von **V. Chiavacci.**[1])

Sie war Köchin, er war Knopfmacher. Im nächſten Faſching hätte ſollen ihre Hochzeit ſein. Er hatte ſich ein paar „Knöpfe“ erſpart und ihr Körbl hatte auch gute Zinſen abgeworfen. Sie wollten ein Wirtshaus aufmachen. Alles war im ſchönſten Gange; ihre Liebe und Eintracht waren muſtergiltig. — Und heute war alles vorüber. Vorüber der Liebestraum, verſunken das Wirtshaus wie ein „verwunſchenes Schloſs“, verſchwunden die Eintracht! Was hatte dieſen holden Bund geſtört? Eine Bombe! Dieſe Bombe war ein Kanonier! Mehr als das: Ein Feuerwerker! Mit der rohen diſtinctionsloſen Soldateska hätte er den Kampf aufgenommen; aber mit den Sternen wollte er nicht hadern, wenn ſie auch nur von Wolle waren.

So beſchloſs er denn, ſich zu rächen, ohne die beiden Schuldtragenden heranzuziehen. Was gab es da Schöneres, als einen Selbſtmord? Das war jetzt modern, man kam in die Zeitung, die Leute redeten von einem, und die Mädel zerdrückten vielleicht eine Thräne des Mitleids, wenn ihnen des andern Morgens eine Greißlerin vorlas: „Geſtern wurde ein Ertrunkener, anſcheinend ein Knopfmacher, dem man den Liebesgram an der Naſe anſehen konnte, aus der Donau gezogen. Trotzdem man ihn auf den Kopf ſtellte, weigerte er ſich doch hartnäckig, zum Leben zurückzukehren.“

Das muſste doch ihr Gewiſſen aufrütteln und ihr ihr ſchweres Unrecht zu Gemüthe führen! Noch beſſer, er ſchreibt ihr ſelbſt einen Brief! Gedacht, gethan. Nach langem Sinnen kam folgendes Schriftſtück zuſtande:

„Liebe Wedl! — Indem das du mit einen andern gehſt, bring ich mich um oder ich henk mich auf. Oder nein, damit das du's weißt, ich ſpring in die Donau. Wenn du dis läſen duſt, bin ich eine Laiche. Leb wohl, wir glücklich mit deinen neuchen Liphaber, den Vierer. Meine neuche Atreß iſt: Hotel Donau, naſſes Bett, 's Numero weiß ich ſelber net. Dein bis in den Dod dreier Toni.“

Und nun, nachdem ſo ſeine Rechnung mit dieſem Leben in Ordnung war, machte er ſich leichten Sinnes auf den Weg ins Jenſeits. Vater

[1]) Aus deſſen Buch: „Aus dem Kleinleben der Großſtadt“, Wiener Genrebilder. Zweite Auflage. Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1898.

und Mutter und liebende Verwandte hatte er nicht, seine „Wedl“ war ihm untreu, was galt ihm also das Leben? — Zur Vorsorge steckte er eine Anzahl Silbergulden zu sich, damit sie was bei ihm finden, zu einer „Leiche“.

Die Leute unten auf der Gasse rannten an ihm vorüber und beachteten ihn nicht, und die Straßen und Plätze hatten alle das gewöhnliche Aussehen. Wenn ihr wüsstet, was ich weiß, dachte er bei sich, da würdet ihr ganz andere Augen machen. Eben überlegte er bei sich, ob er sich in die Donau stürzen oder im Prater aufhängen solle, als einer hinter ihm herlief und schrie:

„Hängt si aner auf!“

Erschrocken wendete er sich um: Wie konnte der seine geheimsten Gedanken errathen? Aber wie er sich umkehrte, musste er laut auflachen, denn der Rufende war ein Gassenjunge, welcher einen Kutscher aufmerksam machte, dass sich ein anderer Junge hinten an den Wagen angehängt hatte.

Er konnte noch lachen? Das war nicht die richtige Stimmung für einen Sterbenden! Also an die Sünden gedacht und an die lieben Engelein und an das Halleluja! — Richtig, da fang er auch schon Halleluja, aber die Melodie, auf welche er es sang, die hatte er einmal bei der Ulke gehört. — Da war ein Fiakerstand! Auf der Bank lag ein Kutscher ausgestreckt und schnarchte wie eine Sägemühle. Hinter ihm stand ein Kamerad und kitzelte ihn mit einem Strohhalm bald da, bald dort. Der Schlafende fuhr hastig nach der juckenden Stelle, aber die Hände waren ihm mit Kohle geschwärzt, und so beschmierte er selbst sein Gesicht nach allen Richtungen.

„Ha, ha, ha“, lachte unser Selbstmordcandidat — „nein, war das spassig! So ein blauer Montag ist doch was Schönes.“ Er blieb vor jeder Auslage stehen, er sah den Buben „Anmäuerln“ zu, er schloss sich der Burgwachmusik an und schritt im Takte mit — so war es Mittag geworden; da fiel ihm sein Entschluss zu sterben ein. Also jetzt keine Zeit mehr verloren, geschwinde zur Donau!

Bei der Aspernbrücke angekommen, betrachtete er sich sein Mordinstrument genauer.

„Muss doch schau'n, wie viel Grad als heunt hat.“ Er stieg in eine Zille und tauchte den Finger ins Wasser.

„Brr, kalt is', da werd' i mi do liaba aufhäng'n. Oder na, weil i schon da bin. Halt a wengl, da fallt mir ein, i kann ja schwimmen. Da müass'n m'r a paar Stana z'sammklaub'n.“

Er sammelte einige schwere Kiesel und stopfte sich damit die Taschen voll.

„Na, is dös a dummer Bua, will da fischen, wo die Dampfschiff vorbeifah'rn. — Du, Bua, dá is nix mit'n Fisch'n, da plagst' di umsunst.“

Der angesprochene Knabe, welcher in einer Zille angelte, drehte sich rasch um, verlor aber durch diese plötzliche Wendung das Gleichgewicht, balancierte noch eine Weile auf dem Rande des Schiffes und fiel dann mit einem lauten Aufschrei ins Wasser.

„Jessas, Jessas, dös a no", schrie der Toni, entledigte sich rasch seiner Kiesel und sprang, nachdem er die Stiefel ausgezogen, dem Jungen nach. Mit einigen kräftigen Stößen hatte er den sinkenden Knaben erreicht, erfasste ihn rasch an den Haaren und schwamm mit ihm ans Ufer.

„Aah, brr", klapperte er mit den Zähnen, is dös a Kält'n, do geh' i heunt nimmer eini, da is schon 's Aufhäng'n g'scheiter, wird wenigstens 's Gwand schneller trocken."

„Mein Gott, mein Gott, schau dös arme Buberl an, jetzt hat's die Besinnung verlur'n. G'schwind, Frau Nachbarin, bringen S' an' Kotzen oder ziagn S' Ihnern Kittel aus, dass m'r 'hn einwickeln können!"

In einem Nu hatte sich ein dichter Menschenschwarm angesammelt, welcher sinnlos durcheinander schrie und Vorschläge zur Rettung des Bewusstlosen machte.

„Je, dös is ja der Pepi von der Madam Knauer, da muass i s' glei hol'n", sagte die Kräutlerin.

Jeder machte Vorschläge, aber niemand getraute sich etwas zu thun.

„Am Kopf stell'n müassn S' 'hn, dass 's Wasser aussarinnt."

„Ja freili, was denn, dass 'hn der Schlag trifft — Sö gebet'n an' schön' Rath! Am Bauch müassn S' 'hn tret'n, dass er zum schnauf'n anfangt."

„Steck'n S' ihm 'n Finger in' Hals, dass 's 'hn reckt."

„Na, in d' Nasen müass'n S' ihm einiblasen, dass er aufs Athemholen nit vergisst."

„Kitzeln S' 'hn mit an' Federkiel, dass er niest."

„Aderlass'n wär 's gscheiteste."

„'n Dam' auslös'n, 'n Dam' auslös'n — —"

Der Knabe machte der Polemik freiwillig ein Ende, indem er die Augen aufschlug und in dem Momente, als seine Mutter jammernd und händeringend auf ihn zustürzte, zu athmen anfieng.

„Peperl, mei' Peperl, sixt es, i hab d'rs alleweil g'sagt, mit dem verflixten Fischen! — Jessas, Jessas dös Unglück was hätt' g'scheg'n könna."

„Heuln S' net a so, segn S' denn net, dass der Bua wieder pumperlg'sund is? Bedank'n S' Ihna liaba bei den Herrn, der hat Ihna 'hn aussag'holt, wie a Pudel 's Apportl."

„I küss d'Hand, Euer Gnaden, i dank viel tausendmal. Unser Herrgott wird Ihna 's an Ihnere Kinder vergelten."

Sie wollte die Hand des Lebensretters ihres Peperl küssen. Der Toni aber, der in der Mutter des Knaben eine Jugendgespielin erkannt hatte, wehrte sie ab und sagte mühsam, da ihm die Zähne vor Nässe und Kälte klapperten: „Kennst mi denn net, Knauer-Maridl, i bin d'r Toni."

„Meiner Seel, der Huaber-Toni!" —

Kurze Zeit darauf saßen sie alle drei in dem traulichen Zimmer der überglücklichen Mutter. Während diese in der Küche schnell einen Heferlkaffee gekocht hatte, zogen der Toni und der Peperl ihre nassen Kleider aus; da dem ersteren die Kleider des kleinen Peperl nicht passten, so musste er sich schon einstweilen mit den Frauenkleidern seiner Freundin begnügen, und als diese mit dem dampfenden Kaffee bald darauf ins Zimmer trat, hätte sie beinahe die Heferln zur Erde fallen lassen, so sehr musste sie über die Metamorphose ihres Freundes lachen.

„Da, schau, was du für a g'stat's Madl wärst, da muaß i d'r glei a Busserl geb'n. I dank d'r, dank d'r tausendmal; na dös Unglück!" Sie gab ihm einen herzhaften Kuss, so dass dem Toni heiß und kalt wurde, denn die „Maridl" war eigentlich eine Jugendliebe von ihm und er hatte sich, als sie den Knauer-Franzl heiratete, mit einem Päckchen Zündhölzchen vergiftet, aber zum Glück schwedische erwischt, welche keine Wirkung hervorbrachten.

„Nöt wahr, dös is a G'schlader?" fragte sie nach einer Weile, als jeder sein mächtiges Heferl zur Hälfte geleert hatte. „Mein Gott, a arme Witwe muaß mit dem z'fried'n sein!"

„I möcht no an' Kaffee", bat der Peperl, dem das unfreiwillige Bad Appetit gemacht hatte.

„Du hast gnua, du Mistbua, du grauperter, du kriagst scho no deine Plesch! A so an' Schrock'n. Willst no an' Kaffee, Toni, gelt, in Figuri schmeckt ma halt aussa?" Sie legte ihm die Hand auf die Schulter und sah ihn freundlich an.

„A Witwe bist; is also der Knauer-Franzl g'sturb'n?" fragte der Toni und es wurde ihm so eigen ums Herz.

„G'sturb'n und verdurb'n, wia's d'es nehmen willst. Er hat si eigentli aufg'hängt. — Na, was schaust denn, dummer Bua, willst deine Schläg' jetzt glei hab'n, marsch, aussi in d' Kuchl, thua d'rweil Holz spahnln, dass dir die Zeit vergeht."

Der Knabe that, wie ihm geheißen, damit ihn nicht doch noch die versprochenen Prügel ereilen.

„Na, dass i dir sag, dös waßt eh, trunken hat er immer gern, aber in der letzten Zeit hat er schon g'soff'n. G'arbeit' hat er a nix mehr; er war a nimmer z'brauchen, denn er hat zittert wie a alt's Weib. Da is halt a Stück'l nach'n andern ins Versatzamt g'wandert,

z'letzt san ma no pfänd't word'n! Nix habn ſ' uns laſſ'n als dö Strohſäck; na, war dös a Elend, du kannſt d'r denken, was i da ausg'ſtand'n hab. An' krank'n Mann — er hat nämli' 's Delirium clemens 'kriagt und hat nix als Ratz'n und Mäuſ' und klane Viecher g'ſeg'n, dö ihm nachg'rennt san und auf'n Tiſch und auf'n Teller herumg'wurlt, dös is der Säuferwahnſinn, hab'n d' Leut g'ſagt — nachher die klan' Kinder — die Kathi is nämli ſeither a g'ſturb'n — und i allan zum Verdiena!"

Die Frau trocknete ſich mit der Schürze die Thränen, als ſie der böſen Zeiten gedachte. Auch den Toni rührte die Geſchichte, daſs ihm die hellen Thränen über die Backen liefen.

„Ja, du warſt immer a guater Menſch und fleißi und ſparſam — und du haſt mi a gern g'habt, i waß' ſchon" — ſie zupfte an ihrer Haube. „I waß net, wo i damals meine Aug'n g'habt hab, daſs i di net gnumma hab'."

Dem Toni rieſelte es abermals ganz heiß und kalt durch die Glieder. Schon wollte er ihr um den Hals fallen, aber da fiel ihm ſein Vorſatz ein; es war die höchſte Zeit. Im Dunkeln hing es ſich nicht gerne auf! Er machte daher Miene aufzubrechen, wurde aber von der jungen und, wie er ſah, noch immer hübſchen Witwe zurückgehalten.

„Geh, 's G'wand is ja no naſs, und als Madl wirſt do nöt auf die Gaſſ' woll'n; hätt'ſt ja vor dö Mannsbilder kan' Ruah. — Alsdann, daſs i auserzähl'. So hat er a zeitlang g'rappelt, amal is er ſogar mit'n Meſſer auf mi 'gang'n — und wie ihm kan' Schnaps mehr geb'n hab', is er auf amol verſchwund'n. Nach vier Woch'n habn ſ' 'hn in Dornbach, wo 's Aufhäng'n z'Haus is, von an' Bam abag'ſchnitt'n —"

„Und wie hat er denn nachher ausg'ſchaut?" fragte Toni kleinlaut, weil ihn das Detail dieſer Angelegenheit begreiflicherweiſe ſehr intereſſierte.

„I bitt' di, frag' mi um dös nöt, fürchterli, fürchterli! I hätt 'hn ja nimmer kennt, wann net dös G'wand g'weſen wär'. Die Augenhöhl'n waren leer, die Vögel müaſſen ihm d' Augen auspickt hab'n, die Knoch'n war'n theilweiſe bröſeldürr abg'nagt von dö Amas — — und von de Würm' —"

„Is ſcho gnua, is ſcho gnua," ſagte Toni, und es ſchüttelte ihn wie ihm Fieberfroſte.

„Magſt no a biſſerl an' Kaffee?"

„Na i dank', du haſt m'r mit deiner G'ſchicht' 'n ganzen Appetit verdorben."

Die Witwe bezog dies auf ihren Kaffee, der Toni meinte aber damit ſeine Selbſtmordgedanken.

„Und 's Schönſte is, ſeitdem der Haderlump — unſer Herrgott tröſt 'hn — todt is, hat mi 's Glück net an' Augenblick verlaſſ'n.

Mei Wäschereig'schäft geht ganz guat, und vor a paar Woch'n stirbt mei Herr Vetter, der alte Scheberl, du waßt ja, der mit der roth'n Pfundnas'n — und hinterlasst m'r sei Wirtsg'schäft. I waß zwar net, was i damit anfanga soll; du liaber Gott, zu so an' G'schäft g'hört halt a Mann ins Haus —" die Frau zupfte verlegen an ihrer Schürze.

Dem Toni fuhr es zum drittenmal heiß und kalt durch die Glieder. Ein Wirtsgeschäft, das war von jeher sein Ideal! Er sann eine Weile vor sich hin. Was konnte er denn verlieren, wenn er seinen Vorsatz auf ein oder zwei Tage verschob? So zog er denn, während die „Maridl" in der Küche das Geschirr abwusch, seine inzwischen getrockneten Kleider wieder an, und empfahl sich, nachdem er der dankerfüllten Witwe hatte versprechen müssen, am anderen Tage wieder zu kommen. Der Peperl musste ihm sogar die Hand küssen.

Nach sechs Wochen schrieb der Toni an seine frühere Flamme:

„Liebe Wedl! Wen du glaubst, ich bin schon ein Dotter, so dust du dich irn, indem das Wasser nur acht Grad war. Ich thu dir zu wisen, das ich in ein Wirtsgeschäft geheigratet habe mit einer schönen jungen Widib. Das dein Vierer so schlecht sein kann und mit einer andern anbandelt, hät ich mir nicht denkt. Arme Wedl! Es griest dich dein Toni."

Ein Unterhaltungsabend des Herrn von Gadeldom.

Herr von Gadeldom war ein armer Mann. Er besaß einige Millionen Vermögen, mit dem er nichts anzufangen wusste. Und er schleppte ein Leben mit sich herum, mit dem er auch nichts anzufangen wusste. Er hatte einen Vater gehabt, der ihm den großen Reichthum erworben, hatte es aber zu keinem Sohn gebracht, der ihn ihm wieder ordentlich verschwendet hätte. Er war allein geblieben, ohne Familie, um sich ganz frei bewegen zu können, um die ganze Welt möglichst unmittelbar und lebhaft genießen zu können. Nur schade, dass seine Pflugschar nicht tief genug furchte, oder anders, dass sein Charakter zu oberflächlich war, um ins eigentliche Herz des Lebens zu gründen. Er trieb Pferdesport, Jagdsport, Weibersport, Rudersport, Protectionssport, Wohlthätigkeitssport. Er fröhnte dem Theater, wenn es reizende Künstlerinnen und lustige Stücke gab. Die ernsten verachtete er, sie waren langweilig. Er gieng auf Reisen nach Paris, nach der Riviera, nach Italien, nach Schweden und Norwegen, kurz überall hin, wo es Welt gab, bequeme Verbindungen und Luxuszüge. Merkwürdigerweise machte ihm das Eisenbahnfahren Spaß, wozu er sich stets einen ganzen Salonwagen mietete. In den ersten Hotels nahm er ganze Trakte

auf, um Bälle und Gaſtmähler zu geben. Er hatte viele Freunde. Dann zog er ſich auf eines ſeiner Schlöſſer zurück und trieb Einſamkeitsſport. Richtete ſich ein Maleratelier ein und trieb Kunſtſport. Das ließ ſich ſehr würdig, mäßig, moraliſch, ſo daſs faſt ein Sittlichkeitsſport daraus wurde. Aber auch die Sittlichkeit iſt langweilig, wenn ſie zu lange dauert.

Herr von Gadeldom fand, daſs es mit dem ganzen Daſein nicht weit her iſt. Und mit dem Menſchenwitz auch nicht. Trotz Modeneuerung und Fortſchritt wiederholte ſich alles. Trotz aller Entdeckungen und Erfindungen haben es die Leute noch zu gar nichts Nennenswertem gebracht. Sie können nicht fliegen, nicht die Wolken compact machen, ſo daſs man darauf umherſpazieren könnte, wie auf Gletſchern. Sie können auf dem Ortler oder Großglockner keinen Springbrunnen machen, der auch nur zweihundert Meter in den Himmel aufſpritzte. Sie können keine Berge in die Luft ſprengen, keine Feuersbrunſt zuſtande bringen, die auf zehn Geviertkilometer die Nacht zum Tage machte. Ein einziger Gewitterſturm, eine Frühjahrüberſchwemmung verändert die Gegend merklicher, als ein modernes Kriegsheer mit ſeinen vielgerühmten, ſteuerfreſſenden Kräften. Aber wie ſelten gibt's auch Erdbeben, vulcaniſche Ausbrüche, die wirkſam und intereſſant wären. Kleine Mätzchen gibt es immer, ſei es in der Natur, ſei es in der Politik, ſei es in der Geſellſchaft; im ganzen aber kommt man aus dem traurigen Einerlei nicht heraus.

Viele Jahre lang hatte Herr von Gadeldom mit einer gewiſſen Spannung die Zeitungen geleſen. Einmal wird doch etwas drin ſtehen! Nein, es ſtand nie etwas drin. Kriegsrüſtungen, Fürſtenattentate, Schiffsexploſionen mit fünfhundert Todten, Eiſenbahn-Kataſtrophen, Theater- und Bazarbrände, waren ſchon die höchſten Späſſe, zu denen ſich die Zeitchronik emporſchwang. — Übrigens, ſo ein Zuſammenſtoß zweier Eiſenbahnzüge wäre nicht ohne! Herr von Gadeldom hätte bei einem Haar einmal einen mitgemacht, aber der war auch nicht gemüthlich, weil er ſelbſt in einem der zuſammenſtoßenden Züge ſaß. Es kam auch zu keinem eigentlichen Effect, denn die Bremſen hatten beiderſeits ſo rückſichtslos gearbeitet, daſs es bloß einen ſtarken Ruck gab, wobei nur die Handtaſchen von den Geſtellen flogen und eine dreiviertelſtündige Verſpätung herauskam.

Aber die Idee gieng dem Herrn von Gadeldom ſeitdem nicht mehr aus dem Kopf. So ein Zuſammenſtoß von zwei mit größter Fahrgeſchwindigkeit gegeneinander fahrenden Eilzügen! Eines Verſuches wäre es doch wert. Zwar wird es ſchwer durchzuſetzen ſein, denn es iſt ein unausrottbares Vorurtheil gegen Zuſammenſtöße von Eiſenbahnzügen vorhanden.

Übrigens — mit Geld geht alles. Und warum ſoll man ſich das Vergnügen verſagen. Man lebt nur einmal. Wie hoch kann denn die Mietung von etwa zehn Kilometern einer wenig benützten Seitenbahn und der Ankauf von ein paar Eiſenbahnzügen zu ſtehen kommen? Kaum auf

eine halbe Million nach flüchtigem Überschlag. Lächerlich, im Verhältnisse zum Eindruck, der fürs Leben vorhält.

Da gab es im Lande eine verkommene schmalspurige Kohlenbahn, der Kohlenbergbau war eingestellt, die Bahn aufgelassen, und das Ganze wäre leicht zu haben gewesen. Aber schmalspurig? Das heißt nichts. Wenn schon, denn schon. Gadeldom macht keine Stümperarbeit. Das muss ordentlich krachen! Auf einer guten Strecke mit schweren Maschinen und stark belasteten Zügen den möglichst größten Effect. — Nun wurde auch die richtige Bahn entdeckt, auf der ein schöner Zusammenstoß veranstaltet werden konnte. Eine normalspurige Sackbahn in ein einst industriereiches Thal, die aber jetzt sehr Noth litt und an eine Actiengesellschaft verkauft werden wollte.

Herr von Gadeldom kaufte sie. Nicht lange, so waren ein paar große Züge fertig gestellt, mit Lasten- und Personenwägen und Riesenmaschinen von noch selten dagewesener Pferdekraft. Nun war aber einige Verlegenheit, denn es musste der Fahrplan den Behörden vorgelegt werden, und diese protestierten gegen eine Fahrordnung, bei der von zwei Nachbarstationen gleichzeitig zwei Züge in sich kreuzender Richtung abgelassen wurden. Denn die Bahn war eingeleisig. Erst durch Advocaten musste Herr von Gadeldom sein gutes Recht durchsetzen. Die Bahn und das ganze Material war doch sein Eigenthum. Wen gieng es etwas an, wie er dasselbe verwenden, eventuell auch vernichten wollte, wenn es ohne Schädigung fremden Eigenthums geschah! Das Zugspersonale! Mein Gott, wenn die löbliche Behörde sich schon in persönliche Angelegenheiten mischen zu müssen glaubt, so wird man eben die Züge ohne Zugspersonale abgehen lassen. Dass sie, einmal in den Gang gebracht, durch sich selbst die größtmögliche Geschwindigkeit gewinnen, lässt sich schon machen. — Übrigens sieht man nicht ein, was bei uns die immerwährenden Bevormundungen sollen! Wem verschlägt's denn was, bei den zahllosen Selbstmordscandidaten heutzutage, wie sie es fertig bringen wollen! Lasset doch jeden seines Geschickes eigener Schmied sein! Wie viele arme Familienväter, die sich gerne opfern würden, wenn den Ihrigen eine anständige Pension sichergestellt ist! Es hätte sich brillant gemacht, wenn die vorderen Waggons mit Pulver und Petroleumfässern beladen und die Personenwaggons erster, zweiter und dritter Classe völlig besetzt gewesen wären. Ein Eisenbahnunglück ohne Explosionen, Todte und Verwundete ist eine Suppe ohne Salz. Aber die lieben Behörden, man weiß ja. Wann hätten sie je einen großen Gedanken gehabt, oder die Ausführung einer weittragenden Idee gestattet! Man muss sich eben fügen, wie es eine verrottete Zeit mit sich bringt.

Die angedeutete Zugskreuzung ohne jegliches Personale wurde dem Herrn nicht ausdrücklich erlaubt, aber auch nicht ausdrücklich verboten. So gieng die Veranstaltung nun bald ihre guten Wege.

An einem schönen Augusttage, abends zur Zeit der Dämmerung, sollte das Fest stattfinden. Herr von Gadeldom ließ Einladungen ergehen an

seine guten Bekannten und Sportgenossen, die auf das Schauspiel nicht wenig neugierig waren. Auf freiem Felde, etwa fünfzig Meter vom Bahndamme entfernt, wurden Zelte, Bänke und Tische aufgeschlagen und ein Buffet eingerichtet. Es war gerade in der Mitte zwischen den Stationen Idelbrunn und Haslach, jede an fünf Kilometer entfernt. Diese Ortschaften konnten nicht gesehen werden. Die Bahn gieng hier auf hohem Damm und machte eine leichte Krümmung. In der Nähe war ein Wächterhaus mit den Signallaternen und Klingeln. Der Unternehmer war einige Zeit schwankend gewesen, ob an dieser schönen Stelle nicht eine einfache Entgleisung mit Absturz vom Damm vorzuziehen wäre, entschied sich schließlich aber doch für den Zusammenstoß, der ja alles andere im Gefolge hatte.

Landleute waren zusammengekommen und standen im weiten Bogen herum. Die Gäste waren erschienen, begrüßt vom Festgeber und mit Sect und Havanas bald in schwunghafte Stimmung gebracht. Die Pferde und Wägen waren hinter mehreren Sumpflachen und Tümpeln im Buchenwalde aufgestellt. Es war darauf Bedacht genommen, dass bei der Katastrophe die Thiere nicht erschrecken und etwa wild werden konnten. — Die Sonne war hinter Wolkenmassen bereits untergegangen; als es dämmerte, bemerkte man wetterleuchten.

Am Wächterhause klingelte es zweimal: der Zug gieng ab nach Idelbrunn. Die Laterne mit dem grünen Licht zeigte: Bahn frei. Wenige Secunden später klingelte es dreimal, in Haslach ist der Zug abgelassen. Signallicht: Bahn frei.

Die Herrschaften sind in keiner geringen Erwartung. Herr von Gadeldom lehnt sich an einen Pfeiler mit verschränkten Armen, und schmunzelnd blickt er drein. Schon lange hatte er kein so eigenthümliches Prickeln gefühlt, als jetzt. Das ist ganz famos. — Der Bahnwächter ist auch herübergekommen, er hat auf seinem Posten nichts mehr zu thun. Er hält seine Uhr in der Hand und verfolgt den Secundenzeiger. Dann Blicke gegen Idelbrunn hin. — Er muss kommen. — Er muss den Augenblick erscheinen. Mittlerweile hört man den Haslacher Zug rollen, er fährt über die Brücke. Über den Büschen der Au fliegt schon der Rauch, röthlich aufpustend, aus der Maschine. Jetzt auch die rothen Lichter des Idelbrunner Zuges, sie sind noch über einen Kilometer entfernt, fliegen aber rasch wie Meteore heran. Gleichzeitig kommt auch der zweite Zug in Sicht. Einzelnen Herren fällt die Cigarre aus dem Mund, sie bücken sich nicht darnach, der Athem bleibt ihnen stehen. Eine Dame, die mit großer Aufregung dem Ereignisse entgegengesehen, kauert sich hinter das Zelt und verdeckt die Augen mit den Händen. Die Züge — jeder mit zwölf schwerbeladenen Waggons — rasen in vollstem Dampf gegeneinander los, so gewaltig schnell, dass die Räder Feuer speien auf den Schienen. Die Zuschauer befällt ein Grausen, sie sind zu nahe der verhängnisvollen

Stelle, sie ergreifen die Flucht gegen das Gehölz hin. Die beiden feuerspeienden Ungethüme sind noch zweihundert Meter auseinander. Ein dünnes, fast pfeifendes Dröhnen, die Erde zittert. Noch hundertfünfzig Meter. Der Wächter wendet kein Auge ab. Als ob sie Heißhunger hätten aufeinander, die Maschinen. Noch hundert. An zwei ineinanderspringende elektrische Funken erinnert es. Noch fünfzig — dreißig — zehn — —.

Ein greller Blitz, ein dumpfer Schlag ins Menschengehirn.

Ringsum sausen Sand, Rasenfetzen und Schwellensplitter. In feuriger Lohe springen die Locomotiven auf, wie zwei Riesenböcke, in den Lüften noch einmal aneinander schellend — zerschellend. Sie zerreißen sich gegenseitg in tausend Stücke, die wie Dachschindeln in der Höhe tanzen, wie Federn weithinfliegen. Unterhalb haben die Waggons sich übereinander gethürmt, ineinandergebohrt, dreifach, zehnfach. Ein grelles Schnalzen war's gewesen, dann legten sich die Theile weich wie Butter auseinander oder stürzten mit fast elegantem Schwung über den Damm.

Im nächsten Augenblicke stand eine Staubsäule da, hoch am Himmel sich ausbreitend wie eine ungeheure graue Pinie. Und an der Stätte lag ein starrer, bewegungsloser Trümmerhaufen, aus welchem träger Rauch aufstieg.

Der Wächter hörte nichts, als ein Klingen in seinen Ohren.

Die geladene Gesellschaft hatte in den ersten Secunden keinen Laut von sich gegeben. Dann einzelne „Ah!", die aber nicht ganz Natur waren, auch ein halbunterdrücktes Wimmern.

Und der Herr von Gadeldom? Der hatte Malheur gehabt. Als er vor der drohenden Katastrophe plötzlich entsetzt rasch in den Hintergrund floh, stolperte er über ein Pflanzengeschlinge, rutschte den Hang hinab und fiel in den Tümpel. Es war genau im gleichen Augenblick: das Aufbäumen der zerschellenden Locomotiven dort, und das Aufspritzen des Sumpfwassers hier. Nachher, als er sich wie ein Molch mühsam aus dem Schlamme hervorgearbeitet hatte, war alles vorüber. Eine ungeheuere Rauch- und Staubwolke bedeckte die Trümmerstätte.

Herr von Gadeldom war jetzt um eine Million Mark geringer, aber um eine Erfahrung reicher. — Nämlich reicher um die Erfahrung, wie das anmuthet, wenn man nass wie ein Pudel und am ganzen Leibe voller Schlamm davonhuschen muss und hinterher unbändig ausgelacht wird.

Als der Herr sich dann im nächsten Bauernhause umgekleidet hatte, empfand er das erstemal im Leben so recht die Wohlthat trockener Kleider — und es waren nicht einmal seine eigenen.

Und das war auch ein Genuss. Ob er seine Million wert ist? Unter Umständen ja.

Die Kameraden.

Füg' deine Hand in meine
Und lass uns treu zusammensteh'n,
Auch über Stock und Steine,
Und mag der Wind zuwider weh'n.
Die Welt ist jung, die Welt ist schön,
Bereit sind alle Pfade;
Heut thalwärts, morgen über Höh'n:
So Hand in Hand
Zieh'n wir selband,
Ich und mein Kamerade!

Mag nun die Welle fließen,
Dies Bündnis lockert keine Reu':
Sollt' etwas uns verdrießen,
Wir beichten es uns ohne Scheu.
Bleibt uns ein Körnchen Glück nur treu,
Dann streut der Himmel Gnade,
Dann blüht die Liebe täglich neu
Und Hand in Hand
Zieh'n wir selband,
Ich und mein Kamerade.

Und wollt ihr nun auch wissen,
Wer denn mein Kamerad wohl ist,
Der sich aus Bitternissen
Und Freuden seinen Antheil misst?
Mein Weibchen ist es, dass ihr's wisst;
Sie leuchtet meinem Pfade,
Wenn es die Sonne mal vergisst:
Und Hand in Hand
Zieh'n wir selband,
Ich und mein Kamerade!

Die Jahre blüh'n und sterben,
Wir aber merken's beide nicht;
Aus unser'n Kindern werben
Wir stündlich Kraft und Lebenslicht.
Und ob auch manchen Gram's Gewicht
Auf unser Haupt sich lade
Und Schnee durchs Haar der Herbst uns flicht:
Treu Hand in Hand
Zieh'n wir selband,
Ich und mein Kamerade.

Und geht's mit stillem Gruße
Dereinst dem Thal des Todes zu,
Löst uns vom müden Fuße
Die Ewigkeit den Wanderschuh,
So fleh'n wir: Tod gib Gnade du! —
Uns, die auf gleichen Pfaden
Stets giengen, schenk' vereinte Ruh':
Schick' Hand in Hand
Zum dunkeln Land
Die beiden Kameraden!

Richard Zoozmann.

Geschichtsunterricht vor 250 Jahren.

Von K. Reiterer.

Wie in den gepriesenen Jesuiten-Gymnasien seinerzeit Geschichtsunterricht ertheilt wurde, besagt eine Schrift, die uns jüngst in die Hände fiel und betitelt ist: „Historischer Anfang, oder kurze und leichte Weise die katholische Jugend in der Historie zu unterrichten. Von einem Priester der Gesellschaft Jesu, 1750." Dass der Unterricht für Obergymnasien

berechnet war, geht aus der Anlage der Schrift hervor, es ist nämlich neben dem deutschen auch der lateinische Text. In den ersten Gymnasialclassen dürfte es selbst den damaligen Patent-Pädagogen kaum möglich gewesen sein, volle Beherrschung der lateinischen Sprache zu erzielen. Ob vielleicht heute nicht eine hübsche Anzahl „halbgebildeter" Volksschullehrer imstande wäre, ein gediegeneres Werk zu schaffen, darauf antwortet die methodische Anlage und der Inhalt der Schrift. Einige Proben sollen Weiteres besagen.

Es folgen Fragen und Antworten. Und man liest da aus dem Alterthume: Wie hat Gott Tiberii Freigebigkeit gegen den Armen belohnt? Da er in seinem Palast spatzierete; ersahe er ungefähr einen Plaster-Stein mit einem Creutz. Als er nun selben Andacht halber ließ aufheben, fand er daselbst sehr viel Gold vergraben, welches er reichlich ausgespendet. Worauf er auch des Narses sehr grossen Schatz, den ihm ein alter Mann gezeiget, überkommen. Pag. 55: Was für anderes Ubel stieß dem Römischen Reich zu, währender Regierung Heraclii? Die verruchte und abentheuerliche Sect des Erz-Bößewichts Mahomet nahm in kurtzer Zeit theils durch Gestattung aller Freyheit und Muthwillens, theils durch Gewalt der Waffen über alle in Massen zu und richtete das römische Reich zu Grund.

Pag. 57: Was für eine Seuche regierte damals zu Rom und in Italien? Ein sehr erschrecklich und seltsame Pest. Es gieng zu Rom in sichtbarer Gestalt herum der gute und böse Geist. So viel nun dieser Stoß auf des Engels Befehl in jede Haus-Thür mit einem Spieß gethan, so viel wurden des anderen Tags zu Grabe getragen. Ward auch dem Ubel nicht abgeholffen, ehe dann man aus himmlischer Offenbahrung dem heil. Sebastian zu Ehren einen Altar hat aufgericht.

Pag. 105: Hat aber der Pabst mit Othone (Otto dem Großen) in dieser Verständnis gelebt? Nein; denn als zween, dem Päbstlichen Stuhl widerspenstige Cardinäl bey Othone Zuflucht gesucht, hat er selbe gantz gnädig in seinen Schutz genommen. Dieses hat den Pabst so verdrossen, daß er Adalbertum, Berengarii Sohn, wider Othon angehezt. — Sollte das den Jesuiten-Zöglingen die Unfehlbarkeit und Christlichkeit zeigen? Ja richtig, die Unfehlbarkeit kannte man damals noch nicht. Und mit der „Christlichkeit" hat man's in jenen Kreisen nie genau genommen, wenn es galt seinen Vortheil zu wahren.

Naiv ist, was von Heinrich III. Pag. 119 steht. Wir lesen da die Frage: Wie hat er (Heinrich III) einem Reiter, der im Burgundschen Krieg einen Fuß verlohren, den Schaden ersetzet? Er hat dessen Stiefel mit Geld anfüllen lassen, damit er seinen Verlust in etwas verschmerzen kunte. — Wenn man bei den heutigen Massenabschlachtungen, die ein Krieg bieten würde, jedem Blessierten die Stiefel mit Geld füllen wollte, so könnte man mehr Geld als Kommißlaibeln nachschleppen . . .

Von Heinrich IV. heißt es Pag. 123. Er schlug alle vätterliche Ermahnungen des Pabstes in den Wind. — Aha! — Er (Heinrich IV.) erstund sich den heiligen Gregorium des Pabstthums zu entsetzen. Ließ demnach von etlichen Gewissenlosen, Geistlichen in Brixen in Tyrol eine Winckel-Versammlung anstellen, woselbst Guitbertus ein verruchter Bösewicht in den Stuhl Petri sich eindrang, unter dem Nahmen Clemens III. — Ja, ja, dieser Heinrich IV.! —

Friedrich Barbarossa wird sehr belobt. Es heißt von ihm Pag. 143. . . . Verfügte sich derohalben gen Venedig, und ergab sich gantz und gar dem Statthalter Christi Alexandro III. dem er nicht nur den Fuß mehrmal geküsset, sondern auch den Steigbügel, da selber zu Pferd stieg, gehalten. — Kein Wunder, wenn da die Herren übermüthig wurden und dem Kaiser auf den Nacken traten, mit den Worten: Man wird über Nattern und Basilisken gehen, und wird Löwen und Drachen zertreten . . .

Pag. 149: Friedrich II. hat sich dieser Kayser mit den Päbsten besser vertragen, als sein Anherr Fridricus Barbarossa? Drey auf einander folgende Päbste haben ihne viermal in den Kirchenbann gethan, theils weil er sich weigerte ihren Anforderungen Folg zu leisten; theils weil er die Kirch Gottes unbilligste Weise bedrängte.

Pag. 167: Was ligt einem Kayser fürnehmlich ob? Daß er die Kirch Christi wider die Unchristen, Ketzer, Abtrünnige, Tyrannen, auch alle Friedensstörer beschirme und handhabe. Weßhalben er noch heutgen Tag ein Advocat der Kirch' (Advocatus Ecclesiae nuncupatur!) benahmset wird.

Pag. 172: Waren keine aus den Päpsten tadelhaft? Es waren freylich etwelche eines gar nicht auferbäulichen Wandels, welche die Catholische nicht ungeahndet lassen, die Uncatholische aber auf allen Gassen und Strassen ausschreyen und austrompeten.

Pag. 213: Was melden die Geschichts-Schreiber von Johann Huss, und dessen Lehr-Jünger, Hieronymo von Prag? Beyde seyend wegen ihrer verdammten Hartnäckigkeit in Behauptung ihrer Ketzerey zum Scheiterhauffen verurtheilt worden.

Von Kaiser Sigismund heißt es Pag. 215: denen schmeichelhaften Hof-Katzen war er über die massen abhold. Dahero er einstens einen solchen Flattierer eine gemessene Maulschelle versetzet; und als dieser gefragt: „Warum schlägst mich?" gab der Kayser zur Antwort: „Warum beissest mich?"

Von Martin Luther ist Pag. 229 und 231 zu lesen: „Worüber (über Tezels Unfug) der so hoffärtig als bissige Luther grißgrammte, und sowohl den Papst, als die Prediger, ja den Ablass selbst von teuflischer Tobsucht eingenommen, durch seine ketzerische Lehrsätze öffentlich

gantz rasend angefochten, und gewaltig durch die Hechel gezogen. Es hat diesen mit dem Kirch- und Reichsbann belegten und aufs höchst verflucht und vermaledyten Luther Friedrich Churfürst aus Sachsen in dem Wartenburgischen Schloß fast ein Jahr lang sicheren Unterschluf und guten Aufenthalt verschaffet. Da Luther das Teutschland greulich zu verwüsten fortfuhr, hat Zwinglius im Jahre 1519 die Eidgenossenschafft, Culivinus im Jahr 1537 Frankreich mit seiner Pestilentzischen Irrlehre angestecket. Eben dazumal hat Gott durch den heil. Ignatium, einen zuvor weltlichen, hernach geistlichen ungemein tapfferen Kriegshelden seiner streitenden Kirche frische Hülffsvölker zugeschicket: Die Gesellschaft Jesu, welche auch dieser Ursach halber aufgerichtet worden, damit sie mit der Ketzerey und Gottlosigkeit unabläßig Krieg führte.

Auf die Kirchengeschichte übergehend, sei erwähnt, dass man lesen kann: Was für Gebräuch' seynd im ersten Jahrhundert eingeführt worden? 1. Zu Antiochia wurden die Gläubigen das erstemal Christen genannt. 2. Der Sonntag, die Fest-Tage der Geburt, der Erscheinung, der Auferstehung und Auffahrt Christi und Pfingsten werden eingesetzet. 3. Die vierzigtägige, wie auch die Quatember-Fasten werden gehalten. 4. Das Weihwasser wird gebraucht. 5. Das Kreuzzeichen wird oft gemacht. 6. Nach der Communion war ein Gastmahl, welche Mahlzeit hernach wegen allerhand Misbräuche abgeschafft worden. 11. Anaclatus verbot den Geistlichen, lange Haare zu tragen.

Im zweiten Jahrhundert führte man ein: 1. Dass das mit Salz gemischte Weihwasser stets in der Kirche sey. 2. Heysius (Sixtus) verbot, daß die kirchlichen Geräthe von Laien berührt würden. 3. Telesphorus hat die vierzigtägige Fasten auf ein neues bestätigt und das Gloria in der Messe eingeführt. 4. Das Sanctus und Gebet für die Verstorbenen wurde eingeführt. 5. Soter hat die Vermählungen von einem Priester einzusegnen befohlen. 6. In der heiligen Nacht wurden von jedem Priester 3 Messen gelesen.

Im dritten Jahrhunderte wurde angeordnet: Zephyrinus befahl, dass die Communion in der österlichen Zeit sei. 2. Urbanus befahl die kirchlichen Geschirre aus Silber zu machen. 3. Die Grabstätten der Christen wurden eingeweiht. 4. Die Litaneien gebetet. 5. Felix schrieb einige andächtige Gebräuche bei Kirchen-Einweihungen vor. 6. Die geweihten Brote, Eulogiae genannt, wurden nach der Messe in der Kirche ausgetheilt. 7. Der heil. Antonus wandte großen Fleiß an, damit die Geschichte der Martyrer richtig aufgezeichnet werde. 8. Der Messe sind von verschiedenen Päbsten allerhand schöne Gebet und Ceremonien beigefügt worden.

Na, genug, nicht wahr, lieber Leser? Das ist doch Geschichtsunterricht, an den die neue Schule nicht heran kam!

Das Recht der Persönlichkeit.

Von ***

Seit einem Jahrhundert ward Europa von dem Ideale Freiheit beseelt. Doch außer im wirtschaftlichen Leben, wo die Freiheit manches baute und manches zerstörte, ist sie nie eigentlich zum Durchbruche gekommen. Abgesehen vom Gesetze, welches die Freiheit ja beschützen sollte, wurde sie niedergehalten von Sitte, gesellschaftlichem Zwang und Erziehung. Sie hat sich nicht entwickeln können. In dem Maße, als der Mensch nach außen sich frei entwickelte, wurde er im Innern unfrei, das Individuum löste sich in der Masse auf.

Und schon hat sich die Richtung überlebt, an Stelle des Ideals der Freiheit tritt das der Gleichheit. Die Principien der Freiheit erlaubten es der Person, persönlich sein zu dürfen. Das Princip der Gleichheit hebt das Recht der Persönlichkeit auf. Die ganze Menschengesellschaft wird nicht etwa als organischer Körper gedacht mit Haupt und Gliedmaßen, an welchen jeder einzelne ein Theil, ein Glied ist, sie wird als eine zufällige Gesammtmasse, eine mathematische Ganzheit gedacht, die durch Blutkörperchen oder Zahleinheiten zusammengesetzt ist. Ein Blutkörperchen wie das andere, eine Zahleinheit wie die andere. Eine solche Ganzheit ist die Kirche, ihre einzelnen Mitglieder sind unter sich gleich und gelten persönlich nichts. Die Kirche ist alles. Eine solche Ganzheit ist die Nation. Ihre einzelnen Mitglieder gelten nichts, die Nation ist alles. Eine solche Ganzheit ist die Socialdemokratie, ihre einzelnen Mitglieder sind unter sich gleich, bedeuten als Individuen nichts, die Socialdemokratie ist alles. Eine solche Ganzheit ist die Partei, jedes einzelne Mitglied hat in ihre Gesammtinteressen aufzugehen. Der einzelne dient der Gattung? Nein, der Mensch dient dem Principe. Man sollte glauben, dass bei solcher Selbstentäußerung der Personen zu Gunsten des Principes das Princip siegen müsste. Ich sehe das Princip nirgends siegen. Ich sehe es nicht einmal dort siegen, wo es, scheinbar alle Principien in sich vereinigend, das große, letzte Princip: die Menschheit bekennt. Ich glaube auch, dass das Princip über den Menschen niemals gesiegt hat und niemals siegen wird. Denn der Mensch als Person ist der Stärkere, und mit ihm ist das Recht der Erstgeburt. Er war ein Individuum, bevor es eine Gesell-

ſchaft gab, eine Perſönlichkeit, bevor es ein Princip gab. Und das Princip wurde erfunden als ein Mittel zum Zweck, nicht als Zweck und letztes Ziel. Die idealen Ganzheiten der menſchlichen Geſellſchaft, Kirche, Staat, Nation, oder auch nur Partei und Verein, ſind nicht da, daſs der Menſch ihnen diene, vielmehr daſs ſie zum Vortheile des Menſchen beſtehen. Die Vereinigung, heiße ſie wie immer, hat naturgemäß gar keinen andern Zweck, als den, jeden einzelnen zu ſchützen und ihm ſein perſönliches Recht zu geben. Weil die miſsverſtandene Geſammtheitidee das nicht thut, weil ſie vielmehr das Beſtreben hat, das Individuum in ſich aufzulöſen, deshalb ſiegt ſie nicht, deshalb wird das Große, was etwa in ihr iſt, nicht fruchtbar.

Man kann auf kurze Zeit, zu einem beſonderen Zwecke, in Gefahr und Krieg, aus vielen Individuen einen einzigen ſtarken, ſiegreichen Körper machen, eben weil es ſich da um den Beſtand des einzelnen handelt: für beſtändig kann es nicht gelingen, daſs die heißblütigen Weſenheiten ſich verwandeln zu einer Einheit, die eigentlich nur Begriff iſt.

Das Menſchenthum liegt nur in der Geſammtheit, wird behauptet. Ich ſage, das Menſchenthum liegt in der Perſönlichkeit. Die Nation hat als Nation gar keinen Wert, ſie hat nur Wert, weil ſie ſehr viele Perſönlichkeiten umfaſst, die zufällig die gleichen Anlagen und Bedürfniſſe haben mögen. Dieſer Anlagen und Bedürfniſſe des Individuums wegen thun ſich die Gleichartigen zuſammen, um gemeinſam die Vortheile zu erreichen, die der einzelne vermöge phyſiſcher Unzulänglichkeit nicht erreichen kann. Das iſt der natürliche Vorgang.

Wenn im Einzelnen die Erkenntnis wachgerufen iſt, daſs der möglichſt uneigennützige Anſchluſs an die Ganzheit ſein Vortheil iſt, weil er in der Ganzheit den Hort findet, und daſs dieſer Anſchluſs eine Tugend iſt, weil er auch das Wohl der übrigen bezweckt, daſs der einzelne nur inſoferne der Ganzheit verpflichtet werde, als er ſelbſt von ihr Vortheile hat, ſo wäre von amtswegen für das Princip der Ganzheit eingentlich genug gethan. Daſs bösartige Eigenſchaften des Einzelnen für andere unſchädlich gemacht werden müſſen, daſs in den Tagen der Noth das Individuum verhalten werde, der Ganzheit Opfer zu bringen, iſt auch ſelbſtverſtändlich. Im übrigen ſoll Staat und Geſellſchaft nicht eingreifen in das Recht der einzelnen Perſon, ſondern dieſelbe ſich in ihrer Weiſe ausleben laſſen. Das iſt ihr natürliches Recht.

Vor allem denke ich an die Freiheit des geiſtigen Lebens. Die liegt im Argen. Wir haben zwar die Gedankenfreiheit in ihrem vollſten Umfang, nur darf man die freien Gedanken nicht ausſprechen. Einer, der in Geſellſchaft lebt, muſs ſich den ſchlimmſten Terrorismus gefallen laſſen. Wenn er ſich erdreiſtet, andere Meinungen zu haben, als die übrigen, beſonders, wenn ſeine Meinungen der Zeitrichtung entgegen ſind, dann

gnade ihm Gott! Wer zur Zeit, wo alles auf dem Kopfe ſteht, auf den Füßen ſtehen bleibt, der iſt „unmöglich“. Nie iſt die Bekehrungsmeierei ärger getrieben worden, als in der Gegenwart. Die Menge hat ja freilich immer das Beſtreben gehabt, den einzelnen aufzuſaugen. Nur Charaktere ließen ſich nicht aufſaugen, blieben ihrer Natur treu und waren als ſtarke Menſchen die eigentlichen Vertreter des Menſchenthums, während die Menge ſtets gleichſam ein Gemeinplatz, eine Phraſe geweſen. Das iſt ſie auch heute, und eigene Köpfe gibt es nicht mehr viele. Trotzige, rechthaberiſche Köpfe gibt es genug, in ihrem Eigenſinn beſteht aber auch ihre ganze Perſönlichkeit. — In Kunſt und Literatur jagt man nach Originalen und Originellem. Nur wirklich originelle *Menſchen* will man nicht, weil ſie allerdings ſehr oft den Neigungen der Menge unbequem ſind. Aber ſelbſt dann, wenn ſie ſich beſcheiden ferne halten, ihre eigenen Wege gehen, wie es Sonderlingen geziemt, werden ſie angefeindet, mindeſtens verlacht. Wer dazu noch in der Politik ſeine beſondere Meinung hat, oder in Volksfragen, oder in religiöſen Dingen, der wird von den betreffenden Gegnerſchaften geradezu verfolgt und vor keiner Schlechtigkeit ſchreckt man zurück, um ihn wenigſtens moraliſch zu tödten. Ja ſelbſt das Temperament, beſondere Gemüthsanlagen und denſelben entſtammende Weltanſchauungen werden nicht reſpectiert; ſo ſchlägt der moderne Mann auf den conſervativen los, und dieſer verflucht den modernen. Keinem fällt es ein, zu verſuchen, ob nicht doch dem Standpunkte des Andern eine Naturnothwendigkeit zugrunde liege, ein Verſtändnis abzugewinnen ſei; er läſst ihn einfach vorwegs nicht gelten. Und ſo geht es in allen menſchlichen Kreiſen. Je mehr Perſönlichkeit in einem iſt, deſto verbotener wird er ſein. In den unteren Volksclaſſen, die natürlicher empfinden und nicht ſo dem Parteihader ergeben ſind, iſt es noch beſſer, dort gibt es noch Originale, eigenartige Menſchen, die etwas gelten, oder die man wenigſtens ſich ruhig ausleben läſst. Gerade in der gebildeten Welt, wo Schule und Sitte alles eben macht, da iſt für das Beſondere kein Boden, ſei es eine Rieſendiſtel oder eine Wunderblume — ſie wird niedergemäht zu Heu für die gemeinſame Herde.

Es muſs ein Prophet kommen, der das Recht der Perſönlichkeit verkündet. Der es in Erinnerung bringt, was uns zwar die Natur an der Wiege geſungen, was uns aber die Cultur vergeſſen machte, nämlich, daſs wir auf die Welt gekommen ſind, um uns anzuleben, jeder nach ſeiner Art. Der eine iſt thatkräftig und baut, der andere iſt weitſehend und weiß, der dritte iſt ſinnig und dichtet, der vierte iſt ſchöpferiſch und bringt Kunſtwerke hervor, der fünfte fühlt ſich nicht heimiſch auf Erden, er ſucht Gott, u. ſ. w. Jede dieſer Typen iſt von den anderen grundverſchieden in Fühlen, Denken und Leben, und jede iſt von naturwegen berechtigt, ſich auszugeſtalten. Je mehr ein eigenartiger Menſch ſich aus-

gestaltet, je verschiedener wird er von den anderen, die seltene Species hat ihren entsprechenden Wert, und der Menschheitsbaum entwickelt sich in seiner freien Mannigfaltigkeit. — Es wäre eine Lust zu leben.

Die Freiheit, zu thun, wie man will, kann man nicht immer wahrleisten, sie würde das Zusammenleben der Menschen zerstören. Aber die Freiheit der geistigen Naturen müsste gesichert sein, das Recht eines jeden, zu sein wie er ist.

Bei diesen flüchtigen Gedanken über das Recht der Persönlichkeit fällt mir eine Geschichte ein, die sich vor einiger Zeit in unserem Lande zugetragen, als Beispiel, wie eine erdrückte Persönlichkeit sich schließlich ihr Recht verschafft hat.

Es handelt sich um ein Ehepaar. Der Mann — lassen wir ihn Rosten genannt sein — ein Norddeutscher, voller Thatkraft und Lebenslust, voll Rücksichtslosigkeit in Durchführung seiner Absichten und Erlangung seiner Genüsse. Er war Bauunternehmer, aus seinen Federstrichen entstanden Eisenbahnen, Paläste und Großwerkstätten, seine Energie riss andere zum zuversichtlichen Schaffen mit sich fort, seine Genüsse theilte er großmüthig mit anderen, am liebsten mit seiner Ehefrau Adele, einem schönen Weibe, das er leidenschaftlich liebte. Rostens Grundsatz war: Schaffen, sinnlich genießen. Alles andere, feinere, war ihm fremd, ja widerlich.

Seine Frau Adele, eine Süddeutsche, war eine weichmüthige, innige Natur, die beschauliche Heiterkeit liebend, häuslicher Zurückgezogenheit ergeben. Sie lebte ihre innere Welt, so wie er seine äußere.

Diese glücklichen Menschen hatten ein Kind, das sie unbändig liebten, jedes nach seiner Art. Es war ein schöner, gesunder, reich veranlagter Knabe. Die Mutter erzählte ihm Märchen von Feen und Engeln, der Vater bildete ihn mit körperlichen Übungen aus, erzog ihn schon früh zu Fechten und Ringen und allerlei körperstärkendem Sporte. Für die Sommer- und Herbstmonate bewohnten sie ihr Landhaus in einem schönen Thale Tirols. Dort war es, wo der Knabe in seinem eilften Lebensjahre verunglückte auf der Jagd. Einer Wildente nachjagend, war er vom Pferde gestürzt. Todt und entstellt brachten sie ihn ins Landhaus. Die Verzweiflung des elterlichen Paares war grenzenlos und wurde noch bis ins Dämonische gesteigert durch die Vorwürfe, die sie einander machten. Die Frau behauptete, dass ihres Mannes Jagdgier Ursache sei an dem Tode des Kindes; er war davon überzeugt, dass einzig nur der Aberglaube über Wildenten, den sie mit einem Märchen in dem Knaben erweckt, ihn ins Verderben gelockt habe. Sie wurde bald müde, ihn anzuklagen, gab sich der betäubenden Wucht des Schmerzes hin. Seine Herzenspein war weitaus leidenschaftlicher und er wurde nicht müde, sie als die Urheberin des namenlosen Unglückes zu peinigen. Endlich fand er, es wäre der Raserei genug gethan und das Lebensprincip erfordere

es, kehrt zu machen. Es gelte über das Unabwendbare hinweg zu kommen und ein neues Leben zu beginnen.

Der Knabe war längst begraben auf dem lieblichsten Plätzchen des schöngelegenen Gebirgsdorffriedhofes, und seine Erinnerung sollte künftigen Wegen nicht mehr entgegenstehen. Herr Rosten führte seine Frau mit vernünftigem Zuspruch aus der Gegend. Das Landhaus soll verschlossen bleiben. Die Wohnung in ihrer Provinzialstadt wurde aufgegeben, in Berlin ein Palais erworben und eingerichtet mit fürstlicher Pracht. Alles, was an die Vergangenheit mahnte, an das Kind, wurde geändert oder vernichtet. Frau Adele war ruhig geworden. Die Ruhe der Erschöpfung. Das schwarze Kleid und die Bläße ihres Gesichtes waren die einzigen Zeugen ihres Schmerzes. Sie kannte den starken Willen ihres Mannes und fügte sich ihm schweigend. Sie ließ es geschehen, als er die Geräthe fortschaffte vom Zimmer des Knaben, seine Bücher, sein Fahrrad, sein Schießgewehr, sein Bildnis. Aber als er die Hand ausstreckte nach dem Kistchen, wo die ersten Spielzeuge des Kindes aufbewahrt waren, da warf sie sich ihm in die Arme und rang mit ihm. Als ob er ihr den Knaben neuerdings entreißen wollte, so rang sie mit ihm wie eine Löwin. Von seinen kräftigen Armen wurde sie zu Boden gedrückt, in die Ecke, wo sie stöhnend kauern blieb.

Von diesem Tage an hat sie sich nicht mehr gegen ihn aufgelehnt, nicht mit einer einzigen Geberde. Mit keinem Worte wurde des Knaben mehr erwähnt und Herr Rosten war nun völlig überzeugt, dass diese Art der Umkehr zum neuen Leben die richtige gewesen, auch für sie. Sein Herz gieng wie früher wieder auf in Schaffen und Genießen, in vollen Zügen schlürfte er das üppige Leben, Reichthümer und Ehren häuften sich von Tag zu Tag. Mit großer Befriedigung sah er, wie seine Frau, die er nach seiner Art sehr liebte, sich den Verhältnissen fügte, den Verlust des Kindes zu vergessen schien und in der Pracht ihres neuen Hauses ruhig dahinlebte. Sie war sanft und gütig gegen alle, doch blieb sie außer bei den gemeinsamen Mahlzeiten mit ihrem Manne, zurückgezogen in ihren Gemächern. Wenn der Gemahl sie dort begrüßen wollte, fand er die Thür verschlossen, die Frau bedürfe der Ruhe.

So gieng's einen Monat nach dem andern. Da fiel es doch auf, wie sehr blass und schmächtig Frau Adele geworden war. Auf Wunsch des Gatten hatte sie das Trauergewand längst durch ein lichtes Kleid vertauscht, und in diesem erinnerte sie in ihrer Schattenhaftigkeit an die weiße Frau, die gespenstisch durch das Schloss schwebt. Nachdem die Hausärzte mancherlei Verordnungen getroffen hatten, die Frau Adele mit großem Gleichmuthe über sich ergehen ließ, ohne dass dem Verfall ihrer Kräfte Einhalt gethan werden konnte, wurde beschlossen, sie nach dem Süden zu schicken. Ihr war es recht, zur Gesellschaft nahm sie eine

alte Jugendfreundin mit, und ein Diener begleitete sie. Herr von Rosten — er war mittlerweile seiner Verdienste wegen Ritter geworden — nahm zärtlichen Abschied von seiner Frau, die ihm kühl, wie geistesabwesend ins Gesicht blickte. Er hatte auf Lussin im Adriatischen Meere alles bereiten lassen, um ihr dort den Aufenthalt denkbarst behaglich und angenehm zu machen. Wenige Tage nach der Abreise kam der Diener zurück, die Damen hätten ihn verabschiedet und wollten sich allein behelfen. Herr von Rosten erblickte darin einen Eigensinn, den er einstweilen ignorieren wollte. Im welschen Lande würden die Damen, wovon keine der italienischen Sprache mächtig war, schon mürbe werden. Seine Frau sei ein Kind, das durch consequente Unnachgiebigkeit und mit ehernem Principe zu ihrem Wohle erzogen werden müsse. Er schickte also den alten Diener wieder nach, doch schon nach kurzem langte von diesem eine Depesche ein, die Damen wären auf Lussin gar nicht angekommen und die ihnen dort bereiteten Appartements stünden leer. Herr von Rosten stutzte, tröstete sich aber damit, dass sie sich wahrscheinlich in Abbazia verweilen würden oder gar anderen Sinnes geworden wären und sich nach der Riviera begeben hätten. Als jedoch die Nachforschungen ergaben, dass die Frauen weder an diesen Orten eingetroffen, noch an anderen Curstationen des Südens zu finden seien — selbst auf Corfu und in Cairo wurde vergeblich gesucht — gieng dem Herrn Gemahl ein Licht auf. Aber eins, das nur brannte und blendete, nicht aber erhellte. Noch hatte er immer auf eine Postnachricht gewartet, aber die Frauen waren verschollen.

Jetzt machte er sich selbst auf die Reise und durchforschte Dalmatien, Italien und das südliche Frankreich. Vergebens. Die leidenschaftlichen Zornregungen begannen sich in ihm zu legen, es kam der tobende Schmerz. Es war ihm soviel als sicher, dass sich seine Frau das Leben genommen hatte. Und jetzt dämmerte ihm die Ahnung auf, dass seine rücksichtslosen und kurzsichtigen Bestimmungen sie in den Tod getrieben haben könnten. Er hatte bisher geglaubt, seine Absichten, ihr ein neues genussreiches Leben zu schaffen, würden als wohlmeinend und liebreich verstanden worden sein, nun erschienen sie ihm plötzlich selbst ungerechtfertigt, ja brutal. Auf der Rückreise war es, dass er erkrankte an einer Lungenentzündung, wochenlang musste er in einem Bauerndorfe Savoyens dahinliegen. Während dieser Zeit begann es in ihm helle zu werden. Er sah sein riesengroßes Unrecht, das an dem geliebten Weibe begangen worden war, er sah das wehe Leiden und Vergehen ihres Herzens, dem er das liebste Kind zwiefach geraubt hatte, das er mit roher Gewalt aus seiner idealen Welt gerissen und in die Ödnis des Prunkes und kalten Reichthums gestoßen hatte. Ganz allmählich war ihm die Nichtigkeit dessen, was er stets als das Erstrebenswerteste geachtet, klar geworden.

Schaffen und Genießen, Macht und Ehre! Was ist das! Wenn man schuldig ist an dem Untergange des geliebtesten Wesens. Und sein Gewissen rief ihm zu: Nun, du starker Mann, du Lebenskünstler! Nun thue es an dir selber, was du von deinem Weib verlangt hast — vergiss! Vergiss deine Adele, wenn du kannst! Vergiss deine Schuld, wenn du kannst, und lebe!

Aus langen Fiebernächten der Krankheit war ein anderer aufgestanden, als sich hingelegt hatte. Der antike Kraftmensch, als der er sich gefühlt, hatte sich in einen modernen Nervenmenschen verwandelt. Jetzt gab's nichts mehr zu thaten, jetzt gab's zu leiden. Als er das erstemal in das Freie trat, wo die weißen Berghäupter niederschauen in das Rosenparadies des Thales, überkam ihn ein krampfhaftes Weinen, so heftig, so grunderschütternd, wie er in seinem Leben noch nie geweint hatte. Wenn er nur wüsste, wo ihr Grab ist! — Auf einmal jetzt verlangte es ihm nach einem Grabe.

Die Heimreise nach erfolgter Genesung war fast planlos. Wohin wollte er denn nur? Wo war er denn daheim? Im Palais der großen Stadt? Es schauerte ihn vor den Einöden dieses Palastes. Ein Haus ohne Weib und Kind! Nun erinnerte er sich, er hätte ja ein Kind, er hätte ja ein Grab. Fast unwillkürlich zog's ihn, als er auf der Rückreise Tirol durchfuhr, nach dem Gebirgsdorfe, auf dessen Kirchhof der Knabe lag. Wohl schon längst musste Gras darüber gewachsen sein, denn dieses Grab war ja der Vergessenheit geweiht worden. Aber siehe, es prangte in strahlender Blumenzier, und zwischen herrlichen Rosen, zwischen blühenden Sträuchern, die gleich einer Laube das stille Beet überschatteten, wucherten überall die himmelblauen Vergissmeinnichte. Unterwegs zum Sommerhause, das auf seinen Wunsch sofort nach der Katastrophe geschlossen worden, kam er an die Stelle, wo der Knabe verunglückt war. Dort stand ein hohes Kreuz, geziert mit einem Kranz aus frischen rothen Rosen. Am Sommerhause selbst waren die Fenster offen und das Thor. Durch dasselbe eintretend, blickte Rosten in ein dunkles Gemach, in welchem eine rothe Ampel brannte. Als er von all dem hochüberrascht eintreten wollte, kam vom Garten her, in schwarz gekleidet, seine Gemahlin, fasste ihn zart am Arme, hielt ihn zurück und flehte: „Sei barmherzig, lieber Mann, lass mir mein Leben!"

Seine Adele stand vor ihm, mit frischen Wangen, mit großen milden Augen, in denen das süße Glück der Wehmuth lag.

Also hatte sie mit ihrer Freundin hier in dem entlegenen Landhause Zuflucht genommen, um der Erinnerung zu pflegen an ihr Kind. Das Gemach, in dem es aufgebahrt gewesen, hatte sie zur Kapelle umgewandelt und darin alle Gegenstände versammelt, die je noch von dem Knaben und seinem Kindesleben aufzutreiben gewesen waren und die sie

nun wie Heiligthümer inbrünstig verehrte. Und in freier Ausübung dieses Erinnerungsdienstes war sie genesen und fast glücklich geworden. Sie beschäftigte sich mit ihrem Kinde, also hatte sie es wieder.

Jetzt ahnte es Herr von Rosten wohl, was das heißt: inneres Leben, und wie dieses ein größerer, heilsamerer und vor allem ein unzerstörbarerer Genuss sein könne, als das ungestüme Festklammern an die äußere Welt. Er schämte sich zwar, vor ihr aufs Knie zu sinken, aber sein erstes Wort war eine Bitte um Verzeihung, dass er sosehr ihre Natur verkannt, dass er ihr das Recht der Persönlichkeit vorenthalten hatte.

So hat es sich auch hier wieder gezeigt, dass der schwachen Frau eine größere Kraft innewohnt, als dem starken Manne. Und warum? weil der Mann Princip ist, und die Frau Natur.

Eine Wanderung in die Alpenheimat.

Aus dem Tagebuche des Herausgebers.

Es war ein reines Schneegestöber im Maiwinde, so flogen von allen Bäumen die weißen Blüten. Die Grazerstadt lag hinter uns, das weite prangende Hügelgelände der östlichen Steiermark vor uns. Bis Mariatrost greift die elektrische Bahn aus, vor deren gespenstischen Wägen unsere Pferde scheuen wollten. Hinter dem Wallfahrtsorte mit seinen weithinleuchtenden Thürmen hat alles Stadtwesen plötzlich ein Ende, die ländliche Ruhe und Frische ist da. Ich vermuthe, nach wenigen Jahren wird das nicht mehr so sein, Lustgärten, Landhäuser, Wirtshäuser werden entstehen; heute schon spricht man von der Fortsetzung der elektrischen Bahn bis zum und auf den Schöckel, dessen blauer Rücken dort herabschaut. — Die Wiesen sind etwas sumpfig und haben stellenweise fast stehende Bächlein, nicht ganz so klar, wie die Gebirgswässer. Die Hügelkuppen und langgezogenen Höhen sind unregelmäßig durcheinandergeschoben, hier eine buschige Schlucht, dort ein Thalansatz, der sich wieder verlauft. Die Schachen zerstückt, zumeist Buchen- und Kiefernbestände, dazwischen fruchtbare Felder und blühende Obstgärten. Es ist ein fast betäubendes Duften von allen Bäumen und Sträuchern, und im Kiefernwald schreit der Kuckuck. Die kleinen Gehöfte mit ihren weißen Mauern und grauen Strohdächern lugen zwischen Laubbäumen hervor. Die Straße zieht sich bergan, über Höhen dahin, wieder thalab und neuerdings bergan. Manches stattliche Einkehrhaus steht da; die Wirtshäuser werden heimlicher, die Wirtsleute traulicher, Speise, Trank und Bedienung besser und die Preise billiger, je mehr man sich von der Stadt entfernt.

Die Wirtshäuser der Umgebung von Graz sind im allgemeinen nicht verführerisch.

Die Landschaft, durch die wir fahren, ist hin und hin von einer entzückenden Lieblichkeit. Ortschaften mit klingenden Kirchthürmen, Schlösser, Ruinen, Meierhöfe und im Hintergrunde die waldigen Berge, die zur Linken sich sachte erheben bis zu den Almen der Lantschgruppe. Vor uns der hohe Rabenwaldrücken, während zur Rechten die grünen Wellungen sich ins blaue Meer des Gesichtskreises verlieren. Wir kommen in eine Schlucht zum Raabflusse, der uns die ersten Grüße aus den Bergen bringt; als flinker Älpler treibt er Mühlen und Holzsägen.

In Weiz, dem Mittelpunkt dieses Paradieses, halten wir kurze Rast. Dann geht's durch die Gegend des Kulm, wo bereits meine Erinnerungen an alte Zeiten rege werden.

Dort drüben, am Fuße des Bergkegels schläft er ja, mein alter Lehrer Weberhofer, den ich mehrmals hier in Puch besuchte, nachdem er oben von meiner Heimat fortgezogen war. Wie sehnsüchtig hatte ich damals von Puch aus oft hingeschaut auf den Schöckelberg, der fern im Äther stand und hinter dem das heiß erwünschte Graz lag, dem ich jetzt manchmal so gern entfliehe. — Nicht ohne Umständlichkeit über Buckel und durch Kessel kommt unsere Straße endlich ins Feistritzthal und bei Anger, wo noch einmal der blühende Garten sich in seiner ganzen Maienpracht entwickelt, ändert sich die Gegend. Der rauschenden Feistritz entgegen nördlich ins Gebirgsthal, zwischen den Bergzügen des Rabenwaldes und des Ofeneggs führt uns die schöne Straße, bisweilen hoch an Berglehnen dahin, während das aus der Tiefe hallende Wasserrauschen uns schon ein wenig ans Hochgebirge gemahnt. Wir kommen zum stattlichen Schlosse Frondsberg, das auf einem Waldhügel liegt. Den Fuß des Felskogels umringt die Feistritz. In dieser alten Zwingfeste der Salzburgischen Bischöfe liegt noch ein Stück Mittelalter in den letzten Zügen. Sie ist nicht mehr Schloss und ist noch nicht Ruine, in fast schauerlichem Trotze steht die Burg auf dem Felsen und starrt hinüber auf das malerische Dörfchen Kogelhof am andern Hang des Berges. Noch eine Strecke des schattigen Engthales, dann weitet es sich, und auf der sonnigen Bergböschung liegt das freundliche Birkfeld.

Nach einer sechsstündigen Fahrt von Graz aus haben wir den Wagen hier verlassen, um hernach den Weg ins Oberland zu Fuß weiter zu machen. In Hutters vortrefflichem Gasthause zu Birkfeld haben wir Mittagsstation gehalten. Dann war mein erster Weg in die Kirche. Ein Bau im Barockstil; die reichvergoldeten Altäre und Heiligenbilder verbreiten eine Art Sonnenschein im weiten, lichten Kirchenschiff. Ich sah mich nach dem Bildnisse des heiligen Valentin um, zu welchem mich einst mein Vater einmal von Alpel nach Birkfeld geführt hatte. — Wenige Wochen vor meiner Geburt war eines Abends am Feuerherd meine Mutter plötzlich ohnmächtig zusammen-

gefallen. Mein Vater glaubte, es wäre das „Hinfallende" (Fallsucht, Epilepsie), wogegen der heilige Valentin als Schutzpatron gilt. Da nun in der Kirche zu Birkfeld das Bildnis dieses Heiligen verehrt wird, so machte mein Vater das Gelöbnis, jährlich einmal mit seinem Kinde dahin zu pilgern. Da stand der Heilige im priesterlichen Kleid, das Kreuz in der Hand, und ihm zu Füßen lag in Krampf und Todesblässe ein Hingefallener. Und dasselbe Bild hängt noch heute am Chorpfeiler. Ich betrachtete es und gedachte der gläubigen Dankbarkeit meines Vaters. Die Mutter war dann nicht mehr hingefallen, der heilige Valentin hatte geholfen. — In dieser Kirche hat der Waldbauernbub vor vierundvierzig Jahren vom Bischof Ottokar Maria die Firmung empfangen, und von hier aus wollte er die geistliche Laufbahn beginnen. Der Dechant von Birkfeld hatte um jene Zeit erlaubt, dass der Knabe die dortige Schule besuchen dürfe und sich bereit erklärt, ihn auf ein Talent hin zu prüfen. Der Junge wurde bei einem Bauer, Waxhofer, untergebracht. Doch kümmerte sich weiter niemand um ihn. Von Heimweh gepackt, flüchtete er mitten in einer Nacht davon und über das Gebirge nach Alpel.

Als wir nachher den Weg weiter nahmen, wieder der Feistritz aufwärts, konnten wir von der Straße aus den Waxhof sehen, wo der angehende Theologe einst durchgebrannt war. Nun wunderte sich meine junge Begleiterin darüber, dass doch alles wirklich so da sei, wie es in den Bücheln ihres Vaters zu lesen steht. „Ja, Kind", sagte ich, „es ist noch viel mehr da, fast an jedem dieser Höfe, dieser Brücken und Wegkreuze hängt ein Fetzen Erinnerung. Und obschon viele Jahre vorbei sind, seit ich die Gegend das letztemal durchwandert hatte, ist es mir doch, als wäre ich erst vorgestern an diesen Berghängen umhergestiegen mit dem Bügeleisen und der Elle. Und trotzdem waren wir der Waldheimat noch so ferne, dass eine Bäuerin auf die Frage meiner Tochter zur Antwort gab, sie wisse selbst nicht, wie weit es noch nach Alpel sei. In ihrer Jugend wäre sie wohl einmal über das Krieglach-Alpel gereist, nach Mariazell, das sei schon zu lange her.

Ich liebe es, auf Fußwanderungen allein und schweigend fürbass zu schreiten, weil nichts meine Lunge sosehr anstrengt, als während des Gehens, sowie auch während des Fahrens das Sprechen. Der Grund, warum ich auf Spaziergängen, Touren und Reisen selbst meinen besten Freunden ausweiche. Meine Tochter schloss sich deshalb der Bäuerin an, die emsig auf derselben Straße dahintorkelte, und hielt mit ihr unterwegs ein trautsames Geplauder. Wundershalber fragte sie unter anderem auch, ob sie aus dem Alpel denn gar niemanden kenne?

„Das wohl, kennen immer eins schon."

Ob sie von den Kluppeneggerleuten nie etwas gehört hätte?

„O freilich, von de Leut' is schon immereinmal g'redt wordn. Habn abghaust, ganz abghaust habns, und sein weggstorbn. Ein Kluppeneggerischer ist gwesen — Peter soll er gheißen habn — der is in die Fremd gangen."

Meine Tochter horchte noch eine Weile hin, da aber die Bäuerin nicht weiter redete, so fragte sie nicht ohne Interesse: „In die Fremde ist er gegangen? Und was hat er denn gemacht?“

„Mein Gott, is schon viele Jahr her. Ma hat nix meh von ihm ghört.“

In der Fremde verschollen. Wie traurig! — Siehst du, Mädel, wie berühmt dein Vater daheim bei seinen Bauern ist!

Nachdem wir an vier Stunden gewandert waren und ein scharfer Abendwind uns entgegenblies, tauchten im Hintergrunde unseres Thales schneebedeckte Berge auf. Die Stuhleckgruppe. Die Straße führt weiter nach Ratten, Rettenegg und über den Pfaffen in die Semmeringgegend. Wir bogen noch vor Ratten von der Straße links ab in einen Hochgraben. Aus demselben hervor schimmerte in der Dämmerung das Kirchlein von St. Kathrein am Hauenstein. Im Wirtshause, dort, wo wir uns niederließen, gab es einen Tischvoll alter Männer; wildbärtige und weißhaarige — stockfremde Leute. Und als wir uns näher beschauten, stellte es sich heraus, dass es lauter Schulkameraden von mir waren, Spiel-, Lust-, Trutz- und Raufgenossen aus der lieben Flegelzeit. — Nach dem Aussehen dieser verkrümmten, verknorbelten, runzeligen und grauen Männer ergab es sich durch einen Rückschluss, dass auch unsereiner just nicht mehr im Blühen ist. Man merkte es sonst kaum und seinen eigenen erwachsenen Kindern glaubt man's nicht, es müssen erst die alten Kracher kommen und sagen: „Grüß dich Gott, Peter! Weißt es noch, wie wir dem Bäckensepp den Bartwisch beim Rockschößel haben angehängt?“

Ja, sie kannten mich und hielten mir auch gleich mein Sündenregister vor, das ich mir in der weiten Welt aufs Kerbholz geladen hatte. Drucken hätt' ich's lassen, wie sie liegen und stehen, und zum Dirndel ans Fensterl gehen. — Trotzdem tranken sie mir zu und sie wüssten schon, dass es der „Kluppenegger-Peterl“ doch mit ihnen halte.

„Aber den Bloser Patriz findest nimmer“, sagte einer aus der Runde.

„Den Bloser Patriz? Mit dem ich immer gerangelt hab' auf der Bucheben?“

„Den haben wir gestern eingegraben.“

„Was du sagst! Und was ist ihm denn widerfahren?“

„Der Tod.“

Thatsächlich der Tod. Er erklärte mir's näher, aber die Leute werden darüber den Kopf schütteln. An der Lungensucht hatte er dahingesiecht, der Patriz, in seinem Haus, hoch oben auf dem Berge. Da steht er eines Morgens auf, legt sein Sonntagsgewand an, geht zur Kirche herab, bittet den Pfarrer, dass er ihm Beicht höre und die letzte Wegzehrung reiche. Hernach steigt er den eine Stunde langen steilen Weg wieder hinauf zu seinem Heim, legt sich hin und stirbt noch an demselben Tage. So machen sie's, der kirchlichen Correctheit muss sich sogar die Natur fügen und — sie fügt sich.

Beim Hauensteinerwirt in der Küche sah ich auch ein Dirndel, das mir bekannt vorkam mit seinem „guldfarben Haar". Das ist ja die Susanna Kirchnerin, die in der Schule immer auf dem Katzenbankel gesessen ist?

„Na, die Susanna is das nit", belehrten die Männer.

„Oder gar schon ihre Tochter?"

„Die Tochter is es auch nit, weil es die Enkelin is." — Ja, Kreuzstoffel domini Spitzmaus! wie der Weidwinkler flucht, da muss man wohl doch glauben ans Altwerden.

Die ganze Nacht rauschte vor meinem Fenster der Hirschbach, Geschichten erzählend aus alten Zeiten, märsame Geschichten. Meine nächsten Jugendfreunde sind alle schon fort — vergangen und gestorben. Das alte Haselgraberhaus, der eigentliche Mittelpunkt meiner harmlosen Jugendfreuden, ist auch fort, auf dem Platz, wo es gestanden, wächst grüner Klee, und kein Balken, kein Stein ist mehr vorhanden von dem einst so stattlichen Gehöfte. Nur der Bach rinnt noch über dieselben Steine dahin, wie ehedem. Dieser Bach hat nicht gelöscht, als eines Tages das Haselgraberhaus in Flammen stand; die Brandstätte kam in fremde Hände und da wurde nicht wieder aufgebaut.

Hingegen hockt auf besonntem Stein am Föhrenriegel ein kleines kahlköpfiges Greislein, und das ist mein guter alter Lehrmeister Ignaz Orthofer, bei dem ich an vier Jahre lang Schneiderlehrling gewesen war. Weit über achtzig hinaus, aber emsig trappeln kann er noch, wenn's wo was zu schlichten gibt; nur die Augen verlassen ihn schon. Seinen alten Lehrbuben hat er aber doch sogleich erkannt, wir sind ja stets in freundschaftlichem Verkehr miteinander geblieben, ich zur Erinnerung an den guten Meister, er zur Erinnerung an den jungen Taugenichts, dem das Fabeln alleweil besser vonstatten gegangen war, als das Nadeln.

Dann noch ein Weilchen in der stillen Kirche, die auf dem Hügel steht, umgeben vom Gottesacker mit den schiefen Kreuzlein. Das Gotteshaus, in dem das Kind seine heiligen Weihnachten und Ostern, seine Pfingsten und Frohnleichnamsfeste gefeiert, es mag noch so schlicht sein, bleibt dem Menschen die schönste Kirche sein Lebtag lang. Ich habe den Kölner und den Mailänder Dom gesehen und die Peterskirche in Rom — die süße Himmelsstimmung wie in dem weißen, lichten Kirchlein zu Kathrein am Hauenstein habe ich sonst nirgends gefunden.

Der alte „großhörige" Meßner-Karl mit den verschmitzten Äuglein und dem gutmüthigen Lächeln ist noch ein Übriggebliebener vom Haselgraberhause. Er zeigte mir auf dem Gottesacker die Gräber unserer Jugendgenossen, die einst am allermeisten herlebig und lustig gewesen und deshalb auch früher müde geworden sind, als wir zwei.

Im Striche eines kühlen Morgenwindes setzte ich mit meiner Tochter die Wanderung fort, die Alpsteigstraße entlang, immer durch Wald aufwärts, bis zum Jagerwirt. Der Wirt heißt Roßegger, genau, wie ich

mich selber schrieb; eine Viertelstunde weit davon steht ein Bauernhaus mit dem Namen Klein-Roßegger, noch zehn Minuten weiter hinten steht der Groß-Roßeggerhof u. s. w. „Roßeger gibt's bei uns grad zum Saufuttern, so viel!" sagt der Knecht beim Jagerwirt. Ich zähle thatsächlich heute noch an drei Dutzend verschiedene Roßegger in der Gegend, wovon aber die wenigsten mit mir nachweisbar verwandt sind.

Auf den Berghöhen hatten sich bleigraue Nebelballen festgelagert, ein kalter Wind trieb uns Regenstaub ins Gesicht. Die Straße macht noch einen jähen Ruck empor bis zum Bergjoch, genannt die Schanz. Ein dreibalkiges Wetterkreuz mit den Leidenswerkzeugen steht auf der Höhe. Hier ist die Grenze zwischen Mittel- und Obersteiermark. Nach Westen hin öffnet sich der Blick über dunkelnde Waldberge auf die starrenden Felsmassen der Hohen Veitsch und des Hochschwab. Das Hochgebirge! Der Schanzsattel hat eine Höhe von 1080 Meter. Wir sind also von Graz her über 700 Meter emporgestiegen, in einer Gehzeit von fünfzehn Stunden. Hier in Alpel blüht noch kein Baum und kein Strauch, die Lärchen sind noch ohne Grün, die Felder liegen fahl, nur auf den Wieslein leuchten die gelben Dotterblumen. Die ganze Gegend hat etwas Almartiges. An Berglehnen und Waldrändern bezeichnen Steinhaufen und kahle Laubbäume die Stellen, wo vor Zeiten die Bauernhöfe gestanden sind. Einzelne Häuser und Huben stehen noch hoch am Berge, theils kümmerlich bewirtschaftet, theils unbewohnt. Gerade unserer Straße gegenüber, hoch am Berge, unter einer Gruppe alter Schirmfichten steht vereinzelt ein Haus. Jungwald setzt ihm zu von allen Seiten und hüllt die Felder und Wiesen ein, die den großen Bauernhof jahrhundertelang umgeben und genährt hatten. Das ist das alte Kluppeneggerhaus.

Wir sind nicht hinaufgegangen zu dem verfallenden Gebäude, sondern weiter gewandert durch Alpel hin bis zum Höllkogel und dann niederwärts ins Mürzthal. Wie kamen uns diesmal die Berge hoch und steil vor, die Schluchten finster und wild, im Vergleich zu dem Miniatur-Gebirgsland an der Raab und an der Feistritz. Die Höhen, die Tiefen, die Weiten, alles hier im größeren Maßstabe. Ja, von oben herüber muss man ins Mürzthal kommen, um seine Herrlichkeiten überblicken zu können. Nach vierstündigem Marsche von St. Kathrein her waren wir am Bahnhofe zu Krieglach. Meine Tochter Anna hatte noch wundershalber im Gasthofe Höbenreich zugefragt, ob denn thatsächlich keine Spur mehr zu finden sei von jenem Kluppenegger Peter, der einst in die Fremde gegangen und dann — verschollen war

Das Fräulein Grethe schmunzelte ein wenig. Vom Ofenwinkel her aber ließ sich eine dünne Stimme vernehmen: „Der Peter? Verschollen sein? Dass ich nit lach'! Seit dreißig Jahren spukt er in allen Weltwinkeln um, und im ‚Heimgarten' steht schon gar nichts mehr drin, als dem Peter seine Geschichten und Vagabundierereien im Land herum. Es ist schon nit mehr schön."

Brautleute.

Ein ländliches Bild.

Über die ersten Jugendjahre sind sie beide hinaus; es ist auch nicht mehr eine jäh aufflammende Leidenschaft, die sie zusammenführte, — es ist eine ganz besonnene Neigung, die ohne Blindheit alle Umstände in Betracht zog und prüfte und wog, — aber Neigung, Liebe ist es doch.

Die Mirzl, die Braut ist wohl über die Zwanzig hinaus, — Jugendreiz, Jugendübermuth besitzt sie nicht mehr, aber immerhin ist sie eine noch hübsche Person, nett, frisch, fleißig. Mager ist sie, aber kräftig, — bleich ist sie, aber gesund, manches vorzeitige Fältchen verschwindet vor ihrem warmen guten Lachen. Und sie ist so verständig und bekommt ein hübsches Örtl.

Der Loisl, der Bräutigam steht ihr an Jahren gleich, oder vielleicht nach, das wird nicht so genau gewogen, immerhin sind sie einander wert. Er ist auch nicht der Schönste, denn seine Figur hält sich ein wenig schief, sogar der Kopf neigt fast merklich links, aber stark nicht, nein, stark nicht, im ganzen ist er doch ein hübsch sauberer Mensch. Zwar ist er für ein Mannsbild ein wenig zu viel ungelenk und verlegen, wird roth, wenn ihn jemand mit dem Heiraten neckt, aber er lacht dabei, und das steht ihm gut, und der braune Schnurrbart, die dunklen Augen stehen ihm gleichfalls gut. Er ist so gutmüthig und sparsam, und hat Geld.

Das alles haben sie bedacht und sind's zufrieden gewesen, die Jungen und die Alten; solche Sachen werden nicht nur von den jungen Leuten allein überlegt, zumal in diesem Falle, denn die Mirzl sollte die Wirtschaft ihres Vetters überkriegen.

Ein starkknochiger, brummiger, aber nicht böser Mann ist dieser Vetter; sein einziges Kind war in zartem Alter gestorben, so hatte er sich all sein Tag mit fremden Leuten ärgern, oder mit seinem Weib allein seine hübsche Wirtschaft bearbeiten müssen, eine große Plag'. Zwar so einen grobkörnigen, echten Bauer schreckt die Arbeit nicht, aber mit der Zeit stellten sich dann und wann Beschwerden ein, — Mahnungen, dass das Alter sich näherte, — das Weib aber gieng zusammen wie eine „Ruabnschal'n", gebückt gieng sie ihrer Arbeit nach, und trotz all seines Brummens brachte sie nichts mehr vom Fleck.

Ihre Schwester aber, die auf einem ganz kleinen Kleinhäus'l daheim war, hatte sechs, sieben Dirndln groß und klein, — eine davon wollte der Ertl und die Ertlin nehmen, — aber die anderen wollten nicht, — „der z'widere Seg'ntögel, und dass sich eins zu Tod plagen könnt daneben".

Die Kleinen blieben bei der Mutter Kittelfalte, die Großen giengen ins Österreich, in die Stadt, was „Feiner's" werden.

Nur eine war beim Schock, die diente seit ihren jüngsten Jahren in den Thaldörfern bei großen Bauern, — das war die Mirzl.

Die fürchtete den Vetter und die Arbeit nicht, denn sie war Brummen und Plagen gewohnt.

Sie kam und bereute es nicht; der Vetter war so gut gegen sie, wie nur möglich, eine solche Arbeitskraft war ihm nie zur Seite gestanden, da ward kein Fleckerl Wiese gemäht ohne sie, da wurde keine Fuhre Heu oder Korn eingebracht ohne sie, da kam keine Garbe an ihren Platz ohne durch ihre Hände. — Ja, braune Schwielenhände! Hände, die beim ersten Frühlingssonnenschein im Wald draußen die Axt auf das harzige, spießige Holz sausen ließen, — Hände, die im Frühjahr setzten und jäteten, im Herbst ernteten, Hände, die kochten und wuschen, das Vieh warteten, und spannen und nähten, fleißige Hände. —

Wohl trat auch die Versuchung, fahnenflüchtig zu werden, an Mirzl heran, und das war, als ihre zwei Schwestern immer wieder schrieben, wie gut sie's hätten in der Stadt, und als sie schließlich auf Besuch heimkamen, so fein gekleidet, dass sich kaum die Mutter „du" zu sagen getraute.

Aber es vergieng eine Zeit und die ältere Schwester, die geheiratet hatte und nach fünf Jahren fünf kleine Buben besaß, brachte zwei derselben, bleichgesichtige, schwache Kinder, zur Großmutter herein, auf dass sie sich in der Landluft — wohl auch bei der ländlichen Kost — stärken möchten. Ebenso kam die jüngste Schwester öfters auf längere Zeit „luftschöpfen" heim, denn sie war blass und kränkelte.

Mirzl aber sah und hörte gut und dachte inniger als je: „Eig'ner Herd ist Goldes wert", darauf arbeitete sie wieder fort.

„Sollst es nit umsonst thun", sagte der „Voda", der Vetter; „du kriegst mein „Ort", — kannst übernehmen, wenn dir ein Passender unterkommt."

Damit meinte er einen Freier. Und nicht wenige stellten sich ein, und frugen an, aber ein passender war nicht darunter.

Da kam der Loisl, und der war recht.

Ein Bauernsohn aus einem nahen Dorfe war er und hatte das Zimmermannhandwerk gelernt. Sehr geschickt war er und arbeitete außer seinem Handwerk noch alles Mögliche in der Tischlerei und Binderei. Was der

den Weibsleuten bequeme Geräthschaften ins Haus stellte! Wannen, Schaffeln, Waschbracker, Kochlöffel, Mehlschaufeln. — Und mit dem Meister war er viel in Ungarn gewesen, bei großen Mühlbauten, hatte viel verdient und viel erspart und hatte dabei stets gedacht: „Eig'ner Herd ist Goldes wert."

So waren sie gleich geworden. Der Mirzl und ihren Leuten gefiel das Geld und der Mensch auch dazu. — Der Loisl aber war zufrieden mit dem schönen Wirtschaftl und dem Dirndl dazu.

Draußen im Walde, wo am Rain die Grillen sangen und die Erdbeeren blühten, — beim Holzhacken und Streurechen haben sie sich kennen gelernt, und fortgewachsen ist diese Bekanntschaft bei den verschiedensten Arbeiten.

Im Hochsommer, als im G'hag die Wildröserl blühten und das Heu auf den Wiesen dorrte und in den Lüften die Hitze surrte und sang, — als dann im Nordost rothweiße Nebel stiegen und der Sturmwind um die Bergkämme fuhr, da kam der Loisl den Ertl-Leuten beim Heufassen zu Hilfe, und Seite an Seite arbeiteten er und die Mirzl, indes der Wind seine Hemdärmel und ihr rothes Jackerl, ihr gelbes Kopftüchel blähte. Da waren sie beide fröhlich und lachten.

Und einmal im Herbste, als der Ertl auf einem lehmigen Wege mit einer Fuhr Rüben und den scheckigen Kühen im ärgsten Regen stecken geblieben war, kam der Loisl, griff in die Radspeichen und schob, die Mirzl schob, und kothbespritzt, regenüberströmt lachten sie einander an.

Dafür im Winter, wenn in der warmen Stube oft bis in die späte Nacht die Mirzl spann und die „Muader" am Spinnrad nickte, kam auch der Loisl und half dem Vetter Kürbiskerne ausschälen und plaudern und discurieren.

Und so sind sie eines Tages zur Geistlichkeit und zum Notar gegangen, denn sie wollten heiraten. Aber wie schon alles gewiss gemacht war, verzögerte sich die Sache wieder, denn irgendwo, wegen der Mitgift oder Übergabsbedingungen haperte es, — und Bauersleute haben meist offene Herzen und aufrichtige Worte, — es bleiben dadurch gar manche Enttäuschungen erspart.

Als sie gleich waren und ernst machen wollten, war es für den Fasching zu spät, — warten mussten sie die ganze lange Fasten hindurch.

Das war ihnen wohl allen sehr zuwider. Wenn der Mensch einmal was im Willen hat! Wer weiß, was jetzt noch alles dazwischen kommt?!

Schließlich ist die Zeit noch so leidlich vergangen, — friedlich mit einander arbeitend, haben die Brautleute dieselbe verbracht.

Sie haben im Frühjahr Hafer gebaut und Erdäpfel gesetzt; wenn sie auf den Acker fuhren, saß die Mirzl in der Wagenflechte und der

Loisl gieng unter mahnendem „hot“ und „heiß“ neben den Schecken her. Wie sie den Garten richtete und Salat und Kraut ansäete, stach er die Beete um und ordnete sie aufs schönste.

Und als sie das Haus zu schmücken begann, da fuhr er mit dem Scheuerbesen in jeden Staubwinkel und befestigte jedes lose Brett, indes die Mirzl rieb und wusch, bügelte und ordnete und die Betten richtete. Dabei freuten sie sich, und wenn er abends heimgieng und sie bis vors Thor ihn geleitete, und der Abendwind sie umkoste und im Thal die weißen Nebel schlichen, da mögen sie sich wohl geküsst haben unter Gottes Sternenlicht, — öffentlich hätten sie sich geschämt.

So war Ostern vorbei und drei Wochen darüber.

Ein Apriltag, sonnenlos, mild, weich, — ein Tag, an dem es ist, als gäbe es keine Leidenschaft auf der Welt, an dem das Menschenherz vermeint, gleich einem Traume liege das Leben hinter ihm und traumhaft müsse es vor ihm liegen, hoffnungsverklärt.

Zwischen den junggrünenden Saatfeldern, auf dem Weg unter den laublosen, aber hoffnungsvoll sprossenden Haselnussbüschen kommt der Brautzug herab: der Vetter, sein Weib, die Eltern der Brautleute, voraus der Bräutigam im schwarzen Gewand und fast kerzengrad, — hinten die Braut im blauen Kleid, den Kopf mit dem bräutlichen Kranze sittsam geneigt, — und über ihnen der Frühlingshimmel, farblos, weich, mild, — linde Lüfte.

Nach der Trauung fällt ein warmer, sanfter Regen, — Segen regnen — und nachmittag, als sie vom Mahle heimkehren, beglänzt milder Sonnenschein ihren Weg, die grünenden Hänge, das weiße Haus dort in den Baumgruppen.

Ja, wenn der Ehestand diesem Hochzeitstage gleicht, wohl ihnen, sie werden glücklich sein. Nicht im hellen Sonnenschein, aber auch nicht im Wassersturm, — unscheinbar, ohne Glanz, doch friedlich, von Gott gesegnet wird ihr Leben hinfließen, noch im Abschiednehmen vom Abendsonnenschein verklärt.

Zwar wird der Glanz und Flitter ihnen fremd sein, aber auch die grobe Sünde, des Lebens Noth wird ihnen ferne bleiben! —

Langsam schreiten sie nun den Weg hinauf, über den die Haselnussstauden lange Schatten werfen. Voraus der stämmige Vetter in Gedanken versunken, ganz zuletzt die „Muatter“, mühselig, gebeugt, — mitten drinn die jungen Leute, — er war ein wenig sehr stark schief, — sie schön grad', das Körbchen mit Backwerk, „Moasen“ am Arm, statt des Kranzes ein schwarzes Seidentüchel auf dem Kopf.

Vor ihnen steht das saubere Haus mit seinen Blumenstöcken am Fenster und dem hübschen Vorgärtchen mit knospenden Nelkenstöcken davor, — ihr Haus und Hof, ihr Heim.

Dieſen Weg, den ſie jetzt im Brautgewande gehen, werden ſie oft wieder wandeln, — wie oft wohl im Schweiße des Angeſichts, im Arbeitsgewand, Bürden auf dem Kopf, auf dem Rücken, vielleicht einmal ſo gebückt, wie die alte Frau hinter ihnen.

Aber dieſen Weg tragen ſie vielleicht einmal im weichen Kiſſen, unterm befranzten Seidentuch ein kleines Weſen herab, zur Taufe, — vielleicht hat der junge Mann ſich ſchon ein Stückel Holz für eine Wiege ausgeſchaut — und weiche Kinderfußerln prägen wieder nach einer Zeit ihre Spuren in den Sand, wenn Gott es will; — und einmal tragen wohl vier Männer ein letztes Kämmerlein mit einem ſtillen Schläfer den Weg herab, und wieder eins, — wie Gott es will!

Zu dieſem Ziel führt ſchließlich jeder Hochzeits- und Nichthochzeitsweg.

Roſalia Fiſcher.

Die Lechthaler Weiber.

Von **Chriſtian Schneller.**[1])

Ei, Weiber von Lechthal, friſches Blut,
Schlank, kräftig wie junge Erlen!
Der Schalk und das Mieder — ſie ſitzen euch gut,
Der Bruſtfleck ſchimmert von Perlen,
Lang fallen die Zöpfe übers Gewand,
Doch iſt darum nicht kurz der Verſtand.

Wohl zieren euch Tugenden mancherlei,
So wie ſie ziemen dem Weibe,
Doch ſelbſt in der Kirche — ich ſag' es frei —
Sitzt tief der Stolz euch im Leibe:
Sagt nur, wie ihr euch unterſteht
Und vor den Männer zum Opfer geht?

„Ei, unſer Recht gar alt und gut,
Das halten wir hoch in Ehren,
Das ſoll auch niemand mit frevelm Muth
Zu üben uns verwehren:
Es ward verdient mit klugem Rath,
Es ward errungen mit kühner That.

„Es war im dreißigjährigen Krieg,
Da mußten wir's uns erkaufen:
Anrückten, gewohnt an Kampf und Sieg,
Die Schweden in hellen Haufen,
Zu tragen in unſer ſtilles Thal
Den lodernden Brand, den mordenden Stahl.

„Wehklage hob ſich mit lautem Schall,
Zum Himmel rang man die Hände:
Hilf, Himmel, bewahr' uns vor jähem Fall,
Sonſt droht uns ein ſchreckliches Ende;
Wir ſind ein Volk, zu ſchwach, zu klein,
Wie ſollen dem Feind wir gewachſen ſein?

„Schon wollten ſie auf die Berge flieh'n,
Zu retten das nackte Leben,
Mit Jammer zu ſchau'n, wie durchs Thal dahin
Die Flammen lodernd ſich heben
Und praſſelnd in wild entfachter Glut
Verſchlingen Haus und Hof und Gut.

---

[1]) Aus „Blüten und Garben". Dichtungen von Chriſtian Schneller. (Leipzig. Georg Heinrich Schneller. 1898.) Beſonders Freunden der Alpen wärmſtens zu empfehlen. Die Red.

„Doch wo die Noth am größten iſt,
Da iſt die Hilfe am nächſten:
Auf Rettung ſannen mit ſchlauer Liſt,
Die ſonſt an Kraft die ſchwächſten,
Voll kecken Muthes, nicht viele an Zahl,
Das waren die wackern Weiber vom Thal.

„Dort ober Elmen den hohen Rain,
Den wollten zum Kampfplatz ſie wählen,
Dort ſchlugen ſie Pfähle im Boden ein
Nach Hunderten, nicht zu zählen,
Und hängten Lumpen und Kleider drum her,
Ausſah es von fern wie ein reiſiges Heer.

„Die Schweden nah'n, die Fähnlein weh'n,
Schon fängt es an zu dunkeln,
Sie ſehen die dichten Scharen ſteh'n,
Wachtfeuer lodern und funkeln:
Sie ſtutzen und ſtehen wie feſtgebannt
Und blicken und horchen und lauſchen geſpannt.

„Da jauchzen die Männer, die Weiber ſchrei'n,
Es zittern des Waldes Wipfel,
Als brauſe die wilde Jagd herein
Hoch über der Berge Gipfel;
Sturmglocken ſchallen das Thal entlang,
Kuhſchellen ſind's, doch iſt hell ihr Klang.

„‚Sind's Engel des Himmels in blitzender Pracht,
Zu künden uns grauſe Fehde?
Entſtieg der Hölle des Satans Macht?'
So fragt voll Staunen der Schwede;
Da fällt auf ihn des Schreckens Bann,
Und jeder flieht, was er fliehen kann.

„Sie blickten nicht um, ſie ſahen genug
Und liefen hinweg aus dem Thale:
Daheim ſchwieg jeder von dieſem Zug,
So ſehr er ſonſt auch prahle,
Wie er in Deutſchland geſengt und gebrannt,
Die Städte beſtürmt und die Burgen berannt.

„Seht, ſo vermochte der Schwachen Liſt
Das Thal vor Übel zu wahren,
Davon uns Weibern verblieben iſt
Das Recht ſeit langen Jahren,
Und wer es wagt und wer es uns wehrt,
Dem ſei, wie den Schweden, der Krieg erklärt!"

Selbſtbeherrſchung.

Durch den Mangel an kleiner Selbſtbeherrſchung bröckelt die Fähigkeit zur großen an. Jeder Tag iſt ſchlecht benutzt und eine Gefahr für den nächſten, an dem man nicht wenigſtens einmal im Kleinen ſich etwas verſagt hat: — dieſe Gymnaſtik iſt unentbehrlich, wenn man ſich die Freude, ſein eigener Herr zu ſein, erhalten will.

Friedrich Nietzſche.

Kleine Laube.

Des Schwaben Schmidlin Lobrede auf den Brantwein.

Es ist euch neunundneunzigmal gesagt worden, dass man mit dem Brantweintrinken 1. sein Geld verthue, 2. seine Gesundheit schwäche, und 3. sein Leben verscherze. So sage ich denn zum hundertstenmale: Nein! sondern umgekehrt: 1. mit dem Brantwein wird man recht alt, 2. derselbe ist ein gar kräftiger Trank, 3. er ist das wohlfeilste Getränk, insonderheit so recht für den armen Mann gemacht.

Also zum ersten — dass man beim Brantweintrinken alt werde, ist das nicht sonnenklar? Ich brauche nur hinzuweisen auf manchen noch jungen Mann, der in das Schnapsen erst so recht hineinkommt, und man kann kecklich sagen: Wenn der nur so wacker fortmacht, was gilt's, er wird recht alt! Ja, ganz gewiss, und das erst noch fein bald und viel früher, als andere Leute — und das einzig und allein durch den Brantwein. Hab' ich's nicht schon dutzendfach erlebt? Da ist zum Exempel . . . . . (ich will ihn lieber nicht mit Namen nennen): den Jahren nach ist er kaum ein Fünfziger, aber dem Ansehen nach und in seiner Leibesbeschaffenheit ist er um mehr denn zehn Jahre voraus. Sehet seine blassen, blauen Lippen und sein bleiches Gesicht und die tiefen Furchen darin! Sehet, wie er blinzelt und ihm die Augen thränen, als ob er sich selber schon mit der Leiche gehen müsste! Und wie er an den Händen zittert, vornehmlich morgens! Fraget nach seiner Arbeit, wie lange Zeit er darin ausdauere; prüfet ihn einmal, wie es mit dem Gebrauch der Sinne und mit dem Gedächtnis bei ihm stehe — und dann kommt und sagt mir, ob man mit dem Brantweintrinken nicht alt werde! Ihr werdet alle bekennen müssen: Jung hat der Schnaps noch keinen gemacht, es sei denn etwa auf eine Stunde lang und in der Einbildung, aber alt, frühe alt und schauerlich alt macht er viele.

Es ist nun zweitens zu zeigen, wie der Brantwein ein gar kräftiges Getränk sei. Mein Vetter ist verwichen in früher Morgenstunde, da es noch finster war, erwacht, und da haben ihn ein und andere Gedanken besucht, die er nicht herbestellt hatte; er fieng auch an, sich zu schämen über seinen gottlosen Lebenswandel. In großer Herzensangst denkt er: So darf's um alles in der Welt nicht fortgehen; er setzt sich's vor, von Stund' an ein besserer Mensch zu werden, und hat's geschworen bei seinem Gott, der ihn richten soll. Was vermag die Höllenangst zu vertreiben, was ist stärker als ein Schwur und kann ihn brechen, wie man ein Stöcklein

bricht? — Dort war's ein Glas Brantwein, das an demselben Morgen von ungefähr einer dem Vetter gezahlt hat. Denn da ihm über dem ersten Gläslein unheimlich zumuthe wurde, so trank er noch eins und wieder eins, und jetzt war er so stark, dass er konnte die Schwäche der nächtlichen Angst vergessen und seine kindischen Vorsätze verlachen. Ist also der Brantwein nicht ein kräftiger Trank? O gewiss, er hat unglaubliche Stärke und Wirkung.

So ist denn endlich noch über den dritten Punkt zu reden, nämlich wie der Brantwein ein so wohlfeiles Getränk und so recht für den armen Mann gemacht sei.

Ist nicht in allem Ernst wohlfeil das zu nennen, wovon man für sein bisschen Geld auch etwas hat, und wovon man recht spürt, was man hat? Sonst heißt man auch dasjenige wohlfeil, wozu man so kommen kann, ohne recht zu merken, wie viel es im Ganzen ausmacht. Und ist das nicht wiederum beim Schnapstrinken gerade also? Wird dir's nicht hier ganz besonders leicht gemacht, ein eigentlicher Trinker zu werden? Denn kannst du nicht bei aller Armut doch dann und wann ein paar Pfennige zu einem Schnapse aufbringen? Ferner ist auch wohl zu merken: das Schnapstrinken erspart gar viele andere Ausgaben. Zum Exempel, ich kenne einen, der hat sonst alle Jahre gar viel auslegen müssen, sei's, dass etwas an seinem Hause auszubessern war, oder dass er etwas anschaffte, um sich und Weib und Kind in der Kleidung gut in Stand zu halten; ja, mehr als einmal rückte er alles Ersparte dran, um sich bei guter Gelegenheit ein weiteres Stücklein Acker oder Wiese zu erwerben. Und siehe! Alle diese vielen Ausgaben haben nach und nach aufgehört, seit er in das Brantweintrinken hineingekommen ist; an seinem Haus lässt er nichts mehr machen, ob auch ein Sparren fault, oder ein Fenster zerbrochen ist. Weib und Kinder aber können sehen, wie sie für sich etwas erwerben oder erbetteln; ja, nimmt er nicht dann und wann ein schönes Stück Geld ein, da er von seinen Gütern ein Stücklein ums andere verkauft? Und das ist alles doch wohl die lautere Ersparnis?

Vortheilhaft ist das Brantweintrinken auch aus dem Grunde, weil einem Menschen, der es recht treibt, bald auch manche andere Dinge wohlfeil werden, welche sonst andern Menschen gar theuer sind, als da ist: die Zeit, denn die hat ein solcher im Überfluss, sonst würde er nicht eine gute Arbeitsstunde um die andere versitzen und verbummeln: der gute Name, denn diesen wirft er übermüthig in den Koth: das gute Gewissen, denn das verderbt er sich muthwillig, als könnte er alle Augenblicke ein neues haben.

Und nun ihr, denen zulieb ich also geredet habe, was haltet ihr von solcher Lobrede? Was spricht euer Gewissen dazu?

Die alt Jungfara.

Gedicht in Montavoner-Mundart von Johann Baptist Biedermann.[1])

I-n-alla mina schöna Jugatjohra
Dem Zitlina[2]) nu ho-n-i nochi denkt;
Jäz ho-n-i of der Wält ger nüt meh z'fohra[3])
Und drom dem Ewiga mi Herz zuag'lenkt.

Und denk i zrock a besseri frohi Zita,
Sa brecht-mer d's Herz vo luter Wehmuath fast;
Bi früejer gära[4]) gsi[5]) bi lustiga Lüta,
Jäz sind im Bätstuahl ich nu Ruab und Rast.

Ischriba ho-mi lo[6]) i d' Bruaderschafta,
Willkomma ist-mer jedes Jubile,
Dem Himmel zua goht all mi Sinna, Trachta,
Und z'lötscht[7]) will-i der Kilka[8])-n-alls noch ge[9]).

So thua-mi riniga vo mina Laster
Und mini Jugatsünda büaßi ab,
Wenns o dernoch häßt a versiarlis[10]) Pflaster[11])
Ist us dem Läba gstiga hüt i d's Grab.

[1]) Aus dessen beachtenswerter Sammlung „Rüt för uguat". Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut. 1897.
[2]) Zeitlichen. [3]) zu erfahren, zu erwarten. [4]) gerne. [5]) gewesen. [6]) habe ich mich lassen. [7]) zuletzt. [8]) Kirche. [9]) geben. [10]) launisch. [11]) alte, zuwidere Person.

So iſt zwiſpältig denn das menſchli Wäſa,
Es tribt mi z'rock und vörſchi näba-n-and;
Trotz miner Frömmi bi-n-i ganz net g'näſa[1])
Vo jeder Luſt, vom ſchwera Sündaſtand.

So denk i mengmol weder net ugära[2])
A mini groſſa Jugatfröda rächt,
Es kunt-mer för denn grad, wia wenns erſt fära[3])
Gſi[4]) wer und iſt mengs Johr verganga decht.

Am hoha Firtig, ofrechtig darf is ſäga,
Im ganza Darf witus der liabliſt Schatz,
Dua ho-n-i ſtolz da ſchönſta Schäppel[5]) trega
Möt grüana Bender öbera Kilkaplatz[6]).

Und d' Buaba hom-mi[7]) dua[8]) noch rächt betrachtat,
Und d' Himmeltreger of mi hära blickt,
I hon of alls natürli gnau dua g'achtat,
Es iſt mer gſtanda-n Alls dua nu ſa g'ſchickt.

Was wönder ſäga, der Her[9]) im Bichtſtuahl dinna
Hot gſchmöllalat, jo wia-n-am d' Sünda gſet[10]),
Usg'fröglat[11]) mich noch ſtreng, noch langem Bſinna
Mir zlötſcht[12]) da Bichtzädel leer i d' Hand noch glet[13]).

Und wenn der ledig Uwilla mich halt blogat[14]),
Denn goh-n-i grad zar Schwöſter Agatha,
Dia hots vor zeha Johra luſtig gwogat
Und g'heiarat[15]) an ardilina[16]) Ma.

Und noch anan vier Meigana[17]), füf Buaba
Sen drolat[18]) lo, ma luagats[19]) gära-n-a,
Sie könnten jäz o decht[20]) a Bizli[21]) ruaba
Der Schwoger und mi Schwöſter Agatha.

Wenn mini hägeri[22]) Gſtalt i thua betrachta,
Sa wörd mer halt unendli ſchwer om d's Herz;
Was zerſt[23]) i gliabat, thua-n-i jez verachta,
Und was zerſt Luſt und Fröd, iſt mir jäz Schmerz.

Und luag[24]) i öber d's Broſttuach ab, grad d's Rera[25])
Sa kunt-mer[26]) denn, ſo ſacht[27]) d' Ibriſig[28]) us;
Wia ka's[29]) dem Mannervolk ich noch verkehra,
Wenns of all Witi[30]) flücht[31]) min Hof, mi Hus?

Brisnöſtel[32]) zühi a möt viel Verlida,
Si luggan[33]) wella Wonder[34]) of der Stell
Und d's Broſttuach ho-n-i allig[35]) of der Sita
Und klocki[36]) dra, tönts frili nömma[37]) häll.

Im ronda Kinn dia Grüabli ſen verſchwonda,
Die roſarotha Bagga[38]) niana[39]) meh,
Om d' Mitti om, do bi-n-i ſchlampig bonda[40]),
Im Mul a halbi Reia[41]) brochni Ze[42]).

Und öbera[43]) Glöcklitſchopa[44]) Zöpf ſen[45]) g'hangat
Elfzinggnati[46]) ſa ziarli keſtabru[47]),
Bis zada[48]) Füaß faſt hon ſie ahi glangat[49]),
Statt dena[50]) Zöpf ſtohn jäz zwä Stompa[51])-nu.

Jäz bi-n-i halt a-n-alti Jungfara,
Ka anderſcht as[52]) verſiarli[53]) nömma thua,
Und öber d's Johr villicht ſcho muaß i wandara.
Dem wita-n-ewigſtilla Frithof zua.

En Troſt i mina Nötha iſt mer bleba,
Of der Wält iſt mer Alls jäz nu ſa glich[54]),
Villicht, zwor i der Bibla[55]) ſtohts net gſchreba,
Gits förmi[56]) noch an Ma im Himmelrich.

Wie das bürgerliche Jahr mit dem aſtronomiſchen unauffällig vereinigt werden könnte.

Über dieſen im Juliheſte 1898 angeregten Gegenſtand ſchreibt Rudolf Falb an den Herausgeber:

„Teplitz, den 17. Juli 1898.

Verehrter Freund!

Deine Kalenderreform iſt ja an ſich recht löblich und ich glaube auch, daſs die Aſtronomen damit ganz einverſtanden wären, wenn die Sache nicht einen Haken, und noch dazu einen recht krummen enthielte.

---

[1]) geneſen. [2]) ungern. [3]) fern — voriges Jahr. [4]) geweſen. [5]) Kopfputz bei Mädchen, beſtehend aus einem Krönchen mit Goldflitter. [6]) Kirchenplatz. [7]) haben mich. [8]) damals. [9]) Seelſorger. [10]) geſagt. [11]) bedachtſam ausgefragt. [12]) zuletzt. [13]) gelegt. [14]) plagt. [15]) geheiratet. [16]) ordentlichen. [17]) Mädchen. [18]) hergerollt. [19]) ſchaut ſie. [20]) doch. [21]) Bißchen. [22]) magere. [23]) zuerſt. [24]) ſchaue. [25]) Weinen. [26]) kommt mir. [27]) ſieht. [28]) Einſchnürung des Bruſttuches. [29]) kann es. [30]) Weite. [31]) flieht. [32]) Schnüre zur Einfaſſung des Bruſttuches. [33]) laſſen nach. [34]) nicht zum Verwundern. [35]) immer. [36]) klopfe ich. [37]) nicht mehr. [38]) Backen. [39]) nirgends. [40]) ſehr loſe gebunden. [41]) Reihe. [42]) gebrochene Zähne. [43]) über den. [44]) Jacke des Weibervolkes, rückwärts am unteren Saum in der Mitte mit vorſtehenden engen Falten. [45]) ſind. [46]) in elf Zinken geflochten. [47]) kaſtanienbraun. [48]) zu den. [49]) hinuntergereicht. [50]) dieſen. [51]) Stumpfe. [52]) als. [53]) zuwider. [54]) gleich. [55]) Bibel. [56]) Gibt es für mich.

Es handelt sich nämlich bei jedem Kalender und jeder Kalenderverbesserung nicht bloß um die fortlaufende Datierung, sondern auch um die Berechnungen und chronologischen Feststellungen nach rückwärts. So hat mir z. B. die Differenz zwischen unserem und dem russischen Kalender bei Eruierung eines Erdbebendatums vielen Ärger verursacht, indem oft nicht festgestellt werden konnte, ob die Meldung in altem (russischem) oder neuem Stile zu verstehen sei. Die Differenz beträgt bekanntlich jetzt schon zwölf Tage, was für meine Erdbebentheorie eine wesentliche Störung bildet. Auch der Historiker und der Chronologe wird in manchem Falle in dieselbe Verlegenheit gerathen. Es ist daher das Interesse aller dabei Betheiligten, Störungen und Unterbrechungen in der Datierung nach dem gegenwärtigen Kalender möglichst zu vermeiden. Auf keinen Fall werden die Astronomen auf Deinen Vorschlag eingehen. Für sie insbesonders wäre der ideale Gewinn viel zu theuer erkauft. Die betreffenden vierzig Jahre würden, als ein eingeschobener Keil, sie fortwährend zu neuen Reductionen zwingen, mit welchen sie ohnedies schon überhäuft sind. In Zukunft müssen bei Rückwärtsrechnungen stets auf diese vierzig Jahre besonders Rücksicht genommen werden. Nicht bloß Russland, sondern auch wir hätten an der Kalamität eines „alten Stiles" zu leiden.

Der unabänderliche Zweck aller Kalenderverbesserung ist, den 21. März dauernd an die Frühlingsnachtgleiche zu binden. Im übrigen ist jede Abänderung des gegenwärtigen Kalenders aussichtslos.

Mit treuem Gruße Dein Rudolf Falb."

Nach meinem Plane handelt es sich nicht um vierzig Jahre, sondern um zehn Tage Differenz. Die Richtigkeit meiner Aufstellung ist von Falb nicht angefochten. Dass die Historiker und besonders die Astronomen sich gegen den neuen Vorschlag sträuben würden, leuchtet mir ein. Es gäbe große Umrechnungen. Im allgemeinen darf aber nicht zugegeben werden, dass historischer Herkömmlichkeit und mathematischer Bequemlichkeit wegen in aller Zukunft von Neuerungen abgesehen werden müsste.

R.

Über Kritiker.

Im „Magazin" vom 23. Juli d. J. theilt dessen Herausgeber Rudolf Steiner seine Meinung über Kritiker mit. Er sagt unter anderem:

„Ich glaube, dass derjenige, welcher auf gar keinem (künstlerischen) Gebiete etwas hervorbringen kann, überhaupt nicht zum Kritiker taugt. Denn ein unproductiver Kopf wird niemals über einen productiven etwas zu sagen haben. —

Meine Meinung ist diese. Es soll ein Hervorbringender über Hervorbringungen auf einem andern Gebiete, als das seinige ist, urtheilen. Ein Dichter soll über ein Werk der Malerei, ein Maler meinetwegen über ein philosophisches Buch, ein Philosoph über ein Werk der Malerei, oder über ein Dichterwerk urtheilen. Ich setze dabei freilich voraus, dass meine Leser verstehen, den Philosophen als Künstler zu nehmen. Jeder philosophische Gedanke ist ein Kunstwerk, wie ein lyrisches Gedicht; und wer Philosoph sein will ohne productives Talent, ist ein bloßer Wissenschafter. Er verhält sich wie der Lehrer der Compositionslehre zum Componisten.

Wenn ich eine Kritik lese, so frage ich immer nach dem Verfasser. Hat dieser selbst etwas produciert, so fange ich mich an, für seine kritische Thätigkeit zu interessieren. Er wird dann vielleicht manches Einseitige, Eigensinnige über andere Hervorbringungen sagen. Aber er wird stets etwas sagen, was verdient, gesagt zu werden. Derjenige, der selbst nichts hervorbringt, wird auch über anderer Leistungen stets nur leeres Geschwätz zustande bringen.

Nun wird man mir sagen: es hat doch Kritiker gegeben, die Wichtiges und Richtiges vorgebracht haben und die nichts weiter waren, als Kritiker. Ich antworte: das mag einmal vorkommen. Es kommt eben dann vor, wenn ein Mensch seinen Beruf verfehlt hat. Und weil das der Fall ist, hat Bismarck recht gehabt, als er den Journalisten als einen Menschen definiert hat, der seinen Beruf verfehlt hat. Ich kann mir einen Musikkritiker denken, der nie selbst in einem Zweige menschlicher Production etwas geleistet hat. Sagen wir: er heißt Hanslick. Ich will ganz offen sprechen. Ich glaube, ein solcher Mensch hat seinen Beruf verfehlt. Er hätte eigentlich Musiker werden sollen. Seine musikalische Begabung ist nicht zur Entwickelung gekommen. Er sagt dann als Kritiker, was er als Künstler nicht zu sagen imstande ist. Wenn er Künstler geworden wäre, hätte er eine gewisse Eigenart zum Ausdruck gebracht.

Wenn ein Journalist, der nie etwas Selbständiges hervorgebracht hat, dem ich einen Kunstwert beilegen kann, über ein Theaterstück schreibt, so hat das nicht mehr Wert, als wenn eine geistreiche Dame in einem Salon ihre Meinung über dieses Werk zum besten gibt.

Man kann es erleben, daſs Künstler ganz im allgemeinen über jegliche Kritik in der ablehnendsten, wegwerfendsten Form sprechen. Das kommt aber nur daher, weil sie zumeist von unproductiven Leuten kritisiert werden. Von Leuten, die ihnen absolut nichts zu sagen haben.

Kritik sollte im Grunde Nebenbeschäftigung sein. Was ein Künstler über Kunstarten zu sagen hat, die nicht die seinige sind, soll er uns als Kritiker sagen. Kritik als Hauptbeschäftigung ist Unsinn."

Das ist ein Standpunkt im Gegensatz zum einmal vom „Heimgarten" ausgesprochenen, daſs gerade der Laie, naiv Genießende, der natürliche Kritiker sei. Darin sind beide Meinungen und auch noch viele andere Ansichten einig, daſs es eine *zünftige* Kritik nicht geben sollte. **M.**

Kleine Einfälle.

Von Franz Goldhann.

Einst und Jetzt. Früher trug man dünne Eheringe, doch die Ehe war fest und dick geschmiedet; heutzutage sind dicke Eheringe modern, aber die Ehen sind oft recht fadenscheinig und dünn. . . .

* * *

Der glatte Reif, den man am Hochzeitstage auf den Finger gesteckt bekommt, ist nicht so glatt, wie er aussieht.

* * *

Den Menschen mit empfänglichen Sinnen und mit poetischem Gemüth gehören die Schönheiten der Welt.

* * *

Pflicht und Ehre stehen höher als Liebe und Glück.

* * *

Herr im Haus bin ich — glaubt er;
Mehr im Haus bin ich — denkt sie . . .

* * *

Ehrbare Annäherung ist oft jene Annäherung, wenn *er* — *baar* bezahlt.

* * *

In der Sommerfrische spielen die Städter gerne Bauern.

* * *

Die Energie der Jugend wandelt sich im Alter oft in Eigensinn um.

* * *

Die Dampfkraft als Umgestalterin und Triebfeder unseres Jahrhunderts ist die Urheberin der Nervosität.

Bücher.

An heiligen Wassern. Roman von J. C. Heer. (Stuttgart. J. G. Cottas Verlagshandlung.)

In einem Hochgebirgsthale der Schweiz, an unzugänglichen Felsen, ist eine durch Röhren vermittelte Wasserleitung, die Gletscherwasser in die trockene Vorgegend leitet, um dort Weinberge fruchtbar zu machen. Sie stammt aus alten Zeiten, und gespenstische Wildleute sollen sie erbaut haben. Diese Wasserleitung wird so fast von vierzehn zu vierzehn Jahren durch Gletscherstürze zerstört und wird dann in der Gemeinde gelost, um den Mann, der sie mit höchster Lebensgefahr reparieren muss, bis endlich in unserer Zeit ein Bergsohn die Wasserleitung durch den Felsen vermittelst eines Stollens baut und damit der Gefahr für alle Zeit ein Ende macht. Das ist trocken erzählt das Gerippe des Romans, durch welches dann die Liebe und der Trotz und der Hass ihre blutigen Fäden ziehen. Wie ist nun aber das gemacht? Um es offen zu sagen, ich halte dieses Werk für eine hochbedeutende literarische Erscheinung. Die Naturbeschreibung hat kaum ihresgleichen. Die Charakterschilderung der handelnden Personen ist nach jenem alten Schlage, der sich noch Zeit nimmt, der sich nicht mit flüchtigen Andeutungen und „genialistischen Schlaglichtern" begnügt, der Scene für Scene die Gestalten nach allen Seiten gründlich ausmalt. Es sind große Charaktere darunter, hart und unverrückbar, bis auf den letzkopfigen Kaplan Johannes, der ins Romantische spielt. Doch es spielt ja die ganze Geschichte, so real sie erzählt wird, ins Romantische mit ihren alten Bergsagen und heidnischem Aberglauben. Ein dämonischer Geist rauscht durch die gewaltige, handlungsreiche und ereignisvolle Erzählung, der auf den Leser tief erschütternd, und durch die Erfüllung der „poetischen Gerechtigkeit" läuternd wirkt. Der Stil, wenn man bei einer so bedeutenden Leistung noch nörgeln dürfte, der Stil trägt noch hie und da jugendliche Unebenheiten und Geschraubtheiten, erhebt sich aber in wichtigen Capiteln zu künstlerischer Einfachheit. Dann wieder ist in diesem Stile etwas geheimnisvoll Dämmerndes, manches tiefer liegende Geschehnis errathen lassend, anstatt es in der frostigen Technik des Chronischen plattzuwalzen. Von ein paar schreienden Unwahrscheinlichkeiten ist die Dichtung nicht freizusprechen. Hingegen hält uns der Localton in der Stimmung des Hochthales fest, der starke Erdgeruch betäubt uns fast. Wir besitzen manchen neuen Roman, der den Übergang der alten Zeit in die neue schildert, wie er sich in den Alpen vollzieht, der die Verheerungen beschreibt, die der Zeitgeist in den Gemüthern und Charakteren des alten Bergvolkes anrichtet. Auch der Roman „An heiligen Wassern" gehört zu dieser Gruppe, nur dürfte er unter ihr der weitaus vollendetste, wirksamste und objectivste sein, insofern in ihm die Tugenden der alten Zeit, sowie die Vorzüge der neuen zu ihrem Rechte kommen. Dabei durchweht das Werk ein sittigender, keuscher Hauch, der es für jung und alt zu einem Musterbuche macht. Ich stelle diesen Roman des jungen Schweizerdichters dreist neben die besten Werke Jeremias Gotthelfs; in der grandiosen Anlage übertrifft er sie. Rosegger.

Ein Jahrhundert Fabriksleben auf dem Lande.

Diesen Titel führt ein Büchlein, das weder Autor noch Verlagsort nennt, noch für die Öffentlichkeit berechnet ist. Gedruckt wurde es in der westphälischen Vereinsdruckerei zu Münster. Es ist nur für die Freunde des Verfassers als Manuskript gedruckt, und für Solche, in denen ein besonderes Interesse für den Inhalt vermuthet werden kann. Ich meine indes, dass dieses Buch heutzutage ganz allgemein interessieren müsste. Es ist die klare, schlichte Darstellung des Fabrikslebens in einer kleinen Ortschaft am Rheine, seit der Gründung der Fabrik vor hundert Jahren

bis heute. Was da gesagt wird, hat einen allgemein giltigen Charakter, wiederholt sich tausendfach in unseren Ländern. Es ist in hohem Grade anziehend und belehrend, an der Hand eines alten Sachverständigen die Entwickelung des Fabriksweſens und der Arbeiterschaft zu verfolgen, besonders das Verhältnis der Arbeiter zu ihren Arbeitgebern, ihr sittliches und wirtschaftliches Leben in verschiedenen Stadien des Jahrhunderts zu betrachten. Es wäre sehr zu wünschen, dass der Verfasser dieser seiner Schrift eine allgemeine Verbreitung geben wollte. Sie verdient es.

R.

Börne und Heine. Von Georg Brandes. (Leipzig. H. Barsdorf. 1898.)

Der erste Theil des Buches befriedigt mehr, als der zweite. Es wird versucht, die beiden vor allem ihres politischen Standpunktes wegen zu entschuldigen. Beim ehrlichen Börne gelingt das ohne Mühe, bei Heine kaum. Börnes Charakteristik ist scharf und klar. Von dem großen Journalisten und dem berühmten Dichter sind die wohlgetroffenen Porträts beigestellt. Bei einer neuen Auflage wird das Duplicat des Capitels „Der Wert der Literatur von 1820—1848“ aus dem Buch gestrichen werden müssen, denn dieses Capitel ist zweimal abgedruckt.

M.

„Der Majoratsherr.“ Roman von Natalie von Eschstruth. (Leipzig. Verlagsbuchhandlung Paul List.)

Frau von Knobelsdorf-Brenkenhoff, geborene von Eschstruth, gehört unstreitig zu den productivsten Naturen unter unseren modernen Romanschriftstellern. Trotz der Vielseitigkeit ihres Talentes und, obzwar sie sicherlich auch zu jenen gehört, welche quantitativ am meisten schreiben, versteht sie es doch, sich auch qualitativ immer auf der Höhe der Situation zu halten. Das beweist wieder einmal ihr neuestes Opus „Der Majoratsherr“, in welchem uns ganz famose Gestalten entgegentreten. Gleich in den ersten Capiteln wird uns das Leben in der Kleinstadt mit all seinen bornierten Einseitigkeiten so recht deutlich vorgeführt. Die Ankunft zweier Fremden in dem Krähwinkel ist ein Ereignis, welches alle Welt in die höchste Extase versetzt und man geht diesen Fremden auch schnurstracks, so zu sagen auf den Leim und ahnt nicht, dass es Erbschleicher sind, die den rechtmäßigen Grafen von Niedeck ins Tollhaus sperren wollen, um sich selbst an dessen Stelle zu setzen. Wie dieser die gegen ihn angezettelten Intriguen erfährt, wie er den Leuten ein Schnippchen schlägt, eine Ebenbürtige heiratet und sich an dem ränkesüchtigen Vetter rächt, indem er seinen Buben als Mädel heranwachsen lässt, damit dieser Vetter seinen Sohn für den Majoratsherrn halte, das alles bildet das weitere Subject des außerordentlich spannenden und reizvollen Romanes. Comtesse Fränzchen, der Junge in Mädchenkleidung, welcher sich erst in den letzten Capiteln entpuppt, ist eine ganz prächtige, von Übermuth und Lebenslust strotzende Gestalt. Unendlich sympathisch berührt die eigentliche Heldin des Romanes, die mit sechzehn Ahnen behaftete Baronesse Pia von Nördlingen-Gammersbach, welche durch Familientradition dem Grafen Wulff Dietrich von Niedeck zur Ehefrau bestimmt war und ihn deshalb schon entsprechend hasste. Im wechselseitigen Incognito lernen sich die beiden jungen Leute kennen und die Liebesidylle, welche sich zwischen jenen beiden abspielt, ist reizvoll genug, um selbst die phantastischsten Gemüther zu befriedigen. Natalie von Eschstruths „Majoratsherr“ verdient es, ihrem humoristischen Roman „Jung gefreit“, würdig zur Seite gestellt zu werden und wird trotz mancher kleinen Unwahrscheinlichkeit die man der Phantasie des Autors gerne verzeiht, gewiss volle Anerkennung ernten.

Die Allgemeine National-Bibliothek (E. Daberkows Verlag Wien), dieses in zwanglosen Nummern erscheinende öster.-ungar. Literatur-Unternehmen begeht ein Jubiläum! Nr. 200 trägt den glänzenden Namen Marie v. Ebner-Eschenbach (Novelle „Bettelbriefe“); von derselben hervorragenden, lebenden Schriftstellerin wurde aber noch ein zweites Bändchen, die Novelle „Oversberg. Aus dem Tagebuche des Volontärs Ferdinand Binder“ veröffentlicht — beide Arbeiten eine seltene Bereicherung des für Schule und Haus gleich wertvollen Unternehmens. Ferner wird mit einer interessanten Erzählung aus dem oberösterreichischen Volksleben der verdienstvolle Dichter und Schriftsteller Karl Adam Kaltenbrunner wieder eingeführt.

V.

Steierische Wanderbücher. Im Verlage von Franz Pechel, Graz, 1898, erschien in vierter verbesserter Auflage ein vom Fremden-Verkehrs-Comité des Steirischen Gebirgs-Vereines herausgegebenes Wanderbuch: I. Graz und Umgebung; mit einem Plane der Stadt und einer Umgebungskarte. Es ist ein trefflicher Führer, welcher uns durch die Stadt mit ihren Eigenheiten und charakteristischen Schönheiten führt und über alles Bemerkenswerte Aufschluss ertheilt. Im zweiten Theile des Buches findet der Tourist, welcher mit der Umgebung von Graz intime Bekanntschaft machen will, anregende Schilderungen von näheren Ausflügen und weiteren Touren, welche an einem Tage, höchstens unter Zuhilfenahme einer Nacht, von Graz aus unternommen werden können.

G.

Dr. Hans Schukovitz in Graz, dem wir schon manche wichtige Mittheilung auf dem Gebiete der Volkskunde verdanken, veröffentlicht im „Globus“ (2. Juli 1898) einen Aufsatz über **„Bettlerzinken in den österreichischen Alpenländern“**. Unter Bettlerzinken versteht man jene Zeichen an Wegsäulen, Kreuzen, Kapellen u. s. w., wodurch die Vagabunden einander verständigen über die Art der Bevölkerung, deren Schwächen, deren Weise zu geben, aufklären und sich gegenseitig zu gemeinsamen Unternehmungen gegen fremdes Hab und Gut verabreden, oder einander vor der Polizei zu warnen u. s. w. Eine Anzahl solcher Zeichen ist dem interessanten Aufsatze beigegeben.

Deutscher Volksgeist. Unter diesem Titel erschien soeben von R. Goette im Verlage von Stefan Geibel in Altenburg ein Band, enthaltend vier Abhandlungen zur Einführung in die Politik der Gegenwart. Der Verfasser hat seine Absicht, in diesen Aufsätzen einen Überblick über den Gesammtverlauf der deutschen Volksgeschichte zu geben, der in die Betrachtung der Gegenwart einmündet, in vortrefflicher Weise erreicht. In dem ersten Stück weist er zunächst für die Beurtheilung der staatlichen Machtverhältnisse eine rein zahlenmäßige Wertung der Persönlichkeiten zurück, und hebt hervor, dass zu allen Zeiten nicht die Mehrzahl, sondern der fest und klar bestimmte Wille die ausschlaggebende Macht ist. Daran schließt sich eine Betrachtung über die Wandlungen des deutschen Volksthums im Laufe seiner Geschichte, über die Einflüsse, die unsere Entwickelung von außen her bestimmt haben. In dem dritten Aufsatz werden dann die Verhältnisse der Gegenwart einer Musterung daraufhin unterzogen, wie sie zu dem nothwendigen Ziele der Entwickelung stehen, der Entfaltung einer wahrhaft volksthümlichen Cultur. Was diese Aufgabe von uns verlangt, welche Forderungen das deutsche Volk an die Zukunft zu stellen hat, und welche Forderungen die Zukunft an unser Volk stellt, ist im vierten Stück ausgeführt. Wir theilen den Wunsch des Verfassers, in seinem Buche insbesondere auch dem jüngeren Geschlecht einen Maßstab des politischen Urtheils an die Hand zu geben, darzuthun, wie sich eine wahrhaft deutsche Denkart mit weitherziger Empfänglichkeit für alles Tüchtige vereinigen muss. V.

„Im Banne des Kaisers. Wanderungen in den Kitzbüheler Alpen von Josef Steiner,“ betitelt sich ein neues achtzig Seiten zählendes Büchlein, welches kürzlich bei Martin Ritzer in Kitzbühel erschienen ist. In siebzehn Capiteln schildert der Verfasser das ganze Gebiet von Nordosttirol und verwebt darin Natur und Sage, Geschichte und Volkskunde zu einem harmonischen Ganzen. V.

Büchereinlauf.

Die Maikönigin. Roman von Wolf von Teinach. (Dresden. E. Piersons. 1898.)

Der sterbende Ahasver. Ein Stück Gegenwart in vier Acten und einer Vorrede von Adolph Rosée. (Berlin. E. Ebernig. 1898.)

Laskaris von Arthur Pfungst. Dritte Auflage. — Wohlfeile Volksausgabe. (Berlin. Ferd. Dümmler. 1898.)

Es dunkt mi' fein! Gedichte im Innsbrucker Dialect von Franz Dolliner. (Innsbruck. A. Edlinger. 1898.)

Ernst und Gspoaß ausn Baurndorf. Dichtungen in niederösterreichischer Mundart von Alex. Ohm-Januschowsky. (Wien. E. Daberkow.)

Theodor Körner und die Seinen. Von Dr. W. Emil Peschel und Dr. Eugen Wildenow. Mit vielen Bildern, Facsimiles und Karten. Zwei Bände. (Leipzig. E. A. Seemann. 1898.)

Über deutschvolkliches Sagen und Singen. Streifzüge im Gebiete deutschen Schrift- und Volksthumes, mit besonderer Rücksicht auf die deutsche Ostmark, von Dr. Adolf Harpf. (Leipzig. Julius Werne. 1898.)

Hermine Proschkos Jugendlaube. Kleine, illustrierte Bibliothek für die Jugend („St. Norbertus“. Wien.) Neues, 17. Bändchen: Unseres Kaisers goldenes Jubelfest. Ein Festbüchlein für Österreichs Jugend zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Kaisers von Hermine Proschko.

Dolomitenführer von Dr. Victor Wolf von Glanvell. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1898.)

Vademecum der weiblichen Gesundheitspflege von Sanitäts-Rath Dr. L. Fürst, Ausgewählte Capitel in Einzeldarstellungen. (Würzburg. A. Stuber [C. Kabitzsch].)

Der Kneippeur-Charlatanismus. Von Adolf Boneberger. (Mayenbad-Mindelheim.)

Kronstadt. Neuer illustrierter Führer durch die Stadt und deren Umgebung von Josef Schuller. Mit einem Stadtplane. (Kronstadt. H. Zeidner. 1898.)

Postkarten des „Heimgarten“.

W. J., Iglau: Nein. Seitdem die Ansichtskarten-Seuche grassiert, ist die Correspondenz um 200 % theurer und um 300 % dümmer geworden. Weil dem Teufel das alte Kartenspiel nicht mehr einträglich genug ist für den Sommer, so hat er ein neues erfunden. An Kostspieligkeit und Plattheit sind beide sich ebenbürtig. — Wir spielen nicht.

Ein ö. St.: In jener Gegend, wo Sie die Kornblume plaziert wissen wollen, hat Ihre Zuschrift Verwendung gefunden.

K. A., Graz: Die „in jeder Druckerei im Satz stehenden Phrasen von der Beliebtheit des heimischen Dichters“ dürften bald durch gegentheilige ersetzt werden. Anzengruber nannte derartige stereotype Lobsprüche die Zersetzung eines Dichterrufes auf warmem Wege.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Zur Nachricht.

Mit dem nächsten, dem Octoberhefte, beginnt der dreiundzwanzigste Jahrgang des „Heimgarten“. Über Gehalt und Tendenz dieser Monatsschrift brauchen wir nichts mehr zu sagen, die immer zunehmende Verbreitung derselben, besonders auch im Auslande, ist der beredteste Beweis dafür, dass sein Programm dem deutschen Charakter und einem Bedürfnisse der Zeit entspricht. Ein Organ für sittlich-deutsches Volksthum in Haus und Leben, ein Merkblatt für die Naturschönheiten der Alpen, ein Buch zur Unterhaltung im edlen Sinne, das ist unser „Heimgarten“. Er geht an keiner wichtigen Zeitfrage vorüber, ohne von einem freimüthigen persönlichen Standpunkte aus ein Licht auf sie zu werfen. Der „Heimgarten“ ist das ausschließliche literarische Organ seines Gründers und Herausgebers **Peter Rosegger**, der wie bisher, so auch in Zukunft, alle seine neuen Romane, Erzählungen, Schwänke, Gedichte, touristischen Aufsätze und Plaudereien u. s. w. zuerst im „Heimgarten“ erscheinen lässt. Schon die ersten Hefte des neuen Jahrganges werden von **Rosegger** folgende Beiträge enthalten: „Die Kreuzhüttenbuben“, eine Geschichte aus den Alpen; „Ein Mann von fünf Jahren“, Volksbild; „Geld allein macht nicht glücklich, man muss es auch haben“, eine Betrachtung; „Lose Stubengenossen“, eine Thierschilderung; „Die Freuden des Berühmtseins“, eine Plauderei; „Wanderungen in Tirol“; „Drei Stuhleckertage“, Gebirgstourbeschreibung u. s. w. — Ferner beginnt im ersten Hefte des neuen Jahrganges ein Roman: „Der Galgenpater“ von **Adolf Pichler.** Dasselbe Heft enthält eine sehr zeitgemäße Geschichte: „Die Auswanderer“ von **Emil Ertl.** Daran reihen sich: Robert Hamerlings Nachfolger, von **Josef Wichner,** weiterhin folgen: „Die Katzenhetz“, eine Geschichte aus dem Volke von **Karl Schönherr,** eigenartige Beiträge von Rosa Fischer, Karl Reiterer, Max v. Weissenthurn, Hans Malser und vielen andern.

Man kann ja die Ereignisse eines Jahres und den Inhalt eines ganzen Jahrgangs nicht voraussagen; manchmal schon war es uns vergönnt, Interessanteres bieten zu können, als was zum Beginne eines Jahrgangs versprochen worden. Es sind Anzeichen vorhanden, dass der neue Jahrgang des „Heimgarten“ seinen Vorgängern nicht zurückbleibt.

Die Verlagshandlung.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Digitized by Google

Digitized by Google

Forrestal
ANNEX
Fall, 1983

Digitized by Google